Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
DEU
v.9

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann, Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf von Hoensbroech

UNIVERSITY OF ILLINOIS
URBANA

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn

Digitized by Google

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn in Berlin W. 35

Zum 90. Geburtstage Bismarcks

empfehlen wir die

Neue vermehrte Volksausgabe

9.—11. Tausend

Fürst Bismarck nach seiner Entlassung

von

Dr. Paul Liman.

Inhalt:

Vorwort — Otto von Bismarck — Was den Kaiser von Bismarck schied — Seine Entlassung — Die ersten Kämpfe — Im Sturme — Huldigungsfahrten — Bismarck und der Hof — Der 80. Geburtstag — Letzte Kämpfe — Bismarck daheim — Die Seinen — Schluß.

Auf lange Zeit hinaus wird das Buch das wertvollste sein, das über den letzten Teil von Bismarcks Lebenswerk berichtet.

(Akademische Blätter.)

Mit einem Lichtdruck:
Preis: Geheftet 3 Mark,
elegant gebunden 4 Mark.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen.

Digitized by Google

„Ästhetische Weltanschauung“ und „Erziehung durch die Kunst“.

Von Theodor Lipps.

Es geht jetzt durch die Welt der Lobpreis einer sogenannten „ästhetischen Weltanschauung“ und im Zusammenhange damit die Mahnung zur „Erziehung durch die Kunst“. Gewiß wird in jenem Lobpreis und dieser Mahnung etwas Wahres liegen. Vielleicht aber liegt darin zugleich ein verhängnisvoller Irrtum.

Das Wahre, das darin liegt, ist die hohe Wertschätzung der ästhetischen Betrachtung und des ästhetischen Genusses und damit der Kunst, deren Aufgabe es ist, uns Gegenstände der ästhetischen Betrachtung und des ästhetischen Genusses zu schaffen.

Aber nicht nur Hohes, sondern das Höchste muß uns in der ästhetischen Betrachtung aufgehen; nicht nur Hohes, sondern Höchstes muß die Kunst uns darbieten, wenn jener Lobpreis einer ästhetischen Weltanschauung verständlich sein, und wenn es einen Sinn haben soll, die Kunst als ein wesentliches Mittel der Erziehung, ja als das höchste Erziehungsmittel anzusehen. Nun, auch eine Wertschätzung der ästhetischen Betrachtung und des ästhetischen Genusses und insbesondere der Kunst, die meint, daß wir Höchstes im Schönen und insbesondere im Kunstwerk genießen, wird zutreffen.

In der Tat muß es so sein, wenn der Begriff der „Einfühlung“, welcher jetzt die Ästhetik beherrscht, sein Recht hat. Einfühlung ist, allgemein gesagt, Durchdringung jedes Gegenstandes der sinnlichen Wahrnehmung mit unserem Leben, d. h. mit unserer Kraft und Tätigkeit. Wir sagen etwa von einer schönen Linie, sie „laufe“ dahin und dorthin, oder sie „verlaufe“ in dieser oder jener Richtung. Wir finden darin Bewegung,

Digitized by Google

ein Vor- und Zurückstreben, ein kraftvolles Auseinander- und Zusammenstreben, ein tätiges Auf- und Abwogen und dgl. Von allem dem nun sehen wir in der Linie mit dem sinnlichen Auge nichts. Dieselbe „läuft“ in Wahrheit nicht, noch „verläuft“ sie. Nichts von Bewegung, Streben, Kraft, Tätigkeit vermögen wir an ihr sinnlich wahrzunehmen. Aber ich „laufe“, indem ich sie betrachte, d. h. mein geistiges Auge „läuft“; ich verfolge die Linie, gehe ihr nach, strebe in der Betrachtung derselben nach vorwärts und rückwärts. Mein innerer Blick geht auf- und abwärts.

Aber alles dies erscheint mir als an die Linie gebunden, in ihr unmittelbar liegend. Damit scheint mir die Linie erfüllt von meinem eigenen Leben und sonach selbst lebendig. Sie hat eine Seele gewonnen durch meinen betrachtenden Blick.

Hier rede ich der Einfachheit des Beispiels halber von einer Linie. Aber gleichartiges gilt von jedem Objekte, das ich betrachte.

Es gibt nichts, das ich betrachten könnte, ohne ihm damit Leben und Seele zu geben. Indem ich einen beliebigen Gegenstand auffasse und in meinen geistigen Besitz bringe, übe ich jederzeit eine mehr oder minder reiche Tätigkeit. Und ist er nun in meinen Besitz, so steckt in ihm, so, wie ich allein ihn kenne, diese meine ganze Tätigkeit. Dieselbe ist in ihm, so wie ich ihn in meinem geistigen Besitz habe, also so, wie allein ich ihn kenne, als unvermeidliche Komponente mit enthalten. Es ist also darin etwas von mir enthalten.

Jene Tätigkeit können wir auch genauer bezeichnen als meine innerlich formende Tätigkeit. Eine solche also liegt in dem Gegenstande, den ich aufgefaßt und mir innerlich angeeignet habe. Sie liegt in ihm, scheint also seine eigene formende Tätigkeit. Der Gegenstand scheint durch dieselbe sich selbst sein Dasein und seine Form zu geben.

Diese Beseelung, diese unvermeidliche Spiegelung meiner selbst in dem Gegenstande, der mein geistiges Eigentum geworden ist, diese Vermenschlichung nennen wir Einfühlung. Mit einem etwas gar groben Bilde kann ich sie auch bezeichnen als Projektion meiner selbst in den Gegenstand hinein. Besser ist der Ausdruck: Objektivation meiner in demselben.

Eine über die soeben beschriebene Einfühlung hinausgehende Einfühlung oder Beseelung vollziehe ich gegenüber den Naturobjekten. Jeder redet von „Kräften“ und „Tätigkeiten“ in den Dingen. Aber wiederum kann ich, was diese Worte sagen, nicht an den Dingen sehen, noch hören, noch tasten; nur in mir

Digitized by Google

selbst überhaupt vermag ich dergleichen zu finden. Indem ich aber die Dinge denke und mit ihnen geistig operiere, sie verbinde, trenne, aufeinander beziehe, übe ich wiederum eine neue und reiche geistige Tätigkeit. Und ich *erlebe* die Tätigkeit und *fühle* die Kraft derselben. Weil ich aber die Tätigkeit erlebe und ihre Kraft fühle, indem ich denkend *in den Dingen bin*, erscheint wiederum diese Tätigkeit und Kraft als etwas in den Dingen Liegendes, kurz, auch sie ist von mir in dieselben „*eingefühlt*“.

Und weiterhin „projiziere“ ich in das, was ich sehe und höre, schon in die einfache Farbe oder den Klang, noch deutlicher in die Landschaft, meine *Stimmungen*. So finde ich etwa in der Farbe Heiterkeit, der Klang ist für mich kraftvoll; die Natur atmet Stille, Frieden, Sehnsucht. Dies ist meine Heiterkeit, mein Kraftgefühl, meine Stille, mein Frieden, meine sehnsuchtsvolle Stimmung aber eben in die Dinge eingefühlt.

Vor allem wichtig aber und uns menschlich am nächstliegenden ist die Einfühlung in die sinnliche Erscheinung anderer Individuen. Nichts ist gewisser, als daß wir das Seelische in anderen Menschen nicht sinnlich wahrnehmen können. Trotzdem liegt für uns ein solches in jeder sinnlichen Erscheinung eines menschlichen Individuums. Es kann aber darin für uns nur liegen, weil wir es aus uns selbst sozusagen herausgenommen und in die sichtbare Erscheinung eines Menschen hineingelegt haben. Wir tun dies auf Grund eines nicht weiter erklärbaren Instinktes. So sehen wir etwa in einem fremden Auge unmittelbar, als etwas darin Liegendes, Freude oder Stolz oder Kummer. Wir sehen in den Formen eines fremden Körpers Kraft, Gesundheit, Geschmeidigkeit. Wir sehen in allem dem, was die sinnliche Erscheinung eines Menschen konstituiert, Leben und Tätigkeit. Es ist kein Zweifel: alles dieses Leben oder alle diese Tätigkeit vermögen wir unmittelbar nur in uns selbst zu erleben. Aber wir können nicht umhin, dergleichen nun auch in die fremde sinnliche Erscheinung „einzufühlen“.

Und indem wir dies tun, wird für uns der Komplex von Formen und Farben, den allein wir sehen, wenn wir einen „Menschen“ sehen, lebendig; wir können denselben nicht sehen, ohne den unmittelbaren Eindruck eines darin liegenden, dem eigenen Leben verwandten Lebens zu gewinnen. Auch der Mensch also wird für uns zum Menschen erst durch Einfühlung, durch „Projektion“ des eigenen Innern in seine äußere Erscheinung, durch eine Spiegelung des eigenen Ich in derselben.

Dieser unmittelbare Eindruck eines Lebens nun, den wir in

Digitized by Google

der Betrachtung der sinnlichen Erscheinung eines fremden menschlichen Individuums gewinnen, macht diese Erscheinung uns ästhetisch bedeutsam, d. h. macht sie für uns schön und andererseits häßlich. Und umgekehrt, alle Schönheit der sinnlichen Erscheinung des Menschen wurzelt einzig und allein in dem Leben, das darin sich ausspricht oder darin für unseren unmittelbaren Eindruck liegt. Alle Schönheit des menschlichen Körpers ist „Ausdruck", nämlich Ausdruck eines Lebens. Auch alle sogenannte „ausdruckslose Schönheit" ist Ausdruck, nur ausgeglichener Ausdruck.

Dies aber müssen wir verallgemeinern. Es gibt überhaupt keine andere Schönheit, als Schönheit des Ausdruckes. Alle Schönheit ist nichts anderes als Lebendigkeit für den unmittelbaren Eindruck. Und dies Leben ist eingefühlt. Alle Schönheit also beruht auf Einfühlung, auf Objektivation meiner selbst, auf Vermenschlichung. Was einen Gegenstand der sinnlichen Wahrnehmung schön macht, ist immer das darin für den unmittelbaren Eindruck sich aussprechende Leben, das letzten Endes Leben ist von meinem eigenen Leben. Es ist die in das schöne Objekt hinein projizierte eigene Kraft und Tätigkeit. Alle Schönheit ist Widerschein des Menschen, d. h. menschlichen Lebens oder menschlicher Kraft und Tätigkeit in einem Sinnlichen. Was schön ist, so können wir auch sagen, ist schön, weil es „*Symbol*" ist. Nicht in dem Sinne, in dem ein Heiligenschein Symbol ist der Heiligkeit, d. h. im Sinne einer konventionellen Symbolik, sondern in dem spezifischen Sinne der *ästhetischen* Symbolik. Ästhetische Symbolik besagt aber allemal, daß ein Gegenstand unmittelbarer *Ausdruck* ist irgend welcher Art der Lebendigkeit, d. h. daß diese darin liegt für den unmittelbaren *Eindruck*. Sie kann aber darin für uns liegen, nur weil wir sie, d. h. weil wir uns, in dasselbe eingefühlt haben.

Die „Einfühlung" oder Vermenschlichung, die wir an den Dingen in der Natur außer uns üben, scheidet die wissenschaftliche Betrachtung aus diesen Dingen aus oder, genauer gesagt, sie scheidet aus ihnen aus, was wir durch einen Akt solcher Einfühlung der Vermenschlichung in dieselben hineingelegt haben.

Aber dieser wissenschaftlichen Betrachtung steht die *ästhetische* Betrachtung diametral gegenüber. Diese betrachtet auch die für die Wissenschaft leblosen Dinge mit dem ganzen Leben, das wir in dieselben hineinverlegen. Vielmehr die ästhetische Betrachtung der Dinge *ist* eben diejenige, die alles mit dem eigenen Leben des Betrachters erfüllt und durchdringt. Eben damit *ist* sie die Betrachtung vom Gesichtspunkte der

Digitized by Google

Schönheit aus. Und der ästhetische Genuß ist der Genuß dieser Schönheit, d. h. es ist der Genuß des in die Dinge von uns eingefühlten Lebens. Dies Leben aber entstammt aus mir, dem Betrachtenden und Genießenden. Der ästhetische Genuß ist also letzten Endes Genuß des eigenen Wesens oder der eigenen Persönlichkeit.

Und das Gleiche gilt von jedem ästhetischen Genuß. In allem dem, was wir ästhetisch genießen, genießen wir den Menschen und zuletzt uns selbst, unsere Persönlichkeit, eine mögliche Weise ihrer Betätigung. Wir genießen uns in den Linien, in den Farben oder Tönen, in der Natur, in der sinnlichen Erscheinung eines fremden Individuums. Und dies heißt jederzeit, wir genießen menschliche Kraft und Tätigkeit und zuletzt unsere eigene Kraft und Tätigkeit oder unser eigenes Leben.

Menschliches Leben, menschliche Tätigkeit, Betätigung der Persönlichkeit aber, das ist das Höchste, das wir überhaupt genießen können. Es ist für uns der Träger des höchsten Wertes. Ja, es ist das einzige, was überhaupt auf den Namen „Wert“ Anspruch machen kann.

Alle Werte von Dingen sind Werte für den Menschen oder um des Menschen willen. Darin liegt schon, daß der Mensch dasjenige ist, was allein nicht mehr um eines anderen willen, sondern um seinetwillen oder in sich selbst Wert hat. Wert des Menschen aber ist Wert des Lebens. Und Leben ist Kraft und Tätigkeit. Wir fühlen also uns als Menschen oder werden unseres Menschseins inne, indem wir Leben, Kraft und Tätigkeit fühlen.

Der höchste Wert ist Lebenswert. Das Leben ist nicht nur der Güter höchstes, sondern der Güter einziges. Nicht das physische Leben, sondern das Leben der Persönlichkeit, ihre Lebensfülle, die Kraft, der Reichtum, die Freiheit, d. h. innere Einstimmigkeit ihrer Tätigkeit und ihrer Tätigkeitsmöglichkeiten.

Und ist schön oder ästhetisch wertvoll dasjenige, was, und, sofern es für unseren unmittelbaren Eindruck Leben in sich trägt, so ist auch ästhetischer Wert Lebenswert, Wert von Kraft und Tätigkeit. Es ist also auch ästhetischer Wert Wert der höchsten Art; ästhetischer Genuß Genuß eines solchen Wertes von höchster Art. Er ist unmittelbares Innewerden, ästhetisches Erleben und Verspüren eines in sich selbst, nicht um eines

Digitized by Google

anderen willen Wertvollen. Er ist, als unmittelbares beglückendes Innewerden von Leben, Kraft, Tätigkeit, Genuß dessen, was letzten Endes allein wertvoll heißen darf.

Und solches Wertvolle der höchsten Art, weil solches in sich selbst Wertvolle, gibt uns nun alle wahre Kunst. Sie schafft die Möglichkeit, daß wir ein solches unmittelbar in uns erleben. Dann, scheint es, kann es nichts Höheres geben als die Kunst.

Höchste Werte nennen wir auch ethische Werte. Das ethisch Wertvolle ist in der Tat das schlechthin oder das in sich selbst Wertvolle. Dies liegt im Sinne des Wortes „ethisch wertvoll". Dann sind also ethische Werte nichts anderes als Menschen- oder Persönlichkeitswerte. Ethisch wertvoll ist der Mensch in dem Maße, als er Mensch ist im positiven Sinne des Wortes, oder in dem Maße, als er positiv Menschliches in sich trägt. Etwas Positives im Menschen aber ist jede Tätigkeit, jedes Leben und jede Möglichkeit des Lebens oder der Tätigkeit, also jede Kraft. Umgekehrt, aller Menschenunwert, und demnach aller ethische Unwert, ist ein Negatives oder ist eine Negation des vollen Menschseins. Ethisch unwert ist der Ausfall, die Verkümmerung, die Schwäche, Zerstörung, Vernichtung von Leben und Lebensmöglichkeiten.

Danach beantwortet sich zunächst die Frage nach dem Sinne und Inhalt des Schönen oder die Frage nach dem, was ästhetischen Wert verleiht, und anderseits die Frage nach dem ethisch Wertvollen in der gleichen Weise. Schön oder ästhetisch wertvoll, so sagen wir genauer, ist dasjenige Sinnliche, in welchem für uns unmittelbar eine Lebensbetätigung liegt. Und gut oder ethisch wertvoll ist an sich jede Lebensbetätigung oder jedes Leben. Höchsten ethischen Wert hat die höchste und allseitigste und zugleich in sich einheitlichste Tätigkeit und Tätigkeitsmöglichkeit. Tätigkeit aber wiederum ist gleichbedeutend mit Betätigung irgend welcher Kraft, irgend eines Vermögens oder einer Fähigkeit in uns. Das ethisch Höchste wäre also die absolute und absolut einheitliche Verwirklichung aller Kräfte, Vermögen, Fähigkeiten des Lebens oder der Persönlichkeitsbetätigung. Und das höchste Schöne wäre dasjenige, in welchem der höchste Reichtum von Kräften, von intensivstem Leben und intensivsten Lebensmöglichkeiten zu einer innerlichen Einheit sich zusammenschlösse.

Und in gleicher Weise, wie das Schöne und das Gute, so können wir dann auch die Kunst und die Sittlichkeit nebeneinander stellen. Beide schaffen sie Leben, Kraft, Tätigkeit. Die Kunst

Digitized by Google

schafft sie, d. h. sie stellt sie dar, die Sittlichkeit schafft, steigert, mehrt, entfaltet sie in der Welt der Wirklichkeit.

Dieser innere Zusammenhang zwischen Schönheit und ethischem Wert, zwischen Kunst und Sittlichkeit ist denn auch immer wiederum in allerlei Wendungen in der Geschichte der Ethik und Ästhetik anerkannt worden. Für den antiken Griechen schließt sich beides, das Schöne und das Gute, zusammen in den Begriff der „Kalokagathie", der inneren Tüchtigkeit, die zugleich Schönheit, oder der Schönheit, die zugleich innere Tüchtigkeit ist; für Plato ist das Reich der Ideen das absolut Schöne und zugleich das absolut Gute. Und Spätere nennen das Schöne den Widerschein der Idee in der Sinnenwelt. Und dabei ist unter der Idee immer das absolut Wertvolle, das schlechthin Gute oder Seinsollende verstanden. Darin liegt eine richtige Einsicht. Das Schöne ist in der Tat der Widerschein der „Idee", d. h. des in sich selbst Wertvollen in einem Sinnlichen.

Aber im obigen ist nun auch schon ein absoluter Gegensatz des Schönen und des Guten angedeutet. Die Kunst, sagte ich, schafft das in sich selbst Wertvolle, d. h. sie stellt es dar; und ich nannte das Schöne nicht die Idee, sondern den Widerschein der Idee im Sinnlichen.

Und darauf nun gilt es wohl zu achten. Das Schöne ist zunächst allemal ein Sinnliches, obzwar ein solches, das für den unmittelbaren Eindruck Leben in sich trägt. Nur sinnlich Wahrnehmbares kann „schön" sein. Es ist Mißbrauch, etwa von einer „schönen Gesinnung" zu reden oder eine aufopferungsvolle Tat eine „schöne Tat" zu nennen. Die edle Gesinnung ist in Wahrheit nicht eine schöne, sondern eine gute Gesinnung, und die aufopferungsvolle Tat ist eine gute Tat.

Das Schöne, sage ich, ist zunächst ein Sinnliches. Das Gute dagegen ist nicht ein Sinnliches, auch nicht ein solches, das uns den unmittelbaren Eindruck macht, Leben in sich zu tragen, sondern gut ist das Leben, die Tätigkeit, die Kraft selbst.

Die ästhetische Betrachtung sieht nun freilich in dem Sinnlichen, das wir „schön" nennen, ein darin liegendes Leben. Dabei ist aber zunächst dies, daß das Leben in einem Sinnlichen liegt, entscheidend. So gewiß das Schöne nur schön ist, weil in ihm ein an sich ethisch Wertvolles oder „Gutes", d. h. Leben oder Tätigkeit sich spiegelt, so gewiß ist nur das-

Digitized by Google

jenige schön, worin dies an sich ethisch Wertvolle sich spiegelt. Ethisch wertvoll dagegen ist, was darin sich spiegelt. Zugleich aber ist es für das ethisch Wertvolle gleichgültig, ob es in einem Sinnlichen sich spiegelt. Schön sind etwa die Züge eines Gesichtes, wenn in ihnen Adel des Wesens liegt; ethisch wertvoll dagegen ist der Adel des inneren Wesens selbst, mag nun dieser in den Zügen eines Gesichtes liegen oder unmittelbar sich spiegeln oder nicht. Kurz, es gehört zum Schönen immer dies, daß ein Sinnliches da sei, in dem ein Leben sich spiegelt; dagegen ist für die ästhetische Betrachtung dies Sinnliche die gleichgültigste Sache von der Welt. Sie zielt nicht auf solche Spiegelung, sondern sie zielt einzig auf das Leben.

Und so ist auch die Aufgabe der Kunst, ein Sinnliches zu schaffen, in welchem für uns unmittelbar Leben und Tätigkeit liegen. Nicht das Leben und die Tätigkeit selbst, sondern das Sinnliche, in welchem dies zum Ausdruck kommt, ist der Gegenstand ihrer Bemühungen.

Und weiter, die ästhetische Betrachtung fragt nur, ob das Leben in dem Sinnlichen, ob etwa in den Zügen eines Gesichtes innerer Adel liege, für den unmittelbaren Eindruck. Sie fragt nicht danach, ob der innere Adel, der in den Zügen liegt, in dem Individuum wirklich sich finde oder tatsächlich vorkomme, sie fragt nicht danach, ob etwa „der Schein trügt“. Sondern sie begnügt sich mit dem „schönen Schein“, d. h. mit dem Eindruck des Lebens. Die ethische Betrachtung dagegen fragt nach der Wirklichkeit des inneren Adels. Sie fragt überhaupt jederzeit nach der Wirklichkeit des ethisch Wertvollen, des Lebens, der Tätigkeit, der Kraft.

Und so zielt auch das künstlerische Tun lediglich auf Schaffung des unmittelbaren Eindruckes eines wertvollen Innern, d. h. eines Lebens. Die Kunst schafft ein Sinnliches, das Widerschein eines solchen ist, sie zielt auf Mehrung des schönen Scheines. Sie hat dagegen ganz und gar nichts zu tun mit der Vermehrung des Lebens, der Tätigkeit, der Kraft in der Welt der Wirklichkeit, in der Menschheit. Sondern dies ist einzig die Aufgabe des praktischen Lebens, der sittlichen Arbeit in der Welt der Wirklichkeit.

So gewiß die Kunst Leben schafft, so gewiß stehen danach, wenn wir unter dem „Leben“ das Leben in der Wirklichkeit, das praktische Leben, und vor allem die sittliche Arbeit verstehen, Kunst und Leben auch wiederum in vollem Gegensatze. Kunst schafft

Digitized by Google

Leben, aber sie schafft es eben für die ästhetische Betrachtung, die mit der Wirklichkeit dessen, was die Dinge schön macht, durchaus nichts zu tun hat. Sie schafft es, so können wir auch sagen, für unsere ästhetische Phantasie. Und sie läßt uns dasselbe gewiß erleben, aber sie läßt es uns eben ästhetisch erleben, d. h. so erleben, wie wir dasjenige erleben können, das für den unmittelbaren Eindruck besteht, völlig gleichgültig, ob es in der Wirklichkeit vorkommt.

Und endlich: Indem die ästhetische Betrachtung nicht fragt nach der Wirklichkeit des wertvollen Inhaltes des Schönen, stellt sie es auch nicht in den Zusammenhang der Wirklichkeit, sondern sie nimmt es einfach so, wie sie es in einem Sinnlichen findet, oder so, wie es für den unmittelbaren Eindruck darin liegt. Es gehört zu ihrem Wesen, daß sie nicht danach fragt, was dasselbe für den Zusammenhang der Wirklichkeit bedeute. In der Tat kann es für denselben nichts bedeuten, da es ja für die ästhetische Betrachtung selbst gar kein Wirkliches ist. Dagegen liegt es wiederum in der Natur der ethischen Betrachtung, daß sie das an sich Wertvolle in der Welt, das Leben, die Tätigkeit, die Kraft nicht an sich betrachtet, sondern es jederzeit in den Zusammenhang der Wirklichkeit hineinstellt, insbesondere hineinstellt in den Zusammenhang der Werte, die in der Welt der Wirklichkeit realisiert werden können, und in den Zusammenhang der Zwecke und Aufgaben, die in der Welt realisiert werden sollen.

Die ästhetische Betrachtung findet etwa irgendwo eine Äußerung einer Kraft und freut sich derselben, möchte auch eine solche Kraft, wenn sie in der Welt der Wirklichkeit uns begegnete, in dieser Welt zerstörend wirken. Auch die Äußerung der Kraft des Bösen ist als Äußerung einer Kraft Gegenstand des ästhetischen Genusses. Und sie kann dies nur sein, weil sie an sich wertvoll oder weil sie an sich ein Gutes ist. Und nur, was sie an sich ist, fragt und sieht die ästhetische Betrachtung. Die ethische Betrachtung dagegen fragt zugleich, was diese Kraft bedeute im Zusammenhange des Weltzweckes, ob sie im ganzen dieses Weltzweckes in der Tat Kraft sei, d. h. ob sie Leben schaffend oder ob sie vielleicht Leben hemmend und zerstörend wirke.

So stehen also das Schöne und das Gute auch wiederum in einem vollen Gegensatz zueinander. Es bleibt dabei, in allem Schönen ist für unsern unmittelbaren Eindruck etwas, das an sich ein Gutes heißen muß. Denn an sich gut ist jegliche Kraft,

Digitized by Google

jegliche Tätigkeit, jedes Leben und jede Lebensmöglichkeit. Und der Eindruck eines Lebens ist das Einzige, was ein Sinnliches schön machen kann. Aber was an sich ein Gutes ist, braucht nicht gut, d. h. es braucht dies nicht im Zusammenhang der Wirklichkeit zu sein. Zerstörende, nämlich Leben zerstörende Kräfte sind, eben als lebenzerstörende, nicht gut. Gut sein heißt: der Mehrung des Lebens, der Kräfte und der Tätigkeit in der Welt d. h. in dem gesamten Wirklichkeitszusammenhange dienen. Solche zerstörenden Kräfte sind nicht wertvoll, sondern unwert für den „praktischen", d. h. den auf die Wirklichkeit gerichteten Blick. Ein solcher aber und zugleich ein auf den gesamten Weltzusammenhang gerichteter Blick, ist der Blick der ethischen Betrachtung. Ethische Betrachtung ist alle möglichen Zwecke vereinheitlichende praktische Weltbetrachtung. Und dies heißt nichts anderes als: sie ist die auf die Wirklichkeit und den Zusammenhang der Wirklichkeit und der im ganzen der Welt zu verwirklichenden Zwecke gerichtete Betrachtung. Als solche aber steht sie zur ästhetischen Betrachtung im äußersten Gegensatz.

Und was ist nun Weltanschauung? Nun, sie ist Anschauung von der Welt. Damit ist aber nicht die „Welt" gemeint, wie sie in der ästhetischen Betrachtung sich uns darstellt; nicht die Welt des schönen Scheines, sondern gemeint ist die wirkliche Welt. Halten wir nun aber dies fest, dann gibt es eine Weltanschauung in einem doppelten und nur in diesem doppelten Sinne. Die Weltanschauung in dem einen Sinne ist die wissenschaftliche Weltanschauung. Diese fragt: wie ist die Welt, wie ist es um dieselbe in Wirklichkeit bestellt. Dies aber ist, wie wir sahen, genau die Frage, welche die ästhetische Betrachtung ihrer Natur nach niemals stellt. Ich wiederhole, ihr Blick bleibt beim schönen Schein, und es gehört zu ihrem Grundwesen, daß sie nicht bis zur Wirklichkeit dringt. Ja es ist das erste Kennzeichen der ästhetischen Betrachtung, daß sie diese absolute Grenze hat; daß sie alles Fragen nach Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit sich absolut versagt.

Daneben hat das Wort Weltanschauung noch einen zweiten Sinn. Die Weltanschauung, die ich hier meine, bezeichnen wir besser als Lebensanschauung. Diese ist das Bewußtsein von dem, was in der Welt der Wirklichkeit Wert hat oder Wert hätte und demnach sein sollte. Sie beantwortet die

Digitized by Google

Frage nach den Zwecken und Aufgaben in der Welt der Wirklichkeit, nach der Arbeit, die für das Wohl, nämlich letzten Endes für das sittliche Wohl der Menschheit geschieht und zu geschehen hat; nicht in irgendwelcher Welt der Phantasie; sondern in der Welt, die rings um uns existiert, in der wir, auch physisch, leben und atmen; sie beantwortet die Frage nach den Zwecken und Aufgaben, welche die Welt und die Menschheit stellen, und nach dem, was diesen dient, und wie weit es ihnen dient. Sie stellt und beantwortet die Frage nach dem, was die Menschheit oder was „den Menschen“, d. h. die Lebenswerte in den Individuen, höher zu bilden vermag. Dabei sind wiederum unter der Menschheit und den Individuen die Menschheit und die Individuen verstanden, so wie sie uns entgegen treten, nicht, wenn wir sie ästhetisch betrachten, sondern wenn wir unsere Augen auf die harte Wirklichkeit richten. Und mit jenen Zwecken und Aufgaben sind reale oder „praktische“ Zwecke und Aufgaben gemeint. Diese Lebensanschauung beantwortet schließlich vor allem die Frage, was jeder einzelne von uns beitragen kann und darum beitragen soll zur Erreichung des Ideals der höchsten Höhe der Menschheit; die Frage also nach unseren Aufgaben der Menschheit, d. h. uns selbst und anderen gegenüber, die Frage nach der von uns geforderten Arbeit an uns und der von uns geforderten sozialen Arbeit.

Was aber für diese beiden Arten von „Weltanschauung“ in erster Linie gefordert ist, das ist der sichere Wirklichkeitssinn; es ist die unerschrockene geistige Arbeit im Auffassen und Festhalten des Wirklichen; es ist die Durchdringung jedes Scheins, insbesondere also auch des ästhetischen Scheins; es ist die Anerkennung der Tatsachen, mögen sie nun erfreulich oder unerfreulich sein. Und es ist für jene Lebensanschauung insbesondere auch gefordert die Tiefe des Eindruckes, einerseits von dem Werte des Wirklichen und den Werten, welche in der Wirklichkeit realisiert werden können, andererseits das tiefe Erfaßtsein von den Nöten und Sorgen, dem materiellen und geistigen Elende im einzelnen und im sozialen Ganzen, von jeder Art der Lebensnegation in der Welt der Wirklichkeit.

Die Lebensanschauung, von der wir hier reden, zielt aber zugleich, je mehr sie in uns Kraft gewinnt, um so gewisser über sich selbst hinaus oder treibt uns zur praktischen Arbeit in der Welt der Wirklichkeit. Und dazu ist die Kraft des Wollens und dieser Arbeit erforderlich.

Digitized by Google

Damit sind wir auch schon beim Begriff der Erziehung angelangt. Schaffung und Mehrung jener Erkenntnis der Wirklichkeit, Gewinnung einer immer vollkommeneren Einsicht in die Zwecke der Wirklichkeit und die Aufgaben, die sie stellt, und endlich Weckung und Mehrung jener Kraft des Wollens und der praktischen Arbeit, das eigentlich ist die Aufgabe der Erziehung, nämlich der Erziehung des Menschen zum Menschsein.

Und wie kann nun zu allem dem die ästhetische Betrachtung und insbesondere die Kunst dienen? Wie kann sie insbesondere dazu beitragen, den Menschen zu erziehen zum Leben, zur Erkenntnis der Werte und Aufgaben in der Wirklichkeit und ihrem Zusammenhange? Wie kann sie dazu beitragen, daß das Individuum ein wertvolles Glied sei in dem Ganzen der Wirklichkeit, in das es hineingestellt ist, und in dem es bestimmt ist, seine Kräfte zu brauchen, in sich und in der Welt Leben und Lebensmöglichkeiten zu schaffen?

Die Kunst, sagte ich, schafft Leben, nämlich für die ästhetische Betrachtung. Sie läßt uns Leben verspüren, gegen das wir im Alltagsleben stumpf sind, sie enthüllt uns den Reichtum der Lebensmöglichkeiten, die uns im gemeinen Leben entgehen; sie führt uns in die Tiefe des Lebens, in die wir sonst nicht zu dringen vermögen. Damit, so scheint es, macht sie uns überhaupt eindrucksfähiger für das Leben, steigert, bereichert, verfeinert und vertieft unsere Empfänglichkeit für Lebenswerte. Und darin wiederum scheint eine erziehliche Wirkung der ästhetischen Betrachtung und der Kunst, nämlich eine erziehliche Wirkung fürs Leben, ohne weiteres gegeben.

Nun, irgendwelche erziehliche Wirkung muß ja gewiß die Betrachtung des Schönen und die Kunst in sich schließen. Dies heißt aber zunächst: sie muß erziehen zur ästhetischen Betrachtung. Die ästhetische Betrachtung selbst, insbesondere die des Kunstwerkes, ist ja auch eine Sache, die wir lernen müssen. Und wir lernen sie eben durch die ästhetische Betrachtung, insbesondere die Betrachtung der Werke einer wahren Kunst.

Ist es aber so, wie wir uns überzeugten, d. h. ist das Schöne schön um des lebensvollen Inhaltes willen, der in ihm liegt, und ist Leben gleichbedeutend mit dem ethisch Wertvollen und schließlich dem an sich Wertvollen überhaupt, dann macht gewiß die ästhetische Betrachtung und die Übung in derselben empfänglicher für

Digitized by Google

den Eindruck des ethisch Wertvollen oder des Guten. Die Kunst vor allem kann in uns eine Disposition schaffen für die Aufnahme alles dessen, was gut und edel heißen darf. Sie schafft oder weckt, indem sie aus dem Sinnlichen das Innere herausgreift und uns erleben lehrt, den Sinn für dies Innerliche und selbst nicht Sinnliche, sondern Ideelle und Ideale.

Indessen dies alles müssen wir nun recht verstehen. Es ist in der Tat so, Kunst gibt uns Leben, sie gibt uns nicht nur Wertvolles, sondern das Wertvolle. Ich wiederhole die Wendung, das Schöne ist der Widerschein der Idee. Und jemehr wir in die Kunst eindringen, desto mehr erleben wir dies Leben oder diese Idee in uns mit. Die Kunst schafft also in uns Leben, weckt Lebenskräfte in uns, läßt unser Inneres und läßt schließlich vielleicht das Höchste in uns zur Aussprache und zur Betätigung gelangen; und sie steigert, bereichert, verfeinert damit in uns die Möglichkeit solcher inneren Lebensbetätigung.

Aber vergessen wir nicht, daß bei allem doch das, was sie gibt, schöner Schein ist, der Welt der Wirklichkeit entrückt. Es ist gewiß Leben, aber es ist Leben in einer ideellen Welt. In eine solche zieht uns das Kunstwerk hinein und bannt uns in dieselbe hinein. Und je mehr wir die Wirklichkeit vergessen und in der ideellen Welt leben, desto vollkommener wird das Leben des Kunstwerkes zu unserem eigenen. Und demgemäß ist auch, was wir lernen, indem wir ästhetisch genießen, das immer vollere Sichversenken in eine solche ideelle Welt und das immer vollere Erleben derselben und des Lebens, das sie einschließt.

Nun aber fragt es sich, was wir aus einer solchen ideellen Welt mit hineinnehmen in die ganz andere Welt, mit welcher es die ethische Betrachtung zu tun hat und in welcher die sittliche Arbeit geschieht, d. h. in die wirkliche Welt, die uns umgibt. Ob und wieweit die Eindrücke, die wir in jener ideellen Welt empfangen haben, dauern und triebkräftig bleiben, wenn wir aus ihr, wenn wir also insbesondere aus der Welt der Kunst heraustreten und in die wirkliche Welt hineintreten; wenn der Wachtraum, als welcher das Leben in der Kunst bezeichnet werden kann, sich löst in das Leben im vollen Lichte des Tages.

Von einem „Wachtraum“ rede ich hier. In der Tat ist das Leben in der Kunst eine Art von Traumleben. Es ist dies, sofern es, wie alles Traumleben, ein der Wirklichkeit und dem Zusammenhange der Wirklichkeit abgewendetes ist.

Nun erinnern wir uns aber, wie es mit dem Traume, den

Digitized by Google

wir im Schlafe träumen, dem Traume im eigentlichen Sinne des Wortes also, bestellt zu sein pflegt, wenn wir erwachen. Man weiß, wie schwer es uns fällt, solche Träume festzuhalten, wie leicht sie im Lichte und Lärm des wachen Lebens in Nichts zergehen. Wie nun, wenn es mit dem Wachtraume, den wir träumen, wenn wir in der Welt der Kunst leben, ähnlich sich verhielte?

Wie denn geht es zu, daß es mit den Schlafträumen so sich verhält, wie ich soeben sagte? Die Antwort ist diese: Wir sind im Traume andere Menschen als im Wachleben, wir sind eben träumende Menschen. Das träumende Ich und das Ich des wachen Lebens aber stehen einander gegenüber als zwei hinsichtlich ihres Charakters ganz verschiedene Iche. Der Wechsel zwischen Traumleben und wachem Leben ist wie ein Wechsel zwischen zwei Persönlichkeiten. Diese beiden Persönlichkeiten sind freilich auch wiederum eine einzige. Aber sie sind diese eine Persönlichkeit in völlig verschiedenen Zuständen oder seelischen Gesamtverfassungen. Dies ist es, was macht, daß wir dasjenige, was wir in der einen Verfassung, der Traumverfassung, erlebt haben, nicht ins wache Leben mit hinüberzunehmen pflegen, daß es da nicht in uns weiterzuwirken pflegt.

Und wir müßten hinzufügen: es ist gut, daß es so sich verhält, denn was würde sonst aus dem wachen Leben? Gewiß mag es geschehen, daß wir im Erwachen noch eine Zeitlang weiterträumen. Ja, bei manchen mögen sich die Träume überhaupt in das wache Leben hinüberziehen und in ihm weiterwirken. Aber je gesunder wir sind, desto gewisser ist es nicht so, sondern desto mehr sind Traumleben und waches Leben scharf voneinander geschieden, desto weniger können sie also ineinander fließen. Desto weniger wirkt das Traumleben ins wache Leben hinein. Desto vollständiger zergeht insbesondere auch das, was uns im Traumleben erfreut und beglückt hat, vor dem hellen Tageslicht mit seinen Aufgaben, seinen Sorgen, auch seinen Freuden.

Ein solches Traumleben nun, wie dasjenige, das ich hier im Auge habe, ist freilich das Leben in der Kunst nicht. Aber dies hindert nicht, daß der innere Zustand, in welchem wir uns befinden, wenn wir in der Kunst, und der ästhetischen Betrachtung überhaupt, leben und darin jedesmal, wie wir sollen, aufgehen, mit dem Traumzustande in dem Punkte, auf den es hier ankommt, vergleichbar ist, d. h. daß er ein durchaus eigener, von dem Zu-

Digitized by Google

stande, in dem wir uns befinden, wenn wir in der Welt der Wirklichkeit leben, durchaus verschiedener innerer Zustand ist.

Auch das Leben in der Kunst und in der ästhetischen Betrachtung setzt eine vollkommen eigenartige innere Daseinsweise voraus oder ist eine solche; auch wenn wir in der ästhetischen Betrachtung weilen, sind wir andere Menschen, ein anderes Ich, als wenn unser Auge auf die Wirklichkeit gerichtet ist.

Nun, weil es so ist, so pflegen auch die Eindrücke, die wir empfangen, wenn wir in der Welt des Kunstwerkes weilen, zu zergehen vor dem hellen und mitunter grellen Tageslicht und dem lauten Lärm der Wirklichkeit.

Und auch hier müssen wir hinzufügen: es ist ein Zeichen geistiger Gesundheit, daß die beiden inneren Verfassungen, diejenige, in der wir uns befinden, wenn wir ästhetisch genießen, und die andere, die in uns ist, wenn wir der Wirklichkeit ins Auge sehen, oder daß der ästhetisch genießende Mensch einerseits und der erkennende und praktisch handelnde Mensch andererseits in uns völlig geschieden seien. Es ist ein Zeichen geistiger Gesundheit, daß wir völlig andere Menschen werden, wenn wir aus der ästhetischen Betrachtung oder aus der Kunst in das Tageslicht der Wirklichkeit hinaustreten. Und es ist demgemäß ein Zeichen der geistigen Gesundheit, wenn wir auch die Eindrücke, die wir empfingen, so lange wir in der ästhetischen Betrachtung und in der Kunst weilten, nicht ins praktische Leben mit hinübernehmen.

Fassen wir aber das hier Gesagte weiter. Schon der erkennende Mensch ist ein anderer, als der an der Wirklichkeit sich freuende und über sie trauernde, als der liebende und hassende, als der Mensch der praktischen Lebensinteressen. Und auch hier schon ist die volle Scheidung beider Menschen ein Zeichen geistiger Gesundheit. Es ist insbesondere ein Zeichen derselben, daß Neigung und Abneigung, Liebe und Haß der Wirklichkeit gegenüber nicht mehr mitsprechen, wenn wir aus der Sphäre, in welcher diese ihr Recht haben, der Sphäre der „gemütlichen Anteilnahme“ oder des affektiven Interesses, in die klare und scharfe Luft der Erkenntnis hinaustreten; daß wir, sobald die Arbeit des Erkennens beginnt, nicht mehr fragen, welche Tatsachen uns zusagen und welche nicht.

Hier stelle ich den erkennenden Menschen dem Menschen der „gemütlichen“ Anteilnahme an der Wirklichkeit gegenüber. Vergleichen wir nun aber mit dem erkennenden Menschen den

Digitized by Google

ästhetisch genießenden, so müssen wir sagen, dieser ist im Vergleich mit dem Menschen der gemütlichen Anteilnahme an der Wirklichkeit oder dem Menschen der „praktischen" Lebensinteressen in noch höherem Maße eine Persönlichkeit für sich. Und es leuchtet ein, wiefern es so sein muß. Liebe und Haß, Neigung und Abneigung dem Wirklichen gegenüber gelten doch immerhin auch der wirklichen Welt, sie gelten also derselben Welt, auf welche auch die Erkenntnis sich bezieht. Mögen wir die Wirklichkeit erkennen oder ihr gegenüber Liebe und Haß fühlen, in jedem Falle leben wir doch in der gleichen wirklichen Welt. Die ästhetische Betrachtung dagegen und das Leben in der Kunst führt uns, wie gesagt, über alle Wirklichkeit ganz und gar hinaus. Es ist also in der Tat der innere Zustand des ästhetisch Betrachtenden in ganz besonderem Maße ein eigenartiger. Es besteht zunächst ein Gegensatz von besonderer Weite zwischen der ästhetisch zu genießenden Welt einerseits und der Welt, auf welche, sei es der erkennende, sei es der praktisch sich betätigende Mensch zielt. Ja, dieser Gegensatz ist ein absoluter. Er ist ein geringerer als der Gegensatz des Realen und des Ideellen. Und demgemäß besteht normalerweise auch eine besondere Tiefe der Kluft zwischen diesen beiden Menschen.

Und dies nun heißt, daß es ein Wahn ist, zu meinen, der Mensch, der zum ästhetischen Genuß immer fähiger werde, werde eben damit zugleich immer tauglicher zum Leben in der Welt der Wirklichkeit. Nicht dies kann in Wahrheit die Aufgabe sein, zu letzterem tauglicher zu werden dadurch, daß wir ästhetisch genußfähiger werden. Sondern wir müssen danach trachten, in jener und, davon völlig getrennt, in dieser Welt heimisch und reich und stark zu werden.

Drei Persönlichkeiten haben wir soeben im ganzen unterschieden. Ich lege noch einmal Gewicht darauf, daß es dieselben in der Tat gibt, und daß dieselben voneinander durchaus verschieden sind und normalerweise sein müssen. Es gibt im Menschen den erkennenden, den an der Wirklichkeit affektiven Anteil nehmenden und praktisch wollenden, und es gibt den ästhetisch genießenden Menschen. Und diese drei stehen eigenartig selbständig nebeneinander. Man kann stark und reich sein im Erkennen und schwach und arm im praktischen Wollen, ein Held in jenem und ein Kind in diesem. Und ebenso kann man auch stark und reich sein im ästhetischen Genießen und ein elender Schwächling, beides in der Erkenntnis und im praktischen Wollen.

Digitized by Google

Und darum nun muß der ästhetisch genießende Mensch für sich und ebenso der erkennende und der praktisch wollende Mensch für sich erzogen werden. Die Kunst vermag zu erziehen zur Kunst und zum künstlerischen Genießen. Also erziehe man durch die Kunst zur Kunst und zum künstlerischen Genießen. Man erziehe aber ebenso durch die Erkenntnis zur Erkenntnis, durch das Leben zum Leben. Dagegen hüte man sich, durch Erkenntnis allein zum Leben erziehen zu wollen. Und man hüte sich ganz und gar vor dem Wahn, durch die Kunst, die einer völlig anderen Welt angehört, sei es zur Erkenntnis, sei es zum Leben erziehen zu können.

Doch damit ist nun noch nicht genug gesagt. Daß diese verschiedenen Persönlichkeiten in uns nebeneinander stehen und insbesondere die ästhetisch genießende so ganz und gar für sich steht, und daß doch alle diese Persönlichkeiten in der einen Persönlichkeit miteinander vereinigt sind, dies macht, daß dieselben miteinander konkurrieren. Und dies heißt: einseitige Ausbildung des Intellektes schädigt die Fähigkeit des kraftvollen Wollens und Handelns. Und noch viel sicherer schädigt einseitige Ausbildung des ästhetisch genießenden Menschen, weil dieser so völlig für sich steht, den erkennenden und den praktisch wollenden Menschen. Wer immer nur ästhetisch genießt, d. h. immer nur in der Welt der ästhetischen Betrachtung, also der Welt des schönen Scheins lebt, gewöhnt sich, in dieser und immer nur in dieser Welt zu leben. Und es ist Gefahr, daß er damit des Lebens in der Welt der Erkenntnis und des praktischen Handelns sich entwöhne; daß er scheu sich zurückziehe, da wo das helle und grelle Licht der Wirklichkeit und ihrer Aufgaben scheint. Indem wir immer nur das Auge der ästhetischen Betrachtung gebrauchen, kann unser Sinn stumpf werden für die Wirklichkeit; indem die ästhetische Betrachtung nicht nach der Wirklichkeit fragt, kann sie uns dazu erziehen, nicht nach ihr, sondern nur nach dem schönen Schein zu fragen. Und einseitige ästhetische Betrachtung muß uns dazu erziehen. Wir können uns daran gewöhnen, alle Dinge nur vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte aus zu betrachten, und können dabei das Mitfühlen verlernen. Ebenso aber können wir uns auch daran gewöhnen, alle Dinge vom ästhetischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Und auch dabei können wir das Mitfühlen, können wir die Frage nach der Sorge und der Not des Daseins und den Blick für die Aufgaben, die in der Welt der Wirklichkeit zu erfüllen sind, verlernen. Und wir können es verlernen, unsere

Digitized by Google

Kraft zu gebrauchen in der Erfüllung dieser Aufgabe. Und dadurch muß diese Kraft Einbuße erleiden. Wir können Feiglinge und Schwächlinge werden; Feiglinge, die nicht mehr die Kraft und den Mut haben, der Wirklichkeit, wie sie nun eben ist, ins Auge zu sehen; und Schwächlinge, die nicht mehr die Kraft haben zum sittlichen Handeln. Wir können durch einseitiges Leben in der ästhetischen Betrachtung und der Kunst der Wirklichkeit gegenüber roh und gefühllos werden.

Dies ist eine wohl zu beachtende Kehrseite der „erziehenden Wirkung der Kunst". Ich wiederhole, Kunst erzieht gewiß zur Kunst und zur Betrachtung des Kunstwerkes. Daß sie außerdem auch zum Leben erziehe, ist zunächst eine Annahme. Und die absolute Verschiedenheit der Welt der Kunst und der Welt der Wirklichkeit macht diese von vornherein wenig wahrscheinlich. Aber dies genügt nicht. Kunst birgt auch eine Gefahr in sich. Ausschließliche Gewöhnung daran erzieht zur Wirklichkeitsblindheit und muß den Menschen unfähiger machen für die Erkenntnis der Wirklichkeit und die in ihr zu vollbringenden Aufgaben. Sie macht ihn ästhetisch hellsehend, aber ethisch blind.

So ist Kunst, nämlich wahre Kunst, gewiß ein Segen, einseitiger Kultus der Kunst aber, und selbst der höchsten Kunst, ein Fluch. Lessing spricht einmal davon, wie viel leichter es sei, andächtig zu schwärmen als gut zu handeln. Nun, es ist auch viel leichter, ästhetisch zu schwärmen als gut zu handeln, seiner Aufgaben in der Welt der Wirklichkeit, der Aufgaben an sich selbst bewußt zu werden, an sich und andern zu arbeiten und seine Pflicht zu tun. Gewöhnung aber an ästhetisches Schwärmen läßt uns dies immer leichter und lieber erscheinen. Und es ist Gefahr, daß wir dadurch unserer Pflicht entzogen, daß wir bei aller ästhetischen Befreiung sittlich mehr und mehr erschlafft und eingeengt werden.

Nichts Schlimmeres könnte uns darum widerfahren, als wenn die Kunst im Leben der Menschheit alleinherrschend würde. Es wäre Gefahr, daß jenes weichliche, schlaffe und zugleich feige Ästhetentum, wie wir es jetzt da und dort finden, zum Allgemeingut würde. Nichts Schlimmeres vor allem könnte dem Volke und unseren Kindern widerfahren, als wenn dergleichen in das Volk und schon in die Seele des Kindes hineingetragen würde. „Volkskunst" und „Erziehung des Kindes zur Kunst" ist eine schöne

Digitized by Google

Sache, aber man wisse, daß man dadurch auch das Volk und das Kind erzieht zur Kunst und nicht zum Leben.

Vor allem in unseren Tagen aber brauchen wir nicht Ästheten, sondern Menschen; Menschen, denen nicht überall Wirklichkeit und Schein ineinander fließt, sondern solche Menschen, die dies beides wohl zu trennen wissen. Wir brauchen nicht verträumte, sondern wir brauchen volle und voll wache Menschen: Menschen der klaren Einsicht in die Aufgaben der sittlichen Kultur und in die Gefahren, die derselben vielleicht jetzt mehr als zu einer anderen Zeit drohen. Und wir brauchen Menschen des starken Wollens und der frischen Tat.

Jeder kennt die der Erkenntnis und Sittlichkeit feindlichen Mächte, die jetzt wiederum die Hand nach der Weltherrschaft ausstrecken. Nun, nichts könnte diesen willkommener sein, als ein Volk verträumter Ästheten, ein durch einseitiges Leben in der ästhetischen Betrachtung hypnotisiertes und geschwächtes und für die Wirklichkeit blindes Geschlecht. Würden wir dies, so hätten sie uns schon; wir reichten ihnen selbst die Mittel dar, unsere wissenschaftliche und sittliche Kultur zu erwürgen. Solche ästhetisierende Neuromantik wäre die Vorhalle zu der Neuromantik, in die wir jetzt hineingezogen werden sollen.

Vielleicht wahrere und reinere Kunst, nicht aber mehr Kunst ist das, was uns vor allem not tut. Sondern not tut uns mehr Einsicht in die sozialen Gefahren und mehr Stärke des praktischen Wollens.

Und wenn wir schließlich noch einmal zur „ästhetischen Weltanschauung“ zurückkehren und zur Forderung und zum Lobpreis einer solchen, so dürfen wir darauf wiederum mit einer Änderung eines Lessingschen Wortes antworten: Gott sei Dank, daß es noch eine andere Weltanschauung gibt, als die ästhetische. Vielmehr, wir müssen weitergehen und diesen Satz korrigieren und sagen: Gott sei Dank, daß es neben der ästhetischen Betrachtung auch noch eine Weltanschauung gibt. Denn ästhetische Betrachtung ist keine Weltanschauung, da die Welt, ich meine die wirkliche Welt, absolut jenseits derselben liegt. Auch eine Weltanschauung, d. h. eine Wirklichkeitserkenntnis aber brauchen wir, vor allem damit wir dann in der erkannten wirklichen Welt fester stehen lernen.

Digitized by Google

Ludwig Ganghofer.

Von Karl Fuchs.

Wer von Mittewald aus der Zugspitze zustrebt, wandert stundenlang in der lauschigen Einsamkeit eines nur dürftig bewohnten Hochtalbodens, zwischen dessen grünen, an vielen Stellen von wildem Geröll durchsetzten Matten ein Gebirgsbach in raschem Laufe herabeilt. Mitten in diesem Felsenkönigreich, auf der Tillfusalpe, stößt der Wanderer auf ein romantisches, im Schweizerstile gebautes Jagdschlößchen, „Hubertus" genannt, das schon durch äußere Abzeichen, so den Schmuck von Hirschgeweihen und Gemskrickeln darauf hinweist, daß sein Besitzer ein Freund des edlen Weidwerks ist; ein paar stramme Jäger, die auf der Bank vor dem Hause sitzen, und rasseechte Jagdhunde, welche ihnen zu Füßen lagern, vervollständigen das anmutige Bild der weltabgeschiedenen Häuslichkeit. Hier wohnt Ganghofer vom Frühjahr bis tief in den Spätherbst hinein, denn er liebt sein oberbayerisches Hochland, Land und Leute, die er wie keiner geschildert hat, so sehr, daß er sich als Zugehörigen desselben betrachtet und in dessen weihevoller Stille, in welcher der zarteste Pulsschlag der Natur fühlbar ist, sein Glück findet. Die stets sicher treffende Büchse auf dem Rücken durchstreift er alltäglich sein Felsenrevier. Er erlebt hier seine Dichtung.*) Ganghofer ist freilich auch ein Großstadtkind, und als solches ist er vermöge eines weiten Gesichtskreises, den er durch seine Lebensverhältnisse gewonnen hat, und der subjektiven Art, mit der er jeweilig von persönlichen Eindrücken und Erlebnissen bei seinem Schaffen ausgeht und beherrscht wird, auch in Bereiche hinausgeschritten, die

*) Ganghofer hat in seinem jüngst erschienenen Büchlein „Die Jäger" (Stuttgart, A. Bong & Co., 1905) eine Reihe von Jägertypen geschildert und darin gezeigt, mit welcher Genauigkeit er sich in Lust und Leid des Weidmannslebens zu versenken versteht. Von diesem Gesichtspunkte aus, wie sich in Ganghofers Persönlichkeit Leben und Dichten berührt und wie er in dieser Weise im eigentlichsten Sinne ein wahrhafter Dichter ist, hat sein Jugendfreund V. Chiavacci jüngst ein anziehendes und lichtvolles Charakterbild desselben entworfen (L. Ganghofer, Stuttgart, A. Bong & Co. 1905), das geeignet ist, uns tief in sein Herz blicken zu lassen und das Verständnis seiner Schöpfungen zu fördern. Dasselbe ist keine Biographie und will auch keine solche, sondern lediglich eine psychologische Skizze sein.

Digitized by Google

fernab von seiner „Heimatskunst“ liegen; er führt uns mit den Romanen „Rachele Scarpa“ (1885), „Die Bacchantin“ (1896) und „Tarantella“ (1898) in den sonnigen Süden Italiens, wo er so oft und gern geweilt hat, selbst in die Stadt am Goldenen Horn, die nur seine Phantasie geschaut hat, mit „Sünden der Väter“ (1885) in philosophierender Weise in die Sumpfluft der Großstadt, in welcher er als künstlerisches Individuum sich emporgerungen hat, aber seine eigentliche Domäne war und ist das oberbayerische Hochland mit seinen urwüchsigen Bauern, den Hirten, Sennerinnen, Jägern und Wildschützen; er hat von Jugend auf als Gemsjäger unter ihnen gelebt und sie in Ernst und Scherz, in Liebe und Haß, in Freude und Trauer erkannt; mit unerschöpflicher Naturſymbolik weiß er ihr Sinnen und Minnen, ihren Glauben und Aberglauben, selbst Geschichte und Sage, die sich hier entwickelt haben, in ihrer Bodenständigkeit zu erfassen und zu deuten, und, selbst von der harmonischen Stimmung zwischen der Bergnatur und den Menschen seiner Dichtung durchdrungen, weiß er dieselbe dem Gemüte des Lesers mitzuteilen. Aus der genauen, realistischen Betrachtung und Schilderei der Objekte und dem lyrischen Einschlag, der hinreißenden und ergreifenden Wirkung auf das Herz, die selbst bei gewöhnlichen Schwingungsweiten menschlicher Handlungen erzielt wird, setzt sich die Kraft des Dichters zusammen, und es ist gewiß ein Beweis von hohem Maße persönlicher Disposition für dieselbe, daß er von derselben, trotzdem er ein gut Teil seines Lebens mitten im Strome des starken Lebens als Hochschulstudent, als Gesellschafter von Vertretern und Vertreterinnen der Schauspielkunst in München, als Dramaturg des Ringtheaters in Wien, als Feuilletonredakteur des „Wiener Tagblatt“ usw. usw. verbracht hatte, nicht nur nichts eingebüßt hat, sondern auf dem Boden unverfälschten Volkslebens stets neue Früchte zu ernten versteht.

Als Ganghofer seinen „Herrgottsschnitzer von Ammergau“ auf die Bühne des Gärtnertheaters brachte (1880), war die Zeit für das Bauernstück eine ungemein günstige. Dem nüchternen Doktrinarismus gegenüber, der in der deutschen Volksliteratur nach dem Jahre 1848 zur Herrschaft gelangt war, wurde es als eine Art Erholung empfunden, daß das Leben und Denken von Menschen, die von der manchmal zersetzenden Überkultur unberührt waren, zum Gegenstande der Dichtung gemacht wurde. In München zumal hatte sich am Gärtnertheater das berühmte Ensemble zum Zwecke der Aufführung von Bauernstücken hier

Digitized by Google

und auf Gastspielen auswärts gebildet und Ganghofers „Herrgottsschnitzer", sein „Prozeßhansl" (1881) und sein „Geigenmacher von Mittenwald" (1884) wurden Parade- und Kassastücke der Gesellschaft, die den Namen des Dichters in ganz Deutschland und Österreich berühmt machten. Selbst in Berlin, wo das Verständnis für den oberbayerischen Dialekt anfangs fraglich scheinen mochte, ernteten die Darstellungen freundlichsten Beifall. Vielleicht gerade darin, daß gewöhnlichste bäuerliche Verhältnisse, allerdings mit echt künstlerisch profilierter Kleinarbeit der Charakteristik und des Innenlebens vors Auge geführt wurden, liegt das Geheimnis der auch heute nie versagenden Wirkung dieser Volksstücke, deren einfache Stoffe bei weitem nicht das Schwergewicht besitzen wie beispielsweise die Anzengruberschen Komödien, in denen schwierige und verwickelte Probleme des Menschenlebens behandelt werden. Im „Herrgottsschnitzer" ist das Thema nichts weiter, als daß der Umschwung der Gesinnung eines schönen, stolzen, mehr von inneren Trieben als von vernunftmäßiger Überlegung geleiteten Bauernmädchens gezeigt wird. Die Loni wendet allgemach dem vorher von ihr mißachteten „Herrgottsschnitzer" ihr Herz zu. Wie reich weiß der Dichter bei der scheinbaren Dürftigkeit der äußeren Handlung das Innenleben seiner Figuren zu gestalten! Selbst die Nebenpersonen, so die alte „Traudl", die in Amalie Schönchen ihre meisterhafte Darstellerin fand, sind tadellos gemeißelt. Für die virtuose Bühnentechnik der Stücke kamen zweifellos die reichen Erfahrungen des Schauspielers Neuert, des Mitarbeiters Ganghofers, zu Hilfe. Daß der Dichter gerade hier, wo er Rätsel des Herzens in kleiner Sphäre findet und löst, im besten Fahrwasser ist, beweist der Umstand, daß er später bei einem größeren, komplizierteren Vorwurfe, mit dem er nach längerer Pause zum oberbayerischen Volksstück zurückkehrte, nicht mehr den gleichen, nachhaltigen Erfolg erzielte. „Der heilige Rat" (1901) zieht in die Dorfgeschichte ein künstliches Motiv herein, die Bibelstelle, die von der Magd handelt, welche der Hausfrau den fehlenden Kindersegen bringt. Die Grundidee und die aus derselben entspringenden Verwickelungen sind fein erfaßt und durchgeführt, aber doch mußte der Dichter schon nach den ersten Aufführungen den tragischen Ausgang in einen versöhnlichen umgestalten. Von den Dramen höherer Stofffreise erhielt sich auf dem Spielplane nur Ganghofers „Hochzeit von Valeni", welche bürgerliche Tragödie er in Gemeinschaft mit Marco Brociner abgefaßt hat (1888). In der

Digitized by Google

dramatischen Dichtung versuchte er sich zum letzten Male mit dem Stücke „Meerleuchten", in welchem der lyrische Gehalt vorschlägt. Ein heimgekehrter Seemann findet die Geliebte seiner Jugend in den Armen eines unwürdigen Gemahls, seines eigenen Bruders. Blutenden Herzens reißt er sich los und zieht in die weite Welt wieder fort. In zarter Symbolik wird das überwältigende Schauspiel des Meerleuchtens dem Zauber neu aufflammender Liebe verglichen. Sowie Ganghofer im Drama über die enge Sphäre seiner bäuerlichen und Gebirgswelt hinausgeht, macht sich das Übergewicht des Empfindungsgehaltes über die Energie der Handlung geltend, eine Eigenschaft, die ihm gerade als Erzähler so ausgezeichnet zustatten kommt.

Herzensgeschichten alltäglicher Art werden ihm auch zu Ausgangspunkten schlichter Dorfgeschichten, in denen er von Anbeginn seine Ursprünglichkeit und seine meisterhafte, eigenartige Physiognomie zeigt. Bald nach der dramatischen Aufführung ließ er seinen „Herrgottsschnitzer" als Erzählung erscheinen (1881) und als solche erwies sich der bescheidene Stoff ebenso wirksam. Derselbe eignete sich eben vermöge seiner Einfachheit und der von Haus aus in ihm liegenden Gefühlsmomente, die bei der Anspruchslosigkeit der äußeren Handlung genug Raum finden konnten, auch ganz vorzüglich für die dramatische Bearbeitung, oder, besser gesagt, diese reichte für den gegebenen Fall bei Ganghofer vollständig aus, da der bescheidene Fall nicht nur für den gewaltigen Appell an die Empfindung genug Heimstätten bot, sondern diesen sogar nach der Charakteristik der handelnden Personen forderte. Auch später, nachdem Ganghofer sich bereits umfänglicheren Vorwürfen seiner Erzählung zugewendet hatte, liebte er es, kleinere Geschichten, Stimmungsbilder, in Sammlungen lose aneinander zu reihen, so in „Bergluft" (1883), „Almer und Jägerleut" (1885) und in „Oberland" (1887). Sehr gern stellt sich der Dichter in den Hintergrund; so findet er den trübseligen Herzensroman, den er in der Novelle „Die Seeleitnerleut" (in „Bergluft") erzählt, gleichsam auf seiner Wanderung von ungefähr. Drei Tage war er mit einem Jägerburschen einem Hirschen „nachgestiegen", endlich erlegt er ihn, und, um ihn zu Tal fördern zu lassen, kommt er ins Haus der Seeleitnerleute, deren Schicksale so in den Kreis seiner eigenen Erlebnisse treten. Er gewinnt unmittelbar aus den ihn umgebenden Menschen und Naturerscheinungen immer neue Goldkörner; in den mannigfaltigsten Perspektiven schildert er die Schönheit und Furchtbarkeit der Phänomen

Digitized by Google

in den Bergrevieren, den Morgen und Abend, Tag und Nacht, und immer weiß er symbolische Beziehungen der natürlichen Verhältnisse zu denen seiner Menschen zu finden. In buntem Wechsel führt er diese in seine Dorf- und Hochlandsgeschichten ein, immer ausgesprochene, plastische Charakterfiguren, jede in ihrer Art eine scharfumrissene Type, so den Dorfgeistlichen, der ein warmes Herz für seine Pfarrkinder hat und nicht selten darob in Zwiespalt mit seinen vorgesetzten, der Schablone huldigenden geistlichen Behörden gerät, Groß- und Kleinbauern, Knechte und Mägde, Jäger, Wilddiebe, Dorfarme, darunter halbnärrische, und als Kontrast zu diesen derben Naturmenschen Städter, ja auch Persönlichkeiten höchster Bildung. Bei aller Realistik und Porträtähnlichkeit, mit der er seine Gestalten zeichnet, versteht er mit einer ganz persönlichen Kunst, wo es nötig ist, durch idealisierende Züge seine Bilder zu verklären, selbst dann, wenn er Laster und Roheiten schildert. Auch die in seinen Geschichten stark hervortretende sittliche Grundidee, daß es fast immer gerecht zugeht, ist eine Äußerung dieses Hangs des Dichters; der patriarchalische, eigentlich höchst unmoderne Zauber, der seinen Erzählungen hierdurch gegeben wird, hat Ganghofer den Namen des Romantikers der deutschen Dorfgeschichte eingetragen. Er erspart dem Leser dadurch Überraschungen und künstliche Effekte, und dies paßt völlig zum Stile der bäuerlichen Gesellschaft, deren Vorstellungen vor allem durch das Vertrauen auf eine höhere Gerechtigkeit beeinflußt werden. Echt volkstümlich ist auch der kernige Witz, mit dem er nicht selten seine Erzählungen würzt. „Hochwürden Herr Pfarrer" z. B. (in „Bergluft") ist schon in der Wiege zum Seelsorger berufen. Die „Gvatterin" erklärt, indem sie seine Eigenschaften rühmt: „Am Kopf fehlt nix! Der is groß gnug für ein Bischof oder ein Pater Kapuziner! . . . Schimpfts mir net über die Waschln! Die sind schon recht . . . Da überhört er grad nix, wenn er im Beichtstuhl sitzt." Eine ganz besonders feine Beobachtung verwendet der Dichter in seinen Dorfgeschichten, indem er die Sympathien der Menschen mit den Haustieren, mit denen sie in stetem Umgange sind, als begleitenden Umstand einführt. In „Tschapei" (in „Almer und Jägerleut") ist es das Lämmchen der Sennerin, welchem diese wichtige Rolle zufällt; es wird von ihr wie ein Augapfel gehütet und ist das Mittel des gegenseitigen Verständnisses zwischen ihr und ihrem Schatz, dem Jäger Fastei. Das Motiv ist durchaus zutreffend, denn die Menschen im Walde und auf der Alm dichten tatsächlich in ihrer Einsamkeit und ihrem

Digitized by Google

Drange nach Mitteilung den Tieren Empfindung und Verstand an. Es ist an dieser Stelle nicht möglich, alle Figuren Ganghoferscher Prägung aufzuzählen. Wie ergreifend schildert er das Elend des herabgekommenen Bauern, des Muckei, in „Der Letzte“ oder in „Der Falkenfang“ den Jäger, der wie ein knurriger Hund die von ihm verführte und verstoßene Sennerin Moni bewacht! Er will sie keinem andern gönnen; endlich erlöst sie ein anderer „Forstner“, der sich in seiner Verliebtheit leicht über Monis Vergangenheit hinwegsetzt und sie heiratet. Die Naturmenschen stoßen sich tatsächlich an einer alten Sünde nicht. Häufig tritt in Ganghofers Erzählungen als gutes Element ein halbnärrischer Dorfarmer auf; auch das ist einer im Volke wurzelnden Meinung abgelauscht, daß Kinder und Narren die Wahrheit sprechen. Den intimen Reiz der Dorf- und Hochlandsgeschichten des Dichters bildet aber vor allem die topographische Genauigkeit, mit der er seine Romantik in die reale Wirklichkeit versetzt, so z. B. in „Die Mühle am Fundensee“ (in „Almer und Jägerleut“) und in „Die Seeleitnerleut“; am Schlusse gibt der Dichter sogar die Zeitungsnotiz wieder, in der das unglückliche Ende der „Seeleitner Mali“ mitgeteilt ist. Zu dieser stilgerechten äußeren Ausstattung seiner Stoffe gehört die kluge Verwendung der mundartlichen Eigentümlichkeiten, die er in ihren bezeichnenden Wendungen festhält, wiewohl er sie im Interesse der Gemeinverständlichkeit tunlichst dem Ausdruck der Gebildeten anpaßt. Dieses Zugeständnis hat Ganghofer auch in Norddeutschland seine Leser verschafft. In der Regel läßt er der Mundart nur in Zwiegesprächen ganz freien Lauf; hier sprechen eben die Personen selbst; sonst erzählt der Dichter, wobei er sinngemäß sich ausdrückt, wie seiner Zunge der Dialekt sitzt.

Ganghofer hat schon früh nebst derartigen kleineren Entwürfen verwickelteres, romanhaftes Material in den Bereich seines Schaffens gezogen. Er selbst zieht keine genaue Linie zwischen seiner gewöhnlichen Dorfgeschichte und seinem Roman. Schon den „Jäger von Hall“ (1883) hätte er vielleicht besser einen Roman als eine „Hochlandsgeschichte“ nennen können. Es gelangt hier schon das schwierigere Problem zur Lösung, daß sich die Liebe eines Mädchens dem erbitterten Verfolger ihres bisherigen Geliebten, der sie schnöde verlassen hat, des Wildschützen Blasei, zuwendet, und ein unschuldiges Kind, die Frucht der sündigen Liebe von einst, wird das Bindeglied der neuen Wahl-

Digitized by Google

verwandtschaft. Die Schilderung der Seelenqualen des Mädchens und die endliche Lösung der verwickelten Vorgänge zeigt des Dichters reiches psychologisches und technisches Können. Hier wie in den späteren großen Romanen tritt zu den schon aus den bescheidenen Dorf- und Hochlandsgeschichten bekannten Vorzügen rein menschlicher Art noch der des künstlerischen Aufbaues der Handlung nach einer bestimmten Grundidee. Dies lassen seine Romane „Der Unfried" (1887), „Der Dorfapostel" (1894), „Schloß Hubertus" (1895), „Der Besondere" (1896), „Der laufende Berg" (1897), „Das Schweigen im Walde" (1899) und sein letztes Werk „Der hohe Schein" (1905) aufs klarste erkennen. In „Unfried" ist Kuni, die Trägerin der Titelrolle, von Kampfbegier gegen die Welt erfüllt, durch die sie viel Übles erfahren hat; endlich sühnt sie freiwillig den durch sie angestifteten Unfrieden. Die Lösung des Knotens, indem Kuni von einem stürzenden Baum erschlagen wird, ist allerdings eine als gewaltsam empfundene. In „Schloß Hubertus" und „Schweigen im Walde" stellt der Dichter die verfeinerte höhere Gesellschaft in die Gebirgsnatur und unter die Gebirgsmenschen und zeigt die Gegensätze zwischen beiden; sie lösen sich zu harmonischem Ausklange auf. Die Figur des Grafen Egge, der seiner Leidenschaft für Wald und Jagd alles, auch seine Familie, hintansetzt, ist eine originelle Mischung beider Elemente. In beiden Romanen erzielt der Dichter insbesondere durch die Nebeneinander- und Gegenüberstellung des mundartlichen Ausdrucks der Leute aus dem Volke und desjenigen der verfeinerten Gesellschaft eine feine Charakteristik der handelnden Personen. „Der Dorfapostel" entrollt das erschütternde Kultur- und Seelengemälde des Kampfes selbstloser leidender Menschenliebe wider den blinden Hexenglauben, wie er gerade bei den Gebirglern heutzutage noch leibt und lebt. Einen sozialen Strich zeigen „Der Besondere", „Der laufende Berg" und „Der hohe Schein". Äußerliche Täuschung und der wahre sittliche Wert, gerades, gesundes Urteil und falsches werden in Gegensatz gestellt; im „Besonderen" ist es ein Bauernmädchen, das von seiner Neigung für einen nichtswürdigen, mit körperlichen Vorzügen begabten Bauernburschen geheilt wird, im „Laufenden Berg" wird gezeigt, wie zielbewußte Arbeit den kleinen Bauern bei einem einbrechenden Naturereignisse rettet, indes der protzige Großbauer zugrunde geht, und „Der hohe Schein" erweist, daß der Ernst der Aufgaben des Lebens vorgefaßte Meinungen zu vernichten imstande ist.

Digitized by Google

Ganghofer hat mit großem Geschick allenthalben auch Lokalsagen, wie sie sich in dem ahnungsvollen Gedankenkreis des Volkes als altgermanisches Erbe erhalten haben, verwertet, zumeist nur als Begleitmotiv, das, weil wirklich auf der Alm, im Bergwald, in Küche und Keller lebendig, so gut seine Berechtigung hat, als das Gespenstische in Shakespeareschen Dramen. So tritt die Katastrophe der Handlung in „Die Mühle am Fundensee" (in „Almer und Jägerleut"), der Todessturz des Jägers, an der Stelle ein, wo ein Teufelsmüller samt seiner Mühle in die Hölle versunken ist. In zwei größeren Erzählungen, die kurzweg den Titel „Märchen" verdienten, ist der Glaube an überirdische Mächte der Angelpunkt der von des Dichters eigener Phantasie erfundenen und damit verwobenen rein menschlichen Geschehnisse, so daß diese gänzlich in der Zauberfolie eingeschlossen erscheinen; es sind dies „Der Edelweißkönig" (1886) und „Die Fackeljungfrau" (1892). Die genaue Schilderung der Lokalitäten und die Angabe der Quelle, der volkstümlichen Tradition, erhöht noch den eigenartigen Eindruck dieser reizenden Mischung von Wirklichem und Phantastischem. Der alte Jochei, der die Geschichte von der Fackeljungfrau aus dem Munde seines „Ahnerls" hat, erzählt sie dem Dichter. Ein verliebtes Bauernmädchen hält ihren Ferdl für den „Edelweißkönig"; sie erwacht aus ihrem Fiebertraume, und der leibhaftige Ferdl steht vor ihr; der Saltomortale aus der Welt des Traumes in die ersehnte Wirklichkeit ist vom Dichter als ein durchaus natürliches seelisches Phänomen ausgearbeitet. Auf dem Dämmergrunde der Sage erscheint eine Staffage durchaus realistischer Typen, so die energische Sennerin Enzi, der wackere Jäger Gidi, der arme, dabei stets schalkhafte Hirtenjunge Dori, der junge Graf, der selbstbewußte, beschränkte Gendarm und der menschenfreundliche Dorfpfarrer, der die Schwächen des Nächsten stets milde zu beurteilen geneigt ist. Indem der Dichter eine zarte Alpenidylle im Rahmen einer Gespenstergeschichte entwirft, die freilich nur als Illusion in der Seele eines verliebten Mädchens existiert, konstruiert er eine völlig originelle Art seines Märchens. In der „Fackeljungfrau" zerstört wilde menschliche Leidenschaft, die Eifersucht des Fischers Uzzo auf die Liebe der Else Isa zum Jäger Guntram, kurzes Glück. Guntram wird von Uzzo getötet. Der altgermanische Kern der Sage, der in so vielen Alpengeschichten von den „saligen Fräulein" steckt, verleiht dem Märchen eine stimmungsvolle Patina. Der alte Jochei deutet die tiefsinnige Allegorie in folgender drastischen Weise: „Kommt's Glück nit

Digitized by Google

auch und keiner weiß woher? Und geht's nit wieder und keiner weiß wohin? Und keiner noch hat's an der Hand g'halten und dran kratzen können und schmecken. Wär' ebba deswege 's Glück net wahr?" Das alte Lied vom entschwundenen Glück klingt auch sonst bei Ganghofer oft genug wieder.

Der vielseitige Dichter ist nicht nur Natur-, sondern auch Kulturforscher seines oberbayerischen Berggebietes. Vier große historische Romane, in denen er sich zur Höhe seines Könnens emporgeschwungen hat, behandeln geschichtliche Ereignisse des Berchtesgadner Ländchens, und sie sollen zu einem Zyklus von neun Romanen, der den Titel „Wazmannkinder" führen wird, und die Kulturgeschichte des Gebietes vom 12. bis zum 14. Jahrhundert umfassen soll, erweitert werden. Es sind dies „Der Klosterjäger" (1892), worin ein anmutiger Liebesroman im altdeutschen Kostüm des 14. Jahrhunderts geschildert ist, „Die Martinsklause" (1894), worin das Eindringen des Christentums in den heidnischen Gau des Herrn Waze und „Das Gotteslehen" (1899) und „Das neue Wesen" (1902), in denen der aufflammende Widerstand der Bauern gegen ihre geistlichen Herren behandelt wird. Hat „Der Klosterjäger" mehr den Wert eines allgemeinen Kulturbildes, so stehen die drei anderen Romane vollständig auf der festen Basis bestimmter historischer Ereignisse. Auf dem Ganghofer so wohlbekannten Grunde der Natur des herrlichen Hochlandes rollen sich die Bilder einer bedeutsamen historischen Vergangenheit auf, deren vorhandene Quellen ihm wohlbekannt sind. Er kennt den „Libellus vetustissimus" von Berchtesgaden, die Zaunersche Chronik von Straßburg, Koch-Sternfelds „Geschichte von Berchtesgaden" usw. In der „Martinsklause" verwertet der Dichter sinnig ein mystisches, wohl auf einem großartigen geologischen Ereignisse begründetes Element, den Einsturz des gewaltigen Eisberges, von dem der Wazmann übrig bleibt, als Mittelpunkt, ja als Höhepunkt des Stoffes, da ja durch diese Katastrophe der Sieg der ins Land gekommenen Mönche des heiligen Augustinus über ihre Widersacher entschieden wird. Die Schilderung des Bergsturzes ist ein Meisterstück fein stilisierter Naturmalerei. Recka, die schöne Tochter Wazes, „die Wildtaube unter den Krähen", in welcher der dämonische Geist der alten Götter lebt, steht in der Mitte zwischen den beiden um die Herrschaft ringenden Gewalten; und doch zieht auch in ihre Brust der milde Geist der Versöhnung und Liebe ein. Auch

Digitized by Google

gesundem Humor gibt der Dichter Raum. Der Küchenmeister Wampo ist eine echte Grützner-figur, und das schmutzstarrende Hirtenmädchen Hinzula, das der brave Bruder Schweiker geheiratet hat, nachdem er die Kutte abgelegt, muß noch, bevor sie ihre Seele aushaucht, sich durch eine tüchtige Gardinenpredigt erleichtern. „Das Gotteslehen" gehört einem Bauer, der nur Gott und den Propst von Berchtesgaden als seine Herren anerkennen will und sich gegen jede andere mittelbare Untertänigkeit aus allen Kräften wehrt. Prächtig gezeichnet ist die Gestalt des Chorherrn Irimbert von Immhof, der, wiewohl gräflichem Geschlechte entsprossen, sich auf die Seite des Bauern stellt und seine Schicksale an dessen schönes Töchterlein Jutta kettet. „Das neue Wesen" schildert in grandioser Art die Schrecken des Bauernkrieges im Berchtesgadner Ländchen, der nach dem Eindringen der Lehre Luthers hier wie anderwärts entbrennt; indem er seine sympathischen Figuren fast ausschließlich der gedrückten Klasse entnimmt, der sich von Natur aus das Mitleid zuwendet, erzielt er eine mächtige Gefühlswirkung. Gerade der mächtige Einschlag allgemein menschlicher Züge, mit dem Ganghofer seinen historischen Romanen ein so frisches Kolorit verleiht, bewahrt sie vor Absonderlichkeiten, denen sonst der archaistische Roman so leicht verfällt. „Das neue Wesen" insbesondere ist mit seinen starken Gefühlsakzenten und seiner stellenweise lyrischen Sprache eine der vollendetsten Schöpfungen Ganghoferscher Kunst.

Eine ganz ungewöhnliche Arbeitskraft setzte den Dichter, der am 7. Juli sein fünfzigstes Lebensjahr erreichte, in die Lage, uns eine Fülle von Bänden zu bescheren, in denen er Dorf- und Hochlandsstoffe in bunter Mannigfaltigkeit, von den kleinsten Kreisen häuslichen Lebens bis zu den größten sozialer Verhältnisse und historischer Erinnerung an eine bewegte Vergangenheit behandelt. Fern von Effekthascherei, ein naiver Schilderer der Natur und der Menschen eines ihm liebgewordenen Bereiches, in dem er sich im wörtlichsten Sinne zu Hause fühlt, ist er ein Volksschriftsteller und zwar einer der gelesensten des deutschen Volkes geworden. „Schloß Hubertus" ist bereits in der gewiß bei Druckwerken nicht häufigen Zahl von 35 000 gedruckt worden. Wohl zumeist dankt er seine Popularität dem Idealismus, mit dem er sich in seiner sonst so derbrealistischen ländlichen Welt bewegt. Es ist seine eigenste Überzeugung, wenn er an die Spitze seines Romans „Schweigen im Walde" die Sentenz stellt: „Wer

Digitized by Google

nur das Wirkliche gelten läßt, an der Sehnsucht nach dem Unmöglichen keine Freude findet und nie eine Minute übrig hat, um sie an einen schönen Traum zu verschwenden — wie arm ist der!"

Ein Land der Vergangenheit.

Von Dr. Rudolf Broda.

Umbrandet vom Lebensozean der neuen Welt, von flutenden Wogen intensivster, zukunftzeugender Aktivität liegt eine Volksinsel, die zum Teil die Züge des „ancien régime" sich bis ins 20. Jahrhundert bewahrt hat: Französisch-Kanada.

Und nicht zufrieden mit dieser eigenartigen Entfaltung hat die Natur noch andere Experimente in diesem Lande angestellt; sie hat Franzosen, Brüdern der Verfechter des Zweikindersystems eine so außerordentliche Fruchtbarkeit gegeben, daß die Nachkommen der 80000 französischen Kanadier, die 1763 England preisgegeben wurden, heute 3000000 zählen.

Darum scheint dies Land in hervorragendem Maße einer soziologischen Betrachtung wert, und in der Folge will ich die Beobachtungen einer Studienreise wiedergeben, die ich zu obengenanntem Zwecke unternommen.

Die Mehrheit der französischen Kanadier bewohnt die „Province" oder — prägnanter ausgedrückt — den „Staat" Québec, der sich mit einigen Nachbargebieten zum Staatenbund „Dominion of Canada" unter nomineller englischer Oberherrschaft vereinigt hat.

An der südwestlichen Grenze greift die englische Sprache auf das Staatsgebiet von Québec über, wie anderseits der Nachbarstaat Ontario eine starke französische Minderheit aufweist; immerhin sind aber die zentralen und nördlichen Gebiete von Québec rein französisch, Universität, Behörden, Presse und Kulturleben des Landes von zum Teil fast leidenschaftlicher nationalfranzösischer Gesinnung erfüllt.

Digitized by Google

Ein Jahrhundert zum Teil aktiven Kampfes, zum Teil passiven Widerstandes hat auch England zur Anerkennung dieses Zustandes gezwungen; doch auch so konnte es nicht verhindern, daß eine starke politische Partei die Unabhängigkeit Kanadas und die beiden anderen Richtungen mehr oder minder offen den Wiederanschluß an Frankreich oder aber die Vereinigung mit der großen amerikanischen Republik befürworten.

Alt-England selbst hat niemanden zum Freunde, mag man auch die gewährte Autonomie als Abschlagszahlung dankbar anerkennen; Chamberlains Reichspläne finden in Französisch-Kanada bei niemandem Gegenliebe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Staatsgebiet von Québec, oder (wie seine Bewohner es noch heute gern nennen) „Nouvelle France" ist um ein Vielfaches größer als das des Mutterlandes, aber nur das Tal des St. Laurent ist mild und fruchtbar. Der weite Norden des Landes hat subpolares Klima, lange und harte Winter, ist während eines halben Jahres eine weite Schneewüste, die sich endlos bis zum vereisten Polarmeer hinzieht.

Und die Kinder des sonnigen Frankreich, heiter und fröhlich in dessen lieblichen Gefilden, sind hier ernst und schweigsam geworden; ihre Sprache ist zwar reines Französisch, von jedem Dialekt frei, aber langgezogen, bedächtig; fort ist die Freude an Sang und Tanz; der Kampf mit den Mächten des Polarlandes hat ein wetterhartes Bauerngeschlecht erzogen, unermüdlich tätig, abhold allem lärmenden Vergnügen.

Und doch lebt die Erinnerung an Frankreich wie eine Weiheflamme in ihren Herzen fort, ein Entsinnen an ferne, sonnige Tage; und wenn es einem ihrer Söhne gelungen ist, emporzusteigen und frei seiner Sehnsucht folgen zu dürfen, dann eilt er heim, — nach Frankreich.

In allerjüngster Zeit setzt auch eine erhebliche französische Einwanderung nach dem Norden des Landes ein und besiedelt die Grenzgebiete des Polarlandes; aber lange Jahrzehnte hindurch fehlte fast jede Fühlung mit Frankreich und seiner politischen und geistigen Entfaltung. Das Land verharrte auf dem Kulturniveau einer bäuerlichen Provinz des „ancien régime". Zwar gab und gibt es keine Adeligen; Selbstverwaltung und Demokratie des Bauerntums sind uneingeschränkt. Aber das Priestertum hat seine altfranzösische Stellung bis zur völligen Alleinherrschaft über

Digitized by Google

das Volksleben gesteigert, Natur und Welt kommen ihm zu Hilfe. Die Priester waren — gleichwie in Irland, Polen — die natürlichen Führer des Volkes in seinem Verteidigungskampf gegen seine fremdgläubigen Beherrscher: das protestantische England.

Der harte Kampf ums Leben, das Düster der winterlichen Nächte, all das ließ die Macht der Priester über das Gemüt noch weiter wachsen; es gibt selbst in den Städten niemanden, der sich ihnen zu widersetzen wagte. Die Schulen sind von ihnen geleitet, der „Index" hier noch reale Macht. Wenige wagen zu lesen, was die Kirche zu lesen verbietet — und das ist fast die gesamte moderne Literatur. Theater, Schaustellungen und Feste sind aus den Landesdistrikten verbannt; selbst der Tanz ist von den Priestern geächtet, und nur selten, bei Gelegenheit einer Hochzeit, wagt die Volkssitte Widerstand. Und auch dann tanzen Burschen und Mädchen einzeln, ein durchaus eigenartiges, charakteristisches Schauspiel, vergleichbar nur dem Wodoutanz der Neger auf Haiti. Unser sündhaft-fröhlicher europäischer Tanz der Burschen und Mädchen ist von den Grenzen der kanadischen Theokratie gebannt. Und das Volk gehorcht.

Ebenso ist die Politik durchaus in den Händen der Geistlichkeit; sie bestimmt die ihr genehmen Kandidaten, die stets gehorsam ins Parlament gewählt werden.

Neuerdings sind noch Tausende von aus Frankreich vertriebenen Mönchen übers Meer gekommen und fanden freundlichst Aufnahme; ich habe am Ostersonntag einen solchen französischen Priester auf der Kanzel der Dorfkirche von St. Prime gesehen, in der letzten menschlichen Niederlassung auf der Linie zum Eismeer.

Und all dies hat eben auch eine lichtere Seite. Dies gläubige Volk ist mild, friedlich, feinsinnig; die Roheit, freilich auch die rücksichtslose Tatkraft amerikanischer Hinterwäldlergebiete fehlen hier völlig; am Rand des Urwaldes glaubt man in durchaus friedlichem Kulturland zu weilen. Selbst die umwohnenden Indianer haben mit dem christlichen Glauben friedfertigste Art des Lebens angenommen; nirgends die Indianerkriege Amerikas; als Brüder betrachtet, vergelten die Indianer die erwiesenen Kulturgaben mit Dankbarkeit und freundlichster Nachbarschaft.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Kriminalgerichtsbarkeit des Landes hat überhaupt wenig Beschäftigung; hier allein, wie vielleicht nirgends auf der Erde,

Digitized by Google

hat die Kirche ihren Gedanken völlig durchführen können, die Furcht vor himmlischen Strafen läßt den irdischen Richter überflüssig erscheinen.

Ebenso ist alle „Sünde" aus dem Verkehr der Geschlechter gebannt. Und in der Selbstverständlichkeit dieser Tatsache fanden die Mädchen das Recht freier Bewegung gleichwie in Amerika; nirgends der Versuch, ihre Tugend durch Überwachung zu behüten, wie im romanischen Europa; ihr eigener Wille gilt als hinreichender Schutz.

Und analog sind es nicht wie in Frankreich die Eltern, welche die Tochter verheiraten, ihre freie Gattenwahl ist anerkannt.

So hat sich — beim Fehlen aller außerehelichen Verhältnisse und begünstigt von der Geistlichkeit — die Sitte außerordentlich frühzeitiger Heiraten ausgebildet; selbst die jungen Burschen treten meist schon unter 20 Jahren oder doch bald darauf zum Traualtar. Hieraus erklärt sich auch der außerordentliche Kinderreichtum ihrer Ehen; Ehen mit 10—12 Kindern sind der Durchschnitt, solche mit 15—20 Kindern häufig, und selbst Familien mit 22, ja 25 Kindern sind statistisch nachgewiesen.

Begünstigt wird diese Sitte durch die Eigenart der ökonomischen Verhältnisse, besonders im Norden. Der Urwald ist groß, bietet jedem Sohne Gelegenheit, ein Stück Land zu roden, eine Hütte zu bauen und sich eine Lebensgrundlage zu schaffen. Das Wenige, das er für Anschaffung von Ackerbaugeräten usw. benötigt, kann er durch Holzfällen leicht erwerben.

So ziehen sich die menschlichen Niederlassungen immer weiter und weiter nach Norden.

Im Süden ist's freilich anders. Von dort müssen die allzu zahlreichen Söhne vielfach als Arbeiter nach den benachbarten Industriedistrikten der Vereinigten Staaten ziehen. Doch auch dies tut dem Kinderreichtum der Ehen keinen Abbruch.

All das Gesagte gilt im vollen Umfang freilich nur für die Dörfer und Landstädte des Staates. Die Hauptstadt Québec zeigt wohl den gleich religiösen und konservativen Charakter, steht aber doch unter dem belebenden Einfluß französischer Kulturtradition. Die katholische Universität der Stadt zählt viele Männer zu ihren Lehrern, die in Paris ihren „docteur en droit" oder „en médecine" gewonnen. So sehr die Grenzen freier Forschung von Dogmatismus eingeengt werden, finden doch speziell die Geisteswissenschaften feinsinnige, eifrige Pflege.

Es ist ein Hauch altfranzösischen, ritterlichen Geistes, der

Digitized by Google

durch die weiten Gänge der „Université Laval“ zieht; nicht die zukunftsfreudige Lebendigkeit des republikanischen Frankreich, aber die vornehme, feinsinnige Art der besten Kreise des „ancien régime“.

Auch die priesterlichen Professoren machen einen vornehmen, von Fanatismus durchaus freien Eindruck, und die Hörer widmen sich ebenso der ernsten Kunst als wissenschaftlicher Tätigkeit; die Universität selbst birgt ein Theater in ihren altersgrauen Mauern, auf dem nationale Dramen von den Hörern gegeben werden; Frauenrollen freilich sind ausgeschlossen und die daraufhin zugeschnittenen Stücke muten oft paradox und seltsam an.

Auch volkstümliche Kurse werden veranstaltet, die beim Bürgertum Québecs vielfachen Zuspruch finden, und neuerdings haben sich auch die Frauen Zulassung als Studentinnen erzwungen.

Wie Québecs Mädchen in ihrer harmlos-freien Art französischen Feinsinn und amerikanische Freiheit vereinen, überhaupt einen durchaus anziehenden Menschentypus darstellen, — ihre tiefseelische Religiosität wirkt bloß zuerst befremdend, später — auch für den Gegner — menschlich sympathisch.

Religiöse wie auch ernste weltliche Musik findet in Québec aufmerksame Pflege, wissenschaftliche Vorträge sind häufig. Auch die Presse ist vornehm gehalten, das Reklameweſen der amerikanischen Blätter fehlt.

Zwei politische Parteien kämpfen um die Herrschaft: die konservative altfranzösische Partei, die in der Bewahrung der alten religiösen und nationalen Traditionen ihre Aufgabe sieht, und die liberale Partei, die zwar ebenfalls auf katholischem Boden steht, aber möglichste Vervollkommnung der Volksbildung und Erschließung der materiellen Hilfsquellen des Landes im modern amerikanischen Sinne auf ihr Programm geschrieben hat. Sie beherrscht das Staatsparlament von Québec und (im Bunde mit der englisch-liberalen Partei) das Bundesparlament zu Ottawa; der Premierminister des Staatenbundes, der Franzose Sir Wilfrid Laurier, gehört ihr an. Sie pflegt gute Beziehungen zur englisch-protestantischen Bevölkerung der westlichen Staaten des Bundes, ist aber doch von nationalem französischen Geiste erfüllt.

Die konservative Partei, die in der Stadt Québec starken Anhang hat, geht allerdings politisch vielleicht noch einen Schritt weiter.

So sehr man auch unter dem geistlichen Einfluß die kirchen-

Digitized by Google

feindliche Politik des republikanischen Frankreich verdammt, Québec ist doch eine Stadt, von leidenschaftlichem französischen Nationalbewußtsein beseelt. Hier liest man (trotz des „Index") die moderne französische Literatur und empfindet in ihrem Geiste; die junge kanadische Literatur hat sich anderseits reichen Beifall in den literarischen Kreisen von Paris und selbst „Preise" der Akademie erzwungen. Die „Legende d'un peuple" von Fréchette z. B. läßt uns einen ergreifenden Blick in die Seele dieses Volkes tun, das dem Mutterlande über alle Zeiten hinaus leidenschaftliche Kindesliebe bewahrt.

Auch die dramatische Literatur der Stadt ist durchaus auf den nationalen Ton gestimmt; ich wohnte einer Amateurvorstellung bei, veranstaltet von der „Garde indépendante Champlain" einer freiwilligen, nationalen Miliz. Man gab ein Soldatenstück aus Napoleons Zeit, und jede Erwähnung französischer Siege erweckte den enthusiastischen Beifall des Publikums.

Es ist, glaube ich, ein Glück, das keinem anderen Lande denn Frankreich beschieden ist, auch von Kindern, die von der Geschichte ihm entrissen, in stets unveränderter Liebe geliebt zu werden; und der psychologische „Fall Kanada" mag auch für verwandte Probleme Europas lehrreich sein.

Eine französische Fregatte nimmt alljährlich im Flußhafen von Québec kurzen Aufenthalt; wohl viele Bürger der Stadt wären vom leidenschaftlichen Wunsche beseelt, an ihrer Stelle eine französische Flotte den St. Laurentstrom heraufdampfen zu sehen, „Neufrankreich" seinem Mutterlande wieder zu gewinnen.

Kinderschutz und Kindesrecht.

Von Henriette Fürth.

I.

Die Seele des Menschen gleicht einer Wachstafel, in die das Leben seine Zeichen gräbt.

In der Jugend ist diese Wachstafel noch weich und eindrucksfähig. Nichts haftet darum stärker, nichts hinterläßt tiefere

Digitized by Google

Spuren als die Eindrücke und Einflüsse, die in der Jugend wirksam werden. Sie übersonnen oder überschatten je nachdem alles, was nachkommt, und in den Augen des Erwachsenen steht geschrieben, ob seine Jugend reich oder arm gewesen an Liebe und Licht.

Dasselbe gilt für den Körper. Auch für ihn ist die Ernährung und Pflege, die er im Säuglings- und Kindesalter empfängt, von ausschlaggebender Bedeutung für das ganze Leben. Der Körper des einmal Erwachsenen ist erstarkt, aber auch erstarrt, ihm fehlt die Biegsamkeit und Veränderbarkeit der frühen Jugend. Er kann wohl gebrochen oder fortgefristet, aber nicht mehr in allen seinen Teilen und Beziehungen grundstürzend beeinflußt und gewandelt werden.

Das sind Binsenwahrheiten, die ein jeder an sich selbst erfahren und an anderen beobachtet hat oder zumindest beobachten konnte.

Um so befremdlicher ist es, daß unsere Kinderpflege und Erziehung, daß Sozialpolitik und Gesetzgebung diesen offenkundigen Tatsachen so wenig Rechnung tragen. In der theoretischen Erziehungskunde sind sie zwar schon häufig und hinlänglich gewürdigt worden, in der Erziehungspraxis aber versagt die Pädagogik ebenso und ist ebenso unfruchtbar, wie die Sozialpolitik in Theorie und Praxis es ist. Ein kleines Beispiel: In der volkswirtschaftlichen Theorie behauptet sich fortgesetzt der Satz, der besonders bei der Aufsummung von Arbeiterbudgets sein unheilvolles Wesen treibt, daß Kinder von weniger als 14 Jahren bei Aufmachung der physiologischen Familienbilanz und im Budget nur als halbe Erwachsene zu zählen sind. Das ist grundfalsch, soweit wenigstens meine nicht eben geringe Erfahrung reicht. Kinder müssen nicht nur wie die Erwachsenen verbrauchte Kräfte ersetzen, sie müssen zugleich auch Organe und Kräfte neu entwickeln und aufbauen. Dazu bedürfen sie einer Nahrungszufuhr, die qualitativ und quantitativ die der Erwachsenen erreicht und nicht selten übertrifft bzw. erreichen und übertreffen sollte. Von eben dieser Voraussetzung gehen wir doch auch aus, wenn es sich darum handelt, das für Kinder nötige Ausmaß von Luft und Licht, von Bewegung und Schlaf festzusetzen. Auch da schließt man und zwar mit vollem Recht: Kinder sollen nicht nur verbrauchte Kräfte erneuern, sondern sie sollen wachsen und werden. Warum in aller Welt verfährt man nicht nach dem gleichen Grundsatz, sobald es sich um Festsetzung der Nahrungszufuhr handelt? Warum nimmt

Digitized by Google

man als Grenze für die physiologische Bilanz zwischen Erwachsenen und Kindern nicht wenigstens das 9. oder 10. Jahr an?

So ist es aber. Die Volkswirtschaft, die die Rationen der Jugend verkürzt oder sie auf geringwertige Nahrung setzt, paßt aufs Haar zu der Pädagogik, die uneingedenk der lebenentscheidenden Wichtigkeit der Kinderjahre, uneingedenk auch des goldenen Wortes, das uns Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" zugerufen hat, daß man dem Kinde Wahrheit, nichts als Wahrheit, wenn schon nicht die ganze Wahrheit geben müsse, die Jugend mit der Lüge aufpäppelt und mit jenen Halbwahrheiten, die schlimmer sind als die Lüge.

Es ist hier nicht unseres Amtes des Näheren auf diese, die psychische und moralische Seite des Kinderschutzes und des Kindesrechtes einzugehen. Darum sei nur im Vorübergehen auf die schlimmsten der hier bestehenden Verfehlungen und Mängel hingewiesen. Da sind vor allem die religiösen bzw. moralischen und naturwissenschaftlichen Lügen und Halbheiten, mit denen man das Kindesalter füttert.

Wer von denen, deren Amt es ist, die Jugend zu unterweisen und zu führen, lebte für sich selbst nach dem Grundsatz, dem die rechte Wange zum Schlage darzubieten, der soeben der linken eine Ohrfeige verabreicht hat? Wer von ihnen allen liebt seine Feinde? Wieviele Mütter gibt es, denen das Gemütsleben des Kindes so heilig ist, daß sie es selbst weder zur Lüge erziehen, noch jemals in seiner Gegenwart und seinem Wissen sich einer Lüge, und sei es auch nur einer Notlüge oder sogenannten gesellschaftlichen Lüge schuldig machen?

Der Lüge der einzelnen gesellt sich die der Gesamtheit. Dieser naturgeschichtliche Unterricht, der wahrheitsgemäß neben dem Religionsunterricht gar nicht erteilt werden kann. Und endlich all die Verschleierung und Verlogenheit auf dem Gebiete des Geschlechtslebens. Hier wie kaum sonstwo wäre jene Lessingsche Wahrheit geboten, die nicht immer und überall die ganze zu sein braucht, aber die immer **Wahrheit** sein muß.

Statt dessen erleben wir, daß der Staat, diese Quasivertretung der Volksgesamtheit, solche Lehrerinnen disziplíniert, die in völlig einwandfreier und sachlich begrüßenswerter Form den so notwendigen sexuellen Aufklärungsunterricht zu erteilen gedachten, und erleben statt dessen die verschlimmerte Neuauflage des Volksschulgesetzentwurfes. Gäbe es sonst nichts, was dawider redete: im Namen des Schutzes und des Rechtes unserer Kinder müßten

Digitized by Google

wir gegen dies Gesetz protestieren, das mit seiner Konfessionalisierung des Schulwesens, seiner geistlichen Schulaufsicht, seiner Knebelung der Lehrerschaft die Lüge verewigt, die Kinder des Volkes der Verdummung und dem konfessionellen Hader ausliefert. Es erübrigt sich, an dieser Stelle mehr zu einer Frage zu sagen, die, im lebhaften Fluß der allgemeinen Erörterung stehend, von jedem recht Denkenden und Fühlenden leidenschaftlich empfunden und beklagt wird.

Zu den Sünden, die so der Staat gegen das Kind begeht, kommen die der Gesellschaft. Da ist die Wohn- und die Lohnfrage. „Hüte deine Augen" und „hüte deine Ohren" singt Walther von der Vogelweide. Wie soll das geschehen können? Wie sollen Kinder ihre Augen und Ohren vor dem hüten, was nicht für sie taugt, wie soll man sie davor hüten, wenn ein Raum Eltern und Kinder, die Kleinen und die Großen und vielleicht noch familienfremde Elemente, Schlafburschen oder Schlafmädchen umschließt? Und wie soll des Kindes Leib gedeihen in der dicken Luft dieser engen und dumpfen Gelasse, die man im Winter der Kälte wegen kaum lüftet und in denen das ganze Tag- und Nachtleben mit allen seinen Ausdünstungen und Widrigkeiten sich abspielt? Schon vor einer Reihe von Jahren hat der Dresdener Arzt, Dr. Meinert, den Nachweis erbracht, daß die Todesfälle an Kindercholera an die großen Stadtviertel mit mangelhaft durchlüfteten Wohnungen gebunden sind.*) Ebenso wird die besonders hohe Kindersterblichkeit in Lübeck und Stettin durch die Zusammenpfropfung in den engen Gängen und Höfen erklärt, die besonders im Hafenviertel Stettins geradezu grauenhafte Formen annimmt. Und kann man auch der Ansicht Meinerts, daß der Hauptgrund der Kindersterblichkeit in den Wohnungsmängeln und nicht etwa in der Ernährung zu suchen sei, nicht unbedingt beistimmen, so kann es anderseits keinem Zweifel unterliegen, daß eine Sanierung der Wohnungen und die Beschaffung von Wohnungsergänzungen in Gestalt von Spielplätzen, Krippen, Horten und Aufenthaltssälen ein gut Stück wirksamen Kinderschutzes in sich begreift. Als Beweis dafür sei darauf hingewiesen, daß die Kindersterblichkeit, wie überhaupt die Sterbefrequenz, innerhalb der Blocks der Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen günstig von dem an sich nicht schlechten Durchschnitt der Stadt Frankfurt a. M. absticht und dies, obwohl beim städtischen Durchschnitt doch auch

*) Nr. 38 der Frankfurter Volksstimme 14. Februar 1906.

Digitized by Google

die in Frankfurt vergleichsweise beträchtliche Zahl der Wohlhabenden und Reichen mit einbezogen ist, während es sich bei der Bewohnerschaft der Blocks ausschließlich um kinderreiche Angehörige der arbeitenden Klassen handelt. Der städtische Jahresdurchschnitt der Sterbefrequenz betrug i. J. 1904 15,9 ‰ im ganzen und 24 ‰ der Kinder unter 15 Jahren, der der 4654 Köpfe (darunter 2300 Kinder unter 14 Jahren) zählenden Bewohnerschaft der Häuser der A. B. G. 9,6 bzw. 13 ‰. Noch mehr Farbe gewinnt unser Bild, wenn wir die Sterbefrequenz in der Altstadt mit der der weiträumigen Wohnquartiere vergleichen.

Nach der statistischen Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M.*) betrug die allgemeine Sterbefrequenz i. J. 1890/91 17,4 ‰. Unter 100 Sterbefällen treffen auf Kinder unter einem Jahre 24,4 und unter fünf Jahren 37,7. In der damals noch dicht bevölkerten Altstadt im eng gebauten Arbeiterviertel Bornheim und in Sachsenhausen stellen sich die betr. Zahlen auf 23,7, 24 und 22,3 %, in SW., W. und NW. auf 10,7, 10,5 und 11,8 % für den Durchschnitt, für Säuglinge auf 29,3, 29,9 und 33,6 in den dichtbevölkerten, auf 23,9, 13,3 und 11,1 % in den weiträumigen Wohnbezirken. Für Kinder unter 5 Jahren betragen die betr. Zahlen 44,7, 53,5 und 48,5 gegen 33,7, 18,5 und 17 %. Diese Zahlen bedürfen keines Kommentars.

Zur Wohn- tritt die Lohnfrage. Ja, sie ist es, die geradezu im Mittelpunkt unserer Erörterungen zu stehen hat, denn in engstem, unlösbarem Zusammenhang mit ihr steht sowohl die Frage der Ernährung, Pflege und Erziehung der Kinder als auch die der kindlichen Erwerbstätigkeit. 229000 verheiratete Frauen hat die Umfrage von 1899 als erwerbstätig innerhalb der Fabriken ergeben. 229000 Hausfrauen und Mütter, die Hunderttausende von verheirateten Landarbeiterinnen, Kleinbäuerinnen, Lohnarbeiterinnen wechselnder Art, Heimarbeiterinnen usw. nicht gerechnet, waren demnach dazu verurteilt, Haushalt und Kinder zu vernachlässigen und recht oft zu verwahrlosen, weil sie des Lebens Not (für die Hälfte aller Fälle ist das ziffernmäßig nachgewiesen) zum Miterwerb zwang. Keine Ziffer aber vermag zu erfassen, wie viel Tausende von Säuglingen und kleinen Kindern jährlich sterben

*) 1905. Bearbeitet und herausgegeben von Direktor Dr. Bleicher. Tab. 52.

Digitized by Google

müssen,*) nur weil die Mütter keine Zeit haben, sich richtig um sie zu bekümmern (ich verweise Interessenten auf Epstein: Die Erwerbtätigkeit verheirateter Frauen, Verlag Schnapper & Fürth: Die Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften), wie viele Tausende zugrunde gehen, weil es nicht zur ordentlichen Ernährung langt, wie viele verunglücken oder verkommen, weil sie sich allzeit unbeaufsichtigt in den Straßen herumtreiben müssen oder die Mutter sie daheim einschließen mußte. Unsere Leporelloliste ließe sich bis ins Unendliche verlängern.

Wir wollen uns indes daran genügen lassen, nur noch zwei Punkte herauszugreifen, von denen der eine mittelbar, der andere unmittelbar mit der Lohnfrage zusammenhängt. Es sind die Kriminalität der Jugendlichen, die Art, wie ihr begegnet wird, und endlich die eigentliche Erwerbsarbeit der Kinder. Wie viel von der Kriminalität der Jugendlichen und insbesondere der erwerbstätigen Jugend auf die von uns gekennzeichnete notgedrungene Verwahrlosung und die verfrühte Selbständigkeit bzw. das Sichselbstüberlassensein zurückzuführen ist, erhellt wohl zur Genüge aus der Tatsache, daß von 100 in Plötzensee internierten jugendlichen Strafgefangenen 70 schon in der Kindheit erwerbstätig waren. Das Nächstliegende wäre nun wohl, zu meinen, daß bei einer wesentlich durch häusliche Mißverhältnisse hervorgerufenen Kriminalität der Strafvollzug versuchen müßte, den nicht in den Personen, sondern zumeist in den wirtschaftlichen Verhältnissen liegenden Ursachen der verbrecherischen Verwilderung durch Fürsorge mannigfachster Art, insbesondere durch liebevolle erziehliche Führung und Beeinflussung entgegenzuwirken. Statt dessen erleben wir tagtäglich, daß jugendliche Strafgefangene mit ausgewachsenen Sträflingen zusammengesteckt und so recht eigentlich der hohen Schule des Verbrechens überantwortet werden. Einen bezeichnenden Fall dieser Art teilte die Frankfurter Zeitung (Nr. 328 v. 26. Nov. 1905) aus

*) Die Reichsstatistik (vgl. Vorwärts vom 14. November 1905) zeigt, daß die Säuglingssterblichkeit sich vielerorts in aufsteigender Linie befindet. Ebenso berichtet Berlin (Vorwärts Nr. 295, vom 17. Dezember 1905), daß bei den schulpflichtigen Kindern die Sterblichkeit an Tuberkulose gestiegen ist. Sie betrug um 1876 8,35 pro 10000 und in 1902 9,94, bei 11—15jährigen Kindern 11,44 bzw. 11,69. Der Bericht der Berliner Schulärzte führt diese bedenkliche Erscheinung auf die Unzulänglichkeit der häuslichen Verhältnisse, insbesondere aber auf das enge Zusammenleben in der Wohnung zurück.

Digitized by Google

Oldenburg mit. Es heißt dort: „Ein noch nicht konfirmierter Knabe wurde in Lübeck, weil er für 25 Pf. Kohlen gestohlen hatte, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. In der Oldenburger Strafanstalt in Vechta sei er monatelang mit zwei Leuten zusammengesperrt gewesen, von denen der eine zwölf Jahre Zuchthaus wegen Totschlags, der andere zwei Jahre Gefängnis wegen Sittlichkeitsverbrechens abzubüßen hatte." Wenn solche Dinge vorkommen können, ist es erstaunlich, daß es Leute gibt, die sich über die zunehmende Verwilderung und die wachsende Kriminalität der Jugendlichen wundern oder solche Zeichen der Zeit gar der gottlosen Sozialdemokratie in die Schuhe schieben möchten. Da können wir von unsern großen überseeischen Konkurrenten nicht nur auf dem Weltmarkt, sondern in der Kultur noch recht viel lernen. Dort gibt es einen Strafvollzug, der das vertrotzende Moment des Gestraftseins völlig ausschließt und seine Schutzbefohlenen zu wirklich freien, d. i. verantwortungsfähigen, arbeitswilligen und arbeitstüchtigen Menschen zu erziehen trachtet. Dort hat man auch zuerst Kindergerichtshöfe eingerichtet, die nach ihrer ganzen Art und Übung auf ihr Publikum zugeschnitten sind und sich prächtig bewähren.*)

Ein anderer Beweis dafür in welch hohem Grade es die wirtschaftlichen, intellektuellen und moralischen Familienverhältnisse sind, die den Entwickelungsgang der Jugend entscheidend beeinflussen, ergibt sich aus einer Monographie, die Dr. O. Spann im Auftrag des Herrn Dr. Klumker, des Leiters der Zentrale für private Fürsorge in Frankfurt a. M., über die dortige uneheliche Bevölkerung verfaßt hat. Aus ihr geht hervor, und zwar auf Grund eines zwar kleinen, aber nach allen Seiten hin sorglich abgegrenzten und durchgeprüften Materials, daß die Rasse der Unehelichen eher besser ist als die der Ehelichen, daß die größere Sterblichkeit, die schlechtere körperliche, geistige und sittliche Verfassung und die höhere Kriminalität der Unehelichen sich als eine unmittelbare Folge schlechterer Existenzverhältnisse ausweist. Das wird noch besonders erhärtet durch den günstigen Gegensatz der Unehelichen, die frühzeitig in geordnete Verhältnisse kamen oder die vollverwaist waren.

---

*) Vgl. Frankf. Zeitung vom 4., 9. u. 16. Februar 1906: „Aus amerikanischen Tagebuchblättern." Dort bespricht Prof. Freudenthal (Frst.) in überaus klarer und sympathischer Weise die Praxis der Kindergerichtshöfe und des Strafvollzugs für Jugendliche in der Union.

Digitized by Google

Vollverwaist! Verwahrlost, lebensschwach, schiffbrüchig in irgend einem Sinne muß erst einer werden, bevor der Staat sich seiner annimmt, die Gesellschaft sich seiner erinnert. Das gerade ist das Tieftraurige an unserer jetzigen Gesellschaftsordnung, daß sie die Menschen erst zerbricht und zu Boden tritt, um ihnen dann mit Almosen, mit „verzeihendem Mitleid", mit „barmherziger Menschenliebe" oder mit Brosamen aus der Staatskrippe nicht auf die Beine, nein auf die Krücken zu helfen, mit denen sich die am Leben zu Krüppeln Gewordenen fortan durchs Dasein schleppen müssen.

Verhüten ist besser als heilen! Wenn irgendwo gilt das auf dem Gebiete des Kinderschutzes. Gewiß soll nicht gescholten werden, was auch hier schon geschehen ist. Die Krippen und Horte, die Vereine für Säuglingsschutz und Fürsorge, die neuerdings mit gutem Erfolg eingerichtete Berufsvormundschaft, die Vereine für Ferienkolonien, zur Beschaffung von Frühstück für arme Schulkinder, zur Fürsorge für die Schulentlassenen und Beratung bei der Berufswahl: sie alle stiften unendlich viel Gutes, aber sie alle zeigen nur die ganze Größe des Bedürfnisses in erschreckender Deutlichkeit auf, sie alle gleichen demgegenüber, was not täte, nur dem Tropfen auf heißem Stein. Und unzulänglich sind sie auch, weil sie nicht selten religiösen oder politischen Nebenzwecken dienstbar gemacht werden, weil manchmal nicht nur die Bedürftigkeit, sondern Wohlverhalten in beiden Richtungen darüber entscheidet, ob ein Kind in die Ferienkolonie kommen soll oder nicht. Und zum dritten Male unzulänglich sind sie, weil sie das Geschick von Tausenden und Zehntausenden auf Gnade und Barmherzigkeit statt auf Recht und Gerechtigkeit stellen. Der Lohn des Arbeiters sollte so bemessen sein, daß er sich und die Seinen gesund und leistungsfähig erhalten und für die Zukunft vorsorgen könnte, und die notwendigen Ergänzungen in Krankheits- und sonstigen außergewöhnlichen Fällen sollten in ausgedehnten und obligatorischen Versicherungen bereit gestellt werden. Dann erst hätten wir einen Volks- und einen Kinderschutz, wie er sein soll. Dann erst wäre es auch möglich, mit größerem Nachdruck als bisher von Staats wegen in die leider so oft mißbrauchte Sphäre des Elternrechtes einzugreifen, das Kind gegen Unvernunft und Ausbeutung von dieser Seite kräftig und ausreichend zu schützen. Wie nötig das in vielen Fällen ist, werden unsere folgenden Darlegungen zur kindlichen Erwerbsarbeit und zu dem bisherigen staatlichen Kinderschutz erweisen.

Digitized by Google

II.

Die Geschichte des staatlichen Kinderschutzes ist nicht sehr alt und jedenfalls lange nicht so alt wie die gewerbliche Ausbeutung der Kinder.*) In seinem „Kapital" entwirft uns Marx grauenhafte Bilder von Kinderelend und Ausbeutung in England. Wie eine Schauermär klingen die verbürgten Berichte aus den sizilischen Schwefelbergwerken, den französischen Glasbläsereien usw. Und auch im Deutschland der 30er und 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatten Kinderelend und Kinderausbeutung einen so hohen Grad erreicht, daß z. B. in den rheinischen Industriezentren das nötige Truppenkontingent infolge allgemeiner Körperschwäche und Entartung der industriellen Bevölkerung nicht mehr gestellt werden konnte, was sogar einem preußischen Minister den Ruf abrang: „Da mag doch lieber die ganze Industrie zugrunde gehen!" Einige wenige Verordnungen zum Schutze der Kinder blieben in der Hauptsache auf dem Papier stehen. Die Gewerbeinspektion und selbst die Novelle von 1891 konnten wenig bessern. Sie brachten lediglich einen Schutz der fabrikarbeitenden Kinder bzw. das Verbot der Fabrikarbeit für schulpflichtige, d. h. noch nicht 14 bzw. 13jährige Kinder. Gänzlich unberücksichtigt ließen sie die Zustände in der Heimarbeit, der Landwirtschaft, dem Gesindedienst, dem Hausiergewerbe u. ähnl. m. Die Folge war ein vorübergehendes Nachlassen der kindlichen Fabrikarbeit bei einem um so stärkeren Anschwellen der Kinderarbeit in der Hausindustrie und Heimarbeit.

Welche Dimensionen diese volksverwüstende Ausbeutung angenommen, das erhellte mit furchtbarer Deutlichkeit aus der amtlichen Umfrage des Jahres 1898, die, mit veranlaßt durch das Drängen der deutschen Lehrerschaft unter Führung Agahds, Auskunft geben sollte über die Zahl der außerhalb der Fabriken, der Landwirtschaft und des Gesindedienstes erwerbstätigen Kinder, über ihr Alter, Art und Dauer der Beschäftigung, Beschaffenheit der Arbeitsräume, Entlohnung usw. Die Erforschung der Zustände innerhalb der Landwirtschaft hatte man wieder einmal in weitem Bogen umgangen und dies trotz der erschreckenden Ergebnisse der pommerschen Lehrerenquete, die eine tiefgreifende intellektuelle und — moralische Gefährdung der landarbeitenden

*) Vgl. Fürth: „Kinderarbeit und Kinderschutz" Korrespondenzblatt d. Gewerkschaften Deutschlands, Nr. 32—35. Als Broschüre bei Dietrich, Leipzig.

Digitized by Google

Kinder nachgewiesen hatte, und trotz der Tatsache, daß die Gewerbezählung von 1895 in der Landwirtschaft 135000 arbeitende Kinder, von 6 Jahren aufwärts, ermittelt hatte. Und bis zur Stunde hat man immer wieder, wie einstweilen vorweggenommen sei, ängstlich vermieden, in die Machtsphäre des ostelbischen Junkertums einzugreifen.

Die Enquete von 1898 hat 532283 Kinder unter 14 Jahren als erwerbstätig im obenbezeichneten Sinne ergeben, eine Zahl, die nach amtlicher Schätzung hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Von den Folgen dieser Arbeit aber heißt es im Bericht: „In vielen Fällen machen sich die Folgen der übermäßigen Ausnutzung der Jugendkraft im späteren Leben durch vorzeitigen Eintritt körperlicher Schwäche und Erwerbsunfähigkeit geltend.*) Dazu kommen die Gefahren und Schädigungen sittlicher und geistiger Art, von denen uns eine Blütenlese in Agahds trefflichem „Kinderarbeit und Gesetz gegen die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft in Deutschland“**) mitgeteilt wird.

Man hätte meinen sollen, daß diesen Feststellungen die gesetzliche Remedur auf dem Fuße gefolgt wäre. Es dauerte aber 4 volle Jahre, bis es zu dem Kinderschutzgesetz vom 30. März 1903, mit Wirksamkeit vom 1. Januar 1904 kam. Danach dürfen schulpflichtige Kinder in gesundheitsgefährlichen Betrieben irgendwelcher Art nicht beschäftigt werden. Fremde Kinder dürfen im Handels- und Verkehrsgewerbe, im Betriebe von Werkstätten usw. vom 12. Jahre an täglich 3, in den Ferien 4 Stunden beschäftigt werden, jedoch nicht in der Zeit zwischen 8 Uhr abends und 8 Uhr morgens und nicht vor dem Vormittagsunterricht. Eigene oder nach dem Gesetz als eigene geltende Kinder dürfen schon vom 10. Jahre an für ihre Eltern gewerblich arbeiten. Das alles sind Kautschukparagraphen, die recht sehr deutungs- und dehnungsfähig sind. Dazu kommen noch eine Reihe reichs- und bundesstaatlicher Ausnahme- und Übergangsbestimmungen, ganz dazu angetan, in denkungewohnten und widerwilligen Köpfen ein die besten Absichten vereitelndes Durcheinander anzurichten. Immerhin bleibt der eine große Vorzug des Gesetzes, daß hier zum erstenmal ein Eingriff in die bis dahin zumindest in dieser Richtung als unverletzlich behandelte Sphäre des Elternrechtes gewagt wurde.

*) Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches. 9. Jahrg. 1900, III. Heft, S. 97 ff.

**) Jena 1902. Verlag von G. Fischer.

Digitized by Google

Das war der erste große Schritt. Trotz der mancherlei Halbheiten und Unzulänglichkeiten des Gesetzes hätten andere folgen können, die ausbauten und besserten, wenn nicht — — — ja: wenn nicht!

Am 20. Dezember 1905 erschien eine Bekanntmachung,*) von Posadowsky im Namen des Reichskanzlers unterzeichnet, in der es heißt, daß die über zwei Jahre, d. h. vom 1. Januar 1904 bis zum 1. Januar 1906 erstreckten erleichternden Übergangsbestimmungen des Kinderschutzgesetzes bis zum 1. Januar 1909 bzw. 31. Dezember 1908 zu verlängern seien. Danach dürfen Kinder, die das 9. Lebensjahr vollendet haben, in einer Reihe von Betrieben beschäftigt werden, von denen wir einige schlimmste herausgreifen wollen. Sie dürfen Puppenaugen mittelst des Blasebalges blasen (der Kundige weiß, was Glasbläserei bedeutet), sie dürfen Räucherkerzen formen, Masken bemalen und anstreichen, Schachteln streichen, kleben und leimen, bei der Herstellung künstlicher Blumen helfen und so fort. Das alles klingt harmloser, als es ist. Die Gleichförmigkeit des Tuns ermüdet das Kind, wohlverstanden das neunjährige Kind, und greift sein Nervensystem an, dazu die entstehenden Dünste, die hohen Temperaturen bei manchen Hantierungen und dann noch der Lohn, der in der Bekanntmachung freilich nicht festgesetzt ist, und der bekanntlich (siehe Heimarbeitsausstellung. Von dort wird z. B. mitgeteilt, daß Kinder für Aufziehen von 1000 Nähnadeln 3,5 Pf. bekommen) zwischen 2 und 15 Pf. pro Stunde schwankt.

Diese Verordnung kennzeichnet in knappster und — traurigster Weise den Geist, der in unserer Sozialreform heimisch ist, kennzeichnet Wesen und Gehalt all der schönen Reden, die bei solchen Gelegenheiten jeweils aufgetischt werden. Hier, wo es sich um Mark und Blut des eigenen Volkes, um die Macht und Größe der Nation handelt, die auf einem gesunden und kräftigen, aufrechten und lebensfrischen Nachwuchs beruht: hier Steine statt Brot!

Warum das? Rechtfertigen die Ergebnisse des ersten Wirksamkeitsjahres des Kinderschutzgesetzes diese neue Verschleppung? Die bis jetzt zu diesem Punkte vorliegenden Bekundungen sind höchst dürftig, und von den Resultaten einer am 15. November 1904 veranstalteten Erhebung über landwirtschaftliche Kinderarbeit ist, soweit ich weiß, noch nichts in die Öffentlich-

*) Reichs-Arbeitsblatt IV. Jahrg. Nr. 1, Jan. 1906.

Digitized by Google

keit gedrungen. Eine besondere Schrift, in der in gründlicher, verständnisvoller und interessierter Weise die Wirkungen dieses ersten Jahres behandelt werden, hat nur die in sozialpolitischer Regsamkeit mustergültige hessische Regierung herausgegeben. Es geht daraus hervor, daß das Gesetz von Aufsichtspersonen und Lehrern als ein Segen empfunden und gerühmt wird und daß es in den Kreisen der unmittelbar Beteiligten vielfachem Mißverständnis, auch direkter Verkennung, Widerstand und Umgehung begegnet. Darin aber sind alle einig, daß das Ganze des Gesetzes zu kraus und verklausuliert ist, um übersichtlich und leicht durchführbar zu sein.

Im übrigen ist aber der hessische Bericht schon darum nur von beschränktem Wert für die Entscheidung unserer Frage, weil nur 2,14 in 1903 bzw. 1,03 in 1904 und im industriereichen Bezirk Offenbach 5,75 bzw. 3,67 % der Schulkinder erwerbstätig waren, während der Gesamtdurchschnitt der Zählung von 1898 6,53 % aller Volksschüler als erwerbstätig ergab. Wir müssen uns daher, um weitere Aufschlüsse zu gewinnen, dem zuwenden, was in den Berichten der Gewerbeaufsicht für das Jahr 1904 zu unserer Frage angeführt ist.

Fast alle Staaten haben eine beträchtliche Zunahme jugendlicher Arbeiter zu verzeichnen und schreiben den größeren Teil dieser Zunahme übereinstimmend dem Umstand zu, daß durch die Verordnung vom 17. Februar 1904 auch die Konfektionswerkstätten, in denen nach Maß und auf Bestellung gearbeitet wird, der Aufsicht unterstellt wurden. Verschiedentlich wird berichtet, daß, wesentlich infolge des neuen Kinderschutzgesetzes, die Zahl der Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen zum Schutze der volksschulpflichtigen Kinder im Zusammenhang mit dem neuen Gesetz sich erhöht hätten (R.-A. Nr. 5, S. 397). Über die Wirkung des neuen Gesetzes erzählt Oberfranken: „Manche Arbeiterfamilien, welche sich daran gewöhnt hatten, mit dem Verdienst der Kinder zu rechnen, sahen sich genötigt, ihre Bedürfnisse einzuschränken, und einige Industrien, die auf die Lieferungen ihrer Heimarbeiter angewiesen waren, konnten ihren Verpflichtungen nicht nachkommen." Als besonders wertvoll wird, wie auch in Hessen, die Mitarbeit der Lehrer bezeichnet.*) Viele Lehrer zeigten sich über die gewerbliche Tätigkeit der ihnen anvertrauten Kinder eingehend unterrichtet. . . . „Die Erfahrungen,

*) R.-A. 1905, Nr. 4, Preußen, S. 594.

Digitized by Google

die bis jetzt vorliegen, lassen die Vermutung berechtigt erscheinen, daß es große Schwierigkeiten bereiten wird, die Bestimmungen über die Beschäftigung der eigenen Kinder mangels jeder Anzeigepflicht der Eltern ohne Mitwirkung der Lehrer durchzuführen. Bei der Beschäftigung eigener Kinder scheinen aber gerade die meisten Verstöße gegen das Gesetz vorzukommen."

Ein solcher Verstoß und seine mehr als merkwürdige „Ahndung" wird vom badischen Bericht mitgeteilt (R.-A. Nr. 4, Co. 1905, S. 326/27). Ein volksschulpflichtiger Knabe ist seinem Vater als Abträger (in der Ziegelei) behilflich, eine Arbeit, von der Ende der neunziger Jahre ein Unternehmer (Preuß. Gewerbeaufsichtsberichte) sagte: „Wer mehrere Jahre Steine abgetragen hat, ist im Leben zu nichts mehr zu gebrauchen." Das gegen den Vater eingeleitete Strafverfahren führte zu einem Freispruch unter der Begründung: „Das Kind hat ohne Vergütung zur Unterstützung des Vaters gearbeitet. Es hat in einer seinen Kräften und seiner Lebensstellung entsprechenden Weise seinem Vater in seinem Geschäfte Dienste geleistet und hierdurch einfach nur die Pflicht erfüllt, welche das Bürgerliche Gesetzbuch in § 1617 einem Kinde auferlegt." Der Bericht bemerkt dazu, „daß bei konsequenter Durchführung dieser Rechtsprechung der Umgehung der zum Schutze der Kinder erlassenen Gesetze Tür und Tor geöffnet wäre."

In einer Ziegelei des Bezirks Oppeln wurde ein achtjähriges, in einer anderen 3 Kinder von 7, 8 und 11 Jahren beim Umkanten und Zusammentragen von Steinen angetroffen. Magdeburg teilt mit, daß die Hälfte aller bezüglichen Bestrafungen auf Ziegeleibesitzer und Ziegeleimeister entfiel. Mehr Schutz gegen die natürlichen Schützer des Kindes und angesichts des oben mitgeteilten Urteils, auch gegen die Gesetzesausleger! muß man da unwillkürlich ausrufen.

In Württemberg mußte von 1314 Kindern 355 das Arbeiten untersagt werden, und 76 Kinder, darunter auch Mädchen, traf man in unzulässiger Weise mit Steinklopfen beschäftigt. In der Hausindustrie des Fürstentums Lippe verwandte man Kinder vorwiegend zum Abrippen von Tabakblättern und zum Flechten von Stühlen, für das pro Stück 10—15 Pfg. bezahlt wurden. „Bei der geringen Bezahlung läßt sich annehmen, daß die Arbeitszeit nicht selten recht ausgedehnt wird," *) meint dazu der

*) R.-A. a. a. O. S. 947.

Digitized by Google

Beamte. Jawohl, es läßt sich annehmen! Und wie traurig muß es um die Familien bestellt sein, in bezug auf die der Hamburger Bericht sagt: „Die Bestimmungen des Gesetzes konnten oft nicht ohne Bedauern und tiefes Mitgefühl zur Durchführung gebracht werden, weil die Lage der Eltern so ungünstig war, daß selbst der geringe Verdienst des Kindes nicht entbehrt werden konnte“ und das Kind unbedingt zur Erhaltung der Familie mit herangezogen werden mußte. Kinder als Familienerhalter in einem Zeitalter, das sich human nennt!

Zu dieser Not, die auch liebevolle Eltern zwingt, tritt Leichtsinn und elterliche Gewissenlosigkeit, die in den vielverschlungenen, unübersichtlichen und verwirrenden Bestimmungen des Gesetzes einen willkommenen Rückhalt finden. Immer wieder begegnet man in den Berichten der Klage, daß die ausgeklügelten Unterscheidungen zwischen eigenen und fremden Kindern, zwischen Arbeit für die Eltern und Arbeit für dritte nicht verstanden werden, und immer wieder wird die Befürchtung laut, daß „viel Aussicht auf freiwillige Einhaltung der gesetzlichen Vorschriften, wenigstens bei eigenen Kindern, zunächst nicht vorhanden sei“. Die württembergischen Assistentinnen sagen aus (R.-A. Nr. 8, S. 681), „daß die Mehrzahl der Eltern, sofern sie auf den Verdienst angewiesen sind, ihre Kinder jedes Alters bis spät in die Nacht hinein beschäftigen. Sehr oft trafen sie fünf- und sechsjährige Kinder beim Endschuhmachen an, die mit den kleinen Fingerchen kaum imstande waren, den eisernen Haken zu halten, mit dem die Enden der Streifen durchzogen werden müssen. Es gibt Ortschaften, wo die Mehrzahl der Kinder nicht vor 11 oder 12 Uhr nachts ins Bett kommt, und von einer solchen Gemeinde sagte der Ortsvorsteher, daß die Kinder außerdem morgens noch nüchtern zur Schule müssen und erst etwas Warmes bekämen, wenn die Eltern zur Vesperzeit von der Fabrik nach Hause kämen. Dazu wird die Milch in die Molkerei verkauft und den Kindern nur Magermilch gegeben. Da kann es wohl nicht auffallen, wenn man beim Betreten eines Schullokals auf dem Lande so viel im Wachstum zurückgebliebene blutarme Kinder zu sehen bekommt.“ Und nicht nur arme Leute verfahren so, auch in wohlhabenden Bauernfamilien wurde mit Stolz erzählt, „wie viel Geld der Bub oder das Mädchen schon zusammengebracht, und wie viel Kleider und Schuhzeug durch das Stillsitzen erspart worden seien.“ Die Beamtinnen beklagen, wie sehr in allen solchen Fällen und infolge der Kautschuk- und langfristigen Übergangsbestimmungen die Aufsicht gehemmt und erschwert sei, und

Digitized by Google

sie begrüßen es, daß wenigstens die Ausnahmebestimmungen nur bis Ende 1905 Gültigkeit hätten.

Und nun dieser neueste Erlaß des Reichskanzlers! Wir fragen noch einmal: was begründet, was rechtfertigt ihn?

Ist die Tatsache, daß Kinderarbeit Menschenmord bedeutet, je nachdem leiblichen, geistigen oder moralischen, ist diese Tatsache nicht tausendfach erwiesen? Sind nicht alle wahren Volksfreunde, alle Freunde der Jugend darüber einig, daß wir mehr, weit mehr Kinderschutz brauchen, daß wir die Ausdehnung des Kinderschutzes auf die Landwirtschaft und den Gesindedienst fordern müssen, daß der im Gesetz gegebene Eingriff in die Elternrechte nur ein Anfang ist, daß die Kompetenzen der Lehrerschaft erweitert, ihr guter Wille, gegen Kinderausbeutung und Quälerei zu helfen, in immer gesteigertem Maße gewonnen werden muß?

Fordern wir nicht alle, daß zum gewerblichen Kinderschutz auch der ausgedehnte und nach vielen vorliegenden Erfahrungen oft bitter nötige Schutz gegen elterliche Mißhandlung, gegen Gewissens- und Berufszwang durch die Eltern und ähnliches mehr treten müsse?

Sind wir uns nicht klar darüber, daß alles bis jetzt Vorhandene nur ein schwacher und höchst verbesserungs- und ausbaubedürftiger Anfang ist? Und nun die kanzlerische Verordnung! Diese Springprozession nach Echternach, die auf 3 Schritte vor 2 zurückfolgen läßt!

Mit solchem Tempo kommen wir nicht weiter, und wenn wir stolzen und bewußten Gegenwartsmenschen, die wir die Elemente meistern, unserem eigenen Geschlecht Wille und Weg weisen, ihm ein höheres Menschentum ein- und aufprägen wollen, dann müssen wir vor allem das Land der Kindheit von all dem Gestrüpp säubern, das Unverstand und Gedankenlosigkeit, das böser Wille und Eigensucht dort emporwuchern ließen.

Unsern Kindern eine lichtdurchflutete, eine sorgenfreie und wohlbehütete Kindheit und Jugend, und unser Volk wird so groß und stark werden, wie wir alle es von Herzen wünschen, und ein Geschlecht wird aufwachsen, wert des Namens: Mensch!

Was will da dieser Erlaß?

Eltern, Handel und Industrie hatten genügend Zeit, sich dem neuen Stand der Dinge anzupassen, und die beweglichen Klagen über die uneinbringliche Schädigung des Gewerbes hätten sich genau als so unzutreffend und übertrieben erwiesen, wie das in so viel ähnlich gelagerten Fällen sich ergab.

Digitized by Google

Und was endlich die Lebenshaltung der Armen anlangt — —! Nun, Staat und Industrie haben ein lebhaftes Interesse an der Erhaltung und Wiederhervorbringung der arbeitenden Klassen, und eine entsprechende Lohnerhöhung muß und wird schon aus diesen Nützlichkeitserwägungen heraus die nächste Folge des Verbotes von Kinderarbeit und Ausbeutung sein.

Die dritte Ausstellung des deutschen Kunstgewerbes.

Von Eugen Kalkschmidt (Dresden).

Wir haben seit langem keine Ausstellung gehabt, die mit so viel Erwartung, so viel Hoffnung begrüßt worden wäre wie diese. Schon das Versagen Münchens seiner eigentlich angestammten Aufgabe gegenüber: nach den zwei ersten Wettbewerben der Jahre 1876 und 1888 auch diesen dritten zu beherbergen, deutete auf die Schwierigkeiten, die es diesmal zu überwinden gab. So erregte es kein geringes Aufsehen, als der Dresdener Kunstgewerbeverein, von dem man außerhalb seiner Stadt nicht allzuviel wissen konnte, mit schnellem Entschluß und unleugbarem politischen Geschick in die Lücke trat, ein überaus klares Programm entwickelte und, gestützt auf bereitwilligste Hilfe des Staates wie der Stadt, zur Ausstellung nach Dresden lud. Es vollzog sich damit auch nach außen hin die im Innern längst vorbereitete Verschiebung der Kräfte: Mitteldeutschland erklärte sich ohne viel Umstände für mündig und bereit, eine solche Unternehmung im Vertrauen auf den Ruf seiner künstlerischen Kräfte zu wagen. Und wer das Suchen des letzten Jahrzehnts nach neuen Formen unseres täglichen Gebrauchs, unserer häuslichen Umgebung genauer verfolgt hat, weiß, daß für eine Übersicht dieser Versuche Dresden durch seine Lage, seinen Ruf und seine Ausstellungserfahrung der einzig gegebene mitteldeutsche Ort war.

Digitized by Google

Die allgemeine Lage aber stellt sich mir so dar: seit der Mitte der neunziger Jahre haben wir die Sehnsucht nach einem neuen Stil. Genauer: wir haben den alten, der eigentlich ein Gemisch von Stilen aus allen Zeiten und Zonen war, gründlich satt. Es ist lehrreich, daran zu erinnern, daß diese angewandte Stilwissenschaft, die mit schöpferischer Kunst heute nicht mehr verwechselt werden kann, eine Renaissance nationaler Formen anstrebte und in die breiteste Internationalität verlief. Die Ausstellung von 1876 wollte demonstrieren: wir brauchen jetzt die allmächtigen Franzosen nicht mehr, denn wir haben sie besiegt. Wir sind Deutsche und deutsch sei unsere Kunst. Da sie es — leider — noch nicht ist, sei sie wenigstens altdeutsch. „Durch die Erkenntnis der Wahrheit, daß wir Großes nur bei liebevollem und verständnisinnigem Studium der Alten leisten werden, haben wir einen gewaltigen Schritt vorwärts getan, und wenn vollends die Überzeugung Gemeingut wird, daß wir unser Heil in der deutschen Renaissance des 16. und 17. Jahrhunderts zu suchen haben, dann muß es uns ja gelingen, über den unförmigen Moloch der Stil- und Geschmacklosigkeit Herr zu werden." Georg Hirth, der das vor dreißig Jahren schrieb und nur aussprach, was die leitenden Köpfe damals erfüllte, durfte 1888 triumphieren: der nationale Prunkstil war dank der rastlosen und billigen Maschinenarbeit auf der Höhe der Volkstümlichkeit. Das Stilzimmer vom gotischen Burgengemache an bis zum Empfangssalon à la Louis seize ergänzte ihn. Das deutsche Haus wurde Museum, in das die Sonne nur durch doppelt und dreifach verdekorierte Fenster ein mühsames Licht warf. Was hätte sie auch anderes darin beleuchten können als den schmunzelnden „Moloch der Geschmacklosigkeit", dem es jetzt wohler schien als je.

In der Außenarchitektur mußte dieser Stileifer natürlich auch zur Geltung kommen. In allen Städten, ja, fast auf jedem Dorfe schon, stoßen uns die Zeugen dieser Baugesinnung auf. Das italienische Palastfenster kämpfte mit dem altdeutschen Erker in Fachwerk an städtischen Etagenhäusern, die gotische Burgzinne trutzte auf friedlichen Landhäusern zum elegant aufgesetzten französischen Mansardengiebel jenseits der Allee. Ein Musterbeispiel, wie sehr das Gefühl für die Harmonie der Verhältnisse selbst den anerkannten Meistern dieser Periode verloren gegangen war, ist mir stets das Gebäude der Schackschen Galerie in München gewesen. Graf Schack, der erste Mäcen des damaligen Deutschlands, und Lorenz Gedon, neben Seitz in München einer der ge-

Digitized by Google

rühmtesten Baumeister, brachten es hier mit vereinten Kräften und mit Anwendung eines edlen Steinmaterials anno 1875 zu einem wahren Monstrum von kleinlicher Stilarchitektur. War's da zu verwundern, wenn der Geist dieser Gründerzeit seine brillanten Schauseiten in billigsten Fabrikornamenten ganze Stadtviertel lang gravitätisch aufbaute? Wenn die öffentlichen und sogenannten Monumentalbauten nach dem Lineal und nach dem Musterbuch schematisch preiswert erledigt wurden? Wenn die Kirchen, vorzüglich die des protestantischen Deutschlands, in einer nadelspitz verzierlichten Spätgotik aus dem Boden aufschossen wie die Spargel? Was für eine Frömmigkeit konnte sich in solchen Gotteshäusern wohlfühlen, deren Formen meist ohne jedes tiefere Gefühl gestaltet waren, die eine ehrwürdige Überlieferung festhalten sollten und doch fast überall eine leere Konvention bis zum Überdruß wiederholten?

Und wie im Großen so im Kleinen. Die Industrie täuschte die Feinarbeit der Hand vor, und man merkte erst gar nicht, wie die tausendfach gestanzte oder gegossene Form, die so billig war, nur eben eine tote Form wiederholte und wiederholen konnte, denn die merkwürdige Beseeltheit der alten Probestücke: der geschnitzten Schränke und Truhen, der phantastisch geschmiedeten Schlösser und Beschläge war ja gerade auf dem Wege der unmittelbar angreifenden Hand in den toten Stoff eingedrungen. Das Handwerk aber stand dieser Konkurrenz einigermaßen ratlos gegenüber. Seine Phantasie verstieg sich, wenn es hoch kam, zu antiquarischen Kunststücken, zu peinlichen Nachahmungen, zu Entwürfen „im Stile" jenes alten Meisters, zu Musterstücken ohne schöpferische Meisterschaft. Sagen wir getrost: es versimpelte und ging dabei naturgemäß wirtschaftlich zurück, proletarisierte sich selbst.

Endlich erkannte man die Gefahr, und die Künstler und Kunstfreunde, die helfen sollten, predigten nun ihre bekannten Sätze vom Studium der lebenden oder toten Naturformen an Stelle der papiernen Stilvorlagen; von der Schönheit des echten Materials und seiner rechten Anwendung; von der Zweckmäßigkeit als der besten Schönheit, die erreicht werden könne. Der Erfolg stellte sich in überraschend wenigen Jahren auf den großen Ausstellungen dar: in Paris 1900, in Turin 1902, in St. Louis 1903 — um nur die ausländischen zu nennen — gab es wieder ein deutsches Kunstgewerbe, vor dem die Internationalität respektvoll anhielt und sich verwunderte. Und diese Verwunderung wirkte wieder

Digitized by Google

nach Deutschland zurück, wo man in weiteren Kreisen von der neuen Herrlichkeit noch nicht viel wissen wollte, auch heute noch nicht allzuviel weiß. Was ist's nun eigentlich mit dem modernen Stil? Sollen wir uns wirklich im „Jugendstil" einrichten und an Schlangenlinien den Verfolgungswahn kennen lernen? Hie und da sieht man in den Kunstausstellungen ein paar neue Räume. Sie verpflichten zu nichts. Luxuskunst. In den letzten Jahren übrigens spärlicher geworden. Was also ist's mit dem neuen Stil?

Das ist die allgemeine Stimmung, die die heurige Ausstellung antrifft. Und sie begegnet den Fragen und Zweifeln der Nation mit einer so entschiedenen Antwort, wie man sie von einer so jungen Bewegung nicht besser erwarten kann.

Ein Blick in den Gesamtplan zeigt, wie gut die Ausstellungsleitung ihre Situation erkannt hat. Kunst, Kunsthandwerk und Kunstindustrie — das sind die Hauptabteilungen. Wesentlich erscheint die klare Trennung von Handwerk und Industrie, wesentlich mindestens heute, wo beide Reiche noch so unklar und gewalttätig miteinander verkehren. Wir müssen erst den Schwerpunkt, das Spezifische da wie dort instinktiv klar auseinanderhalten können, ehe eine Vermischung, besser eine gegenseitige Unterstützung eintreten darf, die ja im Laufe der Zeit sicher und ohne großen ästhetischen Schaden eintreten wird.

Wesentlich ist ferner, daß die Kunst hier als „Raumkunst" auftritt und als solche von Künstlern verantwortlich vertreten wird. Die Vergangenheit war es anders gewöhnt: der Unternehmer, die Möbelfabrik, die Baufirma, das Ausstattungsgeschäft machten einfach ein neues Schaufenster in der Ausstellung, dem großen Warenhause auf. Wer fragte da nach dem Künstler? Wo aber der Raum als Kunstwerk wirken und nicht nur als gemieteter Platz mit käuflichen Gegenständen ausgestattet werden soll, muß er als tektonische Einheit gestaltet sein. Das haben alle beteiligten Künstler nach Kräften an etwa zweihundert Räumen versucht, und zwar ohne einen Pfennig Platzmiete bezahlen zu müssen.

Halten wir uns ans Wichtigste: an den Wohnraum. Welch eine Fülle neuer Lösungen ist hier gesucht. Mit wachsendem Erstaunen durchwandert man die unendlich scheinende Flucht: welch ein Glanz, welche Schönheit steckt in diesen ordentlich zärtlich behandelten Materialien! Zu welchen wundervollen Wirkungen ist das Holz erweckt: gebeizt und geräuchert, poliert

Digitized by Google

und eingelegt, selten nur gestrichen und bemalt. Wie ist die Maserung ein und derselben Eiche kreuz und quer zu zierlicher Täfelung benutzt, nachdenklich und liebevoll wie in guter alter Handwerkszeit. Und wie erfinderisch man in Intarsien ist: Ebenholz und Elfenbein, Perlmutter in allen Farben wechseln miteinander ab, die Ornamente klettern gar zum Fußboden hinab, zu den Wandvertäfelungen, ja zur Decke hinauf. Der massive Kamin in künstlichem und echtem Marmor hat den Ofen fast ganz verdrängt, allenfalls die Luftheizung läßt er gelten, manchmal so, daß er sie einschluckt und hinter messingenem Gitterwerk verbirgt. Was für hübsche Fensternischen es gibt; die Fenster selbst niedrig und breit, mit geräumigem Sims für Blumen und sonst allerhand zum Abstellen. Wo kommen nur all diese wunderhübschen Gardinenstoffe auf einmal her? Und der gestreifte Wandstoff, farbig sorgfältig auf die Möbel eingestimmt, ist über die Tapete Herr geworden, die nur hie und da schüchtern ohne alle anspruchsvolle Bemusterung auftritt und allenfalls durch schmale, farbige Holzleisten eingeteilt oder in zwei Drittel Zimmerhöhe abgeschnitten wird, so daß oben ein makelloser Fries bleibt zum Raum für die Bilder. Die Türen sparsam, so daß möglichst viel Wandfläche zum Stellen der Möbel bleibt; hie und da leitet eine auf die Blumenterrasse hinaus, in den Blumenhof, der zum geruhigen Wandeln ums melodische Wasser einladet. Die Decke nicht selten leicht gewölbt, stets ohne farbige Schlingpflanzen und bemalte Stuckrosette; dann wieder in Holz, in Kassetten abgeteilt, wo die Beleuchtungskörper sitzen. . . . Das ist so der erste Gesamteindruck und der ist nicht schlecht. Man nimmt auch die gute Absicht, das Pathos an falscher Stelle, die Geschraubtheit gern mit in Kauf, wo so vieles von heiterer, künstlerischer Werkfreude spricht.

Aber dann setzt der Zweifel mit der grausam ernsten Frage ein: was ließe sich von all dieser Raumkunst ins praktische Leben übertragen? Oder persönlicher gefaßt: was möchtest du dir, durchschnittlicher Zeitgenosse und Etagenbewohner, was könntest du dir von alledem für dich und die Deinen wünschen? Sei ehrlich und bedenke, daß eine neugierige Fee dir im Nu Fortunas unerschöpflichen Säckel in die Hand drücken kann, mit dem Befehl, Ernst zu machen mit deiner Wahl. Sei vorsichtig.

Ja, da schrumpft freilich manches ein. Diese Raumkunst für Wohnzwecke bewegt sich durchaus im idealen Raume. Sie zeigt, wie es sein könnte, wenn wir die Macht hätten, uns von den

Digitized by Google

gegebenen Mietsräumen zu befreien. Sie mutet uns gerade durch ihre begabtesten Apostel zu, uns eine Wohnung anmessen zu lassen nach den Raum-, Sitz- und Stehbedürfnissen, kurz nach dem räumlichen Habitus eben dieser Apostel. Beim Malerisch-Dekorativen fingen die Künstler zu reformieren an, jetzt haben sie sich mehr und mehr in die Freude am Tektonisch-Konstruktiven hinein entwickelt und weisen nicht nur dem Stuhl in der Ecke, sondern womöglich auch dem Bilde an der Wand Platz und Größe genau an. Fußboden, Wand und Decke verwachsen mit den Möbeln in eins, um so fester, je mehr Holz aufgewendet wird. Ich schätze: etwa ein Drittel der Wohnräume ist mehr oder minder radikal nach diesen Prinzipien festgebaut. Hat man ganz unrecht, wenn man daran erinnert, daß das Wort „Möbel" aus mobilis = beweglich stammt? Wenn man, analog den fertigen Dutzendkleidern unserer Schneiderindustrie, von „Interieurkonfektion" spricht? Wenn Leute wie Riemerschmid, Peter Behrens, Fritz Schumacher, van de Velde das Möbel immobil werden lassen, wie sollten es da die jüngeren Talente nicht erst recht tun. Ein so begabter Künstler wie Bruno Paul, dessen drei Räume zu dem Schönsten gehören, was ich an moderner Raumkunst kenne, hat sich diesmal weislich vor solcher Gefahr gehütet. Und eine Gefahr der Verscheuchung des Konsums, fürchte ich, liegt hier allerdings vor.

Eine weitere Erscheinung hängt mit jener zusammen: es ist die sehr begreifliche Neigung der Künstler, ihr Angebot an möglichst kostbarem Material möglichst beredt und großartig, möglichst zu einem noch nie dagewesenen Ereignis zu machen. Ich unterschätze den echt künstlerischen und sympathischen Ehrgeiz dieser freien Stilisten keinen Augenblick und fürchte doch: wir steuern mit Prachtstücken im neuen Stil genau so sicher ins geduldige Museum der Gegenwart, wie wir mit Paradestücken à la Renaissance oder Louis seize in der verhängten „guten Stube" unserer Väter gestrandet sind. Man sehe sich von Pankok den Festraum, der dem Stuttgarter, oder von Albin Müller das Wohnzimmer an, das dem Magdeburger Museum gehört: Pankoks Raum ist bei aller Delikatesse der Holzbehandlung ein kostbares Experiment bis zu den Leuchtkörpern hinauf, im Zweck nicht erprobt, ein höchst interessantes Phantasiestück. Müllers Wohnraum ist ein Typus, freilich wohl, aber einer der oben gekennzeichneten Art streng „festgestellter" Räumlichkeit. Das wandert nun als vorbildlich ins Museum. Was soll man aber

Digitized by Google

zu dem richtigen Museumsraum van de Veldes sagen, einer leeren Halle mit Oberlicht und vorgezogenem Figurenfries Ludwig von Hofmanns, einen Raum, in dem von den plumpen Glastüren an bis zu den ungeheuerlichen Messingstreben des Frieses hinauf eine ganz unglaubliche Materialwirrnis und eine räumliche Willkür herrscht. Oder wenn Wilhelm Kreis, einer unserer fähigsten Köpfe, seinen räumlich wunderhübsch bewegten Salon sozusagen mit Holzmosaik auslegt und den Polisanderflügel über und über mit raffiniert ausgesuchten Intarsien schmückt, so daß man, um sie alle zu genießen, das Möbel nicht mehr einfach ansehen, sondern wohl oder übel gebückt absuchen muß?! Danach werden dann Verirrungen verständlich wie die: daß ein simples Tischbein aus vieren zusammengekünstelt wird, ein Flügel (Behrens) statt der drei Beine ihrer neun Pfeiler an den Leib kriegt oder ein schwarzes Stuhlbein am unteren, rot verdickten Ende noch durch ein weißes Holzblättchen „akzentuiert" wird. Das ist dann wahre Museumskunst, fürchte ich, aber wahre Kunst noch nicht.

Es wäre nun ungeheuer billig, auf Grund solcher Mißverständlichkeiten, an denen wohl die Nutzkunst einer jeden schöpferischen Stilperiode zu tragen hatte, ein Zetermordio zu erheben und das neue Kunstgewerbe der Künstler in Grund und Boden zu verdammen. Im anfechtbarsten Möbel, im verrücktesten Lehnstuhl steckt mehr Zukunft und ein größerer Formenwert als in der gedankenlosen Wiederholung des Formenschatzes unserer Väter. Zurzeit sind bekanntlich die großväterlichen Biedermeierstücke sehr beliebt; auch das eine Zeitlang sehr verachtete Empire hat wieder seinen Wert. Es fehlt in der Ausstellung nicht an Versuchen, an den Biedermeierstil anzuknüpfen. Paul Schultze-Naumburg selbst, der am lebendigsten für den Anschluß an diese letzte gute Tradition des Handwerks gewirkt hat, enttäuscht mit den drei Räumen seiner Saalecker Werkstätten leider diejenigen sehr, die gerade von ihm etwas erwartet hatten. Er hat offenbar den Ehrgeiz verfolgt, das Einzelmöbel individuell durchzubilden. Darüber geht ihm denn die räumliche Harmonie teilweise ganz verloren. Dann ist er in der Wahl und Behandlung des Holzes, wie in den Formen so konservativ, daß der Laie ohne weiteres auf erneuerte Stücke aus den dreißiger Jahren schließen muß. Natürlich ist so ein Schrank auf hohen gedrehten Spindelbeinen, ist der eingelegte runde Mahagonitisch mit dem hübschen Dreifuß keine Kopie, aber sie wirken doch so. „Und so etwas," sagt Goethe,

Digitized by Google

„steht im Widerspruche mit dem lebendigen Tage, in welchem wir gesetzt sind". Theorie ist gut, aber die Praxis entscheidet, und sie entscheidet hier gegen die Theorie. Um vieles selbständiger knüpft der Maler E. R. Weiß (Hagen) an die nämliche Tradition an, während Heinrich Vogeler vor lauter Zartheit (ein Damenzimmer in weiß und blau) seinen sonst nicht üblen Geschmack etwas verloren, und ebenso wie der Berliner R. A. Schröder das Biedermeierische konsequent zum Süßlichen erhoben hat.

Als der fruchtbarste, als ein wahrhaft guter Geist der neuen Sache erscheint mir und manchem anderen Richard Riemerschmid. Er hat das Problem erkannt: die Masse muß gewonnen werden, wenn die stilistische Umgestaltung des deutschen Hauses nicht ein Phantom bleiben soll. Das Massenbedürfnis aber wird heute von der Maschine gestillt, folglich wird zur Maschine als zu der vorläufig letzten Form menschlicher Werkzeugsentwickelung greifen müssen, wer den Massenschund im eigenen Lager besiegen will. In den „Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst" fand der Künstler eine weitsichtig geleitete Unternehmung mit geschulten Arbeitskräften, die ihn tatkräftig unterstützte. In dem Sondergebäude der Werkstätten sind nun vierzehn Räume für die Bedürfnisse des Mittel- und Arbeiterstandes mit sogenannten Maschinenmöbeln ausgestattet, an denen 90 v. H. der Arbeit maschinell bewältigt ist. Trotz mancher Bedenken im einzelnen darf man doch sagen: hier sind die Grundformen eines neuen Sachstils vielleicht am klarsten herausgearbeitet. Hier herrscht das Bedürfnis und nicht die Schwelgerei in schönen Materialien, so wenig die Schönheit des Materials zu kurz kommt. Die Beschränkung ist der Meisterschaft stets förderlich gewesen: wo die Phantasie auf ein bestimmtes Mindestmaß an Zweckform und erst recht an Schmuckform festgelegt ist, entwickelt sich die wahre Ökonomie der Kräfte. Es wird für die Zukunft dieser sauberen und hübschen Stücke wenig ausmachen, ob man nicht doch später z. B. vom Zusammenschrauben der Möbelteile absteben und sie nach alter Art leimen wird. Auch billiger werden sie dann schon werden, wenn der Absatz in die Hunderte geht statt in die Dutzende. Zu billig dürfen sie nicht sein, denn ich denke, wir wollen ja gerade auch den bescheidenen Sinn zur Freude am Besitz guter Qualitäten erwecken. Was etwa im Preis noch zu hoch erscheint, wird durch den Wettbewerb schon auf das berechtigte Maß verringert werden. Und Anfänge zum erfolgreichen Wetteifer in wohlfeilen Räumen sind mehrere vorhanden.

Digitized by Google

Der Leipziger Künstlerbund z. B. richtet sechs Zimmer und Küche für 5000 Mk. ein, und zwar vollständig mit Betten, Eßzeug und Küchengeschirr. Sehr verlockend sehen sie ja nicht aus. Auch die verrufenste sächsische Möbelindustrie hat einen Vorstoß nach dieser Richtung gemacht: aus Dippoldiswalde stammt eine Arbeiterwohnung in zwei Zimmern und Küche, die in braun polierter Esche nur etwa 470 Mk. kostet. Dabei sind die Formen (Architekt Willy Meyer-Dresden) gar nicht übel. Eine Hainsberger Firma hat für mittlere Verhältnisse ähnliches ausgestellt. Solche Versuche werden sich mehren, sobald die Industrie sieht, daß sie sich lohnen. Und das ist nur eine Frage kurzer Zeit.

Denn die neuen Formen dringen ja schon siegreich in die amtlichen Wände und überhaupt in die öffentlich zugänglichen Räume hinaus. Je ein Standesamtszimmer für Magdeburg und Leipzig, je ein Sitzungszimmer für ein Amtsgericht und eine Sparkasse, ein Arbeitszimmer für einen Regierungspräsidenten (B. Paul), zwei Offiziersräume für einen kaiserlichen Marinekreuzer (Riemerschmid) — diese und mehr noch sind die Pionierbrücken der neuen Raumkunst ins praktische Leben hinüber, und sie tragen ganz gut. Wenn auch noch nicht den neuen heutigen Stil selber — denn wann wäre der wohl fertig? —, wohl aber den neuen Stilgedanken, die andere Form- und Raumgesinnung. Wie man auch das konservativste, das Kirchengebiet zu erobern hofft, zeigen Kirchenräume: hochgewölbt mit blau und goldner Kassettendecke auf heller Putzarchitektur spannt sich der protestantische Kirchenraum (Fritz Schumacher) über vier eingezogenen Ecktürmen aus. Orgel, Altar und Kanzel in ein und derselben Nische, die Otto Gußmann mit reichen Fresken auf Gold ausgemalt hat. Kein Kirchenschiff mehr, kein Kreuz im Grundriß, keine himmelanstrebenden Pfeiler, sondern eine feiertägliche Halle, die, wie mir scheint, das moderne Religionsbedürfnis des Protestanten und seinen Ausdruck durch die Gemeinde samt Seelsorger ungleich besser symbolisiert als ein Gotteshaus im bewährten Kirchenstil. Gewiß: aufs Dorf hinaus paßte dieser Raum nicht, aber in der Stadt muß der Fortschritt auch hier seinen Anfang nehmen, wenn wir überhaupt in diesen Dingen mit dem Leben fortschreiten wollen. Neben einem dreischiffigen katholischen Kirchenraum des Münchners Berndl bemüht sich sogar eine rheinische Synagoge um neuere Formen. Und ein Friedhof von Max Hans Kühne, sehr zweckmäßig und stimmungsvoll angelegt, zeigt eine überraschende Anzahl wirklich guter Grabdenkmäler

Digitized by Google

und Urnen. Man sieht, der Plan des Ganzen ist so wenig eng, wie es die Aufgaben des vielgestaltigen Lebens sind.

Dieser Plan bot sogar Raum für eine ganze Dorfschule. Ernst Kühn hat für die Gemeinde Neu-Eibau in der Lausitz einen Schulbau entworfen, der mit Unterstützung des Staates und des Landbezirkes zu einem Musterbau für die heimatliche Tradition geworden ist, wie wir sie für Dorf und Stadt schon so lange ersehnen. Mit vorgeschobenen Flügeln und einem kleinen Schieferturme steht das freundliche Haus in seinen Blumen da, enthält zwei Klassenzimmer und Nebenräume für Schulzwecke, außerdem noch beide Lehrerwohnungen und kostet trotz soliden Materials doch nicht mehr als etwa 33200 Mk. Das eine der Schulzimmer ist übrigens vom Ausschusse für heimatliche Bauweise in Sachsen und Thüringen zur Sonderausstellung einiger Modelle von Schulhausbauten für das Land benutzt. Der Reiz behaglicher Wohnlichkeit, den das ausgeführte Schulhaus spüren läßt, wird hier als möglich gezeigt unter sehr verschiedenen örtlichen Bedingungen. Die Dorfschule, das sieht man klar, kann so intim gegliedert werden, daß sie einiges von der gedeckten Anlage des Gehöftes, des Wohnhauses übernimmt und doch ihre geistige Würde durch die weiteren räumlichen Verhältnisse wahrt. Was man gern ähnlich sorgsam behandelt sähe, ist die Dorfkirche. Sie fehlt leider ganz, und bestimmt doch das Bild des Dorfes und der Landschaft mehr noch als das Schulhaus. Vier Arbeiterhäuser sind um das Schulhaus zu einem kleinen idealen Dorfplatze vereinigt, und die soziale Lehre und Anregung, die sie geben, rechne ich zum Wertvollsten, was die Ausstellung zu bieten hat. Sowohl das ostpreußische Einfamilienhaus, wie die beiden sächsischen für drei und vier Familien zeigen den Weg, den die Gemeinden oder die Wohnungsgenossenschaften oder sonstwelche Verbände sozialer Fürsorge gehen können, um dem kleinen Manne den Segen des Heims zu bescheren. Ich müßte den Leser hier in Grundrißfragen und in die Anlage der Türen und Fenster, des Ofens und sonstiger Einzelheiten einweihen, um ihm ein klares Bild von der eingehenden Fürsorge zu geben, die auch hier klug die volkstümliche Überlieferung zum Guten weiterzubilden sucht. Das ist eine Kunstpflege, die hell auf dem Hintergrunde einer ernsten Zeit steht. Über den fortgeschrittensten Stand der Wohnungsfürsorge für städtische Arbeiter berichtet die kleine Sonderausstellung des Dresdner Spar- und Bauvereins. Er stellt eine seiner Etagenwohnungen (zwei Zimmer, Kammer und

Digitized by Google

Waschraum) aus und berichtet durch Abbildungen von seiner Bautätigkeit. Das Unternehmertum ist ausgeschaltet, die Gesamtheit wird Unternehmerin, und so war es möglich, nicht nur einen architektonisch wohlgelungenen Baublock (Architekten Schilling & Gräbner) mit ordentlichen Höfen und ausgespartem Spiel- und Gartenplatz anzulegen, sondern auch den Grundsatz durchzuführen, daß die genossenschaftlich vereinten Mieter weder gesteigert noch gekündigt werden können. Dabei stehen 75 v. H. der insgesamt 427 Kleinwohnungen zum Jahrespreise von 300 Mk. zur Verfügung. Allen Respekt vor dieser tapferen Wohnungspolitik.

Der Schritt ins Freie hinaus, den wir damit getan haben, bringt uns mit einem Schlage zum Bewußtsein, daß der Innenraum die Außenarchitektur zu erobern begonnen hat. Auch in der Entwickelung der einzelnen Raumkünstler zeigt sich das. Riemerschmid, Schultze-Naumburg, van de Velde bauen heute, aller gelernten Architekten ohnerachtet, ihre Häuser. Auf der Ausstellung zeigen wenigstens ein paar ins Grün verstreute Einzelbauten, wohinaus man will. Das Dresdner Kunstgewerbe ist in einem eigenen schmucken Hause untergebracht, mit dem Kreis zeigt, daß er noch anderes kann, als Bismarcksäulen entwerfen: eine ebenerdige Flucht von Gemächern zieht sich um ein Gartenrechteck und eine Rotunde. Nach Süden zu öffnet sich das Gebäude mit einem einladend überdachten Säulengange. Davor ein Festplatz, in Form eines Naturtheaters in den Boden hinein vertieft und in Terrassen abgetreppt. Brunnen und Plastiken sorgen im Verein mit Büschen und Bäumen für geschlossene architektonische Wirkung, die einer gewissen Großartigkeit nicht entbehrt. Hier ist mehr als eine provisorische Ausstellungsarchitektur, hier lebt wirklich etwas vom fröhlich barocken Geiste des alten Sachsens wieder auf, ohne daß auch nur im geringsten Stiltreue beabsichtigt wäre. Eine Tradition, die so selbständig mit dem baulichen Erbe der Vorväter waltet, sollte uns immer willkommen sein, und erst recht, wenn sie sich draußen im Leben betätigen will. Wie leicht ließe sich ein solcher anmutiger Gartenhof auch auf städtisch beschränktem Villengelände eingeschossig umbauen, während wir immer den eintönigen Ehrgeiz haben, eine geschlossene Baumasse zwischen ein paar Bäume zu türmen, die dann den hochherrschaftlichen Park vorstellen sollen. Aber freilich, die Baupolizei, ich weiß, sie hält auf Anstand, fordert ihre gemessenen Abstände nach rechts und links, und macht auch sonst ihre oft recht unbegreiflichen Umstände laut Paragraph so und so. Gott besser's!

Digitized by Google

Die beiden Industriehallen fallen nicht auf, aber gerade das ist das Auffallende an ihnen. Sie zappeln nicht mit Kuppeln und Türmchen, mit Putten und Girlanden in der Luft herum, um festliche Stimmung zu machen, — in den einfachen Formen des Gerüststils, der sich diesmal seltsamerweise zum Teil des gebundenen Holzes anstatt des Eisens bedient, stehen sie da, farbig einfach und vornehm aus der Umgebung hervorgehoben. Ein höchst appetitlicher Ladentrakt von Schumacher in Eisenkonstruktion und farbiger Fliesenfüllung weckt mit seinem weit vorspringenden Dache über den Schaufenstern den Wunsch: hätten wir doch solche netten Kaufgelegenheiten auch draußen auf der Straße. Peter Behrens hat fürs Delmenhorster Linoleum gleich einen kleinen weißen Tempel erbaut, der ein bißchen an überwundene sezessionistische Gemäuer erinnert. Und so stößt man noch auf manchen vergnügten Pavillon, auf plätschernde Brunnen und gemütliche Ruhebänke.

Was die Abteilung der alten Volkskunst in diesem Zusammenhange soll, wird sehr bald klar: es ist kein „Vergnügungseck", diese gedrängte Sammlung alten bäuerlichen Hausgeräts, das oft ganze Stuben füllt. Wo ist die urwüchsige Kraft, das heimelige Lebensgefühl des deutschen Bauern geblieben, der diese sinnigen und kunstvollendeten Dinge des Gebrauchs erschuf? Welch einen nationalen Wohlstand verkündet solch ein „Pesel" eines holsteinischen Bauern oder eine elsässische „große Stube"! Man wird ordentlich melancholisch bei den humorvoll bemalten oberbayerischen Schränken und Truhen: was kommt dem Bauern, dem Arbeiter heute ins Haus? Industrieware, und das heißt in den meisten Fällen: minderwertiges und jedenfalls totes Zeug, das keine Seele hat, an dem die Seele des Besitzers keinen Anteil und keine rechte Freude haben kann.

Aber muß es so sein? die Ausstellung lud ja auch die Industrie zu Gaste, und zwar mit strenger Sichtung solche Ware, an der die Technik ehrlich ist, die ihren Sachstil ungeschminkt offenbart. Es ist nicht Schuld der Leitung, wenn die Industrie heute noch verhältnismäßig wenig Gegenstände bietet, die künstlerisch d. h. hier einzig und allein: die zweckmäßig überlegt und ehrlich gestaltet sind. Ein Auto steht da, fast vollkommen in seiner Art; ein Viererboot, zierlich und energisch wie ein Hecht. Die Keramik läßt manches Gute hoffen: Kachelöfen stellt man aus, noch etwas ungefüge in Form und Farbe, aber frei von der Ornamentiasis, und mit brauchbaren „Röhren" an Stelle der schäfer-

Digitized by Google

lichen Reliefs, die die gemütliche Apfelbratstelle vornehm überkleisterten. Ein Brunnengarten in farbigen Fliesen, den M. H. Kühne gestaltet hat, ist eine Leistung, die zeigt, was für weite Felder sich die Industrie im Bunde mit der Kunst eröffnen kann, sobald sie nur ernstlich will. Auch in der Gewebeindustrie, die ja am unmittelbarsten vom Geist der neuen Raumkunst befruchtet werden mußte, ist ein reges Leben. Doch nun müßte ich auch noch von den sehr lehrreichen Ergebnissen der Schulen sprechen, die eine eigene große Abteilung füllen. Ich muß es einem Fachmanne überlassen, die fröhliche Zukunft zu beurteilen, die hier oft verblüffend formenreich nach eigenem Ausdruck ringt. Eine weitere Abteilung von Techniken ist da, wo gezeigt wird, wie andere Zeiten und Völker materialgerecht und formenfreudig das Eisen und das Porzellan, die gewöhnlichen und die Edelmetalle, das Holz zu Möbeln und das Papier zu Büchern verarbeiteten. Aber ich gebe es heute auf, denn ich denke, dem Leser ist ohnehin klar geworden, daß hier ein höchst strategisch geordneter Feldzug gegen die sichtbaren Auswüchse und Mißgestaltungen unseres Maschinenzeitalters unternommen wird, der mit der ältesten künstlerischen und sittlichen Waffe ausgefochten wird: der redlichen Hingabe an ein neues Ideal.

Fassen wir zusammen: die Tatsache besteht, daß nicht der neue Stil — den lassen wir besser weit weg vom Schuß —, wohl aber die neue Formgesinnung heute schon mächtig genug ist, um eine Ausstellung zu bestreiten, die zum ersten Male Handwerk und Industrie in unzweideutiger Trennung im Kampfe um die Kunst zeigt. Und zwar um eine Kunst, die nicht mehr unsicher zu den Lebensformen der Väter zurücktastet, die nicht mehr Zutat und Verschönerungsmittel, sondern sachlicher Ausdruck zu sein strebt der Lebens- und Arbeitsgefühle von uns heutigen. Verglichen mit den Zeugnissen abgeschlossener Stilperioden der Vergangenheit erscheinen die neuen Versuche noch unklar, verworren und nicht typisch in ihren bisher erreichten Zweckformen. Gegenüber der jüngsten Vergangenheit jedoch ist ein unverkennbarer künstlerischer Anstieg da. Ja, gerade auf den Gebieten, wo die Maschine unbekümmert um künstlerischen Ehrgeiz und schulästhetische Vorschriften beherzt ins Zeug gegangen ist, spricht der Stil der Gegenwart in den vernehmlichsten Eigenlauten. Innerhalb der zehn Jahre, die die Arbeit am neuen Kleide unserer Zeit bei uns dauert, läßt sich nicht nur eine zunehmende Bewegung schlechtweg, sondern auch ihr Fortschritt in die Breite und Tiefe ver-

Digitized by Google

folgen. Das Schaffen ist da, an Kritik fehlt es nicht, aber ein umfassendes Verständnis, ein Wille der Gesamtheit zur Aufnahme des Neuen ist doch noch nicht so lebendig, so aktiv, wie es nötig ist, wenn diese heftigen und schmerzhaften Wehen nicht ergebnislos verlaufen sollen. Die Nation hat mit Ernst, Eifer und auch mit Opfern dabei zu sein, wo neue Formen gesund geboren werden sollen. Wenn ein jeder von uns rechtschaffen bei der Sache ist, so wird der Preis nicht ausbleiben, uns allen, nicht dem oder jenem allein.

Die drei Entwickelungsstufen deutschen Volksgeistes.

Von Rudolf Goette.

[Teil I.]

I.

Die Richtung des Willens, der im Volksgeiste offenbar wird, bestimmt den Gang der Geschichte. Der Volksgeist äußert sich in allen Erscheinungsformen des Lebens, er verkörpert sich aber am klarsten in der Politik, womit hier der Gesamtverlauf staatlicher Entwickelung gemeint ist. Durch die Wendepunkte staatlichen Daseins erhält die Geschichte eines Volkes ihre natürliche Gliederung. Wo sich die Gesamtrichtung der Politik ändert, beginnt etwas Neues im Dasein des Ganzen.

Die Wirtschaftsgeschichte ist so weit als irgend möglich zur Erhellung des inneren Zusammenhanges heranzuziehen; besonders auch deswegen, weil sich volkstümliche Eigenart in manchen Formen des wirtschaftlichen Daseins ausprägt. Sie darf aber nicht die Betrachtung des geschichtlichen Daseins beherrschen, ist nicht geeignet, die Abschnitte in den Lebensschicksalen einer Nation zu bestimmen. Denn sie ist weit mehr als die Politik an den Zwang der äußeren Verhältnisse gebunden. Werden wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend, so trübt sich der Blick für die Besonderheit volkstümlichen Wollens.

Digitized by Google

Das Gefühlsleben der Massen und seine Wandlungen sind gleichfalls nach Kräften zu berücksichtigen. Es vermag Aufschlüsse über das Innerste der Volksseele zu gewähren, und das Grundgesetz aller Forschung ist, so tief in den Gegenstand einzudringen, als irgend möglich ist. Aber auch die Massenpsychologie bietet keinen brauchbaren Einteilungsgrund der Geschichte, denn sie ermöglicht bei der unendlichen Verzweigtheit und Mannigfaltigkeit der seelischen Regungen keine sichere Abgrenzung.

In der germanischen Urzeit erkennen wir allerdings eine starre Gebundenheit des sittlichen Daseins, ein Haften der Menge an sinnbildlichen Handlungen; aber gleich an ihrer Schwelle begegnen uns in Arioviſt und Armin Gestalten, die mit voller innerer Freiheit handeln. Die neueste Zeit hat zweifellos unter den oberen Klassen der großstädtischen Bevölkerung eine Überreizung und außerordentlich vielseitige Veräſtelung der Nerventätigkeit hervorgerufen; aber daneben herrschen in den Niederungen des Volkslebens, wie unter den höheren Ständen, Aberglauben, konventioneller Zwang und Herdentierdasein. Ebensowenig wie man deshalb die Urzeit als eine Kulturperiode symbolischen Seelenlebens abstempeln darf, ist die Gegenwart vorzugsweise ein Zeitraum nervöser Reizsamkeit. Gleich der Bestimmung der beiden Grenzepochen deutscher Kultur durch Lamprecht sind auch seine Zwischenstufen unbrauchbar, das Wesentliche der geschichtlichen Entwickelung zu kennzeichnen.

II.

Eine klare Anschauung vom Werdegang des deutschen Volkes ist nur möglich, wenn der Widerstreit zwischen volkstümlichen Lebensformen und den Einflüssen des Romanismus, ein Widerstreit, der unsere Geschichte beherrscht, nach Gebühr gewürdigt wird. Mit dem Worte Romanismus wird hier die Gesamtheit aller Kulturwerte bezeichnet, die dem Deutschen durch Vermittelung der römischen Weltmacht zugeführt wurden, es umfaßt also Erzeugnisse semitischen, griechischen und römischen Geistes. Die Bedeutung des Volkstums hat für die deutsche Geschichte zuerst J. G. Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ (1807) klargestellt. Er bezeichnet hier die Deutschen als ein Urvolk, dessen Gesittung allein auf der reinen germanischen Art beruht und das hierdurch zu selbständigem Kulturdasein befähigt wird. Die Romanen als Mischvölker hingegen, in denen kein ungebrochenes Volkstum erhalten ist, vermögen nur die Formenwelt

Digitized by Google

der antiken Kultur nachahmend umzugestalten. Diese Gedankenreihen begegneten anfänglich geringem Verständnis, es schien lange Zeit, als sollten sie unter dem Bann einer positivistischen Geschichtsbetrachtung erdrückt werden. Der vom Materialismus beeinflußte Zeitgeist wollte die scharfen Grenzen nicht sehen, welche die Natur zwischen den Menschenarten gesetzt hat. In einem Aufsatze: „Zur Geschichte deutschen Volksgeistes im Mittelalter" (Zeitschrift für Kulturgeschichte II S. 337 f.) konnte ich noch 1895 behaupten: „Die Tatsache, daß die Kulturentwickelung der Deutschen in vieler Hinsicht unfrei war, ist mehr Empfindung geblieben als zur klaren Erkenntnis geworden." Darum ward es an jener Stelle als eine der vornehmsten Aufgaben deutscher Geschichtsforschung bezeichnet „dem Kampfe zwischen Einheimischem und Fremdem nachzugehen und zu untersuchen, wo und inwieweit eine Beeinträchtigung des Eigenen durch gewaltsame Einflüsse des Romanismus und des helleneſierten Christentums stattgefunden, wo die fremde Kultur in Fleisch und Blut germanischen Volkstumes übergegangen ist und wo es sich ihrer erwehrte". In der Abhandlung „Deutschtum und Romanismus"*) (in Deutscher Volksgeist, Altenburg 1898) führte ich diese Gedanken näher aus. Inzwischen hatten die Anregungen, die von Richard Wagner, Lagarde, Friedrich Lange und deutschen Vereinsbildungen ausgingen, merkbar an Einfluß gewonnen; sie ermöglichten den Erfolg der deutschen Ausgabe von Gobineaus „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen", deren erster Band gleichfalls 1898 erschien. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", ein zweites großes Ereignis in der Literatur des Germanentums, sprechen endlich das befreiende Wort der voraussetzungslosen Kritik gegenüber dem Zwange der bisherigen Entwickelung. Die vereinzelten Stimmen, über deren Machtlosigkeit ich noch 1895 klagte, beginnen sich in einer gewaltigen Strömung zusammenzuschließen, deren Einfluß auf die zünftige Wissenschaft im Wachsen ist.

III.

Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, in welchen Formen der zweitausendjährige Kulturstreit um die innere Entwickelung durchlebt wird. Man muß in diesem Betracht hauptsächlich Rezeptionen und Renaissancen unterscheiden.

*) Beide Wörter sind, wenn ich nicht irre, von mir geprägt.

Digitized by Google

Eine allmähliche Aufnahme fremder Bildungswerte nennt man Rezeption. Eine solche kann freiwillig oder erzwungen sein. Das deutsche Volk hat drei vollständige Rezeptionen römisch-christlicher Gesittung erlebt. Die erste begann mit Cäsar und endete mit Karl Martell. Sie fand ohne Zwang statt. Die Germanen nahmen gern mancherlei von der höheren Kultur des Weltreiches an; sie ließen sich die Wirksamkeit der Schottenmönche gefallen und erkannten oder ahnten in den christlichen Lehren eine Geistesmacht, die an Stärke und Reinheit ihren religiösen Anschauungen überlegen war. Die zweite Rezeption ging von den fränkischen Herrschern aus; sie zwang dem deutschen Volke das romanisierte Christentum und römischen Universalismus auf, indes die friedliche Übertragung einer verbesserten und verfeinerten Lebenshaltung fortdauerte. Diese zweite unfreie Rezeption verebbt, von volkstümlichen Kräften mehrfach gehemmt und abgelenkt, mit dem Ausgang des Mittelalters. Eine dritte, gleichfalls unfreie Rezeption bezeichnet die Aufnahme des römischen Rechtes. Sie beginnt mit dem dreizehnten Jahrhundert und erreicht in der ersten Hälfte des achtzehnten ihren Höhepunkt. Weniger durch die Gegnerschaft naturrechtlicher Lehren als durch das Wiederaufwachen deutsch-rechtlicher Anschauungen wird ihr Einfluß gehemmt. Das „Preußische Landrecht“ und das „Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich“ sind Marksteine auf dem Wege zur Ausscheidung des fremden Rechtes, der wir uns schrittweise nähern.

Es gibt aber im Dasein der Völker Zeiten lebhafter Erregung, denen eine ruhige, allmähliche Entwickelung nicht zusagt. Ungestümes Verlangen, ein reineres, natürlicheres Bild des Menschendaseins herzustellen, bemächtigt sich weiter Kreise. Ein bestimmter, aus räumlicher oder zeitlicher Ferne oder auch aus den Tiefen des Volkstumes überlieferter Inhalt gibt die Anregung zu einem Erwachen schlummernder Kräfte, die zur Erneuerung drängen. Eine solche vertiefende Bewegung nennt man Renaissance. Sie kann weltbürgerlich oder volkstümlich sein. So durchlebt das deutsche Volk nach der europäischen Renaissance, die in die neue Zeit hinüberleitet, in der Gegenwart für sich eine zweite nationale Wiedergeburt. Durch die freien und unfreien Rezeptionen, die weltbürgerlichen und nationalen Renaissancen werden viele Gebiete des Lebens in Mitleidenschaft gezogen. Aus der Verquickung geistiger Bewegungen mit wirtschaftlichen und politischen Krisen entstehen Revolutionen, denen gegenüber

Digitized by Google

also Rezeptionen und Renaissancen geschichtliche Vorgänge einfacherer Art darstellen.*)

IV.

Die deutsche Geschichte empfängt ihren vornehmsten Inhalt durch staatliche Einungsbestrebungen, diese gipfeln im Kaisertume. Sie gliedert sich danach in 1. die Zeit des Reichsgedankens und des römischen Kaisertumes (bis 1250); 2. die Zeit staatlicher Sonderbildungen (bis 1750); 3. die Zeit der Wiedergeburt und des deutschen Kaisertumes.

Die Zeit des Reichsgedankens und des römischen Kaisertumes.

Die Germanen sind von einheitlicher Abstammung. In den Gebieten zwischen Ems, Weser, Elbe und Saale, südwärts bis zum Rhöngebirge und Thüringer Wald, nordwärts bis Dalekarlien, d. h. in den Landesteilen, die Meitzen als das Volkland bezeichnet, hat immer eine rein germanische Bevölkerung gesessen; in Deutschland entstammt der Grundstock der Westfalen, Ostfriesen, Hannoveraner, Holsteiner, Hessen und Franken aus unvermischtem Arierblute. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit war in den ältesten Zeiten äußerst schwach entwickelt und vermochte brudermörderische Bündnisse nicht zu hindern; aber es war vorhanden. Wie unsicher und schwankend auch das Gefüge der Amphiktyonien und landschaftlichen Friedensgenossenschaften sein mochte, ein Wissen um die Gemeinsamkeit übersinnlicher Vorstellungen und ehrwürdiger Genealogien ward dort gehütet. Das Bewußtsein enger Blutsverwandtschaft zeigt sich in einer Körperpflege, die sich die Merkmale der Rasse zu wahren bemüht (z. B. in dem Rotfärben der Haare) und später in der Heiratspolitik der Königsgeschlechter. Zwischen den entferntesten Germanenstämmen wurden durch Fürstenehen Beziehungen erneuert und angeknüpft, während man Verbindungen mit Fremden im allgemeinen vermied. Der Götterglaube der Urzeit zeigt bei einer gewissen Unbestimmtheit der Umrisse ein ahnungsreiches Gemüt und die kühne Gestaltungskraft des Ariers; wenn man die ein-

*) In etwas anderer Weise sichtet Lamprecht die Formen der Kulturentwickelung in dem Aufsatze: Was ist Kulturgeschichte? (Zschr. für Geschichtswissenschaft N.F. I S. 101 f.) Ich beschränke mich absichtlich auf bereits ausgeprägte Begriffe.

Digitized by Google

fachen wirtschaftlichen Grundlagen in Betracht zieht, wird man das Innenleben tief- und reichbewegt zu nennen geneigt sein. Das Ansehen, das die Frauen genossen, trug dazu bei, es zu erhöhen.

An die germanische Urzeit schließt sich die Epoche der ersten Rezeption römischer Kultur (100—700 n. Chr.). Es kann hier nicht im einzelnen auf diesen Vorgang eingegangen werden; wichtig aber ist es, festzustellen, daß dem Dasein unserer Vorfahren die volle Selbständigkeit gewahrt blieb. Sie bilden eine eigentümliche Form der Feldwirtschaft aus, die ihre Denkart kennzeichnet. Die Hufenverfassung wird von Meitzen als ein Ausfluß strengen Gerechtigkeitssinnes gedeutet: jeder Teilhaber am Gemeindeland erhielt in den verschiedenen Breiten seinen Anteil, so daß eine Gemengelage der Feldflur entstand, keiner den anderen gegenüber benachteiligt war. Während die Germanen in bildsam gestaltender Kunst der Anregung semitisch gemischter Völker bedürftig waren und es ohne griechisch-orientalische Einflüsse nur zu geometrischen Verzierungen sowie band- und spiralenförmigen Ornamenten brachten, zeigen sie in der Dichtung eigene starke und ursprüngliche Begabung. Hohen Heldengeist, kriegerische Treue, trotzige Leidenschaft, ein Bild bunten, äußerlich und innerlich bewegten Lebens an den Höfen der Könige und kriegerischen Herren boten die Lieder jener frühen, von Scherer abrundend auf das Jahr 600 n. Chr. gelegten Blüte germanischer Dichtung. Das Bewußtsein höheren Adels der Rasse zeigt sich bei der Berührung mit geringwertigeren Völkern, so in Spottliedern der Goten wider die Hunnen, wonach diese dem Verkehr böser Sumpfgeister mit unkeuschen Weibern entstammen. Es war aber kein volles Ausleben möglich, denn schon begann eine zwangsweise Einführung römisch-christlicher Kultur, und zwar in der Form des Reichsgedankens und der inzwischen romanisierten Kirche. Ich bezeichne die Zeit von 600—900 n. Chr. als die Epoche des unfreien Romanismus. Karl Martell, Bonifatius und Karl der Große sind die Männer, welche diesem Zeitraume das Gepräge ihres Wollens aufgedrückt haben. Die Aneignung des Reichsgedankens war notwendig für die staatliche Entwickelung und erforderte keine Opfer an Kulturwerten. Die Unterordnung unter die Papstkirche war schädlich; sie wurde dem unerfahrenen und unreifen Germanentum von der gewaltig organisierten Weltmacht aufgenötigt und brachte geistlichen Zwang und Hemmung volkstümlicher Anlagen mit sich. Der Stellingabund, den zu den Zeiten

Digitized by Google

Ludwigs des Deutschen die heidnisch gesinnten Frilinge und Leten in Sachsen gegen den christlichen Adel schlossen, verkörpert den bewußtesten Widerstand deutscher Männer gegen den Romanismus. Freilich war er aussichtslos, aber auf demselben Boden hat später das Luthertum die vollständigsten Siege errungen.

Die Gegenwirkung wider den geistlich-weltlichen Universalismus des fränkischen Weltreiches äußerte sich in einem Aufleben der Nationalitäten und der Stämme. Das Imperium fiel auseinander, und wenn auch die Reihe der Herrscher nicht unterbrochen ist, fand doch tatsächlich in Ostfranken zu Beginn des zehnten Jahrtausends eine neue Reichsgründung statt. Sie ging von den sächsischen Herzögen aus. Es entstand jetzt ein deutsches Reich, in dem zwar die Einflüsse des Romanismus in gewaltiger Stärke fortwirkten, jedoch eher ein Boden für eine Reaktion rein germanischer Art gegeben war. Seine Entwickelung wird während mehrerer Jahrhunderte wesentlich durch das „römische" Kaisertum bestimmt, dessen Zeitalter von 900 bis 1250 n. Chr. reicht. Das Widerstreben gegen fremdartige Gleichförmigkeit äußerte sich auch im kirchlichen Leben. Es ward von volkstümlichem Geist durchdrungen. In vielen Heiligengestalten lebten Vorstellungen germanischen Heidentums weiter. Aber das Bemerkenswerteste ist, daß unter den Ottonen auf den Höhen der Gesellschaft deutscher Geist einen eigenartigen, selbständigen Ausdruck christlichen Glaubens fand, der dem persönlich gefärbten Gemütsernst eines Luther sehr nahe steht. Daneben spukt freilich in den Niederungen das Verwandlungswunder eines semitisch beeinflußten Materialismus. Die mönchische Erziehung der römischen Kirche strebte nach Ertötung des Eigenwillens, aber in den deutschen Benediktinerklöstern rang sich doch immer wieder die germanische Persönlichkeit zu eigenem Leben durch, wie das die prachtvollen Sankt Galler Klostergeschichten Ekkeharts veranschaulichen. Eine solche innere Selbständigkeit konnte die gleichmacherische Herrschsucht des Romanismus nicht dulden, und sie fand in den welschen Mönchen ergebene Soldaten, in der Kluniazenser Reform ein Mittel zu ihrer Bekämpfung. Die Zeitströmung war den Reformen günstig „die in der Welt Grafen und Herzöge gewesen, schätzten sich glücklich, in ihren Klöstern die Schweine zu hüten". Die Volksseele ließ sich vollkommen verblenden.

Aber es sind nicht diese heftigen Wellenschläge kirchlichen Gemeingeistes, es sind vielmehr zunächst die volkstümlichen und weltlichen Kulturgedanken, welche der deutschen Kaiserzeit ihren

Digitized by Google

eigentümlichen Inhalt geben. Der ritterliche Gesang schloß sich anfänglich eng an den Wurzelstock volkstümlichen Empfindens an. Er gab diesem aber eine besondere Färbung, und es bildete sich die höfische Sitte des Frauendienstes aus. Der Dienst eines Knappen oder Ritters bei einer edlen Herrin, wie ihn die feudale Gesellschaftsordnung oft genug mit sich brachte, erhielt in den Augen der feinen Welt eine besondere Weihe und wurde bald in freieren Formen freiwillig übernommen. Er ward zum Gefäß eines reichen Gefühlsinhaltes. Es verdeutlichte sich das Leitbild eines innigsten Gemeinschaftslebens, einer Herzensverbrüderung in Glück und Not. Die Hohenstaufenzeit sah einen Aufschwung deutschen Volksgefühles, dem etwas von einer nationalen Renaissance innewohnt. Es fand in der stolzen Antwort, die Friedrich Barbarossa 1254 den Römern gab, einen herrlichen Ausdruck: der Staufer weiß, daß das Kaisertum auf deutscher Kraft und nicht auf gelehrter Überlieferung begründet ist. An Walthers hohes Lied der Vaterlandsliebe: „Ir sult sprechen willekommen, der iu maere bringet, daz bin ich," mag hier nur erinnert werden. Vorzugsweise sind es in der Literatur jedoch lateinische Dichtungen, die von lebhaftem Stolz auf deutsches Volkstum Kunde geben. So vor allem das Tegernsee'er Antichristoratorium. Der deutsche Kaiser erscheint hier als der berufene Herrscher über alle Könige und Völker und bringt seine Ansprüche mit den Waffen zur Geltung. Doch es darf nicht unerwähnt bleiben, daß dieser Verwertung der Antichristlegende im deutschen Sinne eine ältere und rührige französische Ausdeutung gegenüberstand, die vor allem an Karl den Großen anknüpfte. In Deutschland ward auch jetzt noch eine volkstümliche Verinnerlichung des Kaisergedankens durch eine romanistische und universale Auffassung gehemmt. Das Rassegefühl der fürstlichen Häuser hatte bedenklich gelitten, der politische Nutzen brachte zahlreiche Mischehen zustande. Die Welfen waren in diesem Punkte noch weit internationaler als die Hohenstaufen. Am eigenartigsten verkörpert sich der staatsmännische Geist des letzteren Geschlechtes in Friedrich dem Anderen. Er war ein Herrscher von seltenen Gaben, doch leider kein deutscher Fürst; die Rasse war verdorben. Die Überspannung eines weltlichen Universalismus, der Mangel einer nationalen Grundlage der Politik waren die Ursachen des Zusammenbruches der kaiserlichen Macht. Und es zeigt sich auch hierin: Menschen waren schuld und nicht die Dinge.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Peterchens Bilderſturm.

Von Marie Marx-Koning.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Holländiſchen von Frida v. Rueden.

Die kleinen, frauenhaft weißen Hände klagend erhoben, ſtand der gute Pfarrer vor dem todſündigen Jungchen und wußte nichts anderes zu ſagen, als:

„Aber Peterchen . . . . . Peterchen, was haſt du getan! . . . .“

Auf dem Steinfußboden des kleinen Zimmers, in dem der Religionsunterricht erteilt wurde, lagen überall die bunten Stücke der großen Marienſtatue aus Gips, der ſchönen freundlichen Marienſtatue, die ſchon jahrelang auf dem jetzt leeren hölzernen Sockel geſtanden hatte, um zuzuſehen, wie der Herr Pfarrer die Kinderchen unterrichtete; und der fröhliche breite Sonnenſtreifen, der ſonſt um dieſe Tageszeit über ihren blauen, goldgeſäumten Mantel ſchien, lag jetzt hart und fremd auf der weißen Mauer.

Peterchen, der wie ein kleines Bäuerlein gekleidete Junge, ſah ſtarr auf den Boden und ſchwieg. Er hatte die ſchmutzigen, roten Händchen in die Taſchen ſeines dunkelbraunen Barchenthöschens geſteckt und preßte die Lippen feſt aneinander, wie ein junges Männchen, das ſchon weiß, was es will.

Die anderen Jungen, faſt alle größer als er, hatten ſich dumpf polternd mit den beſtrumpften Füßen aus den Bänken gedrängt und ſtarrten jetzt ſtumm verwundert von Peterchen zu dem zerbrochenen Bild und von dem zerbrochenen Bild zu Peterchen. Es war auf ihren Geſichtern zu leſen, daß ihnen der Verſtand ſtillſtand.

In dem kleinen, winterlich geheizten Raum brannte der Ofen mit ſeinem roten Bäuchlein; in der jetzt herrſchenden Stille kniſterte er, als ob er davon wiſſe und etwas ſagen wollte.

Der Herr Pfarrer, ein gutes, altes Männchen, in ſeiner langen ſchwarzen Soutane, blickte, die kleinen, graublauen Augen in dem wohlwollenden Geſicht weit offen, betrübt, ganz abweſend auf das ſtarr ſchweigende Bürſchchen nieder, das die dunkeln Wimpern faſt bis zu den apfelroten Backen geſenkt hatte und keine Faſer ſeines kräftigen Körperchens bewegte. Der Herr Pfarrer, verwirrt, entſetzt, aber von Natur zu ſanft, um ungerecht ſein zu wollen, bei einer Tat, die er nicht verſtand, wartete. Mit qualvoller Sicherheit ging es ihm im Kopf herum, wie er deutlich geſehen hatte, daß es Abſicht geweſen war. Wie er das kleine Kerlchen abſichtlich aus der Bank klettern und auf die Statue zugehen geſehen hatte, und wie es, während es plötzlich feuerrot wurde, die kräftigen Aermchen ausſtreckte, um mit aller Kraft der Figur einen Stoß zu geben, ſo daß ſie fallen mußte. . . . .

Und die erhobenen Hände auf die Schultern des noch immer ſtarr ſchweigenden Bürſchchens ſinken laſſend, wiederholte er, halb klagend, halb flehend:

„Aber Peterchen, Peterchen, was haſt du denn . . . .?“

Digitized by Google

Peterchen hatte sich nicht gerührt, als die Hände des Herrn Pfarrers auf ihn herabsanken, sogar seine Augenlider hatten nicht gezuckt. Seine Lippen blieben fest aneinander gepreßt, seine roten Handgelenke blickten kräftig zwischen Hosentasche und Armel hervor.

Die andern Jungen drängten sich immer näher. Einer, der unter der Bank die Holzschuhe angezogen hatte, ehe er sich herausschob, trat auf ein Stückchen Gips und erschrak, als sich das unter seinem Fuß knirschend platt drückte.

Der Herr Pfarrer blickte nervös auf, hob seine rechte Hand von Peterchens Schulter, machte eine abwehrende Bewegung damit in der Luft und sagte wieder flehend-jammernd, seine irrenden Augen über alle hinschweifen lassend:

„Nein Kinder, nein . . . . . ihr könnt weggehen . . . . ihr könnt alle nach Hause gehen."

Die Jungen entfernten sich widerwillig, trödelten unter der Bank mit den Holzschuhen, die dieses Mal nicht anwollten; dann drängten sie sich gegenseitig am Kleiderstock, wo Mützen und Überröcke hingen, und trotz ihrer Neugierde drängten sie sich aus Gewohnheit in der Tür, weil jeder als Erster hinaus kommen wollte.

Draußen gingen die größten eine Weile schweigend mit fröstelnd aufgezogenen Schultern. Es schwebte etwas über ihnen, eine geheimnisvolle Furcht vor den Folgen dieses Ereignisses, eine ungewisse Vermutung von ferner Gefahr, die sie jedoch nach Jungenart herbeiwünschten.

Ein paar mit kürzeren Beinchen liefen rasch neben ihnen her, blickten fragend, tuschelten einander zu, wagten aber nicht, laut zu sprechen, weil die anderen, ganz anders als sonst, so ungewöhnlich still waren.

Endlich, als einer der Kleinsten um eine Erklärung zu quälen anfing, schnauzte ihn der Größere, an den er sich gewendet hatte, an:

„Sei doch still, Junge! Ich weiß doch selber nichts!" und blieb dann, die Hose in die Höhe ziehend, an dem rostigen, winterlichen Zaun neben dem Weg plötzlich stehen, was für die anderen ein Zeichen war, auch zu warten. Kalt schnitt der Wind längs der weißgefrorenen Wege, zerrte an der raschelnden Hecke, machte das spärliche Gras am Rand zittern und biß den vor Kälte mit den Füßen stampfenden Jungen scharf in die Ohren.

„Er kommt noch nicht," sagte endlich einer, nach der Seite der Kirche hin blickend, neben welcher das Haus, wo der Religionsunterricht erteilt wurde, stand.

„Der Herr Pfarrer wird ihn schon drankriegen," meinte ein anderer und nickte dabei weise mit dem ältlichen Kopfe eines kränklichen Kartoffeleffers.

Sie waren alle gespannt auf das Merkwürdige, aber sie wagten, gegen ihre Gewohnheit, nicht, zu urteilen. In ihrem einfachen Gedankengang sahen sie Peterchen schon kommen, umringten ihn schon mit ihren drängenden Fragen. Und um dies tun zu können, warteten sie standhaft auf dem hartgefrorenen Weg, zwischen dem weit ausgebreiteten Land, das grau-grün, starrkalt in der bleiernen Luft verdämmerte. Da und dort lagen Bauernwohnungen wie große, graue, in der Kälte geduckte Katzen, die mit starren Fensteraugen vor sich hinblickten, fast alle umgeben von kahlen Bäumen,

Digitized by Google

die magere und ärmliche, wie um Erbarmen flehende Zweige emporſtreckten.

Aber Peterchen kam nicht. Er ſtand noch immer in dem vom Ofen durchwärmten Raum, und der Herr Pfarrer hatte wieder die Hände auf ſeine Schultern gelegt, indem er jetzt ſanft verweiſend mit zitternder Stimme und traurigen Augen fragte:

„Peterchen, ſag' mir's: warum haſt du's getan?"

Peterchens Mundwinkel zuckten ein wenig, aber nicht um zu ſprechen. Auch ſchielte er ſcheu nach ſeiner einſamen Mütze auf dem Kleiderſtock, während er in Gedanken ausmaß, wie raſch er von dort bei der Tür ſein könne.

Die Hände des Herrn Pfarrers drückten ſchwer auf ſeine kleinen Schultern, und er fühlte die Augen des Herrn Pfarrers ſchwer auf ſeinen Augenlidern. Doch wagte er es nicht, ſich loszumachen, um fort zu laufen, wenn er es auch gar zu gern getan hätte!

Der Sonnenſtreifen, der durch ein kleines Oberfenſter auf die Mauer einfiel, hatte ſich etwas verſchoben; das Öfchen hatte ſein rotes Bäuchlein verloren und kniſterte energiſch: es hörte doch niemand nach ihm.

Peterchen blickte ein wenig nach dem Sonnenſtreifen und erinnerte ſich genau, daß der in den letzten Wochen immer vom Bild weg war und dort auf der Mauer, wenn der Katechismusunterricht zu Ende ging.

Mit einem plötzlichen Erröten brachte er jetzt ſtotternd hervor:

„Ich muß jetzt zur Mutter . . . . . !" und wollte gleichzeitig fortlaufen.

Aber der Herr Pfarrer ergriff ihn beim Wams.

„Nein Peterchen, du gehſt nicht von hier fort, ehe ich weiß, warum du das getan haſt. Du bleibſt, bis du es dem Herrn Pfarrer erzählt haſt . . . . . Ich kann nicht begreifen, was in dich gefahren iſt, Jungchen. — Du biſt ſonſt immer das folgſamſte Bürſchchen von allen . . . . und du kannſt immer deine Lektion . . . . . der Herr Pfarrer hatte dich lieb- . . . . und . . . . . ."

„Aber ich muß jetzt zu meiner Mutter! . . . ." beharrte Peterchen, nicht im geringſten gerührt; nur ſeine plötzliche Röte war geblieben, ſo daß ſein feſtes Geſichtchen jetzt ausſah, als ob es ſtundenlang dem Feuer ausgeſetzt geweſen wäre.

Aber der Herr Pfarrer ſchüttelte langſam den Kopf.

„Nein, Peterchen; der Herr Pfarrer wird ſelbſt zur Mutter gehen, um zu erzählen, was geſchehen iſt; aber du kommſt nicht weg von hier, ehe ich weiß, warum du es getan haſt."

Peterchen kämpfte innerlich ein wenig mit etwas, das ſeine kleine Bruſt beben ließ, dann platzte ſeine Stimme los:

„Mutter iſt krank!"

Es klang wie ein Angſtſchrei, und der gute, ſanfte Pfarrer zögerte ein wenig. In einer Stunde würde es dunkel ſein; und war es nicht herzlos, das kleine Bürſchchen hier allein zu laſſen, während ſeine Mutter krank lag?

Aber ſeine Augen irrten zu der in Stücke zerbrochenen Statue auf der Erde, und er wurde wieder feſt; das Jungchen müßte erſt mürbe werden; und nichts brächte ein Kind leichter zur Reue als die Einſamkeit. Er würde inzwiſchen zu den Eltern gehen, um den Vorfall zu erzählen. Was ſollte

Digitized by Google

daraus werden, wenn er bei diesem Fehltritt durch die Finger sähe? Und er konnte mit dem kleinen Sünderchen nicht einmal so sprechen, wie er es mit einem Mann getan haben würde. Das Jungchen konnte ihn ja doch nicht begreifen, konnte kaum sein besseres Niederländisch verstehen.

Der Herr Pfarrer drehte sich um zum Ofen; er würde dafür sorgen, daß der nicht ausging, und würde dem Mädchen sagen, daß sie nicht hereinkommen solle. Das Bürschchen müßte ganz allein bleiben, ganz allein mit seiner Missetat. Und nach einem Stündchen würde er einmal kommen, nachsehen, ob . . . . .

Heftiges Gepolter ließ ihn den Kopf wenden, und er ließ das Schüreisen, womit er gerade von unten den Rost frei kratzen wollte, fallen —; Peterchen war hinter seinem Rücken rasch unter die Bank geschossen und zog jetzt mit einem fest entschlossenen Gesicht die Holzschuhe an, unterdessen in Gedanken schon sein Mützchen ergreifend, um so rasch als möglich aus der Tür zu huschen.

Aber der Herr Pfarrer kam ihm zuvor; den ehrwürdigen Kopf mit den langen, silberweißen Haaren erhoben, ging er, so rasch es seine Soutane erlaubte, nach der Außentür, drehte das Schloß um, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging, ohne noch ein Wort zu sagen, aus der Tür, die den Katechismussaal mit seinem Haus verband, und schloß auch die zu.

Einen Augenblick stand Peterchen ganz starr, eine schreckliche Angst in den Augen, und blickte nach der Tür, hinter welcher der Herr Pfarrer verschwunden war.

Dann warf er sich mit einem Schrei neben das zerbrochene Marienbild und brach in lautes Schluchzen aus.

— —

Perterchens Vater war Fuhrmann; seine Mutter arbeitete, wenn es hieß, daß sie gesund sei, in einer Wäscherei. Und es hieß meistens, daß sie gesund sei; denn das ist für Menschen wie sie viel vorteilhafter als krank sein. Eigentlich fand sie sich wohl, manchmal etwas gar zu lang gesund und ging dann morgens von Haus weg mit einem Gesicht, woran Peterchen im voraus erkannte, daß es nicht gut werden würde mit ihr. Nach so einem Tag kam sie dann abends nach Haus: gelbbleich vor Kopfschmerzen und mit Augen groß und wild vor Überanstrengung. Zitternd kroch sie dann dicht ans Feuer und war nicht sehr freundlich gegen Peterchen.

Aber Peterchen kümmerte sich wenig darum; denn er wußte schon längst, woher es kam.

Peterchen kümmerte sich äußerlich nicht um viel Dinge, aber drinnen in seinem gesunden, kräftigen Köpfchen machte er sich über alles seine Gedanken. Er hatte eine zufriedene Natur und war ganz hilfsbereit gegen sein älteres Schwesterchen, das den Haushalt einigermaßen besorgte. Willig trug er Reisig unter den Topf, wenn die Kartoffeln nicht kochen wollten, und hockte dann lauschend am Herd, wie ein kleines, fleißiges Koboldchen, sein rundes, zufriedenes Gesichtchen beleuchtet vom Spiel der Flammen, hie und da eine kurze Frage an sein Schwesterchen richtend. Die war gewöhnt, Hausmütterchen zu sein, und mit einem ernsten Zug um den Mund wirtschaftete sie und warf und stieß mit allerlei Dingen herum, so wie sie die älteren Menschen, wenn sie Eile hatten, wohl auch tun sah.

Digitized by Google

Sie drillte Peterchen sehr und brauchte ihn zu allem, wozu sie ihn für geeignet hielt; aber das schien ihm ganz natürlich. Er sah sehr gut ein, daß sie mehr zu tun hatte, als sie fertig bringen konnte, und fand es selbstverständlich, daß sie ihn auch so viel traben ließ, wie seine kräftigen Beinchen erlaubten.

Peterchen sprach, außer zu ihr, sehr wenig; aber er horchte mit Augen und Ohren auf alles, was um ihn herum vorging.

„Junge, sieh doch vor dich", sagte seine Mutter manchmal, wenn er sie, die Brauen runzelnd, mit den tiefen, klugen Augen anblickte.

Dann erwachte Peterchen aus seiner Grübelei und hatte inzwischen meistens wieder das Eine oder das Andere festgestellt, zum Beispiel, daß seine Mutter, wenn sie den einen Tag viel gähnte, den nächsten Tag „Schmerz im Kopf" hatte; oder daß sie, wenn sie „Schmerz im Magen" hatte, meistens so „miserabel bleich" aussah.

Aber über diese Schlußfolgerungen sprach er nicht.

Vergangenes Frühjahr war ein Schwesterchen von ihm gestorben. Er hatte es nicht bedauert; denn es hatte immer geschrien.

Es schrie Nacht und Tag, Abend und Morgen. Und dann mußte Peterchen die Wiege schaukeln, und dann konnte er manchmal die ganze Nacht vor Lärm nicht schlafen. Ein paar Mal hatte er ernstlich darüber nachgedacht, ob es nicht das Beste sein würde, wenn er nur ein Kissen aus dem Bett auf das häßliche, rote Schreiköpfchen legen würde und das gerade so lange darauf liegen ließe, bis es still wäre; aber er hatte es nie gewagt. Als also das Schreikind von selbst täglich stiller wurde und endlich, nachdem der Doktor einmal dagewesen war, ganz still wurde, hatte Peterchen zu dem älteren Schwesterchen gesagt, daß es jetzt so schön ruhig wäre, und verdutzt hatte er aufgeblickt, als das Schwesterchen antwortete: „Du sollst dich schämen, Jung."

Er war über diese Antwort und den daraus gezogenen Schluß selbst so erstaunt gewesen, daß er anderthalb Tage, ausgenommen mit dem Lehrer in der Schule, kein Wort gesprochen hatte. Und der Schluß war ungefähr, daß unangenehme Dinge eigentlich angenehm seien. Aber wenn Peterchen seine Schlußfolgerungen hätte aussprechen sollen, hätte er es nicht gekonnt; denn sie waren schärfer und doch viel unbestimmter als Worte: sie waren eigentlich nur kleine Impulse in seinem Kopf, die bewirkten, daß das, was um ihn geschah, sich langsam aus einem schweren, trägen Nebel klärte.

Weil Peterchen so wenig sprach, wurde er meistens falsch verstanden und bekam, ausgenommen in der Schule und beim Religionsunterricht, immer unverdient Schelte. Wenn er zum Beispiel schweigend für die Mutter einen Stuhl zum Herd stellte, brummte sie gegen ihn: „Junge, setz' deinen Stuhl nicht gerade in den Weg!", und als er um 12 Uhr einmal sehr rasch von der Schule gelaufen kam, um dem Schwesterchen zu helfen, schimpfte dieses: „Du bist sicher aus der Schule gejagt worden", und wenn er die Eingangstür aufmachen ging, wenn er seinen Vater abends nach Haus kommen hörte, war er schon ein paarmal angeschnauzt worden: „Bist du verrückt? Willst du, daß wir uns alle erkälten?"

Glücklicherweise machte er sich auch nichts daraus. Er sah alle die größeren, immer beschäftigten Arbeitsmenschen um sich wie Dinge, die

Digitized by Google

Respekt einflößten, und er sah ein, daß sie es nicht bequem hatten und nur herumschnauzten und -stießen, weil sie sich die Zeit nicht nehmen konnten, um freundlich und vorsichtig zu sein.

Denn am Sonntag, im Sommer, wenn Vater und Mutter ab und zu einmal mit ihm spazieren gingen — konnten sie dann doch so wunderbar freundlich sein! Und das kam, weil sie dann nichts zu tun hatten, sich behaglich bewegen konnten und nicht an andere Dinge zu denken brauchten, meinte Peterchen.

Sein Vater und seine Mutter standen in dem Ruf, daß sie für ihre alten Tage sparten, da alle beide verdienten; er verdiente mit dem Frachtwagen und sie auf der Wäscherei, pflegten die Nachbarn mit wichtigen Gesichtern zu sagen, wenn jemand sich zufällig oder absichtlich nach ihrem Vermögensstand erkundigte; aber wenn man rechnete, daß ihr Verdienst vierzig Cent täglich betrug, während das Frachtfahren, seit das Dorf Eisenbahnstation geworden war, nicht mehr als höchstens zehn Stüber*) täglich einbrachte, ist es nicht so ganz sicher, daß viel erspart wurde.

Peterchen fand jedoch, daß er es ganz gut hatte auf der Welt. Seine Kleider waren viel weniger schmutzig und zerrissen als die der meisten anderen Kinder aus der Nachbarschaft, und er konnte fast so viel Milch trinken, als er wollte. Denn rückwärts in der kleinen Scheune stand eine Kuh. Auch hatte er eine Katze, die ihm allein gehörte, und einen Zinnlöffel, worauf sein Name stand, und vom Vater bekam er alle Sonntag zwei Cent, um Näscherei zu kaufen.

Das Näschereikaufen war für Peterchen eine wichtige Sache. Meistens überdachte er vorher die ganze Woche, was er Sonntag nehmen würde. Am Sonntag, wenn er auf dem Weg war nach dem kleinen Laden, überlegte er noch einmal ernstlich, ob es wohl das richtige wäre, was er sich vorgenommen hatte, und selbst wenn die Glocke schon klingelte, zauderte er noch, während ihn daneben die Gewißheit bedrohte, daß sein Beschluß im voraus ganz fest stehen müsse, denn bei Mie-den-Peuk, wie die Naschfrau mit ihrem Spottnamen hieß, mußte man behalten, was man in die Hand nahm, etwas was sie in Peterchens Augen gerade vorteilhaft von ihren Konkurrenten unterschied, die erlaubten, daß die Kinder mit ihren Fingern alles anfaßten. Doch wenn er vor den lockenden Süßigkeiten stand, überlegte er meistens noch einmal: ob er jetzt nicht lieber die gedrehte Anisstange nehmen sollte oder die braune Zimtpfeife oder einen sauren Ball oder — einmal — so ein großes, weißes, mit schweren Buchstaben bedrucktes Pfefferminz, von dem man den ganzen Tag den Geschmack im Munde behielt.

Mie-den-Peuk wußte es dann auch schon. Gewohnheitsmäßig freundlich sagte sie ihm: „Nun, Peterchen, was gefällt dir am besten, Männchen?“ und dann meistens: „Du brauchst dich nicht beeilen. Ich sitze dazu da.“ Wirklich saß sie dann auch den ganzen Sonntag mit einem ewig dauernden Strickstrumpf hinter dem Ladentisch, was sie wegen der Sabbatschändung als Christin in einen bösen Ruf gebracht hatte und ihr einen Schimpfnamen und wenig Freunde verschaffte.

Wenn Peterchen tiefernst, die Lippen fest aufeinander, endlich sich

*) Etwa 50 Cent.

Digitized by Google

entſchied, war es faſt immer dasſelbe Zuckerwerk, das ihm die ganze Woche als begehrlich vorgeſchwebt hatte; und doch kam er nie dazu, raſch entſchloſſen zu nehmen, da er immer bis zum äußerſten überlegte, aber auch nachher ſeine Wahl nie bereute.

Ehe Peterchen zur Schule ging, jetzt war es faſt ein Jahr, nannte ſein Vater ihn öfter einen miſerablen Starrkopf, während die ganze Familie ihn für dumm hielt.

Und das kam auch nur daher, weil er ſo wenig ſprach.

Aber ſeit er zur Schule ging und der Lehrer ihn lobte, und er öfter Samstag einen neuen Griffel oder ein Stück buntes Glanzpapier mit nach Hauſe brachte, wagte es niemand mehr, ihn dumm zu nennen, aber ein Starrkopf blieb er.

Peterchen war alſo ein zufriedenes Männchen und fleißig und willig und auch nicht dumm; und er fand noch bis vor kurzem, daß er es ſehr gut hatte auf der Welt. In der letzten Zeit jedoch waren ſchreckliche Dinge paſſiert. Erſt war ſeine Katze krank geworden und geſtorben, dann war die Kuh krank geworden und geſtorben und jetzt, wahrſcheinlich wohl aus Kummer über die Kuh, lag Mutter auch krank.

Als die Katze krank wurde, fühlte Peterchen ſich in ſehr empörter Stimmung. Am liebſten wäre er die ganze Nacht aufgeblieben, gebeugt über das kranke Miezchen, das in der Scheune auf einer Hand voll Heu lag, mit den ernſten Augen Schlüſſe ziehend auf neue Wahrheiten: dann und wann ſein kleines, ſchmutziges Fingerchen in einen Napf mit Milch tauchend, um das Schnäuzchen der Miez zu befeuchten, und mit einem tiefen Seufzer aufatmend, wenn das Tierchen leckte oder ein wenig, wie um zu danken, die erſterbenden Augen öffnete und ihn anſah.

Aber Vater hatte ihn mit einem Klaps auf die Hoſe zum Bettverſchlag geſchickt, wo er neben ſeinem Schweſterchen ſchlief; und da er wußte, daß der Vater ſtärker war als er, ging er ſcheinbar gefügig; aber er blieb die ganze Nacht wach und fühlte ſich zum erſtenmal in ſeinem Leben ſehr zurückgeſetzt und unglücklich, wenn auch ſein Schweſterchen, das ein paarmal durch ihn wach gewühlt worden war, ihn zu tröſten verſuchte! „Sei ruhig, Junge, es gibt noch Katzen genug!“

Dieſe Nacht hatte er ſich jedoch feſt vorgenommen, wenn dieſes, ſein eigenes Miezchen ſterbe, nie mehr eine andere Katze zu nehmen, denn man hat ja nichts als Kummer davon; und als er zu dieſem Entſchluß gekommen war, wurde er ruhig und ſchlief endlich ein, um, ſpäter als gewöhnlich, mit einem Schreck zu erwachen.

Als er in die Scheune ging, nach der Katze zu ſehen, war ſie tot. Die Kuh blökte kläglich, und mittags hörte Peterchen den Vater ſchon darüber ſprechen, daß es mit der Kuh nicht in Ordnung zu ſein ſcheine.

„Das iſt gewiß aus Herzeleid über die Katze,“ dachte Peterchen; aber er ging ruhig zur Schule und ſagte niemandem etwas, auch dem Lehrer nicht, als der ihn zankte, weil er ſchwindlig vor Müdigkeit in der Bank ſaß und gegen ſeine Gewohnheit ſchlecht aufpaßte.

Am Abend kam ein Nachbar mit „Haſenohren auf Branntwein“, das ſo wunderbar gut helfe. Mutter lief jeden Augenblick nach der Scheune und gähnte furchtbar, wenn ſie zurückkam, während ſein Schweſterchen noch mehr mit allem herumpolterte als ſonſt.

Digitized by Google

Gegen Abend fing die Kuh wieder zu blöken an. Vater kam gar nicht herein. Der Nachbar ging um den Tierarzt. Peterchen war aufgeblieben; er saß auf einer Fußbank beim Herd und warf manchmal Torf oder ein Stückchen Holz hinein, damit das Feuer nicht ausgehe. Niemand achtete auf ihn, und er bekam auch keine Schelte. Ein, zwei andere Nachbarn kamen hinein und sprachen mit Mutter über „Harlemer Öl“ und „pulverisierte Pfeifenköpfe“, was auch solche ausgezeichneten Mittel wären. Aber Mutter wollte nichts davon hören. Sie lief gähnend auf und ab und setzte sich schließlich auf einen Stuhl vor dem Herd und sah in die Flammen.

Peterchen schloß daraus, daß es morgen „Schmerz im Kopf“ geben würde.

Der Tierarzt kam. Die Mutter beantwortete schüchtern beiseite blickend sein „N'Abend, alle miteinander!“ Auf Vaters Bitte um Kaffee, die von dem Schwesterchen mit rotgeheulten Augen überbracht wurde, ging sie Wasser in den Kessel pumpen; und während sie ihn übers Feuer hing, hörte Peterchen sie murmeln „Jesus Maria hilf!“, und als er sie anblickte, sah er, daß sie während des Pumpens auch rote Augen bekommen hatte.

Peterchen steckte die Fäustchen jetzt fest in die Hosentaschen, so wie er meistens tat, wenn er ernstlich nachdachte; er kam zu dem Schluß, daß es mit der Kuh sehr schlecht stände und daß der liebe Himmelsvater und die heilige Mutter Gottes alles aufbieten müßten, um sie besser werden zu lassen, und daß auch, wenn die Kuh starb, Mutter krank werden würde; denn Mutter konnte nicht gegen das Weinen an. Das hatte er gesehen, als das kleine Schwesterchen starb: da hatte sie auch geweint und war auch krank geworden.

Während der Nacht war die Kuh ruhig, und als Peterchen, vorsichtig auf seinen Strümpfen gehend, einen Augenblick in die Scheune schlüpfte, hörte er einen der Nachbarn, die mit dem Vater wachten, sagen, daß sie viel besser schiene und daß der Tierarzt doch auch „solche ausgezeichnete Medizin“ hatte.

Aber Peterchen sah die Kuh liegen, gerade wie er die Katze liegen gesehen hatte, ehe sie gestorben war. Und er glaubte nicht an die Besserung. Und als er zu Bett gegangen war, schlief er, nachdem er ein Weilchen wach gelegen hatte, ein mit dem festen Vorsatz, morgen, wenn es sich nicht ausgesprochen zum Besseren gewendet haben würde, in die Kirche zu gehen, wo der liebe Gott wohl viermal stand, um ihn zu bitten, doch vor allem dafür zu sorgen, daß die Kuh nicht sterbe.

Als er also den nächsten Tag sein Brot aufgegessen hatte, ging er nicht zur Schule, sondern lief zur Kirche, die ein ganzes Ende vom Dorfe entfernt war. Die Kirchentür war jedoch zu, so daß Peterchen keine Möglichkeit sah, sich dem Himmelsvater zu nähern. Aber es fiel ihm ein, daß ja in dem Katechismussaal die heilige Mutter Gottes stand.

Der Katechismussaal, o weh, war auch verschlossen. Wohl sah Peterchen, durch das Fenster vom Weg aus sehnsüchtig hineinblickend, die heilige Jungfrau in ihrem blauen, goldgesäumten Mantel stehen; aber durch die Scheiben hindurch würde sie ihn doch nicht hören können. Einen Augenblick überlegte er, auf dem einsamen Weg hin und herlaufend, was er dazu tun könnte. Zum Herrn Pfarrer gehen, um zu bitten, daß er ein

Digitized by Google

wenig hinein dürfe, das wagte er nicht wegen des Mädchens; die war immer so brummig.

Endlich, als ob es so sein sollte, stieß er mit seinem Füßchen gegen einen weißen Stein, wohl so groß wie seine Faust. Dieser Stein brachte ihn auf einen Gedanken. Er hob ihn auf, lief zum Fenster des Katechismussaals, sah erst vorsichtig nach links und rechts, ging dann ein wenig zurück, zielte und traf mit dem Stein durch das knatternd wegsplitternde Glas. Einen Augenblick erschrak er selbst so, daß sein Atem stockte. Aber alles blieb still, auch im Pfarrhaus; und es kam niemand heraus. Vorsichtig schlüpfte er jetzt bis zu dem Loch, das er in die Scheibe gemacht hatte, steckte sein Köpfchen so weit vor als möglich, machte aus seinen Händchen einen Trichter und rief durch diesen hinein: „Heilige Mutter Gottes, laß, ich bitte dich, die Kuh nicht sterben, ... sonst wird Mutter sicher krank und dann kriegt Peterchen auch keine Milch mehr . . . . . um die Katze tut es mir nicht leid, die braucht keine Milch mehr; denn die liegt hinter dem Haus begraben."

Ein wenig hatte er gewartet, wie auf die Erfüllung seiner Bitte, und er meinte die heilige Mutter Gottes lächeln zu sehen in dem goldenen Sonnenstrahl, der vom Oberfenster aus schräg durch den Saal lief und auf ihrem Kopf zu ruhen schien.

Dann zog er mit einem Seufzer der Erleichterung sein Köpfchen zurück und ging zufrieden nach Haus. Er dachte für sich: Jetzt weiß sie es, und ordentlich.

Aber den nächsten Tag starb die Kuh doch.

„Jetzt noch das Pferd!" hatte der Vater bitter gesagt.

Und die Mutter:

„Mensch, versündige dich nicht!"

Und das Schwesterchen, sehr beschäftigt, weinte den ganzen Tag und bat Peterchen, kein einziges Mal, etwas für sie zu tun, obwohl das Feuer gar nicht brennen wollte; und als Peterchen von selbst Reisig herbeitrug, bekam er keine Schelte, so daß es ihm vorkam, als ob er gar nicht mehr da wäre.

Mutter kam des Mittags vor der Zeit von der Wäscherei nach Hause; und als sie sich ausziehen wollte, um zu Bett zu gehen, fiel sie um gegen den Schrank und fing an laut zu weinen.

„Da haben wir's schon: jetzt wird sie krank!" dachte Peterchen; und dann anschließend: „Das soll sie zu wissen bekommen!"

Mit dem letzten „sie" meinte er die Mutter Gottes . . . . .

Den folgenden Tag war Mutter noch krank und der Doktor kam und die Angst schien in allen Ecken des Häuschens zu lauern. Peterchen ging wieder nicht zur Schule, sondern lief, die Fäustchen tief in den Hosentaschen, nach dem Katechismushaus, wo er ein paar Stunden durch die Scheiben starrte, ohne etwas zu denken. Das Fenster war eingesetzt und war noch voll trüber Fingerflecke vom Anstreicher.

„Wenn ich das Fenster eindrückte und ich sie jetzt auch tot würfe" dachte Peterchen endlich. Aber er hatte keine Gelegenheit; fortwährend kamen Menschen vorbei, und Nachmittag war Religionsunterricht.

Dann kam der Tag, an dem Peterchen selbst zum Religionsunterricht ging. Die Tage vorher hatte er sich seiner Rache gegenüber und der Art

Digitized by Google

und Weise, wie er sie ausführen wollte, genau so gefühlt, wie gegenüber den Süßigkeiten der Naschfrau. In seinem Herzen fest entschlossen, aber darum herum zögernd, erwägend, bald dies, bald das zu tun; und als er in den Katechismussaal hineinkam, war er noch eben so unentschlossen. Er hatte seine Fragen gelernt und sagte sie auch ohne zu stocken auf; aber wenn die anderen Jungen oder wenn der Herr Pfarrer sprach, sah er nur nach dem schuldigen Marienbild. Plötzlich hatte er seinen Entschluß und, daß er ihn jetzt sofort ausführen wollte, unerschütterlich fest empfunden. Und ohne Zögern war er aus der Bank getreten, um das Schreckliche zu vollführen. . . . . .

— —

Und über den weiß gefrorenen Weg, längs der im Wind rauschenden Hecke, zwischen den grau-grünen, winterlichen Feldern ging der gute, sanfte Pfarrer an den wartenden Jungen vorbei, und er dankte für ihr verlegenes Mützenabnehmen durch einen bekümmert klagenden Gruß.

Er ging sehr eilig; sein langer Winterrock schlenkerte, sein silberweißes Haar wehte über seinem hochgeschlagenen Kragen in den eisigen Windstößen. Und während er überlegte, was er den armen Eltern jetzt würde sagen müssen, schüttelte er seinen ehrwürdig freundlichen Kopf, sanft traurig murmelnd:

„So ein gutes Jungchen . . . . . sonst so ein gutes, folgsames Jungchen. . . . .“

Die „Monatsblätter für den katholischen Religionsunterricht“. Jahrgang 1903.

(Vgl. Septemberheft 1905.)

Von einem preußischen Schulmann.*)

Die Zusammensetzung des Inhaltes ist ziemlich die alte geblieben. Von Schulpredigten erscheinen in diesem Jahrgange ganze zwei. Mit der Bibel beschäftigt sich die „Charakteristik des hl. Paulus“, die übrigens ihrem Inhalte nach besseren Schülern kaum etwas Neues bietet, geschweige Lehrern; im wesent-

*) Der Verfasser bittet, seinen Namen zu verschweigen, weil bei der herrschenden Richtung im Kultusministerium jede Kritik an Katholisch-Ultramontanen ungnädig vermerkt werde.

Digitized by Google

lichen eine Zusammenstellung der biblischen Angaben. Ferner „Wissenschaft wie Kritik der Neuzeit und das Alte Testament“, „Kanon für den biblischen Geschichtsunterricht“, Besprechung einer Biblischen Geschichte. Das ist alles unter etwa dreißig Aufsätzen. Dagegen nehmen die rein didaktischen Fragen einen recht breiten Raum ein. Uns interessieren diese Dinge weniger; ebenso stellen wir nur fest, daß auch diesmal die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses, soweit sie dem Leserkreise des Blattes wichtig sein können, treulich abgedruckt sind und nicht minder die einschlägigen Ministerialerlasse. Andere Arbeiten behandeln dogmatische, kirchen- und kulturgeschichtliche Gegenstände, so ein Bild von „St. Gallen“, Studien über „die Frömmigkeit nach dem hl. Thomas“, über „Petri Anwesenheit in Rom“ u. a. Auch diese können wir im wesentlichen auf sich beruhen lassen. Wenn „Schattenbilder“ aus den sittlichen Zuständen an Gymnasien und Universitäten entworfen werden, so könnten wir uns die Hilfe in dem schweren und unerläßlichen Kampfe wohl gefallen lassen, würden hier nicht teils stumpfe, teils vergiftete Waffen geführt. Gegen die von der modernen Pädagogik empfohlene rechtzeitige Aufklärung wendet man sich natürlich mit allen Zeichen des Entsetzens.

„Deutschland“ hat mit dem Aufsatz einer Dame im Januarheft 1903 die Ehre, den schärfsten Angriff auf sich zu ziehen. Das ist „Geist von Nietzsches Geist“, „von hier aus wird an ihren Früchten die moderne Pädagogik zuschanden werden“ Was weiß man aber Besseres? Nun, die „Vorbereitung zur hl. Beichte“, „die Fernhaltung alles Aufregenden“, also Kastration der Schriftsteller. Ferner natürlich die Marianischen Kongregationen, über deren Verbot die übliche Klage erhoben wird. Kurzum Institutswesen, Jesuitenerziehung. Daß aus solcher Erziehung ein Dippold erwachsen ist, könnte doch stutzig machen. Wir werden jedenfalls solche Mitkämpfer ablehnen müssen. — Die Marianischen Sodalitäten werden übrigens auch in besonderem Aufsatze schneeweiß gewaschen. Nun, jetzt sind sie ja glücklich erreicht; wenn jetzt katholische Gymnasien und Gymnasiasten nicht Muster aller Tugenden werden, was wird da schuld sein?

Ein Aufsatz über Baco von Verulam und sein Verhältnis zum modernen Gymnasium klagt, der Forscher habe durch seine Prinzipien „die Religion völlig von der Wissenschaft getrennt“ und „die christliche Schule erschüttert“. Nun muß erst der Religionslehrer „die Einheit des Unterrichts herstellen“. Im

Digitized by Google

ganzen ergibt der Aufsatz, daß die mittelalterliche Schule dem modernen Gymnasium weit überlegen war: dort lernte man multum, hier multa usw. Verwunderlich nur, daß die Schüler dieser herrlichen Anstalten die Wissenschaft so wenig gefördert haben. Oder wie steht's mit Erfindungen und Entdeckungen im Mittelalter?

Gelegentliche und ausdrückliche Polemik gegen den Protestantismus fehlt natürlich nicht. So wird in einem Aufsatz über Verwendung der Katakombenbilder im Unterrichte bemerkt: Um beweisen zu können, daß die römische Kirche von dem echten christlichen Glauben abgefallen sei, beschuldige der Protestantismus schon die Apostel selber des gleichen Abfalles. Allerdings kann hier kaum der moderne Protestantismus gemeint sein; denn zum Belege wird eine Äußerung des Heidelberger Paulus angeführt, und der alte Rationalist ist 1851 im 90. Lebensjahre verstorben. In Kritiken wird den Evangelischen z. B. „Entwertung der Schrift“ vorgeworfen. Dagegen wird Harnack recht anerkennend behandelt; freilich den Ausruf „Quam longe es a regno Dei!“ kann der Kritiker nicht unterdrücken.

Einige Arbeiten widmen aber dem Protestantismus ausdrücklich ihre liebevolle Aufmerksamkeit. Mit der „Religiösen Duldsamkeit zur Zeit der Reformation“ können wir's kurz machen. Als Beweise für die These „Die Zeit der Reformation war die intoleranteste der ganzen christlichen Vergangenheit“ müssen natürlich vor allem die Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, die Schwärmerhändel und Michael Servet herhalten. Die Gegenreformation hat den Protestantismus mit Gewalt vertrieben, wie er mit Gewalt eingedrungen war. „Die Intoleranz ist ein Erbstück der Reformation.“ Vor solchen Erzeugnissen fragt man sich vergebens: Rechnet der Verfasser auf so einseitig unterrichtete Leser, daß sie diese Darstellung für echt annehmen, oder auf so übelwollende, daß sie froh sind, dergleichen ihren Schülern weitergeben zu können? Immer aber tun einem diese Schüler leid.

Noch stärker drängen sich ähnliche Erwägungen auf bei einem Aufsatz „Kirchengeschichte im Geschichtsunterricht“, der sich gegen einen wohl etwas weitgehenden Artikel in den „Neuen Jahrbüchern“ richtet. Der Verfasser dieser Kritik führt gegen protestantische Sittlichkeit „Luthers berüchtigte Predigt über die Ehe“ und natürlich die Doppelehensache Philipps von Hessen ins Feld, dem Luther sogar ein „schriftliches Dokument“ gegeben habe.

Digitized by Google

Nach unserem Aufsatz also gehören nicht in den Geschichtsunterricht: die Vernichtung des Templerordens, die großen Reformkonzile, die Aufhebung des Jesuitenordens u. ä. Also die Gründung des Templerordens soll berichtet werden ohne einen Blick auf sein Ende, die Hussitenkriege und die Belehnung Friedrichs von Zollern sind zu behandeln ohne Erwähnung des Konstanzer Konzils, die Reformationsgeschichte verständlich zu machen ohne Hinweis auf die früheren Reformbestrebungen, die Zeit der Aufklärung zu kennzeichnen ohne Nennung der Tat Ganganellis! Dabei beruft sich der Kritiker auf die preußischen Lehrpläne, die doch der Profangeschichte ausdrücklich „die kirchlichen Reformbestrebungen“ zuweisen. Gleich darauf wird mit Siegermiene zitiert, die Lehrpläne forderten nur „eingehende Berücksichtigung der Kulturverhältnisse“. Ist die mittelalterliche Kirche denn nicht eine, ja die stärkste Kulturmacht der Zeit gewesen? Bisher haben das doch auch Protestanten nicht bestritten.

Am interessantesten aber sind für uns die geistlichen Herren doch, wenn sie über ihr Gebiet hinausgreifen. Darwinismus und Biologie bleiben freilich in diesem Jahrgange so gut wie ganz unbehelligt. Auf ein ziemlich neues Gebiet führt dagegen eine langwierige Abhandlung über „Eigentumslehre im Religionsunterricht“. Da gibt ein Wiener Professor in der trockensten Weise, mit der knifflichen Teilung und Unterteilung, die an Kasuisten gemahnt, ein Gerippe der genannten Lehren. Wie das in den Religionsunterricht paßt, weiß ich nicht; wer dieses Gerippe mit Fleisch zu bekleiden hat, den bedauere ich, und die Schüler die anstatt Religion einen Auszug aus einem Absud von Ricardo, Smith u. dgl. erhalten, bedauere ich auch. Wo die Zeit dafür gebraucht wird, muß freilich die Bibelkunde zu Schaden kommen, und selbst für die „christlichen Klassiker“, die ein anderer Aufsatz lebhaft empfiehlt, wird sich kaum Platz finden.

Den Löwenanteil trägt in diesem Jahrgange die Literatur davon. Ihr sind, abgesehen von der Bücherschau jedes Heftes, die sich natürlich auch großenteils mit Literatur im engeren Sinne beschäftigt, folgende Arbeiten gewidmet: „Emile Zola“, „Neuere literarische Ratgeber und Jugendliteratur“, „Virtus in medio“, „Zur Abwehr“. Zusammen fast ein Sechstel des überhaupt den Abhandlungen zugestandenen Raumes. Wir sehen, man legt drüben mit Recht der Literatur immer größere Wichtigkeit bei. Ob man freilich trotzdem in dem unternommenen Kampfe siegen wird, ist

Digitized by Google

mir sehr fraglich. Man hat alle Lebensmächte unseres Volkes gegen sich.

Wie mit Emile Zola verfahren wird, brauche ich wohl nicht erst zu beschreiben.

Dagegen sind genauer Beachtung wert die Artikel „Virtus in medio“ und „Zur Abwehr“. Schon ihrer Vorgeschichte halber. Ein Kaplan Falkenberg in Mehlem hat ein Buch „Katholische Selbstvergiftung“ erscheinen lassen. Darin weist er an der Hand „katholischer“ Verlagskataloge und „Ratgeber“ seinen Glaubensgenossen tausend Vergehen gegen Index und Kirchenväter nach und findet, daß eben fast alle in Deutschland gedruckten Bücher nicht in ein katholisches Haus noch in eine katholische Hand gehören. Was der Erfolg solcher Ketzerriecherei und -richterei sein würde, hat Herr Prälat Kernstock, der treffliche Mitarbeiter der Fliegenden Blätter, in einem österreichischen Pfarrerblatt mit siegreichem Humor geschildert. Ernsthafter nehmen die confratres von den „Monatsblättern“ den Fall. In „Virtus in medio“ läßt sich der Verfasser auf ein langes Dingen mit dem Kaplan von Mehlem ein. Dabei erklärt dieser Herr, dem Falkenberg zu scharf ist, z. B.: Tolstoi, Ibsen, Nietzsche, Goethe, Heyse, Rosegger, Strindberg, Jensen, Wichert, Maupassant, Häckel — die Zusammenstellung stammt nicht von mir — „impfen ihren Lesern den Unruhegeist der Verneinung ein“, sind also anathema. Spamers Weltgeschichte „zeichnet sich nur durch Kulturkämpferei und Religionshaß aus“. Nun wissen Herr Professor Kämmel und seine Mitarbeiter, wohin sie gehören. Freilich, Alexander VI., Johann XXII. usw. nach zeitgenössischen Quellen schildern, statt nach dem Unfehlbarkeitsdogma, das können auch nur Religionsfeinde. Dagegen ist Frenssen in Schutz zu nehmen. Er hat im „Jörn Uhl“ „den Zersetzungprozeß des Protestantismus der Öffentlichkeit unverhüllt mit absoluter Wahrhaftigkeit vorgeführt“; also ein Labsal für ein katholisches Herz. Über die Klassiker, das heißt die alten Klassiker, Goethe und Genossen, braucht man sich auch weiter nicht aufzuregen; die stehen im Bürgerhaus „in behaglicher Ruhe, die nur der Abstäuber bisweilen stört“. Ob der Verfasser wohl die Ausleihverzeichnisse der Volksbibliotheken kennt? Wie er sich's erklärt, daß von den vergessenen Klassikern immer neue Ausgaben in allen Preislagen erscheinen? Am liebsten würde er allerdings „gereinigte“ Ausgaben der Klassiker sehen. Leider muß er berichten, daß Versuche damit bisher an der Teilnahmslosigkeit des Publikums gescheitert sind; eigentlich müßte er

Digitized by Google

sich freilich über diesen Beweis der Ungenießbarkeit der alten Herren freuen. Nun jedenfalls, Rosegger ist viel gefährlicher, in jeder Zeile „ausgeprägt kirchenfeindlich und glaubensschädlich“. Im ganzen ist übrigens der Verfasser unseres Artikels, wie schon der Titel besagt, gewissen Überlegungen zugänglich. Mit vollem Rechte weist er gegenüber dem Geschrei über Verletzung der Sittlichkeit durch jedes freie Wort auf die kirchlichen Perikopen, zumal der Weihnachtszeit, hin und warnt überhaupt vor der „unseligen äußerlichen Auffassung der Moral“. Freilich ist er damit in einer Halbheit befangen, die es dem rasenden Ajax von Mehlem leicht macht, ihn in der „Abwehr“ gründlichst abzuschlachten. Herr Falkenberg versteht sich freilich ganz anders darauf, Unsittlichkeiten zu entdecken. Sanchez und Liguori können's kaum besser. Was hat er bei Frenssen und Riehl alles gefunden! Man schämt sich ordentlich, an solch sittenlosen Schriftstellern eine ehrliche Freude gehabt zu haben.

Den eigentlichen Standpunkt der „Monatsblätter“ bezeichnet wohl aber weder Falkenberg noch sein Gegner; den vertritt der Leib-Literatus des Blattes, der als „Theophilus“ schon von Anbeginn sein Mitarbeiter ist. Dieser hat über die „literarischen Ratgeber“ fürchterlich Musterung gehalten und mit erquickender Offenheit dargelegt, wie ein guter Katholik über Literatur denkt. Seine Arbeit richtet sich vornehmlich gegen den ausgezeichneten und, wie wir mit Freuden entnehmen, sehr verbreiteten „Ratgeber des Kunstwarts“ sowie gegen den Hamburger Jugendschriftenausschuß. Der hat gefordert: „Eine Jugendschrift muß ein Kunstwerk sein.“ Herr Theophilus verlangt „Beweise“. „Im Gegenteil, man muß zuerst auf den Stoff sehen.“ Trotzdem läßt er sich gegenüber zwei „wüsten religiösen Gemälden von Hans Thoma“ nicht durch den Stoff besänftigen. Er behauptet, der Kunstwart-Ratgeber für Jugendschriften bringe 111 Nummern ausschließlich evangelischen Ursprungs. Sieben Zeilen vorher zitiert er selbst aus dieser Reihe eine Schrift der Ebner-Eschenbach. Außerdem empfiehlt der Kunstwart in dieser „rein evangelischen“ Liste Stifter, Erckmann-Chatrian und andere, auch einige Bücher mit Richterschen Bildern. An diese merkwürdige Begrenzung des Katholischen schließt sich nun die Mahnung, geschlossen zusammen zu halten, nur aus „katholischen“ Buchhandlungen zu kaufen. Der Kunstwart-Ratgeber wird dabei ziemlich unverhüllt der Buchhändlerreklame geziehen, während sein Wesen gerade der Gegensatz zu solcher ist. Im Vorbeigehen erhält die Simultanschule den

Digitized by Google

üblichen Hieb, weil sie für die Katholiken „nur nachteilige Folgen hat, in viel höherem Grade als für andere Konfessionen“. Eigentlich wird doch damit dieser gegen freie Luft so empfindlichen Religion ein sehr böses Zeugnis geschrieben. „Es gibt kein simultanes Christentum“ wird festgestellt, „selbst die Vorstellung von Gott ist bei Katholiken und Protestanten verschieden“. Kurz, die chinesische Mauer kann gar nicht hoch genug sein. Wie unübersteiglich sie aber sein muß, beweist erst der unendlich bedeutsame Satz: „Das allgemein Christliche ist etwas ganz anderes als das Katholische.“ Daraus ergibt sich: „Ich halte ein evangelisches Buch in den Händen von katholischen Kindern für ungehörig; es richtet in ihren Köpfen leicht Verwirrung an.“ Und damit man hier nicht etwa eine Federentgleisung sehe, wird als solch schädliches Buch dann lang und breit — Heinrich Sohnreys „Friedesinchen“ behandelt. „Es ist ganz aus protestantischem Geiste geprägt.“ — Gegenüber solchen Erklärungen erübrigt sich wohl jede weitere Begleitung der „Monatsblätter“ auf ihrem Weltgange.

Auf dem alten Friedhof in Jena.

Eine Skizze von O. Karrig-Rostock.

Unterhalb des Landgrafenberges bei Jena, wo vor 100 Jahren, am 14. Oktober 1806, die Schlacht zwischen dem preußisch-sächsischen und dem französischen Heere entbrannte, liegt der alte Friedhof der thüringischen Musenstadt.

Zwei Kirchen, die Garnisonkirche und die kleine katholische Kirche, erheben sich auf diesem, an Erinnerungsmalen so reichen Gottesacker, der in mehrere Abteilungen oder Felder zerfällt, je nachdem mit den Jahren die Begräbnisplätze ausgedehnt worden sind. Das Gelände ist von einer Mauer umschlossen, die stellenweise malerisch von Baumwuchs überragt wird. Dunkle Zypressen, Fichten, weißstämmige Birken und andere Baum-

Digitized by Google

arten verleihen dieser Stätte des Friedens und stiller Einkehr einen hervorragend stimmungsvollen Anstrich. Hie und da klettert dunkelblättriger Efeu an den Baumstämmen empor, oder die wilde Rebe breitet an einer anderen Stelle ihr rankendes Laubwerk aus.

Der Herbstwind rauscht in den Kronen der Bäume; welkes Laub rieselt über den Weg und über die Ruhestätten müder Erdenpilger. Doch es sind nicht nur gewöhnliche Sterbliche, die da in den Gräbern ruhen, auch viele Namen von Klang und Ansehen künden die Grabinschriften. Die einen starben, als noch die Rosen der Jugend ihr Leben schmückten, die anderen, als sie dessen Sonnenhöhe erreicht hatten, noch andere im Herbst des Lebens.... Nicht nur Lebensalter, sondern auch ganze Zeitalter sprechen zu uns an den Gräbern, über die der Herbst seine bunte Blätterfülle ausbreitet. Von einem Kreuz leuchtet auf dunklen Efeu ein berühmter Name, derjenige einer Caroline v. Wolzogen, der Biographin eines Friedrich v. Schiller, herab. Zwei Zypressen flankieren dieses Grabkreuz, das an dem von einer prachtvollen Efeudecke übersponnenen Grabe emporragt. Eine auf dem Kreuze befindliche Inschrift enthält den Namen: Caroline v. Wolzogen, geb. v. Lengefeld, und die Angabe, daß sie 1763 geboren und 1847 gestorben ist. Aus dem Leben der Verstorbenen sei hier in Kürze das Nachstehende angeführt. Caroline v. Wolzogen wurde am 3. Februar 1763 in Rudolstadt geboren. Im Alter von 16 Jahren heiratete sie den Geheimen Rat v. Beulwitz. Nachdem diese Ehe 1796 geschieden war, reichte sie dem Weimarischen Oberhofmeister v. Wolzogen, dem Jugendfreunde Schillers auf der Karlsschule, die Hand zum Lebensbund. Als ihr Gemahl 1804 zum Geheimen Rat und zum Mitglied des Staatsministeriums ernannt wurde, trat Caroline v. Wolzogen in nähere Beziehung zum Hofe in Weimar. Im Jahre 1825 aber siedelte sie nach Jena über. Dort ist sie vielfach literarisch tätig gewesen. Außer mehreren Romanen und Erzählungen verfaßte sie ihr bekanntes Werk über „Schillers Leben“ nach den Erinnerungen der Familie, den Briefen des Dichters und den Nachrichten seines Freundes Körner.

Ein anderes Mitglied der Hofgesellschaft in Weimar und des Dichterkreises der Goethe- und Schillerzeit, der Major Karl Ludwig v. Knebel, der am 30. November 1744 auf Schloß Wallenstein in Franken geboren wurde und am 23. Februar 1834 in Jena starb, ist ebenfalls auf dem alten Friedhofe, und zwar

Digitized by Google

in einem Erbbegräbnis, bestattet worden. Ein größerer, auf einem Unterbau ruhender Grabstein enthält den Vermerk, daß dieses Erbbegräbnis dasjenige der Familie v. Knebel ist. Efeu schmückt stimmungsvoll die Grabstätte. Goethe hat 1783 in dem Gedicht „Ilmenau" dem Major v. Knebel ein Denkmal gesetzt, wenn er dort in der 8. Strophe eine kurze Personalbeschreibung von dem früheren Hofmeister des Prinzen Constantin andeutet. Der Dichter charakterisiert ihn als eine „markige Gestalt aus altem Heldenstamme" und als passionierten Raucher. Knebel war es, der 1774 auf einer Reise nach Frankreich als Hofmeister des Prinzen Constantin von Weimar die erste Bekanntschaft zwischen Goethe und dem Erbprinzen Karl August vermittelt hatte. Als er 1779 in den Ruhestand trat, wurde ihm der Charakter eines Majors verliehen. 1798 vermählte Major v. Knebel sich mit Luise v. Rudorf, einer Hofdame der Herzogin Amalie. Er nahm seinen Wohnsitz zunächst in Ilmenau, verlegte denselben jedoch 1805 nach Jena, Major v. Knebel, der in engerer Beziehung zu Goethe, Herder, Schiller und Wieland stand, hat sich als Übersetzer einen gewissen Namen gemacht. Er übertrug u. a. das Werk des Lucretius von der Natur der Dinge und die Elegien des Properz ins Deutsche.

Ein Zeitgenosse Goethes und des Majors v. Knebel, der Buchhändler Karl Friedrich Frommann, hat mit anderen Angehörigen seiner Familie ebenfalls in einem Erbbegräbnis die letzte Ruhe gefunden. Er wurde am 14. September 1765 geboren und starb am 12. Juni 1837. Seine Frau, Johanna Charlotte, geboren 1765 zu Hamburg, lebte bis 1830. Der Sohn Frommanns, Friedrich Johann, war der bekannte Verfasser des Buches: „Das Frommannsche Haus und seine Freunde." Er war Ehrendoktor der philosophischen Fakultät in Jena und starb 1886. In dem Hause der Familie Frommann verkehrten einst Goethe und andere berühmte Persönlichkeiten. Der Frommannsche Begräbnisplatz ist mit einem eisernen Gitter umgeben, durch dessen Stäbe wilder Wein emporrankt. Noch ein anderes, der Goethezeit angehörendes Grab vermag die Aufmerksamkeit zu fesseln. In nächster Nähe der katholischen Kirche erhebt sich auf einem Sockel eine Säule mit folgender Inschrift: „Ich Immanuel Christian Wilhelmi, geboren am 3. September 1745, war Hofapotheker, Kommerzienrat, auch einmal Posthalter, lebte, beunruhigt von manchem Zweifel, starb aber nicht unvorbereitet. Auf einen allmächtigen und gütigen Gott vertrauend,

Digitized by Google

habe ich aber 81 Jahre gelebt und wurde nun zu Staub und Asche." Auf der Rückseite der Säule befindet sich nachstehende Widmung: „Redlichkeit, Freundschaft, Lied und Wein war sein Element und Wohltun seine Übung." Auch bei der Garnisonkirche befindet sich die Grabstätte eines Posthalters, die nicht minder, wie die vorstehend erwähnte, durch ihre Originalität die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermag.

An der südlichen Seite dieser Kirche ist ein Epitaph angebracht, das mit einem Emblem der Posthalterei, mit Horn und Zaum, geschmückt ist. Nach der Inschrift ruht dort Herr Carl Jacob Reinhards, kurfürstlicher und herzoglich-sächsischer, 35 Jahre treu verdienter Postmeister zu Jena. Er ward am 17. September 1778 geboren und starb im 66. Lebensjahre; seine Frau überlebte ihn um drei Jahre. Sie starb im 68. Jahre ihres Lebens. Am unteren Teil des Epitaphs erblickt man eine allegorische Figur: einen trauernden Genius, der den Ellenbogen auf eine Sanduhr stützt. Bei der Garnisonkirche befindet sich ferner die Grabstätte des Stabswachtmeisters und Poeten W. Trenert.

Die Alma mater ist, was wohl kaum angedeutet zu werden braucht, durch zahlreiche Grabstätten ihrer einstigen Lehrer und Berühmtheiten auf dem alten Friedhofe in Jena vertreten.

In der Nähe der katholischen Kirche, einem Bauwerk, das wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert entstanden ist, ruht der Philosoph und hochsinnige Patriot Jac. Friedrich Fries, geboren am 23. August 1773 in Barby, gestorben den 10. August 1843 in Jena. 1873 wurde ihm in Jena eine Büste errichtet. Als Philosoph machte Fries, der 1804 zum Professor ernannt wurde, den Versuch, die Lehre Kants durch Jacobis Gefühlsphilosophie zu vervollständigen. Während seiner Lehrtätigkeit in Heidelberg, von 1805—1816, schrieb er sein Hauptwerk über die neue oder anthropologische Kritik der reinen Vernunft. Als Vaterlandsfreund ließ er eine von den deutschen Patrioten mit großem Enthusiasmus begrüßte Schrift über den deutschen Bund und die deutsche Staatsverfassung erscheinen. Von anderen Gelehrten, die auf dem Friedhofe ruhen, sei in Kürze hier auch an den Geschichtsschreiber Luden, an den Kirchenhistoriker Hase, an den Pathologen Geh. Hofrat Stark erinnert. Auch der berühmte Pädagog aus der Herbartischen Schule, der Begründer eines Erziehungsinstituts in Jena, Professor Carl Volkmar Stoy, 1815—1885, ruht dort von seinem arbeitsreichen, gesegneten Leben aus.

Digitized by Google

Doch nicht nur Vertreter der Wissenschaft sind auf dem alten Friedhofe bestattet worden; das Grab eines berühmten Fechtmeisters der Jenenser Hochschule vermag an eine Glanzzeit der edlen Fechtkunst zu erinnern. Der Name des Fechtmeisters Kreußler war im 17. und 18. Jahrhundert hoch angesehen. Die Begräbnisstätte liegt unweit der katholischen Kirche auf dem ältesten Teile des Friedhofes, das Grab wird von einem imposanten Sandsteinmonument überragt, das mit allegorischen Figuren geschmückt ist. Die Inschrift des Grabdenkmals lautet ungefähr dahin: „Hier ruht ... Herr Friedrich Kreußler, fürstlich-sächsischer Fecht- und Exerziermeister, welcher allhier geboren um 1632, den 14. September. Der Vater ist gewesen der edle und großachtbare Herr Wilhelm Kreußler, Fecht- und Exerziermeister, die Mutter Frau Catharina, geborene Weißchnerin. In den Ehestand hat er sich a. 1662 ... zum erstenmal gegeben."

1671 verheiratete er sich zum zweiten und 1676 zum dritten Male.

Friedrich Kreußler starb 1707; wie die Grabinschrift meldet, erreichte er ein Alter von 74 Jahren, 6 Monaten, 2 Wochen und 17 Tagen.

Der in der Grabinschrift erwähnte Wilhelm Kreußler, geboren 1597 und gestorben 1673, war der Begründer der deutschen Stoßfechtkunst. Durch seine Söhne und Enkel wurde das Fechten auf Stoß weiter ausgebildet, es entstand eine eigene Kreußlersche Schule in der Fechtkunst. Wilhelm Kreußler ward 1620 privilegierter Fechtmeister in Jena. Ein Enkel des W. Kreußler, Johann Wilhelm, und sein Urenkel Heinrich Wilhelm waren zu ihrer Zeit die berühmtesten Fechtmeister Deutschlands. Johann Wilhelm Kreußler war es, der in der Verkleidung eines Schullehrers auf dem Pagenboden in Dresden mit dem waffenkundigen König August dem Starken im Zweikampf focht und die Probe so glänzend bestand, daß der Monarch den Ausruf getan haben soll: „Schwarzer Kerl, du bist Kreußler oder der Teufel!" Darauf soll Kreußler dem Könige geantwortet haben: „Der erste in Person, Ihre Majestät zu dienen."

Auf dem neueren Teile des Friedhofes, nicht allzuweit von dem Wärterhause, ist ein Mann bestattet worden, der in akademischen Kreisen sich eines weitgehenden Rufes erfreute: der Pedell Kahle. Er gehörte dem 19. Jahrhundert an. Zu seinen amtlichen Pflichten gehörte es, Zweikämpfe unter den Studierenden zu verhindern oder, soweit möglich, bei der obersten Universitäts-

Digitized by Google

behörde zur Anzeige zu bringen. Damit waren aber die Herren Musensöhne wenig einverstanden. So nahmen denn die Teilnehmer einer Mensur ihre Zuflucht zu allerlei Kriegslisten, um die Aufmerksamkeit des gestrengen Herrn Pedellen von dem Schauplatz einer Waffenübung abzulenken. Noch heute ist die eine oder andere Anekdote über Pedell Kahle und die seinem Schutze überwiesenen Musensöhne erhalten.

Was auf dem alten Friedhofe in Jena einen so tief ergreifenden Eindruck hervorruft, das ist der Umstand, daß dort neben Angehörigen anderer Stände zahlreiche Vertreter deutscher Wissenschaft und Zierden der Jenaer Hochschule auf verhältnismäßig engem Raum zur letzten Ruhe bestattet worden sind. Von diesem Gesichtspunkt aus verdient dieser Begräbnisplatz vielleicht die Bezeichnung eines Friedhofes der deutschen Geistesaristokratie.

Doch über der Grabstätte eines jeden dieser heimgegangenen Geistesarbeiter und Geisteskämpfer, da scheint das Wort des römischen Dichters zu erstrahlen:

Exegi monumentum aere perennius ...

Das jüdische Proletariat in Galizien.

Von Rosika Schwimmer (Budapest).

Deutschland, das Land sozialer Reformbestrebungen, begnügt sich nicht mit der Arbeit innerhalb der Grenzen des eigenen Reichs sondern bringt außer dem platonischen Mitgefühl für das Elend der Bevölkerung anderer Länder auch handgreifliche Hilfe auf. Zurzeit ist die Bekämpfung des Mädchenhandels eine der meistbehandelten sozialen Fragen, die verschiedentliche Vereine zu einer intensiven Tätigkeit anspornt. Der Frankfurter „Israelitische Hilfsverein“ und das Hamburger „Jüdisches Zweigkomitee zur Bekämpfung des Mädchenhandels“ vereinigten sich zu einer Aktion, die dem Handel mit jüdisch-galizischen Mädchen steuern soll.

Digitized by Google

Die beiden Vereine beauftragten die Damen: Bertha Pappenheim aus Frankfurt und Dr. Sara Rabinovitsch aus Petersburg, die Verhältnisse des galizischen Judentums an Ort und Stelle zu studieren und dann sowohl ihre Erhebungen wie ihre Vorschläge zur Bekämpfung des Mädchenhandels zu unterbreiten.

Die beauftragten Damen legen die Erfahrungen ihrer Reise nun in einer Broschüre nieder, die sie nicht gemeinschaftlich verfaßt haben, sondern die die gesonderte selbständige Darstellung der Eindrücke und Vorschläge enthält.

Fräulein Bertha Pappenheim, die bekannte Frankfurter Sozialpolitikerin, bemüht sich, den aufregenden Stoff so sachlich als möglich zu meistern. Sie betont vor allem ihre österreichische Landsmannschaft, ihre orthodox-jüdische Erziehung und ihre zehnjährige Berufstätigkeit als Armenpflegerin, die es ihr ermöglichen, vieles objektiv zu sehen, was einem westeuropäischen, aus besserem Kulturmilieu hervorgegangenen Betrachter der politischen Zustände einfach über das Verständnis ginge, oder ihm als höllische Unmöglichkeit schiene. Ausgingen sie, um Vorschläge zur Bekämpfung des galizischen Mädchenhandels auf der festen Grundlage praktischen Studiums zu machen, sie kamen aber mit Vorschlägen zur Hebung eines Volkes, das in Elend, Verwahrlosung und Verhungerung nun schon in das Stadium der Vertierung geraten ist, zurück.

Leidenschaftslos, fast möchte ich sie matt nennen, ist die Darstellung des aller Kultur und jeglicher Sitte hohnsprechenden Zustandes, in dem das jüdische Proletariat Galiziens vegetiert. Die beiden Experten unterwarfen sich einer schweren, aufreibenden Arbeit, da sie 5 Wochen lang Galizien mit der Eisenbahn und großenteils auch auf Wagen durchkreuzten. Von den persönlichen Unannehmlichkeiten erwähnt Fräulein Pappenheim nur die unsäglich schmutzigen Hotels, in denen sie statt von Stubenmädchen von „jüdischen Stubenknaben“ bedient wurden. Während ihrer Wagenfahrten fällt ihr die gleichförmige Anlage der Städtchen und Dörfer auf, „überall mit Ziehbrunnen“, aus denen nur langsam, bei Bränden sicher entsetzlich langsam, Wasser geholt werden kann, und deren Anlage in der Nähe von Abfuhrstellen aller Art das ständige Vorhandensein von Typhus im Lande ausreichend erklärt. An den Fenstern der meisten Bauernhäuser sehen sie Blumenschmuck, vergeblich suchen sie solchen aber an den Behausungen, die ihnen als von Juden bewohnt bezeichnet werden, oder die sie selbst kennen

Digitized by Google

lernten. Die Verrohung der Wirtschaft ist der ausnahmslos beobachtete Zustand der jüdischen Wohnungen, deren Schmutz, Verwahrlosung und stickstoffähnliche Luft das Elendste überbieten, was die Forscherinnen in ähnlicher Mission je gefunden haben.

Die Männer zum Teil wohlgebaut, sind in der Mehrzahl hohlwangig, blaß und schmächtig, von gedrückter und gebückter Haltung. Die Mädchen hübsch und frisch, die Frauen früh gealtert und welk, machen oft den Eindruck stumpfer Haustiere. Charakteristisch sind die Märkte mit dem beim intensiven Feilschen und Handeln hervorgebrachten Lärm, weiter die streng eingehaltene Sabbatfeier, in Orten mit $^3/_4$ jüdischer Bevölkerung durch die aus allen Häusern blinkenden Sabbatlichter auffallend, ferner der „Samstagnachmittagkorso" das traurigste Bild des sittlichen Niederganges des jüdischen Proletariats.

Über die Schulverhältnisse erfahren wir so haarsträubende Details, daß wir füglich fragen können, ob denn Galizien in Europa liegt, in Österreich, das doch den Namen: Kulturstaat trägt. Statt in Schulen werden die Kinder, hauptsächlich die Knaben, in die sogenannte „Cheder" geschickt, und zwar schon vom 3. Lebensjahr an, denn die galizische Orthodoxie fordert, daß Knaben sich schon von diesem Lebensjahr an mit dem Studium der hebräischen Sprache, der Thora und des Talmuds beschäftigen. „Jede andere Kenntnis ist verpönt," denn es heißt: „Was dem Menschen nötig und dienlich ist, findet er im Talmud, und was nicht im Talmud steht, braucht und soll man nicht wissen." In manchen „Chedern" werden Knaben und Mädchen gemeinsam unterrichtet, meistens aber bloß Knaben allein, die „nach Ansicht der Väter und Rabbiner, im Gegensatz zu den Mädchen, besonders vor dem Gift profanen Wissens behütet werden".

„In engen, nie gelüfteten Räumen — so schildert Fräulein Pappenheim diese ‚Schulen' — zusammengedrängt wie die Schafe in einem Pferch, sitzen, stehen oder kauern die Kinder, 60, 80, 100 an der Zahl, auf oder zwischen Bänken und Tischen. Ein Mann, der zu sonst nichts taugt, ist entweder als Unternehmer oder als Beamter der Gemeinde der Lehrer ‚Melamed'. Da er mit seinen Schülern bei einer Methode, nach der er mit jedem einzelnen Kinde besonders pauken oder ‚knellen' muß, unmöglich fertig werden kann, so hat er junge Unterlehrer ‚Belfer-Behelfer', Bürschchen von 17 bis 19 Jahren, die mit ihm in der Anwendung des Stockes oder des Komtuk wetteifern, unter deren

Digitized by Google

Leitung aber Ungehörigkeiten, und, wo Mädchen im Cheder sind, auch grober Unfug zu den häufigsten Vorkommnissen gehören sollen.

Der erste Lehrstoff ist die kommentierte Bibel, die ohne Striche wahllos mit den Kindern ‚gelernt' wird. Ich selbst hörte, wie ein etwa 9jähriger Junge eine Stelle, die seinem Verständnis noch lange hätte ferngehalten werden sollen, mit größtem Eifer las und wieder und immer wieder in sein Jargon-Deutsch übersetzte. Ich erlaubte mir dem ‚Melamed' gegenüber eine Bemerkung, worauf er mich derb anschnauzte und fragte, ob er mir gar die Thora ‚modernisieren' solle!" Über die hygienischen Mißstände der „Unterrichtshöhlen", wie über die geistige und physische Verkümmerung der beklagenswerten Jugend malt die Referentin ein unsäglich düsteres Bild.

Sonderbarerweise spielt die österreichische Regierung diesen Zuständen gegenüber Vogelstraußpolitik. Sie desavouiert ihre eigenen Schulzwanggesetze durch Übersehen des trostlosen Verdummungsprozesses, dem die jüdische Orthodoxie Galiziens ihre Kinder überweist. Die jüdische Intelligenz zeigt ebenfalls keine Teilnahme für diese Zustände. Doch daß der Kampf gegen die unheilvolle Tradition mit erfreulichem Erfolge aufgenommen werden könnte, sehen wir aus den Resultaten der von der Baron Hirsch-Stiftung erhaltenen, 230 Lehrkräfte beschäftigenden 50 Knabenschulen. Wenn diese Schulen, obgleich mit hartem Kampf, aus den Kreisen der Orthodoxie Tausende von Schülern anziehen konnten, dadurch zu den Anfängen europäischer Kultur gelangten, müßte es auch anderen gesellschaftlichen oder staatlichen Schulen gelingen, die Jugend der galizischen Orthodoxie der Kultur zu gewinnen. Bisher wurde in dieser Richtung nicht einmal ein Versuch gemacht und die Baron Hirsch-Schulen können mangels entsprechender Mittel nicht erweitert und entwickelt werden.

Für die Mädchen geschieht nun schon gar nichts, weil es ihnen, als nur der Fortpflanzung dienenden, ohnedies minderwertigen Geschöpfen unbenommen bleibt, in öffentlichen Landesschulen das Gift „profanen Wissens" einzuatmen. Selbstverständlich trägt die „Bildung" der vier Elementarklassen absolvierten Judenmädchen im Kreise analphabetischer Väter, Mütter und Brüder nicht zur Höherbewertung ihrer Persönlichkeit bei.

Bloß drei Mädchenwaisenhäuser und aus einer Stiftung der Baronin Klara Hirsch erhaltene drei Haushaltungsschulen, die insgesamt 100—120 Zöglinge haben, dienen ausschließlich jüdi-

Digitized by Google

schen Erziehungszwecken. Als Kulturfaktoren können diese Institute, von denen z. B. das Brodyer und Krakauer Waisenhaus je einen Analphabeten als Erzieher der Knaben und eine Köchin oder Haushälterin als einzige „pädagogische Kraft" der Mädchen anstellt, nicht gezählt werden.

Frl. Pappenheim kann nicht umhin, den Frauen der jüdischen Intelligenz die Rückständigkeit im sozialen Empfinden vorzuwerfen. Diese Frauen halten nur in der Kleidermode Schritt mit der Zeit, in allen anderen Beziehungen sind sie durchaus rückständig.

„Als Gradmesser für den bedauerlichen Kulturtiefstand — heißt es ferner — dient die Unwichtigkeit, die man der Kinderpflege beimißt, und die Stellung der Frauen zur Dienstbotenfrage. Es ist mir aufgefallen, daß in den Straßen und öffentlichen Anlagen die meisten der reichgekleideten Kinder der Aufsicht von ganz ungebildeten Personen anvertraut sind. Ammen oder gewesene Ammen, Bäuerinnen, die sich nur Sonntags die Gêne auferlegen, ihre Röhrenstiefel zu tragen. Weiter ist das Fehlen von Kinderwagen bezeichnend. Die gewickelten Kinder werden mitsamt ihrer Wärterin in eine Paradedecke eingehüllt und, wenn die Würmchen in diesem Dunstkreis wimmern, jederzeit und jedenorts gestillt und mit energischer Schüttelbewegung zum Schlafen gebracht. Diese Beobachtungen von der Straße lassen ganz direkt auf die Kinderzimmer schließen."

Mit Beschämung kann man konstatieren, daß auch in nichtgalizischen Städten, noch dazu in Kulturzentren, dieselbe „Kinderpflege" zu beobachten ist. Ebensowenig kann die rückständige Auffassung der Dienstbotenfrage als spezifisch galizische angenommen werden. Fräulein Pappenheim hätte auch anderswo Gelegenheit, sich über die schlechte Behandlung der Dienstboten seitens der Frauen, den Mißbrauch seitens der männlichen Familienmitglieder, der dem dienenden Stand gegenüber offen gezeigten Verachtung und dergleichen mehr zu empören.

Mehr galizische Eigenart liegt in der durch die Lebensgewohnheiten und Reinlichkeitsbegriffe (?) zu „widerlicher Herkulesarbeit" gemachten Hausarbeit, die die Mädchen vom häuslichen Dienst abschreckt.

Erschütternd ist die Darstellung der in Spitälern und Siechenhäusern herrschenden Zustände. Von gelerntem und geübtem Pflegepersonal keine Spur. Im Siechenhaus in Tarnopol z. B. „achtundzwanzig Betten von Greisen und unheilbaren

Digitized by Google

Kranken belegt, unter der Pflege und Aufsicht eines einzigen Mannes, der aussieht, wie etwas, das ich sonst in Galizien kaum gesehen habe, wie ein Straßenkehrer". Die rituellen Gebräuche und Sitten spielen in diesem Jammer wohl mit, doch müßten zielbewußte, helfenwollende Menschen Mittel finden, z. B. auch orthodoxe Kranke, deren religiöses Gefühl es verletzt, von Frauen berührt zu werden, anständig pflegen zu lassen.

Gleich trostlos ist die Lage in jeder anderen Beziehung auch. Das Judenproletariat ist auf den Kleinhandel angewiesen, der alles eher imstande ist, als seinen Mann zu ernähren. Die Mädchen arbeiten in den wenigen Industrieanlagen mit Wochenlöhnen von 80 Kreuzer bis 2 Gulden!

Die Jewish Kolonisation Assoziation erhält eine Puppenfabrik, der galizische Hilfsverein in Wien führte die Haarnetzindustrie ein. In beiden Industrien kommen die Mädchen aber nur zu dem maximalen Wochenverdienst von 2 Gulden. Im ganzen: überhaupt Mangel an Arbeitsgelegenheit, die wenigen in Anspruch genommenen Arbeitskräfte aber bettlerhaft entlohnt.

Zu der Stumpfheit und dem gefühllosen Hinduseln im schreiendsten Elend trägt das Wirken der Wunderrabbi, einer unendlich gefährlichen, mit suggestivem Einfluß arbeitenden vielzähligen Schar bei. Ihr tief bedauerlicher Einfluß untergräbt jede fortschrittliche Regung und unterstützt jeden seelentötenden Aberglauben. Ihre Lebensführung ist äußerlich wie innerlich ganz proletarisch. Während Fräulein Pappenheim sich von einem Wunderrabbi über die Schädlichkeit der Knabenschulen belehren läßt, fällt von der Zimmerdecke ein „schwerfälliges Ungeziefer" Fräulein Dr. Rabinowitsch in den Schoß. — Dies Pröbchen genügt.

Die schrecklichste moralische, geistige und physische Stumpfsinnigkeit und Verkommenheit grinst uns aus dem Judenproletariat Galiziens entgegen. Wäre es da nicht durchaus kindisch, über Ursachen und Verhütungsmöglichkeit des Mädchenhandels als selbständiger Erscheinung viel Worte zu verlieren?

Beide Delegierte sind sozialpolitisch genug geschult, um zu wissen, daß der Mädchenhandel als alleinstehendes Volksübel auch unter anderen Umständen nicht mit entsprechendem Erfolg bekämpft werden kann, am allerwenigsten natürlich bei einem Volk, das mit Stumpf und Stiel im Sumpfe steckt.

Die Vorschläge der beiden Damen gehen demnach auf ein viel umfassenderes Ziel los: auf die wirtschaftliche und geistige

Digitized by Google

Hebung des gesamten jüdischen Proletariats, mit der die sittliche Erhebung ohnedies Hand in Hand geht. Natürlich bedarf die Realisierung jedes dahin zielenden Vorschlages sehr bedeutender Mittel, die von den zwei erwähnten Vereinen bei weitem nicht aufgebracht werden können. Ein in Frankfurt lebender früher Neuyorker Bankier, Charles L. Hallgarten, dessen jährliches Wohltätigkeitsbudget nicht weniger als 400000 Mk. ausmacht, will einige Jahre hindurch den größten Teil dieses Budgets zur Hebung des galizischen Judenproletariats aufwenden, so daß man hoffen darf, diesen Schandwinkel europäischer Kultur in absehbarer Zeit in freundlicherem Licht glänzen zu sehen.

Zur nationalen Bedeutung des Göttinger Bundes.

Von Dr. Karl Hoffmann.

Ungefähr für den ganzen Verlauf des XVIII. Jahrhunderts lassen sich in der Literatur unseres Volkes zwei Haupttendenzen feststellen, die sich selbständig und gesondert und mit Gegensätzlichkeit entwickelten, bis sie zuletzt in der Klassik eine gewaltige Syntheſe erfuhren. Auf der einen Seite ein formbestimmender, objektivischer Intellektualismus und auf der anderen die wachsende Liebe für das Unmittelbare und den subjektiven poetischen Schwung. Wenn auch den einzelnen Entwickelungsphasen je einer der beiden Strömungen ein direkter Zusammenhang untereinander gelegentlich abgeht, so wird doch ihr unbewußter, indirekter Zusammenhang schwer zu verkennen sein. Bei allen vorklassischen Fehden war es der alte Widerstreit in anderer Erscheinungsform, es wirkten immer wieder dieselben Faktoren. Sie mochten wohl mitunter ineinander übergreifen und sich selbst in verschiedenen Stadien bekämpfen, vielleicht sogar in einer Person, — aber in all dem war ein groß sich bildender Zug, der mit

Digitized by Google

innerer Notwendigkeit jedesmal in seine naturgewollte Richtung zurückfand.

Sobald das XVIII. Jahrhundert sich gleichsam geistig formiert hatte, stand in unserer Literatur die maßgebende Stellung Gottscheds fest, und für die poetische Produktion galt nach ihm die Herrschaft des lehrhaften Satzes und der „Regul". Doch nicht lange, so geriet er in den bekannten Streit mit den Schweizern Bodmer und Breitinger, die gegen ihn die künstlerische Möglichkeit des „Wunderbaren", d. i. des Wunders, des Unerklärlichen und mehr als Lehrbaren, verteidigten und das Recht der Einbildungskraft in Schutz nahmen. An die Schweizer schloß sich anfangs unmittelbar Klopstock an. Er schuf die erhabene Wucht und das echte Pathos, unserer Sprache gab er kraftvolle Frische, er begründete erst den poetischen Schwung. Ihm gegenüber erwuchs aber ein gleich großer Repräsentant intellektualistischer Klarheit, es war Lessing. Lessing wandte sich zwar ebenfalls gegen die Gottschedsche Schule, dennoch verkörperte er durch sich wieder die Macht begrifflicher Schärfe in bezaubernder Feinheit und Tiefe. Leute wie Nikolai standen ihm nahe, Lichtenberg mag seinem Geiste verwandter gewesen sein. Zum Spott dieser Männer und trotz ihres Spottes kamen die Empfindsamkeit und die Genießucht, es begann die Zeit der Rousseau- und Ossianschwärmerei. Die Opposition gegen die regelrechte Korrektheit verdichtete sich zu einem leidenschaftlichen Verlangen nach elementaren Werten. Man wollte „Natur" — im Gegensatz zur „Regel" —, und persönliches Gefühl und Genie waren die Kräfte, in denen man sie zu fassen glaubte. Dieses Genie- und Gefühlswesen dehnte sich weit über die Grenzen des eigentlichen dichterischen Schaffens aus, es ergriff die Kritik, die Forschung und das religiös erbauliche Schrifttum. Ich nenne Lavater, Hamann und vor allem Herder. Der Leser weiß, daß es im dramatischen Sturm und Drang der siebziger Jahre seine Höhe erreichte.

Es war ein Geschlecht, das sich nach der großen Empfindung sehnte und nach dem Außergewöhnlichen. Der Deutsche des XVIII. Jahrhunderts, soweit er nachdachte, war ein „Bürger der Welt", und ein Außergewöhnliches war ihm darum auch das nationale Element in seiner praktischen Bedeutung. So kam es, daß dieses Element in manchen der originalitätssüchtigen Köpfe zu wirken anfing; und bei ihrem Streben nach der Natur und dem Elementaren begannen sie langsam zu ahnen, daß es in seinem

Digitized by Google

Kern ein elementares Gefühl ist und zugleich das Natürliche gegenüber dem fremdländischen Zwang.

Dazu trat noch ein Anderes. Auf unser literarisches Leben war Friedrichs des Großen kriegerische und politische Erscheinung von unleugbarem Einfluß gewesen. Der Anblick dieser überlegenen und europäischen Macht eines deutschen Fürsten hatte den deutschen Stolz geweckt und ihm einen konkreten Halt gegeben. Die vaterländische Gewalt des Sieges von Roßbach bezwang auch Nichtpreußen wie Klopstock und Lessing. Von Goethe wird es bei der Schilderung seiner Straßburger Studienzeit erzählt, wie Friedrich damals stark auf die deutsche Jugend gewirkt hat (Aus meinem Leben, XI. Buch); und gerade in dem Straßburger Kreis traf diese Einwirkung mit den Keimen des Sturmes und Dranges zusammen, mit seinem Trieb zum Elementaren und Zähen, in dem die jungen Leute „nichts gelten lassen wollten, als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen, derben Ausdruck desselben" (Ebd.). Goethe wurde dort mit Herder bekannt. Bereits in seiner ersten Schrift, den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (1767), hatte dieser die deutsche Sprache als die nationale betont. Seine Neigung für des Charakteristische in der Kunst begegnete sich mit der Goethes, die von der Gotik des Straßburger Münsters angereizt war. In der gotischen Architektur glaubte der junge Jurist den eigentlich deutschen Baustil erkannt zu haben, und seinen Meinungen hierüber, die er selbst „patriotische Gesinnungen" nannte (A. m. L. IX.), hat er dann unter dem Einfluß der Denkweise Hamanns und Herders in einem Aufsatz „Von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach" Ausdruck geliehen. Später hat Herder diesen Aufsatz mit Arbeiten von sich selbst und dem Osnabrücker Historiker Justus Möser zusammengestellt und das Ganze als „Von deutscher Art und Kunst einige fliegende Blätter" (1773) herausgegeben, eine Veröffentlichung, die in der nationalen Bewegung des XVIII. Jahrhunderts einen Markstein bedeutet. Herder sprach da von Shakespeare, Ossian und alten völkischen Sängen und von der Notwendigkeit eines neuen deutschen Shakespeare, Möser pries die germanische Urzeit deutscher Geschichte. Dasselbe Rückwärtsschauen nach der nationalen Vergangenheit offenbarte sich ferner im Götz — eine Flut polternder Ritterdramen zog er nach sich —, und dieses selbe sehnsüchtige Rückwärtsschauen beherrschte die Stimmung eines großen Teils der damaligen Lyrik. Ich meine die sogenannte Bardenpoesie, in deren Mittelpunkt Klopstock stand. Klopstock

Digitized by Google

hatte das nordisch-germanische Empfinden, oder was er dafür hielt, in gewissem Sinne zum Weltanschauungsprinzip erhoben. Sicherlich war der ganze Enthusiasmus ein großer geschichtswissenschaftlicher Irrtum: man verwechselte Barden mit Skalden, Kelten mit Germanen, und griff dazu aus der taciteischen Germania das mißverstandene Wort barditus auf, was die Verwirrung noch verschlimmerte. Aber für jene Zeit war es ein gläubiger Aufschwung zur Deutschheit, der echt und ehrlich gefühlt wurde; das verrufene „Bardengebrüll" der karikaturenhaften Manieristen (Kretschmann usw.) muß man allerdings davon absondern. Nirgends prägte sich die vaterländische Gesinnung mit so programmäßiger Entschiedenheit aus, wie bei Klopstock und seinen Anhängern.

Gewissermaßen eine Wiederholung Klopstocks innerhalb des Gefühls- und Genieweſens war der Göttinger Bund. Adolf Langguth hat über ein bisher wenig bekanntes Mitglied des Göttinger Bundes, das den nunmehr berühmt gewordenen Namen Esmarch führte, eine eingehende Arbeit verfaßt, in der das Tagebuch und das Stammbuch Esmarchs z. T. wörtlich, z. T. im Auszug veröffentlicht werden.*) Und eben vermöge dieses Materials ist die genannte Forschung imstande, über das innere Leben des Bundes und die ganze Art seiner Wirksamkeit neue und wertvolle Mitteilungen zu machen.

Schon vor dem Ruhm des zeitgenössischen Chirurgen ist der Name Esmarch klangvoll gewesen durch das Verdienst eines bedeutenden Rechtslehrers Karl E., der in Krakau und Prag Professor war, und durch die politische Tätigkeit von dessen Vater Heinrich Karl E., eines schleswigschen Patrioten, der sich in den Wirren der 40er Jahre ausgezeichnet und in der Frankfurter Nationalversammlung gesessen hat. Der Vater wieder dieses Esmarch war jenes Mitglied des Göttinger Hains. Christian Hieronymus Esmarch wurde am 6. Dezember 1752 als Sohn des Pastors zu Boel in Schleswig geboren. Er besuchte die Flensburger Schule und wurde daselbst im Hause des Propsten Boie wie ein Kind der Familie erzogen. Sodann studierte er Theologie, und zwar vom Frühjahr 1771 bis Michaelis 1773 in Göttingen, nachdem er vorher bereits zwei Semester in Kiel ge-

*) Christian Hieronymus Esmarch und der Göttinger Dichterbund. Mit 60 Schattenrissen aus E.s Sammlung und seinem Bilde. Berlin, Hermann Paetel, 1903.

Digitized by Google

wesen war. Nach Abschluß der Universitätsstudien verbrachte er ungefähr ein Jahr im Vaterhause, bestand sein Examen und ging endlich im Herbst 1774 nach Kopenhagen, wo er bei den Söhnen des Konferenzrats Stemann, eines hohen Finanzbeamten, neun Jahre lang ununterbrochen Hofmeister war. Er wurde hier mit dem Koptologen Zoega befreundet, eine Freundschaft, der Langguth ein besonderes, warm geschriebenes Kapitel gewidmet hat. Die theologische Laufbahn hatte Esmarch längst aufgegeben, und dem Einfluß Stemanns verdankte er es, daß er im dänischen Steuerdienst ankam und am 20. Juni 1783 zum Zollverwalter an der Holtenauer Schleuse des Eiderkanals ernannt wurde. Er war zweimal verheiratet. Im Oktober 1801 wurde er noch nach Rendsburg versetzt, und nach einem äußerlich bescheidenen, aber ausgereiften Leben starb er am 17. Mai 1820. Das wären die notwendigen Daten über den Menschen, an dessen sympathische Persönlichkeit sich die Langguthsche Forschung anlehnt.

Daß Esmarch als junger Göttinger Student in dem Verkehrskreise seines Ziehbruders H. Chr. Boie, Begründers und Herausgebers des Göttinger Musenalmanachs, ohne weiteres Anschluß fand, war nur natürlich; und so kam er in die Gemeinschaft des Dichterbundes, zu der sich dieser Kreis dann vereinigt hat. Literarisch entschieden von redaktioneller Begabung war Boie eine Kraft, die besonders im Winter 1771/72 die poetischen Köpfe der Studentenschaft um sich zu scharen verstand; Hölty und der junge Cramer aus Lübeck, der spätere Siegwartdichter Martin Miller und dessen Vetter, ferner ein geborener Göttinger Wehrs und nachher noch Friedrich Hahn aus Zweibrücken, das waren neben Boie und Esmarch in der Hauptsache die Mitglieder jener Partei, in die durch Boies Vermittelung Joh. Heinr. Voß eintrat. Vornehmlich war es wohl dieser, dessen Charakter mit der ganzen Fülle seiner aufgesparten Regsamkeit und Energie den kleinen Kreis zu einer organisierten Vereinigung zusammenschloß. Aus einem seiner Briefe ist es bekannt, wie er im September 1772 mit Hahn, Hölty, Wehrs und den beiden Millers im Weender Wäldchen den Bund gegründet hat, wie die jungen Leute ihre Hüte mit Eichenlaub bekränzten, um einen Baum, die „Bundeseiche", Ringelreihen tanzten und sich ewige Freundschaft schwuren. Die abwesenden Genossen muß man sich miteinbegriffen denken, ihre stillschweigende Zustimmung mag den Begeisterten gegenwärtig gewesen sein. Voß wurde zum Ältesten gewählt, doch Boie blieb äußerlich Leiter des neuen Vereins. Man führte ein

Digitized by Google

„Bundesjournal", das gleichsam die Geschichte des Bundes darstellen sollte, und ein „Bundesbuch", in welches alle durch gemeinsames Urteil für gut befundenen Gedichte der einzelnen eingetragen wurden. Als höchst bedeutungsvoll empfanden es die Genossen, daß sich ihnen im Dezember die beiden Grafen Stolberg mit ihrem Lehrer Clausewitz anschlossen; auch Leisewitz hat eine Zeitlang dem Bunde angehört. Aber schon im Herbst 1773 verließen die Stolberge Göttingen wieder, fast zur selben Zeit wie Esmarch, und nach einem weiteren Jahre, gegen Michaelis 1774, scheint durch den Fortgang der meisten die Auflösung vor sich gegangen zu sein.

Uns Heutigen ist der Bund nichts als eine literarische Gruppe, und gewiß bleibt seine für die Gegenwart lebendige Bedeutung in erster Linie literarisch. Etwas anderes aber ist es mit der Frage nach dem, was er zu seiner Zeit unmittelbar für sich selbst bedeutete, was er selbst seinem ursprünglichen Wesen nach sein wollte. In den Interessen einer literarischen Clique und im patriotischen Dichten allein können sich seine Grundsätze nicht ganz erschöpft haben. Denn sonst hätten ihm kaum so verhältnismäßig viel Mitglieder angehört, die niemals tieferen poetischen Ehrgeiz empfanden, wie Wehrs, Clausewitz, Esmarch und andere, hätte Esmarch vor allem nicht die Rolle spielen können, die er, wie wir jetzt wissen, tatsächlich gespielt hat. Zwar mag es etwas zu weit gegriffen sein, wenn ihn Langguth als „die beste Verkörperung der im Hain zutage tretenden vaterländischen und ethischen Bestrebungen" bezeichnet (S. 7 fg.), doch immerhin ist er mehr gewesen, als nur ein geduldeter Mitläufer. Ein nennenswerter Dichter war er jedenfalls nicht, und Voß wird mit seinem Urteil, das ihn einen „bloßen Dilettanten" nennt, im großen und ganzen recht behalten. Daß ihn nichtsdestoweniger alle als vollgültigen Bundesbruder ansahen, erhellt aus seinen persönlichen Beziehungen zu den Genossen, die gescheitesten unter den jungen Männern, wie Fritz Stolberg und Boie, scheinen auf ihn und seine Meinungen Wert gelegt zu haben, und mit Voß blieb er sein Leben lang enge verbunden. Als er schied, riß sein Fortgang eine Lücke, die man schmerzlich empfand. Ihm dichtete Martin Miller das innige Abschiedslied nach: „Traurig sehen wir uns an, Achten nicht des Weins",*) und dem in der Ferne weilenden schrieb man getreuen Bericht über wichtige Vorgänge.

*) Musenalmanach 1776, S. 18 fg.; cf. Langguth, S. 237.

Digitized by Google

Man vergißt es zu leicht, daß der Bund aus Studenten bestand und darum zunächst aus den Verhältnissen des studentischen Lebens heraus begriffen sein will. Und die spezifisch studentische Seite seines Wesens ist es, auf die Langguth meines Wissens als erster nachdrücklich hinweist. Die Freundschaftsschwärmerei der jungen Göttinger wird man nicht nur auf die gefühlsame Gemütsstimmung eines Briefe schreibenden Zeitalters, als vielmehr auch auf studentischen Korporationsgeist zurückführen müssen, und echt burschikos und jugendfrisch war das Leben, das sie führten, dieses harmlos ausgelassene Leben mit Spazierengehen, Kegelschieben, Trinken, Rauchen und Singen. Der Bund ist eine Art neuen studentischen Vereins gewesen, könnte man sagen. Allerdings mag der Kenner akademischer Dinge vielleicht einwenden, es habe das „korporative Prinzip" gefehlt. Dem sei indessen erwidert, daß auf den Universitäten damals das korporative Prinzip keineswegs ein fertiger Grundsatz, den man annehmen oder ablehnen konnte, sondern überhaupt erst im Entstehen begriffen war. Bekanntlich schieden sich die akademischen Vereinigungen jener Zeit in Orden und Landsmannschaften. Die Landsmannschaften, große Verbände und häufig ohne rechte Verbindlichkeit, hielten nur locker zusammen, wogegen bei den Orden streng durchgeführte Einrichtungen und verschwiegene Gelübde galten. In ihnen entwickelte sich das sog. korporative Prinzip, das der straffen Gliederung der heutigen Vereine und Waffenverbindungen zugrunde liegt. Und es hat nun beinahe den Anschein, als ob der Göttinger Bund den geheimnisvollen Orden verwandter gewesen sei, als den reizlosen Landsmannschaften; auch Voßens Biograph Wilh. Herbst nannte ihn „ein vergeistigtes Abbild studentischer Orden".*) Denn er hielt wöchentliche Sitzungen und regelmäßige Festlichkeiten ab, und seine neuen Mitglieder, die „bundesfähig" sein mußten, an deren Qualifikation er also bestimmte Anforderungen stellte, nahm er nach wohlerwogenen Beschlüssen und feierlich auf. In dem Bundesbuche und im Bundesjournal prangte das Motto: „der Bund ist ewig". Das Alte-Herrensystem liegt bereits in einer solchen Auffassung latent enthalten. Am ehesten mag die Organisation des Hains noch an die „Kränzchen" erinnern, die in der vormärzlichen Zeit des XIX. Jahrhunderts auf deutschen Hochschulen eine charakteristische Erscheinung abgaben, und das Grundsätzliche seiner Organisation wird man am besten

*) W. Herbst, Joh. Heinr. Voß, I. Bd., Leipzig 1872, S. 98.

Digitized by Google

dahin zusammenfassen: er war eine studentische Körperschaft mit nationalem Prinzip.

Daß diese vaterländische Tendenz der Bundesprinzipien als psychologischer Faktor das Primäre und die Literatur von nur sekundärer Bedeutung war, scheint mir mit vollem Rechte anzunehmen zu sein. Als dann der bündlerische Patriotismus immer mehr einen Hang zum politisch Radikalen aufwies, nannte man sich schlechthin „der Deutsche Bund" oder der „Bund fürs Vaterland". Das nationale Element wird sogar einmal klar und deutlich als der ursprüngliche Grundzug ihres Strebens bezeichnet. Voß, der in der Gefolgschaft Boies den korporativ-prinzipiellen Charakter erst zur Geltung gebracht hat, Voß selbst erzählte später von der Gründung des Hains, „Jünglinge aus verschiedenen Gegenden Deutschlands" hätten sich in Göttingen vereinigt, um „durch Vorübung und strenges Urteil ihre Kräfte zur Mitwirkung für vaterländisches Verdienst auszubilden".*) In den Orden kultivierte man Fühlung mit dem Freimaurerwesen und kosmopolitische Gesinnung, und die Landsmannschaften hatten, wie der Name besagt, eine partikularistische Färbung. Also bedeutet der Bund überhaupt die erste akademische Vereinigung, die ihre Mitglieder auf das deutschpatriotische Prinzip verpflichtete. Hierin beruht sein grundsätzlicher Wert, für die damalige Gegenwart ein in gewissem Sinne reformatorischer Wert. In ihren Neigungen und persönlichen Anschauungen schwammen die Bündler gegen den Strom studentischer Gewöhnung, und Langguth hebt es besonders hervor, daß diese Neigungen zugleich eine Reaktion gegen die genugsam bekannte ungeschlachte Wüstheit der Burschenmanieren im XVIII. Jahrhundert darstellten, gegen die vornehmlich in geschlechtlichen Dingen herrschende Zügellosigkeit. Die Haingenossen dachten streng und lebten sittsam, und ihre ausdrückliche Forderung moralischer Qualifikation läßt glauben, daß sie den Abstand ihrer Lebensführung von der ihrer Kommilitonen auch als solchen erstrebten. Langguth meint, es liege nahe, „die Entstehung des Bundes als einen Beweis anzusehen, daß Reformen von einem Teil der Studentenschaft selbst als Notwendigkeit empfunden wurden" (S. 22). Gemäß der Empfänglichkeit des Genie- und Gefühlswesens für religiöse Stimmungen verknüpfte sich ihr ausgeprägtes sittliches Bewußtsein leicht mit christlicher Glaubens-

*) „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe", Stuttgart, 1820, S. 133; cf. Langguth, S. 9.

Digitized by Google

treue, und die Folge war ein christlich-germanisches Pathos, wie es z. B. aus Martin Millers Spruch in Esmarchs Stammbuch klingt:

„Daß ein deutscher Mann ich bin,
Deß erfreuet sich mein Sinn!
Denn ein ächter Deutscher ist
Immer auch ein guter Christ." (S. 65.)

Vorzüglich wird die Dreieinigkeit ihrer Ideale, Freundschaft, Deutschtum und Sittlichkeit, durch einige Strophen veranschaulicht, die Hölty nach der Gründung des Bundes schrieb. Sie sind zudem typisch für die literarische Geschmacksrichtung der Bündler.

„Mein Spiel verstumme flugs, mein Gedächtnis sei
Ein Brandmal, und mein Name Schande,
Falls ich die Freunde nicht ewig liebe!
„Kein blaues Auge weine die Blumen naß,
Die meinen Totenhügel beduften, falls
Ich Lieder töne, welche Deutschland
Schänden und Laster und Wolluft hauchen!
„Der Enkel stampfe zornig auf meine Gruft,
Wenn meine Lieder Gift in das weiche Herz
Des Mädchens träufeln, und verfluche
Meine zerstäubende kalte Asche."*)

Nach dem Vorgang Julian Schmidts hat man im Göttinger Hain einen Vorläufer der alten Burschenschaft sehen wollen.**) Es mangelte aber dem Bund an dem waffenstudentischen Schwung, den die alten Burschenschafter zweifellos hatten. Das einzig Gemeinsame beider bleibt das vaterländische Prinzip, so daß sich die Haingenossen ebensogut mit jeder akademischen Körperschaft vergleichen lassen, die das Deutschtum betont, mit den Vereinen deutscher Studenten und den Turnvereinen, oder auch mit dem christlich-germanischen Wingolf und den nationalistischen Progreßverbindungen der 40er und 50er Jahre. Und von allen diesen moderneren Bildungen unterscheidet sie dann noch ein wichtiger Umstand. Es ist der Umstand, daß ihre Vaterlandsliebe jeglicher Konkretheit entbehrte, daß sie sich in gegenstandsloser Begeisterung erschöpfte und eigentlich auf literarische Äußerungen beschränkte. Sie hatten keine deutliche politische Vorstellung und darum auch kein deutliches Ziel. Das Material

*) Nach A. Sauer, der Göttinger Dichterbund I, S. XIV fg. (Kürschners Deutsche Nationalliteratur, Bd. 49.)

**) Sauer, ebenda, S. XVII: „Die Burschenschaften unseres Jahrhunderts sind hier vorgebildet."

Digitized by Google

für ihren Nationalismus holten sie aus einer sagenhaften Vergangenheit, die niemals wirklich gewesen war und nur in Gedichten existierte. Nicht eigentlich Deutsche für ihr Zeitalter wollten sie sein, sondern Träger eines erfundenen Teutonentums, „Barden". Die Bardennamen, mit denen sie sich schmückten und die z. T. aus den Werken Klopstocks stammten, muten mitunter belustigend an; Voß hieß z. B. „Sangrich" und Martin Miller nannte sich „Minnehold". Den Anlaß für die Bezeichnung „der Hain" gab ebenfalls eine Klopstocksche Dichtung. In der Ode „Der Hügel und der Hain" wird der Eichenhain als deutscher Musensitz dem griechischen Parnaß gegenübergestellt: „Des Hügels Quell ertönet von Zeus, Von Wodan der Quell des Hains." Es gab in ihrer Schwärmerei nur einen festen Punkt, um den sich alles drehte, und dieser eine Punkt war eben Klopstock. In ihm sahen sie den größten Dichter, den ersten Deutschen, den frömmsten Mann. Nach dem Ausruf „Klopstock!" tranken sie stehend und mit einem „heiligen Stillschweigen" sein Wohl, und sein Geburtstag (2. Juli) war ihre besonderste Festlichkeit. Zu Ehren dieses Tages ließ sich Voß sogar einen neuen Anzug machen; aus seinen Briefen wissen wir genau, wie die große Feier verlief. „Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig für Klopstock, mit Rosen und Levkoyen bestreut, und auf ihm Klopstocks sämtliche Werke. Unter dem Stuhle lag Wielands Idris zerrissen." Sie tranken in Rheinwein „Klopstocks Gesundheit, Luthers Andenken, Hermanns Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Eberts, Goethens, Herders usw.". Als nachher der Meister, mit dem sie gar bald in brieflichen Verkehr getreten waren, ihnen mitteilen ließ, daß er in eigener Person als Bundesbruder dem Hain angehören wolle, da steigerte sich der Enthusiasmus zum Rausch. Sie luden ihn in einem pathetischen Sendschreiben nach Göttingen ein, und auf seiner Reise nach Karlsruhe besuchte er sie im September 1774. Äußerlich bedeutet dieser Besuch die höchste Höhe, die der Hain in seiner Entwickelung erreicht hat, man schwelgte in berückenden Hoffnungen auf eine vaterländische Zukunft. Doch der jähe Zerfall zerschlug alle Hoffnungen nach wenigen Wochen.

Klopstock war gleichsam der Bundesheilige, in dessen Gestalt sie die Verkörperung ihrer Ideale anbeteten, mit dessen Anrufung sie ihre Gelübde beteuerten. Die Einzeichnungen der Brüder in

Digitized by Google

Esmarchs Stammbuch lassen das erkennen, sie beginnen oder enden mit der Devise „Klopstock", in folgender Art:

„Klopstock.
Reines Herzens, das seyn! Es ist die lezte,
Steilste Höhe von dem, was Weis ersannen,
Weisre thaten.
Zum Andenken seiner wahren Freundschaft schrieb's
Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.
Göttingen, d. 8ten Sept. 1773." (S. 58.)

Die häufigen Reisen der Bündler nach Hamburg nahmen sich beinahe wie Wallfahrten aus. Nach einer solchen Wallfahrt war es, daß sich Voß in Flensburg mit seiner späteren Gattin Ernestine verlobte, der Schwester Boies, mit der er schon vorher in einem durch Esmarch vermittelten Briefwechsel gestanden hatte. Esmarch selbst, der gerade bei Boies auf einige Tage zu Besuch war, schildert die Ankunft Voßens und den Ausbruch der auf beiden Seiten vorbereiteten Leidenschaft in seinem Tagebuche: „d. 8ten Morgens (April 1774), als ich beym Thee saß, ward geklopft, nach Esmarch gefragt, und Voß lag in meinen Armen. Ich führte ihn nun hinein in die Stube zur Mutter und Ernestine. Er rollte seine großen Augen gleich auf Ernestine, und die ihrigen waren auf ihn geheftet. Nach der ersten Bewillkommnung sagte er: ‚Glänzt mein Gesicht nicht?' ‚Wie so' fragte ich. — ‚Ich komme von Klopstock.' Nun wird Koffee gemacht und Toback geraucht. Ich war sehr geschäftig und unruhig zu wissen, wie sie sich gegenseitig gefielen und wollte doch beyde so geradezu nicht fragen. Ernestine war am aufrichtigsten. Voß hielt anfangs zurück. Doch küßten sie sich den ersten Tag schon wohl so herzlich und den zweyten ruhte sein Haupt in ihrem Schooße. Mich freute das ungemein." (S. 80 fg.) Ein kulturhistorisches Dokument ist diese Tagebuchstelle, und darum verzeihe man mir meine Abschweifung.

Auch außerhalb des Bundes, in den Göttinger Universitäts- und Gesellschaftskreisen empfand man den Nationalismus oder, wenn man will, die Deutschtümelei als sein ausschlaggebendes Charakteristikum. Denn in den Gerüchten über den Hain wurde seine altgermanische Deutschheit stark karikiert, und Karikatur ist doch nichts anderes, als lächerliche Übertreibung des Charakteristischen. Es soll erzählt worden sein, daß die jungen Barden, mit bemalten Gesichtern und in Tierhäute gekleidet, nach Art der

Digitized by Google

Hexen nächtliche Zusammenkünfte hätten, bei denen sie unter einer alten Eiche Wodan opferten, sängen, sich betränken und mit großem Geschrei umhertobten. In einem Brief, den Esmarch nach seinem Fortgang erhielt, und der zugleich für ihre Klopstockverehrung bezeichnend ist, wird darüber näheres mitgeteilt. Dieser Brief wurde, kurz nach Klopstocks Besuch, am 11. September 1774 von Closen geschrieben, einem wenig bedeutenden Bundesbruder, der als Intimus Hahns in den Hain gekommen war. „Wir haben Klopstocken hier gehabt, Er war ganz incognito, sogar für alle Hochweise Herren Professores. Ach Esmarch, welche seelige Tage waren das! Immer saßen wir um ihn herum, lauschten das kleinste Wörtchen, das er sprach, kurz es war der Himmel auf Erden! — Als er bei seiner Ankunft mit dem unaussprechlich-freundlichen Lächeln auf mich zukam (Sie kennen es), schlug mir das Herz laut, und es war mir, als kämen die Engel des Herrn gegen mich daher. Ich hatte nie einen großen Mann gesehen, nun plötzlich den größten zu sehen! urtheilen Sie, wie neu, wie entzückend die Empfindung seyn mußte. Sie haben Ihn gesehen, also wäre eine Beschreibung überflüßig, und wäre sie auch nöthig, ich könte sie nicht machen. Darum genug von ihm. Von Klopstock ist der Übergang auf den Bund sehr natürlich. Dieterich*) erzälte lezthin Leisewizen, der auch im Bunde ist, die besondere Anecdote: daß hier eine Dichtergesellschaft von mehr als 400 Personen sey, sie tränken keinen Wein, aber gewaltig Bier. Sie versammelten sich von Zeit zu Zeit auf dem Ochsenberge, wo sie ihr Wesen hätten. Andere hingegen nennen den Bund den Barden-Commerce, und wer sich noch nicht als Dichter gezeigt hat, heißt Afterbarde. — Die Hofräthin Heynie**) glaubt, daß die Barden sich in Kerstlingerode versammeln, in den Wäldern herumlaufen, Eicheln fressen, sich nackend ausziehen und mit den Fellen verreckter Ziegen behängen. Ein jeder sieht die Sache mit seinen Augen an. Kulenkamp***), der bekanntlich das höchste Gut im Trinken sezt, und die Flüchtigkeit des Menschlichen Lebens mit dem geschwinden Ausleeren einer Bouteille Wein vergleicht, erzält, daß die Barden in ihren Zusammenkünften einen Krug Bier von ungeheurer Größe, mit Eichenlaub umwunden, auf den Tischen stehen haben. Jeder muß trinken und zwar aus dem

*) Johann Christian Dieterich, Buchhändler in Göttingen.

**) Madame Heyne, die Gattin des bekannten Humanisten, Hofrats und Professors Christian Gottlob Heyne.

***) Lüder Kulenkamp, reform. Prediger und Professor phil.

Digitized by Google

ungeheuren Krug, um die enge Verbindung der Barden anzudeuten." (S. 40 fg.)

Es liegt auf der Hand, daß bei derartigem Klatsch manche mutwillige Bosheit ihr Spiel getrieben haben wird, doch immerhin bleibt es Tatsache, daß sie sich einmal der Bundeseiche „von ferne als den Bund fürs Vaterland ankündigten, liefen und ihr Wodans Gesang entgegen ruften"; und auch sachlich denkende Leute, wie Lichtenberg, wollten von den Brüdern des Hains nicht viel wissen. Lichtenberg nannte sie „unausstehliche Pinsel". Sicherlich waren sie bei aller Ehrlichkeit stark überspannt. Schon ihr Klopstockkultus streifte die Grenze des Möglichen, und es war abgeschmackt, wenn sie zum größeren Ruhme des Meisters das Bildnis des „Sittenverderbers" Wieland verbrannten und mit dem Papier seiner zerfetzten Schriften ihre Pfeifen anzündeten. Zu solcher Moralfexerei gesellte sich ein teutonischer Tyrannenhaß, der von „blutigem Eichenlaub" träumte. Durch den Hall ihres Liedes sollten die „Vesten der Tyrannen stürzen". Ihr radikaler Patriotismus überschlug sich zur revolutionären Pose, und ihre Freundschaftsempfindung zu unmännlicher Empfindelei. Merkwürdig hierfür war der stundenlange Abschied von den beiden Grafen Stolberg, zu dem sie sich in einer Septembernacht auf Boies Stube versammelt hatten. Voß schrieb es an Erneſtine, wie sie „bittersüße Gespräche" führten, sangen, weinten, sich häufig umarmten, und wie „des jüngsten Grafen Gesicht fürchterlich war". „Es war die schrecklichste Nacht, die ich je erlebt habe," meinte Voß, und am Nachmittag darauf schoben sie Kegel, „Thränen im Auge". Die Schilderung jener schrecklichsten Nacht schloß in dem Briefe: „Ich kann nicht mehr, liebes Erneſtinchen; die Thränen kommen von neuem." Zwar bleibt es zweifelhaft, wieweit diese Gemütswallung auf Rechnung des Punsches zu setzen ist, den sie bei solchen Gelegenheiten zu trinken pflegten; und ähnlich wird es gewesen sein, wenn sie ein andermal bis Mitternacht von Deutschland, Klopstock, Freiheit und großen Taten redeten und ein Gewitter ihr Gespräch „so wütend und zugleich so feierlich ernsthaft" machte, daß sie zu den ungeheuerlichsten Unternehmungen Lust bekamen. Sie haben sich zu ihrem umstürzlerischen Tatendrang gegenseitig mit unreifem Großsprechertum aufgestachelt, wie es scheint, und es gab Leute unter ihnen, die dazu besonderes Talent hatten. Das waren der jüngere Stolberg und hauptsächlich Fritz Hahn, der Bundesvorleser und Verfasser des unglaublich hochtrabenden Send-

Digitized by Google

schreibens an Klopstock, der „feurige" Hahn, den sie alle bewunderten. Dieses angebliche Genie hat viel bramarbasiert und wenig zustande gebracht. Um so interessanter wird ein Fragment seiner Hand, das in Esmarchs Papiere geraten ist und für den bündlerischen Geschmack schwülstiger Ekstase ein wertvolles Belegstück darstellt. Die beiden ersten Strophen dürften als Probe genügen.

„Wahnstolz! rasender Wahn, welcher wie Sturm den Geist
Da mir hub, ihn zurück zaubert in Tage hin,
Als des Jünglings mein Puls noch,
Und des Mannes noch schlug mein Herz.
„Und der Trunkene hub feyernd die Hand und schwur:
Siehe! Könige soll richten sein Lied, und soll
Gleich seyn Schwerdtern der Freyheit!
Schwurs; und dünkelnd, des Wundersangs." *)

Ohne Frage war der eigentümliche Mensch eine pathologische Erscheinung. Er starb bald, ebenso Hölty, Closen und ein gewisser Seebach. Sie alle waren andauernd krank gewesen oder mindestens schwächlich. Die Unlust zu richtiger Arbeit, an der die meisten der Genossen trotz häuslichen Fleißes zu leiden hatten, ist ebenfalls ein Symptom von kränklichen Anlagen. Und dieses pathologische Moment macht Langguth in erster Linie für das Hohle und Unechte im Bundesleben verantwortlich. Gewiß eine treffende und dankenswerte Beobachtung. Doch mir scheint, ganz erklärlich werden jene Übertreibungen erst durch ein an sich aufrichtiges literarisches Pathos, das allem, was sie dachten und taten, seine Farbe verlieh. Selbst die Gegenstandslosigkeit ihres Deutschtums rührte im Grunde daher, daß dieses Deutschtum ganz und gar literarisch bedingt war, mochte es auch psychologisch, wie ich vorhin sagte, von ihnen selbst als primärer Faktor empfunden worden sein. Wenn es sich gern und vorwiegend literarisch äußerte, so lag das allerdings mit am Geist des Jahrhunderts. Aber gerade deshalb, gerade infolge ihrer Abhängigkeit vom geistigen Charakter der Zeit war ihre nationale Tendenz auch rein literarischen Ursprungs, und dieser Ursprung bestimmte den Weg, den sie nahm. Was ihren Patriotismus beseelte, war weniger der Eindruck realer politischer Dinge, wie etwa der Wirkung Friedrichs des Großen, als mehr die poetische Sehnsucht

*) Langguth, S. 342 fg. Das Fragment, das sich als loses Blatt in Esmarchs Nachlaß vorfand, ist allerdings schon mit der Jahreszahl 1771 gezeichnet.

Digitized by Google

nach dem Außergewöhnlichen und nach der großen Empfindung. Ihre Gefühle und Absichten fußten auf literarischen Wertungen und übertrieben sich dadurch von selbst. Denn in der Literatur, die der Verantwortlichkeit praktischen Wirkens ermangelt, läßt sich alles beliebig steigern und aufweiten. Und das Fratzenhafte, das sie unbewußt taten, mußte darum die notwendige Folge sein, weil sie sodann ihre papiernen Verstiegenheiten ins Wirkliche umsetzen, weil sie in ihrer pathetischen Ergriffenheit die Literatur leben wollten. Von den Stimmungsverhältnissen der literarischen Gereiztheit der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre des XVIII. Jahrhunderts können wir Heutigen uns kaum eine Vorstellung machen, das müssen wir bedenken. Es herrschte damals in Sachen der Dichtung eine Erwartung, eine Gespanntheit und fast krankhafte Spannung, die immer wuchs und auf das Unerhörteste gefaßt war, bis plötzlich der junge Goethe aufstieg und die Empfänglichen in einen Paroxysmus ästhetischer Schauer warf. Über Werthers Leiden z. B. machte Esmarch die Aufzeichnung: „Es ist, als wäre manches einem aus dem Innersten der Seele gerissen." Er hatte das Buch vom Grafen Stolberg bekommen und am 5. Dezember 1774 gelesen. Am Tage darauf las er es abermals: „Ich laß zum zweytenmal Werthers Leiden. Diese Lectüre und das Aufsitzen griff mich so an, daß mich den Abend um 11 Uhr andete, Schemen überfielen und ich Erscheinungen ahndete." (S. 98.)

Esmarch hat während seines Kopenhagener Aufenthaltes die zeitgenössische Literatur mit lebendigem Eifer verfolgt, und die Frucht dieser Studien waren eingehende Gespräche mit Fritz Stolberg, der, ebenfalls in der dänischen Hauptstadt, dem Haingenossen die Treue hielt. Eine weitgreifende Erörterung gab es bei einem Besuch Boies im Sommer 1780. Als literarische Partei waren die Bündler ungefähr das lyrische Gegenstück der dramatischen Stürmer und Dränger, die sich in ausgesprochenem Gegensatz zum traditionellen französischen Geiste um den Schatten Shakespeares scharten. Das Gefühls- und Genieweſen ging ja im ganzen zum großen Teil von englischen Anregungen aus, von der „return to nature" dieser Literatur um die Mitte des Jahrhunderts. Darum ist es auffällig, wenn Boie und Esmarch ihre gemeinsame Vorliebe für das Franzosentum feststellen (cf. S. 141), und noch auffälliger ist es, daß sich in Esmarchs Urteilen überhaupt eine wachsende Abneigung gegen die Geniemänner bemerkbar machte. Schon im April 1775 schrieb er von Goethes Prometheus,

Digitized by Google

daß er ihm „nicht gefiel". (S. 106.) Vielleicht hat das tiefste Verlangen und die edelste Kraft im engeren Sturm und Drang dem Verständnis der Göttinger Barden doch fern gelegen. Für die bloße Empfindsamkeit zwar scheint Esmarch geboren gewesen zu sein; denn er war eine sensitive, nervöse Natur und litt häufig an Schwindelanfällen und hypochondrischen Zuständen. Ein Hang zum Schlichten, zum Ordnungsmäßigen und Regelrechten spricht aber trotzdem aus seinem einfachen Wesen. Und so ist es auch möglich, daß er von Hause aus eigentlich mehr für die intellektualistische Geschmacksrichtung veranlagt gewesen und nur durch seine persönliche Beziehung zu Boie in die Bewegung des Hains geraten ist, und daß dem kühleren Boie selbst, der ohnehin die Führung verloren hatte, der doktrinäre Fanatismus der Voß, Hahn und Fritz Stolberg über den Kopf gewachsen sein mochte.

Es scheint, als ob Esmarchs wertvollste Eigenschaft eine in der Stille wirksame Treue gewesen sei. Und diese Treue bewahrte er auch Ideen, die er einmal lieb gewonnen hatte. In seiner langen Kopenhagener Zeit war er ein „Pionier" des Bundes, wie Langguth sagt (S. 306). Kopenhagen bot damals ein Feld für neue deutsche Literatur. Durch das künstlerisch-wissenschaftliche Interesse Friedrichs V. (1746—1766) und seines Ministers, des älteren Bernstorff, war der deutsche Geist zu Ansehen und Einfluß gelangt, und das Jahrzehnte dauernde Regiment der Bernstorffe und Struensees sicherte dem deutschen Element in Dänemark eine maßgebende Stellung. Esmarch hat z. B. niemals ordentlich Dänisch gekonnt, Deutsch war ungefähr Amtssprache, und auch im gesellschaftlichen Leben der Hauptstadt hatte sich eine zahlreiche deutsche Kolonie fest eingenistet. Sie scheint aus zwei nebeneinander existierenden Zirkeln bestanden zu haben, einmal aus einer Reihe von herrschenden Adelsfamilien deutscher Herkunft, den Bernstorffs, Stolbergs, Schimmelmanns, Moltkes, Reventlows usw., und dann aus dem Kreis des gebildeten Bürgertums, in dem die Geistlichkeit bis zu gewissem Grade den Ton angab. Bedeutende Pastoren waren u. a. Josias Lorck von der deutschen Friedenskirche, ein geborener Flensburger und namhafter Bibelsammler, der Bruder von Matthias Claudius' Mutter, ferner Balthasar Münter von der deutschen Petrikirche, ein geborner Lübecker und ausgezeichneter Kanzelredner. Ein Mittelpunkt dieses Kreises soll das Haus des berühmten Kupferstechers Preisler gewesen sein, eines gebornen Nürnbergers, der Professor

Digitized by Google

an der Malerakademie zu Kopenhagen war. Zu allen diesen Menschen hatte Esmarch Fühlung, denn in der Familie Stemanns, des hohen Beamten bürgerlichen Namens, schienen sich jene beiden Kreise zu treffen, und die Bernstorffs verkehrten wieder mit Münters ziemlich intim. Münters Tochter Friederike, die später unter ihrem Ehenamen Brun und als Freundin Matthisons selbst einen Band Gedichte erscheinen ließ, erzählt in ihrer Selbstbiographie, wie nahe sie mit Esmarch befreundet gewesen ist, und wie ihr dieser eine warme Begeisterung für die Haingenossen eingeflößt hat, vor allem für Hölty: „Ich faßte ordentlich eine stille Leidenschaft für diesen holden Dichter, und manches Liedchen an seinen Schatten gerichtet, wurde gedichtet und verbrannt.“*) Noch mehr war es Göttinger Stil, wenn ein Kopenhagener Freund in Esmarchs Stammbuch schrieb:

„Wir wollen deren Enkel seyn,
Die, rauh, doch furchtbar frey, für ihre Wälder stritten!“ (S. 187.)

Und in der Tat, der Kopenhagener deutsche Kreis war für die Göttinger Geschmacksrichtung von vornherein ziemlich empfänglich. Denn die Klopstockverehrung in diesem Kreise war älter als der Bund. Man erinnere sich, daß Klopstock vorher als Schützling des älteren Bernstorff in dem nach Goethes Ausdruck „wohlgesinnten Dänemark“ (A. m. L. X) eine zweite Heimat gefunden hatte, und daß seine teutonisierende Schwenkung gerade in seiner Kopenhagener Zeit und z. T. unter der entscheidenden Anregung der „Gedichte eines Skalden“ (1766) des Deutschdänen Gerstenberg erfolgt war. Gerstenberg hatte damit zur Bewegung der Bardenpoesie den ersten Anstoß gegeben und außerdem durch die Forderung einer unbedingten Freiheit des Genies in seinen „Schleswiger Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“ (1766—70) wesentlich zur Entfaltung der genialen Periode beigetragen. Die literarischen Faktoren, die unter den dänischen Deutschen wirksam waren, waren es ebenso im Göttinger Bunde, und der Bund wirkte wieder zurück. Dazu kam noch, daß im Hain, rein landsmannschaftlich genommen, das norddeutsche und vornehmlich das schleswig-holsteinische Element ein gewisses Übergewicht hatte. Hölty, Wehrs, Leisewitz stammten aus dem Hannöverschen und Voß aus Meklenburg, doch Boie,

*) „Wahrheit aus Morgenträumen und Ideas ästhetische Entwickelung“, Aarau 1824, S. 153; cf. Langguth, S. 162.

Digitized by Google

Esmarch, Cramer, die Stolberge und der dem Bund befreundete Claudius waren sämtlich in Schleswig-Holstein oder den benachbarten Reichsstädten zu Hause. Es ist erklärlich, daß diese Schleswig-Holsteiner in ihrer Heimat und in dem eigentlichen Dänemark mannigfache Verbindungen, auch Verwandte in Kopenhagen hatten, und was ihnen daran noch fehlte, ersetzten der persönliche Rückhalt an Klopstock und der Einfluß der Stolberge. Verbindungen waren das, die ihnen unter Umständen für die Sicherung ihrer beruflichen und wirtschaftlichen Zukunft förderlich sein konnten, und wie ja Esmarch selbst, dachten manche der Genossen daran, aus diesen Verhältnissen ein Fundament ihrer Lebensstellung zu gestalten. Voß begann seine Laufbahn mit Erfolgen im Holsteiner Schuldienst. Als Boie im Sommer 1780 wegen seiner Anstellung als Landvoigt in Dithmarschen nach Kopenhagen kam, hatte er sofort eine Fülle von Beziehungen, im Adel sowohl, als auch unter den Studierten; er war im gesellschaftlichen Leben der dänischen Hauptstadt vollkommen heimisch.

Man darf es also behaupten, daß der Göttinger Bund in seinen lokalen Bedingungen nach dem schleswig-holsteinischen Norden Deutschlands gravitiert hat. Ein zugleich örtlicher und ideeller Ausgangs- und Zielpunkt seiner Tätigkeit war ihm neben dem Hamburg Klopstocks jene Kopenhagener deutsche Kolonie, in die Langguth zum erstenmal hineinleuchtet. Es liegt nahe, die studentische Vereinigung des Hains mit dem ebenfalls national und literarisch bedeutsamen Verkehrskreise des Straßburger Studenten Goethe in Parallele zu bringen. Dieser Kreis war zwar keine ausgesprochene Gemeinschaft, immerhin sagte Goethe von ihm: „Ohne die äußeren Formen, welche auf Akademien soviel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wohl mancher andere zufällig berühren, aber nicht in dieselbe eindringen konnte.“ (A. m. L. IX.) Daß beide Gebilde in so enger Berührung mit damals nur halbdeutschen Grenzgebieten unseres Vaterlandes in Erscheinung traten, mag ein seltsamer Zufall sein, gibt aber vielleicht doch zum Nachdenken Anlaß. Jedenfalls hatte der Bund durch seine dänischen Beziehungen an der ausländischen Eroberungsarbeit des deutschen Geistes einen kaum zweifelhaften Anteil, und darum bleibt er auch rein kulturell von geschichtlichem Werte. Allerdings, von einer Stärkung des bewußten Nationalgefühls unter den Deutschen Kopenhagens wird man im großen und ganzen nicht reden dürfen. Standen diese Leute auch natur-

Digitized by Google

gemäß unter der Nachwirkung von Klopstocks literarischem Geschmack, so war ihnen doch seine patriotische Leidenschaft fremd. Ihre Stammbuchverse zeugen im allgemeinen von etwas modischer Sentimentalität und von hausbacken tugendhafter Nüchternheit. Sie unterschieden sich in nichts von den gebildeten Massen in Deutschland, und für diese gebildeten Massen des XVIII. Jahrhunderts war die schöne Empfindung bloß dekorativ, die volle Macht jenes Strebens nach Natur und Gefühl blieb ihnen immer verdächtig. Ihr geistiges Gewissen wurde von der formalistischen Tendenz beherrscht, von einem durchsichtigen Rationalismus, für dessen Psychologen die „mittelmäßige Proportion der Gemütskräfte" ein beliebtes Persönlichkeitsideal war. Ein wirklich elementares Gefühl hätte dem aufgeklärten Bürger der Welt das Behagen gestört, und seiner Abneigung gegen die gleichsam dynamische Heftigkeit ursprünglicher Energien war ein entschiedenes Deutschempfinden nie mehr als genialische Tollheit.

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Die großen Sommerausstellungen der Genossenschaft und der Sezession schließen ihre Pforten; es herbstelt, und der Kunstwinter steht vor der Tür. Was wird er bringen? Wir sind ein wenig unruhig geworden im Riesengetriebe des modernen Kunstlebens, und etwas wie eine Scheu steigt auf vor der Überfülle an Ausstellungen und Veranstaltungen, in die wir hineingeraten sind. Immer deutlicher fühlen wir, daß es ein ungesunder Zug ist, der die gesamte Kunstbetätigung im Ausstellungswesen kulminieren läßt, daß durch diese Zustände eine böse Veräußerlichung und Verflachung der jungen nationalen Arbeit auf diesem Gebiete droht. Aber wenn nicht alles täuscht, so hat die fieberhaft-planlose Ausstellungs-Hetzjagd ihren Höhepunkt insofern überschritten, als man beginnt, diesen öffentlichen Darbietungen den rohesten Werkscharakter mehr und mehr fernzuhalten. Man versucht es, durch historische Sonderveranstaltungen, durch Rückblicke auf das Schaffen ganzer

Digitized by Google

Epochen, Gruppen oder einzelner Persönlichkeiten, durch Zusammenstellungen unter besonderen landsmannschaftlichen, gegenständlichen, technischen Gesichtspunkten, die Aufreihung der Erzeugnisse jüngster Provenienz zu unterbrechen und schmackhafter zu machen, und eine Ausstellung wie die Dresdner Kunstgewerbe-Heerschau dieses Sommers, die alle Bemühungen auf dem Gebiete des Dekorativen, des Architektonischen, der Kunsterziehung, der sozialen Kunstpflege heranzog, brachte völlig neue Gesichtspunkte in den anscheinend schon etwas schablonenhaft gewordenen Betrieb. Die Dresdner Anregungen werden zweifellos in den nächsten Jahren unser gesamtes deutsches Ausstellungswesen sehr zu seinem Vorteil befruchten, und wir werden sehen, daß aus dem schon ein wenig trocken gewordenen Boden neue Keime aufsprießen. In Köln zeigte die Ausstellung des „Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein", wie vorteilhaft ein derartiger Zusammenschluß stammverwandter Künstler und Liebhaber innerhalb des größeren nationalen Bezirks sein kann. In Berlin gab die Große Ausstellung am Lehrter Bahnhof den Beweis, daß die Riesenanhäufungen neuester Arbeiten, aus denen sie früher stets bestand, nur gewinnen können durch eine geschichtlich-retrospektive Abteilung, wie es diesmal die zu Ehren des Genossenschaftsjubiläums war. Und die Sezession gab wiederum ein Beispiel für die heute noch einzig mögliche Form der Ausstellung im bisherigen Sinne: d. h. für die Eliteausstellung, deren Prinzipien sorgfältigste Auswahl des Besten, bedachte Heranziehung der interessantesten ausländischen Werke und rücksichtsloseste Eliminierung der Mittelmäßigkeiten und Gleichgültigkeiten sind. Daneben wird es sich nicht vermeiden lassen, auch der ungeheuer angewachsenen und täglich stärker anschwellenden Zahl der berufsmäßigen Künstler Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten vorzuführen. Aber es wird sich nicht mehr anders machen lassen, als daß man eine reinliche Scheidung herbeiführt zwischen diesen Märkten, die diesen Beruf ehrlich ankündigen, und den eigentlichen „Kunstausstellungen", die nicht nur durch ihre Teile, sondern auch als Ganzes Anspruch darauf haben, als Veranstaltungen künstlerischen Gepräges zu gelten.

Verblüffend wirkte es, daß gleichzeitig mit der großen Dresdner Messe, die jeden Besucher entzückte und jedem neue Gesichtspunkte für die Beurteilung der modernen kunstgewerblichen Bewegung an die Hand gab, in der Berliner Philharmonie die „Wohnungsausstellung" der Tapeziererinnung stattfinden konnte. Durchschritt man die seltsame Flucht von fertig eingerichteten Zimmern und die Massen einzelner Ausstellungsstücke, die hier einquartiert waren, so wußte man nicht, worüber man mehr staunen sollte: über die kaum glaubliche Rückständigkeit, die sich in diesem „Kunsthandwerk" dokumentierte, oder über die Naivität, mit der im Zeitalter eines neuerwachten Geschmacks für alle die dabei berührten Probleme die schrecklichsten Dinge fröhlich zur Schau gestellt waren. Tief traurig stand der Kunstfreund vor der kaum faßlichen Tatsache, daß alle ehrlichen Reformen, alle vernünftigen Vorschläge, alle eindringlichen Versuche des letzten Jahrzehnts, aus dem Wust der früheren Geschmacksverwilderung herauszukommen, an der Tapeziererkunst der Hauptstadt schlechthin vorübergerauscht sind, ohne auch nur den geringsten Eindruck zu machen. Man verstehe mich nicht falsch: nicht etwa um den Mangel an „moderner" Gesinnung führe ich Klage, der in dieser Ausstellung zutage trat — davon ist keine Rede — sondern um die

Digitized by Google

erschreckende Ratlosigkeit, mit der hier die einfachsten Dinge behandelt waren. Nur eine winzige Zahl von Zimmern, die man an den Fingern einer Hand aufzählen konnte, hielten sich einigermaßen mit Ehren. Das übrige war schlimmster Ungeschmack, Überladung, hohles Prunken mit allen möglichen historischen Formen, mit sinnlosem Ornamentenkram und häßlichen Draperien, mit unnützem Schnitzwerk, mit falscher Vornehmheit, mit rohem und barbarischem Zierat, und — das war das Allerschlimmste — mit unverstandenen modernen Motiven. Am betrüblichsten aber war die Ausstellung der Fachschule der Innung, aus der zur Evidenz hervorging, daß die Schüler dieser Anstalt geflissentlich und systematisch zur Geschmacklosigkeit erzogen werden. Es ist unglaublich, welch eine Summe von Zeit und Kraft, Anstrengung, Fleiß und gutem Willen unnütz vergeudet, ja geradezu für grundverkehrte Zwecke verbraucht wird. Tiefe Mißstimmung und Enttäuschung waren das Resultat dieser Ausstellung, die aber hoffentlich doch das eine Gute zeitigen wird, daß die Berliner Tapezierergilde die Unmöglichkeit einsieht, auf diesem Wege weiter fortzuschreiten. Es wäre eine falsche Weichherzigkeit, in diesem Falle mit der rücksichtslosen Meinungsäußerung hinter dem Berge zu halten. Nur durch unumwundene Offenheit ist hier der Sache und schließlich auch der Tapeziererinnung am meisten gedient, die vor einem weiteren Hinabgleiten auf der schiefen Ebene bewahrt werden muß.

An derselben Stelle, in der Philharmonie, die noch nicht im Dienste der Konzerte steht, war diese Wohnungsausstellung gefolgt von der Ausstellung „Kindeswohl", die von Hause aus mehr medizinisch-hygienischen Charakters war, die aber doch auch das Kunst- und Geschmacksgebiet an verschiedenen Stellen berührte. Die Bestrebungen, bei den Dingen, die für unsere Kinder bestimmt sind, mit ein wenig mehr Bedacht und ästhetischer Gewissenhaftigkeit vorzugehen, sind heute aus dem Stadium der lauten Agitation, die zuerst unvermeidlich war, in das der ruhigen Arbeit eingetreten, und das ist gut so. An Übertreibungen und unangebrachten Raffinements, die hier statt nützlich nur verderblich wirken können, fehlt es auch jetzt noch nicht; aber wir kommen doch langsam auf eine verständige Basis. Der schlimmste Feind einer sinnvollen künstlerischen Behandlung dieser Probleme ist die Maßlosigkeit, das Zuviel. Leider war das noch reichlich in den Kinderzimmern anzutreffen, die auf der Ausstellung zu sehen waren. Es muß immer wieder betont werden, daß hierbei jeder Luxus gefährlich ist und auf verkehrte Bahnen lockt. Einfachheit, Ruhe, Behagen, schlichte Traulichkeit und praktische Zweckmäßigkeit müssen hier die Ziele sein. Darum war das Zimmer des Berliner Architekten Arno Körnig, das ohne Künstelei, ohne Überfluß an Schmuck, ohne Schwelgen in ungehörig komplizierten Formen lediglich auf das Vernünftige und Einfache ausging, schlechthin vorbildlich, während die anderen Kinderzimmer, von Kindel und Friedrichsen, von N. Israel, von Arnold Müller usw., trotz guter Einzelheiten, eben an jenem Zuviel litten. Als klassische Stätte für alle Spielsachen und verwandte Dinge bewährte sich wieder das trefflich geleitete „Albrecht Dürer-Haus". Hier ist überall das Zweifelhafte und Extravagante mit kritischem Sinn ausgesondert, und nur das ist geblieben, was dem Urteil des solidesten und verständigsten Geschmackes standhält. Wer sich hier Rats erholt, ist wohl geborgen. Daneben erschienen einzelne

Digitized by Google

andere Vorschläge für Spielsachen, die durchaus gerühmt werden konnten: einfache, sinnvolle Beschäftigungsdinge, die Spaß machen und zugleich geeignet sind, das Verständnis für den Organismus, für das Werden einzelner Gegenstände, das Gefühl für Form, für Farbe, für Zweckmäßigkeit zu pflegen. Selbst zu einer wohltätigen Verbesserung der Kinderkleidung fand man, wenigstens an einer Stelle, in der Ausstellung der Arbeiten von Hedwig Luschmann einen hochwillkommenen Ansatz: einfache Stoffe und noch einfachere Stickereigarnituren, gefälliger Schnitt, mit feinfühliger Benutzung moderner Reformkleidmotive und geschmackvoll-muntere Farben. Der ganze offizielle Babystaat verblaßte dagegen; ebenso wie die reizenden kleinen Puppenkleidchen ähnlicher Art die gezierten Toiletten der landläufigen Wachskinder und -dämchen vergessen ließen. Das waren gute und brauchbare Anregungen.

Eine gute neue Monumentalskulptur hat Berlin in der großen Amazone von Louis Suvillon erhalten, die im Tiergarten auf dem bisherigen Floraplatz enthüllt worden ist. Man könnte diesem kaiserlichen Geschenk an die Öffentlichkeit gegenüber gewiß den Einwand geltend machen, daß es hübscher gewesen wäre, an diese Stelle ein neues Werk zu setzen, nicht die Vergrößerung eines seit Jahr und Tag vor der Nationalgalerie aufgestellten Reiterbildes. Aber wir freuen uns trotzdem dieses Denkmalzuwachses, weil er einen künstlerischen Gewinn bedeutet, der um so größer ist, als Suvillon, wie es allerdings von seiner künstlerischen Gewissenhaftigkeit nicht anders zu erwarten war, sich nicht mit einer „Vergrößerung" schlechthin begnügte, sondern ein ganz neues Modell gearbeitet hat, um den Gesetzen des neuen Maßstabes auch gerecht zu werden. Wenn man die beiden Amazonen, die wir jetzt besitzen, Zug für Zug miteinander vergleichen könnte, so würde man bedeutende Abweichungen erkennen. Die Vergrößerung bedingte eine noch straffere Vereinfachung, einen noch strengeren Verzicht auf realistische Wirkung und Detailbehandlung. Nur die großen Hauptformen durften herausgearbeitet und zu klaren Harmonien und Kontrasten geordnet werden. Suvillon hat das neue große Modell gleich in Gips gearbeitet, mit der feuchten, rasch fest werdenden Masse, die für solche Ausnahmefälle recht gut zu brauchen ist. Das Resultat ist ausgezeichnet. Das Reiterbild vor der Nationalgalerie hat eine glänzende Steigerung ins Monumentale erfahren, und die Größenverhältnisse sind mit feinstem Gefühl für die Wirkung auf dem freien Parkrund abgewogen.

Auch ein neues Architekturwerk von Bedeutung hat Berlin seit den letzten Wochen zu verzeichnen: Die gewaltige und großartige Anlage des Rudolf Virchow-Krankenhauses, das Stadtbaurat Ludwig Hoffmann im Norden der Millionenstadt errichtet hat. Was dort auf einem Gelände von fünfundzwanzig Hektar in siebenjähriger Arbeit aus dem Boden gestiegen ist, wird den Ruhm Berlins in aller Welt mehren. Nicht nur, weil es die umfangreichste Krankenhausstadt der Welt ist, sondern weil sich kaum eine zweite Stelle auf der Erdkugel finden wird, wo praktischer Sinn und künstlerischer Geschmack einen so innigen Bund eingegangen sind. Es war hier nicht der Ort, der architektonischen Laune die Zügel schießen zu lassen. Das Zweckmäßige mußte absolut herrschen, und der Ernst dieser Zwecke verbot jeden spielerischen Schmuck, ja jedes Vordrängen des Künstlerischen, das streng und ohne Kompromiß auf den sichtbaren Ausdruck des

Digitized by Google

Notwendigen und Sachlichen, auf die Solidität und Ehrlichkeit der Arbeit beschränkt werden mußte. Gerade wie das geschehen, ist Hoffmanns großes und bleibendes Verdienst. Auf der Sandwüste, die er beim Beginne seiner Arbeit vorfand, ist eine Stadt von so traulichem Geschmack entstanden, daß niemand, der nicht das Innere der Pavillons und Gebäude betritt, ahnen würde, wieviel Schmerzen und Leiden hier ihre Heimat finden sollen. Konnte von architektonischen Üppigkeiten keine Rede sein, so lag es doch im Beruf dieser Anlage, den Kranken, die hier Aufnahme suchen werden, nicht nur beste ärztliche Hilfe, sondern auch freundlichen Empfang und erträglichen Aufenthalt zu bereiten. Das große Verwaltungsgebäude, in dessen Mitte sich der Haupteingang befindet, wirkt wie ein Schloß im Zopfgeschmack, aber doch wieder ernster und sachlicher als ein Schmuck- oder Luxusbau. Durch die doppelte Einfahrt aber schweift der Blick auf eine höchst reizvolle gärtnerische Anlage, zwischen den Bäumen einer breiten Allee hin bis zu der Kuppel der Kapelle, die in der Form einen passenden point de vue abgibt. Und überall in dem weitläufigen Gebäudekomplex herrscht eine Feinheit, Diskretion und Sicherheit des Geschmackes, die als mustergültig hingestellt werden dürfen. In den Krankensälen hübsche Fenster mit Blumen und bescheidenen, liebenswürdigen Malereien. An den Eingängen der Pavillons und den Gittern der kleinen Treppen davor schlichte Zierstücke, von Ignaz Taffner und Georg Woba entworfen, die Hoffmann auch sonst überall zur Hand waren. Zur Seite ein kostbarer Park, den der reifste und kultivierteste Geschmack zur Erholung der Rekonvaleszenten aus der Sandwüste hervorgezaubert hat. Und das Gedränge der braunroten Dachziegeln, auf das man von den Wegen und Plätzen dieses Parkes, schon aus respektabler Entfernung, hinübersieht, wie das reizvolle Bild eines alten deutschen Städtchens. Wenn nur überall in Berlin so gebaut würde.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Das Berliner Theaterhalbjahr, das wieder anhebt, steht unter einem merkwürdigen Vorzeichen. Was schon seit mehreren Jahren zu erwarten war, soll nun entsetzliche Wirklichkeit werden: eine Hochflut neuer Theatergründungen bricht über Berlin und seine Vororte herein. Die Geister der Mitternacht gehen um, hier wird auch der Starknervigste von der Gespensterfurcht ergriffen. Am Nollendorfplatz, gegenüber der schmucken amerikanischen Kapelle und dem nützlichen Hochbahnhof geht das monumentale Neue Schauspielhaus mit raschen Schritten seiner Vollendung entgegen. Ausgang Oktober soll die Eröffnung sein, oder etwas später. Die Direktoren Halm und Graul bringen von dem Berliner Theater, das sie früher leiteten, einen guten Ruf mit; vielleicht gelingt es ihnen wirklich, dem gut bürgerlichen Schauspiel und Lustspiel in Berlin wieder die Stätte zu bereiten, die es im alten Berliner Theater einnahm. Man hört von ihren Engagements und

Digitized by Google

Programmplänen Erfreuliches. Möge der berüchtigte „Pleitegeier", der über dem benachbarten Theater des Westens von der ersten Stunde an unheildrohend geschwebt hat, dem First des Hauses fern bleiben! Nicht weit von dieser Neugründung errichtet die Stadt Schöneberg ein großes eigenes Theater, und in Charlottenburg, also ebenfalls in einem westlichen Ausläufer Berlins, hat der rührige Dr. Löwenfeld ein funkelnagelneues Schillertheater gebaut, das uns bald zu beglücken anheben wird. Direktor Löwenfeld wird das östliche Schillertheater (im alten Wallnertheaterhause) beibehalten, während das Schillertheater N. in andere Hände übergeht, aber als Volkstheater bestehen bleibt. Unter die Theatergründer ist auch noch einmal Max Reinhardt gegangen, die stärkste Persönlichkeit unter unseren leitenden Theatermännern. Nachdem er das Deutsche Theater, das viele Jahre lang der alte L'Arronge an diesen und an jenen verpachtete, mitsamt dem Fundus käuflich an sich gebracht, hat er den verräucherten „Tanzbums" von Enzberg neben dem Deutschen Theater, in dem von einfachen Volksschichten für billiges Entgelt „geschorben" wurde, abreißen lassen und errichtet dort ein kleines intimes Theaterchen, in dem er unter der Firma „Kammerspielabende" einem auserwählten Kreise von solchen, die sich das teuere Vergnügen leisten können, dramatische Leckerbissen vorzusetzen gedenkt. Der Eintritt zu einzelnen Vorstellungen dieses Kammertheaters oder dieser Theaterkammer soll nicht möglich sein, man kann nur als Abonnent für den ganzen Winter sich einzeichnen. Doch auch das ist für den Augenblick noch Zukunftsmusik.

Im Personalbestande der Berliner Bühnen haben viele Verschiebungen stattgefunden, die fast allesamt unerheblich sind und deren bloße Aufreihung gar keinen Sinn hat; wo Leistungen uns entgegentreten, werden die einzelnen „Neuerwerbungen" seinerzeit in meinen Berichten auftauchen. Nur erwähnen will ich, daß Rudolf Christians vom Schauspielhaus zum Neuen Theater übergesiedelt ist, während das königliche Schauspiel sich auf Otto Sommerstorff besonnen und diesen tüchtigen Künstler, der nach seinem Weggang von Brahm in seiner steirischen Heimat ein Jahr lang pausierte, unter ehrenden Bedingungen fünf Jahre lang sich verpflichtet hat. Man darf sich ehrlich freuen, daß dieser gediegene Könner und glänzende Sprecher, der auch als Mensch so unbedingt sympathisch ist, zu uns zurückkehrt. Hoffentlich wird das Schauspielhaus, an dessen Spitze bekanntlich seit einem Jahre Ludwig Barnay steht für Grube, neben der Pflege des klassischen Dramas, zu dessen Hüterin es sich mit Recht durch seine ganze Entwickelung berufen weiß, auch den Mut und die Zeit finden zu einigen Novitäten. Denn das wertlose Zollerngerede, das ein Herr Viktor Hahn auf allerhöchsten Befehl als patriotischen Gelegenheitseinakter dem Kaiser und seinen Gästen vorführen durfte als „Kaisertag von Nürnberg", war ein prunkvoll ausstaffiertes Nichts. Also wir harren den Großtaten der Barnay und Reinhardt mit Spannung entgegen. Otto Brahm rüstet einen neuen „Sudermann", vielleicht sogar zwei Sudermänner, da neben dem schon gedruckten „Blumenboot" auch ein neuester Zyklus von vier Einaktern, mit einem musikalischen Grundmotiv, zur Aufführung bereit stehen soll; einstweilen begnügt er sich mit dem neu einstudierten „Fuhrmann Henschel", in dem Rudolf Rittner und Else Lehmann ihre ergreifenden Naturlaute pflegen. Übrigens befindet sich auch das neueste Opus von Hauptmann,

Digitized by Google

betitelt „Die Flucht des Herrn Schillings“, beim Lessingtheater. Eine geradezu heillose Wirtschaft herrscht in Ferdinand Bonns Berliner Theater. Dieser talentierte, wenn auch schon immer gefährlich vielseitige Künstler ist wie von allen guten Geistern verlassen, seit er die Leitung des Berliner Theaters übernommen hat. Sein Eröffnungsabend mit einem von ihm selbst verfertigten, unsagbar kläglichen Machwerk und einem ebenso „bedeutenden“ eigengebackenen Prolog bildete einen ungetrübten Heiterkeitserfolg in der jüngsten hauptstädtischen Theatergeschichte. Wer diesen „Andalosia“-abend miterlebte (die Berliner sagen „Skandalosia“), mit Herrn und Frau Bonn und zwei Ziegen auf der Bühne, der lacht noch heute in der Erinnerung Tränen. Aber die Sache hat auch eine ernste Kehrseite. Seit jener ersten Unglaublichkeit hat die gute Presse die Vorstellungen von „Ferdinand Bonns Berliner Theater“ nicht mehr besucht; sie erklärte damit, daß dies altrenommierte Theater aus der Reihe der Berliner Kunstinstitute solange ausscheidet, als dieser Direktor und Hausdichter in einer Person an der Spitze steht. Das Verhalten des Herrn Bonn zu seinen Schauspielern, zum Hauspersonal und zur Öffentlichkeit, wie es in peinlichen Prozessen immer wieder explodiert, gibt dieser gemeinsamen Ablehnung in jeder Beziehung recht. Auch was Herr Bonn jetzt spielt, ist sein eigenes Fabrikat: eine Dramatisierung der aufregenden Kriminalgeschichten des witzigen Conan Doyle, die unter dem Namen „Sherlok Holmes“ bekannt geworden sind. Aber auch hier wieder eine peinliche Vorgeschichte: man reicht Herrn Bonn eine solche Dramatisierung ein, er eröffnet die Verhandlungen wegen der Annahme, gibt nach eingehender Korrespondenz kurz vor dem Abschluß das Manuskript zurück und — führt dann eine eigene Dramatisierung desselben Stoffes auf seiner Bühne vor ... Juristisch war alles in Ordnung; einer feineren Erwägung aber drängen sich auch diesmal unangenehme Empfindungen auf. Und nun ist es überraschend und keineswegs erfreulich, daß nicht nur der deutsche Kronprinz mit seiner Gattin und dem Gefolge in kurzer Zeit viermal Bonns Berliner Theater besucht hat, immer zu demselben Stück — einmal brachte er sogar seine Schwadron mit, die Herr Bonn in der Pause im Garten bewirtete und mit seinen eigenen Militärhumoresken beschenkte! —, sondern daß auch der Kaiser und die Kaiserin mit dem fürstlichen Besuch zur Prinzentaufe bei Herrn Bonn waren und ihn auszeichneten. Dem Ansehen der deutschen Kunst kann diese kaiserliche Gnade gewiß nicht aufhelfen; die ernste Presse aber hat keine Veranlassung, daraufhin ihr Verhalten zu Ferdinand Bonn zu revidieren.

Und dennoch hat dies unglückselige Theater im Frühling dieses Jahres in dem Gastspiel der Moskauer Truppe uns die stärksten Theatereindrücke des ganzen Jahres vermittelt. Herr Ferdinand Bonn verdiente an jedem Abend runde tausend Mark; das war ein Verdienst, unbestreitbar — wenn nur immer der Verdienst auch schon das Verdienst bedeutete! Die ganz hervorragende östliche Truppe, die uns vielleicht im Verlauf des kommenden Winters wieder besucht, hat ohne Zweifel in ihrer Kunst Grenzen. Sie sind identisch mit den Landesgrenzen. Sie spielten die russischen Stücke russisch; damit korrigierten sie unsere Berliner Aufführungen der Bühnenbilder von Gorki und Tschechow, die uns sämtlich im deutschen Stil gerieten. Aber sie spielten den Nordländer Ibsen ebenfalls

Digitized by Google

stockrussisch; diese Auffassung ging wahrscheinlich an der Linie Ibsen stärker vorbei, als wenn sie ihn deutsch gespielt hätten. Die Männer in ihrer Truppe sind künstlerisch besser als die Frauen, die sich mit unseren besten Schauspielerinnen kaum messen können. Aber die Bewunderung haftet nicht so sehr an mehreren genialen Einzelleistungen, als an der geradezu mustergültigen Regiekunst dieser merkwürdigen Menschen. Das Zusammenspiel der Moskauer bildet den äußersten Gegensatz zur französischen Schauspielkunst, wie sie uns Pariser Gäste alle paar Jahre in Berlin vorführen. Hier steht alles auf dem Pathos; bei den Russen dagegen ist alles Reden restlos, man möchte fast sagen lautlos in die Handlung eingefügt, in Handlung aufgelöst. Sie spielen die Stücke länger und breiter, als wir es gewohnt sind. Sie bringen die ruhenden Momente stärker zur Anschauung, sie spielen auch das Schweigen des Lebens mit tiefer Absichtlichkeit. Ihnen ist die Bühne das Leben; sie richten sich mit liebevoller Behaglichkeit auf ihr ein und lassen sich häuslich nieder. Bis ins letzte Detail arbeiten sie den äußeren Rahmen der Handlung durch. Das ist nicht neumodische Meiningerei, aber doch neuer Wein in neuen Schläuchen. Sie besetzen auch die kleinste Rolle mit der gewissenhaftesten Überlegung. Man hört die Schauspieler nicht kommen und gehen, sondern sie sind da und sie sind verschwunden. Und was noch besser ist: immer sind alle auf der Bühne beschäftigt, nicht nur die gerade Handelnden. So bleibt der Hörer den ganzen Abend über im einheitlichen Bilde und wird nicht aus der Illusion gerissen. Die Phantasie sieht sich beständig in lebhafteste Schwingungen versetzt. Das ist ja nun nicht etwas, was uns in Deutschland völlig fremd wäre; gerade in den letzten Jahren haben unsere Bühnen unter Reinhardts kräftiger Anregung in der Vereinheitlichung des Spiels und in dem Zusammenwirken aller Künste für die Bühnenillusion erfreuliche Anstrengungen gemacht. Doch unsere Einzel- und Gesamtkunst ist noch jünger als die des Ostens, besonders der Einklang des Ensembles. Man übt sie dort müheloser; wir experimentieren noch, und man sieht uns den Schweiß der Anstrengung auf der Stirn stehen. Diese Moskauer Künstler sind die Meister; in der Bahn ihrer Kunstübung muß nach meiner Überzeugung die Entwickelung der deutschen Schauspielkunst irgendwie liegen, so national sie auch bleiben soll.

Ein junger Dramaturg Dr. Schmieden leitet jetzt als Direktor das Neue Theater, das Max Reinhardt nach der Wirtschaft von Frau Butze wieder zu Ehren gebracht hat. Der neue Herr hat bereits zwei Premierenabende hinter sich. Wer einen ersten Besuch macht, ist zumeist etwas linkisch und unbeholfen; man weiß nicht recht, wie man zur Tür hineinkommt und findet den Ausgang nicht. Der Menschenkenner aber sieht hinter der Befangenheit den gehaltvollen Kern, oder er weiß, daß Form und Inhalt gleich wertlos sind. Erste Theaterabende sagen ebensowenig und ebensoviel wie erste Besuche. Sie müssen sein, sie sollen einen guten Eindruck machen, wo möglich gar ein Programm entwickeln, alle Register ziehen, die Situation im Sturm nehmen. Das Resultat ist in der Regel eine kleine Unstimmigkeit. Ein ruhiges Urteil jedoch kommt später, wenn die Formalien vergessen sind. Direktor Schmieden begann mit einer ungeschickten Verbeugung, und doch hat er gute Hoffnungen in uns erweckt. Zwei Schwänke von Molière waren ans Licht gezogen worden, die beide

Digitized by Google

in den Schränken der Weltliteratur hätten verbleiben sollen: Sganarell, der gehörnte Ehemann aus freiem Willen oder nur in seiner Einbildung, und der bürgerliche Edelmann, die Irrungen und Foppungen des Narren, der in den Adelstand erhoben werden möchte. Ludwig Fuldas Meisterschaft in der geistreich graziösen Eindeutschung und geschickt verkürzenden Bearbeitung der verstaubten Originale strahlt im hellen Glanze, sein Faustvers spielt in allen Lichtern und schafft dem Leser intime Genüsse der Sprachvergleichung. Aber das Parkett ist nicht recht beschäftigt; es wird umständlich serviert, aber wenig aufgetragen. Man geht halb hungrig vom Tische. Von dem Pariser Polterabendscherz „Sganarell" ist nichts zu sagen, als daß man zu solchen flachen Witzen nicht ins 17. Jahrhundert zurückzuwandern braucht. Was gehen uns Menschen von heute Molières Jugendsünden an? Dagegen finden sich in dem bürgerlichen Affen der Aristokratie Züge echten Humors und befreiender Ironie, die trotz der dramatischen Schwachheiten und der ermüdenden Ausgesponnenheit des Ganzen ihren Reiz durch die Zeiten behalten. Die Tanzstunde, die Herr Jourdain nimmt, ist ein kleines Kabinettstück (vom Dichter und vom Übersetzer!), auch die Einführung in die Geheimnisse der Sprache durch den Philosophen ist lustig. Die Drolerie der Erhöhung Jourdains zum türkischen Edelmann wurde leider arg beeinträchtigt durch die szenische Zerdehnung der bierulkigen Zeremonie. Die Aufführung war ungleich. Neben manchem schauspielerischen Mittelgut, zu dem auch Rudolf Christians gehörte, stand Adele Hartwig als gewandte Marquise, vor allem aber der sehr begabte Heinrich Marlow als Tanzlehrer; die ganz in Tanzrhythmen umgesetzte dahinschwebende Körperlichkeit des begeisterten Jüngers seiner Kunst scheint mir als eine bedeutsame Leistung volle Beachtung zu verdienen. Die Regie ist sich auch unter der neuen Leitung ihrer Pflichten mit schönem Ernste bewußt. Auf derselben Bühne sahen wir den Dreiakter „Frost im Frühling" von Leo Lenz. Joseph Rudolf Schwanzara, so sieht der „Lenz" in bürgerlicher Beleuchtung aus, ist ein junger Wiener Ingenieur, der nach Feierabend ein bißchen dichtet, wie seinerzeit unser Berliner Heinrich Seidel, bis der Schöpfer des Leberecht Hühnchen der technischen Konstruktionen nicht mehr bedurfte. Soll man dem königl. sächsischen Regierungsbauführer mit dem Jahrgang 1878 wünschen, daß er es bald in der Baukunst so weit bringen möge, daß er der Poeterei nicht mehr bedarf — oder besteht der umgekehrte Wunsch zu Recht? Leo Lenz ist begabt, er kann dramatisch sehen; aber er hat sich bereits als unreifer Anfänger eine gefährliche Portion sogenannter Routine angeschnallt, die er möglichst schnell wieder los werden müßte, um zu irgend einer eigenen dichterischen Reife zu gelangen. Diese Routine läßt ihn mit bedenklicher Fixigkeit auf grobe Effekte zustoßen, die die feineren Töne, an denen es seinen Gestalten nicht ganz fehlt, ersticken. Aber so grob gezimmert alles ist, so steckt doch in der Anlage Talent; die Ironie des Dramas, die den äußeren und den seelischen Ehrbegriff scharf gegeneinander stellt, hat Sinn und Kraft. Nur muß der Autor sehr viel verlernen, wenn er je aus den Lenzesknospen seines Dichtens den goldenen Herbst erleben will. In den lebhaften Beifall des Hauses haben sich von Rechts wegen zu teilen die geradezu musterhafte Regie, die für subtilste Nuancen sorgte und das Bühnenbild bis ins Detail gestaltet hatte, und etliche tüchtige

Digitized by Google

Schauspielkräfte, unter denen neben Adele Hartwig, Ella Gabri und Christians das meiste Lob Erich Kaiser-Titz für einen köstlich echten jungen Leutnant verdient.

Zwei große Tote von Weltruf sah dieser Sommer: neben dem genialen Philosophen Eduard von Hartmann Henrik Ibsen, den unerreichten Pfadfinder modernen dramatischen Schaffens. Unser tüchtiges Schillertheater, das seinen Getreuen im Verlauf der Jahre die zehn reifsten Meisterwerke des nordischen Poeten zu eigen gemacht hat, erfüllte eine Pflicht edler Pietät, wenn es die beste Jugendarbeit Ibsens: Frau Inger von Östrot jetzt in seinen Spielplan aufgenommen hat. Ein dänenfeindlicher Grundton, ein engbegrenzter Nationalismus lebt in diesem Schauspiel; der Dichter hat ihn überwinden gelernt — zur Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges ist er der eifrige skandinavische Patriot, der die Bruderreiche der Treulosigkeit anklagt, bis er dann seinen germanischen, allgemein menschlichen Standpunkt gewinnt. Die Gelegenheitsdichtung des jungen Hauspoeten für das norwegische Theater in Bergen arbeitet mit dem bühnentechnischen Apparat, wie er ihn vorfand. In jeder Szene gibt es Monologe und das verwirrende Beiseitesprechen der Personen; nicht nur die Bühnenfiguren, sondern auch das Publikum bleibt bis zum Schluß in wichtigen Dingen in Unklarheit, und die als Enthüllung gemeinten Vorgänge schicken uns nur in neuen mystischen Nebel hinein. Es geht sehr laut her auf der Bühne, die alten Mittel grober Wirkungen sind am Werk, Intriguen und Verwechselungen, grauenvolle geheime Verließe, Mord und Wahnsinn. Wie ist der reifende Dichter ins Innere gedrungen, um die Natur in ihren verborgensten Gängen und Irrgängen zu belauschen und mit wundervoll andeutendem Rätselwort und plastischem Symbol leis davon zu künden! Wie hat er die Feinheiten des Dialoges später ausgeschöpft, um mit kühler Diplomatie den Treffer bis zum äußersten Augenblick in der sicheren Hand fest zu halten, ehe er ihn das Spiel der Kräfte entscheiden ließ! Und doch ist in diesem Anfängerstück die Klaue des Löwen wohl zu spüren! Denn mag uns auch die Herrin auf Östrot am Drontheimer Fjord im 16. Jahrhundert und das nationale und verwandtschaftliche Treiben und Ringen um sie her als historische Vergangenheit wenig oder nichts mehr angehen, so ist doch das Problem zeitlos: es ist eine Tragödie der natürlichen Liebe, die eine Mutter für das Kind ihres Herzens kämpfen und sündigen, zittern und sich zugrunde richten läßt. Wie Schillers „Jungfrau" hat Frau Inger eine heilige Mission übernommen, hoffend sieht ihr bedrängtes Volk auf sie. Die heimliche Schuld lähmt ihren Willen; die Angst um das Schicksal des illegitimen Sohnes, den der Feind als Geisel in Händen hält, macht sie haltlos und männlich klug, unmütterlich grausam und zäh; sie opfert die Töchter ihrer Pflichtehe und geht über Leichen, um Königsmutter zu werden an der Seite des Sohnes. Und wie sie am Ziel zu sein glaubt, da zeigt ihr das Schicksal mit grinsendem Hohn die Leiche eben dieses Nils Stensson, den sie als den vermeintlichen Rivalen soeben hingeopfert. Und neben ihr steht als echte Ibsenfigur jene Eline Gyldenlöwe, die in ihrer nordischen Herbheit, ahnungsvollen Versonnenheit und mädchenhaften Überwindbarkeit im Zauberbanne eines Nils Lykke den Weg weist zu der stolzen Galerie der Ibsenschen Kämpferinnen und Dulderinnen, Siegerinnen und Besiegten, auf der nicht zuletzt seine künstlerische Sendung

Digitized by Google

und seine dramatische Unsterblichkeit beruht. Die Ausstattung und Aufführung zeigten allen Eifer und manch schönes Gelingen; fühlte der junge Ibsen einst mit seiner Heldin: „Wehe dem, der die Bürde einer großen Tat zu tragen hat," so sehen wir jetzt, im Lichte der Erfüllung dieses Lebenslaufes, einen in sich geschlossenen, einzigartigen Organismus.

Streiflichter.

Das wichtigste Ereignis der Gegenwart ist zweifellos die Wahl des neuen Jesuitengenerals: Franz Xaver Wernz. Bei dem ungeheuren Einflusse, den der Jesuitenorden mehr wie fast je zuvor, offen und im geheimen auf die katholische Kirche bis zu ihrer obersten Spitze, dem Papsttume, und auf diesem Wege auf die gesamte Kulturwelt ausübt, ist es von höchster Bedeutung, wen der Orden an seine Spitze stellt. Auf einen „Deutschen", d. h. deutsch der Geburt, nicht der Gesinnung nach, ist die Wahl gefallen. Daß damit Nebenabsichten verbunden sind, ist gewiß. Nicht nur sind die deutschen Katholiken das kräftigste Bollwerk des internationalen Ultramontanismus, nein, auch das nichtkatholische, das offizielle Deutschland, die deutsche Regierung ist dank der Liebedienerei Bülows und der Schwäche der nationalen Parteien ein Dorado Roms geworden. Ein deutscher Jesuitengeneral, ein „biederer Schwabe" — Wernz ist Württemberger — ist ein diplomatisches Kompliment und eine kräftige Handvoll Sand in die ohnehin schon blöden Augen der deutschen Regierung. Ich kenne Wernz gut. Als ich in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts Zögling der Jesuitenanstalt in Feldkirch (Vorarlberg) war, war Wernz mein Klassenlehrer im Lateinischen und Griechischen; er selbst war damals „Scholastiker", d. h. ein in der Vorbereitung begriffener Jesuit. Nach Vollendung seiner asketischen und wissenschaftlichen Ausbildung wurde er Professor des kanonischen Rechts für den Nachwuchs der deutschen Ordensprovinz. Bald darauf kam er in gleicher Eigenschaft nach Rom, wo er seit Jahrzehnten lebt und neben seiner kanonistischen Professur Konsultor bei mehreren päpstlichen Kongregationen ist. Das letzte Mal sah und sprach ich ihn anfangs der 80er Jahre, als ich als „Scholastiker" Philosophie studierte. Da ich vor meinem Eintritt in den Orden Jurist (Referendar) gewesen war, unterhielt er sich mit mir über Juristisches, und sein letztes Wort war: „Das kanonische Recht muß die gesamte staatliche Gesetzgebung, auch in Deutschland, beherrschen, seinen Grundsätzen entgegen darf es kein Staatsgesetz geben." Das ist das kirchenpolitische Programm des neuen Jesuitengenerals. Er steht, was das Verhältnis von Staat und Kirche betrifft, ganz auf dem Standpunkte mittelalterlicher Anschauungen. Sein Hauptwerk — das noch nicht vollendet ist; die ersten Bände erschienen 1898—1901 — das Jus Decretalium lehrt klar und deutlich die staatsrechtlichen Theorien eines Innozens III. und Bonifaz VIII. unter ausdrücklicher Berufung auf sie. Einige Stellen aus diesem Werke lege ich vor:

Digitized by Google

„Der Staat ist der Jurisdiktionsgewalt der Kirche unterworfen, kraft welcher die Zivilgewalt der kirchlichen wahrhaft untertan und zum Gehorsam verpflichtet ist. Diese Unterordnung ist indirekt, aber nicht bloß negativ, indem die Zivilgewalt, auch innerhalb ihres eigenen Gebietes, nichts tun darf, was nach dem Urteile der Kirche dieser zum Schaden gereicht, sondern positiv, so daß der Staat, auf Befehl der Kirche, zum Nutzen und Vorteil der Kirche beitragen muß. . . . Bonifaz VIII. hat in seiner Konstitution Unam sanctam vom 18. November 1302, deren Schlußsatz (daß jeder Mensch dem römischen Papste unterworfen sein muß) eine dogmatische Definition enthält, das richtige Verhältnis zwischen Staat und Kirche für ewige Zeiten vorgezeichnet. . . . Die gesetzgeberische Gewalt der Kirche erstreckt sich auf alles, was notwendig ist, um den Zweck der Kirche angemessen zu erreichen. Ein Streit, der sich vielleicht erhebt über den Umfang der kirchlichen Gesetzgebungsgewalt, wird nicht nur durch gegenseitiges Übereinkommen zwischen Kirche und Staat, sondern auch durch die unfehlbare Erklärung oder durch den Befehl der höchsten kirchlichen Gewalt entschieden. . . . Aus dem Gesagten (nämlich, daß der Papst nur im Kirchenstaat Staatsgesetze erlassen kann) folgt aber keineswegs, daß der Papst bürgerliche Gesetze, die dem göttlichen und kanonischen Rechte zuwider sind, nicht für null und nichtig erklären kann (I, 15, 29, 105, 147.). Und der Mann, in dessen Kopf sich Staat und Kirche so spiegeln, ist an die Spitze der machtvollsten ultramontanen Organisation aller Zeiten gestellt! Sehr zu beachten ist, daß das führende Organ der Zentrumspartei, die Kölnische Volkszeitung, das Werk von Wernz mit diesem kirchenpolitischen Programm mit hohen Lobsprüchen bedacht hat und es „modern im guten Sinne des Wortes“ nennt (Liter. Beilage, Nr. 52, 1901); und ferner, daß das „Staatslexikon der Görres-Gesellschaft“, das alle Zentrumsführer zu seinen Mitarbeitern zählt, durch den Mund des gegenwärtigen Generalvikars der Erzdiözese Köln, Dr. Kreutzwald, die Theorien Wernz' sich zu eigen macht. Das Wernzsche Werk müßte im Kultusministerium und im Reichstag studiert werden. Aber was weiß man im Kultusministerium und vielfach auch in den Parlamenten von ultramontaner Literatur. Solche Kenntnisse sind doch nicht nötig, um — kirchenpolitische Dummheit auf Dummheit zu machen. Wie wäre es, wenn Bülow den neuen Jesuitengeneral für den schwarzen Adlerorden beim Kaiser in Vorschlag brächte. Kleine Geschenke erhalten ja doch die große Freundschaft.

Der jammervolle Zeitungsskandal in bezug auf die Kolonialangelegenheiten findet kein Ende. Solche Armseligkeiten können wirklich nur in Deutschland vorkommen; sie sind eine Blamage für die „nationale“ Presse. Warum machen die Bezieher solcher Zeitungen nicht kurzen Prozeß und verlangen kategorisch den Schluß des mit soviel „sittlicher Entrüstung“ geführten skandalösen Froschmäusekriegs?

z. Zt. Helgoland, 12. 9. 06. Graf v. Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Emil Kopitz, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Die politischen Parteien im Deutschen Reiche.

Sozialwissenschaftliche Studie.

Von Ferdinand Tönnies.

I.

Im alten Deutschen Reiche und auch im Deutschen Bunde gab es keine organisierten politischen Parteien, aber zur Zeit des letzteren hatten wenigstens in den Einzelstaaten sich solche gebildet, und wenn auch von eigentlichen Parteikämpfen nur in diesen, so kann doch von Kämpfen zwischen konservativen und liberalen Prinzipien auch im Gesamtgebiete des alten Deutschlands die Rede sein. Diese Kämpfe erfüllten hauptsächlich die zwei Drittel des 19. Jahrhunderts — zwei Menschenalter —, die der Neubegründung des Reiches vorausgingen. Die Literatur und die Presse waren die Hauptschauplätze des Streites; zugleich waren diese geistigen Waffen die hauptsächlichsten Kampfmittel der liberalen Richtungen, weshalb sie auch in deren Gebrauch stark behindert wurden durch die dem Einflusse ihrer Gegner unterstehenden Regierungen. Abschaffung der Zensur, Freiheit der Presse standen daher lange an der Spitze der unerfüllten liberalen Forderungen. Was aber der Partei noch mehr fehlte — außer in einer revolutionären Episode —, das war die Tribüne des Parlaments, die natürliche Arena des Kampfes politischer Meinungen und Wollungen. Sie mangelte der Nation, dieser Mangel reflektierte sich aber bei weitem am stärksten in den Gefühlen des Nationalbürgertums, das als solches allmählich ein festeres gemeinsames Bewußtsein erwarb. Insbesondere aber fehlte das Parlament den beiden führenden Staaten Preußen und Österreich; in den meisten kleinen Staaten war das Verlangen nach einer (geschriebenen) „Verfassung" und einer dadurch

Digitized by Google

garantierten Volksvertretung früher gestillt worden, wenn auch zumeist in einer Art, die den Ideen und Wünschen des Liberalismus nicht genügen konnte, da sie zumeist noch im ständischen Wesen beruhte. Der Kampf um die Verfassung stand folglich im Mittelpunkte des liberalen Programms. Die liberalen Parteien der einzelnen Staaten vereinigten sich aber — mit geringen Ausnahmen — in dem Streben nach nationaler Einheit, wenn auch über deren Art und über die Wege zum Ziele die Meinungen weit auseinandergingen. Die konservativen Parteien und die meisten Regierungen waren ebenso der nationalen Einheit, die ihnen als demokratische und revolutionäre Neuerung erschien, wie dem Verlangen nach politischer Freiheit entgegen. In der Lösung dieser Konflikte wiederholte sich eine Komplikation, der man historisch nicht selten begegnet. Das Programm der progressiven Richtung wurde von der konservativen Richtung, zum Teil um ihrer Selbsterhaltung willen, ausgeführt. Allerdings ist dies nur durch die Kreuzungen, die innerhalb der politischen Richtungen selber stattfinden, möglich. Der Preußische Staat, der als absolutistisch und militaristisch von der progressiven Richtung gehaßt wurde, weil und insofern sie liberal war, also infolge ihres historischen, nicht infolge ihres begrifflichen Charakters, war selber ein durchaus progressives Gebilde, das nur in unablässigem Streit gegen Überlieferungen und historisch geheiligte Mächte sein Wachstum und, nach tiefem Fall, seine Wiederherstellung gefunden hatte. Eben darum konnte die konservative Partei in Preußen, die in einigen Hinsichten — in bezug auf den Militarismus — eben diesen progressiven Charakter am schärfsten repräsentierte, im übrigen dem Absolutismus, für den die „liberale" Bureaukratie, d. h. die Regierung durch Beamte, anstatt durch Adel und Klerus, wesentlich ist — keineswegs unbedingt ergeben sein. Der Adel, der in den Provinzen „ständische Vertretung" (seit 1815 allgemein) besaß, mußte eine preußisch-nationale Vertretung nicht nur gutheißen, sondern wünschen, wenn er seine Macht sich darin sicherte, wie es dann besonders durch Bildung einer Ersten Kammer geschah. Aber auch für die Minorität in der Zweiten Kammer war der Parlamentarismus schon der einzig gangbare Weg, die zeitgemäße, notwendige Methode, um einen Staatsmann aus der Mitte des „Junkertums" emporzuheben und zu stützen, der bei rein absolutistischer Regierung schwerlich sich gegen die schwankende Gesinnung des Monarchen und gegen den Widerstand der Demokratie sowohl als der Bureaukratie lange in der Macht er-

Digitized by Google

halten hätte. Die nationale Einheit unter Preußens Hegemonie mit Ausschluß Österreichs erschien den Scharfliberalen — der demokratisch-großdeutschen Richtung — als „reaktionär". Sie war aber doch einer der längst bekannten Wege zur Verwirklichung des liberal-nationalen Programms, und zwar, wie sich herausstellte, der Weg des verhältnismäßig kleinsten Kraftmaßes und des stärksten Zuges, der letzten Endes immer beschritten wird.

II.

So war es denn die gemäßigt liberale („Gothaer"), die national-liberale Richtung, die in das vom konservativen Preußen neugebaute Reichshaus siegreich einzog. Sie war die eigentliche Reichs-Partei, und hätte diesen Namen sich nicht nehmen lassen sollen. Denn sie bildete sich oder vielmehr war da als die Partei der Bejahung des neuen politischen Zustandes in allen seinen Teilen. Durchaus liberal war sie zunächst geblieben in sozialer Hinsicht, und auch dies entsprach den Lebensbedingungen des Reiches, das auf die Einheit seines Wirtschaftsgebietes, daher auf ökonomische Freiheit und Gleichheit sich stützen mußte. Dagegen war sie in formalpolitischer Hinsicht dem Konservatismus insofern näher gekommen, als sie die Zentralgewalt des Reiches, mithin auch die preußische, um der äußeren Machtstellung und Sicherheit willen in den Vordergrund rücken mußte; wenn auch mit dem Bestreben, „konstitutionelle Garantien" dabei zu erhalten. So lange nun als auch die „verbündeten Regierungen" oder vielmehr der ihre Einheit und Energie repräsentierende Reichskanzler (als „Reichsregierung") den sozialen Liberalismus seinerseits bejahte, so war die nationalliberale Partei — abgesehen von ihren Vorbehalten und soweit sie sonst mit sich einig war — auch die Partei der Reichsregierung. Diese ihre maßgebende sichere Stellung tritt in den ersten Jahren des neuen Reiches durch zwei Erscheinungen hervor: 1. durch die Zahl der gültigen Stimmen, die sie im Verhältnis zu allen abgegebenen Stimmen auf sich vereinigt:

1871 (in Tausenden) 1176,6 von 4126,7 = 28,5 %
1874 („) 1542,6 „ 5190,3 = 29,9 %,

2. dadurch, daß sich, rechts konservativer, links liberaler Herkunft, Gruppen um sie sammeln, auf die sie eine wesentlich attrahierende Kraft ausübt, so daß sich Splitter von beiden Seiten ihr anschließen und ganze Gruppen, wie die anfänglich konkurrierende

Digitized by Google

„liberale Reichspartei", in ihr verschwinden. Es bleiben noch 1877 (in Tausenden gültiger Stimmen)

links die Fortschrittspartei	mit	417,8	von	5401,0	= 7,7 %
rechts die (neue) Reichspartei	„	426,6	„	„	= 7,9 %
indessen die nationalliberale	„	1604,3	„	„	= 29,7 %

auf ihrer Höhe bleibt; während sie jedoch mit der Anzahl der schließlich gewählten Abgeordneten 1874 schon ihren Gipfel erreicht hatte (155).

Die Grundlage der nationalliberalen Partei wurde und wird dargestellt durch diejenigen sozialen Schichten und diejenigen Territorien, die das stärkste Bedürfnis nach der nationalen Einigung empfanden und einen ausgesprochenen Gegensatz zwischen ländlichen und städtischen Interessen teils nicht kannten, teils durch gemeinsame Wünsche der Förderung von Handel und Verkehr ausglichen, teils endlich durch das Überwiegen der großen Industrie verdunkelten. Auf der Basis des protestantischen, liberalen, preußisch-deutschen Patriotismus findet sich mit diesen Interessen ein großer Teil der gelehrten Beamtenschaft mit Einschluß der freier gerichteten Geistlichen zusammen, so daß man sagen darf, die Grundelemente dieser Partei sind: 1. der vermögende Mann, jedoch abgesehen vom großen Grundbesitzer; 2. der gebildete Mann (im modernen Sinne); 3. folglich besonders der vermögende und gebildete Mann. Die Partei entwickelt sich am meisten ungehemmt da, wo eben wegen schwachen Interessenkampfes der formal-politische und damit der ideelle Charakter sich reiner entfalten kann, daher gerade da, wo er in dieser Beziehung auf seine Antithese trifft, nämlich auf speziell antipreußische oder auf partikularistische oder endlich auf katholisch-altdeutsche Tendenzen stoßend, wenngleich diese letzteren nicht leicht unverhüllt sich so zeigen werden, daß sie den Widerspruch und die Kritik der neu-nationalen Richtung als berechtigt anerkennen müßten. Am günstigsten sind zum Teil aus diesen, zum Teil aus den angegebenen ökonomischen Ursachen — die sich guten Teiles reduzieren lassen auf das Prävalieren entweder der großen Industrie oder eines wirtschaftlich entwickelten, daher an Handel und Schiffahrt interessierten, gebildeten Bauerntums — die neuen preußischen Provinzen, wie Hannover und Schleswig-Holstein, wo jene formal-politischen Gegensätze überwiegen, und zugleich gerade die bezeichneten Schichten des Bauerntums in Harmonie mit den vermögenden und gebildeten Einwohnern der Städte, die zum größten Teile gut situierte Landstädte

Digitized by Google

sind, den bestehenden staatsrechtlichen Zustand, insbesondere auch die monarchische Prärogative mit ihrer militärischen, die Sicherheit des Eigentums gewährleistenden Ausrüstung, teils gefühlsmäßig, teils aus dem Bewußtsein ihres Interesses bejahen. Ähnlich verhalten sich die Provinz Sachsen und mehrere kleine norddeutsche Staaten. Dazu kommen dann Gebiete mit modernem Handels- und Bildungs-Charakter in Süddeutschland: namentlich Baden und die Pfalz, das bayerische Mittelfranken und das altprotestantische wie das reichsstädtische Württemberg, wo (in Süddeutschland) überall der Nationalliberalismus hauptsächlich den Gegensatz gegen verbundenen Partikularismus und Katholizismus bezeichnet; Handels- und Bildungsstädte wie Leipzig; endlich Gebiete mit prävalierender Großindustrie, deren Interessen so wesentlich antipartikularistisch sind, im Königreich Sachsen, in Westfalen und am Niederrhein. Abgesehen von Partien Mecklenburgs (wo ebenfalls die obengenannten Faktoren konkurrieren) und von dem Lande nördlich von der Elbe ist die Partei schlechthin westelbisch. Dem alten Preußen ist sie, was die Reichstagswahlen angeht, abgesehen von Minoritäten im bäuerlich-bürgerlichen Regierungsbezirk Liegnitz, beinahe fremd. Hier nehmen ihre Stelle noch zum großen Teile als städtische Minderheiten, aber auch als großstädtische Mehrheiten teils die fortschrittliche Partei, teils andere liberale Gruppen ein, die allerdings während des ersten Dezenniums des Reiches zur nationalliberalen Partei gehörten (weil damals noch der reine Liberalismus ein hinlänglich starkes Element in ihr ausmachte), dann aber zunächst aus handelspolitischen Beweggründen, übrigens aber, weil in ihnen die Opposition gegen die spezifisch-preußische Herrschaft des Großgrundbesitztums weit lebhafter war, nach links hin gravitiert haben. Schon vor dieser „Sezession" aber hatte jener Prozentsatz der Blütezeit (= ca. 30 %, siehe oben), der 1877 stabil geblieben war, in den Auflösungs-Neuwahlen von 1878, wo die Proskription der Sozialdemokratie auch den Liberalismus beider Schattierungen beeinträchtigte — sogar diesen in bezug auf die neuen Reichsinstitutionen so wesentlich konservativen Nationalliberalismus! — auf 25,8 sich vermindert; nach der Sezession sank er 1881 auf 14,6, um dann mit den reichspatriotischen Stimmungen wieder zu steigen: 1884 auf 17,6 und besonders 1887 auf 22,2 %. Seitdem ist das Verhältnis bis 1898 stetig gesunken, nämlich 1890 auf 16,3, 1893 auf 12,9, 1898 auf 12,5 %, dagegen 1903 um ein geringes wieder gestiegen (auf 13,8 %).

Digitized by Google

III.

Ihre charakteristische Gegnerschaft, ihren Antipoden, hatte die nationalliberale Partei im Reiche von Anfang her an der Partei des Zentrums, die man füglich als die Partei des alten Deutschlands, wie jene als die des neuen Deutschlands, bezeichnen kann. Beide sind sich darin ähnlich, daß sie relativ indifferent gegen konservative und liberale Prinzipien sind, aber aus verschiedenen Ursachen sind sie es. Das Zentrum als Partei des geeinigten Widerstandes der Kirche vereinigt jene Tendenzen äußerlich, als unentwickelte, in sich. Der Nationalliberalismus hat sie in sich verschmolzen, ganz wie der moderne preußische Staat und das moderne Deutsche Reich selber. Er bleibt deshalb wesentlich eine progressive Partei, eben als Partei des Staates, wie das Zentrum wesentlich (im Begriffssinne) eine konservative Partei ist, eben als Partei der Kirche. Die beiden Gegenparte haben aber noch eine ihrer Basen gemein, wenn sie auch sehr verschieden beschaffen bei ihnen sind: was nämlich für die besten Gegenden des Nationalliberalismus, das gilt für das Zentrum generell: daß ihnen — was die maßgebenden Schichten angeht — lokal unentwickelte soziale Gegensätze oder vielmehr der Mangel der Entwicklung solcher Gegensätze in wesentlich bäuerlichen, zumal großbäuerlichen oder handels- und halbindustriell-bäuerlichen Distrikten zugrunde liegt. Dieser Zustand hat in den Zentrumsgegenden mehr eine süddeutsch-altkulturliche, in den nationalliberalen Gegenden eine norddeutsch-neukulturliche Färbung. Man darf ferner sagen, daß für das Zentrum ebenso die alte in Kunst und Religion, wie für den Nationalliberalismus die moderne in Wissenschaft und Philosophie wurzelnde Bildung charakteristisch ist. Dadurch beherrscht jenes überwiegend gerade solche Städte, die zu den ältesten Kulturträgern in Deutschland gehören; und dies sind zum Teil auch Städte mit hochentwickelter Großindustrie. Der gemeinsame politische Charakter des Zentrums ist im Ursprunge der Partikularismus oder wenigstens eine dem alten Preußen entgegengerichtete Tendenz, die in Westfalen und im Rheinlande sich stark erhalten hat; auch der polnische Teil von Schlesien hat noch daran teil. Gegenüber dem konservativ-polizeistaatlichen Sinne des ostelbischen Großgrundbesitzes sind diese politischen Velleitäten liberal zu nennen, wie denn einige Größen des preußischen Abgeordnetenhauses, die sich bis dahin Altliberale genannt hatten, unmittelbar Führer des Zentrums wurden. Die bäuerlich-kirchlich-ständische Widerstandsneigung gegen den modernen Staat begegnet

Digitized by Google

und vermischt sich hier, wie oft, mit der modernen individualistisch-national und großstadtbürgerlichen Gesinnung. In bezug auf das Reich als staatsrechtliches Faktum ist die Politik des Zentrums ebenso notwendigerweise föderalistisch, wie die der nationalliberalen Partei unitarisch. Denn einen Staat bejahen (resp. verneinen), heißt seine wesentliche Einheit bejahen (resp. verneinen). Daher gehören zu den Anhängseln des Zentrums die dem modernen Preußen widerstrebenden Elemente, auch protestantische, wie die hannöverschen Partikularisten („Welfen"), namentlich aber die nationalpolnischen und sogar die klerikalen Vertreter des Reichslandes Elsaß-Lothringen, für die zwar der katholische Charakter des Zentrums zunächst bestimmend sein dürfte, die aber doch auch Sympathien für ihre landschaftlichen Interessen bei ihm erwarten. Eben in dem katholischen Charakter, wenigstens sobald er die römisch-ultramontane Farbe hat, liegt ein notwendiger Widerspruch gegen das auf die Reformation und auf die Revolution aufgebaute neue Deutsche Reich, das seinem Wesen nach mehr ist, als ein Bund der in ihm enthaltenen Einzelstaaten, nämlich selber ein Staat, und zwar ein Staat, der nicht mehr, wie jene älteren Gebilde insgesamt, eine organische Verbindung mit irgendwelchem Kultuswesen, geschweige mit einer Konfession eingegangen ist oder einzugehen nötig hat.

IV.

Wenn im ersten Jahrzehnte des Reiches die kompakte Masse und die Gedankenrichtung des Nationalliberalismus so stark waren, daß sie nach rechts und nach links attrahierend wirkten, so liegt darin ausgesprochen, daß der alte Gegensatz der konservativen und liberalen Denkungsart verblaßt war, und dies offenbar durch die Leuchtkraft der liberalen Elemente im Nationalliberalismus, der das neue Reich, und vielleicht noch mehr sein Vorläufer, der Norddeutsche Bund, in einer Gesetzgebung entsprachen, die bestimmt war, die wirtschaftlichen Kräfte der Nation zu entfesseln, und dieser setzten auch die Konservativen nur noch einen schwachen Widerstand entgegen. Ihren ganz speziellen Ausdruck fand aber jener Ausgleich in der Bildung einer „freikonservativen" Partei, wie sich in Preußen die „Deutsche Reichspartei" nannte. Sie kann definiert werden als der Nationalliberalismus, wie ihn altpreußische konservative Elemente verstanden, daher mit stärkerer Betonung der monarchisch-ministeriellen Autorität einerseits, des großen und befestigten Kapitalismus, daher auch des groß-

Digitized by Google

kapitalistisch betriebenen Landwirtschafts- und landwirtschaftlichen Industriebetriebes andererseits. In dieser Partei finden sich daher der Latifundienbesitz, die Zuckerindustrie, Berg- und Hüttenwerke und solche Elemente des größeren Grundbesitzes zusammen, die mit der wissenschaftlichen Bildung und dem „Zeitgeist" mehr Fühlung gewonnen haben als die pastoral-altkonservativen: in jeder Hinsicht moderner und regierungsfähiger als diese. Der Regierungsfähigkeit entspricht auch die Neigung, in privatrechtlichen Verhältnissen eine Herrschaft auszuüben, die, obgleich dem Wesen des freien Arbeitsvertrages, auf den das ganze industrielle System aufgebaut ist, widersprechend, den Versuch einer Übertragung altfeudalistischer Prinzipien in die Arbeiterbataillone des Fabriksystems darstellt: typisch dafür das „patriarchalische" Regiment des Hüttenbesitzers Freiherrn von Stumm, der zu den Leitern dieser freikonservativen oder Reichspartei gehörte und auch außerhalb der Parlamentshäuser einen tiefreichenden politischen Einfluß auszuüben verstanden hat.

V.

Vergleichen wir mit diesem rechten den ursprünglichen anderen Flügel, so hat dieser, der Rest der alten Fortschrittspartei (diese war ganz eigentlich die Mutter des Nationalliberalismus), mit jenem gemein, daß auch er eine überwiegend altpreußische Partei darstellt, und zwar hauptsächlich die der Großstädte, bei deren Bürgern der nationale Stimmungsaufschwung das Mißtrauen und die Abneigung gegen eine militaristische und von konservativem Monarchismus getragene Regierung nicht überwunden hatte. Als wirksames Ingrediens kommt dazu ein protestantischer Reflex der rheinischen, namentlich aber der westfälischen Widerstandsneigung gegen das „Mußpreußentum". Dazu kommen dann altpreußische Bauernelemente, auch in den kleineren Städten nachwirkend, bei denen der Haß gegen den Adel und gegen die militärisch-polizeiliche Tradition des preußischen Staates unvergessen glimmt. Anschließen sich ähnliche Elemente aus den übrigen deutschen Ländern, besonders der alte Liberalismus der thüringischen Kleinstaaten, der zwar durchaus national, zugleich aber kleinbürgerlich-radikal, beim preußisch-militärischen Gepräge des neuen Reiches die Kosten scheut, übrigens auch zu einer entschiedener antikonservativen Denkungsart durch überlieferte religiös-kirchliche Freisinnigkeit gestimmt wird, die sich im Nationalliberalismus zu einem konventionellen Geltenlassen und Indifferentismus abge-

Digitized by Google

schwächt hat. Auch sonst macht diese eins der Fermente des Fortschrittsliberalismus aus, wenn sie auch in Süddeutschland mit dem Nationalliberalismus sich besser verträgt. Der Fortschrittsliberalismus hatte endlich im Süden wie im Norden noch erheblichen Anhang in alten freien Städten, wie Nürnberg und Hamburg, Bremen, denen vorzugsweise am wirtschaftlichen Liberalismus gelegen war, und bei denen die nationale Staatsgesinnung mit einem Zuge zum Kosmopolitismus, dem alten Erbteil der deutschen Bildung, legiert auftritt. Diesem Zuge entspricht auch die Teilnahme des Judentums an diesem entschiedenen Liberalismus, die freilich im oft angezogenen ersten Jahrzehnte des Reiches auch vom Nationalliberalismus noch umschlossen wurde; was eins seiner unterscheidenden Merkmale von der sonst nahe verwandten „freikonservativen" Nachbarpartei ausmachte.

Damit hängt denn auch die „Sezession" des linken Flügels im Jahre 1880 zusammen. Sie war Symptom des begonnenen, noch heute (1906) sich fortsetzenden Zersetzungsprozesses der Parteien durch ökonomisch-politische Motive. Zunächst und vor allem durch die Handelspolitik. Die einmütige Richtung auf den Freihandel war im Zusammenhange mit der nationalen Gestaltung des Wirtschaftsgebietes eine der Haupttendenzen, worin Konservativismus und Liberalismus erloschen waren. Sogar die altkonservative, im Reiche außerhalb Preußens nur vom Königreich Sachsen und (aus lutherisch-kirchlichen Gründen) von Mittelfranken, endlich von Mecklenburg her sekundierte Richtung war in Konsequenz ihres traditionellen Interesses für billiges Eisen freihändlerisch. In diese temporäre Einigkeit legte die schwere Handelskrise, die 1873 einsetzte, von 1875 ab sich heftig steigerte, sowie die zunehmende Einfuhr überseeischen Getreides Bresche. Als protektionistisch disponiert konnte bis dahin nur das Zentrum — als überhaupt die Kontrapartei — gelten, gemäß seinen überwiegend antiliberalen wirtschaftlichen Grundsätzen, denen die in ihm sich vertretenden wirtschaftlichen Stände teils wie in Bayern das noch in alten Erwerbsverhältnissen steckende Bauerntum durch Haß gegen Handel und Wucher, teils wie die Weinbauern und Kleinindustriellen, darunter viel altes zünftiges Handwerk, durch direkt bewußtes Interesse Nahrung gaben. Die Krisis ließ diesen ökonomisch-politischen Fluß, der inzwischen fast verseicht war, über seine Ufer treten. Aus dem Arsenal der Arbeiterbewegung wurden die Geschosse entlehnt, die gegen das Prinzip des „laissez faire, laissez aller", gegen das Manchestertum geschleudert wurden.

Digitized by Google

Von 1876—78 vollendete sich der Umschwung, der zugleich einen Sieg des Zentrums bedeutete, symptomatisch illustriert durch das Niederlegen der Speere „auf dem Fechtboden" des „Kulturkampfs", von seiten der Reichsregierung. Das Zentrum blieb geschlossen und in den Hauptsachen einig. Wenn es auch, genau wie der Nationalliberalismus, sein Maximum an relativer Stimmenzahl im Jahre 1874 erreicht hatte mit 27,9 %, so ist doch die Verminderung verhältnismäßig gering und mehrmals unterbrochen gewesen; freilich bleibt die Tendenz zur Abnahme unverkennbar, und der Prozentsatz war im Jahre 1898 mit 18,7 % nicht mehr weit von dem Minimum des Jahres 1871 mit 17,6, dem sogleich durch die Entfachung des preußischen Kulturkampfes, jenes Maximum folgte.*) Der Antipode des Zentrums zersplitterte, wie gesagt, im Jahre 1880, nachdem seine Einigkeit den Beginn der schutzzöllnerischen Ära in 1878 noch durch Proklamation des Grundsatzes der Grundsatzlosigkeit in wirtschaftlichen Fragen überlebt hatte. Obschon aus anderen Ursachen die alte Gruppierung der Parteien im wesentlichen sich erhielt, so gibt es doch seitdem in bezug auf die Handelspolitik einen neuen Gegensatz konservativer und progressiver Richtungen: jene geführt vom Zentrum, das zugleich die auseinandergehenden Elemente innerhalb des Protektionismus ebenso vermittelt, wie bisher der Nationalliberalismus diejenigen innerhalb des Nationalismus und des Liberalismus; diese (die progressiven Richtungen) fanden sich zunächst — da die Sozialdemokratie parlamentarisch noch wenig in Betracht kam, auch der Handelspolitik noch unentschieden oder indifferent gegenüberstand — als „deutsch-freisinnige Partei" von 1884—1893 zusammen. Der für das neue Reich charakteristische Kontrast des Nationalliberalismus und des Zentrums hatte sich also um die Mitte seines ersten Menschenalters verwischt; die halberloschene Aktenschrift Liberal *v.* Konservativ war wieder aufgelebt, nur mit dem sehr erheblichen Unterschiede, daß das konservative Heer nunmehr geführt wurde von ultramontan und antipreußisch engagierten Führern. Damit war der Nationalliberalis-

*) Im Jahre 1903 ist freilich der Prozentsatz wieder ein wenig gestiegen (auf 19,1 %), aber diese Steigerung, die in der absoluten Ziffer nicht weniger als 425000 Stimmen beträgt, ist wesentlich künstlich herbeigeführt worden durch Aufstellung von Zählkandidaten in allen Wahlkreisen, wo sonst die ultramontanen Wähler als geringfügige Minorität entweder gar nicht oder (am liebsten) für den Kandidaten der freisinnigen Volkspartei stimmten, welch letztere in entsprechender Weise an Stimmenzahl verloren hat.

Digitized by Google

mus geistig getötet. Da die handelspolitisch antiliberale Politik eine ausgesprochene Majorität hatte, so bedeutete das Zusammengehen mit ihr zugleich eine Niederlage der preußischen Führung im Bunde der Regierungen. Denn diese hatte sich damit ihrem deklarierten Gegner innerhalb des deutschen Volkes wenn nicht unterworfen, so doch insoweit genähert, daß sie von nun an in diesem Gegner ihre Stütze suchen mußte.

VI.

Die „deutsch-freisinnige Partei" von 1884 hat sich nicht als geeignete Form, um den Liberalismus neu zusammenzufassen, bewährt. Die Fusion vermochte nicht, die Abnahme ihrer relativen Stimmenzahl zu verhindern oder auch nur zu hemmen. Während Sezession und Fortschritt zusammen 1881 noch 21,2% der gültigen Stimmen repräsentierten, so die neue Partei 1884 nur noch 17,6%, und die Unpopularität ihrer Haltung gegenüber den militärischen Bedürfnissen des Reiches dokumentierte sich durch fernere Abnahme auf 12,9%. Dann folgte, trotz des schweren Schlages, den die Partei durch ein Unglück erlitt, das ein Unglück für die Nation war, ein Wachstum auf 16,0% (1890), aber nach der Scheidung erhielten die getrennten Gruppen zusammen nur noch 12,0%, nämlich die kleinere, bei der der wirtschaftliche Liberalismus vorwiegt, 3,3%, die größere, mit stärkerem, formalpolitischem Charakter, 8,7%. Und diese Verminderung hat sich 1898 fortgesetzt bis auf 2,5% und 7,2%, zusammen also nur noch 9,7% der abgegebenen gültigen Stimmen. 1903 zeigt sich die erste Gruppe stabil im Verhältnis (die absolute Zahl der gültigen Stimmen ist von 195 700 auf 243 000 gewachsen), die zweite ist absolut und relativ weiter gesunken (von 558 300 auf 538 200, relativ auf 5,6%).

Für den Liberalismus als progressives Prinzip war es eine Lebensfrage, die industrielle Arbeiterklasse so lange als möglich in seinem Gefolge zu behalten; wenn nicht die gesamte, so doch einen möglichst großen Teil. Daß er dies nicht nur auf die Dauer nicht vermocht hat — was unter allen Umständen sehr schwierig gewesen wäre —, sondern schon sehr bald, schon bald nach Gründung des Deutschen Reiches, an der die Söhne jener Klasse in Reih und Glied mitgeholfen hatten, hat aufgeben müssen, ist zum Teil ohne Zweifel mangelhaften Qualitäten seiner Führer zuzuschreiben, zum Teil — und darauf führen auch diese Mängel zurück — der ungenügenden politischen Schulung der Nation.

Digitized by Google

Die starke und rapide Entwicklung einer besonderen, vom Liberalismus weit abrückenden Arbeiterpartei ist zur guten Hälfte erst eine Folge der Zersetzung und zunehmenden Ohnmacht des Liberalismus gewesen. Anderseits hätte diese nicht so stark fortschreiten können, wenn die liberalen Parteien, aus denen längst — wenn jene ein hinreichend starkes politisches Bewußtsein gehabt hätten — die liberale Partei des Reiches hätte werden müssen, einen starken Rückhalt in den sich mühsam emporringenden Massen des Proletariats behalten, ihren Einfluß sich hier zu befestigen und auszudehnen gewußt hätten. Aber noch im Jahre 1878 konnten beide liberale Parteien als Gegner jeder positiven „Sozialpolitik" mit Fug erachtet werden. Auf dem Dogma festsitzend, daß eine Besserung der Arbeiterzustände — die im Laufe der 70er Jahre, zuerst unter den desultorischen Wirkungen eines zu schwindelnder Höhe entwickelten ungesunden industriellen Aufschwunges, sodann einer schweren, lähmenden Handelskrise, sich zusehends verschlimmerten — nur durch Selbsthilfe erreicht werden könne und dürfe, daß alle Staatshilfe verwerflich sei, hatten diese Parteien doch nichts getan, um die Arbeiterselbsthilfe zu fördern oder zu organisieren; nichts oder doch so wenig, daß die schwache Entwicklung dieser Organisationen auf einen Fehler in der inneren Anlage deutlich hinwies. Die Entstehung des Vereins für Sozialpolitik, dessen wissenschaftliche Urheber zum größten Teile politisch Liberale waren und bleiben wollten, schon im Jahre 1872 hätte füglich die liberalen Politiker, von denen sogar einer der einflußreichsten und bedeutendsten tätig an dem Vereine teilnahm, auf die Wege weisen sollen, die sie mit aller Energie und Klarheit betreten mußten. Anstatt dessen wurde mit dem mißfälligen Namen des Kathedersozialismus ein verwerfendes Urteil über diese Richtung gefällt, anstatt dessen erfolgte, den ökonomischen Interessen der Großindustrie zuliebe, die Bekehrung zum Schutzzoll bei dem größeren Teile der Nationalliberalen, eine Bekehrung, der die Führer der Partei, wenn rein politische Motive stark genug gewesen wären, sich so stark widersetzt haben würden, daß sie die Bekehrten in das konservative Lager hinübergedrängt hätten, anstatt die Ausscheidung der Freihändler zu veranlassen. Die künstliche Förderung der ohnehin unter so glücklichen Chancen sich entwickelnden Großindustrie, die mit dem Nachlassen der Handelskrisis (welches Nachlassen sogar durch die hohen Zölle verzögert wurde) auch bei Erhaltung der freihändlerischen Richtung einen erneuten Aufschwung nehmen mußte; die dadurch

Digitized by Google

begünstigte, ohnehin in viel zu raschem Tempo vor sich gehende Vermehrung der Einwohnerschaften der Großstädte und aller industriellen Zentren; die zur Kompensation für den Grundbesitz notwendig gewordene Einführung von Getreidezöllen, die ihre Steigerung wie von selber bedingen, wenn einmal der Grundsatz gilt, daß auch der schlecht wirtschaftende Landwirt auf angemessene Preise für seine Produkte, auch der verschuldete Grundbesitzer um seiner Standesgewohnheiten willen Anspruch auf ungeschmälerten Rentenbezug habe; die gleichzeitig über die Arbeiterpartei, den liberalen Prinzipien und Traditionen entgegen, verhängte harte Verfolgung ihrer Schriften und Worte, die das „Irren" wieder nach altem kirchlichen Vorbilde zur Todsünde machte und die Irrenden um so fester zusammenschmiedete; die immer zunehmende Entfernung und Entfremdung der reich gewordenen „Bourgeoisie" in Lebensgewohnheiten und Anschauungen vom Volke, verschärft durch die Adoption eines militärischen Befehlshabertons und Gebarens in Privatverhältnissen, eines Gebarens, das mehr an die Traditionen des Heeres vor Scharnhorst und Boyen als an die der Landwehr von 1813 erinnerte; endlich, als ein charakteristisches Symptom, die Hinwendung der studierenden Jugend, die ehemals, 50 Jahre lang, unter schweren Opfern und Verfolgungen, für den Liberalismus gefochten hatte, zu einer unbestimmbaren Parteirichtung, die in dunklen antisemitischen Gefühlen und in allgemeiner politischer Müdigkeit ihre stärksten Wurzeln hatte — alle diese Momente bedingten die vollständige Einbuße jedes Einflusses der durch die gesamte neuere Entwicklung so hoch emporgehobenen Klasse des gebildeten Bürgertums auf die ihr in natürlichen, sozusagen häuslichen Beziehungen so nahestehende, auf ihre Hilfe, Belehrung, ihr Verständnis angewiesene, nach Teilnahme an den Kulturgütern, ebenso wie nach besserer materieller Lebenshaltung verlangende Arbeiterschaft. Sicherlich liegen die Ursachen dieser Erscheinung noch an anderen Stellen des gesellschaftlichen und politischen Zustandes in dem so plötzlich zusammengeschweißten Deutschen Reiche; es trugen persönliche Eigenschaften des Staatsmannes dazu bei, der zu seiner Lenkung in den ersten beiden Dezennien berufen war. Dennoch darf man sagen: ein wirklich energischer, gut geführter, klar sehender Liberalismus hätte sich die Chancen, die politische Führung im Deutschen Reiche gegen das Zentrum zu behaupten, nicht so völlig entgehen lassen. So wie die Dinge sich gestaltet haben, konnte auch das an sich sehr bedeutende Werk der Versicherungsgesetze, das, unter

Digitized by Google

dem Drucke der sozialdemokratischen Agitation und Entwicklung, äußerlich den Anregungen freikonservativer Magnaten verdankt wurde und aus der Initiative der kaiserlichen Regierung (wie sie in diesem Falle genannt werden kann) hervorging, nicht mehr in dem bezeichneten Sinne wirksam werden. Eine Regierung, der die nationalliberale Partei zu liberal war und die sich auf das Zentrum zu stützen anfing, hatte notwendigerweise ihren Kredit bei den so lange im Geiste des Liberalismus erzogenen Massen verloren.

VII.

Die Sozialdemokratie ist eine scharf progressive, gegen alle nationalen und politischen Traditionen teils gleichgültige, teils feindselige Partei der unbedingten Neuerung, d. h. sie befürwortet und befördert praktisch zunächst die Einfügung der industriellen Arbeiterschaft in ihre gegebene soziale Lage und dadurch in die bestehende Gesellschaft, so heftig sie theoretisch diese verneinen mag: sie erstrebt zu diesem Behufe die Ausbildung eines entschiedenen Bewußtseins dieser Lage und der daraus entspringenden Solidarität ihrer Interessen, die Ausnutzung der Vorteile, die diese Lage ihr darbietet; sie faßt aber weiterhin die Gewinnung politischer Macht ins Auge, mit dem ausgesprochenen Endziele, im Besitze der politischen Macht die gesellschaftlichen Besitz- und Rechtsverhältnisse ihren Interessen und Theoremen gemäß umzugestalten. Sie hält sich wissenschaftlich und moralisch für berechtigt, dieses Endziel zu erstreben, weil dem wissenschaftlich erkennbaren notwendigen Gange der ökonomischen Entwickelung gemäß eine solche Umgestaltung immer mehr im allgemeinen Interesse, dem zuletzt nur noch das Interesse einer unbedeutenden Minderheit von Grundbesitzern und Kapitalisten entgegenstehe, erforderlich werde; weil die Produktion selber, durch den Stand der Technik, schon sozialisiert sei, da die Schaffung der Werte wesentlich durch die Kooperation und durch die Arbeit mit den vom Kapitalisten nicht erfundenen, aber angeeigneten Arbeitsmitteln zustande komme.

Wir machen uns nicht anheischig, hier zu prüfen, ob und wiefern diese Ansicht haltbar sei. Für die kritische Beleuchtung der Parteirichtungen genügt es, festzustellen, daß diesem auf Umgestaltung abzielenden Wollen gegenüber alle

Digitized by Google

übrigen Parteien als konservativ zu bezeichnen sind*), wenn auch sehr mehr oder weniger und mit sehr verschiedenen Akzenten. In bezug auf die bestehende „Gesellschaftsordnung" und deren rechtliche Fundierung sind eigentlich und streng konservativ im Grunde nur — die Liberalen, daher die ausgesprochen Liberalen am meisten; und nun kann man zweifeln, ob die „liberale Vereinigung" oder die „freisinnige Volkspartei" den sozialistischen Modifikationen der Gesellschaftsordnung — nur solche, diese aber auch stark, kommen unmittelbar in Frage — schärfer widerspreche; denn beide haben sich einer überwältigenden Volksströmung und öffentlichen Meinung gegenüber, die weit jenseits der Grenzen sozialdemokratischer Parteigedanken solche Modifikationen ungestüm verlangt, eine gewisse Reserve auferlegen müssen. Prinzipiell stand vor kurzem noch die liberale Vereinigung am reinsten auf dem Standpunkte des sozialökonomischen Liberalismus: sie hat ihren kraftvollen Anhang in Seehandelsstädten und in Kreisen des Bankkapitals, woraus allerdings auch folgt, daß dieser Anhang praktisch durch die gesetzlichen Einschränkungen des freien Arbeitsvertrages verhältnismäßig wenig getroffen wird; auch hat sich ein beträchtlicher Teil der alten ideologischen Gefolgschaft des Nationalliberalismus — der „deutschen Bildung" — an diese Seite gehalten (man erinnere sich, daß Theodor Mommsen eines ihrer Häupter war), der aus humanen Gründen die Hebung der Arbeiterklasse befürwortet und es mit einer strikten Observanz des ökonomischen Liberalismus nicht allzu genau nimmt. Daher auf dieser Seite eine gewisse Tendenz zur Duldung der Sozialdemokratie als einer „radikalen Arbeiterpartei" bedeutsam hervortritt, und neuerdings sogar ein „Zusammengehen" mit ihr zur Bekämpfung und Überwindung der „Reaktion" energisch befürwortet wird; was freilich ein Maß politischer Einsicht und Energie voraussetzt, das bei der mehr zum Dienen als zum Herrschen gestimmten deutschen bürgerlichen Klasse nicht vermutet werden darf.

Die „freisinnige Volkspartei" betont ihrem Wesen und ihrer Vergangenheit gemäß stärker die formalpolitischen Merkmale des Liberalismus; sie verleugnet zwar die sozialpolitischen keineswegs, aber sie, oder vielmehr schon die preußische Fortschrittspartei, von der sie in direkter Linie abstammt, hat sich doch gewisser Velleitäten

*) Dies schon richtig ausgeführt von H. v. Scheel „Die sozialpolitischen Parteien" (1871).

Digitized by Google

nicht erwehren können (und konnte es nicht wollen), die, wenn auch gar nicht zum politischen, | so doch zum gesellschaftlichen Sozialismus eine gewisse Neigung unverkennbar kundtun. Das Gewerkvereins- und das Genossenschaftswesen sind Modifikationen der Gesellschaftsordnung, die von innen heraus erfolgen, aber doch auf der Voraussetzung ihrer Korrekturbedürftigkeit sich aufbauen und teils den Zweck haben, die freie Konkurrenz durch Assoziation zu beschränken, teils mit der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, wie sie aus dem „natürlichen" Prozeß des Erwerbtriebes und Tausches hervorgeht, zu interferieren. So wird denn auch innerhalb der Partei der kleine Rest von Arbeiteranhang, den sie noch hat, leicht zu einem störenden Element. Nur die Diktatur des jüngst hingeschiedenen Parteiführers, der viele Niederlagen ihre Energie nicht genommen hatten, vermochte noch die programmatische Forderung einer vorsichtigen sozialen Reformpolitik, auf die jener Anhang drängt, abzuwehren — theoretisch; denn praktisch läßt sich die Negation längst nicht mehr durchführen. Der süddeutsche, altselbständige Flügel dieses radikalen Liberalismus steht auch dem politischen Sozialismus erheblich näher und ist ihm im Laufe der Entwickelung immer näher gekommen. Diese süddeutsche Volkspartei ist dadurch zunächst gewachsen von 1,2% im Jahre 1887 auf 2,2% 1893, dann freilich wieder vermindert auf 1,4% 1898 und sogar auf 0,9% 1903. Offenbar, und wie leicht nachzuweisen, ist diese Abnahme durch steigende Konkurrenz der Sozialdemokratie bewirkt worden. Die glänzende Entwickelung dieser Partei im Deutschen Reiche ist bekannt, sie möge hier, wie die der übrigen Hauptparteien, in den Verhältnissen der abgegebenen gültigen Stimmen zu deren Gesamtzahl ausgedrückt werden. Dieser Prozentsatz war 1871 nur 2,9, erhob sich 1874 auf 6,7 und 1877 auf 9,1, sank 1878 auf 7,6, 1881 weiter auf 6,1 (die Senkungen waren Folgen zuerst des drohenden, sodann des in Kraft getretenen Ausnahmegesetzes), um 1884 wieder auf 9,7, 1887 auf 10,1 und 1890 auf 19,7 zu steigen; nach diesem großen Sprunge ist der Fortschritt weniger stark, aber stetig gewesen: zu 23,3 1893, 27,1 1898 und 31,7 1903. Gesetzt, daß diese Entwicklung in diesem Tempo ruhig fortgehe und weder Auflösungswahlen noch Verfassungsänderungen dazwischen treten, so würde im Jahre 1918 die absolute Mehrheit der gültigen Stimmen auf Kandidaten dieser Partei fallen, was freilich, bei bestehender Einteilung der Wahlkreise, noch bei weitem nicht eine Mehrheit der gewählten Abgeordneten bedeutet.

Digitized by Google

VIII.

Nun berührt sich aber notwendigerweise in der Kritik des wirtschaftlichen Liberalismus, nachdem einmal der Zweifel Platz gegriffen hat, alles, was gegenüber dem Liberalismus konservativ war und zum guten Teil seinen altererbten Einfluß auf die preußische Regierung, dadurch also auf die Reichsgesetzgebung besitzt und geltend macht. Bezeichnend dafür ist die Ankündigung der Sozialreform als einer Art des „praktischen Christentums" gewesen, eine Formel, die den Historiker wie eine Neurezeption des kanonischen Rechtes anmutet, wie sie denn in keiner programmatischen Äußerung der Zentrumspartei zu wirtschaftlichen Fragen fehlen darf; wo sie freilich im Grunde eine prinzipielle Negation des ganzen kapitalistischen Wirtschaftssystems bedeutet. Der Rumpf des Nationalliberalismus aber war, schon durch die gesellschaftliche Stellung seiner Elemente, mehr aber noch durch die Zollpolitik, teils reine Regierungspartei, teils — und eben dadurch — der linke Flügel des protestantischen (mehr oder weniger gouvernementalen) Konservativismus geworden; mithin gegenüber dem sozialkonservativen Charakter des Liberalismus kritisch und progressiv, mindestens indifferent. (Es ist hier gleichgültig, ob einige diesen „konservativen Sozialismus" oder „Staatssozialismus" oder wie immer die Richtung genannt werde, vielmehr als regressiv bezeichnen wollen; in dem Epitheton „progressiv" soll kein Werturteil enthalten sein; wie denn überhaupt in dieser objektiven Darstellung Werturteile unterdrückt werden.)

Nun hat anderseits der Sozialismus, sofern er mit politisch-demokratischen Ideen, also mit radikalstem Liberalismus assoziiert ist, notwendigerweise seinen schärfsten Feind an der politischen konservativen Partei, namentlich an der preußisch-altkonservativen, im Reiche deutsch-konservativen Richtung, die sich rühmen kann, mit keinem Liberalismus legiert zu sein, und eine ihrer Stützen an der protestantischen Orthodoxie besitzt, mit einigem Rechte also die „evangelische Ausgabe" des Zentrums genannt wird. Im übrigen steht diese Partei mit ehernen Füßen dem militärischen Monarchismus zur Seite. Daher spannt sich an das Verhältnis zur Monarchie und zum Heere der stärkste Gegensatz zwischen dieser altaristokratischen und jener neudemokratischen Partei. Je mehr in der öffentlichen Meinung und mehr oder minder in allen Parteien, — denn vollends das Zentrum steht gerade in dieser Hinsicht, in der Negation des ökonomischen Liberalismus, im Zentrum — die Verteidigung der Gesellschaftsordnung, wenn

Digitized by Google

auch formell leidlich aufrecht erhalten, ja vielleicht stärker betont, praktisch sich abschwächt; um so mehr muß, auch von der öffentlichen Meinung getragen, die Verteidigung der Staatsordnung alle Kräfte zum Kampfe gegen die Sozialdemokratie um sich sammeln, mit anderen Worten, innerhalb der akatholischen Parteien muß die deutschkonservative sich ebenso heben, wie die nationalliberale gesunken ist. Dies Verhältnis kommt genau zum Ausdruck in der relativen Stimmenzahl. Die deutschkonservative Partei sinkt auf ein Minimum mit 7,0 im Jahre 1874, wo die nationalliberale ihren Zenit erreicht. Jene steigt dann 1877, während diese stationär bleibt, schon auf 9,8%, während gleichzeitig Fortschrittspartei und Zentrum sinken. Jene wächst ferner, nunmehr auch auf Kosten des Nationalliberalismus, 1878 (Auflösungswahlen) auf 13,0%. In diesem Jahre ist aber der Aufstieg der Regierungspartei noch viel stärker, weil es sich lediglich um unbedingte Unterstützung der Bismarckschen Regierung — auch zugunsten der Industriezölle — handelte, der die Reichspartei immer am nächsten stand. Erst im Jahre 1881 kommt die Entwickelung der deutschkonservativen Richtung rein zum Ausdruck, mit Wachstum auf 16,3, bei gleichzeitigem starken Abfall aller „weiter links" stehenden Parteien. Die deutschkonservative Partei hatte aber damit ihr Maximum erreicht. Die relative Ziffer ist zuerst gesunken, dann stabil geblieben, einmal (1893) wieder gestiegen, zuletzt gesunken auf 11,1% (1898) und weiter auf ca. 10% (1903). Die wirtschaftlichen Interessenkämpfe sind zu mächtig und zu laut geworden. Sie haben auch auf diese Partei stark zersetzend gewirkt. Einmal hat der Antisemitismus, mit dem sie selber die stärkste Sympathie durch Tradition und Gefühle hat, ihr Abbruch getan. Die ausgesprochen antisemitisch-politischen Richtungen haben zum größten Teile einen stark demokratischen, sogar demokratisch-sozialistischen Beigeschmack, wenigstens in der Theorie. Ihre gesellschaftlichen Wurzeln sind freilich mannigfach und verworren. Die stärkste besteht in einem erheblichen Teile des Bauernstandes in den neuen preußischen Provinzen, der sich gegen den z. B. in Hessen tief eingewurzelten Wucher dadurch wehren will, vielleicht auch gleichzeitig seiner Abneigung gegen den preußischen Eroberer einen verhüllten Ausdruck gibt. Dazu kommen großstädtische Elemente, sehr verstreut, die teils denselben Beweggrund haben (Kleinbürger, namentlich Handwerker), teils unter dem Drucke der Konkurrenz des größeren Kapitals im Handelsgewerbe leiden (Krämer usw.), teils endlich unter diesem

Digitized by Google

Schilde eine Arbeiterbewegung der Handlungskommis und anderer, für die Sozialdemokratie sich zu gut haltender oder ihre Gefährlichkeit scheuender, den Liberalismus aber eben als „jüdisch" und „kapitalistisch" perhorreszierender Elemente. Eine naheverwandte neue Parteigruppe ist die der „Christlich-Sozialen", die zugleich sich, so lange, bis sie wegen ihrer, wenn auch oberflächlichen Berührungen mit der Sozialdemokratie zurückgestoßen wird, nahe an die Altkonservativen hält, wenngleich nicht, ohne auch mit den ihr innerlich noch fremderen Neukonservativen („Reichspartei") Fühlung zu suchen. Ihre hauptsächliche Bedeutung hat die Gruppe dadurch, daß sie vielfach eine gewisse Scheidung des protestantischen Pfarrers von seinem rechten Arme, dem Gutsherrn (dem „Squire") bedeutet, also von dem historischen, insbesondere preußisch-historischen Baume des Konservativismus zugunsten einer gewissen Anlehnung an die Bedürfnisse der unteren Klasse abblättert. Viel schlimmer aber als alle diese Abblätterungen trifft diesen Baum die neue Tendenz zu rein wirtschaftlicher Parteiung; sie frißt an seiner Wurzel.

Der „Bund der Landwirte" will allerdings, seinem Vorgeben nach, keine politische Partei sein. Er tritt aber nicht allein agitatorisch als eine solche auf, sondern beteiligt sich direkt an den Wahlen zum deutschen Reichstage. Er hat der Natur der Sache nach, da die Lage des größeren Grundbesitzes sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten unterliegt, unter diesem Stamme der konservativen Partei seinen Hauptanhang und nimmt dadurch diesem seinen Charakter, der Wahrung staatlicher Tradition und Autorität zu dienen. Wenn man auch Grund hat, solche Charaktere immer für Hüllen von sozialen und zuletzt von wirtschaftlichen Interessen zu halten, so werden dadurch ihr Wert und ihre Bedeutung nicht geringer. Denn wenige menschliche Angelegenheiten verdienen es, und können es vertragen, *ohne* Hülle gesehen zu werden.

Die antisemitischen und christlich-sozialen Gruppen spielen auch zusammengenommen nur eine unbedeutende Rolle bei den Reichstagswahlen. Sie nahmen einen nennenswerten Aufschwung zwischen 1890 und 1893, offenbar unter dem populären Eindrucke, daß der neue Kaiser einer ähnlichen (sozialreformerischen) Richtung huldige, von 0,6 auf 3,4%, erhoben sich noch um ein Geringes 1898 — auf 3,6 —, um 1903 wieder auf 2,5 zu fallen. Der bayerische Bauernbund und der Bund der Landwirte zusammen brachten 1898 auch 3,2% auf und fielen gleichfalls auf 2,4%. Auch in

Digitized by Google

der Konkurrenz der Parteien sind es nicht die Kleinbetriebe, denen Fortuna sich gewogen zeigt.

IX.

Dies Schicksal hat auch die interessante kleine Gruppe erfahren, die unter dem Namen der Nationalsozialen bekannt geworden ist. Ursprünglich als die „jüngeren Christlich-Sozialen" vom konservativen Gefolge abgebröckelt, hatten sie sich 1896 zuerst als Verein, später allzukühn als besondere Partei etabliert. Geist und Wille eines Mannes, der zu den wenigen politischen Köpfen gerechnet werden muß, die bisher aus dem preußisch-deutschen Reich hervorgegangen sind, gaben dieser Schar von Offizieren ohne Mannschaft, wie man sie treffend benannt hat, ihr Dasein und ihren Wert. Sie hat es aber nicht über 30300 Stimmen bei den Reichstagswahlen 1903 gebracht. Ihr Programm war nicht, wie man nach dem Namen vermuten könnte, einfach das eines „nationalen Sozialismus", sondern sie definierte das Nationale im Sinne einer entschiedenen imperialistischen Machtpolitik, insbesondere zugunsten jeder Flottenvermehrung, indem sie diese Politik als im demokratischen Interesse geboten bezeichnete, und das demokratische Interesse bestimmte nach den Daseins- und Lebensbedürfnissen einer auf die Blüte der Exportindustrien angewiesenen Arbeiterschaft, deren natürliche Vermehrung das Deutsche Reich nur durch solche Mittel tragen könne. Mit Abstoßung aller weitergehenden und spezifisch sozialistischen Gedanken wird das „Soziale" in die allseitige Hebung der Arbeiterklasse gesetzt, deren gesteigerte Konsumfähigkeit auch dem inneren Warenabsatz, insbesondere der heimischen Viehzucht und damit auch der Vermehrung bäuerlicher Wirtschaften, im Gegensatze zum Großgrundbesitze, zugute kommen müsse. Praktisch wurde dies Programm mehr und mehr eine zeitgemäße Auffrischung des nationalen Liberalismus, wenn auch nicht des Nationalliberalismus, von dem er sich nicht nur durch die Sympathie mit der wirtschaftlichen Seite der Arbeiterbewegung, sondern auch durch entschieden freihändlerische Tendenzen unterscheidet. So ist die Gruppe denn aufgegangen (nicht untergegangen) in der „liberalen Vereinigung", deren Elemente ursprünglich aus Nationalliberalen bestanden hatten. Sie ist mit dieser Partei zusammengetroffen in der Erkenntnis, daß dem Liberalismus im Deutschen Reiche vor allem anderen Selbsterkenntnis, d. h. Einsicht in die Ursachen seiner Schwäche und seines Rückganges, not tue und ferner, daß ihm seine natürliche

Digitized by Google

Aufgabe darin gestellt sei, sich zu einigen, um die Herrschaft des mit dem Zentrum verbündeten Konservatismus zu brechen oder wenigstens zu schwächen. Diese Aufgabe gebiete ferner, nicht nur die noch innerhalb des Nationalliberalismus vorhandenen liberalen Elemente zu attrahieren, sondern vor allem auch mit der Sozialdemokratie, trotz getrennten Marschierens und theoretischen Gegensatzes, an allen Punkten vereint zu schlagen, wo es praktisch durch gemeinsame Interessen geboten sei.

X.

Für die Zukunft des deutschen politischen Lebens, und somit der Parteiverhältnisse selber, wird die fernere Entwickelung der beiden zahlreichsten Parteien, die zugleich in ihrer geistigen Verfassung am weitesten voneinander abstehen, voraussichtlich die größte Tragweite haben: die der sozialdemokratischen Partei und die des Zentrums. Gegen jene bereiten seit lange die einflußreichsten Kreise einen Schlag vor, durch den sie das fernere Wachstum und den zunehmenden Einfluß im Reichstag hemmen wollen: am meisten Aussicht unter mancherlei Vorschlägen dürfte die von Bismarcks Autorität gestützte Ersetzung der geheimen durch öffentliche Abstimmung bei den Wahlen zum Deutschen Reichstage haben. Die Reaktion in diesem Sinne wird noch aufgehalten: einmal durch die Persönlichkeit des gegenwärtigen Reichskanzlers, der als besonnener Staatsmann die Gefahren einer so tiefgehenden Verfassungsänderung klar erkennen dürfte, und zum andern eben durch das Zentrum, das in dem bestehenden Wahlrecht die Wurzel seiner politischen Organisation und Macht zu würdigen und zu schätzen weiß. Es sprechen freilich manche Anzeichen dafür, daß diese Widerstände nicht von absoluter Dauer sein werden. Auch kann man mit ziemlicher Sicherheit dem Zentrum die Prognose stellen, daß die Zahl seiner Anhänger zunächst noch allmählich, aber unter dem Einflusse irgend welcher wahrscheinlichen Ereignisse, die im Schoße der Zukunft liegen, auch einmal rasch und stark sich vermindern wird. Aber die große innere Lebenskraft, welche diese Partei bisher durch immer erneute Anpassungen an schwankende Regierungsmaximen und an die weit voneinander abweichenden Bedürfnisse der von ihr repräsentierten Volksschichten bewahrt hat, wird sie wenigstens auf Jahrzehnte hinaus als einen überlegenen politischen Machtfaktor erhalten und ihren Einfluß um so sicherer vertiefen, je mehr sie der Verantwortung, die von dem eigentlichen Regieren

Digitized by Google

unablösbar ist, überhoben bleibt. Was aber die voraussichtliche Entwickelung der Sozialdemokratie betrifft, so läßt sich diese mit einem Worte nur dahin vorausbestimmen, daß sie dadurch bedingt sein wird, ob die zukünftigen Regierungsmaximen im Reiche und in den Staaten wesentlich konservativ, d. h. in diesem Falle polizeistaatlich, bleiben oder wesentlich liberal, d. h. rechtsstaatlich und staatsbürgerlich werden. Denn das Verlangen nach solcher Regierungsweise macht wenigstens $^3/_4$ der Substanz des wirklichen politischen Bewußtseins der Arbeiterklasse aus: sie will die Prinzipien der Freiheit und Gleichheit, deren Lasten sie in jeder Beziehung fühlen muß, auch nach den für sie günstigeren Seiten hin entwickeln; ein Verlangen, dessen logisches und ethisches Gewicht nicht verkannt werden kann. Ihre sozialistische Richtung trifft mit den eigenen Bedürfnissen eines Staates zusammen, der sich vor den überwuchernden Einflüssen der Plutokratie zu schützen genötigt ist, im konzentrierten Kapitalismus eine mächtige Nebenregierung heranwachsen sehend, die er eifersüchtig zu bewachen alle Ursache hat. Ein Staatsmann, der über den Parteien stehend regieren will, mag in Wille und Gesinnung dem Proletariat noch so fern stehen; die Erkenntnis wird ihn mit dieser Klasse, die intensiv und extensiv fortwährend, solange die volkswirtschaftliche Entwickelung in gleichen Bahnen bleibt, an Bedeutung zunehmen muß, notwendigerweise immer näher zusammenrücken.

Konzertkunst.

Von A. Zaumann.

Nie wucherte das Konzertwesen so stark wie gegenwärtig; von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Veranstaltungen zu, wird die Konkurrenz schärfer und die Schwierigkeit für den Konzertgeber, sich zur Geltung zu bringen, wie für den Konzertbesucher, sich über das Wichtigste auf dem Laufenden zu erhalten, größer. Schon haben große Tageszeitungen und Zeitschriften erklärt, angesichts der Überfülle des Gebotenen müßten sie darauf verzichten,

Digitized by Google

vollständig zu sein, und sich auf das Bedeutendste beschränken, „ohne damit die übergangenen Darbietungen abfällig beurteilen zu wollen."

Diese Umstände sollten zu denken geben, und es haben sich auch schon warnende Stimmen vernehmen lassen. Man hat den Anfängern davon abgeraten, allein Konzerte zu geben, man hat gegen die auf jeden Fall psychologisch interessanten, wenn auch gefährlichen Experimente mit Wunderkindern protestiert — alles bislang ohne sichtbaren Erfolg.

Diese und ähnliche Einwände beziehen sich alle auf einzelne Gattungen von Konzerten. Das Konzertwesen als solches wird von ihnen nicht berührt. Allgemein erkennt man es als eine der edelsten Formen der Musikübung und des Musikgenusses und als eine Notwendigkeit im Musikleben der Gegenwart stillschweigend an, es gehört zu den gesellschaftlichen Pflichten, Konzerte zu besuchen, um über die Größen des Tages, die berühmten Dirigenten und Sänger und Virtuosen mitreden zu können. Das Konzert hat sich eine feste Stellung im Getriebe des Lebens erobert, und wenn man den großen Andrang zur Kasse betrachtet an Abenden, wo ein Weingartner oder Nikisch dirigiert oder ein Kubelik spielt, so könnte das beinahe so aussehen, als ob ein heftiges Musikbedürfnis unserm Volke innewohnte und die große Zahl der Konzerte darin ihren Grund hätte.

Bekanntlich wird auf dem Gebiete der Malerei heutzutage soviel produziert, daß trotz der großen Zahl der Zurückgewiesenen und trotz der Menge von Ausstellungsgelegenheiten diese immer noch so umfangreich werden, daß dem modernen, überhasteten Menschen mehr als ein flüchtiges Betrachten nicht möglich ist. Dennoch wäre es unrichtig, aus dem Umfang der Produktion auf ein starkes und allgemeines Bedürfnis des Volkes zu schließen. Im Gegenteil, gerade jetzt wird die Notwendigkeit immer mehr erkannt, dem Mangel an Geschmack und Verständnis für die bildende Kunst, der weit und breit noch herrscht, abzuhelfen und für die ungeheure Produktion, die die zahlreichen, von früheren Epochen überkommenen Kunstschätze noch fortwährend vermehrt, allmählich ein genußfähiges und kaufwilliges Publikum heranzubilden.

Ich fürchte, bei der Musik stehen die Dinge nicht besser. Ich fürchte, die üppige Entfaltung des Konzertwesens hat ebensowenig starke, lebenskräftige Wurzeln in den Tiefen der Volkspsyche wie die Malerei, und beruht im letzten Grunde auf Ur-

Digitized by Google

sachen, die sie in einem nicht gerade erfreulichen Lichte erscheinen lassen. Ist die Überproduktion nicht eine allgemeine wirtschaftliche Erscheinung, eine Erscheinung, die in unseren sozialen und Arbeitsverhältnissen ebensowohl begründet ist, als sie notwendigerweise von Zeit zu Zeit jene schlimmen, für viele Unternehmer wie Arbeiter verderblichen Krisen heraufbeschwören muß? Die Veranstaltung von Konzerten ist heute ein Erwerbszweig geworden, so wie der Theaterbetrieb. Der Konzertsaal ist der Markt, wo für ein entsprechendes Entgelt das Kunstwerk als Ware „verabfolgt" wird; und wie nur irgend ein Fabrikant, schaffen Komponist, Dirigent, Solist und Orchester „für den Markt", der, wenn er sich vielleicht auch aus gewählteren Kreisen zusammensetzt, doch darum nichts anderes ist. Charakteristisch für dieses Verhältnis ist die Trennung von Produzent und Konsument, zwischen ihnen besteht keinerlei persönliche Beziehung; der erstere bringt seine Ware, sein Werk hervor, so gut als es ihm vermöge seiner Begabung, seiner Fertigkeit, seiner Hilfsmittel gelingt, und der letztere kauft sich die Ware da, wo sie ihm angeboten wird und wohin ihn eine kräftige Reklame lockt, wobei es ihm nur auf die Vorzüge des Gegebenen ankommt; persönlich tritt er dem Produzenten durchaus nicht näher. Die Amerikaner schätzen nun bekanntlich eine musikalische Darbietung um so höher ein, je mehr stars an ihr beteiligt sind, indem der musikalische Genuß, den sie verschaffen, weniger ins Gewicht fällt, als der große Name, der der Leistung einen Raritätswert verleiht. Auf diese Art Amerikanismus sehen wir verächtlich herab; aber wenn wir aufrichtig sind, finden wir es bei uns auch nicht viel besser. Das Publikum, das große Publikum, das die Säle füllt, geht nur auf Sensationen und Namen; man muß die „Böhmen" gehört haben, wie man etwa in Monte Carlo gewesen sein muß. Es wäre viel zu optimistisch, anzunehmen, daß die Masse durch eignen Geschmack und persönliche Neigung in die Konzerte geführt werde, und daß die Künstler mit den berühmten Namen als Menschen dem Publikum näher stünden. Sie liefern lediglich eine Ware, die vermöge ihrer Etikette höher gewertet wird und reißenden Absatz findet.

Zu den wesentlichen Eigenschaften des Marktes gehört auch, daß die Ware jedermann zur Verfügung steht, der den geforderten Preis dafür zahlt. Dem Künstler mag die Zuhörerschaft noch so unsympathisch sein, wären auch persönliche Feinde von ihm darunter, er ist verpflichtet, für das Entree die angekündigte Gegenleistung zu bieten. Und dabei soll er noch etwas von seiner In-

Digitized by Google

dividualität, von seinem Herzblut hineinlegen in Gesang und Spiel! Wenn ihm dies nicht gelingt, dann ist gar oft nicht er daran schuld, sondern die Methode der Kunstübung, die sich im Laufe der Zeiten, in Parallele mit den allgemeinen sozialen wirtschaftlichen Verhältnissen, herausgebildet hat und die in der Tat einer wahren Kunst und einem gesunden Fortschritt in der Kunst nicht förderlich ist, vielleicht sogar sich überhaupt nicht mit dem Wesen der Kunst verträgt.

Was die Fortentwicklung der Musik betrifft, so könnte es zunächst scheinen, als ob hier die Konzerte eine bedeutsame Aufgabe zur Zufriedenheit erfüllten. Gegenüber den Biergartenkonzerten sind sie immerhin Pflegestätten reiner, vornehmer Kunst, der doch alle begabten, hochstrebenden Komponisten dienen wollen. An den Neuerscheinungen im Konzertsaal kann man denn auch die Höhe und den Fortschritt unserer Musik jederzeit ermessen. Und die Komponier- wie Darstellungskunst steht in der Tat heute ganz außerordentlich hoch. Allein es ist Gefahr, daß wie weder die Menge der Konzerte noch der ungeheure Andrang zu einzelnen von ihnen, so auch nicht das stupende Können unserer Komponisten wie der reproduzierenden Künstler eine wirkliche Blüte der Musik in unserem Volke einwandfrei beweisen.

Auch die Wissenschaft der Gegenwart kann Leistungen verzeichnen, wie sie früheren Generationen einfach menschenunmöglich erschienen wären. Wenn sie dennoch erreicht wurden, so gelang es nur durch eine sehr weitgehende Spezialisierung in gesonderte Arbeitsgebiete, denen einzelne Forscher ihre ganze Kraft und ihr ganzes Leben widmeten. Jede Gruppe vermochte so ihr Feld in der denkbar intensivsten Weise zu pflegen und die reichsten Resultate zu erzielen. Freilich verlor der einzelne Forscher darob gar oft die Fühlung mit dem warmen, pulsierenden Leben und seinen Bedürfnissen, indem ihm nur seine Spezialarbeit und deren Ergebnisse am Herzen lagen. Die Folge war, daß in den Büchern ein fabelhaftes Wissen niedergelegt wurde, daß die Technik die raffiniertesten und leistungsfähigsten Maschinen herzustellen lernte, daß der Mensch selbst aber durchaus keine höhere Entwicklungsstufe erklommen hat. Und mit den Künsten verhält es sich ähnlich. Wer wollte der modernen Malerei bestreiten, daß sie in den letzten Jahrzehnten ungeheuer viel gelernt hat in der Wiedergabe der Licht- und Luftphänomene, in der Feinheit der Farbenzusammenstellung usw.? Dennoch hat der moderne Mensch im allge-

Digitized by Google

meinen nicht mehr Geschmack als seine Vorfahren in früheren Jahrhunderten.

Unsere Strauße und Pfitzner und wie sie alle heißen mögen, verfügen unbestreitbar über ein ganz kolossales Können in Dingen der Komposition, unsere Dirigenten dirigieren vortrefflich, und die Orchester spielen ganz ausgezeichnet, doch dürfen wir deswegen behaupten, daß der moderne Mensch musikalischer sei als der des 18. Jahrhunderts? Auch die Entwicklung der Künste beruht nicht auf einem Bedürfnis des Volkes; sie sind Spezialgebiete geworden, wo durch intensive Pflege, unter gegenseitiger Förderung oder Konkurrenz der Künstler, Treibhausblüten gezüchtet werden, die vielleicht Wunder von Blumen sind, aber unnatürlich, unfruchtbar und ohne Duft. Die hohe Musik, die Kunstmusik, ist ihren eigenen Weg gegangen, abseits vom Leben des Volkes; sie war nur darauf bedacht, sich selbst zu entfalten, zu steigern und alle erreichbaren Mittel zu neuen Wirkungen an sich zu raffen. Ob ein solches Sonderleben einer Kunst, das man auch unter dem vielgedeuteten l'art pour l'art meinen kann, Sinn und Zweck hat, ist schon oft erwogen und bezweifelt worden. Zwar sind die Nationen sehr eifersüchtig darauf, die bedeutendsten und fortgeschrittensten Komponisten zu besitzen, wie sie sich ja auch um den Besitz des tüchtigsten Turners oder Schwimmers streiten. Was aber hat die Allgemeinheit von diesen einzelnen Turn- oder Schwimmspezialisten, wenn die große Mehrzahl überhaupt nicht turnt oder badet? Es ist eine Sackgasse, in die die Kunst immer geraten wird, wenn sie, sich ganz überlassen, ihre einzige Aufgabe nur darin sieht, sich fortwährend selbst zu übertrumpfen. Sie wird endlich an einen Punkt gelangen, wo das bis auf die Spitze getriebene Raffinement ein Weiterschreiten nicht mehr erlaubt. Wir fühlen alle, daß unsere Komponisten davon nicht mehr weit entfernt sind . . . . . Was dann?

Der Kult der Musik als Selbstzweck zeitigt aber noch andere bedauerliche Nebenerscheinungen. Die Werke der modernen Komponisten sind meist nur für einen kleinen Kreis besonders geschulter und empfänglicher Menschen verständlich und genießbar. Die breiten Massen gehen leer aus. Vornehme Komponisten geben sich nicht damit ab, für sie zu schaffen. An sie wenden sich nur die „Arrangements" für Zither oder für Blechmusik, die Potpourris und ähnliche Verballhornisierungen; und diese erzeugen in der Regel keinen künstlerischen Genuß, sondern nur Zerstreuung

Digitized by Google

oder jenen Lärm, der in einem Bierlokal nun einmal zur Gemütlichkeit zu gehören scheint.

Was ist die Folge solch unseliger Verhältnisse? Das musikalische Empfinden des Volkes stirbt mählich und mählich von unten herauf ab; die schönen alten Lieder werden vergessen, Gassenhauer, Ulkmelodien treten an deren Stelle, die, karikaturenhaft verzerrt und fast schon nicht mehr Musik, den Keim der Auflösung und des Verfalls in sich tragen. Der gemeine Mann hat kein Bedürfnis mehr nach Musik; schon gibt es viele Familien, in denen sie gar keine Rolle mehr spielt, und beim Bier und festlichen Gelegenheiten ist es ihm gleichgültig, was die Musikkapelle zum besten gibt. — Ich möchte hier daran erinnern, was vor einiger Zeit W. Kienzl in einem Brief aus Italien über das dortige, vom deutschen so verschiedene musikalische Leben schrieb; er nennt Italien das Land des echten und wahren Kunstbedürfnisses, wo von jeher nur deshalb künstlerisch geschaffen wurde, weil ein unabweisbarer und unstillbarer Drang nach Kunstbetätigung dem lebhaften und phantasievollen Künstlervolk dieses Landes angeboren ist. „Dort Befriedigung eines edlen Triebes, bei uns Kunstmacherei aus Eitelkeit, Geld-, Originalitäts- und Ruhmessucht!" „Jeder singt, weil er singen muß. In Venedig, Genua und Neapel hört man ein ununterbrochenes Singen und Pfeifen auf den Straßen vom frühen Morgen bis zum späten Abend." In Rom sah er vier jungen Männern zu, die pflasterten; in musterhaft rhythmischer Präzision folgten sich ihre Schläge, und dazu sangen sie lustige Lieder — in wohlklingendem vierstimmigen Satze.

Demgegenüber ist unser Leben erschreckend nüchtern und stumm geworden. Die Italiener sind eins mit ihrer Musik, bei uns geht ein klaffender Riß durch das Volk. Auf der einen Seite haftet eine große Masse dumpf und lustlos ihrem Erwerb nach, kein frohes Lied erheitert und beflügelt ihnen das schwere Tagewerk; das ist der moderne Deutsche, der mit seinen Maschinen und Industrieprodukten die Konkurrenz auf dem Weltmarkt schlägt, der mit einer eisenstarrenden Flotte und Armee seine Macht und Größe schützt, den der bestgeschulte Beamtenapparat regiert. Hat dieser moderne Deutsche keine Zeit für die Musik, erachtet er sie für zu kleinlich und die Beschäftigung mit ihr für seiner unwürdig? Fast hat es den Anschein, als ob er diese Allotria ganz den Menschlein jenseits der Kluft überließe, den Künstlern nämlich und Ästheten, die in der Nation sozusagen eine Kaste für sich

Digitized by Google

bilden, deren Privilegium eben die Pflege der Musik, der hohen Musik ist. Diese sind dann allerdings Virtuosen in ihrem Fach, in der Ausübung der Musik oder im Genießen. Damit wird aber die Musik ihrem innern, heiligen Berufe untreu, der sie dazu bestimmt, einen erhebenden und veredelnden Einfluß auf die gesamte Menschheit auszuüben. — Und dann erzeugt die Produktion für einen kleinen Kreis von Nur-Genießenden auch notwendig die Tendenz, durch Sensationen und unnatürliches Raffinement die schlaffen Nerven anzuregen und Unerhörtes zu wagen, um die Aufmerksamkeit der Habitués der Konzertsäle wach zu erhalten. Wahrhaft fruchtbringende Anregungen wird jedoch dieser interne Verkehr innerhalb der Kaste nicht zeitigen. Denn die Kunst ist weder Selbstzweck, noch kann sie für sich allein bestehen. Sie hat Existenzberechtigung nur als aktives Glied im Gesamtorganismus des Lebens eines Volkes; und allein im Zusammenhang und der Wechselwirkung mit diesem Organismus erhält sie sich frisches Blut und Kraft zu Wachstum und Entwickelung.

Nun muß zugestanden werden, daß in Verfolg der unsere Zeit charakterisierenden sozialen Bestrebungen Versuche gemacht wurden, gute Musik im Volke zu verbreiten. Nachdem das Lied im Volke auszusterben droht, soll es durch den Gesangsunterricht in der Schule künstlich am Leben erhalten werden. Allein ob unser Schulbetrieb, wie er zurzeit noch ist, auch die Liebe zum Singen zu übermitteln vermag, ist denn doch noch eine große Frage. Auch die Pflege der Hausmusik, die neuerdings so warm empfohlen wird, muß sich gegen die jetzigen Verhältnisse noch sehr ändern, um ihrem Zweck nachzukommen. Denn die große Anzahl der klavierspielenden höheren Töchter ist ganz gewiß nicht auf besondere Neigung zur Musik, sondern nur auf das verbreitete gesellschaftliche Vorurteil zurückzuführen, daß es zur „Bildung" gehöre, den Gästen einen sentimentalen Walzer oder ein brillantes Salonstück vorspielen zu können. Bleiben die Volkskonzerte. Ich will hier einmal annehmen, daß das Gros ihrer Besucher nicht aus Bildungsbedürfnis, also aus intellektuellen Gründen, zusammenkommt, daß es wirklich imstande ist, den gebotenen, oft auch für geschulte Ohren sehr schwierigen Stücken zu folgen, daß der tosende Beifall — der nach dem Trivialsten übrigens immer besonders stark — ganz dem Verständnis und dem Genuß entspricht, so darf doch nicht übersehen werden, daß damit noch lange keine Volksmusik begründet ist. Die fatale Trennung zwischen Arbeit und Genuß, zwischen Leben und Kunst, besteht weiter. Und unsere Komponisten

Digitized by Google

denken auch sicherlich bei ihrem Schaffen nicht an das arbeitende Volk, sondern nur an das typische Konzertpublikum. Daß aber die Arbeiter solche Ästheten und Genußkünstler werden, dürfen wir weder verlangen, noch erwarten; es wäre ja auch dem Volkswohl nicht gerade förderlich.

Wem dieses Volkswohl am Herzen liegt, der muß die durchgehende Tendenz der Kunst, sich aus dem Leben zurückzuziehen, schmerzlich bedauern. Die vorzüglichsten Werke der Malerei wandern ins Museum als Studienmaterial für die Kunsthistoriker, und der Komponist — bereichert die musikalische Literatur. Jedes Konzert ist eine Revue, eine Prüfung über das Können des „Musikers"; die Kritik erteilt hernach, in Vertretung des Publikums, die Note. Man geht zu der Kunst, man spricht über sie im Salon, aber sie ist kein eignes, das tief in unser Leben eingreift, kein Evangelium, das erlöst — und verpflichtet. Früher kam doch das Volk noch durch die Religion in unmittelbare, lebendige Berührung mit der Kunst und deren Fortschritten; aber auch dieser ehedem so blühende Zweig ist heute im Absterben begriffen: Die Altarbilder werden in die Museen verschleppt, und die Messen der großen Komponisten führt man im Konzert auf.

Wir stehen am Scheidewege: Wollen wir in Zukunft eine Musik haben, die der jetzigen entspricht, eine Musik des Raffinements und der höchsten Virtuosität, so wird sie notwendig exklusiv sein, l'art pour l'art. Aber sie wird dann nicht imstande sein, ihre kulturelle Aufgabe zu erfüllen, das Leben zu verschönern und zu erheben. Die berühmte moderne Arbeitsteilung, der die großen Erfolge der Industrie, der Wissenschaft usw. zugeschrieben werden, sie mag in jenen Gebieten am Platze sein; für die Kunst ist sie unberechtigt und verderblich. Wenn wir die Pflege der Musik einer bestimmten Gruppe überlassen, so hat nicht nur die Musik davon keinen Vorteil — da sie, ohne lebendige Anregung und ohne Zweck, zur Unfruchtbarkeit verdammt ist — sondern das gesamte Volk wird darunter leiden, indem sein Tagewerk stumm, dumpf und öd verrinnen wird. — —

Aus dem vollen, warmen Leben ward die Musik einst geboren: Der lustgeschwellten Brust entrang sich spontan ein Jauchzen, ein Jubelruf, die Freude trillerte selig vor sich hin eine einfache „unendliche" Melodie; vom Zwitschern der Vögel angeregt pfiff sich der muntre Wandrer ein Liedlein in den frischen Morgen.

Digitized by Google

Primitivste Musik begleitete die Arbeit und verlieh ihr Rhythmus und Schwung; die Ruderer im Schiffe folgten dem Takt eines Flötenspielers. Treu begleitete die Musik den Menschen durchs ganze Leben: Sie verherrlichte seine Feste, sie lockte die Paare zum fröhlichen Tanz; nicht minder verlieh sie seiner Trauer um Verstorbene beredten Ausdruck. Und im Tempel war es wieder sie, die in frommen Weisen des Menschen Ehrfurcht und Dankbarkeit den Göttern verkündete. Jene alten, ersten Melodien waren gewiß sehr einfach und kunstlos. In einem aber waren sie unserer hochentwickelten Musik voraus: Sie hatte das Leben selbst erzeugt, aus der Stimmung und dem Zweck waren sie, spontan und notwendig, hervorgewachsen. Und so sollte es auch bei uns wieder werden: Eine lebendige Musik, ein musikalisches Leben! Rhythmus in unsere Bewegungen, Musik in die Sprache. Das Lied, das moderne Volkslied, das aus dem Geist unserer Zeit erstehe, begleite die Arbeit und verschöne die Stunden der Ruhe! Ihr Meisterkomponisten, erlöst, erweckt die schlummernde, musikbedürftige Psyche des Volkes; gebt ihm Weisen, in denen es seine Freude ausspreche, wie seine Trauer! Suchet es bei der Arbeit auf, gesellt euch besonders zu ihm, wenn es feiert, wenn es nach Vergnügen geht, um neue Kraft und neuen Mut zur Arbeit zu gewinnen. Ihr verachtet die Bierlokale, die Tingeltangel, die Jahrmärkte: wenn ihr das Volk liebt, und ihr seid doch Söhne des Volks, dann kommt einmal hervor aus den parfümduftenden Konzertsälen und spielt dem Volke vor da, wo es zu finden ist; hier harrt euer eine Mission, dort seid ihr nur Werkzeuge eines egoistischen, nicht arbeitfördernden Genusses. Es wird ein viel größerer Ruhm sein für die deutsche Nation, wenn sie wird von sich sagen können, daß die Musik alle Klassen, alle Schichten durchdrungen, daß die ganze Bevölkerung musikalisch geworden, als wenn wir sämtliche größten Komponisten der Gegenwart unser eigen nennen könnten.

Was uns not tut, das sind vor allem gute Lieder, einfache, singbare, leicht auswendig zu lernende Lieder, einstimmige, zweistimmige, vierstimmige; Lieder für „alle Gelegenheiten", für alle Stimmungen, für alle bedeutenden Ereignisse im Leben des Volkes, patriotische, Turner-, Studenten-, Gesellschaftslieder, Kinder-, Arbeiter-, Soldatenlieder usw. Besonders aber bedarf es einer kräftigen Propaganda für das Lied, indem man zu den Leuten geht und ihnen vorsingt und sie zum Mitsingen animiert; mit dem Komponieren und Drucken, mit der Schaffung einer

Digitized by Google

Volksliederliteratur allein ist nicht viel gedient. Und dann gilt es, für die Verbreitung der einfacheren, billigen Instrumente zu sorgen, die sich zur Begleitung von Gesang eignen, wie Laute, Ziehharmonika, deren Klang allerdings noch verbesserungsbedürftig, aber auch -fähig ist. Die Violine ist erfreulicherweise schon sehr zahlreich zu finden, sie verschönt manchem Junggesellen die Stunden der Einsamkeit; aber freilich mangelt es auch hier wieder am Notenmaterial, da gute Sachen für Mindergeübte, die darum nicht weniger musikalisch zu sein brauchen, viel zu spärlich vorhanden sind. Überhaupt ist es der durchgängige Fehler der Instrumentalmusik, die für das Volk in Betracht kommt, daß sie fast nie gerade für diesen Zweck komponiert wurde, sondern ein „Arrangement" darstellt, eine Verarbeitung schwieriger, vornehmerer Originale mit Rücksicht auf das gewöhnliche Unterhaltungsbedürfnis und auf das geringere Können der Ausübenden. Originalkompositionen dieser Gattung, die dem Zweck der Unterhaltung gerecht werden und doch zugleich künstlerisch wertvoll sind, gibt es aber fast gar nicht, denn wer als Musiker etwas auf sich hält, der verschmäht es bei uns, an dergleichen Dinge zu rühren. Es muß aber sein, denn sonst ist eine Besserung für immer ausgeschlossen.

Die „Zukunftsmusik", die wir heute brauchen, ist die Volksmusik; nachdem durch Wagner und seine Epigonen gezeigt wurde, welch letzter Steigerungen und Verfeinerungen die Musik fähig ist, obliegt uns ist die wohl noch schwierigere Aufgabe, sie ihrer vollen Bestimmung zuzuführen und ihr die gebührende Stellung im Leben zu erobern. Das große Können und theoretische Wissen, das wir erworben, gilt es nun zu verwerten; die Musik muß angewandte Kunst werden und ein Faktor unserer Kultur. Sie muß eingehen in das Leben des Volkes.

Digitized by Google

Die Niederlage Papſt Gregors VII. in Canoſſa, ihre Urſachen und Folgen.

Eſſay von Karl Bruno Haiſe.

Nach einigen Jahrzehnten der Ruhe hat das Papſttum wieder in unſeren Tagen einen Kampf durchzufechten, in dem es bisher die Oberhand zu gewinnen nicht vermocht hat. Beſonderes Intereſſe erweckt dieſer Kampf dadurch, daß die päpſtliche Kurie dieſes Mal nicht einen Ketzerſtaat, wie das überwiegend evangeliſche Deutſche Reich bekämpft, ſondern eine ſeiner bisher mächtigſten Stützen, die franzöſiſche Republik. Der Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen den beiden Gegnern hat den Kampf zum offenen Ausbruch gebracht; aber wie er enden wird, läßt ſich ſchwer vorausſagen. Wenn es der franzöſiſchen Regierung gelänge, die völlige Trennung von Kirche und Staat durchzuführen, dann dürfte das Papſttum wohl der weltlichen Macht unterliegen. Ob dieſer Fall aber eintreten wird, iſt bei der bisherigen Kurzlebigkeit franzöſiſcher Regierungen und der Rivalität unter den Angehörigen der regierenden Kreiſe in Paris mindeſtens zweifelhaft. Dazu kommt die zähe Energie und die politiſche Klugheit der Italiener auf dem päpſtlichen Stuhle; denn noch nie hat dieſer gefährliche Gegner einen Anſpruch — mochte er rechtlich begründet ſein oder nicht — völlig aufgegeben: bei günſtiger Gelegenheit hat er ſchon häufig Anſprüche wieder aufleben laſſen, Kämpfe neu begonnen, die ſeit Jahrhunderten begraben ſchienen. Erſchwert wird der jetzige Kampf für die franzöſiſche Regierung auch noch dadurch, daß ſie in unſern Tagen ſich nicht mehr jener Machtmittel der franzöſiſchen Könige des Mittelalters bedienen kann, die mit Waffengewalt gegen den Papſt einſchreiten und ſo wenigſtens zeitweilig jeden Widerſtand der Kurie brechen konnten. Heute braucht der Papſt auf ſeinen weltlichen Beſitz keine Rückſicht zu nehmen, da nur das Königreich Italien ſich mit Gewalt gegen ihn zu wenden vermag, während er für alle anderen Staaten mit weltlichen Mitteln unangreifbar bleibt. Freilich beſitzt auch die franzöſiſche Regierung einen wirkſamen Schutz gegen die geiſtigen Waffen der römiſchen Kurie in dem Patriotismus der Franzoſen, der bei ihnen ſich noch immer ſtärker erwieſen hat als alle anderen Gefühle. Glaubt der Franzoſe Ehre, Anſehen und

Digitized by Google

Macht seines Staates irgendwie durch den Papst bedroht, so hört augenblicklich seine Folgsamkeit dem Papsttum gegenüber auf und er geht sofort in das feindliche Lager über. Welchen Ausgang dieser Kampf zwischen der französischen Republik und der römischen Kurie also nehmen wird, läßt sich schwerlich voraussehen, noch viel weniger aber, welche Dauer er haben wird.

Indessen lassen sich die Aussichten der Gegner doch einigermaßen abwägen, wenn man sich einen der vielen früheren Kämpfe des Papsttums mit weltlichen Mächten genauer ansieht und sich die Mittel und Wege vergegenwärtigt, die das Papsttum von jeher benutzt hat, um den Gegner niederzuringen. Man wird mit Erstaunen bemerken, daß diese Mittel und Wege im wesentlichen stets gleich geblieben sind. Gleich der erste Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht, jenes erbittere Ringen zwischen Papst Gregor VII. und dem Kaiser Heinrich IV., regt zu mancherlei Vergleichen und Betrachtungen an.

Seit Ende des sechsten Jahrhunderts war der Papst in Rom byzantinischer Beamter und dem kaiserlichen Exarchen in Ravenna unterstellt. Aber die byzantinische Herrschaft in Italien hatte fortwährend unter den Angriffen der tüchtigen Langobardenkönige zu leiden, und da der griechische Kaiser in Konstantinopel meist nicht in der Lage war, seinen Exarchen genügend mit Machtmitteln zu unterstützen: so mußte dieser sich selbst zu helfen suchen. So war es nur natürlich, daß sich dabei das Untertanenverhältnis in Ravenna wie in Rom zu den Griechenkaisern lockerte. Freilich konnte sich der Papst dem byzantinischen Einfluß nicht früher entziehen, ehe er nicht einen anderen genügenden Schutz gegen die drohenden Angriffe der Langobarden gefunden hatte. Als er dann durch die karolingischen Frankenkönige von dieser Gefahr befreit und seine weltliche Herrschaft begründet wurde, verlor zwar Byzanz jeden Einfluß; jedoch aus dem byzantinischen Untertan war ein fränkischer geworden. Der Niedergang und das Erlöschen des karolingischen Hauses brachte dann zwar dem Papsttum einen außerordentlichen Zuwachs an Macht; aber mit der Herrschaft des Kaisers hatte auch des Kaisers mächtiger Schutz aufgehört: und das Papsttum wurde der Spielball der Bürgerkriege in der Stadt Rom. Das Eingreifen der Ottonen in Italien brachte auch für die Stellung des Papstes eine Änderung. Er wurde wieder der mehr oder weniger gehorsame Diener des Kaisertums; aber dafür wurde der Einfluß des römischen Adels gebrochen und der Papst der erste Mann des Abendlandes nach dem Kaiser. Der frühe

Digitized by Google

Tod Heinrichs III., des Priesters auf dem römisch-deutschen Kaiserthron, dessen letzte Regierungsjahre schon den Beginn des Niederganges kaiserlicher Macht erkennen ließen, und die Herrschaft der deutschen Fürsten während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. gaben der päpstlichen Macht Gelegenheit, nach völliger Unabhängigkeit zu streben. Der kommende Mann warf seinen Schatten schon voraus. Das im Jahre 1059 auf Betreiben Hildebrands erlassene Dekret Papst Nikolaus' II., das die Papstwahl dem Kardinalskollegium übertrug, den Einfluß des römischen Volkes und Adels vernichtete und die Rechte des Kaisers auf ein Minimum beschränkte, zeigte jedem, der sehen wollte und konnte, wohin das Papsttum unter dem Einfluß jenes gewaltigen Mannes steuerte. Seit dem Jahre 1059 war der Archidiakon Hildebrand die Seele der päpstlichen Politik. Er schloß mit den Normannen in Unteritalien einen Vertrag ab, in dem die Normannenfürsten den Papst als ihren Lehnsherrn anerkannten; er setzte nach dem Tode Nikolaus' II. die Wahl Alexanders II. durch, unter dessen Pontifikat schon die Unterwerfung der deutschen hohen Geistlichkeit unter den Papst in Rom in Angriff genommen wurde. Am 21. April 1073 starb Alexander II.

Bei dem Begräbnis dieses Papstes am 22. April wurde Hildebrand in tumultuarischer Weise vom Volke zum Papst ausgerufen und inthronisiert. Unter dem Namen Gregorius VII. bestieg er den apostolischen Stuhl. Am 30. Juni wurde er schon feierlich geweiht. Heinrich IV. erhob keinen Einspruch gegen diese Wahl. Die erste Sorge des neuen Papstes galt der Sicherung und Stärkung seiner weltlichen Macht. Er hatte zuerst den eminenten Wert der normannischen Vasallen für seine Kirche erkannt. Er sah aber sehr wohl ein, daß die Normannenfürsten vom Papsttum abhängig bleiben mußten, und ihm nicht über den Kopf wachsen durften. So wandte er sich denn zunächst den unteritalienischen Angelegenheiten zu. Alle dem patrimonium sancti Petri „entfremdeten" Besitzungen brachte er wieder in seine Gewalt mit Hilfe einer erst zu diesem Zwecke von ihm geschaffenen Truppe. Mit den Fürsten Landulf von Benevent und Richard von Capua schloß er Vasallenverträge ab. Zugleich schürte er die Feindschaft zwischen ihnen und begünstigte ihre unbotmäßigen Vasallen, um sie nicht allzu mächtig werden zu lassen. Den mächtigsten Normannenfürsten aber, den Herzog Robert Guiskard, vermochte er nicht zu gewinnen. Die zwischen ihnen verabredete Zusammen-

Digitized by Google

kunft kam nicht zustande. Der Herzog trat schon jetzt feindselig gegen Gregor auf.

Im Norden Italiens trat der Papst auf die Seite der Pataria in Mailand, einer Partei, die, Simonie und Priesterehe bekämpfend, eine gefährliche Gegnerin der gut kaiserlich gesinnten lombardischen hohen Geistlichkeit geworden war. Sie mußte dem Papst eine willkommene Bundesgenossin sein gegen diesen lombardischen Klerus, der bis vor kurzem noch ganz unabhängig von Rom geblieben war. Aber gerade um Mailand bestand schon vor der Wahl Gregors ein Streit zwischen König und Papst. Der vom König eingesetzte Erzbischof Gottfried war von der Pataria nicht anerkannt worden, und der von ihr gewählte Otto hatte die Zustimmung Papst Alexanders II. gefunden. Der König aber hatte im Jahre 1073 die Konsekration Gottfrieds durchgesetzt. Darauf hatte eine römische Synode über die lombardischen Bischöfe den Bann ausgesprochen; auch fünf „simonistische“ königliche Räte wurden exkommuniziert. Der Konflikt konnte also jeden Augenblick ausbrechen. Doch wollte der Papst es dazu noch nicht kommen lassen; er hoffte auf eine friedliche Beilegung dieses Streites, war aber schon jetzt zu energischer Vertretung seiner Ansprüche entschlossen. Die schon früher angestrebte Lehnsherrschaft über Spanien suchte Gregor in dieser Zeit zu verwirklichen durch kräftige Unterstützung des nordfranzösischen Grafen Ebulo von Roucy, der zu einem Eroberungszuge nach Spanien gegen die Sarazenen rüstete und im Falle des Gelingens päpstlicher Vasall werden zu wollen erklärt hatte.

In Italien stand Gregor nun auf ziemlich festem Boden. In Unteritalien war er des Gehorsams aller Fürsten, mit Ausnahme Herzog Roberts von Apulien, sicher; in Mittel- und Oberitalien konnte er auf die Treue der Markgräfinnen Beatrix und Mathilde bauen; in der Lombardei bildete die Pataria und an ihrer Spitze Erlembald in Mailand eine feste Stütze des Papsttums.

Hatten sich die Verhältnisse in Italien schon recht günstig für Gregor gestaltet, so war ihm in Deutschland das Glück nicht weniger hold. Hier war die königliche Macht für die nächsten zwei Jahre durch die Erhebung der Sachsen lahmgelegt worden. Günstigere Gelegenheit, nun auch in Deutschland größeren Einfluß zu gewinnen, konnte es für den Papst kaum gehen. Ihm mußte vor allem daran gelegen sein, die selbständigen, nur vom König abhängigen deutschen Bischöfe und Erzbischöfe zur völligen

Digitized by Google

Unterwerfung zu bringen. Schon unter seinen Vorgängern war er an die Ausführung dieses Planes gegangen. Jetzt wandte er sich an die aufständischen sächsischen Bischöfe und forderte sie auf, die Waffen niederzulegen und sich der Entscheidung zu unterwerfen, die er, nach genauer Untersuchung des Streites durch päpstliche Legaten, fällen würde. Freilich hatte er mit dieser Einmischung nicht allzuviel Glück, da die Sachsen nur so lange Eifer für die päpstliche Sache zeigten, als es ihren eigenen Angelegenheiten nützlich war. Im übrigen kümmerten sie sich nicht viel um den Papst und konnten recht böse werden, wenn er sie, ihrer Meinung nach, nicht energisch genug unterstützte, wie ihre von Bruno in seinem Buche über den Sachsenkrieg mitgeteilten Briefe an die Kurie bezeugen.

Gegen andere hohe Kirchenfürsten in Deutschland boten die schon unter früheren Päpsten von den Konzilien beschlossenen Verbote der Priesterehe und der Simonie, die aber erst von Gregor VII. in rücksichtslosester Weise durchgeführt wurden, günstige Handhabe, um sie zu demütigen und zum Gehorsam zu bringen. Das erfuhr zunächst Erzbischof Gebhard von Salzburg, dem ein sehr scharfer Tadelbrief zuging, der ihm die Durchführung des Zölibats befahl und ihn gleichzeitig vor die nächste Fastensynode nach Rom lud. Ebenso wurde Erzbischof Siegfried von Mainz trotz seiner Ergebenheitsversicherungen nebst sechs seiner Suffragane, nämlich den Bischöfen von Konstanz, Straßburg, Speyer, Bamberg, Augsburg und Würzburg, zur nächsten Fastensynode vorgeladen und erhielt den Befehl, die Wahl und die Lebensführung der genannten Bischöfe genau zu untersuchen und sogleich darüber zu berichten, weil sie der Simonie verdächtig seien. Siegfried sandte den angeschuldigten Bischöfen das Schreiben des Papstes zu, die Untersuchung stellte er nicht an, und auf der Synode erklärte er nicht erscheinen zu können, da Krankheit ihn am Reisen hindere. Auf der Synode erschien nur Bischof Werner von Straßburg, alle übrigen kamen nicht. Wiederum wurden auf dieser Fastensynode des Jahres 1074 Verordnungen gegen Simonie und Priesterehe beschlossen. Päpstliche Legaten, die an Heinrich IV. abgingen, hatten den Auftrag, diese Beschlüsse in Deutschland durchzusetzen. Der König nahm sie gut auf und lieh ihnen seine Unterstützung. Aber als sie nun eine deutsche Generalsynode einberufen lassen wollten, stießen sie auf den Widerstand der Erzbischöfe Siegfried von Mainz und Liemar von Bremen. Liemar erklärte, man müsse sich erst mit den übrigen

Digitized by Google

Bischöfen beraten. Die Folge war, daß er nach Rom vorgeladen wurde. Er erschien nicht an dem Tage, der ihm bestimmt worden war, und wurde nun suspendiert und nach Rom zur Fastensynode des Jahres 1075 vorgeladen. Siegfried erhielt erneut die Aufforderung, mit jenen sechs Suffraganbischöfen zur Synode zu kommen. Gegen andere Bischöfe wurde in ähnlicher Weise eingeschritten. Natürlich regte sich auch überall der Widerstand. Nur Bischof Hermann von Metz und Burchard von Halberstadt schlossen sich ganz dem Papste an. Gregor sah bald ein, daß er auf diesem Wege nicht weit kommen würde; denn, wenn er die ungehorsamen Bischöfe auch suspendierte und absetzte: solange sich niemand fand, der diese Sprüche auch vollstreckte, blieben alle Befehle und Strafen wirkungslos, hatte der König und nicht der Papst die Wahl der deutschen Bischöfe in der Hand. Es mußte daher für den Papst naheliegen, zunächst die weltliche Macht gegen unbotmäßige Geistliche zu verwenden und dann den Versuch zu machen, die Wahl der Bischöfe und Erzbischöfe allein in die Hand zu bekommen. Nun wußte Gregor zwar, daß Herzog Rudolf von Schwaben und Herzog Berthold von Kärnten ihm gern willfahren würden; aber ihre Macht erwies sich denn doch nicht als stark genug. Daß der König stets nach dem Willen des Papstes handeln würde, war gewiß nicht anzunehmen. Da blieb eben nur das Volk, die ganze Laienwelt übrig. Und mit der Pataria, dieser oberitalienischen revolutionären Volksbewegung, hatte die Kurie so gute Erfahrungen gemacht! Warum sollte nicht auch in Deutschland wirken, was in Italien sich als so außerordentlich wirksam erwiesen hatte?

Auf der Fastensynode 1075 kam denn auch der neue Plan Gregors zur Ausführung. Unter den Begriff der Simonie, d. h. der Erschleichung geistlicher Ämter durch Kauf, Bestechung usw., die schon seit langem verboten war, wurde auch die Laieninvestitur aufgenommen. Kein Priester oder Bischof durfte mehr ein geistliches Amt aus der Hand eines Laien empfangen: also auch kein Bischof oder Erzbischof mehr von dem König, der ja ein Laie war, eingesetzt werden. Natürlich hütete man sich, diese letzte Folgerung in die Beschlüsse der Synode aufzunehmen. Die Laieninvestitur galt von jetzt ab als Simonie. Alle simonistischen und verheirateten Geistlichen wurden für abgesetzt erklärt und die Laien gegen sie aufgehetzt.

Gelang es dem Papste, diesen Synodalbeschluß in die Praxis umzusetzen, dann war allerdings jeder Widerstand der deutschen

Digitized by Google

Geistlichkeit gegen ihn aussichtslos. Eine völlige und unbedingte Abhängigkeit von Rom mußte die Folge sein. Gegen die widerstrebenden Kirchenfürsten wurde sofort energisch vorgegangen. Liemar von Bremen wurde in den Bann getan, Werner von Straßburg und Heinrich von Speyer wurden suspendiert, Hermann von Bamberg mit Suspension bedroht. Außerdem sollten fünf königliche Räte dem Bann verfallen sein, wenn sie nicht bis zum 1. Juni nach Rom gekommen wären und Buße getan hätten. Dieses Vorgehen gegen königliche Räte war zwar nicht neu, wurde aber sicherlich vom König übel vermerkt. Ganz anders stand es mit dem Hineinziehen der Laieninvestitur unter den Begriff der Simonie. Das mußte notwendig den schon lange drohenden Konflikt zwischen Königtum und Papsttum zum Ausbruch bringen. Gregor mochte das wohl einsehen; denn er befolgte die später von den Päpsten besonders gegen Kaiser Friedrich II. eingeschlagene Taktik: er veröffentlichte jene kühne Neuerung vorläufig nicht und erklärte sich zu Verhandlungen über die Ausführung der Investitur dem König gegenüber bereit. Er mochte hoffen, den noch immer durch den Sachsenaufstand beschäftigten und gebundenen Heinrich IV. vom Einschreiten gegen sich abzuhalten. Und war einmal das Investiturverbot in seiner Theorie gebilligt oder ihm doch nicht widersprochen worden: so ließ sich vielleicht die Durchführung nach und nach ermöglichen.

Indessen begann der Kampf zwischen dem Papste und dem deutschen Klerus. Gregor teilte den Bambergern am 20. April 1075 in einem Briefe mit, Bischof Hermann sei abgesetzt und exkommuniziert; aber Hermann blieb Herr seines Bistums trotz aller weiteren Befehle des Papstes. Er behauptete sich, bis der König am 30. November dieses Jahres die Ernennung eines neuen Bischofs vollzog. Erzbischof Siegfried von Mainz hatte bei seiner Anwesenheit auf der Fastensynode von 1075 den Auftrag erhalten, auf einem deutschen Konzil die neuen Beschlüsse über Simonie und Zölibat auszuführen. Als er endlich nach langem Sträuben den Auftrag im Oktober auszuführen suchte, fand er derartigen Widerspruch bei seinem ganzen Klerus, daß er davon abstehen mußte. Bischof Altmann von Passau lief bei demselben Unternehmen sogar persönlich Gefahr, von seiner erbosten Geistlichkeit mißhandelt zu werden.

Im Jahre 1075 war es dem Könige gelungen, den Aufstand der Sachsen völlig niederzuwerfen, und es war ihm nunmehr möglich, sich anderen dringenden Geschäften des Reiches

Digitized by Google

zuzuwenden. Schon lange hatte er an einen Zug nach Rom gedacht, und jetzt sollte dieser Plan zur Ausführung gebracht werden. Heinrich machte dem Papste, zu dem er sich noch immer freundlich verhielt, von seiner Absicht Mitteilung, und dieser antwortete entgegenkommend. Der König knüpfte dann noch weitere Verbindungen in Italien an, um für seinen Römerzug eine feste Basis zu schaffen. Die Zustände waren für ihn in der letzten Zeit entschieden günstiger geworden. In Mailand war der Führer der Pataria Erlembald im Frühling 1075 erschlagen worden, und die kaiserliche Partei, die hohe Geistlichkeit, hatte die Oberhand gewonnen; die Pataria selbst war vorläufig vernichtet. Die Mailänder baten um Einsetzung eines neuen Erzbischofs, und der König stellte ihnen die Wahl frei. Sie fiel auf ein Mitglied der königlichen Kapelle, Tedald. Er wurde sogleich von Heinrich investiert und von den Mailänder Suffraganbischöfen konsekriert. Schon im Herbst des Jahres 1075 war Graf Eberhard, der zu den exkommunizierten königlichen Räten gehörte, nach Italien geschickt worden, um den Zug des Königs vorzubereiten. Er beseitigte die Pataria auch in Piacenza und ging dann zum Herzog Robert von Apulien, dem er im Auftrage seines Herrn anbot, sein Land vom König zu Lehen zu nehmen. Robert stand ja seit 1073 dem Papste feindlich gegenüber, und im Jahre 1074 war er gebannt worden. Zu einem solchen Schritt, zu einer Aufgabe seiner Unabhängigkeit hatte er begreiflicherweise nicht die geringste Lust. Er lehnte daher höflich ab. In Ravenna war Erzbischof Wibert vom Papste abgefallen und bald darauf Kardinal Hugo der Weiße, der der Wortführer jener Volksmasse gewesen war, die Gregors Erhebung zum Papst ins Werk gesetzt hatte, aus Rom geflüchtet. Beide wurden von da ab erbitterte und gefährliche Gegner Gregors und eifrige Parteigänger des Königs, der nun auch die Bistümer von Spoleto und Fermo mit ihm genehmen Geistlichen neu besetzte.

Alle diese Ereignisse und all diese Maßregeln des Königs mußten den Papst in Rom auf das höchste beunruhigen. Er sah ein, daß an eine friedliche Verständigung mit Heinrich auf Grund der päpstlichen Forderungen nun und nimmermehr zu denken war. Der König hatte der Exkommunizierung seiner Räte nicht die geringste Beachtung gewährt, die erledigten Bistümer stets allein und, ohne den Papst zu fragen, neu besetzt, hatte endlich die Gregor in seiner Machtstellung in Italien durch die

Digitized by Google

freilich vergebliche Gesandtschaft an den Normannenherzog Robert in gefährlichster Weise bedroht und ihn endlich am tiefsten durch die Neubesetzung des Mailänder Stuhles gekränkt. Lebte doch der einzige von Gregor anerkannte Erzbischof von Mailand, Otto, in Rom am päpstlichen Hofe. Gregor ließ sich wohl von seinem Zorne fortreißen, als er nun den Kampf eröffnete; denn seine Lage hatte sich entschieden verschlimmert. In Unteritalien hatte seine Sache eine böse Wendung genommen dadurch, daß sich Herzog Robert und Richard von Capua, die beiden so lange verfeindeten Normannenfürsten, gegen jeden Feind miteinander verbanden und sich dann gemeinsam gegen die Reste der Langobardenherrschaft in Unteritalien wandten, die der Papst in seinen Schutz genommen hatte. In Deutschland war der gesamte Klerus durch den Befehl, das Zölibat anzunehmen, erbittert und in Oberitalien war die Pataria fast vernichtet. So blieben dem Papst eigentlich nur die beiden Markgräfinnen Beatrix und Mathilde in Mittelitalien; aber Mathildens Gemahl, Herzog Gottfried von Lothringen, war ein entschiedener Parteigänger des Königs.

Es gehörte der ganze blinde, rücksichtslose Fanatismus eines Gregor VII. dazu, um unter so mißlichen Umständen einen so furchtbaren Kampf zu beginnen. Kaum hatte er von der Ernennung Tedalds gehört, so lud er ihn am 7. Dezember 1075 zur Prüfung seiner Wahl vor die Synode nach Rom. Am folgenden Tage erging an die Suffragane Mailands ein päpstliches Schreiben, das ihnen die Ordinierung Tedalds bei Strafe des Bannes untersagte, und ebenfalls am 8. Dezember 1075 stellte der Papst Gregor IV. sein Ultimatum. Folgende Forderungen wurden in diesem Schreiben an den König gestellt:

1. Entfernung der gebannten königlichen Räte vom Hofe und Anhaltung derselben zur Buße sowie Genugtuung für den Verkehr mit den Gebannten;
2. Einhaltung des Verbotes der Laieninvestitur.

Doch erklärte er sich noch zu Verhandlungen bereit, und zum Schlusse spielte er auf die Absetzung König Sauls an. Außer diesem Brief erhielten die Boten noch mündliche Aufträge; so sollte die von Gregor schon früher erhobene und auch vom König bewilligte Forderung der Freilassung und Wiedereinsetzung der gefangenen sächsischen Bischöfe endlich durchgesetzt werden.

Digitized by Google

Am 1. Januar 1076 kamen die Abgesandten mit dem Briefe in Goslar an Heinrichs Hofe an. Der Papst hatte zu dieser gefährlichen Sendung nicht eigene Sendboten benutzt, sondern den Brief wie die mündlichen Aufträge zu Heinrich zurückkehrenden königlichen Boten übergeben. Eigene Gesandte hatte er schon früher an den König abgeschickt, jedoch nur mit dem Auftrag, jene schon zugesagte Einsetzung der sächsischen Bischöfe zu fordern. Am 1. Januar erhielt Heinrich also den Brief Gregors, der recht erbaulich in der Übersetzung etwa so beginnt:

„Bischof Gregor, der Diener Gottes sendet dem König Heinrich seinen Gruß und apostolischen Segen, wenn er dem apostolischen Stuhle, wie es einem christlichen Könige geziemt, gehorchen wird. Indem wir erwägen, einem wie strengen Richter wir Rechenschaft abzulegen haben werden, haben wir nur mit Bedenken dir den apostolischen Segen erteilen können, da du ja wissentlich mit Gebannten verkehren sollst. — Daher raten wir deiner Exzellenz, daß du, wenn du dich hierin schuldig fühlst, einen frommen Bischof aufsuchst und ihm schleunigst beichtest. Dieser soll dir dann eine für dich ziemende Kirchenstrafe auferlegen und dich mit meiner Erlaubnis absolvieren. — Im übrigen erscheint es uns sehr wunderbar, daß du uns so oft so ergebene Briefe übermittelst und uns die große Ergebenheit deiner Hoheit durch die Worte deiner Gesandten versichern läßt: daß du aber in Wirklichkeit und durch deine Taten dich als grimmigster Gegner der kanonischen und apostolischen Beschlüsse erweisest. Denn, um von anderen Dingen zu schweigen — wie du auf dein Versprechen in der mailändischen Angelegenheit geachtet hast: das zeigt der jetzige Stand der Dinge. Und nun hast du gar, um Wunde auf Wunde zu schlagen, gegen die Satzungen des apostolischen Stuhles die Kirchen von Fermo und Spoleto (wenn überhaupt eine Kirche von einem Menschen vergeben und verschenkt werden kann) einigen uns ganz unbekannten Personen übergeben." Der Papst weist dann auf den Gehorsam hin, der dem apostolischen Stuhle geleistet werden müsse, und spricht dann von dem „in diesem Jahre" (1075) von der Synode in Rom beschlossenen Investiturverbot: „Wir haben aber erkannt, daß die Richtigkeit dieses Beschlusses nicht nur von dir . . . . ., sondern auch von allen Fürsten und Völkern der Erde, die Christum bekennen, angenommen und beobachtet werden muß. — Damit dir jedoch dies nicht übermäßig unbillig erscheine, haben wir dir durch deine Getreuen aufgetragen: Du sollest an

Digitized by Google

uns weise und fromme Männer, die du in deinem Reiche finden kannst, schicken. Wenn diese durch irgend welche Gründe zeigen oder hinzufügen können, worin wir ohne Verletzung der Ehre des himmlischen Königs den veröffentlichten Beschluß der heiligen Väter mildern können: so würden wir deren Ratschläge genehmigen. Gewiß wäre es auch, wenn du nicht so freundschaftlich von uns gemahnt worden wärest, doch wohl billig gewesen, daß du an uns in verständiger Weise Forderungen gestellt hättest in den Dingen, in denen du dich von uns beschwert oder in deinen Rechten gekränkt glaubst, bevor du die apostolischen Beschlüsse verletztest." Der Papst mahnt den König dann noch zur Umkehr und erwähnt die Aufträge, die er den Überbringern des Briefes gegeben hat.

Die angeführten Stellen aus dem päpstlichen Schreiben lassen wohl schon zur Genüge erkennen, daß der Brief den Zorn des Königs reizen mußte. Aber die mündlichen Aufträge waren noch weit schlimmer. Der Papst ließ ihm sagen, seine Verbrechen seien schrecklich (horrenda dictu), bis zur nächsten Fastensynode solle er Buße tun; sonst würde Gregor ihm Leben und Reich nehmen.

Heinrich antwortete mit Taten. Er berief sogleich einen Reichstag zum 24. Januar nach Worms und machte sich selbst dahin auf. Die Erzbischöfe von Mainz und Trier und 24 Bischöfe waren unter den Erschienenen. Sie hatten fast alle über Maßregelungen durch den Papst zu klagen. Dazu kam die Einwirkung des Königs und seiner Räte und die übertriebenen Anklagen gegen Gregor VII., die der Kardinal Hugo der Weiße vorbrachte. So wurde beschlossen, Gregor sei nicht Papst, da die Wahl nicht rechtmäßig vor sich gegangen sei. Sämtliche anwesenden Bischöfe unterschrieben eine dahingehende Erklärung. Freilich taten viele es ungern, nur gezwungen. Außerdem wurde von den Bischöfen ein zweites Schreiben an „Hildebrand" abgeschickt, in dem ihm alle seine Sünden vorgehalten wurden. Eine Absage schloß den Brief. Heinrich selber sandte ebenfalls zwei Schreiben nach Rom, eins an den Papst, das andere an die Römer. Dem Papst warf er in dem Briefe vor, er habe ihm Italien abspenstig machen wollen, habe die Bischöfe angegriffen und beleidigt, habe sich gegen ihn, den König selber, erhoben. Darum bestätige der König das Urteil der Bischöfe und fordere ihn auf, „vom Sitze Roms herabzusteigen." In dem Briefe an die Römer teilt er die Absetzung Gregors mit und

Digitized by Google

fordert sie auf, ihn zu vertreiben und den neu zu wählenden Papst aufzunehmen.

Bischof Huzmann von Speyer und Burchard von Basel traten mit den Briefen, begleitet von Graf Eberhard, die Reise nach Italien an. In Piacenza fand eine Versammlung lombardischer Bischöfe und Fürsten statt, die den „Wormser Beschlüssen" völlig zustimmte. Huzmann und Burchard hielten es aber für ratsam, die Briefe dann durch einen Geistlichen der Kirche von Parma, Roland, und einen königlichen Ministerialen weiter zu befördern.

Gregor war etwa vier Wochen vor Beginn der Synode in Worms in die ärgste persönliche Bedrängnis geraten und sogar mit dem Tode bedroht worden. Ein römischer Adliger Centius, der von Gregor in den Bann getan worden war, überfiel ihn am 24. Dezember in einer Kirche und schleppte ihn gefangen in roheſter Weise in ein stark befestigtes Haus, wurde dann aber durch die Römer zur Freilassung des Papstes und zur Flucht gezwungen. In der Umgegend Roms behauptete er sich jedoch und verwüstete das päpstliche Gebiet. In der Stadt brachte diese Freveltat Gregor VII., der durch persönliche Fürbitte bei dem zu seiner Befreiung herbeigeeilten Volke die Flucht des Feindes ermöglicht hatte, großes Ansehen.

So kam der 14. Februar des Jahres 1076 heran, auf den der Beginn der Fastensynode gesetzt war. Am 13. Februar trafen die Boten des Königs ein und richteten am folgenden Tage vor der Synode unerschrocken ihren Auftrag aus. Die heilige Versammlung geriet durch die Verlesung der Briefe, die allerdings ebenso deutlich waren wie die erwähnten Aufträge des Papstes, in solche Wut, daß nur das Eingreifen Gregors die Ermordung der Boten verhinderte. Er ließ sie aber dann doch nachträglich foltern. Indessen kamen sie mit dem Leben davon, und Roland brachte es sogar später noch bis zum Bischof von Treviso.

Am 15. Februar 1076 sprach die Synode über König Heinrich IV. den Bann aus. Aber der Papst wagte es nicht, die Absetzung und Exkommunikation des Königs in aller Form auszusprechen: er kleidete sie in ein Gebet und entband die Untertanen Heinrichs des Treueides. Heinrichs Mutter, die Kaiserin Agnes, die schon seit langer Zeit die dem Königtum so gefährliche kluniazensische Richtung unter Hildebrands Führung begünstigt hatte, nahm an dieser Synode persönlich teil. Erzbischof Siegfried, der

Digitized by Google

Leiter der Synode zu Worms, und die lombardischen Bischöfe wurden gleichfalls exkommuniziert. Ebenso alle Bischöfe, die nicht bis zum 1. August Buße getan haben würden.

Der Bann tat alsbald seine Wirkung. Zwar war es klar, daß eine Reihe von Bischöfen, die die „Wormser Erklärung" unterschrieben hatten, nicht auf der Seite des Königs bleiben würde, wie Burchard von Halberstadt, Hermann von Metz und Adalbero von Würzburg; aber einen Abfall in dem Umfange, wie er jetzt eintrat, wird Heinrich schwerlich erwartet haben. Die geistlichen Fürsten hielten offenbar die Gefahr, die ihnen vom Zorne des Königs drohen konnte, für geringer als die, in die sie der Bann brachte. Doch ließ sich der König durch nichts abschrecken. Die Nachricht von dem Beschluß der Fastensynode traf ihn in Utrecht. Er beantwortete ihn sogleich Ostern 1076 dadurch, daß er Bischof Wilhelm von Utrecht die Exkommunikation Gregors VII. verkünden ließ. Dann berief er einen neuen Reichstag nach Worms zu Pfingsten auf den 15. Mai.

Gregor war indessen nicht untätig geblieben. In einem Briefe forderte er Hermann von Metz, Udo von Trier und Dietrich von Verdun zur Unterwerfung auf, und sie kamen dieser Einladung auch sofort nach. Ihrem Beispiel folgten schnell andere; aber — und das war das gefährlichste für Heinrich — auch die weltlichen Fürsten, wie Rudolf von Schwaben und Berthold von Kärnten, die beide dem König nie recht treu gewesen waren, und Welf von Bayern, fielen jetzt vom Könige ab. Zum Unglück waren in dieser Zeit die treuesten Anhänger Heinrichs, wie Wilhelm von Utrecht und Herzog Gottfried von Niederlothringen, gestorben. Die gefangenen sächsischen Großen wurden von den Fürsten, die sie in Haft zu halten hatten, ohne weiteres freigelassen, und zu alledem erhoben sich die Sachsen von neuem, die sich schon einmal als so gefährliche Gegner erwiesen hatten. Der zu Worms anberaumte Reichstag mußte wegen zu geringer Beteiligung auf den 29. Juni verschoben und nach Mainz verlegt werden. Aber auch hier erschienen nur wenige Fürsten. Der Bann über Gregor wurde erneuert, und eine Synode der lombardischen Bischöfe tat bald nach Ostern dasselbe. Schwaben, Bayern, das östliche Sachsen, Kärnten und die Gebiete fast sämtlicher Bischöfe waren für Heinrich feindliches Land. Nun schritten seine Gegner auch zu seiner Absetzung und zur Wahl eines neuen Königs im engsten Einverständnis mit Gregor, dessen Ansprüche immer maßloser wurden. Alle vom König Abgefallenen

Digitized by Google

will der Papst absolvieren lassen; die Lösung des Königs aber vom Banne behält er sich ausdrücklich allein vor. Bei einer etwaigen Neuwahl nahm er das Recht der Bestätigung, die Approbation, des Neugewählten in Anspruch. Eben noch hatten die Kaiser das unbestrittene Recht, einen Papst, der neu gewählt war, zu bestätigen: jetzt stellte sich Gregor über den Kaiser. Und die abtrünnigen weltlichen Fürsten wiesen diese maßlosen Ansprüche durchaus nicht zurück. Ihr einziges Ziel war Schwächung der königlichen und Stärkung der eigenen Macht um jeden Preis. Vor dem Papste fürchteten sie sich nicht im geringsten. Die Exkommunizierung des Königs war ein willkommener Vorwand für den Bruch des Treueides. Welf, Rudolf, Berthold und viele Bischöfe hielten eine Beratung in Ulm ab und beschlossen, in einer auf den 16. Oktober nach Tribur zu berufenden Fürstenversammlung die Neuwahl eines Königs zu veranlassen. Heinrich suchte zu unterhandeln. Mit einem Heere lagerte er bei Oppenheim und sperrte dadurch den Rheinübergang. Gesandte gingen zwischen seinem Lager und Tribur hin und her. Es kam für ihn alles darauf an, den Bund zwischen Fürsten und Papst zu sprengen. So kargte er denn nicht mit Versprechungen; aber die Fürsten blieben ungerührt. Der König sah sich gezwungen, alle ihre Forderungen anzunehmen. Dadurch hintertrieb er wenigstens zunächst eine Neuwahl. Freilich waren die Bedingungen äußerst demütigend. Zwei Briefe, deren Wortlaut ihm diktiert wurde, hatte er auszufertigen, einen an den Papst, einen anderen an die Deutschen. Dem Papste mußte er in dem Schreiben Gehorsam und Unterwerfung versprechen und seine Anhänger auffordern, sich dem Papste zu fügen. Außerdem hatte das treue Worms den vertriebenen Bischof wieder aufzunehmen. Die gebannten Räte wurden entlassen; Heinrich selbst hatte sich aller Regierungsgeschäfte zu enthalten, bis ihn der Papst vom Banne gelöst hätte. In Speyer sollte er ein zurückgezogenes Leben führen. Nachdem Heinrich alle diese Bedingungen erfüllt hatte, mußte er glauben, daß aller Streit damit beendet sein würde; aber die Fürsten spielten ein doppeltes Spiel. Als der König abgezogen war, beschlossen sie ohne sein Vorwissen die ganze Angelegenheit am 2. Februar 1077 in Augsburg auf einem Reichstage zum Austrag zu bringen und den Papst dazu einzuladen. Außerdem aber verschworen sie sich, daß sie Heinrich nicht mehr als König anerkennen wollten, wenn er länger als ein Jahr im Banne bleibe, und schließlich versprachen sie sich gegenseitige Unterstützung.

Digitized by Google

Heinrich bat den Papst brieflich, nach Rom kommen zu dürfen, um sich vom Banne zu lösen, wurde aber von Gregor auf den Reichstag verwiesen, der am 2. Februar in Augsburg abgehalten werden sollte. Der König mochte die drohende Gefahr, in der er schwebte, einsehen und auch den Fürsten nicht trauen. War es nicht gelungen, die Fürsten von dem Bunde mit dem Papste abzubringen, wie nun, wenn er den Papst von den Fürsten trennte? Aber wie? Und wirklich fand der geniale Politiker Heinrich, der nicht umsonst Erzbischof Adalberts Schüler gewesen war, einen Ausweg, der von unfehlbarer Wirkung sein mußte.

Ende Dezember brach der König mit seiner Gemahlin und seinem Sohne nach Burgund auf, kam um Weihnachten nach Besançon, überstieg unter großen Gefahren und Entbehrungen, die die Alpen in diesem Winter fast unpassierbar machten, den Mont Cenis und traf im Januar 1077 in Turin ein. Die süddeutschen Alpenpässe hatte er nicht benutzen können, weil sie von den Fürsten für ihn gesperrt worden waren. Von einer großen Schar Lombarden, die von allen Seiten zu ihm stießen, begleitet, erreichte Heinrich Pavia. Gregor befand sich gerade auf dem Wege nach Deutschland und hatte schon die Etsch erreicht, als er von dem Herannahen des Königs hörte. Schleunigst ging er zurück und suchte in dem festen Schloß der Markgräfin Mathilde — Beatrix war vor kurzem gestorben — in dem uneinnehmbaren Canossa eine Zuflucht. Er befürchtete einen Überfall. Da erschien Heinrich, nachdem Verhandlungen wegen der Absolution keinen Erfolg gehabt hatten, persönlich in Büßertracht vor Canossa.

Die Vorgänge in Canossa sind meist dem Bericht des Mönches Lambert von Hersfeld nacherzählt worden, der in seiner gewohnten Weise Wahres und Unwahres durcheinandergemischt und alles in eine für den König möglichst ungünstige Beleuchtung gerückt hat. So stammt jenes Märchen, der König habe drei Tage lang „nach Ablegung des königlichen Schmucks, ohne alle Zeichen königlicher Würde, keinerlei Prunk zur Schau tragend, barfuß, fastend vom Morgen bis zum Abend, in Erwartung des Ausspruches des römischen Papstes“ drei Tage lang in dem „Umkreis der zweiten Ringmauer“ gestanden, von Lambert (Lamberti Annales A 1077: „Venit ille, ut iussum fuerat, et cum castellum illud triplici muro septum esset, intra secundum murorum ambitum receptus, foris derelicto omni comitatu suo, deposito cultu regio, nihil preferens regium, nihil ostentans

Digitized by Google

pompaticum, nudis pedibus ieiunus a mane usque ad vesperam perstabat Romani pontificis sententiam prestolando. Hoc secundo, hoc tercio die fecit"). Glücklicherweise sind uns zwei Darstellungen erhalten geblieben, die auf Augenzeugen zurückgehen. Papst Gregor VII. hat selbst die Ereignisse in Canossa in einem Briefe an die deutschen Fürsten geschildert, den er unmittelbar darauf geschrieben hat. Er hatte allen Grund, die Demütigung des Königs möglichst kraß darzustellen, und er schreibt: „Nach Ablegung alles königlichen Schmuckes verharrte er ohne Stiefel und in wollener Kleidung, Mitleid erregend, und hörte nicht eher auf, unter vielen Tränen die apostolische Erbarmung und Tröstung zu erflehen, bis er das Mitleid aller Anwesenden in dem Grade erregte, daß sie alle für ihn mit vielen Bitten und Tränen eintraten und sich über die ungewohnte Härte unseres Gemütes wunderten, einige aber gar ausriefen, in uns wohne nicht der Ernst apostolischer Strenge, sondern gleichsam die Grausamkeit tyrannischer Wildheit (Reg IV, 12: deposito omni regio cultu, miserabiliter, utpote discalcitus et laneis indutus persistens). Den Ausdruck „ohne jeden königlichen Schmuck" hat Lambert offenbar aus dem Papstbriefe übernommen und dann alles andere in phantastischer Weise übertrieben. Wie sehr ihm diese Redewendung des Papstes gefallen hat, ersieht man ja aus der dreifachen salbungsvollen Wiederholung.

Einen zweiten Bericht über die Vorgänge in Canossa gibt Donizo in seiner Vita Mahtildis. Er hat seit 1089 auf der Burg gelebt und gewiß noch Augenzeugen angetroffen. Er weiß nichts von einer Buße des Königs, spricht nur von dreitägigen vergeblichen Verhandlungen und endlich von der Versöhnung des Königs mit dem Papste durch Vermittelung der Gräfin Mathilde. Jedenfalls muß man dem, was der Papst an tatsächlichen Vorgängen berichtet, Glauben schenken. Er fährt nämlich in dem erwähnten Briefe fort: „. . . endlich haben wir ihn nach Lösung des Bannes in die Gnade der Gemeinschaft und den Schoß der Kirche wieder aufgenommen, nachdem wir von ihm Sicherheiten erhalten haben, die weiter unten genannt sind (. . . tandem eum, relascato anathematis vinculo, in communionis gratiam et sinum ecclesiae recepimus, acceptis ab eo securitatibus, quae inferius scriptae sunt). Die erwähnten Sicherheiten befinden sich in der Promissio Canusina, in der Heinrich IV. versprach, sich der Entscheidung des Papstes im Streite mit den Fürsten zu unterwerfen und ihm nach Kräften auf etwaigen Reisen Sicher-

Digitized by Google

heit zu gewähren. Mündlich sagte Gregor dem Könige wohlwollende Unterstützung im Streit mit den Fürsten zu.

Dadurch, daß Heinrich sich freiwillig der üblichen Kirchenbuße unterwarf — ein Vorgang, in dem in der damaligen Zeit nichts Demütigendes lag — erzwang er die Absolution. Einen schweren Kampf hatte Gregor VII. in diesen drei Januartagen auszukämpfen in seinem Innern; denn, sprach er den König vom Banne los, dann war sein Bund mit den deutschen Fürsten gesprengt, da eine Auflehnung gegen den König sich dann nicht mehr entschuldigen ließ. Wenn der Papst aber die Absolution nicht gewährte, dann verging er sich gegen seine Priesterpflicht und mußte alles Ansehen verlieren. Auf diesem „Ansehen" aber beruhte ja hauptsächlich alle päpstliche Macht und beruht sie noch heute. Deutlich spricht ja auch diese Besorgnis aus dem Brief des Papstes an die Fürsten. Heinrich tat die gebräuchliche Kirchenbuße, also blieb dem Papste nichts anderes übrig, als ihn, am 28. Januar 1070, vom Banne zu lösen. Seine Versprechungen beschwor Heinrich nach altem Königsrecht nicht persönlich, sondern Reichsfürsten traten für ihn ein, nämlich die Bischöfe Eberhard von Naumburg und Gregor von Vercelli. Über die Eidesleistung wurde eine Urkunde aufgesetzt, die von den anwesenden Großen unterschrieben wurde.

Dieser „Gang nach Canossa" war ein diplomatisches Meisterstück. Er ist das erste klare Zeugnis von Heinrichs IV. glänzender politischer Befähigung. Nachdem er vergeblich versucht hatte, die Fürsten vom Papst zu trennen, wußte er den Papst zu zwingen, selbst höchst unfreiwillig diesen Bund zu lockern und vor allem seinen Gegnern jeden Schein des Rechts zu entziehen. Bisher erschien Heinrich als der Unterdrücker und Verfolger, und man gab seinen Gegnern recht. Der „Gang nach Canossa" änderte diese Stellung völlig. Die politische Niederlage, die er am 28. Januar 1077 erlitten, hatte Gregor selbst gefühlt, und die Stimmung seiner Briefe ist alles andere als siegessicher. Wie richtig Heinrich gehandelt hatte, sollte sich bald zeigen.

Die Fürsten waren sehr bestürzt, als sie die Nachricht von der Absolution Heinrichs erhielten; aber sie wollten und konnten nicht mehr zurück. Auf einer Mitte Februar in Ulm abgehaltenen Beratung wurde beschlossen, einen allgemeinen Fürstentag einzuberufen, um die Wahl eines neuen Königs vorzunehmen. Der Papst wurde zu dieser Versammlung eingeladen, wurde aber von einer Reise nach Deutschland abgehalten, da der König ihm freies

Digitized by Google

Geleit nicht gewährte. Am 14. März 1077 fand zu Forchheim die Wahl eines neuen Königs statt. Sie fiel auf Herzog Rudolf von Schwaben, nachdem er auf die Erblichkeit der Krone verzichtet hatte. Gregors Legaten hatten zuerst einer Neuwahl widerraten, sie aber dann nicht gehindert. Für den Papst tat sich durch Rudolfs Wahl eine neue Möglichkeit auf, seinen Anspruch auf die Approbation des deutschen Königs und Entscheidung aller Thronstreitigkeiten durchzusetzen. Er mußte danach streben, daß sein Schiedsrichteramt nicht nur von Rudolf, der sich sogleich dazu bereit erklärte, sondern auch von Heinrich anerkannt wurde; denn Heinrich war und blieb nun einmal der allein rechtmäßige und mächtige König. Das deutsche Volk sah die Wahl eines Gegenkönigs, obgleich gegen den rechtmäßigen Herrscher nichts mehr vorlag, das dieses Vorgehen der Fürsten hätte rechtfertigen können, als schweres Unrecht an, und so kam Rudolf außerhalb Sachsens und Schwabens nie zu wirklicher Macht. Führer der Sachsen war außerdem Otto von Nordheim, neben dem Rudolf bald nur eine untergeordnete Rolle spielte. Otto war die Seele des Widerstandes gegen Heinrich IV., und seinem Feldherrngeschick gelang es auch, den König und die königlichen Heere wiederholt zu schlagen, da Heinrich eben Diplomat, kein Feldherr war. So siegte Otto 1078 bei Mellrichstadt in Ostfranken, und ein Bauernheer Heinrichs erlitt am Neckar eine Niederlage, ohne daß jedoch die Siege politische Folgen hatten. Ja, Heinrich wußte in Schwaben selbst Hilfe zu finden, indem er dieses Herzogtum 1079 an den Gemahl seiner Tochter Agnes, an Friedrich von Büren, einen Ahnherrn der Hohenstaufen, verlieh. Im Januar 1080 siegte Otto wiederum in Thüringen bei Flarchheim; aber trotzdem war des Königs Macht im Wachsen. Kärnten und Bayern kamen durch Vertreibung der Welfen und Zähringer in seine Hand; Burgund und Franken, wie überhaupt der größte Teil des Rheingebiets hielten treu zu ihm. Der größte Teil der Bischöfe, die Städte, der niedere Adel und der niedere Klerus standen auf seiner Seite. Nur Rudolfs und der Zähringer Besitzungen in Schwaben, vor allem aber Sachsen, waren in der Hand seiner Gegner. Die Verbindungslinie zwischen Schwaben und Sachsen war denn auch der Schauplatz des Bürgerkrieges, der, wie die erwähnten Kämpfe zeigen, unmittelbar nach Heinrichs Rückkehr nach Deutschland ausbrach.

Gregors VII. Politik bestand bis zum Jahre 1080 darin, die Anerkennung als Schiedsrichter in den Thronstreitigkeiten auch

Digitized by Google

von Heinrich IV. zu erlangen. Er durfte es natürlich mit keiner der beiden Parteien ganz verderben. Das machte aber seine Lage so mißlich! Denn seine bisherigen Bundesgenossen, die für rein päpstliche Interessen nie Sinn gehabt hatten, wurden mißtrauisch, und Heinrich war vorsichtig geworden. Er trat jetzt nicht mehr offen feindselig gegen den Papst auf; aber er ließ sich auch in keiner Weise in seinen Maßregeln irre machen. Gregor behandelte Rudolf als König und forderte von ihm, ebenso wie von Heinrich freies Geleit, um nach Deutschland kommen und dort den Streit schlichten zu können. Wer das nicht gewährte, sollte exkommuniziert und dessen Gegner als König anerkannt werden. Aber wenn der Papst diese Drohung ausführte, wurden auch alle Hoffnungen auf das Schiedsrichtertum zunichte, und als ein päpstlicher Legat den Bann über Heinrich aussprach, wurde er vom Papste nicht bestätigt. Rudolf hatte nicht die Macht, dem Papste freies Geleit zu gewähren, da alle Alpenpässe in Heinrichs Händen waren. So suchte Gregor Heinrich durch kleine Gefälligkeiten dazu zu bringen. Die über Heinrichs Anhänger, Bischof Huzmann von Speyer und Poppo von Toul verhängte Suspension wurde aufgehoben. Auf der Fastensynode vom Jahre 1078 wurden die königlichen Gesandten sehr freundlich aufgenommen, die Rudolfs aber heimlich abgefertigt. Die Synode beschloß, der Papst selbst oder geeignete Gesandte sollten nach Deutschland gehen und den Thronstreit entscheiden. Bischof Udo von Trier sollte die Gesandten nach Deutschland geleiten; aber Udo kam nicht, und die Gesandten blieben in Rom. Das Verbot der Laieninvestitur war erneut worden; aber Heinrich kehrte sich nach wie vor nicht im geringsten daran. Die Parteigänger des Gegenkönigs wurden dabei immer ungeduldiger, besonders die Sachsen. Sie forderten Bestätigung der Exkommunikation Heinrichs, die seinerzeit in Goslar erfolgt war. In der Novembersynode 1078 erreichte Gregor nur, daß die Gesandten beider Könige schwuren, daß die Schuld an der fortwährenden Verzögerung der Entscheidung und der Behinderung der päpstlichen Abgesandten nicht bei ihren Herren läge. Die Fastensynode des nächsten Jahres schien endlich eine Entscheidung bringen zu sollen; denn hier gelang es, die Gesandten Heinrichs dazu zu bringen, daß sie für ihren Herrn einen Eid schwuren, der König werde den päpstlichen Legaten, die nach Deutschland zur Beilegung des Thronstreites gehen würden, sicheres Geleit gewähren und sich ihrem Spruche unterwerfen. Selbstverständlich leisteten

Digitized by Google

Rudolfs Boten denselben Eid. Auf Heinrichs Gesandte, die die päpstlichen Legaten nach Deutschland bringen sollten, wartete Gregor aber nicht erst; er mochte wohl an die Erfahrungen denken, die er mit Udo von Trier gemacht hatte. Bischof Peter von Albano und Udalrich von Padua waren schon am 3. März auf dem Wege nach Deutschland. In Regensburg nahm Heinrich sie freundlich auf und beraumte in Fritzlar für den 15. August 1079 eine Versammlung nach Würzburg an. Dort erschienen aber Rudolf und die Sachsen nicht. Natürlich forderte nun Heinrich die Exkommunikation und Absetzung Rudolfs mit vollem Recht. Die Legaten weigerten sich und reisten nach Italien zurück. Aber im Frühjahr 1080 stellten Gesandte Heinrichs dieselbe Forderung an den Papst und drohten deutlich mit der Aufstellung eines Gegenpapstes, wenn der gerechte Wunsch des Königs nicht erfüllt werde. Der Plan Gregors, der ihm nun drei Jahre angestrengtester Tätigkeit gekostet hatte, war völlig gescheitert; Heinrich fühlte sich mächtiger denn je, er wagte es wieder, zu drohen. Da traf die Nachricht von Otto von Nordheims Siege bei Flarchheim in Rom ein. In seiner Enttäuschung über das Mißlingen seines Planes, in seinem Zorn über die Drohung Heinrichs, unter dem Eindruck des Sieges bei Flarchheim schleuderte Gregor VII. wiederum den Bannstrahl gegen König Heinrich IV. auf der Fastensynode des Jahres 1080. Das Verbot der Laieninvestitur wurde erneuert und diesmal jeder Einfluß des Staates auf die Wahl Geistlicher und jedes Recht auf das Kirchengut ausgeschlossen. Bann und Absetzung Heinrichs IV. wurden wieder in Form eines Gebetes ausgesprochen. Aber in seinem blinden Fanatismus wies Gregor zum erstenmal auch klar auf sein Ziel hin: Volle Herrschaft der Geistlichen über die Laien, völlige Unterordnung der Fürsten und Könige unter den Papst. In leidenschaftlicher Aufregung prophezeite der Papst Rudolfs Sieg und Heinrichs IV. nahen Tod.

Aber blinder Eifer schadet nur: Das sollte auch Gregor VII. bald erfahren. Der Bann verfehlte seine Wirkung. Er erschien als reiner Willkürakt des Papstes; denn seine Begründung, Heinrich habe die Friedensversammlung in Deutschland verhindert, war unwahr und konnte im Ernste nicht geglaubt werden. Die Voraussage von Heinrichs Tod war töricht; denn das Gegenteil trat ein. Am 15. Oktober 1080 siegte Otto von Nordheim zwar wieder über Heinrich bei Hohenmölsen an der weißen Elster; aber Rudolf wurde in der Schlacht schwer verwundet. Er verlor die

Digitized by Google

rechte Hand, mit der er einst seinem König Treue geschworen, und starb unmittelbar darauf an seinen Wunden in Merseburg. Das Ergebnis aller Siege Ottos war immer nur die mühsame Abwehr der Angriffe Heinrichs auf Sachsen gewesen. So war es auch jetzt. In Rudolfs Verlust der Schwurhand und in seinem Tod sah die ganze Welt ein Gottesgericht. Das Vertrauen der Laienfürsten hatte Gregor durch seine zweideutige Haltung verscherzt, die Bischöfe erinnerten sich der Gefährlichkeit des Mannes; in ganz Italien war er verhaßt, die Lombarden waren seit der Niederwerfung der Pataria stets seine erbittertsten Gegner geblieben, und in Italien wie in Deutschland sprach dieser Bann jedem Gerechtigkeitsgefühl Hohn. Nur sein eigenes Verderben beschwor Gregor VII. herauf.

Heinrich IV. nahm augenblicklich den Kampf auf. Welcher Umschwung seit Canossa! In Brixen versammelte er alle Großen seines Reiches, Geistliche wie Laien, um sich. Am 25. Juni 1080 wurde von den Versammelten die Absetzung und Exkommunizierung Gregors VII. beschlossen und die hierüber aufgesetzte Urkunde von 20 italienischen, 6 deutschen und einem burgundischen Bischof und von dem Kardinal Hugo dem Weißen unterschrieben. Am 26. Juni wurde Wibert von Ravenna zum Papst gewählt. Er nahm den Namen Clemens III. an. Heinrich rüstete zum Zuge nach Italien.

Was konnte Gregor dem König für Widerstand entgegensetzen? Die Markgräfin Mathilde hatte ihr gesamtes Eigengut in Lothringen und Italien der römischen Kirche geschenkt und es von ihr wieder zu Lehen genommen. Aber gegen ein deutsches Heer, das dazu noch sicher in Italien den stärksten Zuzug erhalten würde, konnte sie keinen Schutz bieten. Herzog Robert von Apulien, der inzwischen Salerno, Amalfi und einen Teil der Mark Fermo erobert hatte, war noch immer im Bann. Ihn suchte Gregor zu versöhnen. Er gestand dem Normannen alles zu, was er begehrte. Dafür leistete Robert am 29. Juni zu Ceperano den Vasalleneid und versprach der römischen Kirche seinen Schutz. Die ganze reale Macht Gregors VII. verkörperte sich also in diesen drei: Mathilde, Rudolf, Robert. Mit ihnen sollte er den Kampf um die Oberherrschaft ausfechten. Und nun starb Rudolf am 15. Oktober 1080. Am selben Tage erlitt das Heer der Markgräfin bei Volta am Mincio durch die Lombarden eine schwere Niederlage. Über die Art des Schutzes endlich, den Herzog Robert zu gewähren willens war, darüber blieb Gregor auch nicht lange im Unklaren. Nur, wenn für ihn wie für seine Normannen Beute

Digitized by Google

oder sonstiger Vorteil zu hoffen war, wollte Robert eingreifen. So blieb nur Rom noch sicher in den Händen Gregors VII.

Da erschien Heinrich 1081 mit einem Heere in Italien, von dem griechischen Kaiser, dessen Besitzungen in Unteritalien Herzog Robert angegriffen hatte, mit Geld reich unterstützt. Bald erschien er vor Rom. Wenn es ihm auch nicht gelang, die Stadt zu nehmen, so erschien er doch jedes Jahr wieder und eroberte sogar einen Teil der Stadt. Gleichzeitig verhandelte er mit den bedrängten Römern. Das griechische Gold tat hier seine Wirkung. Als Gregor beharrlich an seinem Banne festhielt und Heinrichs Kaiserkrönung trotz Bitten der Römer versagte, da öffneten sie dem König die Tore im Jahre 1084, und triumphierend zog Heinrich in Rom ein. Eine Synode in Rom sprach Gregors Absetzung aus; Clemens III. wurde nochmals zum Papst gewählt, Gregor in der Engelsburg belagert. Da zog endlich Herzog Robert mit 36000 Normannen heran. Freilich hatte ihn nicht die Not des Papstes zu diesem Zuge veranlaßt: ihn lockte Rom mit seinen Schätzen. Der König konnte Rom einer solchen Macht gegenüber nicht halten; er räumte die Stadt und ging zurück. Die Normannen nahmen Rom mit stürmender Hand und unterwarfen es einer furchtbaren Plünderung. Die Wut der Römer, deren Häuser zum großen Teil in Flammen aufgingen, gegen den Urheber dieses Unglücks, gegen Gregor VII., war grenzenlos. Nichts hätte ihn vor der Wut des Volkes schützen können. So verließ er denn mit den Normannen Rom und starb, ein Besiegter, genau ein Jahr später, im Mai 1085 in Salerno in der Verbannung. „Morior in exilio“ waren seine letzten Worte, das Eingeständnis, daß er im Kampfe mit dem Kaiser unterlegen war. Heinrich aber empfing aus den Händen Clemens' III. in Rom die Kaiserkrone. Gregor VII. hatte sich in seinem Privatleben so rein und untadelhaft erhalten, wie nur wenige Päpste vor oder nach ihm. Aber er war ein Fanatiker, der die einmal gefaßte Idee rücksichtslos durch alle Konsequenzen hindurch verfolgte, ohne die mindeste Erkenntnis dessen, was erreichbar, und dessen, was phantastisch, was unmöglich war. Er hatte kein Verständnis für die Ideen anderer. Nur seine eigenen Ideen schienen ihm allein berechtigt. Damit verbunden war eben auch der große Mangel an staatsmännischer Begabung. Schweren Vorwurf hatte er deshalb verdient, weil er in der Wahl seiner Mittel vollkommen gewissenlos verfuhr. Sein ganzes Auftreten war durchaus revolutionär. Aber doch war er ein Charakterkopf, ein Mann von

Digitized by Google

einer Größe, wie es wenige im Mittelalter gegeben hat, der mit seiner Idee stand und fiel, unerschütterlich bis zum Ende.

Wenden wir nun den Blick zurück auf diesen ersten schweren Kampf des Kaisertums mit dem Papsttum, so erkennen wir leicht, daß es sich nicht so sehr um Zölibat und Simonieverbot handelte, daß dies heiße Ringen sich auch nicht so sehr um das Verbot der Laieninvestitur drehte. Klar hat schon Papst Gregor VII. das Ziel erkannt und festgestellt: Um die Weltherrschaft handelte es sich von vornherein. Aber auch Kaiser Heinrich IV. hat sich hierüber keinem Zweifel hingegeben; er hat den Kampf sein ganzes Leben lang durchgekämpft mit der ganzen Zähigkeit und politischen Einsicht, die ihm in so hohem Maße eigen war. Erst unter seinem treulosen Sohne, unter Heinrich V., kam es zu einem kurzen Waffenstillstand, jenem Konkordat von Worms im Jahre 1122. Doch bald entbrannte der Kampf nur noch heftiger, und schon schien es, als ob das Kaiserhaus der Hohenstaufen Sieger bleiben sollte, als der frühe Tod Konrads IV. dem furchtbaren Kampfe ein Ende machte.

War dar Papsttum Sieger geblieben? Keineswegs! Zwar hatte es kurze Zeit den Anschein, als habe es die Weltherrschaft in den Händen; aber es war nur Schein. In allen Ländern, in denen der Papst zu befehlen schien, gab es eine Macht, die für ihn unantastbar war: die Macht der kleinen Landesherren. Das zeigt der ganze Verlauf der Papstgeschichte. An Drohungen freilich hat das Papsttum es diesen Landesfürsten gegenüber häufig nicht fehlen lassen; aber wenn es sich darum handelte, diese Drohungen auch gegen erklärte Gegner in die Tat umzusetzen: da wich das Papsttum zurück.

Herauswachsend aus der Beamtenschaft der absoluten merowingisch-karolingischen Monarchie war es den Fürsten gelungen, die Erblichkeit der königlichen Güter, die ihnen als königlichen Beamten verliehen waren, durchzusetzen. Mit der Bewilligung der Erblichkeit dieser Lehen verlor aber der Lehnsherr alle reale Macht über sie. Nur das Gut, das dem König unmittelbar unterstand, blieb für ihn eine zuverlässige Quelle der Macht. Bei dem hohen Klerus aber gab es keine Erblichkeit. Kein Wunder, daß das Königtum ihn mit Machtmitteln, das heißt mit Lehen, auszustatten begann und an ihm eine starke Stütze fand, da das Lehen und der ganze Besitz eines verstorbenen Bischofs wieder an den König zurückfiel und ihm die Möglichkeit bot, dieses Machtmittel nur an einen Getreuen wieder zu verleihen. Die

Digitized by Google

weltlichen Fürsten waren indessen völlig unzuverlässig geworden. Sie gehorchten nur, wenn die Macht des Herrschers schwer auf ihnen lastete, oder wenn der Gehorsam Vorteile versprach. Von jeder Schwächung der königlichen Gewalt hatten sie Vorteil. Daher lag es in ihrem Interesse, jede Macht, die eine solche Schwächung versprach, ohne jedoch für sie selbst irgendwie gefährlich zu werden, tatkräftig zu unterstützen. Eine solche Macht trat zum erstenmal in dem Papsttum mit Gregor VII. in ihren Gesichtskreis. Hier liegt die Erklärung zu dem überraschenden Erfolg des ersten Bannstrahls, den Gregor VII. gegen Heinrich IV. schleuderte. Alle Niederlagen, die später das Kaisertum durch das Papsttum erlitt, hat es in Wahrheit durch das Fürstentum erlitten.

Das Fürstentum sog das absolute Königtum allmählich in sich auf. Die Macht des Lehnsherrn zerbröckelte, löste sich auf in all jene kleinen Staatengebilde, die dann — wie die Entwickelung in Frankreich oder Palästina besonders deutlich zeigt — bald volle Selbständigkeit erlangten. Aber unter diesen zahllosen Fürsten, Grafen, Baronen und Herren erhob sich dann einer, dem man gern die Reste des alten absoluten Königtums überließ, da man sonst mit ihnen nichts anzufangen wußte. Dieser eine nun wurde dadurch nur primus inter pares und erschien als solcher ganz ungefährlich; aber bald zeigte sich seine Wolfsnatur. Die Entwickelung in umgekehrter Reihenfolge setzte ein, bis auch der letzte kleine Staat von ihm verschlungen war.

Diese Entwickelung trat, wenn auch viel langsamer, in Deutschland ebenfalls ein. Die Fürsten strebten nach immer größerer Selbständigkeit und benutzten jede Gelegenheit, sie zu erweitern. Sie verloren aber nie ihren Zweck, nur für sich und nicht für andere zu sorgen, aus den Augen. Sie konnten so zwar vorübergehend ein Machtmittel in der Hand der Päpste werden; aber sie versagten sofort, wenn sich der Papst für ihre Interessen nicht mehr nützlich erwies oder sich unzuverlässig zeigte. Das mußte Gregor VII. zu seinem Schaden spüren.

In dem geschilderten Kampfe mit dem „römischen Kaisertum deutscher Nation" bediente sich das Papsttum der zentrifugalen Kräfte, um das Oberhaupt des Staates zu bekämpfen. Auf Stärke oder Schwäche, auf Sieg oder Niederlage dieser der Staatseinheit feindlichen Kräfte beruhte und beruht denn auch heute noch Sieg oder Niederlage päpstlicher Politik. Wie der Papst im Mittelalter in der Fürstenmacht seinen Stützpunkt fand,

Digitized by Google

so findet er heute seine treuesten Anhänger in den Feinden der Regierungen, mit denen er im Kampfe liegt: in Frankreich in den Nationalisten. In Spanien übt er überragenden Einfluß am Königshofe aus durch die Drohung mit den Karlisten. Überall sehen wir das Papsttum die gleichen Kampfmittel anwenden. Aber doch gibt es einen großen Unterschied zwischen den heutigen und den mittelalterlichen Kämpfen: Im Mittelalter war der Papst der Angreifer, heute ist er dem modernen Staate gegenüber der Verteidiger. Die Aussichten auf die weltliche Oberherrschaft in der ganzen Welt sind vollständig verschwunden. Heute dreht sich der Kampf um die während des Angriffskampfes erworbenen Rechte, die im Laufe der Zeiten dem Papsttume, wenn auch nicht heute oder morgen, so doch ganz gewiß im Laufe der Jahrhunderte genommen und auf den modernen Staat übergehen werden. Eine große geistige Macht wird das Papsttum aber auch weiterhin auf die Gemüter auszuüben vermögen und — auch ohne politische Rechte — stets ein politischer Faktor bleiben.

Neue Frauenromane.

Von Frida Freiin von Bülow.

Von fünf modernen Autorinnen liegen mir neue Bücher vor, lauter ernsthafte, gute Arbeit, nicht auf den Geschmack der Menge hin zugeschnittene Unterhaltungsliteratur. Die Zahl der beachtenswerten Erzählerinnen wächst rapide. Die Befreiung des weiblichen Geistes von so manchen althergebrachten Einknebelungen, die die letzten zwanzig Jahre uns gebracht haben, hat auch eine Menge Talente frei gemacht. Wenn sich vormals eine begabte Frau ans Schriftstellern wagte, so setzte sie ihren Ehrgeiz darin, die Art der männlichen Autoren möglichst täuschend nachzuahmen. Sie nahm am liebsten einen Männernamen an und war stolz, wenn man die Weiblichkeit ihrer Autorschaft nicht herausfand. Auf diese Weise konnte sie nur Nachahmungen hervorbringen, die

Digitized by Google

an innerer Unwahrheit krankten. Denn sie verzichtete ja auf das Beste, was der Künstler besitzt: die Ursprünglichkeit. Kein Wunder, daß solche mühsamen Nachbildungen gering bewertet wurden. Ruskin sagt: „man soll nicht malen, was andere sehen, sondern was man selbst sieht." Das gilt von aller Kunst. Und je mehr die Frauen von heute den Mut finden, das Leben darzustellen, wie sie selbst es sehen und erfassen, desto Wertvolleres werden sie leisten. Jede Auffassung hat in der Kunst ein Recht, sofern sie eine eigene ist.

Helene von Monbart, die sich des männlichen Autornamens „Hans von Kahlenberg" bedient, gehört allerdings nicht zu denen, deren Vorzug in der echten Weiblichkeit ihrer Kunst liegt. Man könnte alle ihre Bücher für Männerarbeiten halten. Ihr Talent ist eben männlich geartet, was an einer Frau vielleicht eher ein Defekt, als ein Vorzug ist, denn die Geschlechtsbesonderheit ist gleichsam das feinste Aroma unseres Wesens. Als Schriftstellerin zeichnet sich Helene von Monbart durch Energie, kritische Verstandeskühle und Rücksichtslosigkeit aus. Fräulein v. Monbart entstammt einem altfranzösischen Adelsgeschlecht und hat viel in Paris gelebt. Dort hat sie mit den literarischen Tagesgrößen verkehrt, und diese sind nicht ohne Einfluß auf ihre Richtung gewesen, mußte sie doch ihre Abstammung diesen gallischen Einflüssen von vornherein besonders zugänglich machen. So findet sich in dem Schaffen der Monbart ein entschieden französischer Einschlag: ein prickelnder, sprühender Geist, der spielend die Gedanken zu formulieren versteht, ein leichter, oft nachlässiger, der Schwerfälligkeit ganz abholder Plauderton, eine gewisse Gefühlsnüchternheit bei leidenschaftlichem Temperament und die Unbefangenheit im Erwähnen heikler Dinge. Diese Art, die unsere deutsche Empfindsamkeit leicht verletzt, ist ja drüben in Frankreich das Selbstverständliche. Aber zu den gallischen Wesenszügen kommt bei Helene v. Monbart ein schwerer und herber Pessimismus, eine Neigung zur Weltverachtung. Fast alle ihre Bücher laufen im Grunde auf eine scharfe Kritik der heutigen Gesellschaft hinaus.

In ihrem neuen Roman „Der König", der im deutschen Verlagshaus „Vita" erschienen ist, und der in wenigen Monaten zahlreiche Auflagen erlebt hat, behandelt die Verfasserin das Problem modernen Monarchentums: ererbtes Königtum innerhalb der neuzeitlichen Staatsform. Ein sehr junger dekadenter Sprosse eines uralten Herrscherhauses kommt auf den Thron. Purpurmantel

Digitized by Google

und Krone belasten die schmächtige Gestalt, umgeben den elenden kränklichen Knaben mit den Symbolen von Königswürde und Glanz; denn Gesetz und Überlieferung bestimmen den armen kleinen Neurastheniker, den schon die Obliegenheiten des Privatlebens als Bürde bedrücken würden, zum Repräsentanten und Würdenträger eines großen Volkes. Eine ungeheure Last wuchtet auf den dürftigen Schultern des Knaben: die Verantwortung, die sein stolzer Name, die ihm überlieferte, byzantinisch aufgebauschte Heldengeschichte seiner Vorfahren mit sich bringt. Er fühlt sich stets genötigt, das vorzustellen, was er nicht ist: den kraft- und hoheitvollen, mächtigen, unbeugsamen Herrscher. Dazu kommen die verwickelten Anforderungen einer neuen Zeit, die Notwendigkeit zwischen den einander bekämpfenden politischen Parteien zu unterscheiden, den hundert einander widerstreitenden Sonderinteressen gegenüber überlegene Ruhe zu zeigen. Eine Riesenaufgabe, deren Bewältigung fast einen Übermenschen fordert!

Helene v. Monbart hat dies schwierige Problem mit der ihr eigenen Kühnheit angepackt und energisch durchgeführt. Das Phantasiegebilde ihres Königshauses und Volkes weiß sie sehr geschickt mit Wirklichkeitszügen zu beleben, und mit achtungswerter Equilibristik versteht sie auch die schmale Grenzlinie einzuhalten, die Dichtung und Wirklichkeit scheidet. Der kränkliche Junge auf dem Königsthron steigert sich im Laufe des Romans durch Selbstzucht und allmählichen Verzicht auf jedes persönliche Glück zu wahrhaft tragischer Größe. Indem er seine natürliche Schwäche fort und fort überwindet, erringt er zuletzt eine Überlegenheit und Unangreifbarkeit, die ihn in Wahrheit zum König macht.

„Denn jung ward ihm der Thron zuteil"

sagt Mephisto:

„und ihm beliebt' es, falsch zu schließen:
es könne wohl zusammengehn,
und sei recht wünschenswert und schön,
regieren und zugleich genießen."

Worauf Faust ausruft:

„Ein großer Irrtum! Wer befehlen soll,
muß im Befehlen Seligkeit empfinden;
ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen;
was er den Treusten in das Ohr geraunt,
es ist getan, und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
der Würdigste! Genießen macht gemein."

Digitized by Google

Helene v. Monbarts König kommt zeitig zu solcher Regentenweisheit und lebt danach. Es ist ein wirklich großer Zug in dieser Königsgestalt, und sie ist es, die dem Roman seinen Wert gibt, nicht das Virtuosenkunststück der übrigen Ausgestaltung.

Die Autorin hat einen bedenklich scharfen Blick für das Häßliche, das Krankhafte, das Lächerliche. Menschen mit solchen Augen sind mehr Kritiker als Künstler, sie mögen noch so begabt sein. Sind sie ernst geartet, so quält sie ein leidenschaftliches Verlangen, der blinden Mitwelt den Spiegel vorzuhalten, um auch ihr endlich die Augen zu öffnen.

Aber die Blinden sind die Glücklicheren.

Und die wirklichen Künstler sind diejenigen, deren Blick so tief ist, daß er die Schönheit, die Göttlichkeit, die erhabene Gesetzmäßigkeit noch unter den ärmlichsten Umkleidungen erkennt. Mit solchen Augen kann man Künstler und Dichter von Gottes Gnaden sein, — nur mit solchen. Helene Voigt-Diederichs gehört zu diesen echten Künstlernaturen; eine stille und feine Dichterin ist sie, die die Menschen lieb hat mitsamt ihren Unzulänglichkeiten. Ihr jüngstes Buch, „Dreiviertelstund vor Tag" — schon der Titel mutet wie ein kleines Lied an! — (es ist verlegt bei Eugen Diederichs in Jena und führt den Untertitel „Roman aus dem niedersächsischen Volksleben") ist die mit unendlich liebevoller Versenkung erzählte Jugendgeschichte einer armen Bauernmagd. Wir vernehmen, wie die scheue, einsame grüblerische Karen sich mühevoll durch das Dunkel einer einsamen Kindheit tastet. Mit Not und vielem Wundern sucht sie ihren Weg durch so viel Härten und Unbegreiflichkeiten. Ihre suchende Seele ist von geistigem Dämmerdunkel umfangen, aber das Tageslicht scheint ganz nahe.

Trotz der Innerlichkeit des Themas verliert sich Helene Voigt-Diederichs niemals ins Schemenhafte. Immer stellt sie wirklich Geschautes anschaulich dar. Darum ist ihre schlichte Erzählung würzig und schwer von Süße, wie an sonnigem Waldrain erblühter Thymian.

Im Verlag von S. Fischer, ein Verlag, dessen Name seine Autoren von vornherein als der Beachtung wert empfiehlt, ist unlängst das Erstlingswerk einer bisher ungenannten Rheinländerin „Charlotte Knoeckel" erschienen. Der Roman heißt „Kinder der Gasse" und führt den Leser mit in das Armeleuteleben einer rheinischen Stadt. Charlotte Knoeckel hat offenbar ein starkes, dem der Clara Viebig wesensverwandtes Talent, und sie setzt in

Digitized by Google

dieser Erstlingsarbeit schon überaus kraftvoll ein. Man spürt nichts von den bekannten liebenswürdig-weiblichen und kaum — etwas von Anfänger-Schwächen. Das Leben dieser Kinder der Gasse führt Ch. Knoeckel in dramatisch bewegten Szenen vor, immer knapp im Ausdruck, frisch, sicher und vor den Nachtseiten ihres Themas nicht Halt machend. Sie hat den Mut der Tragik, ohne sentimental zu werden; die ganze Erzählung strotzt von Blut und Lebensfülle. Was aus so fruchtbarem Erdreich für die Kunst noch erwächst, kann man natürlich nicht wissen. Aber hoffen läßt sich allerlei. Charlotte Knoeckels Element scheint ein energischer Naturalismus, der zwar nicht im Häßlichen schwelgt, aber doch vor sehr starken Ausdrücken nicht zurückscheut, wenn die künstlerische Wahrhaftigkeit sie verlangt. Es ist etwas herzhaft Gesundes in ihrer Manier, derb und doch auch nicht ohne Zartheit.

Neben dieser Rheinländerin erscheint Auguste Hauschner, die herb ernste, pessimistische Österreicherin, beinahe sentimental (trotz des Zolaschen Naturalismus ihrer trefflichen holländischen Fischernovelle „Daatjes Hochzeit!"). Von der Hauschner, deren Roman „Kunst" ich vor einigen Monaten in diesem Blatt würdigen konnte, liegt ein neuer, bei Albert Langen in München erschienener Roman vor „Zwischen den Zeiten". Die Geschichte spielt in einem mährischen Weberdorf und behandelt äußerlich den sattsam bekannten Interessenkampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Doch legt die Autorin das Schwergewicht, wie der Titel schon ahnen läßt, in die tragischen Konflikte, die aus dem Übergang von einer alten Zeit in eine neue erwachsen. Man fühlt die gegenwärtigen Zustände als unnatürlich, ungesund, fast unerträglich. Die gute alte Zeit der Handarbeit und des Patriarchats ist unwiederbringlich dahin, die völlig veränderten Arbeitsbedingungen, die das Fabrikwesen gebracht, schaffen Zustände, die eine entschlossene Losreißung von dem Hergebrachten notwendig erscheinen lassen. Die Heldin des Romans, eine Idealistin, die als Buchhalterin in die Fabrik eintritt, versucht unter der halb verkommenen Arbeiterschaft belehrend zu wirken. Das trägt ihr die Gegnerschaft des Fabrikherrn ein, der das patriarchalische System wenigstens äußerlich zu wahren sucht. Als die junge Volksfreundin sieht, daß sie allein nichts erreicht, ruft sie den Mann zu Hilfe, den sie liebt, und der, in seiner Weise, ihre Liebe erwidert. Er ist ein genialer sozialdemokratischer Agitator. Dieser macht sich sofort ans Werk, die dumpf dahinvegetierende Weberschaft durch Brandreden zur Empörung aufzureizen. Er

Digitized by Google

verspricht skrupellos, was zu gewähren gar nicht in seiner Macht steht; er hetzt, blendet, übertölpelt und reißt alle fort. Aber die Frau, die ihn rief, die ihn liebt, begreift mit Entsetzen die Gewissenlosigkeit seiner Kampfesweise. Sie begreift, daß er umreißt, ohne die Macht zu haben, neu zu bauen. Tief traurig sagt sie sich nun auch von ihm und seinem Werke los. Sie kann so wenig mit diesen Erstürmern einer utopischen Zukunft gehen, wie mit den egoistischen Verteidigern alter Vorrechte. Zwischen zwei Zeiten! Das Buch ist gediegen und gut, wie jede Arbeit, die mir noch von Auguste Hauschner in die Hände gekommen ist.

Toni Schwabe, die dichterisch hoch begabte junge Jenenserin, hat nunmehr ihren dritten Roman veröffentlicht unter dem Titel „Bleib jung, meine Seele!" Das Buch ist bei Axel Junker in Berlin erschienen und mit dem Bildnis der Verfasserin geschmückt: ein gesenkter Mädchenkopf von besonderer Zartheit mit edlen Zügen und Blondhaar, dessen schwere Fülle das feine Köpfchen zu belasten scheint. Toni Schwabe ist ihrer Art nach eine Lyrikerin aus der Schule J. P. Jakobsens, des Dänen. Sie selbst ist von mütterlicher Seite her dänischer Abstammung, hat einige Zeit in Dänemark gelebt und hat von der subtilen, fast raffinierten ästhetischen Kultur dieses kleinen Landes viel in sich aufgenommen. Der überaus kultivierte, künstlerische Geschmack, der die Dichtungen Toni Schwabes auszeichnet, ist etwas, was im deutschen Schrifttum noch auffällt. Diesen Geschmack, der ihre ganze Persönlichkeit beherrscht, wird die junge Dichterin in keiner ihrer Schöpfungen verleugnen. Dennoch steht der letzte Roman an Stimmungsgewalt hinter der „Hochzeit der Ester Franzenius" weit zurück und erreicht auch nicht die plastische Anschaulichkeit der „Stadt mit lichten Türmen". Neben trefflich Gelungenem findet sich in dem neuen Buch viel Farblosigkeit und Mattheit. Das will für die aufsteigende Linie eines Schaffens noch nichts bedeuten. Gerade echte Dichternaturen setzen so viel Herzblut, so viel innerste Lebenskraft zu, daß Zeiten der Ermattung nicht ausbleiben können. Toni Schwabe gibt in ihrem Buch „Bleib jung, meine Seele" das innere Erleben einer durch äußere Verhältnisse eingeengten, hochgestimmten und künstlerisch genialen Mädchenseele, die still und stark um ihre persönliche Freiheit ringt. Es ist, bis auf den verblüffenden und unglaubhaften Schluß, ungefähr das typische Erleben der begabten jungen Tochter unserer Zeit. Übrigens ist in den Werken dieser lyrischen Impressionistin das „Wie" so viel bedeutungsvoller als das „Was",

Digitized by Google

daß ein Verweilen bei der sogenannten Handlung sinnlos wäre. Das in Toni Schwabes Büchern Entzückende ist die Stimmung, der Ausdruck, die eigenartige künstlerische Formulierung. Aber die Thüringerin mit dem dänischen Einschlag ist keine robuste Kraft, die ungeschädigt aus dem Vollen wirtschaften kann, sondern ein Talent von fast gebrechlicher Zartheit, das, um zu blühen, gewiß der Schonung und Pflege bedarf. Das fein schwingende Instrument dieser Seele kann durch einen Hauch verstimmt werden, und dann klingt es nicht mehr ganz voll und rein. Toni Schwabe soll sich schonen, sich Ruhe gönnen und ruhig die beste Stunde erwarten, dann wird sie noch sich selbst und uns mit Schönem erfreuen.

Sprachdummheiten in der Amts- und Juristensprache.

Von H. Kötz.

Trotz aller Bestrebungen, die Amts- und Juristensprache nach und nach von Fremdwörtern, unbeholfenen Wortbildungen und lächerlichen und altmodischen Floskeln zu reinigen, begegnet man noch täglich den alten, oft gerügten Fehlern, und es geht ruhig im alten Schlendrian weiter. Dabei ist kein Mangel an vortrefflichen Werkchen und Aufsätzen, die das Falsche in Rede und Schrift der deutschen Sprache tadeln und das Richtige zeigen, sie werden auch gern gelesen, schon weil es ganz hübsch ist, einmal über seine eigenen und der lieben Kollegen Torheiten zu lächeln. Aber damit läßt man's auch genug sein, denn man hat ja viel zu wenig Zeit, um darüber nachzudenken, ob man sich vielleicht auch selber als Getroffener zu fühlen hat. So haben denn die recht verächtlich klingenden Ausdrücke wie Juristendeutsch, Papierdeutsch, Akten- und Tintendeutsch immer noch Daseinsberechtigung. Man sollte nicht vergessen, daß gerade beim Beamten die Gefahr, nachgeahmt zu werden, unter Umständen viel

Digitized by Google

größer sein kann als bei jedem andern, der für die Öffentlichkeit schreibt und spricht, und schon um deswillen sollte die amtliche Ausdrucksweise untadelig, zum allermindesten aber richtig sein.

Um in den folgenden Zeilen zu zeigen, daß es daran noch sehr fehlt, habe ich eine Blütenlese von alten und neuen Sprachdummheiten, wie sie uns täglich entgegentreten, frisch aus den Akten zusammengetragen, und wenn manche davon bereits früher einmal „aufgestochen" worden sind, so beweist meine Zusammenstellung nur, daß der einmalige Tadel wenig genützt hat.

Wir begegnen noch recht oft einem gezierten Altertümeln in amtlichen Schriftstücken. Schlichte, einfache Wörtchen werden mit einem altmodischen Zusatze versehen, damit sie dann recht „amtlich", recht „offiziell" klingen sollen. Es wirkt aber meistens nur komisch, wenn man statt hier, da und dort lesen muß: das Königliche Amtsgericht allda, der Stadtrat allhier usw. Auch wird eine Entscheidung nicht hierdurch, sondern andurch bekannt gegeben, und den Vagabunden befördert man nach seiner Verhaftung nicht hierher, sondern anher, einen besonders feinen Kerl wohl auch anhero. Eigentlich müßte man auch sagen ansonst oder ansonsten, indessen würde dies vielleicht zu altväterisch klingen und mit der strengen Würde eines behördlichen Erlasses nicht in Einklang zu bringen sein.

Ähnlich steht es mit dem Bindewort und, das zuweilen höheren Ansprüchen nicht zu genügen scheint und dann ganz unpassend durch auch ersetzt wird. Berechtigung hat diese Vertauschung nur dann, wenn man dem an einen vorhergehenden Gedanken anzuknüpfenden Schlußgedanken mehr Nachdruck geben will, z. B. „er hat das Geld empfangen, darüber quittiert, auch die Quittung dem Schuldner ausgehändigt". Wenn aber A bekennt, dem B 225 M. auch 25 Pf. schuldig zu sein, so hat dieses Hervorheben des Betrages der Pfennige nur dann Sinn, wenn es darauf besonders ankommt. In allen anderen Fällen tut das schlichte und dieselben oder bessere Dienste; es überhaupt wegzulassen, entspricht im angeführten Falle übrigens durchaus dem Sprachgebrauche.

Der Beamte muß streng vermeiden, sich einer zu schwülstigen Sprache zu bedienen, ein Fehler, der dem Ansehen der Amts- und Juristensprache am meisten schadet; er darf aber auch im Streben nach Knappheit des Ausdrucks nicht zu weit gehen, denn sonst verfällt er in Ungeschicklichkeiten, die viel unerträglicher werden können als Weitschweifigkeiten. Wörter, die für den Wohlklang

Digitized by Google

— auch darauf müßte mehr geachtet werden — und das Verständnis unentbehrlich sind, sollte man niemals weglassen. Ein Sitzungsprotokoll wie dieses zum Beispiel:

Beschlossen und verkündet:
Termin zur Weiterverhandlung der
1. Oktober 1903.

kann man wohl kurz und knapp, muß es aber auch flüchtig nennen. Dagegen war der Stadtrat zu H. kurz und schwülstig zugleich, als er folgenden Beschluß verfaßte: „Unter Erklärung des Verzichts auf Erlaß einer diesseitigen Strafverfügung vorliegende Anzeige bei Zuführung des Beschuldigten dem königlichen Amtsgerichte zur weiteren Entschließung zu übersenden." Solch ein Konglomerat — sit venia verbo — kann wohl nur zu papiernem Dasein bestimmt sein; sein Reiz auf die Lachmuskeln ist unfehlbar, wenn man es laut liest. Richtiger und dabei ebenso verständlich war es, wenn die Behörde erklärt hätte, daß sie auf Erlaß einer Strafverfügung verzichte, den Beschuldigten dem königlichen Amtsgerichte zuführe und diesem die vorliegende Anzeige zur weiteren Entschließung übersende. Ähnliches leistete sich das Polizeiamt zu L., als es auf eine Anfrage erwiderte: „Schmidt gelangte am 17. „hujus" unbekannt wohin zur Ab-, seither anderweit hierselbst aber nicht wieder zur Anmeldung." Eine Probe vom reinsten Aktendeutsch gibt das Schreiben eines süddeutschen Amtsgerichts: „In der Anlage beehre ich mich, die diesgerichtlichen Akten nebenstehenden Betreffs mit dem ergebensten Ersuchen zu übersenden, die Einvernahme des im Beweisbeschlusse vom 30. Oktober 1904 benannten Zeugen zu betätigen."

Der Juristensprache haben sich auch die Rechtsanwälte zu bedienen, sie sind deshalb in gleichem Maße, nicht erst an zweiter Stelle, verpflichtet, für deren Reinheit Sorge zu tragen. In ihren Klagen und Schriftsätzen bekommt man manche verunglückte Wort- und Satzbildung zu lesen und zu hören, und auch Fremdwörter finden sich noch zuweilen, die durch deutsche Ausdrücke leicht und besser ersetzt werden könnten. In Sachen Müller gegen Schulze überreicht der Rechtsanwalt „Klagschrift in triplo", im Kaufvertrage läßt der Notar den Käufer die Erklärungen des Verkäufers akzeptieren und ihn zugleich in produzierter Vollmacht seiner Ehefrau handeln; der Mandant erhält Bericht vom negativen Resultate der Beweisaufnahme und davon, daß der letzte Termin wegen kollidierender Termine zirkum-

Digitized by Google

duziert worden sei; seinem Nachbevollmächtigten stellt der Rechtsanwalt folgende Nachvollmacht aus:

Substitutorium,

mittelst dessen ich die mir in Sachen Fühn gegen Gerber übertragene Prozeßvollmacht Herrn N. N. substituendo übertrage!

Von Verfehlungen gegen die deutsche Sprache selbst finden wir zunächst die bei Kauf- und Geschäftsleuten übliche Unsitte wieder, das persönliche Fürwort ich wegzulassen. Wenn ein Kaufmann schreibt: „Teile ergebenst mit, daß Ihr Geehrtes vom 1. Mai empfangen habe und zeichne hochachtungsvoll" usw., so scheuen wir uns nicht, verächtlich vom Kaufmannsstil zu reden, während wir eine Vollmacht, die mit den Worten beginnt: „Erteile hierdurch Herrn Rechtsanwalt N. Vollmacht", nicht tadeln. Das ist auch was ganz anderes! Geradezu schauderhaft ist aber die Wendung: „In Sachen meiner" usw. Es ist eine Zumutung, einen harmlosen Menschen, der sonst vielleicht ganz leidlich deutsch schreibt und spricht, zwingen zu wollen, solch jammervolles Deutsch, das allem Sprachgefühle Hohn spricht, zu unterschreiben. Warum nicht eine einfache und richtige Ausdrucksweise statt dieser hilflosen Phrase, die ein gebildeter Mann Stolz genug besitzen sollte, nicht anzuwenden!

Viel Ungeschicktes bringt auch die Bildung und Behandlung der Eigenschaftswörter hervor. Während wir ganz richtig von dem Umstandsworte anderweit anderweitig bilden (so auch das Bürgerliche Gesetzbuch), ist die seinerzeitige Erfolgsanzeige zu verwerfen. Die anderweite Vernehmung des Zeugen ist unstatthaft, ebenso die Anberaumung anderweiten Termins.

Ein teilweises Geständnis des Angeklagten gibt es ebensowenig wie eine schrittweise Besserung (vgl. Wustmann), denn wir können nicht ohne weiteres das Umstandswort zum Eigenschaftswort erheben, indem wir es ohne Skrupel als solches flektieren.

Was dem einen recht ist, ist dem andern aber nicht immer billig. Der Kläger läßt sich die adjektivische Weiterbildung in klägerisch gefallen (schön klingt's freilich auch nicht), der Beklagte nicht. Trotzdem wird beklagtisch ebenso häufig angewendet wie klägerisch. Folgender Protokollsatz sagt genug: „Beklagtischer Vertreter übergab Abschrift des Kaufvertrags, welche gegnerischerseits (!) anerkannt wurde." Das Gegenstück hierzu prangt in einem Schriftsatze: „Die beklagtischerseits behauptete Zahlungsstundung wird klägerischerseits bestritten."

Digitized by Google

In Verträgen verpflichtet sich zuweilen die eine Partei, die ge- und außergerichtlichen Kosten zu tragen. Ungeheuerlich, aber scheinbar unausrottbar! Unwillkürlich schnappt man schon beim Lesen nach Luft, geschweige denn, wenn man gezwungen ist, solche „Be- und Mißhandlung" der deutschen Sprache selbst zu begehen oder sie anzuhören.

Etwas unbeholfen klingt die sehr gebräuchliche Wendung: „Kläger erhebt Klage wider den Beklagten, ladet den Beklagten zur mündlichen Verhandlung des Rechtsstreits" usw. Einfacher wäre es, wenn man, statt den Beklagten unnötigeweise ein zweites Mal zu bringen, an seine Stelle das bequemere und dabei ebenso deutliche ihn setzte, also: „Ich erhebe Klage wider den Beklagten, lade ihn" usw., oder noch einfacher: „Ich erhebe Klage und lade den Beklagten."

Ungeschickt und falsch ist es aber, nicht zur, sondern behufs mündlicher Verhandlung zu laden. Denn der Kläger ladet den Beklagten doch nicht, damit die mündliche Verhandlung stattfinde — diesen Sinn würde behufs ergeben —, sondern er fordert ihn durch die Ladung vorschriftsmäßig auf, zur, in die Verhandlung, die ja auch ohne sein Erscheinen stattfindet, zu kommen. Kommt der Beklagte nicht, so wird er auch heute noch ohne Gnade kontumaziert, nachdem der Kläger den grausamen Antrag gestellt hat, ihn mittels für vorläufig vollstreckbar zu erklärenden Urteils zu verurteilen, und die Zwangsvollstreckung hat er um so mehr zu fürchten, als sein Gegner auf der Gerichtsschreiberei eine möglichst umgehende vollstreckbare Ausfertigung bestellt hat.

Zwei Präpositionen nebeneinander zu stellen, ist immer untunlich. Diese Klemme wird am besten vermieden durch eine ellipsenartige Wendung oder durch einen Relativsatz. Dann braucht der Rechtsanwalt nicht zu sagen: „In bei der Gerichtsschreiberei niedergelegter Vollmacht", und nicht Beweis anzutreten dafür, daß der Ziegelpreis auf unter 22 M. für das Tausend herabgesunken sei.

„Der Kläger hat die vom Beklagten aufgetragenen Ausbesserungsarbeiten angenommen und beziehentlich ausgeführt." Und allein genügt und ist richtig, weil wir beziehentlich an Stelle von und und oder gebrauchen. Wenn nun das eine von beiden Wörtern, an deren Stelle es treten soll, noch besonders hinzugefügt wird, wie im angeführten Beispiele, so muß man annehmen, der Verfasser habe in das Wort beziehentlich

Digitized by Google

oder in eins der beiden Bindewörter einen ganz besonderen Sinn hineinlegen wollen. Das wird aber meistens nicht der Fall gewesen sein.

Will der Schuldner einen Rest von 300 M. nicht bezahlen und ist er hierzu schon wiederholt aufgefordert worden, so begründet der Gläubiger seinen Klaganspruch damit, daß er sagt: „Der Schuldner hat Mahnens ungeachtet oder Mahnungen ungeachtet die restlichen 300 M. nicht bezahlt," während er sich weniger feierlich ausdrücken konnte: Der Schuldner hat den Rest von 300 M. trotz vielen Mahnens noch nicht bezahlt."

Verzeihlicher als die angeführten groben Verstöße gegen Sprachgefühl und Grammatik sind kleinere Unebenheiten, die unbemerkt der rasch über das Papier hineilenden Feder entfließen, die auch unter Umständen weder dem Schreiber selber, wenn er das Geschriebene einer Durchsicht unterzieht, zum Bewußtsein kommen, noch auch dem Leser auffallen. Gleichwohl verdienen sie aber, gerügt zu werden, und müssen vermieden werden. War der Anspruch des Klägers unbegründet, und wird er mit der Klage abgewiesen, so steht in den Urteilsgründen zu lesen: „Demnach war die Klage abzuweisen und dem Kläger die Kosten des Rechtsstreits aufzuerlegen." Hier erscheint der alte Fehler, ein in der Einzahl stehendes Verbum weiter auf ein in der Mehrzahl stehendes Substantivum zu beziehen. „Demnach war die Klage abzuweisen, und dem Kläger waren die Kosten des Rechtsstreits aufzuerlegen" klingt keineswegs umständlich und schwerfällig.

„Das Urteil ist dem Beklagten am 1. Dezember 1902 zugestellt und rechtskräftig geworden." Dieser Satz liest sich ganz glatt und fließend, er erscheint fehlerlos, und doch birgt er einen schweren Fehler in sich: eine Form des Hilfszeitwortes werden hat der Verfasser unterdrückt, nämlich worden. Dieser Fehler liegt in einer Verwechselung der beiden Naturen des Wortes werden, es ist ebensogut selbständiges Zeitwort wie Hilfszeitwort. Falsch ist es also unter allen Umständen, wenn man, wie in unserm Beispiele, worden durch geworden ersetzen will. Wenn dieser Satz mit dem Fehler nicht uneben klingt, mit der Verbesserung dagegen etwas schwerfällig, so darf doch immerhin eine Wahl zwischen dem, was nicht besonders schön klingt, und dem was grammatisch falsch ist, keinesfalls zu ungunsten der grammatischen Richtigkeit ausfallen. Leider ist aber unser Sprachgefühl bereits dermaßen abgestumpft, daß wir solche und gröbere Schnitzer gegen die Grammatik überhaupt nicht mehr empfinden. Wir lassen ruhig

Digitized by Google

unſern Koffer und Reiſetaſche liegen, wir ſagen unbedenklich, ſein Vater und Schweſter werden ihn vom Bahnhof abholen, und wenn Müller dem Schulze ein Fahrrad geliehen hat, ſo läßt er den Säumigen durch ſein Dienſtmädchen und Hausknecht auffordern, das Rad zurückzubringen.

Die angeführten Beiſpiele zeigen, wie leicht die deutſche Sprache durch Bequemlichkeit und Gedankenloſigkeit gefährdet werden kann und wie leicht es iſt, dieſer Gefahr durch etwas Aufmerkſamkeit vorzubeugen.

Volkswirtſchaft und Kunſt.

Von Joſeph Aug. Lux (Wien-Döbling).

„Der Beweis iſt erbracht, daß die Entwickelung unſerer Volkswirtſchaft in erſter Reihe vom Wohlbefinden der Induſtrie und des Handels abhängt.“

Seit zweihundert Jahren pflegen die Volkswirte das zu behaupten, und jüngſt habe ich dieſen Satz in einem amtlichen Bericht über Handel und Gewerbe nebſt einer umfangreichen Begründung geleſen.

Es wäre ganz herrlich, wenn dieſer Beweis gelingen würde. Denn er kann nur dann gelingen, wenn ſich zeigen läßt, daß Handel und Induſtrie wetteifern, die wertbildende Kraft des Talentes zu fördern, indem die Induſtrie einerſeits beſtrebt iſt, das Nützliche in der vollendetſten Weiſe hervorzubringen, und zu dieſem Zwecke bedacht iſt, immer neue Talente heranzuziehen, den beſtehenden Arbeiterſtand geiſtig, ſittlich und ſozial zu heben, der Kultur unſerer Zeit angemeſſen, weil ſeine Leiſtungsfähigkeit nur mit der Freude am Schaffen zunimmt; ferner, indem der Handel anderſeits bedacht iſt, immer nur das Beſte auf den Markt zu bringen, mit dem geläutertſten Verſtändnis für die Leiſtungen des Talentes das Bewußtſein verbinden würde, eine verantwortungsreiche Vermittelung von Kulturwerten zu bilden, und es

Digitized by Google

vorzöge, die Ware lieber zu verbrennen, denn mit tadelhaften Gütern, die entweder dem Hersteller Zwang und Schaden verursachten oder dem Käufer Enttäuschung bereiteten, einen betrügerischen Gewinn zu erzielen. Wenn sich das zeigen läßt, dann ist sicher, daß die wahren Wertquellen einen wunderbaren Strom von Gütern über die Erde verbreiten, daß die Schönheit und das Wohlbefinden im Bereiche aller, auch der geringsten Menschen und selbst in der bescheidensten Hütte aufgehen, daß der Geist der Hersteller und der Genießer erhoben und veredelt wird von der Schönheit und Vollkommenheit der Dinge, die das nackte Leben umkleiden, und dann wird man ernsthaft sagen können, daß sich eine wahre Volkswirtschaft, nämlich die Wohlfahrt des ganzen Volkes und aller seiner einzelnen Glieder, nicht nur der Unternehmer und Händler, entwickele.

Da ich aber fast nirgends in der heutigen Welt die Anzeichen eines solchen glücklichen Wandels, sondern in den meisten Fällen Schmutz, peinigendes Elend, Gewinnsucht und den Unrat einer geschmacklosen und schlechten Produktion erblicke, so hoffe ich, den versprochenen Beweis wenigstens in einem Zukunftsbilde erbracht zu finden, indem der amtliche Bericht mitteilen würde, Handel und Industrie hätten sich heute entschlossen, das bisherige schlechte System aufzugeben und von morgen ab sein Fortkommen und Wohlbefinden auf den wahren Wert zu gründen.

Aber von einem solchen Vorhaben war auch in dem amtlichen Bericht nichts zu finden, so wenig wie etwas davon in der Praxis zu finden ist. Im Gegenteil. Der amtliche Bericht gibt die traurige Weisheit zum besten, daß das bisherige schlechte System das empfehlenswerteste sei, und daß das Wohlbefinden von Industrie und Handel nur in dem bekannten Grundsatz von „Billig und Schlecht“ begründet liege, mit anderen Worten, daß die Entwickelung der Volkswirtschaft nicht durch die gute und schöne Arbeit gefördert werde, sondern durch die schlechte und betrügerische, nicht durch die Anerkennung und angemessene Vergütung der Leistung nach Maßgabe der Bedürfnisse, sondern durch Ausschindung und Lohnbedrückung, nicht durch Menschlichkeit und Gerechtigkeit, sondern durch Unmenschlichkeit und Ungerechtigkeit, nicht durch Förderung der Kraft und Entwickelung des Talentes, sondern durch Mißbrauch des Talentes, durch Hemmung und Unterdrückung der entwickelungsbedürftigen Kräfte und Erziehung zur Schwäche und Hilflosigkeit. Freilich ist die Schwäche nicht mehr ganz hilflos, wofern sie sich zur Masse organisiert

Digitized by Google

hat und den Kampf gegen die Unterdrückung führt; aber Masse ist noch nicht Kraft.

Was also ist in Wahrheit erwiesen? Man muß sich die Frage sehr eindringlich vor Augen halten, weil sie von nicht geringer Tragweite ist. Industrie und Handel sind unleugbar die stärksten motorischen Kräfte der Volkswirtschaft. Wie kommt es also, daß in einer Zeit, da alle Kräfte der Industrie und dem Handel dienen, die Kultur immer tiefer in den Zustand der Barbarei und der Trostlosigkeit versinkt, wie kommt es, daß die hauptsächlichsten Stätten der heutigen Gütererzeugung, die Fabrikstädte und Fabrikdörfer, die verhältnismäßig die reichsten Vermögensstände aufweisen, ungleich die häßlichsten, traurigsten und unfruchtbarsten Aufenthaltsorte sind, die von der Menschheit am liebsten gemieden und nur von einer widerwillig ausharrenden Einwohnerschaft bevölkert werden. Wie kommt es, daß der Handel, seit alters ein wichtiger Kultur- und Zivilisationsfaktor, heutzutage die glänzenden Kaufläden der Großstädte und die oftmals kostspieligen Wohnungen des Bürgertums mit einem ganz nichtswürdigen Plunder von Gegenständen, kunstgewerblichen und künstlerischen Dingen, die sich bei näherem Betracht fast ausschließlich als elende Surrogatware entpuppen, angefüllt sind, eitle und lächerliche Rübezahlgeschenke, die, wenn die Menschheit plötzlich die Sehkraft bekäme, den Wert vom Unwert zu unterscheiden (und sie wird diese Sehkraft bekommen, oh, was das betrifft!), einmal als nichtiges Katzengold erkannt werden, an dem allerdings das Vermögen der Nation, nicht ihr Geld allein, sondern ihr Schweiß und Blut, ihre Gesundheit und Kraft, verschwendet wurde, es wird ein schreckliches Erkennen sein, ein Bewußtwerden der drückenden Armut und Leere, die im Hintergrunde dieser gleißenden Kultur lauert. Wenn in einem Augenblicke die Schuppen von allen Augen fallen würden, wäre der Sturz aller Werte, die Scheinwerte sind, unvermeidlich, und gut neun Zehntel von allem, um dessentwillen heute gefeilscht, betrogen, geknechtet und geschuftet wird, müßten alsdann auf einen riesigen Schutthaufen zusammengeworfen werden. Aller Reichtum dieser Art wäre im Handumdrehen zur Bettelarmut, die mit hinderlichem Ballast beschwert ist, und das Unvermögen, die im langen Mißbrauch erzogene Untüchtigkeit der eingerosteten Fähigkeiten müßte als furchtbarstes Verhängnis empfunden werden. Es wäre wie das Erwachen eines Nachtwandlers, der unfehlbar in die Tiefe stürzt. Und doch ist der Sturz unvermeidlich und heilsam, wenn er sich auch

Digitized by Google

nicht plötzlich vollzieht, sondern im Wege organischer Umwandlung. Ein Erwachen ist es immerhin. Unsere ganze Zukunft ist auf unser Auge gestellt. Die Entwickelung unserer Kultur und unserer Volkswirtschaft hängt von der Bildung unseres Auges ab. Das Auge ist der Wächter und Hüter des Paradieses, das sich in eine Wüste umverwandelt, wenn das Auge schläft. Sobald das Auge wieder befähigt ist, das Gute vom Schlechten zu unterscheiden, die Häßlichkeit des Schmutzes, der Armut und Verwahrlosung wahrzunehmen, den Unwert, sobald es nicht mehr die falschen, geschmacklosen und ungehörigen Erzeugnisse ertragen wird, sobald ihm der Schmutz und die Verwahrlosung des äußeren Lebens ein beleidigender Anblick werden, dann wird es auch das Elend und die Armut vieler Menschen in den Orten dieser ungehörigen Erzeugung nicht mehr ansehen können, und die wahre Volkswirtschaft wird dann im Aufblühen und in der Entwickelung begriffen sein. Nicht die heutige Form von Industrie und Handel fördert die Entwickelung der wahren Volkswirtschaft, die immer nur als eine Entwickelung der schöpferischen und edelsten Kräfte des Volkes zur wahren Nützlichkeit, zur Freude und Schönheit und zur Gesittung verstanden sein soll; Industrie und Handel in der heutigen Form haben gar kein Interesse an einer solchen Volkswirtschaft. Zwar könnte einzig und allein das Wohlbefinden von Industrie und Handel nur von einer solchen Volkswirtschaft abhängen; in der heutigen Form aber wird das Wohlbefinden von Industrie und Handel lediglich als eine Sache der Plusmacherei, der Erzeugung des an sich unfruchtbaren Geldes, auf Kosten der einzig fruchtbaren menschlichen Arbeitskraft und auf Kosten des unerfahrenen und getäuschten Käufers betrachtet. Durch unzählige Beispiele läßt sich dartun, daß ein wirklicher und dauernder Erfolg niemals durch den Grundsatz von Billig und Schlecht, niemals durch Unlauterkeit und Verschlechterung, sondern immer nur errungen werden kann durch eine Steigerung der Qualität, durch den Einsatz der höchsten und besten Eigenschaften, die aber nur möglich sind durch eine Steigerung aller menschlichen Werte.

Alle Fälle, die wir aus den amtlichen Berichten und aus den praktischen Erfahrungen anführen können, enthalten die Nutzanwendung derselben Wahrheit, die in den Berichten und in der Praxis triumphiert, nämlich, daß das unschätzbare volkswirtschaftliche Element, das Talent, das aus Handel und Industrie ausgeschaltet ist, und daß William Morris' Worte recht behalten: „Es wird

Digitized by Google

viel auf den Schein berechnete Arbeit in der Welt hervorgebracht, die dem Käufer Schaden bringt, noch mehr dem Verkäufer, und wenn er es nur wüßte, am meisten dem Hersteller; ein wie guter Grund zur Erlangung einer guten dekorativen Kunst, das heißt ornamentalen Arbeit, würde gelegt werden, wenn die Handwerker sich entschlössen, nur ausgezeichnete Arbeit zu liefern, statt, wie jetzt nur zu oft geschieht, die Mittelmäßigkeit zur Norm zu machen, die wir oft nicht einmal erreichen. Von den Handwerkern weiß ich, daß das Publikum im allgemeinen darauf erpicht ist, billig zu kaufen, und in seiner Unwissenheit gar nicht danach fragt, ob die Dinge, die es kauft, häßlich sind, ob der Mann erhält, was ihm gebührt; auch weiß ich, daß die (sogenannten) Fabrikanten darauf erpicht sind, einander in bezug auf Billigkeit, nicht aber auf Vortrefflichkeit den Rang abzulaufen, daß sie dem Verkäufer, der einen vorteilhaften Handel abschließen möchte, auf halbem Wege begegnen und ihn mit Freuden mit häßlichen Waren zu dem billigen Preis versehen, was mit keinem schöneren Worte als Betrug bezeichnet werden kann."

Der wirtschaftliche Mißerfolg ist die unvermeidliche Folge dieser auf Billigkeit und Häßlichkeit gerichteten Politik. Das Talent ist unentbehrlich, wenn die Leistung ihren Rang behaupten soll; wenn das Talent als die Grundlage der Volkswirtschaft erkannt ist, dann müssen auch die Industrie und der Handel zu dieser Grundlage zurückkehren, um den drohenden Krisen zu entgehen, die der bisherigen Wirtschaftsverfassung unzweifelhaft bevorstehen. Der Umschwung hat sich in manchen Gebieten bereits vollzogen und er wird sich alle Gebiete erobern, um der Volkswirtschaft ihr wahres Gesicht wieder zu geben. Der größte Teil hat allerdings noch nichts von dem Hauche des neuen Geistes verspürt, es sei denn, daß er in seinen ungünstigen Bilanzen den Wandel der Kultur bemerkt, dessen unaufhaltsamen Schritt er vergebens zu hindern sucht. Dann heißt es, die neue Richtung sei an allem schuld, und man ruft nach der Polizei; Industrie und Handel, die sich bisher als Träger des Fortschrittes aufgespielt haben, werden in diesem Augenblick konservativ; im Namen der Freiheit und des Fortschrittes rufen sie nach der Zensur. Andere vermeinten, sehr modern zu sein, indem sie das Neueste und Modernste zu ihrer Sache machen, ohne zugleich die Vortrefflichkeit zu ihrer Aufgabe zu machen, die in allen Einrichtungen des Lebens gleichmäßig zu verspüren sein müßte und die allgemein sein wird, wenn die Volkswirtschaft und folglich auch Industrie

Digitized by Google

und Handel zu den wahren Grundlagen zurückgekehrt sein werden. Dann wird das Vorurteil, das die Gesellschaft von den Geschäften des Kaufmannes hat, zu den Requisiten einer überwundenen Barbarei gehören. Die Geschäfte des Kaufmannes werden ebenso ruhmvoll sein wie alle Arbeit, die um sehr edle Dinge geschieht, und ich glaube, es ist im Grunde ein sehr ehrenvolles Geschäft, die Welt mit sehr guten und nützlichen Gegenständen bekannt zu machen, die Achtung und Wertschätzung für solche Gegenstände zu verallgemeinern und an der Erziehung zur Kultur mitzuarbeiten. Daß Merkur der Gott der Kaufleute und der Diebe war, würde aufhören, mehr als eine bloß mythologische Beziehung zu bedeuten. Aber auch das Bild, das die Industrie in jener glücklicheren Verfassung bietet, würde von dem heutigen ein völlig verschiedenes sein. Die Fabrikorte würde aufgehört haben, Stätten des Elends, des Schmutzes und der Roheit zu sein, wie es heute fast allgemein der Fall ist, sie würden im Gegenteil die gern aufgesuchten und gepriesenen Orte der Schönheit und Fruchtbarkeit sein, bewohnt von glücklichen und schaffensfreudigen Menschen, deren Glück und Freude in allen Häusern, Wohnungen, Gärten, Werkstätten usw. sichtbar wird als Sauberkeit, Vortrefflichkeit aller Einrichtungen und unabläßiges Walten eines hochentwickelten Schönheitssinnes, der nichts Unzweckmäßiges, nichts Häßliches, nichts Geschmackwidriges oder Gesundheitsschädliches duldet. Die englischen Gartenstätten industrieller Herkunft bilden den Anfang einer solchen Zukunft, die kommen wird, wie fern und utopisch solche Pläne auch heute noch scheinen mögen, da zum Schaden unserer ganzen Kultur die echte Menschlichkeit vom Throne gestoßen und mit der verbannten Göttin die sonnengleiche und belebende Aureole einer schöpferischen Kräfte- und Talententfaltung entschwunden ist.

Digitized by Google

Die drei Entwickelungsstufen deutschen Volksgeistes.

Von Rudolf Goette.

[Teil II.]

V.

Die Zeit staatlicher Sonderbildungen.

Nur jenes Zeitalter ward hier als Epoche des Kaisertums bezeichnet, in dem sich die Blüte der Volkskraft in dem Kaisertum verkörpert. Darauf folgt ein halbes Jahrtausend schwebenden Gleichgewichts der Gewalten. Es empfängt seinen inneren Zusammenhang durch die Rezeption des römischen Rechtes. Sie war notwendig geworden und doch zugleich ein schweres Unglück. Wo lateinische Bildung und Eloquenz vorwalteten, die Allmacht der römischen Kirche Regungen volkstümlicher Selbständigkeit erdrückte, die öffentliche Gewalt aufgehört hatte, sich auf nationale Lebenskräfte zu stützen, mußte auch eine Fortbildung des angestammten Rechtes in freiem und großem Sinne unmöglich werden. Einen Stillstand kann aber die Rechtsbildung in einer Zeit lebhafter wirtschaftlicher Entwickelung am wenigsten ertragen. Als die Mannigfaltigkeit der sozialen und staatlichen Lebensformen einen gewissen Grad erreicht hatte, ward, wie es überall einmal geschehen ist, die Ergänzung der Laienrichter durch gelehrte Fachleute notwendig, und die Gelehrten holten ihr Wissen aus das Fremde. Auf die einzelnen Vorgänge soll hier nicht weiter eingegangen werden. Das römische Recht ward zum Werkzeug der Fürstengewalt; auf diesem Boden entstanden Bureaukratie und Absolutismus. Man könnte daher die Epoche von 1250 bis 1750 auch die Zeit des römischen Rechtes nennen.

Durch diesen großen Zeitraum flutet die europäische Renaissancebewegung mitten hindurch. Vor dem Anbruch der Renaissance behaupteten sich die Städte politisch neben dem Fürstentum, der Bürgerstand ist Träger der Kultur; nach dem Verebben der Renaissance ist das Landesfürstentum die einzige ausschlaggebende Macht geworden. Demnach gliedert sich jene Periode in das Zeitalter der Städte 1250—1450, das Zeitalter der Renaissance 1450—1550, das Zeitalter des Landesfürstentums 1550—1750.

Digitized by Google

Die Zeit der Städte leidet unter dem Mangel einer überragenden Gewalt. Das öffentliche Leben nimmt wohl zu an Vielgestaltigkeit, die Gesellschaft sinkt aber von ihrer Höhe herab. Man muß die Ära des aristokratischen und des demokratischen Stadtregimentes unterscheiden, deren Grenzpunkt etwa das Jahr 1370 ist. Bis zum Umsturz der Geschlechterverfassung übte das Rittertum nachhaltigen Einfluß aus. Die Patrizier, vielfach mit dem Landadel verwandt und verschwägert, pflegten nicht nur Turniere und ritterliche Kampfsitte, sie bildeten auch den Minnedienst in ihrer Weise fort. Davon geben die sog. Hoflieder Kunde, die ein Bindeglied zwischen dem Minnesang und dem Volksliede im engeren Sinne darstellen. Für einen wohlgesitteten jungen Mann gehörte es in jenen Kreisen zum guten Ton, einem Mädchen „in züchten und in eren" den Hof zu machen. Es gab also noch ein gesellschaftliches Ideal.*)

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts erlangten die Zünfte in den meisten Städten die Herrschaft. Die Geschlechter gingen an Zahl, Einfluß und Ansehen zurück, der Ton ward derber und plumper.

Da ist dann der Meistergesang aufgekommen, ein Erzeugnis fürchterlicher Barbarei. Die mâze, die bürgerliche Wohlanständigkeit, ward von den Meistern noch geschätzt; aber recht frei und ungebunden äußerte sich die Roheit in Leben und Schrift außerhalb der Zunftstuben. Die glänzendste Seite des spätmittelalterlichen Geistes offenbart sich in weltlichen und kirchlichen Bauten; da scheint der Gemeinsinn in kühnem Fluge über dem Druck und der Niedrigkeit des Daseins zu triumphieren. Was von einem Gefühl der Zusammengehörigkeit lebte und wirkte, kam fast nie in wahrhaft vaterländischem Geiste, gemeinhin aber in genossenschaftlichen Bestrebungen zum Ausdruck; am kraftvollsten verkörperte es sich in der deutschen Hanse.

In der europäischen Renaissance, welche für die deutsche Geschichte keinen Wendepunkt bildet, aber neue Lebensgehalte bringt und damit für die Menschheitskultur eine neue Zeit herbeiführt, darf man wohl den germanischen Geist als die treibende Kraft ansehen, wenn auch ihre glänzendsten Leistungen einem Bastardgeschlecht verdankt werden, und viel durchaus Ungermanisches in

*) In einem Aufsatz über Liebesleben und Liebesdienst des deutschen Mittelalters (Zeitschr. f. Kulturg. I. S. 426 f.) ist von mir, vorzüglich aus den Hofliedern, ein geregelter, bürgerlicher Liebesdienst erschlossen worden.

Digitized by Google

der ganzen Bewegung mitwirkt. Man kann vier Erscheinungsformen unterscheiden: 1. die Bemeisterung der äußern Welt; 2. den Humanismus; 3. die religiöse, 4. die soziale Bewegung. Die unbedingte Bejahung des eigenen Ich, der gelebte, nicht der gelehrte Humanismus ist in Italien, dem Vaterlande der Renaissance, die vorklingende Saite. In der Politik galt rücksichtsloseste Selbstsucht, die in Machiavellis Lehre ihren klassischen Ausdruck fand.

Die Renaissance zeigt aber bei jedem Volke ein anderes Gesicht. Die Deutschen taten sich durch erfinderischen Sinn hervor, ließen sich jedoch von der Erschließung der Welt abdrängen. Die kecke Lebenskunst der Humanisten blieb bei uns eine Nachahmung, welche nur die gelehrten Kreise ergriff. Als das bleibende erwies sich eine Pädagogik, die ganz auf dem Boden der Antike steht und in der Lateinschule Johannes Sturms in Straßburg ihren entschiedensten Ausdruck fand. Eine Schule, die in mönchischer Geisteszucht das Angeborene der Natur und Heimat unterdrückte, war vorzüglich geeignet, dem werdenden Absolutismus gefügige Werkzeuge heranzubilden. So ward die Renaissance, von Haus aus ein Gefäß der Freiheit, in ihrer zweiten Heimat zunächst ein Werkzeug des Zwanges. Doch fand der Genius glücklicherweise den Weg zu den goldenen Hügeln, dem Reiche der wahren Kunst. Den Deutschen ist diese Offenbarung in Albrecht Dürer am reinsten aufgegangen. Sie wurden aber bald wie in der äußern, auch in der innern Welt von ihren Verwandten überflügelt, ich denke an die Niederländer und Engländer, vor allem an William Shakespeare.

Den nach Wahrheit und Gerechtigkeit hungernden Seelen jedoch konnten nur fromme, gleichgestimmte Gemüter helfen. Die Gedankenfäden eines Franziskus von Assisi hatten deutsche Dominikaner weitergesponnen. Als Prediger in den Frauenklöstern bedienten sie sich gewöhnlich der Muttersprache und suchten sich den Bedürfnissen des weiblichen Gemütes anzupassen. Auf diesem Boden entfaltete sich, wie Denifle gezeigt hat, die deutsche Mystik. Ihr Lieblingsgedanke war es, unmittelbare Beziehungen zu dem Göttlichen herzustellen. Auf den Schultern der Mystik steht Luther. Er entfernte die glänzend bemalte Wand, welche die Kirche zwischen Gott und Menschen errichtet hatte, und stellte paulinisches Christentum wieder her. In der Politik vermochte sich Luther nicht von der hebräischen Knechtsanschauung vom leidenden Gehorsam freizumachen. Die tatkräftige Seite der germanischen

Digitized by Google

Natur fand in dem reformierten Bekenntnis besser ihre Rechnung. Die sozialen Erhebungen, deren Ausbruch in Deutschland von reformatorischen Stimmungen lediglich angeregt wurde, sind als Krisen der wirtschaftlichen Entwickelung hier nur ihrer Folgen halber zu erwähnen. Indem sie die übrigen Stände dem siegreichen Fürstentum zu Füßen legten, schufen sie die gedrückte Masse der Untertanen und vollendeten die Knechtschaft der Bauern. So ward ein Zustand tiefer Erniedrigung und Bedientenhaftigkeit geschaffen, aus dem sich die Persönlichkeit erst durch die Taten späterer Geschlechter wieder zu würdigerem Dasein erheben sollte.

Die Zeit der ersten Renaissance brauchte für das deutsche Volk nicht so trostlos zu enden. Es war ursprünglich Kraft die Fülle vorhanden; so lange noch alles im Werden, als Luther lehrte und Hutten sang, wuchs auch das nationale Selbstgefühl. Der keck wagende Volksgeist verkörperte sich in Gestalten gleich dem Magier Faust. Es fehlte weiter nichts als der rechte Mann, um das Eisen zu schmieden. Karl V. war ein ähnliches Verhängnis für die Deutschen wie drei Jahrhunderte früher Friedrich II. Zwar läßt die Geschichte nicht mit sich rechten; es ist aber nützlich, die Ursachen des nationalen Unglücks klarzustellen.

Das Zeitalter des Landesfürstentums ist mit der kurzen Schilderung des Verlaufes der deutschen Renaissance bereits im wesentlichen gekennzeichnet. Doch muß die evangelische Freiheit als ein bleibendes, die Erziehung durch den Humanismus als ein lange und tief wirkendes Ergebnis der großen Zeit gewürdigt werden. Der Volksgeist war selbst im siebzehnten Jahrhundert nicht völlig erloschen. Aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges heraus gab der Simplizissimus des wackeren Grimmelshausen von dem Fortleben der Kyffhäusersage Kunde: der Dichter läßt dort einen „deutschen Helden“ auftreten, der sich alle Völker unterwerfen, Frieden, Recht und Gesetz aufrichten und alles gleich machen will.*) Freilich erscheint die Gestalt in komischer Verzerrung, als ob der Verfasser an dergleichen Zukunftsbilder selbst nicht zu glauben wagte. Die verbrecherische Kriegspolitik Ludwigs XIV. und seines Ministers Louvois rief nicht nur zornige Entrüstung, auch männliches Verlangen nach gebührender Abwehr, nach Be-

*) Die Stelle ist Kampers in seiner trefflichen Schrift über die Kaiserprophetie entgangen. Ich habe im „Deutschen Volksgeist“ (S. 12) zuerst darauf hingewiesen, daß sie in den Kreis der nationalen Überlieferung gehört.

Digitized by Google

währung der alten deutschen Kriegstüchtigkeit wach;*) die Stumpfheit, mit der solche Mißhandlungen des Auslandes ein halbes Jahrhundert früher ertragen wurden, war damals schon gewichen.

Die Zeit der Wiedergeburt und des deutschen Kaisertums.

Die dritte Reichsgründung ist die größte Tat der Hohenzollern; mehr als ein Jahrhundert war erforderlich, sie vorzubereiten. Getragen wird das Werk von einer deutschen Renaissance, die in der Gegenwart ebensowenig zu einem Abschluß gelangte, als die politische Sendung des mitteleuropäischen Germanentums bereits erfüllt ist. Die Epoche gliedert sich in vier Abschnitte: 1. die Zeit der deutschen Erhebung (bis 1815), 2. der Restauration (bis 1858), 3. die Ära Wilhelms I., 4. die Ära Wilhelms II. Es ist kennzeichnend für deutsche Art, daß die Erneuerung des nationalen Daseins mit einer Wiedergeburt von innen her beginnt. Mannigfaltige Einflüsse haben in der zweiten Hälfte des achtzehnten und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts das deutsche Leben befruchtet: die Antike, die christliche Humanität, das Germanentum, die Aufklärung, der Pietismus und endlich das Wirken des absoluten Staates. Aufklärung und Pietismus im Verein führten zu einem Kult des sittlichen Empfindens, der reinen Menschengüte, der in dem schönen Seelentum herrliche Blüten gezeitigt hat. Die Frau gewann wieder tieferen Einfluß auf die Gesellschaft, sie ward eine Führerin zur Höhe. Freilich empfing der Hang zum Idealen im deutschen Charakter, die Neigung, über der Welt im Innern die Wirklichkeit zu vergessen, in der ersten Hälfte des Zeitalters der zweiten Renaissance eine stärkere Ausprägung, und der Deutsche trat hierdurch in entschiedeneren Gegensatz zu den übrigen Germanen. Doch dem Ewig-Weiblichen gegenüber fehlte nicht das Ewig-Männliche; im Geistesleben fand es durch Immanuel Kant den schärfsten und tiefsten Ausdruck. Die Persönlichkeit des großen Königsbergers wurzelt in germanischer Geistesfreiheit und preußischem Pflichtbewußtsein; in Wien oder Budapest hätte er den kategorischen Imperativ nicht gefunden. Die Reichtümer, welche dem deutschen Geist in wenigen Jahrzehnten zugeströmt waren, erhöhten das nationale Selbstgefühl; der Hauch, der von Weimar ausging, stählte Mut und Beharrlichkeit in der Abwehr des fremden Joches. Doch die große Zeit mit all ihrer Fülle an inneren und äußeren Erlebnissen konnte jenes Geschlecht

*) Eingehende Nachweise hierüber verdanken wir H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Ztschr. f. Geschichte und Politik V 565 f.

Digitized by Google

nicht zu politischer Reife führen. Das staatliche Denken war unklar und verschwommen, der Wille mühsamer Schulung bedürftig. Wir können es uns heute kaum vorstellen, daß nach den Befreiungskriegen der Dualismus im deutschen Staatsleben nur von wenigen einsamen Denkern als das Hindernis politischer Einigung erkannt, und daß seine Beseitigung zu gunsten Preußens nur in einzelnen vertraulichen Äußerungen als Ziel hingestellt wurde. Man muß die Krankheitserscheinung politischen Werthertums in Rechnung ziehen, um die Geschichte jener Zeit zu verstehen.*)

Der Geist Weimars hatte frühzeitig eine Gegenströmung wachgerufen, die man Romantik nennt. Durch ihren ausgesprochenen Sinn für das geschichtliche Leben ergänzte sie das mehr philosophisch gerichtete Dasein des älteren Geschlechtes. Sie bewirkte eine vertiefende, besonders dem Volkstümlichen zugewandte Bewegung, die noch unvollendet ist. Dogmatische Ausprägung romantischer Anschauungen leitete nach den Freiheitskriegen in der Politik zu grundsätzlicher Feindschaft wider den Zeitgeist hinüber. In Metternichs unfruchtbarem Verstande verdichteten sich diese Vorstellungen zu der einzigen Weisheit: Erhaltung des Bestehenden. Wider die reaktionären Bestrebungen des Zeitalters erhob sich seit den dreißiger Jahren mit verstärkter Kraft der Liberalismus, ein Kind der Aufklärung und der französischen Revolution. Der Versuch des deutschen Parlamentes, ihn der nationalen Einheit dienstbar zu machen, scheiterte an der Ungunst der äußeren Lage. In der eigenartigen Erscheinung König Friedrich Wilhelms IV. ließ die Romantik noch einmal ihr seltsames Wesen widerspiegeln. Auch er wollte der deutschen Einheit dienen; aber sein Doktrinarismus verbaute ihm, der überdies zu fröhlichem Wagen wenig geschaffen war, den Weg zur befreienden Tat.

Als Friedrich Wilhelm IV., geistig umdüstert, die Regierung aus den Händen gab, begann eine neue, die eiserne Zeit. Wilhelm I., vom Schicksal bestimmt, in Deutschland dem politischen Gedanken des Jahrhunderts Gestalt zu geben, war einer der gütigsten Menschen, die je gelebt haben, eine schöne Seele wie seine Mutter. Das Gefühl der preußischen Ehre war höchst lebendig in ihm, und sein klarer, unbestechlicher Verstand hatte das Erfordernis der deutschen

*) Vgl. Treitschke, deutsche Geschichte I, 674, Goette, Zeitalter der deutschen Erhebung II, (Gotha 1892) S. 79 f.; weitere Stimmungsbilder zur Geschichte der politischen Meinungen jener Tage erbringt Otto von Leixner in der Beilage zur Täglichen Rundschau 1901 Nr. 253/54.

Digitized by Google

Einheit schon früh, sicherlich 1849 in voller Schärfe erkannt. Er fand gewaltige Gefährten, darunter einen, der ihn fast überragte: Otto von Bismarck. Die Begleiterscheinungen der politischen Umwälzung von 1866—1871 waren im inneren Leben zunächst unbefriedigend. Eine rührige populär-materialistische Ausdeutung bemächtigte sich damals mit wachsender Tatkraft der Entwickelungslehre; in dem Verlangen nach einer sicheren Grundlage des Weltverstehens meinten viele, mit der Erhellung materieller Vorgänge etwas Gewisses, Letztes in Händen zu haben. Der Einfluß des christlichen Glaubens, den die Romantik in gewisser Art vertieft und gesteigert hatte, war im Rückgange. Den letzten Fragen gegenüber ward kühle Blasiertheit Mode. Die Literatur dieses Zeitraumes wird vorwiegend zu einer Vergötterung der Formenschöne, zur Dekadenz in dem Sinne, welchen Adolf Barthels dem Worte untergelegt hat. Die Sozialdemokratie predigte den Sensualismus und die Vernichtung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Aber das Christentum erwies sich doch wieder als eine sittliche Macht. Im November 1881 verlas Bismarck im Reichstage die kaiserliche Botschaft, welche Vorschläge zum Schutz der wirtschaftlich Schwachen ankündigte. Damit ward eine neue Zeit eingeleitet.

Die maßgebende Persönlichkeit der neuen Ära ist Kaiser Wilhelm II. Seine lebhafte Gemütsart ist mit der Fähigkeit des vollkommenen Ergriffenseins von Idealen gepaart. Mit hellem Blick und lebhaftem Wollen lenkte er die deutsche Staatskunst in neue Bahnen, wobei ihm Mißgriffe nicht erspart blieben. Der ebenso schwierige wie notwendige Übergang zu einer Weltpolitik ward glücklich durchgesetzt. Im Innern folgte die kaiserliche Politik nach einigem Schwanken dem Leitsterne der Versöhnung in den Gegensätzen der Klassen. Das deutsche Volk im Kampfe um die Welt zur Zusammenfassung aller seiner Kräfte zu führen, ist ihr vornehmstes Ziel. Trotzdem der Zwiespalt der Klassen unausgeglichen blieb, geht durch unser inneres Leben in der Gegenwart etwas wie ein frischer Zug. In dem „Evolution, keine Revolution!“ der Arbeiterpartei liegt der Keim eines Verlangens nach schöpferischer Mitarbeit im öffentlichen Leben. Die alten Parteien sind mehr oder weniger verrottet und selbstsüchtigen Strebungen hingegeben; aber mit Hilfe einer deutschen Bewegung gewinnen nationale Gesichtspunkte an Einfluß. Die Kunst zeugt von einem Hinausstreben aus der Enge. Die naturalistische Technik hat die Feinheit der Beobachtung gesteigert; ein starker Subjektivismus,

Digitized by Google

der auf einem verfeinerten, oft krankhaft verästelten Nervenleben beruht, ringt nach neuen Gehalten. Eine neue Weltanschauung ist im Werden, die auch den Tatsachen des geistigen Lebens gerecht wird. Männer wie Fechner, Wundt, Eucken haben zu ihr einen Weg gebahnt. Dem entspricht ein leiser Aufschwung des religiösen Lebens, wenn es auch sehr schwer erscheint, einen gemeinsamen Ausdruck des Glaubens zu finden. Den Eigenwert der Einzelpersönlichkeit wie des Volkstums will man würdigen lehren; langsam üben Carlyle, W. H. Riehl, Lagarde, Gobineau, Ruskin vertiefenden und klärenden Einfluß aus. Kurz, es sind gewisse Bedingungen eines Aufstieges zu stolzerer Kulturhöhe gegeben, dem auch die wirtschaftlichen Zustände nicht im Wege stehen würden. Die notwendige Voraussetzung einer solchen Aufwärtsentwickelung ist allerdings, daß dem deutschen Volkstum Raum zur freien Entfaltung in der alten und neuen Welt gesichert wird.

Die Jesuiten in Mecklenburg.

Von O. Karrig.

Vor mehreren Jahren ist von der großherzoglichen Regierung nach zuvoriger Beratschlagung mit den mecklenburgischen Ständen eine Verordnung über die Gleichstellung der römisch-katholischen und der reformierten Einwohner des Landes mit den Angehörigen der evangelisch-lutherischen Landeskirche in Sachen der öffentlichen Religionsausübung publiziert worden. Ein weitergehendes Interesse hat diese Angelegenheit insofern, als die Regierung in ihrem dem mecklenburgischen Landtage unterbreiteten Reskript gesagt hatte, daß der bekannte Toleranzantrag des Zentrums viel weiter ginge als diese mecklenburgische Verordnung. Denn jener bezwecke die reichsrechtliche Anerkennung des Rechtssatzes der vollen Freiheit des religiösen Bekenntnisses, der Vereinigung zu Religionsgemeinschaften sowie der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Religionsübung für alle Bekenntnisse. Indes sah

Digitized by Google

sich die mecklenburgische Landschaft zur Wahrung der Rechte der Landeskirche veranlaßt, die Genehmigung des Verordnungsentwurfes davon abhängig zu machen, daß die Gründung, Zulassung und Niederlassung von katholischen Klöstern, Orden, Kongregationen und anderen Religionsgesellschaften nur unter Zustimmung der Stände erfolgen könne.

Nach dem jus reformandi, wie es im Westfälischen Frieden anerkannt worden ist, steht dem Landesherrn die Befugnis zu, einer Konfession entweder unbeschränkt oder innerhalb bestimmter Grenzen eine Entwickelung zu gestatten, soweit dadurch nicht Rechte der Landeskirche und der Stände berührt werden.

Somit stellt sich das Recht des Landesherrn neben der Kirche und den Ständen als eine selbständige Kompetenz dar; und diese muß recht weit reichen, wenn man Vorkommnisse früherer Jahrhunderte in Betracht zieht.

Mit oder ohne jus reformandi des Landesherrn — Tatsache ist es, daß der Jesuitenorden schon im 18. Jahrhundert in Mecklenburg eine Niederlassung gehabt hat.

Das Eindringen katholischer Einflüsse in Mecklenburg reicht bis in die Regierungszeit des Herzogs Christian Louis I. zurück, der 1663 in Paris von der evangelischen zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Bereits im Jahre 1680 erschien der Jesuit Caspar Sertenstern aus Hildesheim in Mecklenburg, wo er besonders in Güstrow zu wirken begann. Die Folgen blieben nicht aus. Zwei Angehörige des Adelsgeschlechtes v. Hahn und andere Mitglieder der mecklenburgischen Ritterschaft traten zur katholischen Kirche über. Somit zeigte sich hier der Jesuitenorden als direkter Vorkämpfer seiner Kirche, und zwar noch besonders erfolgreich nach der Richtung hin, als ein Mitglied der Familie v. Hahn die Würde eines Erblandmarschalls bekleidet hatte. Die mecklenburgischen Erblandmarschälle, ein Amt, das auch heute existiert, sind Mitglieder des Landtagsdirektoriums. Sie haben als solche nicht nur die Direktorial-Vota mitzuerteilen, sondern auch als Mittelspersonen bei Verhandlungen zwischen Fürsten und Ständen zu fungieren. Diese Befugnis kann sich unter Umständen auch auf religiöse, kirchliche und damit in Beziehung stehende Dinge erstrecken.

Der Übertritt des Herzogs Christian Louis I. brachte es mit sich, daß der Gottesdienst nach lutherischem Ritus in der Schloßkapelle zu Schwerin sistiert wurde. In bezeichnender Weise scheinen sich bei dieser Anordnung Einflüsse hochgestellter Damen

Digitized by Google

geltend gemacht zu haben. Herzog Christian Louis hatte sich in zweiter Ehe mit der römisch-katholischen Herzogin v. Chatillon, Isabella Angelika v. Montmorency-Boutenille vermählt. Kaum hatte im Jahre 1672 das fürstliche Paar in Schwerin seinen Einzug gehalten, als den römisch-katholischen Einwohnern die dortige Schloßkapelle für die Abhaltung gottesdienstlicher Handlungen eingeräumt wurde. So hatte der Jesuitismus am Schweriner Fürstenhofe einen beachtenswerten Erfolg zu verzeichnen. Der Romanismus hatte dort Fuß gefaßt und behauptete das gewonnene Terrain auch unter der Regierung des Herzogs Carl Leopold. Infolge von Verhandlungen dieses Fürsten mit römisch-katholischen Einwohnern und infolge des Erscheinens des Hildesheimer Bischofs Freiherrn v. Twickel wurde 1732 der Jesuitenpater Carl Burchardius als Missionar nach Schwerin gesandt. Dieser gründete dort die nordische Jesuitenmission, die bald ein Seminar und eine Schule ins Leben rief.

Auch eine Kirche, die noch heute steht, wurde erbaut und 1795 „feierlich eingeweiht" (cf. Erachtl. Bericht. Dr. L. P. F. Ditmar).

Seitdem hat der Katholizismus fortdauernd in Mecklenburg an Ausdehnung gewonnen. Heute gibt es nicht nur in Schwerin, sondern auch in Ludwigslust, Neustrelitz, Rostock und Wismar katholische Gotteshäuser. Daß zur Stärkung des katholischen Elementes in neuerer Zeit das Freizügigkeitsgesetz und der Zustrom polnischer Saisonarbeiter auf die großen Landgüter wesentlich beigetragen haben, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden.

Sind gelegentlich auch landesherrliche Verordnungen erschienen, um der Ausbreitung des Katholizismus engere Grenzen zu ziehen, so konnten die Anfänge der katholischen Bestrebungen doch nicht mehr beseitigt werden. U. a. wurde unter dem 6. Nov. 1787 an die katholischen Geistlichen ein herzoglicher Befehl erlassen, kein Jesuiten-Institut oder Seminar zu unterhalten.

Hervorragende Stützen und Vorkämpfer fand anderseits der Protestantismus an dem verewigten Großherzog Friedrich Franz II. und an dem Oberkirchenratspräsidenten Th. Kliefoth. Doch diese Zeugen der evangelischen Wahrheit aus dem Bismarckschen Zeitalter sind längst dahin, und wieder scheinen Tage im Anzuge zu sein, wo Rom seine Blicke auf die evangelischen Pfarrhäuser des Landes richten wird.

Digitized by Google

Mecklenburg ist noch heute ein Hort des deutschen Protestantismus; diesem kleinen Lande ist in der Gegenwart die Aufgabe geworden, die Traditionen aus der Zeit eines Friedrich Franz II. zu schirmen und zu erhalten.

Ein Kultur- und Sittenbild aus dem 18. Jahrhundert.*)

Von Ernst Consentius.

Seit er den Königsthron bestiegen hatte, kam Friedrich I. zum ersten Male nach Frankfurt a. O., um einem Jubelfeste durch seine königliche Gegenwart die rechte Weihe zu geben. Mit dem Könige kamen die Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses, ein ansehnliches Gefolge, der ganze Hofstaat in die brandenburgische Universitätsstadt. Denn die alte Musenstadt an der Oder feierte am 26. April 1706 den Tag, an welchem vor zweihundert Jahren die Universität eröffnet war. — Die Universität hatte des Königs Besuch zu ihrer Gedächtnisfeier erbeten. Studenten waren dem Könige entgegengeritten, um ihn einzuholen. Und als die von acht Pferden gezogene Karosse an das geschmückte Stadttor kam, begrüßte den König der Rat. Die Gewerke hatten Spalier gebildet; die Professoren standen vor dem großen Kolleg und schritten entblößten Hauptes dem Zuge voraus, der zu den zwei Ehrenpforten auf dem Markte ging. Von den Häusern grüßten pomphafte lateinische Inschriften; auf dem Markte stand eine Allee von Lorbeerbäumen; die Brunnen waren geziert; alle Glocken läuteten; die Stadtmusikanten schlugen die Pauken und bliesen in die Trompeten. Mit festlichem Gepränge zog der König in sein Haus. Dort richteten der Rektor und der

---

*) Aus Akten des Geheimen Staatsarchivs (Berlin). Rep. 51 Nr. 65, Rep. 21 Nr. 57g, Rep. 21 Nr. 205.

Digitized by Google

Rat der Stadt an den König kurze Ansprachen. Der König war der Mittelpunkt der Festes. Friedrich I. liebte Prunk und feierliches Gepränge. Stadt und Universität taten, was sie konnten. Die Studenten brachten dem Könige eine Musik; drei kostbare Feuerwerke wurden abgebrannt; von den Ehrenpforten und Türmen spielten stundenlang die Musikanten; die Häuser waren illuminiert; und der König fuhr durch die Straßen, um an den Huldigungen seiner Untertanen gnädig sich zu freuen. So prächtig, wie sie es nur vermochte, hatte die Stadt den Rahmen zu dem Feste, dessen akademische Feier sich in der S. Marienkirche abspielte, gestaltet. Der König war es wohl zufrieden und ließ an sechs Tafeln, wo der Wein nicht fehlte, die Professoren, die Deputierten fremder Universitäten, die Ritterschaft, den Magistrat, die Geistlichkeit und die Studenten traktieren. Ein Fest war stets nach seinem königlichen Sinne. Und im Gedränge der Festfreude hatte so mancher Gelegenheit, zum Könige vorzudringen und ihm, dem die Feier eigentlich galt, ihm, der so mächtig und reich war, in Demut eine untertänigste Bitte vorzulegen. Die glückliche Stunde durften die Bittenden nicht ungenutzt entfliehen lassen.

So nahte sich bei dem Jubiläum der Universität dem preußischen Könige auch ein polnischer Edelmann mit einer eigentümlichen Bittschrift. Der polnische Adlige sagte: ihm sei unrecht geschehen, zwar nicht in Preußen, aber in Polen und Holland, und er bat: der König von Preußen möge ihm helfen; denn der eine der Übeltäter, die ihm böses getan, lebe in den Landen des Königs. In einer Supplik vom 21. April 1706, die Alexander Estko, nobilis polonus, dem Könige überreichte, die er — um seine Worte zu brauchen — „in tieffester Demuth vor Dero Füßen zu Franckfurt an der Oder auf dem Jubilæo niedergeleget," heißt es ausführlicher, daß ihn die „Jüden betrüglich hintergangen", ihm seine „Ehe-Frau entführet, und zum Jüdenthum persvadiret, und als ich — schrieb Alexander Estko — nachmahls dieselbe nicht wieder bekommen können, es sey denn Sache, daß ich als ein gebohrner Christe zu ihrer Kirchen überginge, habe mich hierzu aus Liebe zu meiner Frauen aus einem Teuffliſchen Angeben bereden laßen, dieselbe von Amsterdam wieder wegzuhohlen, welches, da ich im Begriff war solches zu thun, sind die Jüden daselbst hauffenweise auff mich mit Degen gedrungen, und haben leyder! wieder meinem Willen mir einen Schlafftrunck eingegeben und nachgehends beschnitten, habe aber

Digitized by Google

nach meiner Beschneidung nichts ausgerichtet, als daß ich mit Schmerzen sehen müßen, wie einander meine Frau genommen und geheirathet hat. Bey welchem großen Creuze es nicht geblieben. Sondern ich habe auch nach der Zeit über vielen andern Bekümmernüßen bis leyder! erfahren müßen, daß meine Tochter von einem Juden fälschlich hintergangen, und nachdem Sie geschwächet, von ihm Treuloß verlaßen worden, Er aber Nahmens Moses Polack, welcher allhier in Franckfurt ist, sich an einer andern gehänget, und dieselbe geheyrathet hat, welche eine Tochter Moses Levi ist. Wie ich nun hierdurch immer tieffer in Betrübnüß falle theils wegen des grausahmen und langwierigen Polnischen Krieges, theils weilen bemeldeter Jude sich allhier niedergelaßen; Alß muß ich in gegenwärtigen Zustand zu Ew. Königl. Majestät Füßen demüthigst [mich] niederlaßen, unterthänigst bittend, Sie wollen allergnädigst geruhen, in dieser meiner gerechten Sache mir beyzustehen, und gemeldeten Juden zu gerechter Straffe zu ziehen."

Aus Polen waren die Frau des Alexander Estko und zwei Töchter „schelmscher Weise" vor neun Jahren über Memel nach Amsterdam entführt worden. Estko war nach Hamburg, und von dort nach Holland aus Liebe zu seiner Frau und seinen Töchtern gereist, um die Seinen „aus dieser knechtischen Dienstbahrkeit zu liberiren". Aber als er in Amsterdam ankam, umringten ihn drohend zwei- oder dreihundert Juden. So sagte Estko in einer zweiten Bittschrift, die Berlin, den 17. Mai 1706 datiert ist. Und er klagte wieder, die Juden hätten ihn mit Gewalt ums Leben zu bringen gesucht, wo er sich „nicht würde beschneiden laßen." Es hätten die Juden ihm gegen seinen Willen „im Schlaff ein Trunck eingegeben", daß er nicht erwachen möchte, und ihn „so dann unverantwortlich, und aus einem teuffliſchen unterfangen . . . gar beschnitten, und den Nahmen Abraham Israelita gegeben"; und Chaim Lubliner aus Polen habe vor neun Jahren seinen Degen entzweigebrochen und verstattet, daß in seinem Hause Estkos Frau „mit einem andern Jüden Hochzeit machte".

So hatten die Juden den polnischen Edelmann „fast biß zum Tode gemartert und geqwälet", daß er seinen „recht miserablen Zustand" nicht mehr verschweigen konnte. Und er wußte, daß Chaim Lubliner in Frankfurt an der Oder bei einem anderen Juden, dem langen Löser, für vierhundert Taler Bücher stehen hatte, die nach Königsberg in Preußen gebracht werden sollten, und wußte, daß Moses Polack in Frankfurt a. O. lebte. Den wollte Estko

Digitized by Google

bestraft sehen, auch des Lubliners Bücher konfisziert haben, daß er „alß ein armer Mann nicht ferner über die Gottlosigkeit der Jüden zu seufzen" hätte. Er warf sich Friedrich I. zu Füßen und bat flehentlichst, der König möge ihm in seiner gerechten Sache allergnädigst beistehen — besonders da er „izo durch Gottes besondre Gnade den festen und beständigen Vorsaz habe", sich „alß einen vorhin gewesenen Catholicken zu der Reformirten Kirchen zu wenden und völlige Poenitenz zu thun, auch hinführo in aufrichtigem Herzen vor Gott zu wandeln". So versicherte Alexander Estko in seiner Bittschrift, die er in Frankfurt dem Könige überreicht hatte, so versprach er in seiner neuen „um Gerechtigkeit flehenden Supplic" in Berlin am 17. Mai 1706.

An dem Falle seiner Tochter war Moses Polack schuld. Das konnte Estko, oder Abraham Israelita, wie ihn die Juden nannten, mit Zeugnissen und „probaten Documenten von ausländischen Jüden namentl. denen Rabbinen, beweisen", die ihm Aaron Margalitha übersetzt hatte; ein Mann, der jüdische Ausdrucksweise und jüdische Gebräuche aufs beste kannte, da er selbst ein Rabbi gewesen. Margalitha war zum Christentum übergetreten und Lehrer der jüdischen Altertümer an der Universität zu Frankfurt geworden. Das Ziel seiner Wünsche war eine akademische Stellung, die ihm, dem Bedürftigen, auch Brot gäbe. An Gelehrsamkeit fehlte es Margalitha nicht. Auch nicht an dem Geschick, einflußreiche Männer zu wohlwollender Empfehlung zu bestimmen und seine erhoffte Beförderung durch persönliche Bittgänge zu unterstützen. Er suchte sich der Regierung angenehm zu machen, wenn er auf verdächtige jüdische Bücher die Aufmerksamkeit des Staates lenkte, und übersetzte gern, unterschrieb und besiegelte die Zeugnisse, die Estko besaß, daß der Generalfiskal, der Staatsanwalt, die rabbinischen Dokumente, die gegen den Juden Moses Polack sprachen, lesen könnte.

Hier sind sie:

„Copia.

Kund und zu wißen sey Jedermännigl. daß es die rechte aufrichtige Wahrheit sey, daß vor unß gekommen seyn, die wahrhafftige Zeugen vor die Ältesten der Jüdischen gemeine von Rotterdam, und haben folgendes Zeugnüß ableget, welcher gestalt die Rebecca, eine Tochter von Abraham, welche kommen ist nach Amsterdam mit ihrem Vater und Mutter aus Pohlen; Sie aber Rebecca ist schwanger worden von dem Jünglinge Moses Isaac von Plotzk; welches sie auch unveränderlich wieder-

Digitized by Google

hohlet, und ist dabey geblieben, daß keine einzige Manns Persohn in der ganzen Welt weiter zu ihr genähert, als oben bemeldeter Moles. Hierauff haben die Ältesten der gemeine von Rotterdam ihren Cantor geschicket, nahmens Samuel Jechiel Michel von Lisla, und den Schlächter der gemeine, nahmens Samuel Joseph, diese beyde seyn geschworne Zeugen der gantzen Jüdischen gemeine allda, welche 2. haben oben bemeldete Rebeccam scharff ausgefraget unter dem gewöhnlichen Bann oder Cherem, wer der Vater wäre? Sie aber Rebecca ist beständig dabey geblieben, daß es kein ander wäre, als oben bemeldeter Moles; derohalben haben all die ältesten der Jüdischen gemeine gesehen und befunden, daß sie gerecht wäre, und haben obengemeldeten Moles in ihrem gerichte gelieffert. Aber Moses ist gegangen vor dem hochlöbl. Magistrat zu Rotterdam, unterdeßen haben die ältesten der Jüdischen gemeine den bemeldeten Moles im Bann geleget ꝛc. wie gewöhnlich; da aber besagter Moses gesehen hat, daß er auch bey dem hochlöbl. Magistrat zu Rotterdam ist schuldig erkläret worden, da hat dieser Moles die Flucht ergriffen, und hat sich von Rotterdam hinweg begeben u. bemeldete Rebeccam nicht zu Frieden gestellet etc. Darum sey wißendl. allen und Jeden liebhabern oder Erkennern der wahrheit u. Gerechtigkeit, daß dieser Moses Polack ist im Bann und Anathemate gethan, biß er mit bemeldeter Rebecca vor einer löbl. Obrigkeit erscheine, oder sie gutwillig zu Frieden stelle mit Gelt oder der gleichen; Alles das Jenige haben bezeuget aufrichtig die obengemeldete Zeugen und Richter.

Den ersten tag in der Wochen, den 7. tag im Monat Cheswan, nach erschaffung der Welt 5466. nach Jüdischer Rechnung.

Geschehen in Rotterdam.

Zu wahrer Bekräfftigung habe
ich mich eigenhändig unterschrieben
Levin Moles von Lisla, Rabbi
hieselbst.

Copia num. 2.

Da die Jungfer Rebecca, ut supra, in Kinds nöthen war, und gleichsam den Moment, da das Kind solte zur Welt gebohren werden, da hat man ihr einen Cörperl. Eyd aufgeleget, welchen sie auch præhtiret hat, und wo sie falsch schwöret, so soll sie unter dem Fluch begriffen seyn einer Ehebrecherin etc. nach

Digitized by Google

Jüdiſcher Gewohnheit, da iſt ſie beſtändig da bey geblieben u. hat geſaget folgende Worte: Moſes Polack, welcher bey Jacob iſt in dienſten geweſen, derſelbe iſt der Vater zu dem Kind, alſo wahr ſoll ich erlöſet werden, wann es nicht wahr iſt, als das oben bemeldete; ſolche und dergleichen Worte hat ſie wiederhohlet, und ſolches bezeuget auch die Hebamme u. alle andre Weiber, ſo gegenwärtig waren.

Datum
am dienſtag d. 10ten
im Monat Ebul
Obengemeldeten
Jahres.

Samuel Jechiel Michel
Cantor in Rotterdam.

Copia 3.

Der Jude Nechemia in Rotterdam iſt gerichtlich abgehöret worden als ein gezeuge, welcher ausſaget, daß er ſelbſt Perſöhnlich habe geredet mit Moſes Polack, welcher in Verdacht war, daß er ſoll die Rebeccam geſchwängert haben, und Nechemias ſprach zu Moſes Polack, ſehe an, dieſe arme Rebecca iſt gleichſam ein armes Weyſen Kind, und du wirſt wißen bey dir ſelbſt was du gethan haſt? Gott weiß alle verborgene Sachen, da antwortet oben bemeldeter Moſes, wann Rebecca wäre bey mir gekommen, ehe die Sache iſt kundbahr worden, ſo hätte ich gewuſt, was ich gethan hatte, aber izund iſt die Sache ſchon kundbahr.

Bißhieher gehet dz Außagen des Zeugen, ut ſupra.

Copia 4.

Judl. und ſein Weib haben Zeugnüß geſaget, alle beyde, daß Moſes Polack iſt gekommen mit der Jungfrauen Rebecca und ſie haben ſich ein Qvart Methe laßen hohlen, und er Moſes hat ſich den Meth laßen wärmen, und Moſes mit Rebecca haben den Meth ausgetruncken; und das Weib vom Juden hat noch mehr Zeugnüß abgeleget, daß ſie eben denſelben tags habe geſehen nach den Abend, da ſtund Rebecca gegen dem Antliz von Moſes Polack und weinete ſehr, aber man kundte keinen thränen von ihrem Augen ſehen fallen, nur das Seuffzen und Klagen war groß, dz war gegen Abend vor Nacht, u. den andern Morgen ſaget ſie es an, ut ſupra.

Copia 5.

Der Jüngling Aberl hat gezeugnüß abgeleget, als gewöhnlich, daß der Moſes Polack hat geſaget zu Aberl der gleichen worte, dieſe Jungfer Rebecca iſt frömmer als eine gebohrne Jüdin, da

Digitized by Google

fraget Aberl, worinnen bestehet ihre Frömmigkeit? Da antwortet obenbemeldeter Moses, wann sie ihre Monatl. Zeit hat, da läßt sie sich von mir nicht anrühren etc. Solche alle gezeugen sind wahrhafftig.

Jehuda Leb Hamburger.

in Rotterdam.

Die Zeugen sind aufgehoben worden nach recht des Gesetzes.

Alle diese 5. Copien sind treulich und aufrichtig übersezet worden nach der avthentischen Meinung u. Verstand des Origenals

durch Aaron Margalitha,

welcher auch aufrichtig gezeugen kan, daß diese Documenta alle wahr u. treu seyn wie auch ohne Betrug. Ja Er kan gezeugen, daß der Schwieger Vater selbst bey diesem gemeldeten H. Margalithen gewesen und gebethen sich zu vergleichen bey diesem Polnischen Edelmann; Es sind auch andre Jüden zu ihm gekommen, welche gebethen alle um einen Vergleich, daß es nicht vor dem König kommen solle.

(L. S.) Aaron Margalita
J[esu]. C[hristi]. Conf[essor]. Ant[iquitatum].
jud[aicarum]. D[octor]."

Beide, Aaron Margalitha und Alexander Esko, waren im Mai 1706 nach Berlin gekommen. Der eine, um gegen gottlose jüdische Bücher zu klagen und daneben eine Anstellung als Professor zu erbitten; der andere, um seine Bittschrift und die übersetzten Atteste, die er dem Könige schon in Frankfurt überreicht, nochmals zu übergeben und die Originale der Urkunden vorzuweisen. Am 18. Mai 1706 nahm der Hoffiskal Joh. Wilh. Voswinkel beider Anliegen zu Protokoll, und am 14. Juni 1706 befahl der Etatsminister Marquard Ludwig von Printzen dem Fiskal Voswinkel, er solle, wenn er wegen der lästerlichen Druckschriften die Untersuchung anstelle, auch den Juden Moses Polack verhören und nach den Büchern des Chaim Lubliner forschen. Wegen des Inhaltes der denunzierten Bücher waren nähere Erkundigungen nötig. Darum schritt Voswinkel, der beide Aufträge zusammen erledigen sollte, erst am 5. August 1706 zur Vernehmung des Polack. Die Atteste selbst und Margalithas Verdeutschung hatte der Fiskal schon vorher dem Frankfurter Juden Moses Abraham gezeigt und sich bestätigen lassen, daß die Übersetzung richtig sei.

Digitized by Google

Auch der Rabbiner aus Berlin, Simon Bernd, der gerade in Frankfurt war, erklärte: das eine Atteſt ſei ein Original des Rabbiner zu Rotterdam; er kenne deſſen Hand. Die Unterſchrift der anderen ſei ihm unbekannt; aber ihr Inhalt werde durch das erſte Atteſt bekräftigt. So ſagte Simon Bernd. Dann fand das Verhör durch den Hoffiskal Voswinkel ſtatt:

„Ward der reus Moyſes Polack vorgefordert und über folgende puncte ſeine Andtwortt vornommen:

1. Wie Er heiße, und ob Er nicht in Rotterdam bey einem Juden, nahmens Jacob, in Dienſten geſtanden?

Resp: Er heiße Moyſes Iſaac, ſey 26. Jahr alt undt auß Polen von Plozk bürtig. Er habe in Rotterdam bey Jacob de Vries einem teutſchen Juden drey Jahr, vorhin auch bey andern in Hollandt in Dienſte geſtanden, und ſey nun zwey Jahr von dorten weg.

2. Ob Er nicht allda eine Perſon nahmens Rebecca gekandt?

Resp: Eß wäre ein Dienſt-Mädtchen bey ſeinem Herrn geweſen, welche vorhin eine Chriſtin geweſen, und eine Jüdin worden, ſo mit ihrer Mutter auß Polen gekommen, denen der Vater auch gefolget und wären alle Juden worden, die wäre Rebecca genandt.

3. Ob dieſelbe mit Ihm auß Polen gekommen?

Resp: Nein, jene wären ſchon vor Ihm in Hollandt geweſen, und habe Er Sie nicht gekant, alß in ſeines Herrn Hauſe.

4. Ob Ihme nicht bewuſt, auf waß weiſe die geweſene Chriſtin und ihre Kinder auß Polen nach Hollandt gekommen?

Resp: Das ſey Ihm unbewuſt; Aber, wie Er vornommen, ſey Sie mit den Kindern erſt hingekommen, der Mann ſey hernach gefolget, das Weib habe ſich mit einem Juden verheyrathet und den Mann, weill Er ſo ein toller Kopff, nicht wieder haben wollen, obſchon Er ſich auch hatt beſchneiden laßen. Der Mann ſelbſt habe auch ein Portugieſiſch Weib in Hollandt gehabt, wie Er davon gekommen, wiße Er nicht; Jener ziehe ſo in der Welt herumb, ſey baldt in Hamburg, baldt in Franckfurth am Mayn, baldt in Hollandt, ſey baldt ein Chriſt, dann wieder ein Jude.

5. Wie Er mit gedachter Rebecca bekant worden?

Resp: Sie haben mit ein ander in einem Hauſe gedienet, wofern dieſe gemeinet werde, ſonſt wären mehr Jüdinnen des Nahmens geweſen.

Digitized by Google

6. Ob Er nicht dieselbe geschwängert habe?

Resp: Nein, Er habe nichtß mit Ihr zu schaffen gehabt.

7. Ob dann die Person nicht schwanger gewesen?

Resp: Seines Herrn Frau habe Sie außer der Zeit nach Amsterdam geschickt: Ihr Stieff-Vater aber, welchen die Mutter in Hollandt geheyrahtet, habe Sie wieder zurück nach Rotterdam gebracht, da Sie in einer Herberge im Kindt-Bette gelegen. Die uhrsache, warumb die Frau Sie weggebracht, wäre gewesen, weilln Sie gefürchtet, Sie möchte auf ihren Sohn sagen, daß derselbe Sie geschwängert habe.

8. Ob Er nicht deßhalb von einem Juden zu Rotterdam, nahmens Nechemia, zur Rede gestellet worden?

Resp: Nein.

9. Und Er demselben geandtworttet: Wann Rebecca wäre bey mich gekommen, ehe die Sache kundt worden, so hätte ich gewust, waß ich gethan hätte; Aber nun ist die Sache kundbahr?

Resp: Nein.

10. Ob Er nicht dieser Schwängerung halber zu Rotterdam vor Gericht gefordert worden?

Resp: Auf anstifftung seines Herrn Frauen habe der Rebecca Stief-Vater Ihn vor die Juden-Ältisten zu Rotterdam citiren laßen und sein Herr wäre Mit-Ältister gewesen; Solches aber, wie Er anderß nicht weiß, wäre geschehen, damit eß nicht auf den Sohn kommen möchte.

11. Aber die flucht ergriffen?

Resp.: Die Juden zu Rotterdam wären Ihm schwehr gefallen, weilln sein Herr Mit-Ältister gewesen; Derowegen Er Sie vor dem Magistrat allda hätte citiren laßen, da Sie zwei- oder dreymahl außgeblieben, endtlich sey einer erschienen, der Magistrat aber habe Ihnen gesaget, Sie solten einen Advocaten annehmen, der vor Sie spräche. Reus habe einen Advocaten und Notarium gehalten, die Ihn viel gekostet, daß Er eß nicht alle hätte aufbringen können, weill Er kein geldt gehabt selbst Handel zu treiben: Und weilln eben sein Vater auß Polen hingekommen, habe derselbe Ihn mit auß Hollandt genommen.

Weilln Moyses Isaac Plotzker allhier nicht angesetzen, ist deßen Schwieger Vater Moyses Levin Schutz Jude allhier zu Franckfurth vorgefordert und befragt: Ob Er vor diesem seinem Schwieger Sohn caviren wolle? Worauf gedachter Moyses

Digitized by Google

Levin stipulatâ manu und bey verpfändung seiner Haabe und Güther angelobet, gedachten seinen Schwieger Sohn Moyses Isaac Plotzker dieser Sachen halber, wann es erfordert würde, hier oder in Berlin zu gestellen, und daß derselbe vor Außtrag der Sachen nicht entweichen solle. So geschehen den 5ten Aug. 1706.

Johan Wilhelm Voswinkel."

Der Fiskal hatte gefragt, und Polack geleugnet — sobald er gegen sich selbst aussagen sollte. Zwar hätte der Hoffiskal das Verhör weiter ausdehnen können. Polacks Schwiegervater vernahm es nicht. Von Margalithas angebotenem Zeugnis, daß der Schwiegervater die Sache mit Estko zu vergleichen gesucht — das mußte für die Schuld des Polack sprechen — machte er keinen Gebrauch. Der Fiskal hätte dem Schwiegervater Margalitha gegenüberstellen und von beiden Aussagen fordern können. Er tat es nicht; er hatte nur den Auftrag, den Polack zu vernehmen und nach den Büchern des Chaim Lubliner zu forschen. Aber Polack leugnete. Der Rabbi von Rotterdam und die holländischen Juden, die gegen ihn gezeugt, waren nicht zur Stelle; sie waren ihm nicht gefährlich. Nur die Atteste sprachen gegen ihn; belasteten ihn nicht wenig. Aber Polack leugnete, daß sie die Wahrheit berichteten, und gestand nichts. Ob die Frau des Estko mit ihren Töchtern freiwillig nach Holland gegangen, oder ob sie entführt worden, das ließ sich nicht feststellen; darüber sagten die Atteste auch nichts, und Polack war in diese Sache jedenfalls nicht verwickelt. Die Dokumente sprachen nur von Estkos Tochter, die durch Polack zu Fall gekommen; aber — trotz der Atteste hatte der Hoffiskal Voswinkel über die näheren Beziehungen des Juden zu der einen Tochter des Estko nichts Tatsächliches ermittelt. An der Schuld des Polack zweifelte er nicht.

Es blieb dem Fiskal noch übrig in dieser Sache des „nobilis polons", wie Alexander Estko sich auch in seinem Unglück stolz nannte, nach den Büchern des Chaim Lubliner zu forschen, die vierhundert Taler wert sein sollten. Voswinkel schickte am 6. August 1706 den Studiosus Stosch zum langen Löser, um ein Exemplar des Buches zu kaufen. „Demselben aber hatt der Jude zur Andtwortt gegeben, daß Er keine exemplaria von gedachten Büchern habe."

Also schloß der Hoffiskal sein Protokoll, legte es zu den Akten, reiste von Frankfurt wieder nach Berlin und schrieb am 9. August 1706 seinen Bericht, um dem Könige oder dessen

Digitized by Google

Räten die Entscheidung vorzulegen: „Ob nun der von Estko wegen seiner Tochter, welche sich hier nicht meldet, einige satisfaction von dem Reo zu fordern befugt: auch ob, und wie der letztere . . . wegen des in Holland an einer gewesenen Christin verübten stupri zu bestraffen sey", und gehorsamst zu bitten, „wegen Erstattung der Unkosten, ad 7 thll., allergnädigsten Befehl ertheilen zu laßen."

Nach dem göttlichen Rechte, wie es in der Bibel verzeichnet ist (2. Mose 22, 16), hatte Moses Isaak des Estko Tochter zu heiraten und ihr eine Morgengabe zu geben. Und es galt auch in Brandenburg-Preußen die bekannte Regel, die den Verführer zwang: aut ducat aut dotet. Friedrich I. hatte zehn Jahre zuvor in einem ähnlichen Falle bestimmt, daß der Übeltäter dem gefallenen Mädchen, das er nicht heiraten wollte, zwölfhundert Taler zur Aussteuer gäbe. Damals hatte sich der Kurfürst von Brandenburg bei seinem Spruch gerade auf das göttliche Recht berufen. Nach dem Gesetze Mosis hatte der Vater auch mitzureden und durfte ein Bußgeld fordern. Freilich schien Alexander Estko, dieser Polnische von Adel, ein zweifelhafter Ehrenmann zu sein, und die Sache mit seiner Tochter hatte sich in Holland abgespielt. Der Fall war schwierig zu entscheiden. Des Fiskals Frage, ob Estko berechtigt sei, eine Bestrafung zu fordern, und sein Betonen: die Tochter habe nicht Klage geführt — dieser Hinweis eröffnete einen Ausweg, das Urteil hinauszuschieben, bis die Tochter selbst Recht fordern würde. Eine Vertagung der Entscheidung schien auch dem Minister von Ilgen geraten. Er unterzeichnete ein Dekret an den Magistrat zu Frankfurt a. O. vom 17. September 1706, das lautet:

„ . . . Nachdem der dortige Jud, Moyses Isaac Plotzcker, der Huhrerey mit eines Pohln. von Adel, nahmens: Alexander Estcko, Tochter beschuldiget worden, und Wir die Sache durch Unseren Hoff-fiscal, Voswinckel, untersuchen laßen, auch aus deßen abgestatteten Bericht so viel vernommen, daß die stuprata nicht geklaget, der Magistrat auch, wo das stuprum geschehen, die Amtshülffe nicht suchet, sondern der stupratæ Vater sich meldet, das von Ihm producirte attestatum des Rabinen aber den Juden zwar zu condemniren nicht sufficient ist, dennoch aber Ihn graviret; So haben Wir die Sache biß auf weitere Klage und nachfrag suspendiret, Indeßen aber befehlen Wir Euch hiermit in gnaden, den Juden anzuhalten, daß Er dem

Digitized by Google

Hoff-fiscali, Voswinckel, Sieben tal. auf die inquisition verwante Kosten erstatten solle."

Mit sieben Talern Unkosten kam Moses Isaak Polack für diesmal sehr billig aus dem unsauberen Handel.

Flick und Flock.

Novelle von Adolf Wilhelm Ernst.

Der gefürchtete Augenblick war da!

Vom Turm der nahen Laurentiuskirche, der seinen Schatten nachbarlich vertraut auf das Langenberger Gymnasium warf, schlug es neun Uhr morgens. Langsam holten die Schläge aus, laut dröhnten sie durch die stille, klare Februarluft. Den in der Oberprima anwesenden Abiturienten, die sich der Reifeprüfung für die Hochschule unterzogen, entging kein Ton. So manchem unter ihnen hämmerte das Herz; ihnen war, als zitterten die Glockenschläge in ihrer Brust nach. Denn heute war der schwerste Tag des Examens, die mathematische Prüfung. An den vorhergehenden Tagen hatte man in den deutschen und fremdsprachlichen Fächern zwar auch seinen Mann stehen müssen; aber man hatte doch von vornherein die Hoffnung des Gelingens gehabt, und diese Freude war weder von Direktor Soldringen, noch von den übrigen prüfenden Herren getäuscht worden. Allein heute —

Die Klassentür öffnete sich, Doktor Warnfried Hillemann trat ein. Wie auf ein gegebenes Kommando erhob sich die junge Schar. Aber keine Lippe bewegte sich zum Morgengruße, eisiges Schweigen empfing ihn. Doktor Hillemann schien es gewohnt zu sein; auch er sagte kein Wort. Nur das Knarren seiner Stiefel unterbrach mißtönend die unheimliche Stille, als er zum Katheder schritt.

Er bestieg das Podium zum Pult und reckte seine lange, hagere Gestalt hoch auf. In dem schwarzen Gehrock, der über den Oberkörper fest zugeknöpft war, erschien sein bartloses, kaltes Antlitz mit den scharfen Zügen noch um einen Ton bleicher und abweisender als sonst. Eine Sekunde lang ließ er seine Augen, deren Blick immer etwas Lauerndes hatte, über die Gesichter der erwartungsvoll zu ihm Aufschauenden gehen, nickte dann kurz und winkte mit der Hand ab. Die Prüflinge setzten sich.

Und nun nahm er das hellgelbe Kuvert, das er bis dahin, gleichsam leicht damit spielend, in der Rechten gehalten hatte, und ritzte es mit einem Federmesser auf. Bis in die entfernteste Ecke war das knisternde Geräusch

Digitized by Google

hörbar. Auch der Beherzteste unter den Jünglingen hielt einen Augenblick den Atem an — was mochte auf dem Schicksalsblatt stehen? Den Federhalter krampfhaft in die leise zitternde Hand gepreßt, bereit, in der nächsten Sekunde das schriftlich festzuhalten, was der Gefürchtete diktieren würde, hingen aller Augen in banger Spannung an seinem Munde.

Doktor Hillemann aber ließ sich absichtlich Zeit. Langsam zog er sein Taschentuch hervor, ergriff den an einem breiten, schwarzen Bande auf die Brust herniederhängenden horngefaßten Kneifer, putzte ihn umständlich und setzte ihn mit beiden Händen bedächtig auf die Nase. Mit gespitzten Fingern entnahm er dann dem Kuvert das amtliche Schriftstück, legte die Umhüllung wieder vor sich auf den Kathedertisch, ruhig sie glatt streichend, entfaltete geräuschvoll das Papierblatt und ließ seinen Blick darübergleiten. Ein kaum bemerkbares Lächeln der Genugtuung huschte um seine schmalen, dünnen Lippen, als er sah, daß das Provinzialschulkollegium unter den von ihm vorgeschlagenen mathematischen Prüfungsaufgaben fast nur solche ausgewählt, die er nicht ohne eine bestimmte Nebenabsicht gestellt hatte. Sein ganzes Gebaren, seine Blicke und Bewegungen erinnerten unwillkürlich an das Spiel, das die Katze mit der Maus treibt, wenn sie ihres Opfers sicher ist. Nicht umsonst hieß Doktor Hillemann bei den Gymnasiasten der oberen Klassen Mephisto.

Den Prüflingen wurde die Erwartung nachgerade zu einer seelischen Marter. Aber nun — nun endlich hob Doktor Hillemann den Blick vom Papier. Scharf musterte er die Gesichter der ihm Entgegenbangenden. Alle saßen in vorschriftsmäßiger Entfernung voneinander, die Feder schreibfertig auf dem großen, vor ihnen liegenden Foliobogen.

„Harald Rubinck, rücken Sie weiter nach links! Sie belästigen Bruno Soldringen ja förmlich!“

Hart und herrisch klang Doktor Hillemanns Stimme; in seinen Worten grollte ein Unterton, der dem also Zurechtgewiesenen aber nicht weiter auffiel, da er ihn an diesem Lehrer gewohnt war. Er tat, was von ihm verlangt wurde.

„Wir treten in die mathematische Prüfung ein,“ fuhr Doktor Hillemann fort. „Zuvor aber bemerke ich, daß jegliche fremde Hilfe, mündlich oder schriftlich, unerlaubt ist, und daß der, welcher sie annimmt oder gewährt, mit Schimpf von der Anstalt gewiesen wird. Diese Verordnung ist Ihnen zwar bekannt; es ist aber meine Pflicht, sie Ihnen nochmals mitzuteilen.“

Spitz sprach er die Worte; eine versteckte Drohung lauerte dahinter. Aber alle Gesichter blieben unbeweglich; im Fieber der atemlosen Spannung beachtete sie keiner.

Und nun begann er mit seiner eintönigen Stimme die Aufgaben zu diktieren. Die Köpfe beugten sich über den Bogen, die Federn fegten kratzend und kritzelnd über das Papier. Einer der Schüler mußte den Wortlaut einmal vorlesen, Doktor Hillemann sagte noch mit dem Brustton erheuchelten Wohlwollens, den er meisterlich anzuschlagen verstand: „Sie sehen, daß das Provinzialschulkollegium sehr milde in seinen Anforderungen an Sie ist; die Aufgaben sind eigentlich viel zu leicht“ — dann setzte er sich, und eine tiefe Stille trat in der Klasse ein.

Man mußte sich besinnen. Das war ja noch weit ärger, als man befürchtete. Das war eine ausgesuchte Bosheit von Mephisto! Aber freilich,

Digitized by Google

man hätte darauf gefaßt sein sollen — bei dem war eben alles möglich. Da hatte er wochenlang mit ihnen immer und immer wieder die Wahrscheinlichkeits- und Rentenrechnung gepaukt, und nun diese verzwickte quadratische Gleichung zweiten Grades, diese vertrackte stereometrische Konstruktionsaufgabe und endlich gar — der Schrecken aller Schrecken! — Diese niederträchtige Wechselrechnung!

Ein rechtschaffener Haß gegen Mephisto kochte in den jugendlichen Seelen. Instinktiv fühlten sie, daß er sich an ihrer Klasse rächen wollte. Sie hatten ja stets mit ihm auf dem Kriegsfuß gestanden; keine Unterrichtsstunde war glatt verlaufen, immer hatte es Reibereien gegeben. Er verstand es ja auch so herzlich schlecht, die jungen Leute, welche schon mit allen Sinnen die akademische Freiheit witterten, ihrem Alter und ihrer Denkweise gemäß zu behandeln. Als ob er Jungen aus den Flegeljahren vor sich hatte, schnauzte er sie gewöhnlich an! Da waren sie natürlich aufsässig geworden. Aber daß er diese Gelegenheit benutzte, um sie seine Macht fühlen zu lassen, das war — ja, das war mit einem Wort gemein. Das hatte er auch nur wagen können, weil er, wie man wußte, mit Ablauf des Winterhalbjahres Langenberg verließ, um die Leitung der deutschen Schule in Valparaiso zu übernehmen. Wäre er am Gymnasium geblieben, hätte er sich wohl besonnen, diese schikanösen Aufgaben zu stellen. Denn das lag doch klar auf der Hand: blamierte sich die Klasse in der mathematischen Prüfung, so fiel die Blamage auf den Lehrer zurück, der sie in diesem Fache unterrichtete. Aber was lag Mephisto jetzt noch daran, wie seine Behörde den Ausfall seines Examens beurteilte! In einigen Wochen schwamm er auf dem Ozean, vielleicht auf Nimmerwiederkehr!

Langsam ging die erste Stunde hin. Vom Turm schlug es zehn Uhr. Harald Rubinck, der auf der letzten Bank an der Fensterseite saß, zuckte zusammen: er hatte noch keinen Federstrich getan. Er wußte, daß er in der Mathematik so ziemlich der schwächste Schüler der Klasse war. Von jeher war er in der Kunst Adam Rieses ein Stümper gewesen, obgleich er sonst wahrlich nicht auf den Kopf gefallen war. In diesem Fache aber war es ihm blutsauer geworden, dem Unterricht zu folgen, und er hätte sicherlich das Gymnasium bis zur Oberprima ohne des Direktors schützende und fördernde Hand nicht ohne Unfall durchlaufen. Aber Direktor Soldringen war ein Universitätsfreund seines Vaters, des Geheimen Medizinalrates Rubinck, und die neubesiegelte Freundschaft der Alten hatte, als das Schicksal sie nach jahrelanger Trennung in Langenberg wieder zusammengeführt, in den Jungen eine zweite Blüte erlebt. Die Wohnungen der beiden Elternpaare stießen mit ihren Gärten aneinander draußen in der villenreichen Vorstadt, die sich unmittelbar an dem einen Ufer des weitausgedehnten Langenberger Sees angesiedelt hatte. Die Knaben waren von klein auf auch außerhalb der Schule viel beisammen gewesen, und so war das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit mit ihnen aufgewachsen. Die Klassenkollegen hatten dieses eigenartigen Verhältnisses gedacht, als sie auf der ersten Kneipe, die man vor etwa zwei Jahren heimlich auf einem benachbarten Dorfe abgehalten, die beiden beliebten Mitschüler Flick und Flock getauft hatten. „Flick allein ist nichts," hatte der Präside bei der Bekanntgabe der Kneipnamen gesagt, „Flock ebensowenig — aber Flick und Flock, das ist eine famose Alliteration, das ist ein voller Klang!" und die Kommilitonen

Digitized by Google

hatten diese poetische Offenbarung ihres Vorsitzenden mit gebührendem Beifall aufgenommen.

Harald schielte nach Bruno hin. Der saß da und rechnete, was das Zeug halten wollte. Die eine Seite seines Konzeptbogens war schon über und über mit algebraischen Hieroglyphen bedeckt. Ja, der würde sich schon hindurchschinden, der hatte eine mathematische Ader — aber er armer Kerl, was sollte mit ihm werden, wenn —

Ein feines „Piep, piep!" drang an Haralds Ohr. Es kam vom Fenster her. Unwillkürlich schaute er dahin. Ein Vögelchen saß da auf dem Mauervorsprung, eins von den kleinen Tierchen, mit denen er an Schultagen sein Frühstück zu teilen pflegte; er hatte ein warmes Herz für jede Kreatur. Zutraulich neugierig schaute es mit seinen blanken Äuglein durch die Scheibe. Mehrere Male pickte es an das Glas und blinzelte Harald zu. Aber der kam nicht; zwar hatte er sich sonst nicht viel daraus gemacht, die Schulordnung einmal zu übertreten. Allein heute ging das nicht so; die Prüfungsordnung, als deren hochnotpeinlicher Wächter augenblicklich Mephisto da thronte, das war etwas anderes! Es zuckte ihm allerdings wiederholt in den Händen, nach seinem Frühstück zu greifen, das unter der Tischklappe lag — jedoch besann er sich immer wieder schnell. Das Vögelchen aber schaute ihm noch einige Sekunden zu. Die Menschen sind doch wunderliche Geschöpfe! mochte es despektierlich durch sein Spatzengehirn zucken; da sperren sie sich ein und kritzeln sich die Köpfe heiß und die Finger lahm, und hier draußen lockt der goldigklarste Wintertag! Nein, tausendmal lieber etwas hungern und sich frei im Strom des Äthers wiegen, als in dem Gefängnis da hocken — und kopfschüttelnd flog es von dannen.

Harald schaute dem kleinen Wesen nach, und seine Gedanken flogen mit ihm. Sie schwangen sich über das Häusermeer der Stadt, das mit seinem Gewimmel rotglänzender Dächer und altersgrauer spitzer Giebel in der strahlenden Sonne wie ein Landschaftsbild in Pastellfarben leuchtete. Sie wanderten weiter, hinaus in die duftumsponnene blaue Ferne, die mit den Bergen am Horizont verdämmerte. Deutlich konnte er die dunkle Linie des Gebirges wahrnehmen; denn das Gymnasium erhob sich auf dem höchsten Punkte der Stadt, und seine Klasse befand sich im obersten Stockwerke. Jenseits dieses Gebirges lag die Universitätsstadt, dahin er Ostern mit Bruno übersiedeln würde. Wäre es doch erst so weit! Nur fort, fort aus dieser Enge des Schulstaubs, aus diesen dumpfen Mauern! Hinaus in die Freiheit, in die selige goldene Freiheit! Wie es ihn lockend dahin zog! Herr Gott, wie würde das schön werden! Endlich einmal seinen Neigungen und Talenten gemäß leben und lernen können! Nicht mehr diese kalte Buchgelehrsamkeit, diese öde Wissenspaukerei — nein, ein frisches, fröhliches Werden und Wachsen seiner Kräfte, die er tief in sich regen fühlte! All die tausend ungebornen Lieder, die er in der Brust trug, würden aufblühen wie die Blumen des Feldes unter der Kraft des Frühlings, die segnend über die Erde geht. Seine Seele war ja so übervoll von Sang und Klang! Und diesen ganzen Frühlingsreichtum seines Innern würde er ihr in den Schoß schütten, ihr, dem schlanken Mädchen mit den goldbraunen Sonnenaugen und roten Lippen, der Gertrud, Brunos Schwester; denn ihr gehörte das alles ja, ihr, der Einzigen, Trauten,

Digitized by Google

Lieben! Er sah ihr Bild deutlich vor sich, und ein wundersames Gefühl kam über ihn, so fein und ungreifbar wie die Sonnenstäubchen, die da vor ihm im Gang am Fenster auf und nieder tanzten.

Und Harald lächelte selig vor sich hin, als seine Augen in das reizvolle Spiel träumten.

„Ihnen scheinen die Aufgaben ja ein ganz besonderes Vergnügen zu machen, Rubinck!“ fuhr da plötzlich Doktor Hillemanns scharfe Stimme spöttisch in das Heiligtum seines Zukunftstraums; er hatte ihn schon längere Zeit beobachtet. Harald stand bei ihm nicht gut angeschrieben; bei allen Schulstreichen hielt er ihn für tonangebend.

Harald fuhr zusammen, als hätte ihn jemand rauh berührt. Eine Blutwelle schoß ihm jäh ins Gesicht; er ärgerte sich, daß er dem alten Nörgler Veranlassung zum Tadeln gegeben hatte. Er wußte auch sehr gut, warum Mephisto ihn wie keinen seiner Kameraden aufs Korn nahm. Bis vor etwa einem Jahre hatte Doktor Hillemann ihm mathematische Nachhilfestunden in der elterlichen Villa gegeben. Damals waren sie gut Freund miteinander gewesen. Doktor Hillemann hatte viel in dem Hause verkehrt und auch oft seinen Bruder, den Sextaner Maximilian Hillemann, mitgebracht, der bei dem Medizinalrat eine Augenkur durchmachte. Doktor Hillemann hing an dem Bruder, den er nach dem Tode seiner Eltern zu sich genommen, mit abgöttischer Liebe. Da kam der alte Rubinck eines Tages dahinter, daß der Herr Doktor sich mehr für Haralds zwanzigjährige Schwester Isolde als für die Fortschritte seines Sohnes interessierte; im Einverständnis mit seiner Tochter entfernte er den Freier sanft aus seinem Hause und nahm eine andere pädagogische Hilfskraft an. Der verschmähte Liebhaber ließ Harald die Unempfänglichkeit Isoldens für seine zarten Gefühle entgelten. Er hackte auf ihm herum, wo er konnte. Und eben hatte Harald sehr wohl die Schadenfreude herausgehört, mit der Mephisto ihn zur Ordnung gerufen. Zum zweiten Male wollte er ihm heute nicht dazu Veranlassung geben.

Er beugte sich über seinen Bogen — eine hungrige Leere gähnte ihm da entgegen. Heiliger Himmel! er durfte doch jetzt nicht die Zeit verträumen! Er konnte doch unmöglich ein weißes Blatt abgeben! Dann war er erbarmungslos geliefert, dann konnte sogar der Direktor ihn nicht schützen. Dann ade, du Burschenherrlichkeit!

Harald gab sich innerlich einen energischen Ruck und fing an zu schreiben. Zuerst ging's leidlich. Eine Reihe nach der anderen füllte sich mit den x- und y-Größen. Als aber seine Feder die erste Seite seines Bogens schon ganz hinuntermarschiert war, sah er ein, daß er noch gerade so klug war, wie vorher. Diese Unbekannten machten ihrem Namen Ehre; sie spielten Schabernack mit ihm: wenn er meinte, er hatte sie erwischt, flugs hatten sie sich wieder versteckt wie neckische Kobolde. Der Kopf begann Harald zu glühen. Wieder schlug es vom Laurentiuskirchturm voll. Die Hälfte der Zeit war dahin. Unruhig rückte Harald auf seinem Sitz hin und her. Er zermarterte sein Gehirn — aber nein — es ging nicht, es ging durchaus nicht. Ihm ward ganz wirr im Kopf. Er ließ die Aufgabe liegen und versuchte sich an der zweiten. Allein nur zu bald sah er auch hier seine Ohnmacht ein, sie zu lösen, und als er sich auch in den Fußangeln der langatmigen Wechselrechnung verfangen hatte und weder

Digitized by Google

aus noch ein wußte, hätte er vor Wut weinen können. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn. Ihm war, als führten die Zahlen da vor ihm auf dem Papier einen tollen, schwindelnd schnellen Reigen auf — es flirrte ihm vor den Augen. Er hob den Blick und gewahrte Doktor Hillemann, der mit verschränkten Armen vorm Katheder stand und ihn unausgesetzt beobachtete. Beider Blicke trafen einander, und Harald meinte ein spöttisches Lächeln über das kalte Gesicht huschen zu sehen. Ein grimmiger Haß gegen den Urheber seiner Bedrängnis stieg in ihm auf. Der allein war daran schuld.

Als ob Doktor Hillemann den Blick nicht ertragen konnte, mit dem sein Schüler ihn ansah, wandte er sich langsam, so daß er der Klasse für eine Sekunde den Rücken zukehrte, und stieg wieder zum Katheder hinauf. In diesem Augenblick — Hillemann hatte sein Gesicht den Prüflingen noch nicht wieder ganz zugewendet — schob Bruno Soldringen seinem Freunde blitzschnell einen Zettel auf dem Banksitz zu und zischte kaum hörbar durch die Zähne: „Flick, hier!“ Er war schon wieder eifrig bei seiner eigenen Arbeit beschäftigt, als Doktor Hillemann sich auf den gepolsterten Pultbock niederließ.

Harald wußte im ersten Augenblick nicht, wie ihm geschah. So mag einem Schiffbrüchigen zu Mute sein, der schon in die Tiefe zu sinken meint, plötzlich aber fühlt, wie eine mächtige Woge ihn hebt und ans Ufer spült. Harald hatte zwar keine Sekunde daran gezweifelt, daß Bruno ihm helfen würde — aber bei dem Spionierſystem Mephistos war es ihm unmöglich erschienen. Und nun war doch die Rettung da! Er mußte sich Gewalt antun, um wenigstens äußerlich ruhig zu bleiben. Aber ein Stoßseufzer der Befreiung entrang sich ihm doch, als er den Zettel sah.

„Na, Rubinck, Sie seufzen, daß man's in allen Ecken hört!“ höhnte Mephisto und machte wieder lange Augen. Ihm schien etwas an Harald aufzufallen. „Ja, ja, nun soll sich's zeigen, wer etwas kann. Hic Rhodus, hic salta!“

Harald ließ ihn spotten. Ganz wie zufällig rückte er etwas vom Bankende ab, zog sein Taschentuch hervor und schneuzte sich, wobei er sich unter die Tischplatte beugte. Mit einem schnellen Griff brachte er den Zettel in Sicherheit. Doktor Hillemann putzte gerade die Gläser seines Kneifers; mit dem blöden Blick des Kurzsichtigen plierte er in die Klasse und bemerkte nicht, daß einer seiner Aufsichtsbefohlenen Konterbande führte.

Auf dem Zettel waren zwei Aufgaben, die erste und die letzte, gelöst. Harald hatte der Ausrechnung zwar noch einige Zwischenglieder hinzuzufügen, aber die würde er schon finden. Durchfallen konnte er nun nicht mehr. Auch wenn er die Konstruktion nicht löste, durfte er mindestens auf ein „Genügend“ hoffen. Wer war glücklicher als er! Mit fliegender Feder machte er sich an die Abschrift. Es schlug gerade zwölf Uhr. Also noch eine volle Stunde, Zeit genug, um fertig zu werden. Eine sichere Ruhe kam über ihn.

Er war zu sehr in seine Arbeit vertieft, um zu bemerken, daß Doktor Hillemann, der schon seit einiger Zeit wie ein Jupiter mit der Donnerwolke auf der Stirn vor der ersten Bank auf und ab geschritten war, in den Seitengang einbog, der zu Haralds Platz führte. Plötzlich stand er

Digitized by Google

neben ihm. Harald wurde erst durch den Schatten, der auf seinen Bogen fiel, auf ihn aufmerksam. Bis unter die Haarwurzeln erbleichend, wollte er den verhängnisvollen Zettel verschwinden lassen — aber es war schon zu spät: Hillemann hatte ihn bereits in der Hand. Ein flüchtiger Blick darauf genügte, daß er wußte, was dieses Stück Papier bedeute. Ein häßliches Lächeln ging über sein Gesicht.

„Ei, ei, ist das aber interessant!“ sagte er mit schneidender Ironie. „Hätten Sie vielleicht die Güte, Rubinck, mir zu sagen, von wem dieser Zettel stammt?“ fuhr Hillemann mit erhobener Stimme fort.

Die Kameraden waren schon längst aufmerksam geworden; keiner schrieb mehr, alle hatten sich umgewandt. Jeder wußte sofort, um was es sich handelte. Eine schwüle Pause trat plötzlich ein; die allgemeine Stimmung, die sich gegen Hillemann richtete, war wie mit elektrischem Zündstoff unheimlich übersättigt.

„Rubinck, ich frage Sie zum zweitenmal, von wem Sie diesen Zettel haben?“

Diesmal klang Hillemanns Stimme ungeduldig, drohend. Die Adern an seiner Stirn schwollen verdächtig an.

Harald preßte die Lippen aufeinander und sagte kein Wort. Er hätte sich eher die Zunge abgebissen, ehe er den Freund verraten hätte. Um zu lügen und etwa zu behaupten, er hätte ihn selbst geschrieben, war er zu stolz. Übrigens kannte Hillemann ja auch seine Handschrift.

„Mensch, so antworten Sie doch wenigstens, wenn Sie gefragt werden!“ fuhr Hillemann ihn jetzt wütend an. Haralds hartnäckiges Schweigen reizte ihn maßlos; seine Stimme schlug ins Falsett über. „Von wem ist dieser Zettel?“

Kein Ton kam von Haralds Lippen.

„Verlassen Sie die Klasse!“ schrie Hillemann, seiner selbst nicht mehr mächtig, und als Harald noch einen Augenblick zögerte, bevor er der Aufforderung nachkam, ergriff er ihn am Arme und wollte ihn gewaltsam entfernen.

„Rühren Sie mich nicht an —“ stieß Harald mit bebenden Lippen heraus und sprang mit seiner hohen Gestalt auf, daß Hillemann erschrocken zurückprallte; aber er hielt ihn noch gepackt. „Lassen Sie mich los oder —“

Harald kam nicht weiter. Ein Füßegetrampel, ein ohrenbetäubendes Scharren und Schurren ließ das Zimmer in allen Fugen erbeben, daß man hätte glauben können, die Decke stürze ein. Der Unwille gegen den verhaßten Lehrer brach sich bei allen wie eine ungeheure elementare Naturkraft empört Bahn.

Hillemanns Gesicht ward aschfahl; seine Züge verzerrten sich. Seine Augen schossen noch einen tückischen Blick auf Harald — aber er hatte nicht den Mut, dem Sturm zu trotzen: er ließ ihn los. In demselben Augenblick legte sich der wilde Lärm.

Den Kopf hoch aufgerichtet, verließ Harald das Zimmer; wenn er es auch nie wieder betreten sollte, er wollte Hillemann doch wenigstens nicht den Triumph lassen, ihn klein zu sehen.

Als er jedoch draußen war, als er das Portal des Gymnasiums

Digitized by Google

durchschritt und auf die Straße trat, da kam es ihm zum Bewußtsein, was ihm bevorstand, und er fühlte, wie das Herz ihm schwer wurde.

* * *

Es war gegen vier Uhr am Nachmittag desselben Tages.

Harald saß in dumpfem Brüten am Fenster seines Zimmers, das auf den verschneiten Garten hinausging. Funkelnd beschien die Sonne die weiße winterliche Pracht. An den Bäumen und Sträuchern glitzerte der Rauhreif wie ein duftig-zartes Gespinst von Silberfiligran. Aber Haralds Auge, das sich sonst an landschaftlichen Schönheiten nicht satt genug trinken konnte, bemerkte nichts davon. Sein Blick glitt gleichgültig darüber hinweg, er ging mechanisch auf den Langenberger See hinaus, der sich unmittelbar hinter dem Garten erstreckte. Unweit des Ufers waren Leute beschäftigt, Löcher für die Fische in das Eis zu hauen. Gleißend blitzte jedesmal die Axtschneide in der Sonne, wenn sie sie hoben und mit voller Kraft herniedersausen ließen, daß das Eis krachend daran splitterte. Harald sah das alles nur wie in einem Traum.

Gleich aufgescheuchten Vögeln kreisten seine Gedanken immer nur um den einen Punkt: was nun? was nun?

Sein Vater wußte alles; er hatte es ihm gesagt, als er nach Hause gekommen war. Der Medizinalrat hatte ihm keine Vorwürfe gemacht — er konnte sich schon denken, wie alles gekommen war; aber Harald hatte doch in den geliebten Zügen die Sorge gelesen, die der Vater sich um die Zukunft seines einzigen Sohnes machte. Er hatte auch gesehen, daß der Vater nach dem Essen ins Nachbarhaus zu seinem Freunde Soldringen gegangen war.

Harald fuhr aus seinem Brüten auf. Er hörte nahende Schritte auf der Treppe, die zu seinem Zimmer führte. Gleich darauf öffnete sich die Tür und Bruno trat ein; die beiden Freunde hatten sich einander seit dem Erlebnis in der Klasse noch nicht wiedergesehen.

„Na, da bist du ja, Flick!" sagte Bruno näher tretend. Er legte seine Primanermütze auf den Tisch und hängte die Schlittschuhe, die er an einem Riemen in der Hand getragen, über eine Stuhllehne. Er schien ziemlich unbekümmert; sorglos lachte sein jugendfrisches, von der Kälte gerötetes Gesicht, daß die starken, weißen Zähne zu sehen waren. „Du, das war aber noch mal was heute morgen, he? Donnerwetter, haben wir das dem Mephisto aber gegeben! Auf die Gelegenheit hatten wir schon lange gewartet, was? Ich glaub', er hätt' uns ohrfeigen können."

Doch jäh verstummte er in seinem Redeschwall, als er Haralds düstere Mienen sah.

„Aber Mensch, du machst ja 'n Gesicht — schauerlich! So schlecht stehn doch die Aktien nicht!"

„Ja, Flock, meinem Alten geht die Geschichte sehr nahe, das hab' ich wohl gemerkt. Und es ist noch die Frage, ob ich mit heiler Haut davonkomme. Mit dem Besuch der Universität zu Ostern wird's jedenfalls nichts."

„Oho, soweit sind wir noch nicht!" versetzte der andere mehr laut als zuversichtlich; es war ihm ebenfalls gar nicht so recht behaglich zu Mute. „Auf fünf Uhr ist Konferenz angesetzt. Mein Alter hat das ganze Kolle-

Digitized by Google

gium zusammentrommeln müssen — Mephisto bestand ja durchaus darauf. Aber hab' keine Bange, Flick, an Kopf und Kragen geht's uns nicht. Schließlich ist mein Alter auch noch da, der wird die Sache schon beichseln. Und ich weiß todsicher, daß keiner im Kollegium dem Mephisto grün ist. Außerdem ist er viel zu feige, die ganze Klasse zu verklagen, sollst sehn! Er setzt sich ja selbst damit in die Nesseln. Dich wird er verpetzen, das steht bombenfest. Aber da es stadtbekannt ist, daß dein Vater und Fräulein Isolde ihn haben abblitzen lassen, so wird seine Anklage gegen dich einem Racheakt ähnlich sehen, und das kommt dir zugute. Paß auf, bei der ganzen Sache kommt nichts weiter heraus, als daß du das Examen noch einmal machen mußt."

„Das ist auch gerade schon genug", warf Harald bitter ein, dem bei der Vorstellung, daß ihm abermals solche Folterstunden bevorständen wie heute morgen, eine Gänsehaut über den Rücken lief.

„Abwarten, Flick, abwarten!" sagte Bruno mit diplomatischer Zurückhaltung. Er war in Verlegenheit, was er dem Freunde erwidern sollte. „Jedenfalls bleib' hier nicht sitzen und blas Trübsal! Komm mit! Es ist famose Bahn heute!" sagte er, ans Fenster tretend, und wies auf den See, dessen weithinschimmernder, blauglasiger Eispanzer im Strom der darüber sich ergießenden Sonne wie ein Riesenreflektor funkelte und blendete. Auf dem einen Ende des Sees wimmelte ein buntbewegtes Leben von Schlittschuhläufern beiderlei Geschlechts, groß und klein. „Vor sechs ist die Konferenz doch nicht beendet. Bis dahin sind wir wieder zurück! Den Beschluß der Konferenz erfahren wir immer noch früh genug. Übrigens werden sie mir auch wohl eine Strafe aufknacken nach dem bekannten Rezept: mitgegangen, mitgefangen, mitgehangen! Na, laß sie! — Komm jetzt! Wenn uns die frische Luft um die Nase weht, fliegen die dummen Gedanken davon!"

Harald, sonst ein leidenschaftlicher Jünger des Eissports, zögerte und zögerte, trotzdem Bruno noch weiter auf ihn einsprach. Da sah er plötzlich Gertrud den vom Schnee befreiten schmalen Gartensteig heraufkommen, die Schlittschuhe überm Arme. Warm schoß es ihm bei ihrem Anblicke ins Herz. Sie winkte zu ihnen beiden hinauf, durch eine Gebärde andeutend, herunterzukommen — und nun besann Harald sich nicht länger. Schnell machte er sich zum Ausgehen fertig und verließ mit Bruno das Zimmer.

Im Garten stießen sie zu Gertrud, die auf sie gewartet hatte. Sie war von dem, was sich in der Klasse am Vormittag ereignet, durch Bruno unterrichtet, erwähnte des Vorfalls aber mit keiner Silbe. Ihr Herz jedoch bangte um den Jugendgespielen; sie sah noch immer ihres Vaters ernstes Gesicht und wortkarges Benehmen vor sich, das er, der sonst so heitere und gesellige Mann, während des ganzen Mittagsmahles unverändert beibehalten hatte, und mehr als einmal ging ihr Auge liebevoll besorgt zu Harald hin, wenn sie sicher war, daß er es nicht bemerken konnte.

* * *

Der Pedell Lindenau, ein altes Inventarium des Langenberger Gymnasiums, hatte eben erst die Gaslampen im Konferenzzimmer angezündet

Digitized by Google

und war gerade damit beschäftigt, die grüne Tischdecke über den langen rechteckigen Tisch zu breiten, als Doktor Hillemann schon das Gemach betrat. Der schien die Zeit nicht abwarten zu können, da man über Harald zu Gericht sitzen würde. Er hatte seinen Bruder Maximilian heute nachmittag schon frühzeitig auf die Eisbahn geschickt, um ungestört überlegen zu können, was er in der Konferenz vorbringen wollte.

„'n Abend!" stieß er kurz hervor.

„'n Abend!" antwortete Lindenau ebenso. Jedem andern Herrn der Anstalt gegenüber hätte er dem Gruße gebührenderweise den Titel hinzugefügt; auch sonst hatte er es bei Doktor Hillemann getan — heute aber, nein, heute vermochte er es nicht. Er wußte, was vorgefallen war, und er stand auf seiten „seiner" Primaner. Seine langjährige Erfahrung als Schuldiener hatte ihn gelehrt, daß aus manchem Schüler, der in der Anstalt für ein dürres Reis gegolten hatte, doch ein frischer, grüner Zweig am Baum der Menschheit geworden war; so würde es auch wohl, dachte er in seinem schlichten Sinn, mit Harald Rubinck sein.

Die Lippen unter dem eisgrauen Bart fest zusammengepreßt, verrichtete Lindenau schweigsam seinen Dienst, rückte die Stühle zurecht, stellte das große silberne Schreibzeug, ein Geschenk ehemaliger Schüler an das Gymnasium, vor den Sitz des Direktors, setzte die Wasserkaraffe nebst Gläsern auf den Tisch und verließ das Zimmer, ohne Doktor Hillemann noch eines Blickes zu würdigen.

Dieser ging währenddessen in dem länglichschmalen Raume ungeduldig auf und ab; mehrere Male sah er auf seine Taschenuhr. Nach und nach kamen die übrigen Herren. Sie begrüßten ihn zwar, tauschten mit ihm auch wohl flüchtig einige Worte über das Wetter oder andere nebensächliche Dinge, hielten sich im übrigen aber für sich, so daß auch ein Uneingeweihter sehr bald bemerkt hätte, Doktor Hillemann nahm eine isolierte Stellung im Kollegium ein.

Um fünf Uhr erschien Direktor Soldringen. Er war eine imponierende Erscheinung von hohem Wuchs und breiter Brust; er stammte aus Masuren, wo solch kräftiger Menschenschlag gedeiht. Sein sonst so mildes Gesicht zeigte einen undurchdringlichen feierlichen Amtsernst; seine gütigen blauen Augen redeten von geheimer Sorge. Die bevorstehende Stunde lag ihm schwer auf der Seele.

„Ich eröffne die Konferenz," sagte er, als er seinen Präsidentensitz an der kurzen Querseite des Tisches eingenommen hatte, „und bitte Herrn Professor Wohlmann, das Protokoll zu führen."

Nach einem Räuspern, das etwas verlegen klang, als wüßte er nicht recht, wie er die Verhandlung einleiten sollte, sagte er dann:

„Meine Herren Kollegen! Es ist eine außerordentliche Sitzung, zu der ich Sie auf Antrag des Herrn Doktor Hillemann habe bitten lassen. Herr Doktor Hillemann wird Ihnen die Veranlassung zu unserer Zusammenkunft klar legen, trotzdem sie den meisten von Ihnen schon bekannt sein dürfte. Bitte, Herr Doktor!"

Hillemann erzählte den Sachverhalt, soweit es sich um Harald handelte — die Disziplinlosigkeit der Klasse gegen ihn verschwieg er — und sagte dann, auf das Corpus delicti deutend, das er in seiner Hand hielt:

„Es ist erwiesen, daß Rubinck diesen Zettel nicht selbst geschrieben

Digitized by Google

hat. Denn es ist eine andere Handschrift als Rubincks, die ich sehr genau kenne. Rubinck hat sich geweigert, mir den Urheber dieser unerlaubten Hilfe zu nennen. Ich kenne ihn aber; doch davon nachher."

Direktor Soldringen sah den Sprecher mit einem Blick an, als wollte er ihm die geheimsten Gedanken aus der Seele lesen. Er wußte alles, auch, daß der verhängnisvolle Zettel von seinem Sohn stammte; denn Bruno hatte es ihm freimütig bekannt. Und nun fürchtete er für seinen Jungen; in Hillemanns letzter Äußerung hatte etwas gelegen, was ihn aufhorchen ließ.

„Hier handelt es sich zunächst um Rubinck," sprach der andere weiter. „Er hat freventlich die von einem hohen Provinzial-Schulkollegium im klarsten Wortlaut vorgeschriebene Prüfungsordnung, die ich den Zöglingen, bevor sie die Klausurarbeit begannen, nochmals eingeschärft, verletzt — er muß die Strafe tragen, die darauf steht. In Anbetracht der groben Täuschung, die eine Erwägung mildernder Umstände ausschließt, muß ein Exempel statuiert werden. Ich beantrage sofortige Verweisung von der Anstalt."

Doktor Hillemann hatte kurz und kalt gesprochen wie ein erbarmungsloser Staatsanwalt; alle Kollegen fühlten, daß kein Fünkchen Seelenwärme ihn bei Stellung seines Antrages belebte. Und manchem unter ihnen fiel in diesem Augenblicke ein, daß Doktor Hillemann und Harald Rubinck einen alten Span miteinander hatten. Das sprach gerade nicht für seinen Antrag.

Eine Pause trat ein.

„Wer von den Herren Kollegen wünscht das Wort?" fragte Direktor Soldringen. Er hatte Mühe, zu verhüten, daß seine Stimme zitterte. Er dachte an das Versprechen, welches er seinem Freunde, dem Medizinalrat, gegeben, als dieser heute nachmittag zu ihm gekommen war und ihn gebeten hatte, das Äußerste von seinem Jungen abzuwenden. Anderseits war Soldringen von dem Bewußtsein seiner beschworenen Amtspflicht zu sehr durchdrungen, um nicht zu wissen, wie schwer es ihm werden würde, sein Versprechen zu halten; nicht umsonst hatte er in Königsberg, der Wirkensstätte Kants, studiert; der kategorische Imperativ saß ihm tief im Blut.

„Ich bitte ums Wort!" ließ sich Professor Anton Herchenröder vernehmen. Er saß als erster an der Längsseite des Tisches seinem Direktor zunächst. Er war Ordinarius der Oberprima und fühlte sich darum am ehesten veranlaßt, sich zur Sache zu äußern. Es waren nur wenige Schüler in der Klasse, die ihn nicht gern hatten, und auch bei seinen Kollegen genoß er hohe Achtung; sie schätzten seine unantastbare Gerechtigkeitsliebe, seinen lauteren Charakter.

„Meine Herren!" nahm er das Wort. „Ich muß, so schwer es mir auch wird, Herrn Doktor Hillemann darin recht geben, daß Harald Rubinck sich gegen die Prüfungsordnung vergangen hat. Ich kann dem Herrn Antragsteller aber nicht folgen, wenn er gleich die äußerste Konsequenz zieht und die schärfste Strafe für das Vergehen fordert."

Hier und da nickte ihm ein Kollege beistimmend zu. Doktor Hilleman jedoch saß da mit eingekniffenen Lippen; seine Hände spielten nervös mit einem Bleistift. Aber er hielt noch an sich.

Digitized by Google

„Man vergegenwärtige sich, unter welchem seelischen Hochdruck Harald Rubinck sich befunden hat, als er die fremde Hilfe annahm," fuhr Professor Herchenröder eindringlich fort. „Wir alle wissen, daß Rubinck ein schwacher Mathematiker ist; seine große und schöne Begabung liegt eben auf einem andern Gebiet. Stundenlang hat er schon über seiner Arbeit gesessen und gesehen, daß er um keinen Schritt vorwärts komme; er weiß schließlich nicht mehr aus noch ein. Dazu die beständig wachsende Angst, daß er eine ungenügende Arbeit wird abgeben müssen. Wie ein Schreckgespenst hetzt diese Furcht seine Seele. Da wird ihm plötzlich der Zettel zugeschoben — Hand aufs Herz, meine Herren! Denken wir an unsere eigene Jugendzeit zurück! Ich glaube selbst, auch unter uns würde dieser oder jener sein, der in einer solchen Situation der Versuchung erlegen wäre und nach dem Zettel gegriffen hätte, ohne erst lange sein Gewissen zu befragen. Ich meine, das ist zu menschlich, zu kindlich, um noch viele Worte darüber zu verlieren. Ich für meine Person wenigstens erkläre ganz offen, daß ich es jedenfalls getan haben würde —"

Hier unterbrach ihn Doktor Hillemann. Er warf einen giftigen Blick auf Professor Herchenröder, als er sagte:

„Aber, verehrter Herr Kollege, ich muß Verwahrung gegen Ihre Annahme einlegen, daß vielleicht auch ich in einem ähnlichen Falle hätte ähnlich handeln und mich so weit hätte vergessen können, die unerlaubte Hilfe zu benutzen. Ich muß —"

Da aber schnitt der Direktor ihm kühl den Satz ab: „Bitte, Herr Doktor, Herr Professor Herchenröder hat das Wort."

Doktor Hillemann mußte wohl oder übel die Zurechtweisung einstecken. Professor Herchenröder aber sagte, ohne sich weiter um den Einwurf des anderen zu bekümmern:

„Gewiß, meine Herren: Ich will Harald Rubinck wahrlich nicht weiß waschen; ich will ihn auch nicht entschuldigen, ich möchte Ihnen nur zu erwägen geben, wie leicht er zu seinem Vergehen hat kommen können. Und wenn Sie mir, wie ich hoffe, darin beistimmen, dann werden Sie mit mir auch finden, daß der Strafantrag Doktor Hillemanns viel zu weit geht, ja, daß er über das Ziel hinausschießt. Wie? Wir sollen einen unserer tüchtigsten Schüler, dessen dichterische Begabung eine hoffnungsvolle Zukunft verspricht, mit Schimpf und Schande von der Anstalt jagen, weil er einmal kindlich gefehlt hat?! Wir sollen ihn für sein ganzes Leben brandmarken und ihm womöglich für immer die Flügel brechen?! Verfemt wird er vor den Türen der deutschen Gymnasien umherirren — aber keine darf sich ihm öffnen! Die guten Triebe und Keime, die wir gehegt und gepflegt, die wir mit Freuden haben werden und wachsen sehen, werden verdorren, und, meine Herren — vergessen Sie das nicht! — Wie leicht könnte es dann kommen, daß dieses reiche junge Menschenleben frühzeitig vernichtet wird und wie eine taube Blüte in die Öde der Alltäglichkeit versinkt. Und durch unsere Schuld, meine Herren, durch unsere Schuld! Nein, meine Herren, das kann doch wirklich nicht Ihr Wunsch und Wille sein! Ich wende mich an Ihren Gerechtigkeitssinn, ich wende mich an Ihre Menschlichkeit! Begnügt euch doch, ein Mensch zu sein! ruf ich Ihnen mit einem unserer edelsten deutschen Dichter, mit Lessing, zu, dessen Bild da von der Wand auf uns herniederschaut. Nehmen wir Harald Rubinck doch wenig-

Digitized by Google

stens nicht die Möglichkeit, seinen Fehler wieder gut zu machen. Ich meine, wir werden dem Geiste der Prüfungsordnung vollauf gerecht — und darauf kommt es doch wohl in erster Linie an! — wenn wir ihn von der weiteren Prüfung ausschließen und ihn erst zum nächsten Abgangsexamen zulassen. Ich erhebe diese meine Meinung zum Antrag und bitte den Herrn Direktor, ihn zur Abstimmung zu bringen, wenn, was ich zuversichtlich hoffe, sich für Herrn Doktor Hillemanns Antrag keine Mehrheit findet."

Professor Herchenröder hatte mit Wärme und Festigkeit gesprochen. Seine Rede hatte Eindruck gemacht. Doktor Hillemann war wütend auf ihn; er machte ein Gesicht, als hätte er sich auf einen hohlen Zahn gebissen. Instinktiv spürte er, daß er mit seinem Antrag nicht durchdringen würde. Was nach einem halben Jahr sein würde, war ihm gleichgültig; dann konnte er Harald Rubinck nicht mehr fassen. Aber er wollte den Herren schon ein Licht aufstecken.

Er meldete sich zum Wort. Er sprach anfangs so ruhig er konnte, um wieder Boden zu gewinnen, ließ sich jedoch bald von seinem schwarzgalligen Temperament fortreißen.

„Meine Herren! Ich stimme Herrn Professor Herchenröder vollständig darin bei, daß wir gerecht und human sein und nicht mit erbarmungsloser Kälte über einen Irrenden den Stab brechen sollen. Aber, meine Herren, wir sollen uns auch nicht von falschem Mitleid beeinflussen lassen; das wäre keine Humanität, das wäre Humanitätsduselei. Und in den Fehler verfallen wir, wenn wir Harald Rubinck mildernde Umstände zuerkennen würden. Er hat sich stets schwer leiten lassen. Wie oft hat er leichtfertig die Schulordnung gestört, wie oft ist er der Hauptschuldige bei Klassenanschlägen gewesen! Ein wahrer Taugenichts! Und feige obendrein; wo er sich hat drücken können, hat er's getan. Ich kann mir nicht denken, daß der noch einmal ein guter Charakter wird. Dazu fehlt es ihm an Mut und Entschlossenheit. Ich meine, ein paar lyrische Reime sind noch keine gute Tat. Davon ist er uns noch die Probe schuldig —"

In diesem Augenblick wurde an die Tür gepocht, die zum Konferenzzimmer führte; hart und ungestüm folgten die einzelnen Schläge aufeinander, als ob der, welcher draußen stand, es sehr eilig hatte.

Direktor Soldringen, unwillig über die Störung, runzelte die Stirn. Aber schon wiederholte sich das Pochen, und zwar diesmal noch lauter und schneller als vorher.

Kandidat Matthias Weber, das jüngste Mitglied des Kollegiums, welcher der Tür am nächsten saß, erhob sich auf einen bittenden Wink Soldringens und schaute nach, wer da sei, kam aber schon nach einigen Sekunden wieder ins Zimmer mit den Worten:

„Herr Direktor, Ihr Fräulein Tochter Gertrud steht draußen: sie hätte Ihnen etwas Notwendiges mitzuteilen; es hätte auch auf die Konferenz Bezug."

Soldringen wußte nicht gleich, was er tun sollte; der Fall war noch nicht dagewesen. Aber er kannte seine Tochter und wußte, daß nur etwas ganz Außergewöhnliches sie hatte herführen können. Er unterbrach die Sitzung und begab sich hinaus. Gleich darauf hörten die Kollegen Gertrud Soldringen, deren Stimme sie alle kannten, laut aufschluchzen und weinen. Dann vernahmen sie, daß die Tür zu ihres Vaters Amtszimmer, welches

Digitized by Google

dem Konferenzzimmer gerade gegenüberlag, aufgeschlossen wurde, daß Vater und Tochter es betraten — und nun wurde es still.

Bange Minuten verstrichen. Alle standen unter dem unheimlichen Eindruck, daß etwas Schlimmes passiert sein mußte. Wie ein Alp legte es sich auf die meisten; man wagte nicht laut zu sprechen, nur flüsternd tauschten die Nachbarn ihre Vermutungen miteinander aus, ohne das Richtige zu ahnen. Doktor Hillemann saß da mit finsterm Gesicht und starrte auf das grüne Tuch vor sich; mit ihm sprach niemand.

Eine Viertelstunde mochte wohl vergangen sein, da hörte man, wie sich drüben die Tür öffnete. Langsam und schwer waren Soldringens Schritte, als er das Konferenzzimmer wieder betrat. Sein Haupt war wie von einer unsichtbaren Last vornübergebeugt, seine Miene tieftraurig, seine Augenlider waren gerötet, als ob er geweint hätte. Die hohe, sonst so jugendlich kraftvolle Gestalt schien plötzlich um Jahre gealtert.

Sein Stuhl krachte in den Fugen, so schwerfällig ließ er sich auf dem Sitz nieder. Aller Augen hingen voll tiefer Teilnahme an dem verehrten Chef. Man merkte ihm an, wie schwer ihm das Sprechen wurde, als er mit leiser, müder Stimme die unterbrochene Sitzung wieder eröffnete und dann sagte:

„Meine Herren Kollegen! Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, die mit dem Gegenstand unserer Beratung im engsten Zusammenhang steht. Vor etwa einer Stunde geriet Maximilian Hillemann — Ihr Bruder, Herr Doktor Hillemann —, der auf dem Langenberger See Schlittschuh lief, in der Dämmerung in eines der sogenannten Fischlöcher. Harald Rubinck, der gerade mit meinen Kindern Bruno und Gertrud unfern der Unglücksstätte war und Maximilian hatte verschwinden sehen, eilte dahin. Ohne sich eine Sekunde zu besinnen, sprang er dem Kleinen nach, erfaßte ihn und schob ihn auf dem Eise meinem Sohne zu. Bei dem Versuche, wieder in Sicherheit zu kommen, verließen ihn seine Kräfte. Bruno reichte ihm die Hand — da brach die Kante der Eisdecke, und auch er geriet ins Wasser. Herbeieilende Männer retteten meinen Sohn — Harald Rubinck konnte nur als Leiche ans Land gebracht werden."

Soldringens Stimme ging tonlos aus. Seine Lippen zuckten von verhaltenem Schmerz. Totenstille herrschte in dem Zimmer; nur die Gasflammen surrten leise. Keiner konnte ein Wort sprechen.

Mühsam raffte Soldringen sich wieder auf und sagte:

„Meine Herren Kollegen! Unsere Konferenz ist ja nun gegenstandslos geworden. Oder wünschen Sie auch jetzt noch, Herr Doktor Hillemann, daß über Ihren Antrag formell abgestimmt werde?"

Hillemann saß da totenbleich, der Kopf war ihm auf die Brust gesunken. Er wagte nicht aufzusehen.

Einige Sekunden vergingen. Als auch da keine Antwort kam, sagte Direktor Soldringen:

„Dann schließe ich die Konferenz."

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Der Beginn des Herbstes hat die Berliner Salons wohlgerüstet vorgefunden. Schulte begann das erste Wintersemester in seinem neuen Heim mit einer interessanten Kollektion des Finnen Axel Gallén, frischen Bildern, namentlich fesselnden Interieurs des Russen Leonid Pasternak und einer Sammlung neoimpressionistischer Studien von Christian Rohlfs, um dann zu einer sehr bedeutenden Eröffnungsausstellung des vom Oktoberanfang datierten Kunstwinters überzugehen. Sie stand vor allem unter dem Zeichen Spaniens, von dessen alten und modernen Malern sie neue Kunde brachte. Ein besonderer Leckerbissen war dabei die Ausstellung der Privatsammlung Ignacio Zuloagas, des glänzenden, ein wenig blendenden Talents, das Velazquez und Goya mit neuen Mitteln fortzubilden trachtet. Unter den erlesenen Schätzen, die er sich erworben, und von denen er sich jetzt anscheinend wieder trennen möchte, stand an erster Stelle ein halbes Dutzend Goyas: drei Porträts von mittleren Qualitäten und drei kleinere Skizzen, die von Kriegsschrecken, Überfällen und andern Mordgeschichten erzählen, erstaunliche Visionen von Blut, Grauen und Leichen, mit jagendem Pinsel in breiten Impressionistenstrichen hingehauen. Dann merkwürdige religionsphilosophische Phantasien, Bilder betender und verzückter Mönche von El Greco (1548—1625), eine wunderbar herb und naiv empfundene Pietà von El Divino, ein Damenbildnis von Miranda, ein kostbares Stilleben von Zurbaran. Neben den älteren Spaniern traten einige jüngere auf. Zum ersten Male erschien in Berlin, gleich mit einer umfangreichen Auswahl seiner Arbeiten, Claudio Castelucho, zweifellos eins der stärksten und hoffnungsreichsten Talente der Pyrenäenhalbinsel. Castelucho hat in Paris die französisch-internationale moderne Schule durchgemacht, aber er ist trotzdem ein Spanier geblieben mit aller Freude seiner Landsleute an buntschillernden Kostümen, an grellen und schlagenden Beleuchtungseffekten, an den phantastischen Erscheinungen der nationalen Feste und Belustigungen, an den verführerischen Schlangenleibern und Glutaugen barbarisch aufgeputzter Tänzerinnen. Doch aus der früheren Spitzpinselei des spanischen Virtuosentums ist diese jüngere Generation zu einem breiten, souveränen Vortrag, zu temperamentvollen, mächtig hinfegenden Pinselstrichen übergegangen. Am geschmackvollsten und zurückhaltendsten ist Castelucho in seinen Kinderbildern, denen man es wohl ansieht, daß er eine Zeitlang zum Kreise Whistlers gehört hat.

Unter den Deutschen bei Schulte war es wiederum ein Verstorbener, der am meisten fesselte: der Hanauer Friedrich Karl Hausmann (1825 bis 1886), den die Jahrhundertausstellung aus unverdienter Verborgenheit wieder ans Licht gezogen hat, den man aber nun nicht mehr vergessen wird. Denn Hausmann (über den gerade jetzt bei Julius Bard in Berlin auch

Digitized by Google

eine eingehende Studie von Emil Schäffer erschienen ist) gehört zu den besten Deutschen der fünfziger und sechziger Jahre, ein Künstler von einer Kraft des Farbenempfindens, die heute noch imponiert, und ein Meister intimer Tonmalerei mit einem noch von Delacroix stammenden koloristischen Einschlag. Dann stellte sich eine neue Vereinigung vor: „Club Berliner Landschafter", eine Gruppe von sechs tüchtigen jüngeren Künstlern, die von ehrlichstem Streben Zeugnis ablegten. Namentlich Leonhard Sandrock trat dabei hervor mit ausgezeichneten, groß und kräftig gemalten Hafenszenen von Hamburg und Genua. Daneben Hans Klohß mit reizenden kleinen Aquarellen, die einfachste märkische Motive mit feinem Gefühl für zarteste und geheimste malerische Werte festhielten.

Bei Cassirer gab es gleich zum Saisonbeginn einen Haupttrumpf: die Ausstellung der Sammlung Faure aus Paris mit ihren zwei Dutzend erlesenen Bildern von Manet. Der Sänger Faure von der Pariser Oper gehörte vor einem Menschenalter zu den wenigen Kunstfreunden der französischen Hauptstadt, die mit einer instinktiven Witterung für das Neue und Kommende die junge Mannschaft des anrückenden Impressionismus nicht nur durch Worte, sondern, was ihr wertvoller war, auch durch Ankäufe unterstützten. Noch niemals konnten wir in Berlin die Entwickelung Manets so eindringlich studieren wie an diesen vierundzwanzig Gemälden. Ein Kinderkopf in Pastell von 1856 machte den Beginn, eine Jugendarbeit des damals dreiunddreißigjährigen Künstlers, wahrscheinlich im Atelier von Couture entstanden. Dann folgten zwei Louvrekopien von 1859 nach Tizian und Velazquez, und der ganz spanische Absinthtrinker, der in demselben Jahre vom Pariser Salon zurückgewiesen wurde. Die nächsten Gemälde brachten dann die unverkennbaren Velazquez-Töne, die kühle Skala grauer, gelblicher, blauer Valeurs, die ihre zarte Noblesse auch bei dem robusten Thema des breitbehaglichen Biertrinkers auf dem berühmten Bilde „Le bon bock" nicht verlieren. Es ist der dicke Kupferstecher Belot, den Manet hier gemalt hat (1873), wie er an einem Tisch sitzt, ein Glas Bier mit der Linken, die lange Tonpfeife mit der Rechten am Munde haltend, den Blick der listigen kleinen Augen geradeaus auf den Beschauer gerichtet — ein Werk der höchsten Reife und Vollendung. Weiter sah man einige andere Porträts, wie den lesenden Mann und das jüngere, trocknere Bildnis Rocheforts, mehrere frühe Landschaften und Seestücke, in denen sich die kommende Helligkeitsperiode schon ankündigt, und unter denen das Bild der Seeleute im schwankenden Boot das machtvollste ist, und wundervolle Stilleben. Auch der „Frühling" war da, das reizende erste Glied der unvollendet gebliebenen Jahreszeitenserie (1881), und der herrliche Blick auf das Landhaus Labiches in Rueil, das aus grünen Bäumen und Büschen und bläulichen Schatten in heller Sonne hervorleuchtet. Es war ein Entzücken sondergleichen für das Auge, zu sehen, wie der Künstler seit den siebziger Jahren mit neuer Lust und Frische an die Natur herantritt, wie ihm aus jedem winzigen Eindruck der Wirklichkeit ringsum ein Anlaß wird, seine malerische Phantasie zu üben; wie er das samtne Rot eines Pfirsichs zwischen grünen Blättern malte, wie ein Fliederstengel vor schwarzem Hintergrund erscheint, so zart und hold, daß man den feinen Duft zu spüren vermeint, der von ihm ausgeht.

Eine schöne Ergänzung zu dieser einzigen Manet-Kollektion bildeten

Digitized by Google

sechzehn Werke von Claude Monet, wiederum in der Hauptsache ältere Arbeiten, die neben der elementaren malerischen Kraft Manets das weichere, aber auch beweglichere und sensiblere Temperament seines großen Freundes erkennen ließen. Monet war stets nervöser, von reizbarerem Farbengefühl, und ist daher auch in späteren Jahren mitunter oberflächlicher geworden, als das Manet je möglich gewesen wäre. In den siebziger Jahren allerdings ist bei Claude Monet von solchen Abschweifungen noch nicht die Rede. Dieser Blick auf Paris vom Louvre aus (noch aus dem Jahre 1867 stammend) mit seinem feingedämpften Licht, dies Londoner Bildchen mit dem Ausschnitt von der Themse in der Nähe des Parlaments, dann diese herrliche, von jubelndem Sonnenschein übergossene Ansicht des Boulevard des Capucines mit dem Gewimmel der Fußgänger und der Wagen, diese Fischer auf der Seine, wo alles auf einen delikaten Akkord von Grün und Rosa-braun gestellt ist, die Landschaften, die Blumen — das waren Leistungen höchsten Ranges. Sah man diese Ausstellung bei Cassirer, so neigte man leicht der Ansicht zu, daß diejenigen Geschichtsschreiber der modernen Kunst im Recht sind, die Monet in der Entdeckung des Freilichts und der impressionistischen Malweise den Vortritt vor Manet lassen. Zweifellos, möchte man sagen, war Monet der Behendere; er mag dem Freunde tatsächlich die entscheidenden Anregungen gegeben, ihm den Weg ins Neuland gewiesen haben. Dann freilich stürmte der andere vor, mit seiner ganzen Urgewalt und ließ den eigenen Führer weit hinter sich.

Der Verein Berliner Künstler begann mit der Veranstaltung der großen Begas-Ausstellung zur nachträglichen Feier des fünfundsiebzigsten Geburtstages, den Reinhold Begas im Juli dieses Jahres beging. Er gab diese schöne und lehrreiche Rückschau auf des Meisters Lebenswerk in dem Konzertsaal der alten Musikhochschule in der Potsdamer Straße, dem besten Raum für Skulpturenausstellungen, den Berlin besitzt, und in dem die Masse der Einzelarbeiten und Gruppen, sorgsam geordnet, zu einer der interessantesten Schöpfungen Begas' aus seiner letzten Epoche hinführte: auf die Kain- und Abelgruppe, die 1895, also mitten in den Arbeiten am Kaiser Wilhelm-Denkmal, gleichsam zur Erholung und Abwechselung, entstanden ist. Der Schwerpunkt der Veranstaltung aber lag natürlich auf den glänzenden Schöpfungen der älteren Periode, die es wieder deutlich genug ins Bewußtsein riefen, daß Reinhold Begas es war, der in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts der deutschen und namentlich der Berliner Plastik frisches Blut, Leben und Bewegung zuführte und sie vor dem Erstarren in einem formelhaften und schematischen Klassizismus bewahrte. Besonders fesselnd, auch am wenigsten bekannt, waren einige Skizzen und Entwürfe, welche die abgerundeten Werke an Eindringlichkeit des Ausdrucks und Kraft der Formanschauung oft übertrafen. Die beiden kleineren Tonentwürfe zum Prometheus stellten sich als ganz prachtvolle Stücke dar, in denen sich die Erregung des schaffenden Künstlers, seine Lust am Formen noch ohne jede Nebenrücksicht ganz unmittelbar dokumentierten. Eine skizzenhafte Adam- und Evagruppe in Statuettengröße, die Begas in Bronze gießen ließ, erinnerte in der Souveränität der Formbehandlung fast an Rodin. Ein Bismarck-Kopf, der in anderthalb Stunden modelliert war — dieselbe Sitzung mußte einst Lenbach nutzen, um den Kopf des mit der Zeit geizenden Kanzlers als Maler festzuhalten — war

Digitized by Google

ein Meisterwerk von hoher Schönheit. Auch das Tonmodell zum Neptunbrunnen auf dem Schloßplatz wirkte wesentlich stärker noch als das Werk selbst; es schien durch einen schlankeren Aufbau höher, ragender, überdies phantastischer und sah aus wie eine verzauberte Tropfsteinhöhle. Fast vollzählig erschienen auf der Ausstellung die bekannten Gruppen Begas', die „plastisch gewordenen Böcklinszenen": Zentaur und Nymphe und Faun und Psyche, der von Gian-Bologna angeregte Raub der Sabinerin, die rokokoartige Szene von Venus und Amor, die aus gleichem Geist entstandene badende Susanne. Unter den Büsten blieb der Menzel das unvergleichliche Meisterstück. Ihm reihten sich die Köpfe Moltkes, der schönen jungen „Frau Grè" (der Gattin des Meisters) mit der feinen Linie des geneigten Antlitzes und die scharf charakterisierten Büsten anderer Männer und Frauen an. An allen diesen Arbeiten imponierte eine sichere Technik, ein starkes sinnliches Formgefühl, ein feines Verständnis für zarte Linienreize, für die plastische Ergiebigkeit üppiger Körperformen. Allerdings zeigte sich auch die Grenze, die Begas' Talent gesetzt war, und die durch seine Abhängigkeit von den Stilen der Vergangenheit bedingt wurde. Es war nicht der verwässerte, nüchterne Klassizismus der Rauch-Schule, dem er sich anschloß, sondern die lebhaftere und blutvollere Kunst der Spätrenaissance, des Barock und des achtzehnten Jahrhunderts — damit war ein Fortschritt angebahnt, aber auch nur angebahnt. Das Talent Begas' reichte schließlich doch nicht aus, über diese neue historische Schule nun wahrhaft zu Freiheit und Unabhängigkeit der bildhauerischen Anschauung vorzudringen, und so konnte es kommen, daß er in den späteren Lebensjahrzehnten durch seine unglücklichen Denkmalsarbeiten die reformatorische, ja fast revolutionäre Tätigkeit der eigenen Jugend Lügen strafte. Besonders interessierten auf der Ausstellung auch Begas' malerische Versuche, die deutlich erkennen ließen, wie stark der Einfluß des römischen Kreises, in den er als junger Mann kam, also der Böcklin, Marées, Feuerbach, Lenbach, auch auf diese Gemälde gewirkt hat. Ein Porträt Lenbachs mit einer roten Kappe von Begas ist ganz in den schweren Farben gedacht, die der Freund bevorzugte. Ein bisher versteckt gebliebenes, delikates Bild seiner Gattin (von 1870 datiert) hat der Bildhauer in der gedämpften Helligkeit und den sorgsam abgestimmten Farben von Böcklins seconda maniera gemalt. Als Farbendichter etwa im Stile Makarts zeigt er sich in dem figurenreichen Entwurf eines Theatervorhangs. Man fühlt: ein Bildhauer, der sich in seinen Mußestunden mit solchen Experimenten vergnügte, mußte in seiner plastischen Haupttätigkeit dem „malerischen" Element gleichfalls das Wort reden. Daß es nicht weiter kam, wie es geschehen, lag vielleicht nur zum Teil an ihm; zum Teil gewiß auch an den schlimmen allgemeinen Kunstverhältnissen in Deutschland während der Blütezeit Begas'. Aber wenn so auch manche Versprechungen, die er in seiner Jugend gab, unerfüllt blieben, so wird es ihm doch unvergessen bleiben, was er zur Belebung der deutschen Bildnerei damals getan hat.

Bei Keller und Reiner veranstaltete ein junger Berliner Künstler, Johann Bossard, zum ersten Male eine größere Ausstellung. Ein ungewöhnliches, wenngleich noch etwas wildes und unausgegorenes Talent, das mit Ungestüm die übersprudelnde Fülle seiner Phantasie in feste Formen zu bannen sucht. Bossard war zuerst Kunstgewerbler, dann dekorativer Zeichner, und ist mit sehr originellen Blättern hervorgetreten, für die ein gedrängtes

Digitized by Google

Gewimmel kleiner Figuren charakteristisch ist. Man sah auf der Ausstellung — und zugleich in einer Sammlung Bossardscher Arbeiten bei Amsler und Ruthardt — vielfach Proben dieser Seite seiner Kunst, eigentümliche Kompositionen seltsamer nackter Gestalten, deren wirre Masse sich nicht bändigen lassen will. Das Merkwürdigste ist, daß Bossard auch bei seinem Übertritt zur Plastik, den er vor nicht langer Zeit vollzogen, die üppig hervorquellenden Fluten seiner Formvisionen nicht eingedämmt hat. So ist seine große Monumentalgruppe „Das Leben" entstanden, die in zahlreichen Einzelheiten eine außerordentliche Talentprobe, als Ganzes aber einfach unmöglich war. Das riesige Werk war ein einziges gewaltsames Zuviel, wie es gewiß nur ein Künstler wagt, der wirklichen Schöpferdrang in sich spürt, aber auch nur einer, der sich nicht scheut, aller Willkür seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen. In mehreren jüngeren Arbeiten, größeren Figuren einer Grabkapelle und kleineren Bronzen, erscheint Bossard ruhiger und einfacher geworden, und mit diesen, unter den Eindrücken einer italienischen Studienfahrt entstandenen Dingen erweckt er neue Hoffnungen.

Gurlitt eröffnete mit einer Max Klinger-Ausstellung, die vor allem eine Anzahl der wichtigsten älteren Gemälde des Leipziger Meisters vorführte. Mit neuer Bewunderung erkannte man an diesen Werken, die man über Klingers Radierungen und Skulpturen in der letzten Zeit fast vergessen hatte, wie sich in ihm während der achtziger Jahre tatsächlich eine Verschmelzung der beiden großen Hauptelemente der modernen Kunst vorbereitete: der frohen Erneuerung und Aufhellung des farbigen Ausdrucks und der zur großen und bedeutenden Raumvorstellung strebenden dekorativen Malerei. Dort Frankreich, hier Deutschland; dort Manet und sein Kreis, hier Böcklin und Marées. Klinger trat zwischen die beiden Ströme und lauschte dem Rauschen ihrer Wasser. So verkündete denn z. B. das wundervolle Bild der „Sirene", was er von rechts und von links vernommen: eine Böcklinsche Szene, Triton und Nereide auf hoher See, kühner noch als die ähnlichen Bilder des Schweizers im Ausdruck des animalischen Sinnenlebens dieser Urgeschöpfe; aber über den gierigen Jubel des Götterpaares, über das blaugrüne Meer, von dem es sich tragen läßt, durch den weiten Himmelsraum fluten die hellen Lichter des Tages in allem Reichtum ihrer schillernden Reflexe. Ganz eigen jedoch war Klinger in den römischen Studien, in denen junge Italienerinnen von schlanken Figuren und feingeschnittenen Gesichtern auf einem Balkon oder, noch besser, auf dem flachen Dach eines Hauses gegen die schimmernde Luft leuchtender Tage gesetzt sind, aus deren zitterndem Golddunst Häuser und Türme aufragen. Auch der Zeichner und Radierer Klinger erschien auf der Ausstellung mit einigen wenig oder gar nicht bekannten Blättern. Daneben sah man bei Gurlitt eine Zusammenstellung von Entwürfen Karl Walsers zu seinen Dekorationen und Figurinen für einige der Theaterstücke, die er im Auftrage des „Deutschen Theaters", des „Lessing-Theaters", der „Komischen Oper" inszeniert hat, entzückende Bildchen von durchaus selbständigem Reiz, Interieurs und Landschaften von erlesenem Geschmack, Gestalten von Beardsleyscher Pikanterie, die von der apartesten Begabung für dekorative Aufgaben Zeugnis ablegten.

Eine sehr interessante „Ausstellung" fand auf einige Zeit im großen

Digitized by Google

Festsaal des Berliner Rathauses statt. Dort hatte die „Kontinentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen" Modelle und Zeichnungen zu der „Schwebebahn" aufgebaut, die sie in Berlin, auf dem Straßenzuge Gesundbrunnen—Rixdorf, anlegen möchte. Für den Freund moderner Kunstgedanken konnte es kein größeres Vergnügen geben als eine Besichtigung dieser zierlichen Dinge. Was man dort fand, war das schönste Material für die neue Ästhetik, die in der logischen Präzision, in der Exaktheit, Ordnung und Sicherheit, in der mathematisch-heiteren Klarheit der modernen Eisenkonstruktion künstlerische Reize und Werte erblickt, die frühere Zeiten nicht kennen konnten. Der ästhetische Reiz ist bei den Schwebebahnen fast noch stärker als bei den Hochbahnen. Zunächst weil hier die verblüffende Keckheit der hängenden, durch eine sinnreich-witzige Methode im Gleichgewicht gehaltenen Wagen hinzukommt, die das Ganze als ein tolles Wagnis erscheinen und uns aus dem Anblick der Überwindung dieser Schwierigkeiten ein ganz besonderes Vergnügen erwachsen läßt. Dann aber auch, weil die Schwebebahnkonstruktion weniger Raum in der Straße einnimmt, weil das Eisenfachwerk ihrer vierwandigen und dreiwandigen Brückenträger erheblich weitmaschiger, lichtdurchlässiger ist und so eine entzückende Filigranarbeit in Riesenformat zeigt, einen technischen à jour-Schmuck der Straße mit dem Himmel als Fond. Auch die Mittel- und Portalstützen — für breite und schmalere Straßen —, namentlich aber die sogenannten Gabelstützen (besonders geeignet für Straßen mit Mittelpromenaden) geben dem Architekten, der die rein konstruktive Arbeit des Ingenieurs behutsam und organisch in eine ästhetische Sphäre überzuleiten hat, schönen Anlaß zur Entfaltung seines Talents für solche Aufgaben. Die Architekten, die diesmal zur Mitarbeit aufgefordert wurden: Alfred Grenander, der schon bei der Hochbahn seinen eminenten Geschmack für solche Probleme bewiesen, Sepp Kaiser, Bruno Möhring und Bruno Jautschuß, zeigten der Welt, daß Berlin in der künstlerischen Behandlung des Eisenbaus vor keiner anderen Stadt mehr zurückzustehen braucht. Keiner hatte sich mit überflüssigem Ornamentenwerk abgegeben, keiner mit aufgeklebtem, von außen angefügtem Schmuck. Überall bestand die Zier aus schlichter und organischer Führung der Linien des Eisenwerks. Die Nieten, die Bogen, die Stützen, das Ineinandergreifen der Glieder, von denen keins zuviel ist und keins fehlen darf, das war es, was die Elemente des Schmucks bei diesen Entwürfen von selbst ergab. Wird dieser Plan zur Tat, so wird Berlin ein modernes Straßenbild von einer Eigenart und einem Reiz erhalten, wie es heute keine andere Stadt besitzt.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die Königliche Oper in Berlin ist ein Kunstinstitut ersten Ranges. Es wird zwar reichlich an ihr herumgenörgelt, dafür ist es ja aber die Art des normalen Deutschen (und des Berliners im besonderen), jede Abweichung, die er anderswo antrifft, für etwas Besseres, Zweckmäßigeres oder

Digitized by Google

Schöneres, unter allen Umständen aber Kulturhöheres zu erklären. Zum mindesten handelt er so, wenn er, nach Hause zurückgekehrt, seinen staunenden Landsleuten die ungeahnten Wunder außerhalb der heimatlichen Grenzen schildert. Daß die Hofoper eine teilweise staatliche Veranstaltung ist, kann, in Berlin wenigstens, nicht gerade dazu beitragen, ihre Beurteilung auf einen freundlicheren Ton zu stimmen.

Die künstlerische Höhe der Hofoper ist allemal dann besonders klar geworden, wenn sich eine neue ständige Opernbühne auftat, die nichts eigentlich Neues brachte, sondern nur im Sinne einer billigen Volksausgabe geleitet wurde. Der peinliche Abstand, den das neue Institut (Theater des Westens, Oper am Weinbergsweg usw.) dann regelmäßig aufwies, wurde das Verhängnis dieser Unternehmungen. Nicht einmal für weniger als den halben Preis mochte das Publikum diese Talmikunst genießen.

Die Gefahren einer solchen bloßen Konkurrenzopernbühne hatte Direktor Hans Gregor augenscheinlich richtig erkannt, als er vor Jahresfrist die „Komische Oper" ins Leben rief und mit einem Werk eröffnete, das man auf der Hofbühne zu sehen bisher nicht Gelegenheit gehabt hatte, nämlich „Hoffmanns Erzählungen" von Offenbach. Wie viel ungeschickter wurden dagegen ihrerzeit das Theater des Westens mit Meyerbeers „Hugenotten" und das Nationaltheater mit Verdis „Troubadour" begonnen. In der Folge brachte die „Komische Oper" gar Werke, die in Berlin überhaupt noch nie gehört waren. Einmal nur gab es ein vielgesehenes Werk: „Die Hochzeit des Figaro." Hier nun ließ sich der zweite Grundsatz der Leitung erkennen, bekannte Werke in möglichster Abweichung vom gewohnten herauszubringen. In der Musik sind freilich die Abweichungsmöglichkeiten sehr beschränkt; sie liegen vorzugsweise in der Regie. Aber auch hier sind die Grenzen verhältnismäßig eng; an die eigentliche Handlung kann auch die raffinierteste, nervöseste Regie nicht heran; ihrem Ehrgeiz steht nur das Drum und Dran zur Verfügung. Brachte das Mozartsche Meisterwerk eine leise Enttäuschung, so wurde die Erwartung auf die soeben aufführungsfrei gewordene „Carmen" um so höher gestimmt. Nun diese „Carmen" der Komischen Oper, von deren Vorbereitung man mancherlei erstaunliche Dinge zu berichten wußte, ist so ausgefallen, wie man es wohl vorhersehen konnte: die Aufführung verdient das Prädikat „gut" in allen Punkten, in denen sie sich mit anderen Vorstellungen berührt, dort aber, wo sie etwas Neues bieten will, ist sie verfehlt.

Die Oper ist nun einmal die komplizierteste Kunstform, die wir besitzen. Sie wirtschaftet mit den gleichzeitigen Wirkungen zweier Künste, die regelmäßig gesondert in Erscheinung treten. Das bringt notwendig Zerstreuung und Gefährdung der Aufmerksamkeit mit sich. Es ist daher höchst bedenklich, die schon überlastete Aufnahmefähigkeit des Zuschauers noch für allerlei Regiefinessen in Anspruch zu nehmen. Was auf der Bühne zu sehen ist, und sei es der harmloseste und nichtigste Vorgang der Welt, setzt sich immer und unter allen Umständen durch; die eigentliche Handlung kommt auch regelmäßig noch zu dem Recht, das ihr gebührt, aber die Musik, die empfängt an Beachtung nur, was nach den bezeichneten Abzügen für sie übrig bleibt. Nun kann es sehr wohl eine Musik geben, die sich einerseits so kräftig gibt, daß sie nicht überhört werden kann, und die anderseits so dekorativ gehalten ist, daß sie mehr wie ein tönender Untergrund empfunden,

Digitized by Google

als im einzelnen verstanden werden will; solch eine Musik wird auch bei einem kleinen Rest von Aufmerksamkeit in das richtige Verhältnis zur Gesamtwirkung geraten. Dieser Art ist aber die Musik der „Carmen" wahrhaftig nicht; jedenfalls aber nicht im ersten Akte, um den es sich hier vorzugsweise handelt. Sie ist so fein, so durchsichtig, so überwiegend zierlich und delikat, daß man für ihre Reize nur gerade ein genügend Maß von Aufmerksamkeit zu erübrigen vermag.

Und nun sehe man sich einmal den Wert dieser Regiephantasien genauer an, dieser kleinen Zutaten, die einzig durch das Streben nach möglichst realen Bühnenbildern gerechtfertigt erscheinen könnten.

Bekanntermaßen gibt es im ersten Akt ein ausgedehntes Duett zwischen Don José und Micaëla. Dieser lange Zwiegesang bei hellem, lichtem Tage auf offener Straße in breit ausströmender Stimmung, die sich aus musikalischen Gründen einen Wechsel (poco più lento G-dur) gefallen lassen muß, um eine wirkungsvolle Wiederholung des Hauptteiles (poco meno mosso B-dur und Allegro moderato G-dur) zu ermöglichen, hat mit der Wirklichkeit des Lebens nichts zu tun, aber auch absolut garnichts. Dieser Vorgang empfängt seine Rechtfertigung einzig und allein aus dem sehr berechtigten Wunsche des Komponisten, formgerundete melodische Musik zu machen.

Wird nun dieses Duett dadurch wahrscheinlicher, daß sich der Sergeant Don José, der doch eigentlich Wachtdienst hat, zu diesem Gesang auf einen Mehlsack setzt, den vorher ein fremder Mann in kleinem Handwagen auf die Bühne geschoben hat? Oder wird nicht vielmehr die Unmöglichkeit der Situation gar noch peinlich verdeutlicht, wenn dem weltfremden Vorgang ein Stück realen Lebens entgegengehalten wird? Als José seinen Part geendet hat, erscheint auch der tüchtige Mann wieder, den die Regie einstweilen verschwinden ließ, tippt dem Tenoristen, der noch umflutet von den Süßigkeiten seines eben verklungenen hohen a dasitzt, als Aufforderung zum Aufstehen auf die Schulter und fährt demnächst seinen Mehlsack endgültig davon.

Wer war der Mann? Wie heißt er, der sich so taktvoll — im eigentlichen Sinne des Wortes — verzog, als das Duett fällig war und der so geschickt den Zeitpunkt seiner Wiederkehr abzupassen wußte? Warum ist er auf dem Theaterzettel nicht zu finden? Warum sagt er oder singt er nicht: Sie! Stehn Sie auf!? Warum tippt er nur? Kann er nicht singen oder wäre der Ärmste gar taubstumm? Natürlich nur scherzhaft gemeint alle diese Fragen! Ganz ernsthaft aber ist die Frage nach Sinn und Zweck der vielen kleinen Überraschungen, mit denen die Regie den ersten Akt gesegnet hat, denn der Erfolg, der handgreiflich zu spüren ist, daß nämlich die Musik auffallend stark in den Hintergrund tritt und gar viel der ihr eigentümlichen, hinreißenden Verblüffungsfähigkeit verliert, kann doch wohl kaum das eigentliche Ziel der Regiearbeit gewesen sein.

Dem Mißlungenen stand natürlich viel trefflich Gesehenes gegenüber. Die Annäherung der Carmen an ihr Opfer, eine Szene von höchster Wichtigkeit, war so vorzüglich, wie ich sie noch nie erlebt habe. Und das war nicht etwa das Verdienst der Carmendarstellerin; diese war nur gerade ausreichend. Es war ausschließlich Verdienst der Regie, die hier — wie an

Digitized by Google

anderen Stellen — den Vorgang mit Glück von neuem durchdacht und ihre Gedanken überzeugend zu gestalten verstanden hatte.

Es wäre zurzeit noch voreilig, ein abschließendes Urteil über die „Komische Oper" und ihre künstlerische Berechtigung abgeben zu wollen. Es macht alles an ihr noch den Eindruck des Tastens und Probierens. Die Hoffnungen, die man bei ihrer Eröffnung hegte, die darf man auch heute noch hegen; sie sind nicht erfüllt, aber doch auch nicht zerstört.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Es ist meine feste Überzeugung (die natürlich durch einen gelegentlichen Mißgriff — der wie jeder Irrtum zu unseren unveräußerlichen Menschenrechten gehört — nicht zu erschüttern ist), daß das dramatische Können von Gerhart Hauptmann in demselben Maße überschätzt wird, wie das Können von Hermann Sudermann unterschätzt wird. An dieser Unterschätzung, die zum Teil die Züge roher Mißachtung trägt, haben den Hauptanteil einflußreiche persönliche Feinde Sudermanns in der Presse, die den Vernichtungskampf gegen ihn im vermeintlichen Interesse der deutschen Kunst mit allen Invektiven führen und sich nicht vornehm genug dünken, lediglich die Sache selbst sprechen zu lassen. Mich aber befällt nicht das lächerliche Stottern eines Kollegen, wenn ich Sudermann, den Dramatiker und den Romanerzähler, einen Dichter nenne. Sein neues Schauspiel: Das Blumenboot, brachte ihm im Lessingtheater zwar nicht einen völlig unbestrittenen Sieg, aber doch einen guten Erfolg. Es ist eine bühnengerechte, lebendige und anregende Arbeit, die eines dauerhaften Daseins auf den deutschen Bühnen und einer lebhaften Diskussion über ihren Wert und Unwert sicher sein kann. Bei weitem nicht die Höhe seines reichen Schaffens, doch noch weniger ein künstlerisches Vergehen oder gar eine moralische Halunkerei. Ich empfinde Sudermanns „Blumenboot" als ein in der Tendenz überaus ernstes Stück. Es pflanzt die Forderung der schlichten Moral der ehrlichen Leute inmitten einer Gesellschaftsschicht auf, die so „modern" geworden ist, daß sie alle alten Werte über Bord geworfen hat und nur noch von der Gier schrankenlosen Genusses sich treiben läßt. Man nennt diese Kreise mit einer gewissen Lokalisierung wohl das Berliner Tiergartenviertel; und man wird es Sudermann glauben müssen, daß er bei seinen gesellschaftlichen Beziehungen die Menschen dieser Region kennt. Er hat mit ihnen verkehrt und ihnen auf den Grund ihres Wesens geblickt. Das Bild, das er zeichnet, ist erschreckend und trostlos. Da ist die alternde Baronin Erfflingen, die ihren Töchtern standesgemäße Ehemänner herankuppelt und ihnen die Lebensmaxime mitgibt: „Menschenkinder unseres Schlages sind dazu da, aus den Dingen dieser Welt eine Art von heiterem Panorama zu machen, das an uns vorüberzieht. Oder vielmehr vorüberzuziehen scheint. Denn in Wahrheit ziehen wir unseren Weg . . . unbeirrt! Und dabe

Digitized by Google

können wir keinerlei Ballast brauchen. Auch der eigene Mann darf nur einer von denen sein, die so vom Ufer her zu uns herüber grüßen." Auf der Höhe einer solchen Lebensbetrachtung hat ein Schuldgefühl nicht Platz. Ihrer würdig ist ihr zweiter Mann, der mit treffender Laune als ein „wohlriechender Verlustposten" der Firma bezeichnet wird; ein beschäftigungsloser Kostgänger des Hauses, der allzuoft beim Pokern Unglück hat. Und da ist die junge, verdorbene Thea, die das Blut der Mutter am reinsten ererbte. Sie macht sich ihren Rat zunutze und will den Weg zur Freiheit auch mitten durch die Ehe hindurch nehmen. Ihr Ziel ist der Liebhaber, auf den ihr das Leben des Mädchens und der Frau angelegt zu sein scheint. Den gräflichen Bewerber aus kleinen, aber innerlich gesunden Verhältnissen, den ihr die kluge Mutter verschreibt, damit sie zu Namen und Rang komme, lehnt sie ab; sie heiratet den verlotterten jungen Vetter, den bummelnden Fred, der es schamlos mit den Weibern treibt und von einem Klub in den andern schwankt. Sie wollen sich beide volle Freiheit gewähren als flotte Kameraden, und ihre Hochzeitsnacht, das hat sich Thea von vornherein als famosen Spaß ausbedungen, legen sie — in dem Kabarett zum „Fidelen Meerschweinchen" an. Also freie Ehe ohne moralische Bindung. Die ältere Schwester Theas, Raffaela, ist eine zurückhaltendere Natur. Sie ist die Gattin des tüchtigen Kaufmanns Brösemann, auf dessen Schultern allein die Finanzen des Hauses ruhen. Einer der zahlreichen Galans der Baronin hat vor anderthalb Jahrzehnten ihren Bruder im Duell erschossen. In kritischer Stunde hat Brösemann die Sorge für die Firma, die sich aus kleinen Anfängen in die Höhe arbeitete, als ein Vermächtnis überkommen. Raffaela liebt ihren Mann, den sie als jugendliches Ding schon anschwärmte; sie hat von dem immer Beschäftigten nicht viel, aber sie hängt an ihm in warmer Achtung. Sie fürchtet sich vor der Zuchtlosigkeit, in der sie groß geworden. Durch Thea, in der alles fiebert nach der sogenannten Freiheit der fesselosen Sünde, wird sie aufgehetzt und wach gemacht.

Sudermann will nun an dem Schicksal dieser beiden Mädchen zeigen, wie auf dem Boden der gesellschaftlichen Unmoral kein Heil erwachsen kann. Wohl, Thea geht mit ihrem Fred in der Hochzeitsnacht ins Kabarett und sieht sich das armselige Treiben dieser ewig durstigen und mit den Resten ihrer Begabung jonglierenden Artisten mit erkünstelter Lustigkeit an; aber von dem Komiker des Künstlerkellers, von Little Möppel, der seiner schönen Frau einst seine „Glanznummern", den springenden Hahn und das saugende Ferkelchen, vorführen mußte in der Hochzeitsnacht, muß sie sich sagen lassen: „Warum machen Sie sich gemein mit uns?" Und als sie dann als Gattin ihres fortliedernden Mannes wieder mit dem Grafen Sperner anbandelt, dem sie einst den Korb gab, und auf seine heiße Liebe, die zu jedem Opfer bereit ist, mit dem Angebot anwortet, seine gelegentliche Geliebte zu werden, da hört sie von ihm das Urteil: „Das Leben der Frau, die mir auf Erden das Heiligste werden sollte, zu schänden, ist mir nicht möglich." Thea zuckt zusammen, und legt vor Fred die Beichte ab: „Wer sich gemein macht, kriegt die Peitsche. Ich hab in meinem Leben schon zweimal die Peitsche gekriegt. Einmal von einem Clown, das zweite Mal heute vom Grafen Sperner. Und heute tat's noch weher als damals." Raffaela wirft sich, als ihr Blut zum Sieden gebracht ist, an einen Liebhaber

Digitized by Google

weg, dessen exotisches Reiseleben sie reizt; Brösemann kommt während eines Gartenfestes bei geschmückten Gondeln dazu und erschlägt mit dem Bootshaken den Ehebrecher. Die Baronin, die mit dem Leben und mit den Menschen zynisch spielt, sieht sich mit ihrer Vergangenheit und Gegenwart vor den öffentlichen Skandal gestellt und wohl auch vor den wirtschaftlichen Ruin. Denn da Brösemann als Totschläger ins Gefängnis wandern wird, bleibt die Hoffnung des Hauses Hoyer & Wendrath auf Fred hängen. Nun geht zwar, wie die beiden letzten Akte ausweisen, in Fred und Thea allerlei vor, und wir glauben es beiden, daß es ihnen ernst ist mit dem Entschluß, das bisherige Luderleben zu verabschieden und einander Treue zu halten, „wie es in anderen Ehen üblich ist". Aber diese seelische Erneuerung ist uns einmal, trotz der Bemühungen des Dichters, nicht über jeden Einspruch hinaus überzeugend; wir werden höchstens einen ersten leisen Anfang zu einer Charakterbildung in ihnen anerkennen können. Sodann aber ist Fred, auch wenn er in der letzten Zeit unter Brösemann ab und zu im Kontor etwas gearbeitet hat, darum noch längst nicht imstande, die Weltfirma zu übernehmen und weiter zu leiten. So schnell wird aus einem Sumpfhuhn kein König der Arbeit und kein reifer Mann. Das ist der schwache Punkt im Stück. Daneben stört mich diesmal eine Hinneigung Sudermanns zu derben Ausdrücken, die in den Salon dieser Menschen und zu der guten Form ihrer Erziehung nicht recht stimmen. Das Kraftwort kommt manchmal hart an die Grenze der Roheit der Gasse (Patentschnauze, Viechsweiber usw.). Man wird vielleicht auch sonst in der Figurenzeichnung hie und da eine gewisse Schablone beobachten können, die man gern ganz vermieden sähe, und zu viel direkte Charakteristik statt der indirekten. Aber rücksichtslos hat Sudermann diesen verlogenen und verkommenen Menschen des glatten Parketts die Maske vom Gesicht gerissen und ihren völligen Ruin aufgezeigt; ergreifend weist er den einzigen Weg zur Rettung in der sittlichen Selbstbefreiung. Das Leben darf kein „Blumenboot" sein, in dem man tändelt und sich pflichtenlos auslebt — jeder wird vielmehr in Ketten geschmiedet, der sich nicht selbst zu binden weiß. Freiheit ist die Fähigkeit, sich selbst zu Pflicht und Treue zu fixieren.

Die ersten Kräfte des Lessingtheaters trugen das Gelingen. Aus Dresden hatte man Lucie Lissl für die Baronin verschrieben, die mit feiner Diskretion des Tons ihre Aufgabe angriff. Ida Wüst, eine neue Erscheinung, brachte als Thea eine von Lust und Können schäumende Leistung, die rückhaltlose Anerkennung verdient. Sie war den Windungen dieser Gestalt in Übermut, Zweifel und Depression gewachsen und versagte nicht einmal am Schluß. Rudolf Rittner gestaltete den einfachen, geraden Brösemann dem Dichter liebevoll nachschaffend; in jedem Zoll echt gab Hans Marr den Grafen Sperner. Karl Forest und Oskar Sauer waren tüchtig in ihren Salonrollen; sie wurden übertroffen durch die Kabarettkräfte: Karl Meinhard, Emanuel Reicher, Albert Bassermann. Der Fred von Willy Grunwald betonte den „direktionslosen jungen Hund" in diesem Lebejüngling so stark und mit so trockener Komik, daß der Glaube an die Besserung Freds uns versperrt wurde. Aber eine „patente" Charge! Die Ausstattung war rühmlich.

Deutsches Theater: Shakespeares Wintermärchen. Musik von Engelbert Humperdinck, Malerei von Professor Orlik, Regie: Max

Digitized by Google

Reinhardt. Es sind nun zehn Jahre her, da sah ich im Wiener Burgtheater an einem unvergeßlichen Märzabend Shakespeares „Wintermärchen" mit den ersten Kräften der berühmten Bühne. Charlotte Wolter gab die Hermione; nach langer Krankheit trat sie in jener Vorstellung mit der Rolle, die einst ihr Schicksal geworden, zum erstenmal wieder vor ihre sie vergötternden Wiener; nicht lange danach mußte sie dem Theater Valet sagen, bald darauf ist sie gestorben. Unvergeßlich bleibt mir durch die Jahre zweierlei von diesem Abend in Wien: die edle Harmonie, zu der sich die bedeutenden Einzelleistungen zusammenschlossen, die strenge Verbindung, in der sich Darstellung und Ausstattung hielten, und der weihevoll-andächtige Moment, als die Statue der Hermione in weißem, schimmerndem Marmor sich zu beleben begann, als die starren Glieder sich lösten und der furchtbare Bann der sechzehn Trennungsjahre sich in das schwere, späte Glück der Gatten und Eltern wandelte. Dies Kleinod meiner Theatererinnerung blieb ein Jahrzehnt ohne Seitenstück. Wohl sah ich inzwischen manch andere Hermione, an ihrer Spitze die innige Teresina Geßner im Berliner Theater; eine rührend schöne Leistung, die aber doch nicht in dem entsprechenden Rahmen der Mitspielenden erschien, sondern von mittelmäßigen Darstellern bedrängt wurde. Nun aber tritt mir neben die Wiener „Burg" von 1896 das Deutsche Theater in Berlin von 1906 als ebenbürtig hinzu. Max Reinhardt, den man mit Anstrengung tadelt, um ihn nicht zu sehr loben zu müssen, hat mit einer geradezu herrlichen Vorstellung des unverwüstlichen Märchenspiels unserem Theaterwinter die Bahn gewiesen! Humperdincks Musik begleitet sinnig die Freude und das tiefe Leid der Dichtung und feiert in dem Schafschurfest mit den derben böhmischen Tanzweisen und in dem Schlußbilde Triumphe. Die Ansprache der Zeit war Gertrud Eysoldt zugefallen: ein zweiteiliger Vorhang von tiefblauem Samt trug in Gold gestickt die Sternenpracht des Himmels, in seiner Mitte ein mächtiges Zifferblatt mit den Sternenbildern der Monate. Hervor trat die jugendliche, nicht alternde Zeit mit dem Stundenglas, Blumen im Haar, heitere Anmut in den Zügen. Ein geschlossenes Bild von faszinierendem Reiz. Machtvoll war die Gerichtsszene: unter offenem Himmel das Volk in dem Arenarund in lebhaftester Bewegung, vorn die Richter mit dem königlichen Ankläger und der unglücklichen Angeklagten. Die Opferschalen rauchen, das Verhängnis nimmt seinen dumpfen Lauf; die delphischen Boten erscheinen, hoch in ihren Händen die heilige Lade mit der Spruchrolle des Orakels. Sie schwören auf das Schwert ihre Reinheit; das Volk bricht in Jubel aus über die Entscheidung, Leontes verstockt sich gegen die Wahrheit, die Gottheit zückt den Blitz nach dem Haupt seines Kindes. Und dann das Idyll des Dorffestes; nach der strengen griechischen Stilisierung des Palastes und der Gerichtsstätte kräftige, sonnige Freilichtmalerei voll ungebundenen Frohsinns! Leuchtende Häuschen auf welligem Wiesenplan, Moosboden mit Blumen besteckt. Die Kinderreigen und das Blumenspiel, der verschlagene Spitzbube und der redselige Händler, der Tanz der Ochsenhirten und die Gruppe des Schäfers und seines einfältigen Sohnes — das ergab eine solche Fülle der schönsten poetischen Gaben, daß das Publikum, allen mystischen Tiefsinn und alle naturalistische Brutalität der letzten Jahre vergessend, in die offene Szene hinein hellen, lachenden Beifall gab und mit den Kindern des Volkes fröhlich wurde, als wäre es

Digitized by Google

selbst fern von Berlin in der befreienden Natur. Agnes Sorma war eine Hermione, die es selbst mit der Wolter aufnimmt. Es ging ein Charme von ihr aus, eine Liebe werbende Freundlichkeit und Holdheit des Wesens in dem Verkehr mit Polyxenes und mit ihrem Kinde, und eine Hoheit des Schmerzes, eine Würde der Unschuld, die man nicht vergißt. Welche Höhe hier die schlichte Menschlichkeit gewinnt, die durch das finsterste Leid gestoßen wird, das spiegelte sich in ihren Zügen und in der ganzen Haltung. Hermione als Bildwerk erschien nicht weiß, sondern als goldschimmernde Bronzegestalt, das Antlitz polychrom, der Hintergrund gleichfalls golden abgestimmt. Sie stützte den Kopf auch auf den Arm, aber freistehend, ohne Ruhepunkt für den Arm. Die Güte, die aus diesen seelenvollen Augen dem armen Büßer gnadenreich leuchtet, war erbaulich; die Lösung der gebundenen Figur zur lebendigen Gestalt und das von allem peinlichen Erdenrest befreite Glück griffen ans Herz. Hier feiert die Kunst ihre höchste Erfüllung, hier ist sie eins geworden mit der Religion; das ist Gottesdienst. Der Leontes von Friedrich Kayßler tat vielleicht in den ersten Akten, in den Wahnsinnsakzenten des Guten zuviel, war aber im Verlauf des Abends als Büßer und als Begnadeter recht wirksam. Drei Rollen wurden außer der Hermione von Künstlern getragen: der alte Schäfer von dem feinfühligen Hans Pagay, der zu den erlesenen Zierden des Ensembles gehört, der Spitzbube Autolycus von dem energischen Rudolf Schildkraut, der dummliche Schäfersohn von Hans Waßmann, der sich in der letzten Zeit glänzend bewährt hat. Hedwig Wangel lieh der Paulina ihr herzhaftes Temperament und den kräftigen Zungenschlag, über den sie verfügt, Lucie Höflich war voll Liebreiz als Perdita, Eduard von Winterstein bewährte sich als ein Böhmenkönig, neben dem der brave Camillo von Ludwig Hartau sich in derselben Geradlinigkeit des Wesens behauptete. Die vierstündige Vorstellung hat nichts Ermüdendes. So ward Shakespeares „Wintermärchen" zu einem klaren Herbsttag goldener Erfüllung, die neue Verheißung im Schoße trägt.

Drei jüngere Autoren haben sich mit mehr und weniger Glück auf den Bühnen des Neuen Theaters, des Schillertheaters und des Kgl. Schauspielhauses versucht: Georg Engels, Heinrich Lilienfein, Jon Lehmann. Engels' „Hochzeit von Poel" verewigt die prächtige Volksfigur des Lügenlotsen Oll Kusemann aus des Verfassers erdfrischem Roman „Hann Klüth, der Philosoph", der dem Regierungsvertreter durch seine ausschweifende Phantasie und den nie versagenden trockenen Witz ein Schnippchen schlägt und den armen Fischern, die von den Großfischern in ihrem Beruf geschädigt werden, zu ihrem Recht verhilft. Die Verschlagenheit und scheinheilige Gutmütigkeit dieser tüchtigen Menschen von der Wasserkante kommt zu plastischer Wirkung. Die fünf Bilder des Heimatspiels gaben dem altbewährten Georg Engels und Rudolf Christians Gelegenheit zu famosen humoristischen Leistungen. Der jugendliche Stuttgarter Lilienfein, auf den wir seit seiner „Maria Feldhammer" (1904) aufmerksam sind, hat mit dem neuen Schauspiel vom „Herrgottswarter" keinen Fortschritt gemacht, bleibt aber sympathisch durch seinen künstlerischen Ernst, der in eigener Kraft hohen dramatischen Vorbildern (Hebbel, Anzengruber) nacheifert. Der Herrgottswarter ist durch einen Meineid seines treulosen Weibes unschuldig ins Gefängnis gekommen; als

Digitized by Google

gebrochener Mann wartet er nun mit krankhafter Anklammerung an alttestamentliche Racheſprüche der Bibel auf den Herrgott, der die Wahrheit richtend an den Tag bringen wird. Als auch die verheiratete Tochter ihren Mann mit einem anderen betrügt, ſieht er der Mutter Schuld erwieſen — ſie iſt es noch nicht, und er geht in den Tod, nachdem ſich die Tochter ſelbſt gerichtet hat. Das iſt nicht zwingend; dazu kommt der durchgeführte ſchwäbiſche Dialekt, der dem Publikum viel Not machte. In der Seelenzeichnung der einzelnen Perſonen dieſer Schickſalsſtudie fehlt es dagegen nicht an erfreulichen Scharfblicken. Max Pategg und die feurige Klara Rabitow hatten die Hauptrollen. Jon Lehmann endlich ſtimmt das „Lied vom braven Mann“ an, das Hohelied des braven Theaterkritikers, der die ſtillgeliebte frühere Schülerin jämmerlich „verreißt“, als ſie mit Provinzroutine ſpielt, und ſie ohne Rückſicht auf die Zeitungsleſer, die Verdächtigungen gegen ihn ausſtreuen, begeiſtert lobt, nachdem ſie ſich zur reinen Kunſtauffaſſung zurückgefunden. Dr. Lichtner verliert ſeine Stelle und gewinnt ſeine Gertraud. Der verſtändnisvolle Kollege Lichtners, der nicht ſo geiſtreich iſt, aber deſto mehr Herz, Kinder und Schulden hat, läßt dem eiſernen Freunde zur Geige das Lied vorſingen vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang. Man kann ſich ein modernes Seitenſtück zu der lieben Antiquität Freytags denken, das das Problem der „Journaliſten“ neu erfaßt; denn die Reibungen zwiſchen Beruf und Neigung oder Abneigung ergeben wirklich ein nicht unintereſſantes Problem; aber weder Dr. Lehmann hat es geben können, noch ſeine Vorgänger Otto Ernſt und Rudolf Presber. Alle drei haben nur unterhaltliche, mit poſſenhaften Momenten durchſetzte humoriſtiſch-ſatiriſche Journaliſtenſtückchen geſchrieben. Matkowsky gab den braven Mann mit lodernder Rechtlichkeit, Frau Schramm und Herr Valentin ſchufen köſtliche Chargen; Herr Vollmer jedoch, der glücklich Wiedergeneſene, war Leben gewordene Kunſt, jene alles verſtehende Güte, die ein Lebensreſultat iſt und die Blüte aller Kultur.

Streiflichter.

Eine merkwürdige Tatſache unſeres innerpolitiſchen Lebens iſt zu verzeichnen. Monatelang haben die ſkandalöſen „Enthüllungen“ aus unſerem Kolonialamt gewährt; ſchier endlos iſt über ſie in der geſamten Preſſe geſchrieben worden, die heftigſten Angriffe auf Syſtem und Perſonen folgten ſich Schlag auf Schlag: aber kaum jemals wurde derjenige in die Erörterungen hineingezogen, ja auch nur dabei genannt, den an erſter Stelle die Verantwortung für alles trifft, was im Kolonialamt wirklich oder er-

Digitized by Google

dichteterweise gefehlt worden ist. Fürst Bülow, der erste Beamte des Reiches, bleibt ein halbes Jahr fern von Berlin und tut so, als ob die ganze unerquickliche Sache ihn nichts anginge. Und diese auffallende Untätigkeit Bülows wird von der Öffentlichkeit stillschweigend hingenommen! Und doch war der Reichskanzler nicht mehr leidend. Die offiziösen Blätter versicherten von Woche zu Woche, der Fürst habe sein Unwohlsein, das ihn im Reichstage befallen hatte, „ganz überwunden", sei „vollständig wieder hergestellt", „erfreue sich der alten Frische", sei wieder so gesund, „wie ein Fisch im Wasser". Was ist wohl der Grund, weshalb man, während ein erbitterter Feldzug gegen das Kolonialamt und seine Beamten geführt wurde, den Reichskanzler, den verantwortlichen und höchstbesoldeten Leiter dieses Amtes, so ganz außer Schußbereich ließ? Ich glaube, nicht fehl zu gehen, wenn ich sage, daß die Auffassung mehr und mehr um sich greift: Bülow ist, bei allem guten Willen, den er wohl hat, unfähig, Ordnung und Wandel zu schaffen; er besitzt weder Kenntnis noch Willenskraft in genügendem Maße, um die vielen Schäden des kolonialen Systems und die mancherlei Verfehlungen der kolonialen Beamten zu beseitigen. An der Stelle, wo ein ganzer Mann mit rücksichtsloser Tatkraft, mit eiserner Festigkeit, mit hochgespanntem Verantwortlichkeitsgefühl stehen sollte, steht ein glatter, geschmeidiger Diplomat mit einem Sack voll schöner Worte, denen nie Taten folgen, steht ein Höfling, ein Diener des Kaisers, aber nicht sein aufrechter Berater mit dem Bewußtsein, daß die erste Pflicht des verantwortlichen Kronrates nicht ist, unter allen Umständen am Amte zu kleben, sondern sein für das Volkswohl zu führendes Amt abzugeben, wenn objektive oder subjektive Verhältnisse die ersprießliche Fortführung des Amtes unmöglich machen. Von dieser staatsmännischen Art, die Rückgrat zeigt, hat Fürst Bülow nichts. Gerade jetzt, da die Hohenloheschen Tagebücher uns den Maßstab in die Hand drücken, den dritten Reichskanzler an den Größenverhältnissen des ersten zu messen und zu erkennen, wie klein der dritte gewesen ist, fällt unter dem gleichen Gesichtswinkel unser Blick auch unwillkürlich auf den vierten Kanzler, und wir sehen zwei Zwerge an Charakter und Staatsmannschaft neben einem Riesen.

Fürst Bülow ist nach Berlin zurückgekehrt und hat, wie es heißt, die Staatsgeschäfte „in vollem Umfange wieder übernommen". Dieser „volle Umfang" begreift eine recht erkleckliche und zugleich unerquickliche Masse in sich: Kolonialskandale, Podbielski-Tippelskirch, Fleischteuerung, Stablewskis polnische Herausforderung und vieles andere. Bei keiner dieser Angelegenheiten wird Bülow die dringend erforderliche feste Hand zeigen. Er wird in „vollem Umfange", wie bisher fortwursteln: leisetreterisch, „diplomatisch", auf vielen Schultern tragend, sich verbeugend nach rechts und nach links, nach oben und unten.

Eine Hoffnung knüpft sich an den neuen Namen Dernburg. Ob Bülow bei seiner Berufung beteiligt war, oder ob er sie, wie so manches andere, erst post festum erfahren hat, ist gleichgültig. Gut ist, daß Herr Dernburg da ist. Aber schwer ist sein Stand, und auch die kräftigste Persönlichkeit wird ohne Rückhalt am obersten Reichsbeamten nicht imstande sein, mit dem nötigen „eisernen Besen" zu fegen. Wie aber Rückhalt nehmen an einem Beamten, der selbst ohne Halt, ohne Mark und Festigkeit ist? Hier ist die Schwäche in der Stellung Dernburgs, und diese

Digitized by Google

Schwäche heißt abermals Bülow. Zweierlei, das in engem Zusammenhange untereinander steht, möge sich der neue Kolonialdirektor gesagt sein lassen: er hüte sich vor dem Zentrum und vor dem immer größer werdenden Einflusse der Missionen. Das Zentrum ist eine wesentlich kolonialfeindliche Partei und, wie sein Wortführer Herr Erzberger beweist, eine mit jedem Mittel gegen das Kolonialamt arbeitende Gesellschaft. Ihm gegenüber führt nur eiserne Festigkeit zum Ziele. Jedes Transigieren, Konnivieren, Paktieren und wie alle die schönen Worte heißen, mit dem Zentrum, bedeutet Schädigung des Regierungsansehens und der kolonialen Interessen. Und was die Missionen betrifft, so muß ein fester, klarer Strich zwischen ihnen und dem staatlichen Kolonialamte gemacht werden. Missionen und Missionare gehören ausschließlich zur Religion; das Kolonialamt gehört ausschließlich zum Staate. Ich freue mich der Arbeit der Missionare, aber nur wenn sie ohne Staatshilfe, ganz auf Religion gestellt, ausgeübt wird. Gewiß fördert die richtig betriebene Missionsarbeit auch die Kultur und findet so Berührungspunkte mit der Wirksamkeit des staatlichen Kolonialamtes. Aber dieses Sichfinden ist ein zufälliges und soll ein zufälliges bleiben; an und für sich sind Mission und staatliches Kolonialamt voneinander getrennt; ihre Verquickung wird stets unheilvoll sich geltend machen, wie überhaupt die Verquickung von Religion, Staat und Politik. Für das Kolonialamt darf der Missionar nur existieren als Angehöriger des Deutschen Reiches, wie jeder andere, der auch draußen seine Tätigkeit als Kaufmann und dergleichen ausübt. Der Missionar als Missionar existiere für das Kolonialamt nicht, Missionstätigkeit übe der Missionar auf eigene Rechnung und eigene Gefahr, nicht auf Rechnung und Gefahr des Staates, das muß kolonialpolitischer Grundsatz werden! Der Stifter des Christentums und das Haupt und Vorbild aller Missionare hätte von Staatshilfe nie etwas wissen wollen. Möge sich Herr Dernburg die Sätze recht einprägen, die der Zentrumsführer Bachem auf der märkischen Katholikenversammlung zu Brandenburg a. H. am 23. September dieses Jahres gesprochen hat: „Wir haben stets verlangt: keine Kolonisation ohne Mission, die wirtschaftlichen Ziele stets Hand in Hand mit der Christianisierung“ (Germania vom 25. September 1906, Beilage). Hier ist die Unterordnung der gesamten staatlichen Kolonisation unter die „Christianisierung“, d. h. unter die römische Kirche so deutlich wie möglich ausgesprochen. Dahin, nach Rom, geht also die koloniale Reise der Herren Erzberger, Bachem und Genossen. Will Herr Dernburg diese Reise mitmachen? Er sei vor ihr um so eindringlicher gewarnt, als Bülow die römische Fahrkarte mit aufgedruckter Zentrumsfahrkartensteuer gewiß gern lösen wird.

Aus der ultramontanen Welt sind zwei wichtige Punkte hervorzuheben. Erstens die Verurteilung des katholischen Pfarrers Gaisert zu Zuchthaus wegen Verleitung zum Meineid und zweitens der „Hirtenbrief“ des Posener Erzbischofs über den Religionsunterricht in der Muttersprache.

In Pfarrer Gaisert ist das ultramontane System verurteilt worden, dessen Erzeugnis der badische Landpfarrer ist. Entrüstet fragt die Zentrumspresse, ob man denn wirklich behaupten wolle, die ultramontane Moral lehre die Erlaubtheit des Meineides. Ist die Entrüstung echt, so

Digitized by Google

beweist sie, daß selbst die Zentrumsblätter völlig unwissend sind über die Lehren des Ultramontanismus. Zweifellos lehrt nämlich die ultramontane Moral die Erlaubtheit des Meineides. Jedes nur etwas ausführlichere Lehrbuch der Moraltheologie gestattet die restrictio mentalis, den geistigen Vorbehalt beim Gerichtseide. Ein Eid mit „geistigem Vorbehalt" ist aber ein Meineid. Nur wenige Beispiele: Alfons von Liguori, „Kirchenlehrer" und „Heiliger" der katholischen Kirche, dessen moraltheologische Lehren, nach ausdrücklicher Erklärung Roms, jeder katholische Geistliche und also auch jeder Katholik befolgen darf, lehrt: „Zweideutig schwören, ist, wenn eine gerechte Ursache vorliegt, und wenn die Zweideutigkeit erlaubt ist, nichts Böses; geschieht es ohne gerechte Ursache, so ist es wenigstens kein Meineid, da der Betreffende ja in gewissem Wortsinne und entsprechend der Mentalrestriktion die Wahrheit schwört."

„In dieser Weise darf man aus gerechter Ursache Zweideutigkeiten gebrauchen und mit einem Eide bekräftigen. Denn in solchen Fällen täuschen wir den Nächsten nicht, sondern lassen nur zu, daß er getäuscht wird. Auch sind wir, wenn wir einen gerechten Grund haben, nicht verpflichtet, im Sinne anderer zu sprechen. Ein solcher gerechter Grund ist aber jeder erlaubte Zweck, sobald es sich um Bewahrung der für Geist oder Leib nützlichen Güter handelt. Ohne gerechten Grund mit einer Zweideutigkeit oder mit einem nicht rein innerlichen Vorbehalt (restrictio non pure mentalis) schwören, ist nicht eine Todsünde, sondern nur eine läßliche Sünde. Darum ist für einen solchen Eid, außer vor Gericht und bei Verträgen, kein wichtiger Grund erforderlich, sondern es genügt jeder vernünftige Grund, z. B. der Wunsch, zudringliche Fragen abzulehnen. Ein rein innerlicher Vorbehalt, der auf keine Weise von dem andern erkannt werden kann, ist nie erlaubt. Wohl aber ist der nicht rein innerliche Vorbehalt, d. h. ein solcher, der aus den Umständen erkannt werden kann, aus gerechtem Grunde beim Eide erlaubt. So darf ein Angeklagter oder ein Zeuge, der von dem Richter nicht nach dem Rechte (non legitime) gefragt wird, schwören, er wisse nichts von dem Verbrechen, von dem er in Wirklichkeit wohl weiß, indem er hinzudenkt: er wisse nichts, worüber er rechtmäßig gefragt werden könne, oder was er auszusagen verpflichtet sei*). Dasselbe gilt von einem Zeugen, der überzeugt ist, daß der Angeklagte bei dem, was er begangen hat, ohne Schuld, d. h. ohne Sünde gewesen sei. Wer etwas geliehen hat, es aber schon wieder zurückgegeben hat, darf sagen, er habe nichts geliehen bekommen, indem er hinzudenkt: so, daß ich es zurückgeben müßte. Wer die Ehe versprochen hat, zur Erfüllung des Versprechens aber nicht verpflichtet ist, kann sagen, er habe kein Versprechen gegeben, nämlich keines, wodurch er gebunden wäre. Wer nicht verpflichtet ist, Zölle zu bezahlen, darf sagen, er habe nichts Zollpflichtiges bei sich. Wer aus einem Orte

*) Unter „nicht nach dem Rechte (non legitime) gefragt werden", versteht Liguori nicht etwa unrechtmäßige Fragen oder Fragen eines unrechtmäßigen Richters, sondern rechtmäßige Fragen eines rechtmäßigen Richters, die gestellt werden, solange der halbvollständige Beweis (semiplena probatio) für das Vergehen noch nicht erbracht ist, d. h. solange noch kein Augenzeuge oder noch keine ganz offenbaren Anzeichen für die Tat vorhanden sind (L. 5, n. 266).

Digitized by Google

kommt, von dem man irrtümlich meint, es herrsche dort die Pest, darf sagen, er komme nicht aus jenem Orte, nämlich als aus einem von der Pest verseuchten. Eine Ehebrecherin kann dem Manne gegenüber den Ehebruch leugnen, indem sie dabei denkt: ich habe ihn nicht so begangen, daß ich ihn gestehen müßte. Sie kann auch sagen, sie habe die Ehe nicht gebrochen, da sie fortbesteht; und wenn sie den Ehebruch gebeichtet hat, kann sie sagen: ich bin unschuldig."

„Darf ein Angeschuldigter, der vom Richter rechtmäßig befragt wird, unter seinem Eid das Verbrechen (das er begangen hat) ableugnen? Die probablere Ansicht antwortet mit Nein; aber eine genügend probable Ansicht gestattet dem Angeklagten, das (begangene) Verbrechen eidlich abzuleugnen, indem er hinzudenkt: er habe es nicht so begangen, daß er es gestehen müsse. Diese zweite Ansicht, obwohl weniger probabel (als die erste), ist den Angeschuldigten und den Beichtvätern anzuraten." (Theolog. mor. l. 4, n. 151 ff., 155 ff.)

Und unter Berufung auf diesen „heiligen" Alfons lehrt die bedeutendste jetzt lebende Autorität in moraltheologischen Dingen, der Jesuit Lehmkuhl, der, nebenbei bemerkt, der Berater des Zentrums in kirchenpolitischen Dingen ist, ganz dasselbe in seinem Lehrbuche der Moraltheologie, das die Grundlage des moraltheologischen Unterrichtes fast in allen Priesterseminaren Deutschlands bildet und aus dem Pfarrer Gaisert seine Meineidstheorie wohl geschöpft hat. Lehmkuhl hat sogar noch am 2. März dieses Jahres mit Bezug auf die erste Verhandlung des „Falles" Gaisert die Erlaubtheit der Mentalrestriktion in der Kölnischen Volkszeitung verteidigt. Diese Verteidigung, der das größte politische Organ der Zentrumspartei seine Spalten öffnete, schließt mit dem Satze: „Es ist und bleibt die restrictio mentalis, d. h. die irgendwie erkennbare restrictio mentalis da erlaubt bzw. pflichtgemäß, wo der Richter in der Fragestellung seine Befugnisse überschreiten würde." Wie viele Meineide mögen auf Grund solcher durch den Beichtstuhl verbreiteten Lehren nicht schon geschworen worden sein und fortwährend geschworen werden?!

Und der Polenprimas Stablewski? Er hat einen Hirtenbrief geschrieben, der ihn vor die Gerichte führen muß, wenn unsere Regierung überhaupt noch Empfindung für ihre Würde hat. Geradezu hochverräterisch ist der Satz: „bei uns in Luck und Wilna", d. h. in jetzt russischen Städten, die zum früheren Königreich Polen gehört haben. Hier erklärt der Posener Bischof als „Primas" von Polen, d. h. als Vertreter des polnischen „Königs", daß er das einstmalige Polenreich auch jetzt noch anerkenne. Ob man diesem Hetzbischof von Caprivis Gnaden nicht klar macht, wie solche aufwieglerische Reden „bei uns" beurteilt werden? Ob der schwächliche Bülow sich hier wenigstens zu einer Tat aufrafft? Stablewski begründet die Forderung nach polnischem Religionsunterricht mit dem bündigen Argument: „Das Konzil von Trient hat den Religionsunterricht in der Volkssprache als „katholische Forderung" hingestellt, also! Schöne Aussichten für die Zukunft! Was ist nicht alles von Konzilien und Päpsten als „katholische Forderung" hingestellt und nie zurückgenommen worden?! Solche „Forderungen" sollen für den modernen Staat maßgebend sein? Ja, dann schichte er nur rasch wieder Scheiterhaufen auf, um die Ketzer zu verbrennen; ihre Tötung ist auch eine päpstlich-konziliare „Forde-

Digitized by Google

rung". Wunderbar! Die Messe, der religiöse Mittel- und Höhepunkt der katholischen Kirche, muß in einer toten, dem Volke ganz und gar unverständlichen Sprache, dem Lateinischen, gefeiert und gelesen werden. Wo bleibt da die Sorge für „die Muttersprache, die allein vom Volke ganz verstanden wird?" Wenn aber ein deutscher Staat von seinen Untertanen verlangt, daß ihre Kinder den Religionsunterricht in deutscher Sprache, die sie ganz gut verstehen, erhalten, dann sind „die heiligsten Rechte der Menschheit" schwer verletzt, und „die tiefste sittlich-religiöse Entrüstung" greift Platz. Die Kundgebung des Posener Bischofs ist nicht ein religiöses Mahnwort, nicht ein „Hirtenschreiben", sondern das unter religiöser Flagge segelnde Wort eines großpolnischen Agitators, denn — und das ist wohl zu beachten — es handelt sich nicht um Kinder, die das Deutsche nicht verstehen, sondern um solche, die es wohl verstehen, die aber in ihrem national-polnischen Widerstande gegen das Deutschtum gestärkt werden sollen. Noch einmal: Wird unsere Regierung die geeignete Antwort finden? Wird sie ferner die ernste Lehre beachten, die darin liegt, daß die gesamte Zentrumspresse sich der polnischen Herausforderung anschließt? Ich bezweifle es, denn Bülow wie Studt sind „zentrumsfromm", „auf das Zentrum kann man sich verlassen", ist ja das vorläufig letzte geflügelte Wort Bülow-Büchmanns.

Noch ein Wort über den von der Presse gegen Stablewski ins Feld geführten Bischofseid: Er habe ihn durch seinen Hetzbrief verletzt. Durchaus nicht! Denn die merkwürdige Tatsache besteht, daß der preußische Bischofseid 1. nichts enthält von einer Gehorsamsverpflichtung des Schwörenden gegen die Staatsgesetze, und 2., daß dieser dem Staatsoberhaupte zu leistende Eid nur in dem Sinne verstanden werden soll, der dem Sinne des vom Bischofe dem Papste zu leistenden Eides nicht zuwider ist. Also ein Monstrum eines Staatseides. Hier müßte schleunigst Wandel geschaffen werden. Eine wichtige Aufgabe für den Justizminister. Man vergleiche darüber die Ausführungen in meinem Buche: Moderner Staat und römische Kirche, S. 229—234.

20. 10. 06. Graf von Hoensbroech.

Digitized by Google

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg-Berlin.
Verlag von E. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Lützowstraße 9.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Eine Aufgabe der Volksvertretung.*)

Von Graf von Hoensbroech.

Des soeben wieder zusammengetretenen Reichstages wartet die Lösung einer ebenso schwierigen wie wichtigen Aufgabe. Fast alle Einzelfragen, die im Vordergrunde stehen und die zweifellos lange und erregte Erörterungen hervorrufen werden: Kolonialskandale, äußere Politik, Polenfrage verschwinden gegenüber einer Frage, gegenüber einem Zustande, dessen Symptome und Begleiterscheinungen die genannten Einzelfragen nur sind.

Die schon seit Jahren bestehende Unsicherheit und Unstetigkeit auf dem Gebiete der inneren wie äußeren Politik, auf dem Gebiete dessen, was man gemeiniglich Regierung nennt, hat allmählich einen Höhepunkt erreicht und eine Ausdehnung gewonnen, die jedem, dem das Wohl von Volk und Vaterland ernstlich am Herzen liegt, schwere und schwerste Bedenken erregen muß.

Das persönliche Regiment des Kaisers, die Widerstandslosigkeit der Minister diesem Regimente gegenüber, der dadurch entstehende Mangel an greifbarer und kontrollierbarer Verantwortlichkeit vor Volk und Volksvertretung haben Zustände gezeitigt, die weder mit dem Wesen und mit der Würde eines modern-konstitutionellen Staates, noch mit seiner inneren und äußeren Sicherheit irgendwie zu vereinbaren sind.

Wer in den letzten Monaten die Zeitungen gelesen hat, sah sich vor eine Tatsache gestellt, die gerade bei Zeitungen, die doch meistens verschiedene, oft entgegengesetzte Parteien und Interessen vertreten, fast unglaublich ist: Einstimmigkeit über Un-

*) Dieser Artikel vertritt diesmal die „Streiflichter". D. H.

Digitized by Google

haltbarkeit und Schädlichkeit der eben genannten Zustände. Zugleich aber fand man sich beim Lesen der Zeitungen einem solchen Wirrwarr von Meinungen, Vermutungen, Ratschlägen, einem solchen Knäuel von teils offenen, teils versteckten Intrigen gegenüber, daß man die verwirrende, verbitternde Wirkung dieser durch- und gegeneinander tönenden Zeitungsstimmen auf die zeitungslesende Bevölkerung mit Sicherheit voraussehen konnte. Was ist nicht alles geschrieben, vermutet und angedeutet worden über das „Duell" Bülow—Podbielski, über den „Nachfolger" des einen und den des andern, über das, was in der Polenfrage geschehen und nicht geschehen sollte, könnte und würde, über die Stellung der Regierung zu den Kolonialskandalen usw.? Das Dunkel, in dem wir herumtappen, konnte man in all den Erörterungen mit Händen greifen. Ein solches Dunkel aber, bei dem für alle staatsfeindlichen und zersetzenden Mächte das Wort Anwendung findet: Im Dunkeln ist gut munkeln, darf in unserm konstitutionellen Staate nicht weiter fortbestehen, es muß in ihm wieder hell werden, damit wir klar sehen, welche Wege im Innern und im Äußern die durch Gesetz und Verfassung aufgerichteten Regierungsfaktoren wandeln. Das persönliche, unverantwortliche Regiment des Kaisers und Königs, das, so wohlgemeint und an einzelnen Punkten nützlich es auch ist, dennoch in seiner Grundrichtung und Grundwirkung sich als schwer schädigend erweist, muß aufhören und die konstitutionell-verantwortliche Regierung des Staatsministeriums wieder in ihr verfassungsmäßiges Recht treten. Die Volksvertretung bildet einen Wesensbestandteil der Verfassung, auf der das Reich und Preußen beruhen; eine ihrer vornehmsten, gewichtigsten Pflichten ist deshalb, für Aufrechterhaltung einer verfassungsgemäßen Regierung Sorge zu tragen und die Intaktheit dieser verfassungsgemäßen Regierung gegen wen auch immer, und sei es auch gegen die Krone selbst, zu schützen. Das ist „Männerstolz vor Königsthronen", das ist „gesinnungsvolle Opposition" und was mehr ist, das ist Volksvertreterpflicht. Alles in dieser Richtung ist bis jetzt vergebens gewesen: einheitliche Mahnungen der Presse und einzelner Abgeordneter, Stimmen aus fast allen Kreisen des Volkes. Teils gelangten die Stimmen nicht an das Ohr des Kaisers, teils ließ seine Impulsivität sie unbeachtet, teils fanden sie keinen Widerhall und keine Verstärkung in der kaiserlichen Umgebung und bei den amtlichen Beratern der Krone. Es fehlte und fehlt dort der Mut der aufrechten Meinung, das männliche Pflichtgefühl, das dem Monarchen zu sagen, was

Digitized by Google

Millionen und Millionen, bei aller Königstreue, angstvoll emp- : und besorgt aussprechen: daß eine auf zwei Augen und ..en Kopf gestellte Regierung weder der Sicherheit, noch der Würde, noch der Verfassung des Reiches und Preußens entspricht. Was persönliche Umgebung und amtlich dazu berufene Stellen in schwerer Pflichtversäumnis verabsäumen, das hat Deutschlands und Preußens Volksvertretung zu tun. Sie muß Mittel und Wege finden, die Regierung wieder regieren, die Ministerien, vor allem den Reichskanzler wieder verantwortlich werden und das persönliche Regiment des Kaisers und Königs aufhören zu lassen.

Nun hat ja allerdings der nach sechsmonatigem dolce far niente zum ersten Male wieder „regierende" Reichskanzler in seiner Antwort auf die Bassermannsche Interpellation am 14. November im Reichstag erklärt: es gäbe kein „persönliches Regiment", noch nie habe der Kaiser durch ein solches Regiment „die Verfassung verletzt", er (Bülow) stände nicht mehr an der Stelle, wo er stehe, wenn solche „Verletzungen" vorlägen usw. Es ist erstaunlich, daß kein Volksvertreter dem Fürsten Bülow erwidert hat, ob er sich denn der nichtgegengezeichneten Telegramme des Kaisers an Krüger, Witte und Goluchowski, an den Prinz-Regenten von Bayern und an die Graf-Regenten Ernst und Leopold zur Lippe nicht mehr erinnere, ob er nicht wisse, daß eine Verletzung der Verfassung ihrem Geiste nach sehr wohl vorhanden sein könne, ohne Verletzung ihres Buchstabens? Aber auch ohne diese Antwort wird wohl kaum jemand weder innerhalb noch außerhalb des Reichstages glauben, durch diese Bülowschen Redewendungen sei bewiesen, ein persönliches Regiment bestehe nicht, die Minister und der Reichskanzler regierten. Und selbst wenn das Bülowsche Öl die Reichstagswogen beruhigt haben sollte — sie sind ja so leicht zu beruhigen — draußen, im Volke, bleibt die berechtigte Unruhe über das persönliche Regiment, bleibt das berechtigte, dringende Verlangen: so darf es nicht weiter gehen.

Wie ist die notwendige Änderung herbeizuführen? Die Antwort auf diese wichtige Frage muß die deutsche Volksvertretung suchen. Einige Hinweise und Vorschläge erleichtern vielleicht dies Suchen und Finden.

1. Der Reichstag muß die von seinem jetzigen Präsidenten, dem Grafen Ballestrem, selbstherrlich festgesetzte Beschränkung beseitigen, nur solche Reden, Kundgebungen, Telegramme des

Digitized by Google

Kaisers besprechen zu dürfen, die im „Reichsanzeiger" veröffentlicht worden sind. Daß ein Mann wie Balleſtrem, der vor zwei Jahren in einem mehr als byzantiniſchen Schreiben vor dem Kaiſer „in tiefſter Ehrfurcht und alleruntertänigſt erſtarb", ſolch eine Einſchränkung einführen wollte, begreift ſich; nicht aber begreift ſich, daß die Volksvertreter die Beſchränkung ſich gefallen ließen, und ganz unfaßlich wäre es, wenn ſie auch jetzt noch dieſe Schulmeiſterei ertrügen. Der Kaiſer, der inmitten ſeines Volkes, obwohl er konſtitutioneller Fürſt ſein ſoll, ſo entſcheidend hervortritt in der inneren wie äußeren Politik, muß auch von ſeinem Volke, und zwar am dafür gegebenen Orte, im Reichstage, in ſeinen entſcheidenden Kundgebungen kritiſiert werden dürfen, in geziemender Form, aber klar und ſcharf in der Sache. Eine ſolche Kritik an ſolchem Orte wird Eindruck machen; ſie wird allmählich die Wirkung haben, den Monarchen zur dringend nötigen Selbſtbeſcheidung und Zurückhaltung zu veranlaſſen. Das Temperament des Kaiſers muß durch das Temperament der Volksvertretung ſeine Gegengewicht erhalten.

2. Die Volksvertretung muß verfaſſungsmäßigen Einfluß erhalten auf die Beſetzung der Reichskanzler- und Miniſterſtellen. Das iſt eine nicht leicht auszuführende, aber durchaus gerechte Forderung. Reichskanzler und Miniſter ſind nicht da für die Intereſſen der Krone, ſondern für die Intereſſen von Reich und Volk, ſie ſind nicht Kronbeamte, ſondern Reichs- und Volksbeamte, denen buchſtäblich Wohl und Wehe des Volkes zum großen Teile in die Hand gegeben ſind; alſo iſt es durchaus gerecht, daß auch das Volk in ſeinen Vertretern ein entſcheidendes Wort mitzuſprechen hat bei Auswahl derjenigen Perſonen, die ſo wichtige Stellungen bekleiden ſollen. Ferner, das Volk beſoldet Reichskanzler und Miniſter mit ſeinem Gelde, die Krone gibt dazu keinen Pfennig; wer aber mit ſeinem Gelde Leiſtungen bezahlt, hat das unzweifelhafte Recht, dieſe Leiſtungen entſcheidend beurteilen zu dürfen, d. h. in unſerem Falle, das die Miniſter bezahlende Volk muß bei Anſtellung und Entlaſſung von Miniſtern in ſeinen Vertretern gehört und ſeine Wünſche und Vorſchläge müſſen berückſichtigt werden. In keiner Weiſe werden dieſe Erwägungen widerlegt oder auch nur abgeſchwächt durch den Einwand: die Krone hat nach der Verfaſſung das ausſchließliche Recht der Ernennung und Entlaſſung von Miniſtern. Der Einwand läßt vielmehr das Unhaltbare dieſes Kronrechtes

Digitized by Google

nur um so schärfer hervortreten: auf der einen Seite die vom Volke ausschließlich besoldeten und für das Volk und seine Interessen ausschließlich angestellten Minister, auf deren Auswahl aber das Volk gar keinen Einfluß hat; auf der anderen Seite die keinen Groschen für das Gehalt der Minister ausgebende Krone, die aber das ausschließliche Recht besitzt, die Minister, wann und wie sie will, zu ernennen, obwohl die Minister nicht die Interessen der Krone, sondern die des Volkes zu vertreten haben. Daß hier schreiende Ungereimtheiten vorliegen, greift jedermann mit Händen. Ich gebe zu, es ist nicht leicht, den „Reim" zu finden auf „Krone", „Volksvertretung" und „Ministeranstellung" aber gefunden werden muß er, und wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Auch darf es nicht schrecken, daß ein solcher „Weg" zur parlamentarischen Regierungsform führen würde. Warum denn nicht? Wie Bülow selbst in der schon erwähnten Reichstagsrede vom 14. November zugestand, hat sich die parlamentarische Regierung in England schon seit Jahrhunderten bestens bewährt. Es ist nicht einzusehen, weshalb sie bei uns sich nicht bewähren sollte. Sie braucht ja nicht ein Abklatsch der englischen Parlamentsregierung zu sein, so daß etwa die Krone gezwungen wäre, die Minister aus der stärksten Partei der Volksvertretung zu nehmen. Es genügt, wenn die Volksvertretung in irgend welcher Form Einfluß, und zwar nicht bloß moralischen, sondern auch juridischen, d. h. verfassungsmäßigen Einfluß auf Ministerernennung und -entlassung erhält.

3. Die Volksvertretung muß regelmäßigen Einblick in die Leitung unserer äußern Politik und das Recht erhalten, zum mindesten seine beratende Stimme dabei abzugeben. Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich gleich hinzu, daß ich diesen Einblick und diese beratende Stimme nicht der ganzen Volksvertretung, sondern einem besonders gewählten, zu besonderem Schweigen verpflichteten Vertrauensausschusse zugesprochen sehen möchte. Denn die äußere Politik ist (das weiß man auch, ohne den Diplomatenfrack anzuhaben) ein Gebiet, das heikle, nicht für breiteste Öffentlichkeit bestimmte oder geeignete Punkte enthält. Aber es muß aufgeräumt werden mit der zunft- und zopfmäßigen Geheimniskrämerei, Wichtigtuerei und Zugeknöpftheit der Berufsdiplomaten. Wenn man diese Herren, von ihrem Mittel- und Ausgangspunkte in der Wilhelmstraße ausgehend, bis in ihre peripherischen Tätigkeitsstellen London, Wien, Paris, Rom, Petersburg usw. an sich Revue passieren läßt, so

Digitized by Google

kann man, ohne ihnen zu nahe treten oder persönlich werden zu wollen, nicht zu der Überzeugung gelangen, daß in ihnen durchweg Intelligenzen verkörpert sind, welche die internationalen Interessen des deutschen Volkes — und aus diesen Interessen besteht schließlich die ganze „äußere Politik" — einzig und allein richtig zu wahren imstande sind. Das Wort: wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch den Verstand, ist leider mehr schön als wahr, ganz abgesehen davon, daß man nicht gerade behaupten kann, daß unsere Diplomaten ihr Amt von „Gott" erhalten. Wahr ist und bleibt aber, auch für die Diplomatentätigkeit, das andere Wort: je mehr Augen, um so mehr wird gesehen. In der inneren Politik rät und tut die Volksvertretung mit, warum soll sie nicht, in angemessener Form und unter Wahrung der schon erwähnten Eigentümlichkeit der äußeren Politik, auch bei ihr mitraten und mittun? Wie im Bundesrate ein Ausschuß für äußere Politik schon besteht, so sollte ein ähnlicher Ausschuß auch im Reichstage geschaffen werden. Reichstag und Bundesrat sind, das vergesse man nicht, gleichberechtigte und gleichwertige Faktoren im innern und äußern Leben des Reiches. Auch hier tritt die oben schon geltend gemachte Erwägung hinzu: das deutsche Volk trägt ausschließlich die gewaltigen Kosten für Unterhalt und Gehälter der Botschafter, Gesandten usw.; wem ich aber mein gutes und schweres Geld gebe, von dem will ich auch wissen, wie er mein Geld verwendet, das heißt, welche Leistungen er in meinem Interesse leistet. Denn die auf Equipagenhaltung, Diners, Prunkfeste usw. von den Diplomaten aufgewendeten Gelder, von denen man in den Zeitungen liest, sind doch wohl nicht die „Leistungen", die wir für unsere gewährten Gelder erwarten. Über diese erwarteten Leistungen will und muß aber das deutsche Volk mehr als bisher hören, es will und muß an der Richtung, welche diese Leistungen nehmen oder nehmen sollen, mehr als bisher tätig beteiligt sein.

Wir haben es in Deutschland noch nicht einmal dazu gebracht, daß uns in jeder Reichstagssession Blau-, Weiß- oder Gelbbücher, wie es in England und Frankreich üblich ist, über unsere äußere Politik vorgelegt werden. Wo ist z. B. das Weißbuch über Algeciras, wo ist der eingehende Bericht über die hochdiplomatische Reise des Staatssekretärs von Tschirschky nach Wien und Rom? Von ihr wissen wir als markanteste Tatsache nur, daß der Papst — der doch einstweilen noch nicht zum Dreibund als Vierter gehört — der Frau von Tschirschky sein Bild mit der Widmung

Digitized by Google

geschenkt hat: „Seiner geliebten und treuen Tochter.“ Nebenbei bemerkt, ein Beweis, daß auch der neue Staatssekretär, ebenso wie sein Chef, der Reichskanzler, die wohlbegründete Regel Bismarckscher Weisheit außer acht gelassen und eine Frau geheiratet hat, die einer „fremden Macht“, dem ultramontanen Papsttume, angehört. Also, die deutsche Volksvertretung muß auf dem Laufenden erhalten werden über die Vorgänge in der äußeren Politik.

Soeben lese ich in der „Germania“, daß das Zentrum diese gerechten und notwendigen Forderung Ausdruck gegeben hat durch einen Antrag: den Reichskanzler zu ersuchen, alljährlich dem Reichstage über die internationalen Beziehungen des Deutschen Reiches urkundliches Material vorzulegen. Warum, so muß man bedauernd fragen, haben die nationalen Parteien und vor allem die nationalliberale Partei es dem Zentrum überlassen, diesen Antrag einzubringen, der, so wenig auch der Antragsteller selbst dafür geeigenschaftet ist, doch in sich das Gewicht der Volksvertretung vermehrt und zugleich auf eine Gewähr abzielt dafür, daß unsere äußere Politik stetiger und mit mehr Verantwortlichkeitsgefühl geleitet wird.

Und gerade Stetigkeit der äußeren Politik tut uns not. Alle glatten Worte Bülows über gute und beste Beziehungen zu anderen Mächten schaffen die Tatsache nicht aus der Welt, daß die anderen Mächte kein Vertrauen zu uns haben, und zwar deshalb nicht, weil unsere äußere Politik nicht Berufs- und Amtspolitik des auswärtigen Ministers ist, gestützt und folgend festen, überlieferten Grundsätzen, sondern weil sie kaiserlich-persönliche Politik ist, die den wechselnden Impulsen der kaiserlichen Persönlichkeit schädlicherweise unterliegt, so sehr diese Persönlichkeit auch das Beste will. Unseres Kaisers Individualität ist nun einmal eine impulsive, und sie wird es bleiben, auch wenn der Kaiser 80 Jahre alt wird. Und so viel Anregendes der kaiserlichen Impulsivität auch schon entflossen ist: für die Politik und mal für die äußere ist und bleibt Impulsivität eine schwere Gefahr; ich erinnere nur an die Krüger- und Goluchowski-Telegramme und an die Landung in Tanger.

Dieser besonderen Gefahr gegenüber hat die Volksvertretung ein Gegengewicht zu schaffen, indem sie eine Mit-Betätigung und damit Mit-Verantwortlichkeit in der äußeren Politik übernimmt.

Möchten sich innerhalb der Volksvertretung Männer

Digitized by Google

finden, die sich in echt staatsmännischem und echt vaterländischem Pflichtgefühl der schweren Aufgabe unterziehen, auf politische Stetigkeit und Ministerverantwortlichkeit zu dringen, indem sie den Weg suchen, der zur Verwirklichung des Inhaltes der hier gemachten Vorschläge führt.

Das Lebenswerk Eduard von Hartmanns.

Von Arthur Drews (Karlsruhe).

[Teil I.]

Eduard v. Hartmann war den Zeitgenossen schlechthin „der Philosoph des Unbewußten". Was jedoch dies „Unbewußte" eigentlich ist, davon haben die Gebildeten und selbst die offiziellen Vertreter der Philosophie meist nur eine höchst unklare oder gar keine Vorstellung. Nach Ansicht der einen war das Unbewußte nur eine neue Bezeichnung für dasjenige, was Spinoza die „absolute Substanz", Fichte das „absolute Ich", Schelling und Hegel die „Idee", Schopenhauer den „Willen" usw. genannt haben, ein „Wortfetisch", eine „metaphysisch-poetische Fiktion", und seine reale Bedeutung war für diejenigen, welche die Wertlosigkeit aller Metaphysik durchschaut zu haben sich rühmten, nicht größer, als diejenige der übrigen erwähnten Ausdrücke. Für andere — es waren die scharfsinnigen Köpfe und „wissenschaftlichen" Geister, die sich auf ihre „Logik" etwas zugute taten — war es ein bloßes substantiviertes und noch dazu rein negatives Eigenschaftswort, das Hartmann unerlaubterweise zu etwas Positivem und Realem gestempelt habe, und dessen vermeintliche Unbrauchbarkeit zu einem solchen sie nicht müde wurden, dem Philosophen vorzuhalten. Ihnen war alsdann das Unbewußte nur einfach das Ungewußte, dasjenige, von dem man nichts wissen kann, und dessen Erhebung in den Rang eines metaphysischen Prinzips ihnen nur einfach als ein „Taschenspielerkniff" ohne wissen-

Digitized by Google

schaftliche Bedeutung erschien. Noch andere faßten es als dasjenige auf, was von sich selbst nichts weiß, was überhaupt nichts mit Wissen zu tun hat, und identifizierten das Unbewußte Hartmanns mit der „unbewußten" Materie, d. h. mit dem Gegenteil des Geistes. In Wahrheit war jener Hartmannsche Begriff eine Entdeckung von einer solchen Tragweite, wie sie seit derjenigen von Platons Ideen und Descartes' Ich in der Philosophie nicht wieder gemacht worden war, die sprachliche Formel für die Tatsache, daß die Philosophie an einem Wendepunkte ihrer bisherigen Entwickelung angelangt und eine neue Epoche angebrochen ist, die sich an Bedeutung nur mit denjenigen beiden Epochen vergleichen läßt, wie sie durch Platon und Descartes begründet wurden.

Descartes hatte mit seinem Cogito ergo sum die Behauptung ausgesprochen, daß im Ich Bewußtsein und Sein zusammenfallen. Er hatte sonach mit jenem Satze die Annahme eines unmittelbaren Bewußtseins des (realen) Seins begründet. Dies kann nun aber entweder heißen, daß alles objektivreale Sein Bewußt-Sein, d. h. subjektiv ideelles Sein ist, oder daß alles Sein Bewußtsein, nämlich (ideeller) Inhalt der an und für sich realen Form des produktiven und aktiven Bewußtseins darstellt oder daß wir in der Form unseres Bewußtseins das Sein unmittelbar als solches ergreifen. Es kann aber auch heißen, daß alles Bewußt-Sein reales Sein ist, d. h. daß uns im ideellen Inhalt des Bewußtseins die Wirklichkeit selbst gegeben ist. Die ganze Entwickelung der neueren Philosophie seit Descartes ist nichts anderes, als die Explikation und nähere Durcharbeitung der in jener Behauptung implizierten verschiedenen Möglichkeiten.*) So ist nach der Ansicht des Bewußtseinsspiritualismus, wie er von Berkeley, Leibniz und Kant vertreten wird, das Sein nichts anderes als die an und für sich reale Form des aktiven und produktiven Bewußtseins (Kants „transzendentale Einheit der Apperzeption"), dessen Inhalt die gewöhnlich sog. Wirklichkeit ist; und auch Fichtes absolutes Ich ist nur die monistische und absolute Fassung dieser Grundvoraussetzung des Bewußtseinsspiritualismus. Für Schelling steht es fest, daß wir in der reinen Form unseres Bewußtseins uns des Seins unmittelbar als solchen durch „intellektuelle Anschauung" bemächtigen, wohingegen Hegel den objektiven Inhalt des Bewußtseins, d. h. die von aller Beziehung auf das Subjekt losgelöste Vorstellung oder „Idee", für die eigentliche Wirklichkeit

*) Vgl. mein Werk: „Das Ich als Grundproblem der Metaphysik" (1891).

Digitized by Google

ansieht, und die Positivisten, psychologistischen Empiristen und Agnostiker das Sein mit dem Bewußt-Sein identifizieren und das Esse = percipi des Berkeley im Sinne einer Verabsolutierung des subjektiv gefärbten Inhalts des Bewußtseins auffassen. In allen diesen Fällen wird der Genitiv „des Seins" in der Behauptung eines „unmittelbaren Bewußseins des Seins" sowohl als Genitivus objectivus wie als Genitivus subjectivus genommen, d. h. das Bewußtsein vom Sein wird zugleich als Bewußtsein des Seins gedeutet und damit das Sein mit dem Bewußtsein identifiziert oder ihm als solchem ein Bewußtsein zugeschrieben.

Schon das Cogito ergo sum des Descartes besagt ja gar nichts anderes, als daß das Denken des Ich, d. h. der Gedanke (das Bewußtsein) vom Ich als solches zugleich das Denken des Ich, nämlich eben dessen Tätigkeit sei. Es stellt mithin das Ich als ein tätiges Subjekt, das Bewußtsein, die reine Form des letzteren, als ein für sich reales Wesen hin, welches selbsttätig seinen Inhalt produziert und die tragende Unterlage, die „Substanz" des von ihm erzeugten Gedankeninhalts bildet. So aber geht diese Behauptung letzten Endes zurück auf Platon. Nach diesem hat der Begriff des Seins sowohl eine subjektiv-erkenntnistheoretische wie zugleich eine objektiv-metaphysische Bedeutung. Für Platon nämlich ist die philosophische Erkenntnis des Begriffs, die begriffliche Erkenntnis, unmittelbar die wahre Wirklichkeit selbst, der Begriff als metaphysische Wesenheit: der Begriff des Seins (vom Sein) ist der Begriff des Seins (die Idee), indem er dem vom „Eros" beschwingten, von der philosophischen Begeisterung getragenen Subjekt die unmittelbare („intellektuelle") Anschauung der „Idee" vermittelt.*) Immer aber gründet sich jene Identität letzten Endes auf die Vertauschung eines Genitivus objectivus mit einem Genitivus subjectivus, auf die Gleichsetzung zweier verschiedenen Genitive, die doch nur im Wortklang übereinstimmen, und die hieraus gezogene Folgerung einer unmittelbaren Erkenntnis oder eines unmittelbaren Bewußtseins der Wirklichkeit, und diese wird nun folgerichtig entweder, wie von den Panlogisten, als Erkenntnis oder Denken überhaupt bestimmt, oder aber, wie von den

*) In seiner Schrift „Der abendländische Rationalismus und der Eros" (Eugen Diederichs Verlag, 1905) hat Leopold Ziegler diese Bedeutung des platonischen „Eros" als Identität des subjektiven und objektiven, erkenntnistheoretischen und metaphysischen Begriffs ins Licht gestellt und seine grundlegende Wichtigkeit für den gesamten abendländischen Rationalismus von Platon bis Hegel nachgewiesen.

Digitized by Google

Spiritualisten, erkenntnistheoretischen Idealisten, Positivisten usw., selbst als Bewußtsein, sei es im formalen, sei es im inhaltlichen Sinne, aufgefaßt.

Die oben ausgesprochene Behauptung, daß mit der Einführung des Prinzips des Unbewußten eine neue Epoche der philosophischen Erkenntnis angebrochen sei, wird jetzt nicht mehr übertrieben erscheinen. Während die gesamte übrige Philosophie sich durch den Doppelsinn des Genitivs hat irre führen lassen und auf eine unmittelbare Erkenntnis der Wirklichkeit in irgendwelchem Sinne gepocht hat, hat Hartmann zuerst diesen Irrtum prinzipiell durchschaut und die Konsequenzen seiner Einsicht für alle verschiedenen Gebiete der Philosophie gezogen; die Formel aber für seine neue Erkenntnis ist eben der Begriff des Unbewußten.

Die Philosophie vor Hartmann identifizierte, wie gesagt, das Bewußtsein mit dem Sein, sei es, daß sie, wie die antike Philosophie, das Sein als sinnlich-stoffliche Natur auffaßte und das Bewußtsein im objektiven Sein verschwinden ließ, sei es, daß sie, wie die neuere Philosophie seit Descartes, das Sein als Bewußtsein bestimmte und die Natur in ihrer sinnlichen Stofflichkeit zu einem bloßen Inhalte des Bewußtseins, zum Bewußt-Sein herabsetzte. Die antike Philosophie ist somit wesentlich Naturalismus. Selbst da, wo sie, wie bei Platon, die geistige von der natürlichen Wirklichkeit lostrennt und über die letztere erhebt, faßt sie doch das Geistige als ein Objektives und die Ideen gleichsam als für sich seiende Naturgebilde auf und gelangt nicht dazu, den Begriff des geistigen Seins zu demjenigen der bewußten subjektiven Innerlichkeit zu vertiefen. Die neuere Philosophie ist wesentlich Bewußtseinsspiritualismus und gelangt über diesen nur dadurch hinaus, daß sie in den überwundenen Standpunkt des Naturalismus und Materialismus zurückfällt. Hartmann allein bricht sowohl mit dem Naturalismus wie mit dem Spiritualismus, indem er Bewußtsein und Sein (Natur) als die beiden an sich verschiedenen und nur in ihrer Wurzel identischen Ausstrahlungen oder Erscheinungen des einen Unbewußten begreift, das selbst ebensowohl jenseits der Natur, wie jenseits des Bewußtseins subsistiert.

Auch Hartmann also leugnet nicht, daß es ein „unmittelbares Bewußtsein des Seins" gibt, aber er faßt den Genitiv „des Seins" nicht doppelsinnig sowohl als Genitivus objectivus

Digitized by Google

wie subjectivus, sondern rein als Genitivus objectivus auf und behauptet daher nicht mehr, als das Selbstverständliche, daß unser unmittelbares Bewußtsein vom Sein Bewußt-Sein oder ideelles Sein ist, womit über die Natur des realen Seins noch gar nichts ausgesagt ist. An Stelle der bisherigen unmittelbaren Identität von Bewußtsein und (realem) Sein, an welcher sogar der Irrationalist Schopenhauer noch festhielt, wenn er eine unmittelbare Erkenntnis des Willens im Bewußtsein annahm, setzt mithin Hartmann eine bloß mittelbare Identität der beiden: das Sein ist für uns unmittelbar ein Unbewußtes, und wenn es mit dem Bewußtsein identisch ist, so doch jedenfalls nur mittelbar und abgeleiteterweise. So erst bewahrheitet sich Hegels tiefsinniges Wort, daß das Unmittelbare keine Wirklichkeit besitzt, sondern daß das Wahre notwendig ein Vermitteltes darstellt.

Das Sein ist für uns unmittelbar ein Unbewußtes, d. h. es ist nicht in unserem Bewußtsein selbst zu finden, und zwar weder in der leeren Form noch auch im Inhalte des Bewußtseins. Inhalt und Form des Bewußtseins oder, was dasselbe ist, Objekt und Subjektiv sind korrelative Begriffe, die der gleichen Sphäre des Seins angehören; sie sind die beiden Pole desjenigen Seins, das wir eben im Unterschiede vom realen Sein als Bewußt-Sein oder ideelles Sein bezeichnen. Daraus folgt, daß, wenn es ein von diesem verschiedenes reales Sein gibt, dies nicht unmittelbar, sondern höchstens nur mittelbar, nämlich durch einen Rückschluß vom Bewußtsein auf seine Beschaffenheit erkannt werden kann. Kann es aber nicht unmittelbar erkannt, sondern nur mittelbar erschlossen werden, so gibt es von ihm auch keine apodiktisch sichere Erkenntnis, so müssen wir uns hinsichtlich der Erkenntnis des Seins mit bloßer Wahrscheinlichkeit begnügen.

Fast die gesamte übrige Philosophie außer Hartmann hat an die Möglichkeit einer zweifellosen Erkenntnis des Seins geglaubt. Seit Platon haben die Philosophen sich mit der Aufgabe abgequält, einen Weg ausfindig zu machen, welcher der Philosophie die apodiktische Gewißheit ihrer Erkenntnisse gewährleistet. Alles verzweifelte Ringen um die wahre philosophische Methode, aller Wettstreit der Philosophen mit der Mathematik, alles Pochen auf „intellektuelle Anschauung", alle verstiegene Dialektik und religiöse Inbrunst der Mystik hat letzten Endes keinen anderen Sinn gehabt, als die Kluft zwischen Sein und Denken auszufüllen und das Sein unmittelbar in das eigene Bewußtsein hineinzuziehen; und der Doppelsinn des Genitivs hat

Digitized by Google

immer als das Mittel gedient, um den Gegensatz jener beiden aufzuheben. Beruht doch auch Kants Vernunftkritik auf der vermeintlich tautologischen und darum zweifellosen Wahrheit, daß die Erkenntnis des Bewußtseins die Erkenntnis des Bewußtseins sei, d. h. daß die Erkenntnis, welche wir von unserem Bewußtsein haben, die Erkenntnis sei, die unser Bewußtsein, als Subjekt und formierendes Prinzip der Erkenntnis, hat, daß mithin der Gegenstand des Erkennens (als Inhalt des Bewußtseins) mit dem Erkennen des Gegenstandes in formaler Hinsicht einerlei und folglich eine apodiktische Erkenntnis jenes Gegenstandes in diesem Sinne möglich sei. Es ist das Verdienst des Skeptizismus, die angeblich apodiktische Gewißheit der so erworbenen Erkenntnis immer wieder durch seine Kritik zerstört und die Irrtümlichkeit der Voraussetzungen aufgedeckt zu haben, aus denen heraus die Philosophen zu zweifellosen Resultaten meinten gelangt zu sein. Aber erst Hartmann hat den letzten Grund des Fehlschlagens aller bezüglichen Bemühungen bloßgelegt: er hat das Streben nach apodiktischer Gewißheit der Erkenntnis als ein grundsätzlich verkehrtes nachgewiesen, die „intellektuelle Anschauung", die schon Kant dem Menschen abgesprochen, aber tatsächlich unter dem Namen der „transzendentalen Einheit der Apperzeption" um der apodiktischen Gewißheit willen seiner ganzen Kritik zugrunde gelegt hatte, als eine trügerische Illusion des menschlichen Wissenshochmuts entlarvt, das reale Sein als unbewußtes ein für allemal der Sphäre des Bewußtseins entrückt und damit zugleich auch die Hoffnung auf eine zweifellose Erkenntnis der Beschaffenheit des Seins vernichtet.

Es gibt überhaupt keine apodiktische Erkenntnis der Wirklichkeit. Es ist Dogmatismus, an die Möglichkeit einer solchen zu glauben. Auch Kants vielgerühmter „Kritizismus" fällt unter diesen Begriff, sofern er auf dem Gedanken beruht, daß es doch eine apodiktische Erkenntnis des Realen geben müsse, und die ganze Vernunftkritik nur den Zweck hat, die Möglichkeit einer solchen zu begründen. Nicht Kant, sondern erst Hartmann ist der Begründer einer im eigentlichen Sinne kritischen Philosophie. Denn er zuerst unter den neueren Philosophen hat prinzipiell und bewußtermaßen mit der Forderung der schlechtsinnigen Gewißheit gebrochen und die Konsequenzen hieraus gezogen, jener Forderung, welche die gesamte Philosophie seit Sokrates und Platon bestimmt und selbst heute, nachdem Hartmann das Ideal der apodiktischen Gewißheit auf dasjenige der Wahrscheinlichkeit herab-

Digitized by Google

gestimmt hat, in den Bemühungen der modernen Naturphilosophen und Erkenntnistheoretiker (Ostwald, Mach, Helm), um eine „hypothesenfreie" Wissenschaft noch fortwirkt und die Forscher veranlaßt, ihre Kraft an eine prinzipiell unlösbare Aufgabe zu verschwenden.

Der Wunsch nach einer apodiktischen Erkenntnis der Wirklichkeit ist der Vater des Rationalismus mit seiner Anerkennung der Deduktion als alleiniger Methode der Erkenntnis. Mit dem Verzicht auf Apodiktizität wird erstmalig die Bahn für die Induktion frei; denn nun handelt es sich nicht mehr darum, von einer obersten Grundwahrheit zur Erfahrung auf rein logischem Wege hinabzusteigen, sondern umgekehrt vom Bewußtsein und der Erfahrung aus zu höheren allgemeinen Wahrheiten emporzusteigen und aus dem gegebenen Erfahrungsinhalt auf das Jenseits der Erfahrung und des Bewußtseins zu schließen. Der gewöhnliche Empirismus behauptet, daß die Induktion nicht über die Erfahrung hinausführe und eine Metaphysik auf diesem Boden nicht möglich sei. Allein dieser Behauptung liegt wiederum die stillschweigende Voraussetzung der neueren Philosophie zugrunde, daß Bewußtsein und Sein identisch sind; denn nur wenn das Bewußtsein das einzige Sein ist, was es gibt, kann uns keine Induktion über die Erfahrung, den Inhalt des Bewußtseins, hinausführen, weil eine solche uns ins Leere führen würde. Wenn hingegen jene Identität gar nicht existiert, so fällt damit auch der Grund hinweg, das Überschreiten der Erfahrungsgrenzen zu verbieten.

Darum konnte Hartmann mit Recht auf sein Erstlingswerk die Worte setzen: „Spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode." Denn der Anschluß an die Naturwissenschaft, wie er durch die Lage der Wissenschaft gefordert und schon vor Hartmann von einzelnen Philosophen, wie Schopenhauer, J. H. Fichte, Ulrici, Fechner, Lotze u. a., in Angriff genommen war, wurde doch durch sein Prinzip des Unbewußten erst grundsätzlich ermöglicht. Auf dem Boden der Bewußtseinsphilosophie, auf welchem alle übrigen genannten Philosophen standen, waren spekulative Resultate konsequenterweise unerreichbar. Erst Hartmann hat sonach mit seinem Unbewußten der induktiven Methode die höhere Berechtigung verliehen; und darum hatte er vollen Grund, seiner „Philosophie des Unbewußten" die erwähnten Worte vorzusetzen. Man begreift heute leicht, daß die Naturforscher sich hiergegen auflehnten, weil in jenem Satze ausgedrückt war, daß ihre eigenen Resultate nur als Sprungbrett zu einer

Digitized by Google

höheren Auffassung der Wirklichkeit verbraucht werden sollten. Aber selbst die Fachphilosophen zuckten über den Anspruch, spekulative Resultate nach induktiv-naturwissenschaftlicher Methode darzubieten, die Achseln und wollen noch gegenwärtig den induktiven Charakter der Hartmannschen Spekulation nicht anerkennen. Das beweist nur, wie wenig sie die wahre Bedeutung jenes Anspruchs verstanden und wie blind das herrschende Vorurteil gegen das Unbewußte sie noch heute gegen die Tatsache macht, daß erst hiermit die Philosophie aus der Sackgasse wirklich hinausgeführt ist, worin der Empirismus und der Aberglaube an die Identität des Bewußtseins und des Seins sie so lange zu ihrem eigenen Schaden eingesperrt hielten. So kann man in der Tat sagen, daß erst Hartmann mit seinem Prinzip des Unbewußten die methodologischen Untersuchungen der neueren Zeit zum Abschluß gebracht hat, die sich von Descartes bis in die Gegenwart hinein erstrecken. Die bisherige Philosophie hat sich vergeblich mit der Frage abgemüht, wie es möglich ist, metaphysische Erkenntnis a priori und darum von apodiktischer Beschaffenheit zu gewinnen; sie hat sich hierfür auf die Identität des Bewußtseins und des Seins gestützt und mußte hiermit notwendig scheitern. Demgegenüber hat Hartmann zum ersten Male die Verkehrtheit der ganzen Problemstellung durchschaut, die Frage dahin gewendet, wie es möglich ist, von der Erfahrung aus, a posteriori oder auf induktivem Wege zu metaphysischen Resultaten zu gelangen, und diese Frage durch den Hinweis auf die Nichtidentität des Bewußtseins und des Seins beantwortet. —

Aber gibt es denn überhaupt ein reales Sein, und ist es nicht am Ende eine Illusion, ein Unbewußtes im Sinne eines Jenseits des Bewußtseins, einer vom Bewußtsein verschiedenen Wirklichkeit anzunehmen? Diese Frage ist für Hartmann folgerichtig das „Grundproblem der Erkenntnistheorie“ und von ihm immer wieder zu einem Hauptgegenstande seiner Untersuchungen gemacht worden. Daß die Erkenntnistheorie Hartmanns sich in einen grundsätzlichen Gegensatz zu denjenigen Richtungen stellt, die gegenwärtig in der Erkenntnistheorie den Ton angeben und dadurch, daß sie die Katheder innehaben, die erkenntnistheoretische Auffassungsweise des Zeitgeistes beherrschen, versteht sich nach dem Vorangegangenen von selbst. Denn alle diese setzen die Identität des Bewußtseins und des Seins voraus und erschöpfen sich zumeist in dem Bemühen, diese stillschweigende Voraussetzung aller ihrer Deduktionen auch als das notwendige Ergebnis der erkennt-

Digitized by Google

nistheoretischen Untersuchung nachzuweisen. Voran steht hier der Kantische transzendentale Idealismus, gegen welchen Hartmann schon sehr früh das schwere Geschütz seiner ersten kritischen Schriften („Kritische Grundlegung des transzendentalen Realismus", „Neukantianismus, Schopenhaueranismus, Hegelianismus" usw.) aufgefahren hat. Aber auch der modische Positivismus, psychologistische Empirismus (Lipps) und Phänomenalismus oder Sensualismus eines Hume und Mach sind von ihm mit rücksichtsloser Schärfe bekämpft und als haltlose Fiktionen nachgewiesen worden. Hartmann wurde nicht müde, darauf hinzuweisen, daß jeder Versuch, das Sein mit dem Bewußtsein gleichzusetzen, sich durch seine Konsequenzen selbst ad absurdum führt. Das Bewußt-Sein kann als solches niemals ein reales sein. Der Versuch, kein anderes Sein als das Bewußtsein anzunehmen, hat notwendig die Verflüchtigung der Wirklichkeit in einen bloßen Schein und Traum, d. h. den Illusionismus, zur Folge, der die Möglichkeit des Denkens ebensowohl wie diejenige des Handelns aufhebt. Hartmann zeigte, wie das Bewußtsein schon durch seinen eigenen Inhalt über sich selbst hinausweist, sofern der vernünftige Zusammenhang und der sinnvolle Ablauf seiner verschiedenen Zustände nicht selbst wieder aus Bewußtseinsdaten erklärbar sei. Er legte die Unwirklichkeit einer sog. „reinen" Erfahrung dar und wies nach, wie alle Erfahrung aus Empfindungen und „synthetischen Intellektualfunktionen" aufgebaut sei, von denen uns jene von außen durch die Wirkung transzendenter Reize auf unsere Seele geliefert werden und demnach auf eine bewußtseinsjenseitige Welt von „Dingen an sich" hindeuten, während diese von innen her oder a priori zu den Empfindungen hinzugefügt werden.

Aber so sehr er sich hierin mit Kant in Übereinstimmung wußte, so entschieden bestritt er, daß die Intellektualfunktionen formierende Tätigkeiten des Bewußtseins, als eines an und für sich realen funktionierenden Subjektes, seien; ja, er sah hierin recht eigentlich das proton pseudos der gesamten Kantischen Philosophie, das lediglich dem Zwecke dient, die rationalistische Fiktion einer aprioriischen Erkenntnis der aprioriischen Verstandesformen und damit den Urteilsaprioriismus zu begründen. In einer seiner ausgezeichnetsten Schriften über „Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwickelung", die auf fachphilosophischer Seite einfach totgeschwiegen worden ist, hat Hartmann die Kantische Philosophie wesentlich von diesem

Digitized by Google

Gesichtspunkte aus kritisiert und ihre gänzliche Unhaltbarkeit und Beziehungslosigkeit zur modernen Denkweise nachgewiesen. Wer die sachliche, ruhig abwägende, in die letzten Tiefen der kantischen Gedankenarbeit eindringende Weise betrachtet, wie Kant sowohl hier als auch in der meisterhaften Darstellung seiner „Geschichte der Metaphysik" von Hartmann beurteilt worden ist, der wird den Philosophen nur um so mehr bewundern, wenn er weiß, daß unter allen Denkern der Vergangenheit ihm vielleicht keiner so antipathisch war, wie Kant. Das hing zum Teil mit der abweisenden und schnöden Art zusammen, wie gerade von den antimetaphysischen Anhängern Kants seine eigene Lebensarbeit beurteilt wurde, und dem Mangel an Gerechtigkeit und historischer Einsicht, womit die auf Kant eingeschworene Fachphilosophie ihm diesen Philosophen als Muster an „kritischer Besonnenheit" und „wissenschaftlicher Denkart" entgegenzuhalten pflegte. Zum andern Teile aber lag es daran, daß Kant ihn selbst in dieser Hinsicht gerade am wenigsten befriedigte und dessen kritisches Unternehmen, das wesentlich der Neubegründung und Aufrechterhaltung des Rationalismus diente, ihm notwendig als ein verhängnisvoller Irrtum erscheinen mußte, wodurch der Zusammenbruch der gesamten idealistischen Philosophie im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts verschuldet wurde. In seinen Augen war die Vernunftkritik das verworrenste, verdrehteste und widerspruchsvollste Werk der philosophischen Weltliteratur überhaupt. Noch auf seinem letzten Krankenlager entrang sich ihm, wie eine plötzlich auftauchende Erinnerung an diese Seite seines Gegners Kant der Ausruf: „Ach ja, Kant — dieser alte Konfusionsrat!" Er bedauerte die Verirrung, welche die Vernunftkritik in der deutschen Philosophie bis auf die Gegenwart angerichtet hat, und er hielt es mit Recht für untunlich, ein Buch, über dessen Sinn und Wesen die Universitätsprofessoren sich selbst nicht einmal einigen können, jungen unerfahrenen Studenten als das A und O der philosophischen Erkenntnis anzupreisen. Im übrigen fehlte es ihm keineswegs an Verständnis für die historische Bedeutung und Größe Kants, ja, die wahren Verdienste dieses Denkers um die Philosophie sind vielleicht von niemandem so hoch gewertet und so entschieden ins Licht gestellt worden, wie von Hartmann. Nur dagegen wandte er sich, die Kantische Philosophie zur Grundlage auch unseres heutigen Denkens machen und ihr eine absolute Geltung für alle Zeiten zuschreiben zu wollen; und wer die Dinge unbefangen ansieht, der wird nicht sagen können, daß

Digitized by Google

Hartmann sich getäuscht habe, wenn er vom Studium Kants in dem gegenwärtigen Umfang einen neuen Aufschwung der Philosophie sich von Anfang an nicht versprechen konnte.

Wenn die Kategorien oder synthetischen Intellektualfunktionen, wodurch die Empfindungen zur Einheit des Bewußtseinsinhalts verknüpft werden, keine Funktionen des Bewußtseins in dem angegebenen Sinne sind, so besteht nach Hartmann auch kein Grund, sie auf die Grenzen des Bewußtseins einzuschränken, ihren transzendenten Gebrauch zu verbieten und die Möglichkeit einer Erkenntnis der Dinge an sich, als des Jenseits des Bewußtseins, zu leugnen. Er selbst betrachtete die Kausalität, die Kant nur für eine Form der Verknüpfung der Bewußtseinsinhalte untereinander angesehen hatte, als die „Brücke" vom Immanenten zum Transzendenten und hielt es demgemäß auch für berechtigt, aus der Beschaffenheit des Immanenten auf diejenige des Transzendenten zurückzuschließen. Es gibt also nach seiner Ansicht nicht bloß ein Transzendentes, eine Welt von „Dingen an sich", die den nämlichen Gesetzen, wie unser Bewußtsein, untersteht, sondern es ist eben deshalb auch möglich, die genauere Beschaffenheit jener Dinge auf Grund der Übereinstimmung der Denkgesetze mit den Seinsgesetzen zu bestimmen. In dieser Annahme besteht sein erkenntnistheoretischer transzendentaler Realismus, den Hartmann dem transzendentalen Idealismus Kants und seiner Einschränkung aller unserer Erkenntnis auf den subjektiven Inhalt des Bewußtseins entgegenstellte. Auf den Einwand der Kantianer, daß er hiermit die große Errungenschaft Kants verleugne und auf den Standpunkt des „Dogmatismus" hinter Kant wiederum zurückfalle, wies Hartmann auf den Unterschied des transzendentalen vom gewöhnlichen „naiven" Realismus hin, wonach wir die Dinge unmittelbar als solche wahrnehmen. Nach dieser Ansicht sind unsere Vorstellungen der Dinge unmittelbar die letzteren selbst, wohingegen der von Hartmann vertretene Standpunkt gerade auf der Anerkennung der Verschiedenheit des Bewußtseins und des Seins beruht; ja, Hartmann hielt den Kantianern vor, daß sie selbst naive Realisten, nur im „umgekrempelten" Sinne, seien, sofern auch sie Ding und Vorstellung für identisch halten und demnach eine unmittelbare Vorstellung der Wirklichkeit für möglich ansehen.

Es ist vielleicht die größte Tat der Hartmannschen Erkenntnistheorie, mit dem naiven Realismus in jeder Form gebrochen zu haben, vor allem auch durch den Nachweis, daß uns die Innen-

Digitized by Google

welt unserer Gedanken, Gefühle, Willensakte usw. ebensowenig unmittelbar, wie die Außenwelt gegeben ist, daß wir auch uns selbst nicht erkennen, wie wir sind, sondern nur wie wir uns erscheinen, und demnach von einer unmittelbaren Erfahrung irgendwelcher Wirklichkeit in keinem Sinne die Rede sein kann. Wie hoch er mit dieser schon von Kant erreichten, aber von diesem wieder fallengelassenen Einsicht über allen seinen philosophischen Zeitgenossen steht, das wird erst recht verständlich, wenn man bedenkt, wie selbst ein Wundt, der einzige Philosoph der Gegenwart, der neben Hartmann überhaupt in Frage kommen kann, an der Fiktion einer solchen „unmittelbaren Erfahrung" des eigenen Innern festhält und darauf seine gesamte Psychologie und metaphysische Weltanschauung aufbaut.

Es ist nicht anders; auch als Erkenntnistheoretiker hat erst Hartmann dasjenige zu Ende geführt und zur Reife gebracht, was von Kant und seinen Vorgängern angebahnt ist, und zwar frei von den Einseitigkeiten und Übertreibungen, zu welchen die übrigen Erkenntnistheoretiker in allzu großer Abhängigkeit von Hume und Kant sich haben verführen lassen. Wie seine Methodenlehre die endgültige Lösung und den Abschluß der methodologischen Untersuchungen der Neuzeit darstellt, so enthält auch der von ihm begründete Standpunkt des transzendentalen Realismus diejenige Formulierung des erkenntnistheoretischen Problems, die alle vorangegangenen Lösungsversuche in sich aufhebt, und worin die erkenntnistheoretischen Bestrebungen der Vergangenheit und Gegenwart gipfeln. Das Prinzip aber, das ihm diese Höhe der Einsicht ermöglicht hat, ist auch hier wiederum das Unbewußte. Denn während auf dem Boden der Bewußtseinsphilosophie konsequenterweise allerdings das Jenseits des Bewußtseins verschlossen bleibt und Erkenntnis überhaupt nicht möglich ist, hat Hartmann gezeigt, wie eine die Erkenntnis nicht negierende, sondern ermöglichende Lösung der erkenntnistheoretischen Grundfragen nur durch den Bruch mit der Philosophie des Bewußtseins zustande kommen kann. Es bedarf nämlich bloß der Einsicht, daß das Bewußt-Sein nichts anderes ist als das Empfindungssein, daß die Form der Bewußtheit nur an den Empfindungen als solchen haftet, wohingegen die das Empfindungsmaterial verknüpfenden und ordnenden Funktionen, die Denkformen, absolut unbewußt sind, so ist damit der erkenntnistheoretische Idealismus, der Positivismus und Phänomenalismus ebensosehr wie der Skeptizismus überwunden. Zugleich ist hiermit auch der modische Begriff der

Digitized by Google

„Bewußtseinsfunktion", wonach das Bewußtsein ein reales Subjekt ist, das als solches funktionieren kann, als eine haltlose Fiktion erwiesen, aber freilich, um den Preis eines Verzichtes auf apodiktische Gewißheit der Erkenntnis, die nur in den formalen Wissenschaften der reinen Mathematik, Phoronomie und formalen Logik, aber nicht in den realen Wissenschaften erreichbar ist.

Es gibt also in der Tat ein Unbewußtes als Jenseits des Bewußtseins, und dieses ist nicht bloß für uns, sondern auch an sich selber unbewußt. Denn das Bewußtsein, als reine Form, ist nichts Wirkliches, sondern eine bloße Abstraktion vom allein gegebenen Bewußtseinsinhalt, das Bewußt-Sein, als Einheit von Form und Inhalt aber ist dasselbe, wie das Empfindungssein, und dies ist absolut unproduktiv und passiv. Die Empfindung ist die Art und Weise, wie unsere Seele auf die Einwirkung von außen reagiert. Das die Wirkung verursachende Prinzip hingegen, das Jenseits und der Träger des Bewußtseins ist selbst unbewußt, und zwar in absolutem Sinne, weil er das schlechthin Aktive und Produktive ist. Kein Sein, das bewußt ist, kein Bewußt-Sein ist ein wirkliches reales Sein. Das Reale ist das Unbewußte, und dieses ist eben deshalb Tätigkeit, das Wirksame und Wirkende als solches, das alle sog. Wirklichkeit begründet. —

Die Dinge an sich, als die Ursachen der Empfindungs- und damit der Bewußtseinswelt, fallen mit den Atomen der Naturwissenschaft in eins zusammen, wie sie in der Form physikalischer Reize auf unsere Seele einwirken. Die Lehre von den Dingen an sich ist demnach die philosophische Behandlung der naturwissenschaftlichen Prinzipien, d. h. sie ist die Naturphilosophie, die Hartmann außer in den betreffenden Kapiteln der „Philosophie des Unbewußten" (vgl. insbesondere den dritten Band der 11. Auflage des Werkes) vor allem in der „Weltanschauung der modernen Physik", sowie in seinem letzten großen Werke, dem „Problem des Lebens", behandelt hat.

Da die Ursachen des Bewußtseins selbst unbewußt sind, so können ihnen natürlicherweise keine Eigenschaften zugesprochen werden, die lediglich dem Bewußt-Sein angehören; dahin gehört aber vor allem die Stofflichkeit. Der Stoff ist nur als ein irgendwie sinnlich Bestimmtes denkbar, d. h. er beruht auf Empfindungen, die ja vielmehr erst das Ergebnis der Einwirkung der Dinge an sich auf unsere Seele darstellen. Der Stoff also gehört dem Gebiete der subjektiv-idealen, bewußtseinsimmanenten Erscheinung an. Was ihm als Ding an sich entspricht, jene Welt

Digitized by Google

der Individuation, die für jedes Individualbewußtsein (erkenntnistheoretisch) transzendent ist, das ist nach Hartmann die Materie. Materie und Stoff also verhalten sich wie Ding an sich und Erscheinung, wie Ursache und Wirkung, wie Übersinnliches und Sinnliches zueinander. Damit ist jede Art von Materialismus abgewiesen, die dem Stoff eine transzendente Geltung jenseits des Bewußtseins zuschreibt. Aber auch die qualitative Energetik eines Ostwald, Mach und Helm, welche die Energie (das „Arbeitsvermögen", die Wirksamkeit der Natur in ihren verschiedenen Erscheinungsformen, als mechanische, akustische, optische, chemische, magnetische, elektrische usw.) an die Stelle eines transzendent gedachten Stoffes einsetzt, scheitert daran, daß sie der Qualität, die, als Bestimmtheit der Empfindung, doch lediglich im Bewußtsein ist, eine objektiv reale Geltung zuschreibt. Hartmann hat sich mit den verschiedenen Formen der neuerdings in Aufnahme gekommenen Energetik sehr eingehend in seiner „Weltanschauung der modernen Physik" sowie dem „Problem des Lebens" auseinandergesetzt und ihre Unhaltbarkeit vom erkenntnistheoretischen, naturwissenschaftlichen und metaphysischen Standpunkte aus nachgewiesen. Er selbst faßt alle Energiearten als bloße Summationsphänomene aus verschiedenartig zusammengesetzten mechanischen Molekularenergien auf, läßt also die Energetik nur in ihrer ursprünglichen, von Helmholtz, Clausius und Thomson vertretenen Auffassung gelten und betrachtet die Materie, den Träger der Energien, als ein System atomistischer Zentralkräfte. Er huldigt mithin dem Dynamismus, und zwar in einer Form, welche alle Vorteile der bisherigen Atomistik einschließt, ohne deren offenbare erkenntnistheoretische und metaphysische Mängel zu teilen. Hiernach ist das Atom eine individualisierte, in ihren Äußerungen auf einen beweglichen Ausgangspunkt bezogene Kraft oder genauer der Inbegriff aller durch die Konfiguration gesetzmäßig bestimmten Kraftäußerungen. Wodurch aber die Kraft individualisiert und lokalisiert ist, das ist nicht der Stoff, sondern dasjenige, wodurch überhaupt ihre Wirksamkeit bestimmt ist, nämlich das Gesetz samt den von ihm eingeschlossenen räumlichen Beziehungen.

Indessen gilt dies doch bloß für die unorganische Natur. Das Organische hingegen und das Leben ist aus dem Unorganischen nach rein physikalisch-chemischer Gesetzmäßigkeit nicht abzuleiten. Wohl hat das Leben das unorganische Formenreich, das aus den physikochemischen Gesetzen entspringt, zum An-

Digitized by Google

knüpfungs- und Ausgangspunkt. Wohl hat es auch überall die physikochemischen Gesetze zu respektieren. Aber es bringt zu ihnen selbst *etwas Neues* hinzu und erhebt sich über den bloßen Mechanismus der Energien durch seine eigene autonome Gesetzlichkeit. Die unorganische Natur stellt ein System von Zentralkräften oder Kräften mit Potential (Ergal) dar, die durch ihre wechselseitigen Konflikte untereinander die objektivreale Erscheinung der Materie konstituieren. Das zu den Atomkräften hinzukommende organisierende Prinzip hingegen, das den Unterschied der organischen von der unorganischen Natur begründet, ist eine Kraft ohne Potential, und folglich müssen es nichtenergetische, nichtmateriierende, d. h. die Erscheinung der Materie hervorrufende, Kräfte sein, wodurch die Integration der physikochemischen Kräfte zu organischen Lebensvorgängen bedingt ist, und welche sich der Energien nur bedienen, um den Lebensprozeß zu ermöglichen und in Gang zu halten. Hartmann betrachtet das Lebensprinzip als immateriell, absolut unbewußt und überindividuell und unterscheidet auch in ihm die ideelle und reelle Seite, die Eigengesetzlichkeit (Autonomie) der Lebensvorgänge und die Tendenz und Macht, diese höhere organische Gesetzlichkeit zu verwirklichen. „Man kann es ansehen als ein dynamisches Prinzip, das durch die eigenartige Gesetzlichkeit seines Wirkens von anderen dynamischen Prinzipien unterschieden ist, oder als eine eigene Art von Gesetzlichkeit, der das Streben und die Macht, sich durchzusetzen, innewohnt, oder endlich als die unauflösliche Einheit des von ihm befaßten ideellen und reellen Momentes."

Mit dieser Ansicht stellt sich Hartmann auf den Boden des *Vitalismus* und in Gegensatz zum Mechanismus mit seiner Auffassung der gesamten Natur unter dem Gesichtspunkte der bloßen Molekularmechanik. Aber der Vitalismus, wie er ihn vertritt, ist kein naturalistischer Vitalismus im Sinne der früheren Naturphilosophen, der die sog. „Lebenskraft" selbst nur für eine besondere Energieart ansieht und wegen seiner Unvereinbarkeit mit den Grundvoraussetzungen der modernen Wissenschaft von den Naturforschern mit Recht bekämpft wird; vielmehr respektiert er die berechtigten Ansprüche der Naturwissenschaft durchaus und findet zugleich in der strengen Unterscheidung zwischen *Naturwissenschaft* und *Naturphilosophie* das Mittel, um auch der solange verpönten Teleologie wieder die ihr zukommende Stelle in der Naturerkenntnis anzuweisen.

Digitized by Google

Es war eine der größten Genugtuungen, die ihm an seinem Lebensabende zuteil geworden sind, daß Hartmann das Vorurteil gegen jenen seit jeher von ihm eingenommenen Standpunkt unter den Naturforschern selber schwinden sah. Er durfte die Umwandlung der Zeitströmung noch miterleben, welche die von ihm in seiner Jugend erfolglos verfochtenen Ansichten, derentwegen er so viel Spott und Zurücksetzung hatte dulden müssen, ein Menschenalter später zur Herrschaft gelangen ließ. Vor allem sah er auch den Darwinismus von den jüngeren Forschern in der gleichen Weise beurteilt, wie er selbst es bereits im Jahre 1873 in seiner Schrift über „Wahrheit und Irrtum im Darwinismus" getan hatte, und die mechanische Auffassung der Entwickelung durch eine organische Auffassung ersetzt, welche dem inneren Entwickelungsgesetz die Hauptrolle bei der Entstehung neuer Arten zuschreibt. „Wem ein so seltenes Glück widerfahren ist," so schrieb der bescheidene und edle Denker, „der hat wohl Grund, sich dessen zu freuen, unbekümmert darum, ob sein einstiges Wirken für die nunmehr zum Siege gelangten Gedanken inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen ist." Er hat den emporkommenden Neovitalisten damit gleichsam noch seinen Zoll der Dankbarkeit abgetragen, daß er ihnen in seinem letzten Werke in ihrem Kampfe gegen die Vorurteile der Mechanisten zu Hilfe kam und ein geradezu erdrückendes empirisches Beweismaterial in so eingehender philosophischer Verarbeitung darbot, daß es hiernach nicht mehr möglich scheint, die höhere Wahrheit des Vitalismus zu bestreiten. —

Wenn die Naturphilosophie die unbewußte Tätigkeit als Kraft bestimmt, so erscheint sie als eine solche eben bei dem Rückschluß aus Naturvorgängen. Man kann aber auch aus dem Widerschein, den die unbewußte Tätigkeit ins Bewußtsein hineinwirft, auf sie schließen; und dann erscheint, was unter dem Gesichtspunkte der Natur als gesetzmäßig bestimmte Kraftäußerung sich darstellt, als vorstellungsmäßig bestimmtes Wollen. Kraftäußerung und Wollen sind also beides nur Namen für dieselbe Sache, nur aus verschiedenen Gesichtspunkten angesehen; und ebenso wie man sagen kann, daß mit der Zurückführung auf Kraftäußerungen die Materie in Wille und Vorstellung aufgelöst sei, kann man auch behaupten, daß mit der Auflösung der Materie in Wille und Vorstellung die Tätigkeit der Psyche in den allgemeinen Zusammenhang des Naturgeschehens eingegliedert sei.

Digitized by Google

Das Gemeinsame ist die Intensität, die nur hier als Intensität der Kraft dort, als Willensintensität sich darstellt.

Nun ist, was, äußerlich betrachtet, Hemmung und Zurückdrängung der Kraft, Stauung der Intensität nach innen ist, innerlich angesehen, Gefühlsintensität, und zwar genauer Unlust, die auf der Einschränkung des Willens oder darauf beruht, daß der an sich unbewußte Wille verhindert ist, im Konflikt mit seinesgleichen die ihn bestimmende Vorstellung zu verwirklichen. Mit der Gefühlsintensität aber ist das Bewußt-Sein unmittelbar gegeben; denn es ist eben gar nichts anderes als die Seinsart des Gefühles, die im Gegensatz zur reellen Dimension der dynamischen Naturintensität als imaginäre Dimension von rein passiver, nicht dynamischer Beschaffenheit sich darstellt. Natur oder Dasein und Bewußt-Sein verhalten sich demnach ganz ebenso zueinander, wie Aktivität und Passivität, wie die unbewußte Dynamik der Kraftäußerungen bei der Bewegung und ihre Stauung nach innen infolge der Bewegungsübertragung. Daraus folgt, daß beide Sphären sich gleich weit erstrecken und überall, wo Bewegung ist, eo ipso auch Bewußtsein sein muß. Und wie es nun auf seiten der Natur die nichtenergetischen Kraftäußerungen sind, durch welche die Energien des unorganischen Reiches und ihre Umsätze so geleitet werden, daß Individuen höherer Individualitätsstufen, Organismen, entstehen und bestehen, so werden auf der Seite des Bewußtseins die Gefühle der niedrigsten Individuen, die Atomgefühle, in den höheren Individuen zu Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen usw. synthetisch zusammengefaßt; und auf dieser Synthesis beruht das gesamte seelische Innenleben. Dieselben nichtenergetischen, synthetisch formierenden Kräfte also vollziehen einerseits die Integration der physikochemischen Kräfte zu organischen Lebensvorgängen, andererseits die Integration der atomistischen Gefühlsintensitäten zu Zellen, Ganglienempfindungen usw. Es sind dieselben unbewußten Funktionen, die dort als organische Gestaltungsdominanten, hier als Empfindungs- und Anschauungsdominanten in ihren Ergebnissen offenbar werden. Auf dieser Grundanschauung beruht die Hartmannsche Psychologie.

Wenn man von den Naturforschern noch am ehesten einen Umschwung ihrer Denkart zugunsten Hartmanns erwarten darf, da sie unbefangen von philosophischen Vorurteilen an die Dinge herantreten und nicht verpflichtet sind, daß jeder von ihnen sein eigenes „System" besitze, ein solcher Umschwung auch zum Teil

Digitized by Google

schon eingetreten ist, so verhält sich dies mit den Psychologen anders. Die Psychologie ist derjenige Teil seiner Weltanschauung, der heute wohl am wenigsten auf Anerkennung bei den Fachleuten rechnen darf. Denn die moderne Psychologie hat sich im letzten Menschenalter so sehr in entgegengesetzter Richtung bewegt, und ist auf eine so ganz verschiedene Denkart eingeschworen, daß sie kaum noch recht imstande ist, die Auffassungsweise Hartmanns auch nur zu verstehen. Bemüht, die Psychologie als eine selbständige Wissenschaft, losgelöst von aller Beziehung auf metaphysische Gedankengänge, zu begründen und es darin der Naturwissenschaft gleich zu tun, hat sie allen Zusammenhang mit der Spekulation und dadurch auch mit der früheren Psychologie des klassischen Idealismus verloren. Sie vermag daher auch in Hartmanns Bestrebungen, an diese anzuknüpfen und deren Arbeit im Sinne der Gegenwart fortzusetzen, nur eine „unwissenschaftliche" Abirrung vom „rechten" Wege zu erblicken. Ihr steht fest, daß die Psychologie eine reine Erfahrungswissenschaft sein müsse, und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß sie von der Erfahrung ausgeht und die gegebenen Erfahrungsdaten einheitlich zu erklären sucht, sondern auch, daß sie mit ihren Erklärungen die Erfahrung in keiner Weise überschreitet und zu überempirischen Hypothesen ihre Zuflucht nimmt. Sie ist daher auch wesentlich Bewußtseinspsychologie, d. h. sie sucht im Bewußtsein selbst die Erklärungsgründe und die Zusammenhänge der psychologischen Bewußtseinsinhalte; und wo sie, wie etwa in der psychologischen Physiologie, mit ihren Hypothesen über das Bewußtsein hinausgreift, da huldigt sie einem mehr oder weniger entschiedenen Materialismus, nach welchem alle wirkende Tätigkeit der Psyche mit dem mechanischen Spiel der materiellen Teilchen im Gehirn und Nerven zusammenfällt.

Solchem Dogmatismus der Psychologen gegenüber, bei welchem man nur zu berechtigt ist, die Frage aufzuwerfen, warum er denn so viel „wissenschaftlicher" sein soll, als der Standpunkt Hartmanns, ist die Psychologie nach diesem die Wissenschaft, welche die Ursache und Gesetze für die Entstehung des Bewußtseins nach Form und Inhalt und für die Veränderungen des Bewußtseinsinhalts aufsucht. Eine bloße Bewußtseinspsychologie also, wie die übrige moderne Psychologie es sein will, kann es nach Hartmann überhaupt nicht geben, weil sie eben dasjenige Gebiet ignoriert, auf dem erst die Aufgabe der Psychologie liegt. Eine rein auf das Bewußtsein und seine unmittelbare Erfahrung beschränkte Seelenlehre bringt es nicht einmal zur systematisch ge-

Digitized by Google

ordneten Kunde, geschweige denn zur Wissenschaft; denn beide setzen ein Ordnen und Verknüpfen der Erfahrungsinhalte nach bestimmten Gesichtspunkten voraus, die als solche nicht im Bewußtsein selbst gefunden werden können, sondern zur Erfahrung hypothetisch hinzugedacht werden müssen. Die Ursachen des Bewußtseins liegen selbst im Unbewußten. Das haben schon Carus, Fortlage und vor allem J. H. Fichte gewußt und in diesem Sinne die Psychologie als Psychologie des Unbewußten behandelt. Aber die Neueren haben sich aus unberechtigter Scheu vor diesem Begriff wegen seines metaphysischen Charakters, dogmatisch postulierten Empirismus und unkritischen Glaubens an die Möglichkeit einer hypothesenfreien psychologischen Erkenntnis, wie Hartmann ihnen vorwirft, zur „Selbstkastration aus lauter unsachlichen Rücksichten" verurteilt, ihre Wissenschaft zu mühseliger Unfruchtbarkeit verdammt und ihr den Lebensnerv unterbunden, indem sie sich selbst in den Käfig des Bewußtseins einsperren.

Diesem Nachweis ist sein großes kritisches Werk über „Die moderne Psychologie" gewidmet. Sie zeigt in den wichtigsten Problemen der Psychologie die Unmöglichkeit auf, sie rein auf dem Boden des Bewußtseins zu lösen. Weder können die psychischen Geschehnisse nach Art der Assoziationspsychologie durch den bloßen Mechanismus der Bewußtseinsinhalte, noch können sie, wie der Spiritualismus will, durch die Tätigkeit einer an sich real gedachten Form des Bewußtseins in zureichender Weise erklärt werden, noch endlich ist der Materialismus der Gehirn- und Nervenphysiologie imstande, ein wirkliches Verständnis des psychischen Daseins zu vermitteln. Die moderne Psychologie hat sich mit ihrem reinen Empirismus in eine Sackgasse verrannt, aus der es für sie keinen Ausweg gibt. Sie hat gar keine Ursache, auf ihre Erfolge stolz zu sein und gar in der Form eines sog. Psychologismus sich zur Grundlage und Stütze der übrigen Wissenschaften anzubieten. In dem strengen Gericht, das Hartmann über sie gehalten hat, haben unsere Psychologen sehr schlecht bestanden. Sie haben es ihm dadurch vergolten, daß sie seine „Moderne Psychologie" ganz einfach ignoriert haben, so sehr, daß selbst ein Wundt in der Festschrift für Kuno Fischer das Buch weder im Text noch im Literaturverzeichnis erwähnt hat, obwohl doch gerade dieses Werk seinen eigenen Gegenstand „Die Psychologie des zwanzigsten Jahrhunderts" behandelt.

Drei Arten des Unbewußten werden von Hartmann unterschieden, aus denen er das Bewußtsein zu erklären sucht: das

Digitized by Google

physiologische Unbewußte, d. h. die ruhenden molekularen Dispositionen der materiellen Zentralorgane des Nervensystems, die sich im Falle der Erregung durch Reize als zweckmäßige Mechanismen für bestimmte Zwecke darstellen, Bewegungen bestimmter Art anregen und Bewußtseinsvorgänge in denjenigen Individualitätsstufen auslösen, für welche die Reize die Schwelle übersteigen; ferner das relativ Unbewußte, nämlich diejenigen psychischen Phänomene, die zwar für Individualbewußtseine niederer Ordnung innerhalb des Organismus bewußt sind, für das obere Zentralbewußtsein hingegen unbewußt sind; und endlich das absolut oder im eigentlichen Sinne Unbewußte, jene unbewußte und doch immaterielle (psychische) Tätigkeit, die sich in der Naturphilosophie als Lebensprinzip, in der Psychologie als Seele darstellt. Aus dem Zusammenwirken aller drei Arten des Unbewußten, wobei die einzelnen freilich jeweils in verschiedenem Grade beteiligt sind, erklärt sich nach Hartmann der gesamte Inhalt unseres Bewußtseins. Daß aber die modernen Psychologen sich noch immer gegen das Unbewußte sträuben und dessen Begriff als „widerspruchsvoll" abzulehnen pflegen, das entspringt lediglich der mangelnden Unterscheidung jener drei Arten des Begriffes, die von Hartmann selbst streng auseinander gehalten werden, vor allem aber der Verwechselung jenes Hartmannschen Prinzips mit anderen Auffassungen des Unbewußten, insbesondere dem Mißverständnis, als ob darunter ein „psychisches Phänomen" im Sinne der modernen Psychologie zu verstehen sei, das als solches freilich nur Bewußtsein sein kann. Ich wenigstens gestehe, noch nie bei irgend einem Psychologen einen anderen Grund der Polemik gegen das Unbewußte gefunden zu haben, als ein derartiges Mißverständnis oder eine Verwechselung, wie sie freilich in dieser Hartnäckigkeit, womit sie sich allen Berichtigungen zum Trotz behauptet, psychologisch nur erklärbar ist aus der prinzipiellen Abneigung der gesamten modernen Psychologie gegen metaphysische Hypothesen.*)

*) Inzwischen beginnt man auch auf anderer Seite, das Unhaltbare einer reinen Bewußtseinspsychologie mehr und mehr einzusehen. Das zeigt die jüngst erschienene Schrift des Nervenarztes P. J. Möbius über „Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie" (1907). Auch Möbius ist der Ansicht, daß die Psychologie auf dem jetzt eingeschlagenen Wege nie zum Ziele gelangt, „weil die Lücken unserer Erkenntnis auch durch eine bis ins Unendliche vermehrte Kleinarbeit nicht ausgefüllt werden können. Entweder muß die Psychologie dürr und oberflächlich bleiben, oder sie muß die Metaphysik zu Hilfe rufen". Das einzige Rettungsmittel aber sieht auch Möbius, obwohl selbst kein Anhänger Hartmanns, in der Anerkennung des Unbewußten.

Digitized by Google

Zu den am meisten umstrittenen und behandelten Gegenständen der modernen Psychologie gehört die Frage, wie das Verhältnis des Leibes zur Seele aufzufassen sei. Besteht zwischen ihnen Wechselwirkung, wie Lotze und seine Anhänger behaupten, oder bloßer psychophysischer Parallelismus nach der Ansicht des Spinoza und Fechners, wonach seelische und leibliche Vorgänge nebeneinander herlaufen und einander korrespondieren, ohne irgendwie ineinander überzugreifen? Da für Hartmann die Seele, wie gesagt, mit dem Lebensprinzip identisch ist und dasselbe, was die Bewegung lenkt und die materiellen Energien den Zwecken des Lebens gemäß verwertet, auch zugleich die Gefühlsintensitäten auf der Seite des Bewußtseins beherrscht und demnach zwischen körperlichen und bewußten psychischen Geschehnissen vermittelt, so vertritt auch er natürlicherweise den Standpunkt der Wechselwirkung. In dem umfänglichsten und lehrreichsten Abschnitte seiner „Modernen Psychologie" hat er diese Frage näher behandelt. Hiernach haben die Lotzeaner recht, eine Wechselwirkung zwischen Physischem und Psychischem zu behaupten, aber unrecht, diese Wechselwirkung für eine unmittelbare anzusehen, dem Bewußtsein bei ihr eine tätige Rolle zuzuschreiben und den Parallelismus auch als Ergebnis der Wechselwirkung bestreiten. Die Verteidiger des Parallelismus haben wiederum darin recht, ihn als Tatsache zu behaupten, die unmittelbare Wechselwirkung zwischen beiden Gebieten und die Tätigkeit des Bewußtseins zu leugnen; aber sie haben unrecht darin, daß sie die dritte unbewußte immaterielle Tätigkeit, die beiden Erscheinungsweisen zugrunde liegt, ignorieren, ihre Vermittelung bei der Wechselwirkung verkennen und den durch sie vermittelten Parallelismus für einen unmittelbaren Ausfluß des einheitlichen Wesens halten.

Ein wirklicher Friede auf dieser Grundlage war freilich bei dem Stande der Dinge nicht zu erwarten. Aber es scheint doch wenigstens zwischen den Gegnern ein einstweiliger Waffenstillstand zustande gekommen zu sein, freilich ohne daß irgend einer der Kämpfenden den anderen zu sich herübergezogen hätte. Man kann mit Sicherheit voraussagen, daß der ganze Streit in derselben Weise versanden und in nichts verlaufen wird, wie der Streit über die prästabilierte Harmonie unter den Wolffianern im 18. Jahrhundert, mit welchem er auch sonst viel Ähnlichkeit hat. Auf dem Boden der Bewußtseinsphilosophie nämlich sind beide Auffassungen gleich gut möglich. Ob man sich für diese oder jene entscheidet, ist hier mehr eine Sache des zufälligen

Digitized by Google

Geschmacks als eines zwingenden logischen Grundes. Die Aufhebung beider Einseitigkeiten in einen höheren Standpunkt, wie Kant ihn mit dem Gegensatze der Wolffianer zwischen prästabilierter Harmonie und influxus physicus in seinem transzendentalen Idealismus vornahm, setzt die Anerkennung voraus, daß eben Hartmann jener „Kant" der Gegenwart ist und sein Unbewußtes die Lösung des Rätsels in sich einschließt. Zu dieser Anerkennung aber werden gerade die Psychologen sich vermutlich zu allerletzt herbeilassen. —

Gesetzmäßig bestimmte Kraftäußerung und vorstellungsmäßig bestimmter Wille, Gesetz und Vorstellung, Kraft und Wille sind identisch; das ist die Ansicht, auf welche die Hartmannsche Metaphysik sich gründet. Es versteht sich ja von selbst, daß, wenn in jenen Bestimmungen die gesamte Wirklichkeit, als Dasein oder Natur und Bewußtsein oder Seele, sich erschöpft, wir in jenen die Prinzipien des Seins besitzen, die Urgründe aller Wirklichkeit, aus welchen das Sein geflossen ist, und auf die wir folglich, als die letzten Erklärungsgründe, die Erscheinungswelt zurückzuführen haben. Nicht die Vorstellung für sich allein, wie Hegel meint, auch nicht der Wille für sich allein, wie Schopenhauer annimmt, sondern nur Wille und Vorstellung im Verein, als die beiden an sich zusammengehörigen und nur in der Abstraktion zu trennenden Momente der unbewußten Tätigkeit, nur die unbewußte Tätigkeit, als einheitlich doppelseitige Funktion, worin Wille und Vorstellung die zu unterscheidenden Momente bilden, vermag die Wirklichkeit restlos zu erklären. Das ist die Syntheſe des Panlogismus und des Panthelismus, der Hegelschen Vernunft- und der Schopenhauerschen Willensphilosophie. wie sie für Hartmann charakteristisch ist und seinem System die entscheidende Stellung im Ganzen der philosophischen Entwickelung anweist. Nach ihr bestimmt die Vorstellung oder das Denken den Inhalt, die besondere Beschaffenheit oder das Was, der Wille hingegen die Realität oder das Das des Existierenden. Daß Etwas ist, d. h. etwas Bestimmtes ist, ist die Folge der Vorstellung; daß etwas ist und nicht nichts ist, diejenige des Wollens.

Man hat in bezug hierauf von „Dualismus" gesprochen, und die Anhänger Schopenhauers sowohl wie diejenige Hegels haben es Hartmann vorgeworfen, daß er mit dieser Ansicht vom „echten" Monismus ihres Meisters „abgefallen" sei. Als ob nicht die Monas, wie schon Platon wußte, notwendig eine Zweiheit in sich enthalten muß, wenn sie überhaupt etwas erklären soll; und

Digitized by Google

als ob nicht auch Hegel und Schopenhauer die Zweiheit nur verhüllterweise in ihren Monismus wieder einführten, wenn jener zur Erklärung der gegebenen Wirklichkeit den „Zufall" herbeiruft, während dieser sich der „Idee", die aus dem Willen selbst nicht ableitbar ist, als Prinzips bedient, ohne welches er überhaupt nicht zur Mannigfaltigkeit und Besonderheit der Erfahrungswelt gelangen würde! Mancher zieht es freilich wohl vor, mit Wundt die Vorstellung in den Willen selbst unmittelbar hineinzunehmen und diesen als einen sowohl an sich bewußten, wie vorstellungsmäßig bestimmten aufzufassen. Indessen besteht aller Fortschritt der Wissenschaft ja gerade darin, scheinbare Identitäten in ihre Bestandteile aufzulösen und immer feinere Unterscheidungen anzustellen. Es ist aber offenbar nicht einzusehen, was der Wille oder die Tendenz zur Wirksamkeit als solche mit der Vorstellung zu tun hat, wie er als bewußter Wille aktiv und wie das Vorstellen mit dem Wollen unmittelbar identisch sein kann. Wer das hierin verborgene Problem sich einmal klar gemacht hat, der wird aufhören, Hartmann „Dualismus" vorzuwerfen; und er wird zugleich in der Ansicht, welche Wundt und die modernen Psychologen vom Willen haben, nur einen Rückfall auf den Standpunkt vor Schopenhauer erblicken können.

Man hat auf der anderen Seite den Philosophen wegen seiner Auffassung des Weltprozesses, wonach dieser auf dem Gegensatze zwischen dem alogischen Willen und der logischen Vernunft beruht, eines „phantastischen Gnostizismus" geziehen. Allein damit kann man doch nur auf diejenigen Eindruck machen, die den eigentlichen Sinn des Gnostizismus gar nicht kennen und auf diesen Begriff mit jenem Gefühle des Abscheus reagieren, wie die kirchliche Polemik gegen die „Ketzerei" des Gnostizismus es als Vorurteil gezüchtet hat. In Wahrheit nämlich ist der Gnostizismus eine überaus tiefsinnige und bedeutende religionsphilosophische Ansicht, die an spekulativem Gehalt die dogmatische Mythologie des Christentums weit überragt, und die man nur ihrer phantastischen Verhüllung zu entkleiden braucht, um ihren auch für uns noch nicht bedeutungslosen Kern herauszuschälen. Gesetzt also, daß ihm dies gelungen wäre, so wäre dies gar kein Tadel, sondern vielmehr nur ein Lob für Hartmann. Und in der Tat enthält seine Metaphysik in ihren Grundbegriffen so manche Anklänge an den Gnostizismus in dem soeben angeführten Sinne, daß man sie recht wohl als eine Art Erneuerung der gnostischen Grundgedanken, eine Konservierung ihres Wahrheitsgehaltes unter

Digitized by Google

Abstreifung ihrer phantastischen Äußerlichkeit und in einer unserer Zeit gemäßen Form bezeichnen kann; man muß nur nicht, wie es gewöhnlich mißverstanden wird, den idealen Gegensatz des Logischen und Alogischen mit einem realen Widerstreit dieser Prinzipien verwechseln, als ob beide, wie zwei feindliche Brüder, miteinander kämpften, und darf nicht die bildlichen Bezeichnungen, die Hartmann in seinem Erstlingswerke zur bloßen Illustration dieses metaphysischen Verhältnisses benutzt hat, für den Ausdruck des wahren Sachverhaltes ansehen. „Wer meine begrifflich konstruierten Hypothesen phantastisch finden will", sagt Hartmann, „dem kann ich das nicht wehren; sind doch alle Hypothesen, solange sie noch neu und ungewohnt erscheinen, von jeher als phantastisch belächelt worden. Wer aber dem Publikum vorredet, daß meine Prinzipienlehre Mythologie sei, der ist entweder unfähig, den Unterschied von begrifflichem Ausdruck und erläuterndem Bilde zu begreifen, oder er ignoriert diesen Unterschied geflissentlich, um eine falsche Vorstellung über meine Philosophie zu verbreiten." Es dürfte im Interesse der mündlichen und schreibenden Beurteiler der Hartmannschen Prinzipienlehre sein, nach dieser Richtung hin keine genauere Untersuchung anzustellen.

Hartmann selbst hat von seiner Metaphysik gesagt, sie sei „die höchste, im Entwickelungsprozeß der Wahrheit bisher erreichte Stufe und in diesem Sinne die philosophische Wahrheit unserer Zeit". Wer da weiß, wie fern gerade Hartmann alles Selbstlob lag, und wie bescheiden er von seinen eigenen Leistungen dachte, der wird die Wahrheit jenes Ausspruchs nicht ohne weiteres leugnen wollen. Jener Ausspruch aber gründet sich darauf, daß in Hartmanns Metaphysik die drei großen Ziele der gesamten bisherigen Spekulation, der Idealrealismus, der konkrete Idealismus und der konkrete Monismus zum ersten Male wirklich erreicht worden sind.

Keine Metaphysik, die sich nur selbst versteht, kann die Erklärung der Wirklichkeit aus einer objektiven Vernunft, d. h. den Idealismus entbehren, weil nur, wenn das Sein irgendwie erkenntnisartig, d. h. logisch, d. h. vernünftig ist, eine Erkenntnis desselben möglich ist. Alle Systeme eines objektiven Idealismus aber sind bisher daran gescheitert, daß der reine Logos, die bloße Vernunft zwar allenfalls imstande ist, die inhaltliche Beschaffenheit des Wirklichen zu begründen, daß aber die reine Vernunft nicht die Realität, die Form der Existenz erklärt, und zwar, weil es vom Gedanken aus nicht möglich ist, zur Wirklichkeit als

Digitized by Google

solcher hinzukommen. Es bedarf eines besonderen, vom Logischen verschiedenen und also alogischen Realprinzips, wodurch die Vorstellung verwirklicht, das Insichsein des reinen Logos in die Existenz hinausgeführt wird; und dieses ist, wie Hartmann in Übereinstimmung mit Schelling annimmt, der Wille, das Prinzip sowohl der physischen wie der psychischen Intensität, aber freilich nicht als bewußter, sondern als schlechthin unbewußter, der im Bewußtsein sich nur, als in seiner subjektiven Erscheinung, spiegelt.

Kein Idealismus, der die inhaltliche Beschaffenheit der Welt erklären soll, kann etwas anderes als konkreter Idealismus, d. h. ein solcher sein, dessen Idee eine Vielheit von Momenten in sich einschließt, weil nur die konkrete, durch und durch bestimmte und anschauliche Idee der vorempirische Bestimmungsgrund der inhaltlichen Wirklichkeit sein kann. Allein weder ist es dem Begründer des metaphysischen Idealismus, Platon, wegen seiner irrtümlichen Vereinerleiung der Idee mit dem menschlichen Begriff gelungen, über den abstrakten Idealismus hinauszukommen, noch hat die neuere Philosophie den begrifflichen Charakter der Idee gänzlich abzustreifen vermocht, und zwar weil für diese Philosophie das Sein mit dem Bewußtsein zusammenfiel, die bewußte Idee aber als solche freilich immer nur abstrakt begrifflich sein kann. Immer wieder hat die vermeintliche Identität des Seins und des Bewußt-Seins dazu verführt, das objektive Denken der Idee mit dem subjektiven menschlichen Denken zu verwechseln und jene für einen abstrakten Begriff zu halten; und immer wieder hat der hiermit gegebene abstrakte Idealismus die Reaktion des Empirismus mit seiner Gegnerschaft gegen alle Metaphysik hervorgerufen und den Idealismus überhaupt in Verruf gebracht. Erst vermittelst des Prinzips des Unbewußten ist durch Hartmann eine solche Form des Idealismus begründet worden, an welcher alle bisherigen Einwände gegen diese Denkart machtlos abprallen. Denn wenn es unbewußte Vorstellungen sind, die den Inhalt der Wirklichkeit bestimmen, so ist jede Verwechselung dieser Vorstellungen mit Begriffen ausgeschlossen, so hindert nichts, daß die Vorstellung genau ebenso bestimmt, inhaltlich und konkret ist, wie der Gegenstand, dessen vorempirischen Bestimmungsgrund sie bildet. So erweist sich die Idee nach Hartmann als „intellektuelle Anschauung", als eine Anschauung, die in ihrer idealen Wesenheit den ganzen Reichtum der realen Bestimmungen und ihrer logischen Verknüpfungsweisen in sich einschließt. Aber so ist die intellektuale

Digitized by Google

Anschauung auch ein bloß vorempirisches, metaphysisches Prinzip und kann niemals unmittelbar als solche, wie fast die ganze bisherige Spekulation gemeint hat, in den Inhalt des menschlichen Bewußtseins selbst hineingelangen.*)

Aller Monismus, der einen wirklichen Erklärungswert beansprucht, muß notwendig konkreter Monismus sein, d. h. er darf die Wirklichkeit, die er erklären will, nicht leugnen, sondern muß sie in ihrer ganzen Vielheit und Mannigfaltigkeit bestehen lassen und deren gedankliche Unaufhebbarkeit behaupten. Die bisherigen Vertreter des Monismus jedoch haben in der leeren Form des Bewußtseins das wahre Sein und den Grund alles bestimmten Daseins zu erfassen gemeint. Damit haben sie sich genötigt gesehen, dem Konkreten alle reale Bedeutung abzusprechen („omnis determinatio est negatio"), und sind sie folglich im abstrakten Monismus stecken geblieben. Das gilt nicht bloß von der brahmanischen Spekulation, es gilt auch von Plotin, dem Begründer des abendländischen spiritualistischen Monismus, und den von ihm beeinflußten Denkern, also von Eckehart, Bruno, Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer. Bemüht, in das Zentrum des Seins unmittelbar hinabzutauchen, sich mit ihm zu vereinigen und sich seines Inhalts in intellektualer Anschauung zu bemächtigen, haben alle die Genannten sich das Verständnis für das bestimmte Dasein abgeschnitten. Indem sie das Prädikat der Realität an die Substanz vergaben, blieb ihnen für deren Modifikationen nur mehr der Wirklichkeitsgrad von Illusionen übrig; das Bewußtsein aber wird Substanz, sowie man es unmittelbar als ein Sein betrachtet. Diese Ansicht zerstört mit den Weltprinzipien auch deren einheitlichen Träger, die absolute Substanz dem Gebiete des Unbewußten zugewiesen und damit die Realität der Welt trotz der Einheit ihres wesenhaften Grundes festgehalten und sie mit diesem vermittelt zu haben, das ist die bedeutendste Leistung der Philosophie des Unbewußten. Denn hiermit löst sich zwar der unkritische Anspruch der Mystik auf eine unmittelbare geistige Vereinigung mit dem Alleinen in Illusion und Irrtum auf, allein ihr wesentlicher Kern bleibt gewahrt; und der Pantheismus, der wegen seiner verfehlten und unzulänglichen Form sich im Abendlande bisher niemals die ihm zukommende Stellung hat verschaffen können, wird hiermit allen Einwänden seiner Gegner entrückt und zum ersten Male in einer

*) Vgl. Leopold Ziegler: „Der abendländische Rationalismus und der Eros."

Digitized by Google

absolut einwandsfreien Gestalt begründet. Bisher immer nur ein Produkt der Ahnung, der mystischen Sehnsucht und einer die Wirklichkeit vergewaltigenden und überfliegenden Phantastik, ist der Pantheismus von Hartmann als ein notwendiges Ergebnis der kritischen Besinnung nachgewiesen und durch eine so überwältigende Fülle von Beweisen aus allen Gebieten der Natur und des Geistes unterbaut worden, daß er erst von ihm an wirklich als eine wissenschaftlich gesicherte Wahrheit angesprochen werden kann. Jene eigentümliche Verbindung von mystischer Intuition und kalter Verstandesmäßigkeit, von spekulativem Tiefsinn und dialektischem Scharfsinn, welche dieses Ergebnis gezeitigt hat, ist etwas ganz Neues in der bisherigen Spekulation, wie es sich in dieser Form selbst nicht bei Spinoza und Hegel findet, und stellt vielleicht die bemerkenswerteste Seite in der gesamten Hartmannschen Denkweise dar.

[Fortsetzung.]

Zur Trennung der Kirchen vom Staat.

Von Paul Sabatier.

Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt.

[Teil I.]

Ganz Europa beschäftigt sich mit der religiösen Krise, die Frankreich in diesem Augenblick durchmacht. Europa hat recht. Der gewaltige Versuch, den wir jetzt machen, ist noch nie vorher gemacht worden. Es ist ein neues Experiment, aus dem die andern Völker sehr viel werden lernen können.

Wer in der Trennung von Kirche und Staat, wie sie sich eben vollzieht, eine gewollte politische Maßregel erblicken würde, der würde sich in schwerem Irrtum befinden. Wenn einige Staatsmänner sich heute rühmen, sie gewollt, ja sie geschaffen zu haben, so kann man ihnen mit vollem Recht sagen, daß sie sich über die tatsächlichen Verhältnisse im Irrtum befinden. Aber vielleicht ist es besser, ihnen nichts zu sagen. Wozu auch sie verstimmen? Ich kenne ein kleines Kind, das im letzten Jahr, be-

Digitized by Google

vor wir das Gebirge verließen, sich beiseite schlich, um einige Samenkörner in die Erde zu vergraben. Heuer zeigte es uns triumphierend gewaltige Fichten und glaubt — oder gibt wenigstens vor, zu glauben — daß es diese Fichten gesät hätte!

Diejenigen, welche heute für die Väter der Trennung gelten wollen, sind die Opfer einer ähnlichen Täuschung wie ihre Gegner, die überall ausschreien, daß die Trennung von drei oder vier Freimaurern, Jüngern Satans, befohlen worden sei.

Das Wort Trennung selbst ist eigentlich gar nicht das richtige, um diese Krise zu bezeichnen: der Bruch mit Rom, die Kündigung des Konkordats, die Unterdrückung des Kultusbudgets sind nur ihre letzten Konsequenzen, bilden nur ihr äußerliches Symbol. Frankreich macht einen der wichtigsten Augenblicke seiner geistigen, sittlichen und religiösen Entwickelung durch; es liegt so wenig in seiner Macht, diesen Moment zu vermeiden, als es in der Macht der Individuen liegt, der Krise der Pubertät zu entgehen.

Das ganze Land fühlt das in geheimnisvoller Weise. Es sammelt sich: ein geheimer Instinkt warnt es, sich vorzubereiten. Man fragt sich hier und dort in der ausländischen Presse, warum Frankreich so sanft geworden ist, warum der leichtherzige Franzose so absolut friedliebend geworden ist? Die wahre, tiefe, man könnte fast sagen, physiologische Erklärung liegt hier. Wir dürfen uns also nicht durch die Worte „Trennung der Kirchen vom Staat" täuschen lassen, noch auch durch sie hindern lassen, den Ernst und die Kompliziertheit der Ereignisse zu erkennen. Wenn es sich nur um das Budget für die verschiedenen Kulte handeln würde, so hätte Frankreich vielleicht bereits das Beispiel Amerikas vor sich. Aber in den Vereinigten Staaten ist die Trennung nur ein Wort, ein Schein. Kein Kultus wird dort aus den öffentlichen Geldern bestritten, weil bei der erstaunlichen Menge der Kirchen und Sekten man nicht daran denken konnte, all ihre Geistlichen zu bezahlen; man hat daher keinen bezahlt. Das ist ein tatsächlicher Zustand, eine durchaus empirische Lösung eines Problems, für welches Frankreich eine durchdachte logische und ideale Lösung sucht; ein Resultat der Anpassung an die Umstände und vielleicht sogar nur ein provisorisches Resultat, denn man darf sich, ohne in einen Widersinn zu verfallen, fragen, ob, wenn der imperialistische Geist sich dort weiter entwickelt, nicht zwei oder drei Kirchen die anderen verschlingen werden, und ob der Tag nicht kommen wird, an dem diese mit dem Staat Unterhandlungen anknüpfen werden, um für die Dienste, die sie ihm erweisen, den

Digitized by Google

gerechten Lohn zu empfangen. Mit andern Worten: in den Vereinigten Staaten erkennt der Staat alle Kirchen an und fühlt sich ihnen verpflichtet.

Das gerade Gegenteil ist in Frankreich der Fall: das Land ist im Begriff, den Kirchen seinen Bruch mit ihnen anzukündigen. Die Unterdrückung des Kultusbudgets ist dabei nur ein Detail, eine Episode. Es handelt sich uns nicht um die Taler und Groschen. Sondern wir nehmen Abschied von einer Vergangenheit, die uns zu dem gemacht hat, was wir sind. Eine religiöse Revolution bereitet sich vor.

Vermutlich werden viele Leser den ersten Teil der folgenden Studie, den, in welchem ich von den Ursachen der Krise spreche, zu schwarz gefärbt finden. Und vielleicht werden sie dafür im zweiten, dort, wo es sich um ihre Folgen und die künftige Entwickelung des Katholizismus handelt, einen übertriebenen Optimismus erblicken. Mögen sie mich denn entschuldigen und bedenken, daß ich versuche, als Historiker zu sprechen, daß ich einfach und unbefangen sage, was ich sehe.

Ich muß noch eine vorläufige Bemerkung hinzufügen. Vor dem Parlament ist stets von der Trennung der Kirchen vom Staat die Rede gewesen. Ich werde hier nur von der Trennung der Kirche — der römisch-katholischen Kirche — vom Staat sprechen.

In der Tat, wenn es in Frankreich nur protestantische Kirchen und Synagogen geben würde, die Frage der Trennung hätte sich nicht so bald aufgedrängt. Das neue Gesetz wird wohl alle Kulte treffen, die heute dem Staat einverleibt sind, aber dies wird nur eine Folge und eine Rückwirkung des Gesetzes sein, weil das Parlament keine Unterschiede machen und keine Kategorien aufstellen konnte. Im Grunde ist das Gesetz nur von der römischen Kirche provoziert worden und richtet sich vornehmlich gegen diese.

Der Protestantismus existiert wohl in Frankreich, und obgleich er nur eine schwache Minorität bildet, ist er mächtig und einflußreich; aber eine kirchenpolitische Bewegung von seiner Seite ist so gut wie nicht zu bemerken. Er wird verkannt, weil er eigentlich ungekannt ist. Wenn Frankreich ein protestantisches Land wäre, so wäre die gegenwärtige Krise zweifellos ein wenig später eingetreten; aber in zwanzig, in fünfzig Jahren wäre die Frage dennoch eine brennende geworden und auch im gleichen Sinne gelöst worden.

Digitized by Google

Die Umstände bewirken, daß das Parlament nur den Bruch mit der römischen Kirche im Auge hat; aber in Wirklichkeit handelt es sich wahrlich um den Bruch mit allen Kirchen, und die Krise ist nur eine natürliche und notwendige Folge der Laiendemokratie.

I. Die Ursachen der Krise.

Man braucht nur einen Blick auf das Leben Frankreichs im 19. Jahrhundert zu werfen und die Bemerkung drängt sich auf, daß, wenn der Staat heute sich von der Kirche trennt, die Kirche ihm seit langem die Gemeinschaft aufgesagt hat. Ich spreche hier natürlich von der Geistlichkeit als Gesamtheit. Es hat Ausnahmen gegeben, aber sie sind so selten gewesen, daß man mit Recht sagen kann: insbesondere seit dem Jahre 1870 hat die Kirche unermüdlich die Truppen gestellt, die zum Angriff auf die Republik ausgesandt wurden. Die Katholiken sind nicht nur konservativ gewesen, sie waren in heftiger Weise ja bis zur Besinnungslosigkeit reaktionär, bereit, sich unter jede beliebige Fahne einreihen zu lassen, mochte es die Boulangers oder die Drumonts sein, wenn man ihnen nur versprach, das Land möglichst rasch von einem verhaßten System zu befreien.*) Wenn zwei Priester einander begegnen und nach Neuigkeiten über ihre Gemeinden fragen, so sagen sie nicht: „Wieviel Familien haben Sie, die ein christliches Leben führen?“ sondern sie sagen: „Wieviel gutgesinnte Wähler haben Sie?“ Und ein gutgesinnter Wähler ist der, der so gedankenlos als möglich ist, oder dessen Gedanken von Haß und Wut gegen die Republik erfüllt sind.

Man wird mir vielleicht einwenden: „Dies mag wahr gewesen sein vor der berühmten Intervention Leos XIII. zu gunsten

*) Die Republik hat seit 1870 der römischen Kirche ein Entgegenkommen gezeigt, wie sie es nie von einer anderen Regierung erfahren hat. Anstatt dankbar zu sein, hat die Majorität sich von Gewaltmenschen wie Mfgr. Freppel hinreißen lassen, und das Land sah sich 1873 von aufreizenden Pilgerscharen durchzogen, die nach Paray-le-Monial zogen unter dem Ruf: „Rettet Rom und Frankreich im Namen des Sacré Coeur!“

„Wenn man bedenkt,“ sagt Chaine, „daß von 1871 bis 1875 die Katholiken alle Stellen im Staate innehatten, vom Präsidenten der Republik bis zum letzten Feldhüter; daß die stets eifervolle Armee der Beamten aller Grade zu ihrer Verfügung stand, — welche Fehler, welche unerhörten Ungeschicklichkeiten müssen sie begangen haben, um sich heute bis auf den letzten Mann aus der Machtstellung vertrieben zu sehen, die die Ereignisse ihnen gegeben hatten und deren sämtliche Zugänge sie besetzt hielten?“

Digitized by Google

der Vereinigung der Katholiken mit der Republik. Aber heute ist dies nicht mehr wahr."

Dann erwidere ich, daß die päpstlichen Instruktionen auf die innere Gesinnung der Katholiken nicht den geringsten Einfluß gehabt haben.

Wurde Leo XIII. von den französischen Klerikalen falsch verstanden? Wurde er von ihnen verraten? Es würde zu weit führen, wenn wir dies hier untersuchen wollten. So viel ist sicher, daß diese Intervention ein Resultat hatte, das dem, welches der Papst wünschte, gerade entgegengesetzt ist: der Abgrund zwischen dem Katholizismus und der Demokratie wurde nur um so tiefer. —

Die Ralliierten hatten sich allerdings mit einer Naivität, die an Ahnungslosigkeit grenzt, eingebildet, daß, wenn sie nur das Wort Republik akzeptierten, die trikolore Fahne entfalteten und das Singen der Marseillaise duldeten, die Demokratie ihnen allsogleich einen festlichen Empfang bereiten und sich sehr geehrt fühlen würde, ihnen die Führung zu übertragen. Aber die Demokratie war klug und bat die unerwarteten Freunde, eine Lehrzeit, ein Noviziat durchzumachen, und Beweise ihrer Anhänglichkeit zu geben. Einen Augenblick später waren alle wieder verschwunden. Es wäre heute leicht, die Namen vieler dieser Eintagsrepublikaner mit den zweideutigsten und hirnlosesten Unternehmungen gegen die Republik verbunden zu finden.*)

Die Leute, die so geräuschvoll betonen, daß sie Katholiken sind, besitzen vermutlich „übernatürliche Tugenden", die von ihren geistlichen Beratern sehr geschätzt werden mögen; aber in diesem Abenteuer, wie in vielen anderen, haben sie einen Mangel an

*) Die bestellten Verteidiger der Kirche werden nicht müde, zu wiederholen, daß die Freiheit des Katholiken eine unbegrenzte ist in allen Dingen, die nicht durch das unfehlbare Lehramt bestimmt sind, sowie in allem, was nicht den Glauben oder die Sitte berührt.

In Wirklichkeit sind aber diese Verteidiger selbst die ersten, die wie Leute handeln, die ein dringendes Bedürfnis, ein wahres Heimweh nach der Unterwerfung haben. Vor drei Jahren wurde eine Gesellschaft gegründet, deren Mitglieder fast sämtlich Geistliche waren. In Rom, wo man von eifersüchtigen Zelanti falsch informiert war, forderte man die Geistlichen auf, sich von der Gesellschaft zurückzuziehen, und motivierte diese Entscheidung mit den irrtümlichen Informationen, die man erhalten hatte. Die Priester zogen sich zurück, ohne daß auch nur ein einziger daran gedacht hätte, dem Kardinal Rampolla zu sagen: „Eure Verurteilung stützt sich auf Gründe, die den Tatsachen nicht entsprechen."

Digitized by Google

geistiger und sittlicher Haltung bewiesen, der auf das Land einen tiefen Eindruck gemacht hat.*)

Was die klerikale Geistesdisposition der französischen Demokratie so antipathisch macht, ist aber nicht der Umstand, daß sie konservativ und reaktionär ist. Das würde man ihr verzeihen, wenn ihre reaktionäre Gesinnung nur die Frucht einer tiefen, ehrlichen, aus dem Leben geschöpften Überzeugung wäre. Aber nein, die französischen Klerikalen bringen in die Politik denselben Autoritätsglauben mit, an den sie in religiösen Dingen gewöhnt sind. Sie wollen glauben. Sie beglückwünschen sich zu ihrem blinden Glauben, sie erblicken darin eine Tugend, und der Augenblick kommt unfehlbar, wo sie sich nach Rom wenden, um von dort Befehle zu erhalten.**)

---

*) Was die Haltung der französischen Katholiken seit 1870 betrifft, so muß man vor allem die Werke der Abbés Naudet und Dabry lesen: „Pourquoi les catholiques ont perdu la bataille" vom Abbé Naudet (Paris 1904) und „Les catholiques republicains" vom Abbé Dabry (Paris 1905).

**) Es ist wahrhaftig nicht leicht, ein genaues Porträt des französischen Klerikalen zu entwerfen: er ist vor allem reaktionär: noch mehr, er ist stets auf dem Wege nach Rom oder von Rom. Hier aber muß man zwischen den aufrichtigen Klerikalen unterscheiden, die die päpstlichen Vorschriften wirklich hinnehmen, und den klerikalen Possenspielern, die sich einen Spaß daraus machen, sie zu entstellen. Es sind französische Klerikale, die alles Ernstes für die Bekehrung Leos XIII. und des Kardinals Rampolla gebetet haben! Und noch heute sprechen einige ihrer Führer vom Vorgänger Pius' X. nur in einem Ton vollkommener Verachtung: „Der arme Leo XIII.!" Man vergleiche das Werk des Barons de Mandat-Grancey: „Le Clergé français et le Concordat" (Paris 1905) S. 26, 196, 206. Dagegen ist der Baron von Bewunderuug für Pius X. erfüllt und macht ihn darauf aufmerksam, daß nur vier oder fünf Bischöfe sich die Achtung (!) der Katholiken zu bewahren gewußt (s. 62).

Herr von Mandat-Grancey findet keineswegs liebenswürdigere Worte für die Kongregationen: „Die Generale und die anderen Stützen der religiösen Orden haben sich noch schlechter gehalten als die Bischöfe. Sie haben weder das Gewitter vorherzusehen verstanden, noch wußten sie während seiner Dauer richtig zu manövrieren, sie wußten nicht einmal mit Würde zu sterben." (Ebenda S. 138). Alles dies, weil die Bischöfe und Ordensgenerale den Kampf gegen die Republik nicht heftig genug geführt haben, die Republik, welche diese frommen Leute unter sich nur „die schuftige" (La gueuse) nennen.

Es ist natürlich hier nicht meine Aufgabe, mich über die Streitigkeiten zwischen den Katholiken, die sich den Anweisungen Leos XIII. widersetzten, und den ralliierten Katholiken zu verbreiten. Vor dem großen Publikum bemühen sich beide Parteien, eine gewisse Haltung zu bewahren, aber von Zeit zu Zeit bricht das Gewitter los. Man vergleiche z. B. den

Digitized by Google

Wie die meisten Orakel, gibt auch Rom nur sehr verwickelte Antworten; aber wenn es auch stets direkt oder indirekt die wirksamsten Ratschläge gäbe, diejenigen, die Rom befragt haben, haben, bei ihrer Rückkehr von ihrer wirklichen oder ideellen Reise, ihre Qualität als Staatsbürger eingebüßt.

Damit sind wir bei dem tiefen Ursprung des Konfliktes zwischen Staat und Kirche angelangt, dieses Konfliktes, dessen Ausbruch wohl einige Jahre früher oder später erfolgen konnte, den aber keine Geschicklichkeit, keine politische Maßregel lange hätte hinausschieben können. Der Staatsbürger, wie die heutigen Franzosen ihn auffassen, ist nicht der Wähler, er ist auch nicht der Soldat, der bereit ist, sein Blut für das Vaterland zu vergießen; zum Staatsbürger, der dieses Namens würdig ist, gehört eine tiefere und durchaus innerliche Eigenschaft: ein persönliches und männliches Streben, klar zu schauen, sich eine eigene Meinung zu bilden und konsequent dieser Meinung gemäß zu handeln.

Dieses Bestreben kann mehr oder minder zum Ziele führen: bei dem einen wird es sich vollständig verwirklichen; bei anderen wird es nur im Keim bleiben; aber vollkommen durchgeführt oder nur leicht angedeutet, es genügt stets, das betreffende Individuum zu verwandeln und einen neuen Menschen aus ihm zu machen.

Wir sehen also heute in Frankreich nicht zwei Parteien, die einander gegenüber gelagert sind, sondern zwei entgegengesetzte und unvereinbare Lebensauffassungen. Noch ist in keinem Land ein so tiefgreifender Kampf zum Ausbruch gekommen. Ein Philosoph würde vielleicht sagen, daß die Systeme der Immanenz und der Transzendenz miteinander um die Herrschaft ringen; aber selbst der oberflächliche Beobachter muß sagen, daß auf der einen Seite eine neugeborene Kultur steht und auf der andern eine sterbende Kultur.

Hier muß man sehr genau zwischen Klerikalen und Katholiken unterscheiden; denn es gibt wirklich eine Schar von Katholiken,

---

„Osservatore Romano", das offizielle Organ des Heiligen Stuhls vom 24. Februar 1901, und man wird darin einen langen Artikel finden, in dem die „Vérité Française" mitleidlos gegeißelt wird. Das päpstliche Blatt beschäftigt sich darin mit einem Artikel, der aus „willkürlichen und böswilligen Behauptungen bestehe, aus Behauptungen, die sich mit dem glorreichen Namen, der an der Spitze des Blattes stehe, in vollkommenem Widerspruch befänden, und in denen die perfiden Verdächtigungen mit Verleumdungen abwechseln." Der „Osservatore" schließt mit den Worten, daß die politische Niederlage der Widerspenstigen „die Folge ihrer Blindheit und ihres Starrsinns sei".

Digitized by Google

die sich nur in religiösen Dingen an die Autorität gebunden erachten. Wir werden sie später wiederfinden, und man wird sehen, welche Zukunft dieser Minorität, wenigstens meines Erachtens, noch beschieden ist. Aber sie bildet im Augenblick nur eine Avantgarde, und da ich hier die gegenwärtige Lage in Betracht ziehe, so muß ich konstatieren, daß in den Augen des Klerikalen der unabhängige Katholik eine Art Ungeheuer ist, und daß in den Augen des großen Publikums Katholizismus und Klerikalismus gleichbedeutend sind.

Das wird vielleicht Verwunderung erregen, aber die Politik Leos XIII., weit entfernt davon, eine Annäherung zwischen der Kirche und der Demokratie herbeizuführen, hat das entgegengesetzte Resultat gehabt: Sie hat den Gegensatz zum Ausbruch gebracht.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Absichten des Papstes zu prüfen, aber eine sonderbare Tatsache muß konstatiert werden: Die lärmendsten Organe der klerikalen Partei begegneten sich damals einen Augenblick mit denen des kämpfenden Antiklerikalismus in der Erklärung, daß der Papst, weit davon entfernt, den Katholizismus auf neue Bahnen lenken zu wollen, lediglich ein Manöver mache, um den Platz zu umgehen und die Republik zu erobern. Das große Publikum, das sich nicht nach Rom begeben und den Papst fragen konnte, was er sich denn eigentlich im Grunde gedacht, mußte sich wohl oder übel auf die Auslegung verlassen, welche die „Croix“ und die „Vérité Française“ den päpstlichen Weisungen gaben.

Aber nehmen wir an, diese Diskussionen hätten nicht stattgefunden, die Unaufrichtigkeit Roms wäre nicht von eben jenen laut verkündigt worden, die sich berufen erklärten, seine Weisungen zu übermitteln; nehmen wir nicht nur an, daß Leo XIII. eine wahre, aufrichtige, uneigennützige Versöhnung gewollt, sondern bilden wir uns überdies ein, daß seine Weisungen den vollsten Erfolg gehabt hätten: die Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich wäre dennoch keine andere gewesen. Die Demokratie ist eifersüchtig. Die Billigung beleidigt sie genau so gut, wie die Mißbilligung, denn der, der sie billigt, maßt sich damit Rechte über sie an, und das ist es, was sie niemals zugeben kann.

Ein Schauer der Verwunderung lief damals bis in die entferntesten Winkel des Landes, als man im Jahre 1893 Pfarrer, die ein Jahr vorher sich geweigert hatten, die Schlüssel der Kirche

Digitized by Google

zur Feier des Nationalfestes am 14. Juli herzugeben, nicht nur die trikolore Fahne auf der Spitze des Kirchturms dulden, sondern sogar ihre Abzeichen um den Hochaltar anbringen sah und sie eine Messe für die Republik singen hörte.

Diese plötzliche Haltungsänderung hat sehr viel dazu beigetragen, die Achtung vor der Kirche zu verringern, denn sie hat erst deutlich gezeigt, wie unvereinbar die klerikale Vorstellung vom „Staatsbürger" mit der demokratischen Auffassung ist. Als die Demokratie, vor Leo XIII., den Klerikalismus angriff, so geschah das nicht, weil er diese oder jene bestimmten Anschauungen hatte, sondern weil seine Gesinnung eine von einem Dritten übernommene und nicht eine selbst erworbene ist. Leo XIII. stellte den Mechanismus der Transmission um! Allerdings brachte der Mechanismus nun freundliche Mitteilungen; aber was nutzte es? Es ist der Mechanismus, von dem die Demokratie nichts wissen will.

So hatten denn die Bemühungen Leos XIII. keinerlei Erfolg. Die Mehrzahl der französischen Staatsbürger dachte, daß wenn selbst er, ein Papst, dessen Freisinn und Intelligenz man rühmte, seinen Getreuen ihre politische Haltung vorschrieb, dies nur bewies, daß die römische Kirche es nicht unterlassen kann, über das geistliche Gebiet hinaus zu greifen. Wenn es selbst in der Macht des Papstes stünde, uns ein vollkommenes politisches System, einen tadellosen Beamtenkörper zu geben, so würde die französische Demokratie das Geschenk nicht annehmen, weil sie, ob mit Recht oder Unrecht, sich selbst regieren, ihr eigenes Leben will. Sie weiß sehr gut, daß das Unternehmen ein rauhes und schweres, der Erfolg ein ungewisser ist. Aber dieser Wille ist bei ihr zum Instinkt geworden, gegen den sie gar nicht handeln kann.

Wird die Demokratie diesem Willen entsagen, wird sie auf ihrem Wege umkehren? Das ist, als ob man einen jungen Mann, der in der Kraftfülle und dem Stolz seiner zwanzig Jahre das väterliche Haus verlassen hat, fragen wollte, ob er nicht wieder ein gehorsamer kleiner Junge werden möchte?

* * *

Diese Tendenz der französischen Klerikalen, sich in ihrer politischen Haltung nach dem Rat der geistlichen Autorität zu richten, hat nicht nur zur Folge, daß sie im Volk isoliert werden; sondern es erwächst ihnen daraus ein weiterer schwerer Nachteil: An die Unterwerfung gewohnt, können sie nicht begreifen, daß

Digitized by Google

es bei anderen anders sein kann. Das gebieterische Bedürfnis des Republikaners nach bürgerlicher Selbständigkeit ist für den Klerikalen nicht nur ein Gegenstand des Erstaunens und der Entrüstung, es erscheint ihm als eine Unmöglichkeit. Es ist ein Wunder für ihn, und er, der an Lourdes und an die Salette glaubt, setzt dieser Erscheinung einen durch nichts zu erschütternden Unglauben entgegen. Man spricht mit ihm, man setzt ihm ruhig den eigenen Standpunkt auseinander; plötzlich unterbricht er einen durch die brüske Frage: „Woher haben Sie diese Meinung?“ Man bemüht sich, ihm seine Gründe zu sagen, ihm die Entstehung des eigenen Gedankens zu erzählen. Verlorene Mühe, er hört gar nicht zu; wenn man aber intim mit ihm ist, so faßt er einen bei beiden Händen und sagt mit freundlichem Vorwurf: „Aber, mein lieber Freund, reden Sie mir doch nichts ein, ich sehe, Sie haben Ihre Lektion sehr gut gelernt, aber gestehen Sie doch ein, daß Sie auf Befehl handeln. Wir sind darüber besser unterrichtet, als Sie glauben. Wir wissen, daß die Logen und die Hintermänner der Logen ihren Plan haben.“

Und alles Leugnen, alle Versicherungen, daß dem nicht so sei, nützen nicht das geringste. Jeder Mensch, der nicht selbst klerikal ist, gehört für ihn irgend einer dunklen revolutionären Sekte an, in der die Lüge eine Pflicht ist, und wenn wir ihm unser Wort darauf geben, daß das nicht der Fall sei, so hat das für ihn gar kein Gewicht.

Eine Geistesverfassung dieser Art bricht alle Brücken ab und macht jedes vernünftige Gespräch mit Menschen, die von ihr befallen sind, unmöglich.

Und darin, glaube ich, liegt eine der tiefsten Ursachen der gegenwärtigen Krise, und zwar gerade die, welche sie zu einer so neuartigen und so bedeutungsvollen macht.

Aber neben diesen Gründen, die in der Entwickelung des demokratischen Gedankens selbst liegen, der seine Großjährigkeit erreicht, gibt es noch andere Ursachen, durch welche die Ereignisse beschleunigt wurden.

Im Jahre 1882 unter dem Ministerium Jules Ferrys hatte Frankreich der Kirche ein erstes Warnungszeichen gegeben. Vielleicht hätten die Katholiken damals gut daran getan, wenn sie, anstatt Bußgottesdienste abzuhalten und in dem Tod einiger Polizeikommissäre oder Gerichtsdiener, die gegen die Klöster vorgehen mußten, die wunderwirkende Hand des lieben Gottes zu

Digitized by Google

sehen, wenn sie statt dessen versucht hätten, die Maßnahmen zu verstehen, die sie so in Aufregung setzten.

Aber nein, die Kongregationen bekamen einen Wutanfall, ungefähr wie ein Mensch, der einen plötzlichen Sprung des Barometers wahrnehmen würde und nicht entfernt dächte, darin ein Zeichen einer tatsächlichen Veränderung und einen praktischen Fingerzeig zu sehen. Zur Tür hinaus gejagt, kamen sie durch die Fenster zurück, und zwar durch alle Fenster auf einmal! Sie vermehrten sich in der unglaublichsten Weise, sie kauften Felder und Häuser, schufen Werkstätten. Und anfangs taten sie dies mit einer gewissen Vorsicht und wahrten wenigstens den äußeren Schein. Aber zehn Jahre später hatten die Mönche alles vergessen: sie gingen und kamen nicht nur frei und offen, sondern sie nahmen sogar die Allüren der Sieger an und legten eine Art Koketterie darein, die öffentliche Meinung herauszufordern.

Am verwegensten waren darin die Augustinerväter zur Himmelfahrt oder Assumptionisten. Durch die deutliche Ermüdung und die Gleichgültigkeit, mit der Frankreich gegen 1890 die stereotypen Formeln des gewöhnlichen Antiklerikalismus aufnahm, ließen sie sich täuschen. Sie glaubten, die Stunde wäre gekommen und alles für sie erlaubt und möglich geworden. Sie behandelten Frankreich wie ein erobertes Land.

Auf einmal bemerkte das Land, daß ein elendes kleines Blättchen, das während langer Jahre nicht beachtet worden war, für das man höchstens Mitleid und Hohn gehegt hatte, nahe daran war, infolge der außerordentlich hohen Auflage, die es erreicht hatte, eine Machtstellung in der französischen Presse einzunehmen.

Kein armes Provinzblatt, das in einigen hundert Exemplaren erschien, hatte man je so leer, so armselig gefunden, wie die „Croix“. Die Redaktion bemühte sich sichtlich, auf dem Niveau der ödesten, bildungslosesten Gehirne zu bleiben, nicht etwa, um sie zu einem höheren Niveau zu erheben, sondern um ihnen zu schmeicheln. Dennoch war es nicht dies, was den ungeheuren Erfolg dieses Blattes verursachte, sondern der Haß, der in vollen Strömen in den Spalten quoll, über denen das Bild des Gekreuzigten zu erblicken war.*)

*) Die Assumptionisten waren nicht die einzigen, die im gehässigen Spott die beste Waffe zur Bekämpfung ihrer Gegner sahen. Die weit gemäßigtere Gruppe der Action liberale populaire, an deren Spitze Herr

Digitized by Google

Wohl erkannte ein Teil der französischen Geistlichkeit die schreckliche sittliche Einbuße, welche die „Croix" dem Katholizismus verursachen mußte, aber diese Klarblickenden waren eine Minorität; sie wagten es nicht, zu laut Protest zu erheben, und da sie wußten, daß die Assumptionisten denen nicht zu verzeihen pflegten, die ihnen widersprachen, so duldeten sie schweigend.

Während sie sich den Anschein gaben, als wollten sie der Weltgeistlichkeit dienen, machten die Leute der „Croix" die Weltgeistlichkeit zu ihrem Werkzeug. Sie hatten erkannt, welchen ungeheuren Vorteil sie aus dem Truppenkörper der Konkordatsgeistlichkeit ziehen konnten. Die ganze katholische Hierarchie, von den Bischöfen bis zu den bescheidensten Kaplänen und zu den Chorknaben hinab, wurde von ihnen als ihr natürliches und unbesoldetes Administrationspersonal betrachtet. Und so fanden sich alsbald in jeder Gemeinde Frankreichs fünf oder sechs Personen, welche die „Croix" mit Abonnenten und Nachrichten versorgten. Die Eiferer beider Geschlechter entledigten sich ihrer Mission mit wunderbarem, aber natürlichem Erfolg, wenn man bedenkt, wie vollkommen sie ihr Milieu kannten. Die Assumptionisten, die in der Kunst der Reklame Meister geworden waren, verstanden es, die „gute Presse" zur ersten Sorge, zur Hauptaufgabe der französischen Katholiken zu machen. Da gab es nicht nur die Pariser „Croix", sondern jeder wichtigere Bezirk hatte die seinige. Man vervollständigte sie sehr bald durch eine illustrierte Ausgabe, eine Sonntagsausgabe, eine Ausgabe für Seeleute, eine Weihnachts- oder Kinderausgabe, durch die „Contemporaine", die „Croix des Comités", die „Franc-Maçonnerie démasquée", die „Questions actuelles", den „Laboureur", die „Ligue de l'Ave Maria", die „l'Oeuvre électorale" und was weiß ich noch alles?*)

Jaques Piou steht, befolgt die gleiche Methode. Sie hat für 1905 einen Almanach herausgegeben, der die weiteste Verbreitung fand. Man braucht nur einen Blick hineinzuwerfen, um den gewöhnlichen Ton der klerikalen Polemik zu erkennen.

*) Um zu begreifen, wie wirksam und kompakt diese Organisation war, muß man die „Croix des Comités" lesen, in der die Assumptionisten den Eifer ihrer Korrespondenten befeuerten und den Kampf organisierten. Sie war von einem Anhang „Nos Conférences" begleitet, in der die Ordenspriester ihren Freunden Muster für Vorlesungen über die Tagesfragen lieferten und ihren Geist beherrschten und bildeten. Diese Vorlesungen waren etwas geradezu Geniales.

Es war nicht schwer, allenthalben, selbst in den abgelegensten Dörfern Leute aus dem Volk zu finden, die sich sehr geschmeichelt fühlten, daß man

Digitized by Google

. . . . Und da es nötig war, die Katholiken vom übrigen Frankreich zu isolieren, sie vor jeder unreinen Berührung zu bewahren, so erstand eine ganze Flut literarischer, ja sogar wissenschaftlicher Zeitschriften. Endlich, da ein Scherz erlaubt ist, kamen sogar Karikaturen und Witzblätter, orthodoxe Karikaturen und kanonische Witze.

---

sie mit der ehrenvollen Aufgabe betraute, Reden zu halten. Man übergab ihnen das kleine Heft. Sie lernten es auswendig, deklamierten es mit einem Eifer, wie er bei professionellen Vortragenden selten ist, und wurden, ohne es zu ahnen, die wirksamsten Agenten des Assumptionismus.

Denn es war eine unfehlbare Folge, daß diese gutgesinnten Vortragenden an alles das, was sie in ihren Ansprachen sagten, so unerschütterlich glaubten, als ob es das Resultat ihrer persönlichen Arbeiten und ihrer selbständigen Anschauungen gewesen wäre.

Wenn sie beim Aufsagen ihrer Lektion etwa einem Widerspruch begegneten, so konnten sie ihn gar nicht verstehen; sie konnten nur mit noch größerer Heftigkeit wiederholen, was sie gesagt hatten: vor einer volkstümlichen Zuhörerschaft der sicherste Weg zum Erfolg.

Man sieht, welch ein wunderbares Mittel zur Verderbnis der Geister die gute Presse geworden war. Das Übermaß des Unheils entriß einem verständigen Geistlichen einen Warnungsruf: der Abbé Quiévreux wollte die Aufmerksamkeit der Katholiken auf eine Arbeit lenken, die ihm vor allen wichtig schien, die geistige Arbeit. Seine Stimme verhallte in der Wüste.

Nichts Lehrreicheres als das Inhaltsverzeichnis „unserer Vorträge". Die scheinbare Verschiedenheit der Gegenstände verhüllt nur schlecht ihre wahre Tendenz: die Organisation der katholischen Partei. Man sieht einen Bruchteil des Landes, der die Vergangenheit Frankreichs allein für sich in Anspruch nimmt, an der Arbeit, auch in der Politik einen Begriff der Orthodoxie zu schaffen, um alle andern Mitbürger von der Gemeinschaft ausschließen zu können.

Die meistbehandelten Gegenstände sind: „Die Aktion der Freimaurer", die „Protestantische Verschwörung", „Die Ländlichen Syndikate", die „Katholische Union", dazwischen beständige Reklamevorträge über die „Gute Presse".

Frankreich wurde mit Traktaten zum Preise von einem Sou überschwemmt, welche Titel führten wie „Handbuch der Propaganda der Croix", „Die übernatürliche (!) Wirkung der Croix", „Der Kreuzzug für Ehre und Patriotismus", „Das Apostolat der Presse".

Wer nicht viel Zeit hat und sich eine Idee davon machen will, was für einen Geist die Herren von der „Croix" verbreiteten, der braucht sich nur den „Almanach du Pélerin pour 1906" (Pilgeralmanach für 1906) zu verschaffen, der soeben zum Preise von 50 cms in den Bureaux de la Bonne Presse, 5, Rue Bayard, Paris, erschienen und bei allen katholischen Buchhändlern zu haben ist.

Digitized by Google

Diejenigen meiner Leser, die sich für die religiöse Pathologie interessieren, mögen einmal die Sammlung des „Pélerin", der illustrierten Beilage der „Croix", durchblättern, und sie werden die traurigen Mißgeburten des Geistes sehen, welche die Assumptionisten im Glauben, der Sache Gottes, des Heilands und der Kirche zu dienen, über Frankreich ausgossen.

Berauscht von ihrem Erfolg, sahen sie darin ohne Zweifel ein Zeichen der Vorsehung, und ihre Kühnheit wuchs. Noch einige Monate, dachten sie, und die Macht mußte in ihren Händen sein. Dann konnten sie zur Hölle (?) alle Satansdiener*) schleudern, d. h. alle Anhänger der Demokratie.

Lange Zeit hindurch sah das nichtgeistliche Frankreich dem Treiben dieser liguistischen Mönche mit einer Gleichgültigkeit zu, die an Verachtung grenzte. Man konnte nicht glauben, daß eine Handvoll Aufgeregter einen tiefen, wirklichen Einfluß ausüben sollte.

Sie aber glaubten, daß das nichtkirchliche Frankreich besiegt wäre und Furcht hätte. Sie beschlossen nun, einen panischen Schrecken in seine Reihen zu jagen. Die klugen Apostel des Nationalismus, des Antisemitismus, die eine Gelegenheit, Beute zu machen, voraussahen, gingen zur Messe, wurden die getreuen Verbündeten der Assumptionisten, und man sah die seltsamsten Verbindungen entstehen. Es war, als ob ein neues Frankreich sich in den Reihen der Kirche bildete, das sich durchaus nicht fürchtete, bereits von Repressalien zu sprechen und von der Rache am Tage des Sieges, der heranzunahen schien.

Dieses Frankreich wählte eine neue Fahne, die Fahne des Sacré Cœur, die man an der Spitze der „Croix" hinter dem Kruzifix entfaltet sah, und welche die Worte Christi zur seligen Marguerite Alacocoque trug: „Mein Herz soll auf alle Fahnen Frankreichs gemalt sein, auf daß es siegreich werde über seine Feinde und triumphiere über alle Feinde der heiligen Kirche."

Wohl gab es unter der Geistlichkeit Männer, die die Gefahr erkannten und denen es aufs Tiefste zuwider war, daß die Religion Christi zum Deckmantel für einen Kreuzzug des Hasses und des Bürgerzwistes verwendet wurde; aber sie waren terrorisiert, sie wagten nichts zu sagen, und die gemäßigten katholischen Blätter wie der „Univers", begannen Seite an Seite mit den verschiedenen „Croix" zu marschieren. Nicht weniger als 35 Bischöfe beglück-

*) Der Teufel, die Dämonen und der Satanismus kehren in fast allen Heften der assumptionistischen Druckschriften wieder.

Digitized by Google

wünschten Herrn François Veuillot zu einem Werk, das er „Le Drapeau du Sacré Cœur“ nannte.*)

„Die Fahne, die das Sacré cœur für Frankreich forderte“, machte von nun an einen ununterbrochenen Siegeszug. In Nancy zuerst, dann in einer Fülle von Dörfern wurden Milizen des Sacré cœur gegründet. Endlich, am 13. Januar 1901 wurde die Gemeinde von Auriac (Aveyron) von ihrem Bürgermeister vor dem gesamten Gemeinderat feierlich dem Sacré Cœur geweiht. Ihr Name verdient es, erwähnt zu werden, da sie die erste Gemeinde war, die diesen Schritt machte.**)

Überdies führte der Lärm, mit dem die Assumptionisten ihren Sieg bereits eskomptierten, die starken Bataillone der Unentschiedenen in ihre Reihen. Nachdem man die Bauern der katholischen Bezirke gewonnen hatte, wollte man die Geschäftsleute gewinnen. Die Cafehausbesitzer und Hotelwirte wurden frommerweise darauf aufmerksam gemacht, daß die „Croix“ das meistgelesene Blatt Frankreichs war. In den nächsten Tagen erschienen wohlhabende Reisende in den Wirtschaften, die das Blatt nachdrücklich verlangten und mitunter sich weigerten, ein Gläschen in Lokalen zu nehmen, wo man das „Gute Blatt“ nicht hielt. Es hätte einer Charakterstärke bedurft, wie die Limonadenverkäufer im Durchschnitt sie nicht besitzen, um solchen Gründen zu widerstehen. Sie gaben daher nach; aber eine schweigende Fülle von Haß und Groll häufte sich gegen diese Organisatoren einer neuartigen Inquisition, und an vielen Orten des Südens begann man der vergessenen Erinnerungen von 1815 und des weißen Schreckens zu gedenken.***)

---

*) Erschienen bei Tolra, 28 rue d'Assas, Paris.

**) Das Protokoll und die Akten dieser Weihe wurden im „Univers“ vom 10. Februar 1901 veröffentlicht. Man liest daselbst: „Wir Mitglieder des Gemeinderats . . . haben uns mit einstimmigem Beschlusse vereinigt, um unserem großen Wunsch Ausdruck zu geben, daß die Regierung Frankreichs den Forderungen unseres Herrn und Heilands Jesus Christus entsprechen möge, indem sie die ganze Nation feierlich dem Sacré cœur weihe und das Bild des Heiligen Herzens auf der Fahne Frankreichs trage.“

Zwei Jahre später schrieb der „Univers“ — und seine Leser zeigten kein Erstaunen darüber —: „Das Bild des Heiligen Herzens Christi in der Mitte der französischen Fahne setzt die Sektierer unstreitbar in Verwirrung. Und Der (?), der ihr wahrer Führer ist, erkennt darin schon seinen Besieger (!)“

***) Ich teile hier einige Sätze aus der Predigt mit, welche der P. Coupé im September 1900 durch ganz Frankreich posaunte:

„O, wie war es schön und schrecklich, dieses löwenherzige Volk, als es

Digitized by Google

In ihrem Kloſter, das für ſie halb Kirche und halb Kontor war, verſchloſſen und lediglich damit beſchäftigt, den Fortſchritt ihrer Verſchwörung gegen die „modernen Ungeheuer“ zu verfolgen verſtanden die Aſſumptioniſten die Zeichen der Zeit nicht.

* * *

Halten wir einen Augenblick inne. Wir ſind etwa im Jahre 1896. Seit 1870 iſt die franzöſiſche Demokratie von Jahr zu Jahr mehr zum Bewußtſein ihrer ſelbſt gelangt. Sie hat über alle Kriſen triumphiert, alle Gifte ausgeſchieden. Dadurch, daß ſie ſich eine Laienrepublik nennt, ſagt ſie deutlich, daß ſie jede Art göttlichen Rechts in der Politik von ſich weiſt und ebenſo alle Folgen, die daraus abgeleitet werden. Der Kaſtengeiſt widerſtrebt ihr; in allem und überall ſchreitet ſie zur Freiheit und zum Licht. Die Prozeſſe mit Ausſchluß der Öffentlichkeit ſind ihr ebenſo zuwider, wie die Geheimniſſe der bureaukratiſchen Kanzleien.

Sie verlangt den obligatoriſchen Unterricht und Unterricht durch Laien; denn daß ein anderer für uns urteilen ſollte, erſcheint ihr ebenſo unmöglich, wie daß ein anderer für uns eſſen und verdauen ſollte. Sie fordert, daß jedes Individuum ein Staatsbürger werde, d. h. ein tätiges und denkendes Molekül der Geſellſchaft. Und dieſer Staatsbürger hat ſo wenig das Recht, eine ſeiner Pflichten nicht auszuüben, oder auf eines ſeiner Rechte zu verzichten, als er das Recht hat, ſich zu entmannen. Vor dreißig Jahren konnten unſere älteren Brüder Stellvertreter finden, die

---

ſich über Europa aufrichtete und die Bosheit mit ſeinem unentrinnbaren Zorn bedrohte! Wie war es ſchön, als es mit ſeinem Gebrüll Entſetzen in die muſelmanniſchen Horden trug; als es ſich vor dem Heiligen Grabe niederließ und zu Mohammed ſprach: ‚Komm, und nimm es!‘, als es ſich vor dem Thron der Päpſte ausſtreckte und den gekrönten Räubern zurief: ‚Wagt es nicht, euch zu nahen!‘ als es zur albigenſiſchen Ketzerei ſprach: ‚Stirb!‘ und zum Proteſtantismus: ‚Hebe dich hinweg!‘ Ja, damals war er ſchön, der Löwe Frankreichs!“

„Laſſe denn dein Gebrüll ertönen, o Löwe, laß es rollen durch die unendlichen und lichterfüllten Lüfte, um der Welt zu verkünden, daß du des Schlafes müde biſt und daß du in die Ebene hinabſteigſt, um die Bosheit zu bekämpfen und zu zerfleiſchen. Brülle, o Löwe, und befiehl den gottloſen Sekten, vom Boden Frankreichs zu weichen. Brülle, auf daß alle Soldaten Chriſti und ſeiner Mutter ſich um dich verſammeln, und daß deine Stimme, über den ewigen Montblanc hallend, dem Echo ſage, daß das Reich der Lüge zu Ende iſt und daß die zu lange verdunkelte Wahrheit aus der Wolke hervorbricht und über die Welt leuchten wird.“

Digitized by Google

für 1000 oder 2000 Frcs. für sie den Militärdienst leisteten. Kaum eine Generation ist seitdem vorübergegangen und schon erscheint uns der Gedanke an solch eine Stellvertretung als etwas Ungeheuerliches.

Dies ist in wenigen Worten die Wegerichtung der Demokratie, die, weit davon entfernt, sich an ihrem Ziel zu glauben, davon überzeugt ist, daß alles, was sie bisher getan, nur gleichsam eine Vorrede zur Kultur der Zukunft ist.

All dies ist noch vage und ungeformt, noch hat der Geist die Institutionen nicht durchdrungen. Aber sind die Ideen von heute nicht stets die Samenkörner für die Wirklichkeiten von morgen?

Und da findet die Demokratie auf ihrem Wege in dieser Richtung plötzlich die Organe der Guten Presse, die schäumend und drohend ihr im Namen der Kirche und des Gekreuzigten zurufen: „Bis hierher und nicht weiter! Die freiheitlichen Ideen, die du verkündest, sind Gotteslästerungen. Das Ideal, auf das du zuschreitest, ist ein Trugbild, eine Verführung, die die satanischen Mächte auf die Erde gesandt, um dich zu verderben."

Ich weiß wohl, daß die Kirche diese Presse niemals offiziell mit ihrer Vertretung beauftragt hat; aber der französische Katholizismus im ganzen hat, indem er die „Croix" als sein Blatt akzeptierte, seine Sache für lange Zeit mit der ihrigen vereinigt.

Ich weiß auch wohl, daß die Leute der „Croix" den apostolischen Segen mißbrauchten, um zu zeigen, daß der Papst mit ihnen sei, mehr als der strengen Wahrheit entsprach; aber niemals hat die kirchliche Hierarchie erkennen wollen, daß das berüchtigte Blatt auf dem besten Wege war, den katholischen Geist in eine schreckliche Gefahr zu bringen und die Ehre der Kirche für lange Zeit zu kompromittieren. Man wollte kein Ärgernis erregen, und so kam es, daß man, um den Frommen kein Ärgernis zu geben — deren Glauben doch wahrlich robust genug scheinen sollte — großes Ärgernis bei der geistigen Elite des Landes erregte. Weder der Papst, noch die Kardinäle, noch die Bischöfe sprachen die entscheidenden Worte, die jeden Irrtum unverzeihlich gemacht hätten.

Und die Demokratie brauchte wahrlich lange, ehe sie über das Vorgehen der „Croix" und ihrer Satelliten in Aufregung geriet. Sie sagte sich nicht ohne einigen Grund, daß diese Leute so viel Lärm machten, um ihre Bedeutung größer erscheinen zu lassen, als sie war. Sie wäre am liebsten weiter gegangen, ohne sie zu beachten, hätte sich am liebsten durch sie nicht von dem Ziele ablenken

Digitized by Google

lassen, auf das sie zustrebte. Aber diese heitere Ruhe oder diese Verachtung wurden von den „Zelanti" der klerikalen Partei mißverstanden. Sie glaubten, ihre Gegner weigerten sich dem Kampf, und sie schritten zum Sturmangriff auf die Macht.

In Kriegszeiten kommt es vor, daß manche kriegführende Parteien in der Überzeugung, daß jedes Mittel gut sei, wenn es zum Siege führt, das Völkerrecht vergessen. So geschah es mit den französischen Klerikalen. Das Freimaurertum erschien ihnen als die Hochburg der Demokratie. Gegen die Freimaurer kehrten sie denn alle ihre Batterien.

Nun sah man die endlosen Peripetien der phantastischsten Mystifikation sich abspielen, die jemals in der Geschichte vorgekommen. Ich würde wahrhaftig nicht daran denken, Leo Taxil und Diana Vaughan hier zu erwähnen, wenn diejenigen, die sich seinerzeit für sie verbürgten und ein Interesse daran fanden, sie auszubeuten, ihren Irrtum loyal bekannt und versucht hätten, ihn wieder gut zu machen. Aber sie haben vielmehr den Vorteil ihrer gemeinschaftlichen Aktion mit Leo Taxil geteilt und sie wollen auch nicht darauf verzichten, nachdem seine Infamie öffentlich geworden.

Vielleicht wissen einige meiner Leser nicht, wer Leo Taxil ist. Leo Taxil ist ein Journalist, 1854 geboren, der ungefähr um 1879 sich eine Spezialität daraus gemacht hatte, Angriffe gegen die Geistlichkeit zu veröffentlichen. Sein berüchtigtstes Werk dieser Art war ein Buch, das den Titel „Die geheimen Liebesverhältnisse Pius' IX." trug. Während einiger Jahre hatten diese unsauberen Publikationen infolge donnernder Verdammungsurteile einen sehr großen Erfolg. Aber selbst das antiklerikale Publikum wurde von dem unerhörten Zynismus des Verfassers sehr bald angewidert. So war denn diese unheimliche Persönlichkeit bereits von der öffentlichen Verachtung gebrandmarkt, und sah sich schon von seiner Klientel verlassen, als man im April 1885 plötzlich von seiner reuigen Bekehrung hörte. Der päpstliche Nuntius selbst ließ sich dazu herbei, ihn von der Exkommunikation de lata sententia freizusprechen, und die katholischen Blätter wetteiferten miteinander, das Gnadenwunder zu feiern!

Und es war doch selbst für die unvoreingenommensten Augen klar, daß diese Bekehrung nur ein frecher Betrug war. Es war nur eine Stimme in der Laienpresse darüber, die den Katholiken sagte, in welche Falle sie liefen. Sie wollten nichts hören, und

Digitized by Google

nun sah man, wie Leo Taxil mit Hilfe einiger Spießgesellen die unsauberste aller Spekulationen in Angriff nahm.

Durch mehr als zehn Jahre wurde das katholische Frankreich mit Publikationen überflutet, in denen unter dem Vorgeben, die Geheimnisse der Freimaurer zu enthüllen und die Feinde Gottes zu entlarven, die Gevattern den phantastischsten Blödsinn erzählten, der jemals von einer wahnwitzigen Einbildungskraft erfunden worden. In dicken Bänden wie in periodischen Lieferungen, die fieberhaft erwartet und auf der Kanzel wie in den Klöstern gierig verschlungen wurden, floß eine schmutzige Lüsternheit in vollen Strömen. Auf jeder Seite ergoß sich die unsauberste Pornographie zur höheren Ehre Gottes.

Der wesentliche Inhalt der Enthüllungen Leo Taxils war der, daß die Freimaurer einem Satansdienst huldigten. Die schwarze Messe vollzieht sich auf ihren Altären unter leibhaftiger Gegenwart des Teufels, nur mit dem Unterschied zu des Teufels Gunsten(!), daß bei der Teufelshostie die Scheinhostie verschwindet und der Teufel selbst sich in den unvorhergesehensten und obszönsten Formen offenbart.*)

Der Spott und das Hohngelächter, mit dem die Freidenker diese schmutzigen Fluten empfingen, befestigte die armen Gefoppten nur in ihrer Gläubigkeit.

---

*) Dieses Kapitel der Geschichte unserer Zeit ist noch nicht geschrieben worden. Eine sehr kurze, aber genaue Übersicht findet man in der Broschüre Henry Charles Leas „Leo Taxil, Diana Vaughan et l'Eglise romaine, Histoire d'une mystification", Paris 1901.

Im folgenden einige aufs Geratewohl herausgegriffene Titel, die diese Literatur genugsam kennzeichnen dürften: „Der Teufel im 19. Jahrhundert oder die Geheimnisse des Spiritismus", „Die Freimaurerei im Dienste Luzifers", „Vollständige Enthüllungen über den Palladismus, die Theurgie", „Die Goéthie und der ganze moderne Satanismus". „Die luziferischen Medien", „Die Kabbala fin de siècle", „Die Magie des Rosenkreuzes", „Die Besessenheiten im latenten Zustand", „Die Vorläufer des Antichrist, Berichte eines Augenzeugen von Dr. Bataille, mit zahlreichen Abbildungen", Paris Delhomme et Briguet, 13, rue de l'Abbaye (jeder Band 12 Frcs.), Leo Taxil „Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei", „Die Maurerschwestern, das Freimaurertum der Damen und seine Mysterien: Vollständige Veröffentlichung der geheimen Zeremonien in den Frauenlogen: Die Lehrmädchen, Die Gesellinnen, Die Meisterinnen, Die vollkommenen Meisterinnen, Die Rittermnen von der Taube, Die Nymphen von der Rose usw., Gastmähler, Unterhaltungen und Lieder der Maurerinnen." Paris, Duodez, 3,50 Frcs. Letouzey et Ané, 51, rue Bonaparte. Auf Seite 400 bemerke ich eine schöne, die ganze Seite ausfüllende Anzeige der „Vie de N. S. Jésus-Christ", vom Abbé C. le Camus (heute Bischof von La Rochelle).

Digitized by Google

Es gab ohne Zweifel auch Geistliche, die die Sache durchschauten. Sollen wir sie dazu beglückwünschen? Wenn sie nicht Opfer der Täuschung waren, so waren sie denn Mitschuldige, und das ist vielleicht noch weniger ehrenhaft. Wir können nur feststellen, daß nicht eine einzige berufene Stimme sich erhob, um die Ehre der Kirche zu retten und ihre Sache von dieser widerlichen Apologetik zu trennen.*)

Selbst die gemäßigtsten kirchlichen Zeitungen hatten die Gewohnheit angenommen, den Enthüllungen eine eigene Rubrik zu widmen. Die Enzykliken Leos XIII. und die bischöflichen Hirtenbriefe ließen nicht ab, den Kampf gegen die „satanische Sekte" zur Hauptpflicht der streitbaren Katholiken zu machen. Endlich, im Jahre 1896, beschloß die antifreimaurerische Kommission in Rom, einen echten und rechten Kreuzzug gegen das Maurertum zu organisieren und zu diesem Zweck einen internationalen Kongreß nach Trient einzuberufen. Die Wahl dieser Stadt war bereits ein Symbol und ein Programm. Diese erstaunlichen Sitzungen währten bis Ende September unter der Anwesenheit von 36 Bischöfen; eröffnet wurden sie durch eine ungeheure Prozession, an der 18000 Personen teilnahmen. Leo Taxil war der Held des Tages.

---

*) Die Provinzstädte hatten gleichfalls ihre antifreimaurerischen Enthüllungen. Im Jahre 1895 veröffentlichte der Komtur Dominique Margiotta in Grenoble einen aufsehenerregenden Band über den Palladismus oder den Dienst des Satan Luzifer; dem Bande voraus war der apostolische Segen gedruckt, dann ein langer Brief des Diözesanbischofs Msgr. Fava, der den Erpresser darin mit „lieber Freund" anredet, weiter ein Brief des Patriarchen von Jerusalem, Msgr. Piavi, des Erzbischofs von Aix und noch einer ganzen Reihe anderer Bischöfe.

Das vernichtende Ende Herrn Taxils benahm dem Msgr. Fava seinen Glauben über die Freimaurer keineswegs, noch 18 Monate später schrieb er ein Buch, das den Titel führte: „Das Geheimnis des Freimaurertums", ein Band, der ihm überdies eine in der Geschichte höchst seltene Auszeichnung eintrug. Papst Leo XIII. erwiderte die Sendung des Werkes durch ein lateinisches Gedicht, das er selbst verfaßt hatte. Es beginnt mit folgenden Versen:

Extulit ecce caput vesano incensa furore
E stygiis inimica cohors erupta latebris
Divinum numen maiestatemque verendam
Aggreditur: christi sponsam mordere cruento
Dente audet, premere insidiis atque arte maligna
Proelia mox effrons certamina miscet aperto.

(„Univers" vom 7. Juni 1898.)

Digitized by Google

Glücklicherweise hatten vier deutsche Priester den Mut, genaue Angaben über Diana Vaughan, die angebliche Heldin der neuesten Veröffentlichungen Herrn Taxils zu fordern. Der traurige Herr wappnete sich anfangs mit Unverschämtheit; dann, als er erkannte, daß die Dinge für ihn eine schlechte Wendung nahmen, verließ er plötzlich Trient und kehrte nach Paris zurück,*) wo er einige Monate später ankündigte, daß er am 19. April Diana Vaughan selbst dem Publikum vorstellen werde.

Am bestimmten Tage erschien er allein und erklärte, daß er seit zehn Jahren versucht hätte, bis wie weit die unergründliche Dummheit der Katholiken ginge. Er entging nur mit knapper Not dem Schicksal, von den wütenden Zuhörern in Stücke gerissen zu werden, und seither hat nie wieder jemand etwas von ihm gehört.

Nach dieser kläglichen und widerwärtigen Kampagne sollte es scheinen, daß die Opfer Leo Taxils sich einigermaßen hätten schämen müssen. Die Geistlichen und die Bischöfe, die den Kampf geführt hatten, mußten wissen, daß sie die Freimaurer in abschreckendem Licht dargestellt und Ungeheuer von schlüpfriger Unsittlichkeit aus ihnen gemacht hatten, daß sie Unfrieden in die

*) Auch nach dem Kongreß von Trient waren einige katholische Blätter noch ungewiß. Die „Croix“ schrieb am 12. November: „In Erwartung des Resultats der offiziellen Untersuchungen, die vor der römischen Kommission und dem heiligen Offizium über Diana Vaughan geführt werden, halten wir es für unsere Pflicht, die Briefe offizieller Persönlichkeiten zu veröffentlichen, denen die Presse (?) die Aufnahme verweigert.“ Auf diese Zeilen folgte ein authentischer Brief des Kardinal Parocchi an Diana Vaughan, der jedoch vor dem Kongreß von Trient geschrieben war.

Hingegen begann der „Univers“ etwa Mitte Oktober, zum Rückzug zu blasen und die Katholiken auf die große Enttäuschung vorzubereiten. In einem Artikel vom 29. Oktober ließ Eugene Veuillot die seltsamen Gefühle durchblicken, die seine Bemühungen in der Gefolgschaft des Blattes hervorriefen: „Sie sind zu gescheit,“ sagte ihm ein Abonnent, „um nicht zu sehen, daß Sie nur der Sache der Freimaurer nützen . . . Sie treiben die Rallierung zu weit!“ „Glauben Sie doch,“ schrieb ein anderer, „daß die Zweifel, von denen Sie sich erschüttern lassen, von den Palladisten, den Teufelsdienern, geschickt ausgesprengt werden, die vorgegeben haben, sich zu bekehren, um uns zu verraten.“ „Gegen Diana Vaughan sprechen,“ rief ein dritter, „heißt die Heiligsprechung der Jeanne d'Arc verhindern wollen (?!).“

Wenn man bedenkt, daß der „Univers“ diejenige katholische Tageszeitung ist, welche den geistig höchststehenden Abonnentenkreis hat, so kann man sich vorstellen, auf welcher geistigen Stufe die Abonnenten der übrigen katholischen Blätter stehen mögen.

Digitized by Google

Familien getragen hatten, deren Häupter dieser Gesellschaft angehört hatten.

Wenn ein gewöhnlicher Mensch solche Irrtümer begeht, so bedauert er sie und sucht sie wieder gut zu machen. Die Katholiken taten nichts dergleichen. Unter den Männern der Kirche waren wohl viele wütend, daß man sie so zum Narren gehalten; aber nicht ein einziger dachte daran, sich bei denen zu entschuldigen, die sie als fauligen Auswurf des Weltalls und als die fleischgewordene Bosheit hingestellt hatten.

Im Gegenteil, sie sagten mit einer Stimme: „Die Freimaurer haben eben Leo Taxil bezahlt, damit er die Katholiken zum besten halte.“*)

Vergeblich erinnerte man die Herren daran, daß alle Organe der Freidenker die Katholiken auf die Falle aufmerksam gemacht hatten, in die sie fielen, und daß Leo Taxil bereits als Lehrling aus der Freimaurerschaft, in die er hatte eintreten wollen, hinausgeworfen worden war. Das hatte alles keine Wirkung. Für diese Leute gilt noch die alte Formel des Mittelalters: den Ketzern glaubt man nichts.

Man wird vielleicht denken, daß die antiklerikale Partei die Affäre Taxil ausnützte, um die Kirche lächerlich zu machen. Es geschah dies auch ein wenig, aber viel weniger, als man hätte

---

*) Wenn ich mich nicht irre, so ist es Herr Gaston Méry, der Mitarbeiter Herrn Drumonts bei der „Libre Parole“, dem die Ehre gebührt, diese Taktik erfunden zu haben. Im Januar 1900 ließ er eine Broschüre erscheinen, in welcher er die Betrügereien Herrn Taxils und ihren Erfolg mit vielem Behagen mitteilte, und die er kühn betitelte: „Ein Komplott der Freimaurer. Die Wahrheit über Diana Vaughan,“ Paris, Librairie Blériot.

Dieses Vorgehen war in der Tat von genialer Einfachheit. Man verwünschte Taxil und seine Genossen, aber man übernahm die Läden, in denen sie die gläubigen Katholiken so gründlich geschröpft hatten, in eigene Regie, und auf dem scharlachroten Deckblatt Herrn Mérys sah man Reklameanzeigen eines Buches über den „Dämon“, von einem Geistlichen der Diözese Paris, über „die weiße Magie“, von Magus usw.

Vom 15. Januar 1897 an übernahm derselbe Gaston Méry für die Librairie Antisémite die Leitung einer halbmonatlichen Zeitschrift, „l'Echo du Merveilleux“, die offenbar dazu bestimmt war, die Abnehmer Herrn Taxils zusammenzuhalten und ihnen die geistige Nahrung zu liefern, die sie nicht mehr entbehren konnten. Im ersten Heft waren die Palladistischen Enthüllungen durch einen langen Bericht über die „Erscheinungen der heiligen Jungfrau in Tilly-sur-Seulles, zu Weihnachten 1896, in Gegenwart des Herrn Gaston Méry“ ersetzt.

Digitized by Google

erwarten können. Als der Augenblick der ersten Spöttereien vorüber war, vergaß man die Sache; selbst die schärfsten Gegner schämten sich,*) Leute von so kläglicher Leichtgläubigkeit noch weiter zu verfolgen. Die Demokratie war im Jahre 1896 abermals bereit, der Kirche trotz allem den Frieden anzubieten.**)

Das war die Zeit, in der die Affäre der Revision des Dreyfusprozesses ausbrach. Es ist hier weder meine Absicht, noch meine Aufgabe, die Geschichte der Affäre, wäre es noch so kurz, zu wiederholen. Es wird für meinen Zweck genügen, auf einige wenige bestimmte Tatsachen hinzuweisen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß kein Befehl, keine bestimmte Verhaltungsmaßregel, weder von oben, noch von sonst irgendwo, ausgegeben wurde; aber die katholischen Parteien sind so gewöhnt, geschlossen wie ein Mann zu handeln und vorzugehen, daß alles so geschah, als wäre eine bestimmte Parole ausgegeben worden. In erstaunlicher Übereinstimmung gaben alle katholischen Blätter zu verstehen, daß nicht nur alle Leute, die für Dreyfus waren, seine Mitschuldigen wären, sondern daß jeder, der, ohne über die Frage von Schuld und Unschuld überhaupt eine Meinung zu äußern, die Revision des Prozesses und die Öffentlichkeit dafür forderte, von einem Verräterſyndikat bestochen sei.

Nie hatte sich die instinktive Einheitlichkeit des katholischen Denkens so überwältigend offenbart, wie in jenen schrecklichen Tagen, in denen man in einer Atmosphäre des Bürgerkrieges

*) Eine Gesellschaft nährt sich nicht ungestraft von Enthüllungen gleich denen Herrn Taxils, und nicht ungestraft sucht sie ihre Heilung bei den Herren Méry, Georges Bois, oder Msgr. Fava.

Geisteskrankheiten und Neurosen nahmen unter den Katholiken in erschreckender Weise überhand. In den Schaufenstern um Saint Sulpice sah man Bücher voll der unwahrscheinlichsten Prophezeiungen aufflammen. Ich habe eines vor mir; es führt den Titel „Der Hauptschlag und sein wahrscheinliches Datum, d. h., die große Züchtigung der Welt uud der allgemeine Triumph der Kirche. Studie über die Geheimnisse der Salette verglichen mit den Prophezeiungen der Schrift und anderen authentischen Prophezeiungen", vom Abbé Em. Combes, Pfarrer von Diou (Allier), 126 S. 3. Auflage. „Se. Heiligkeit Leo XIII. hat die Widmung dieser 3. Auflage anzunehmen geruht."

An solch eine Geistesverfassung dachte ohne Zweifel Herr Fonsegrive, als er in der „Quinzaine" vom 1. November 1901 die Worte schrieb: „Befreien wir uns doch endlich von den Ungeheuern und den Chimären! Kämpfen wir doch nicht mehr gegen Windmühlen!"

**) Dieser friedlichen Gesinnung gab Spuller in der Sitzung der Kammer vom 10. März 1894 feierlichen Ausdruck, als er vom „Neuen Geiste" sprach.

Digitized by Google

lebte. Im Jahre 1870 hatte das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes fanatische Parteigänger und eine ruhmvolle Minorität von Gegnern gefunden; im Jahre 1896 gab es über das Dogma der unbedingten Schuld des Kapitän Dreyfus sozusagen keine Ketzer. Wohl gab es einige Priester, die mutvoll und einfach erklärten, sie seien nicht überzeugt, sie hätten Bedenken und Zweifel, und in jedem Fall schiene es ihnen nicht angebracht, aus der Schuld dieses Juden einen katholischen Glaubensartikel zu machen: das wilde Geschrei und die unerzählbaren Verfolgungen, die eine solche Zurückhaltung trafen, ließen es in aller Augen in endgültiger Klarheit erkennen, daß die bürgerliche und politische Unabhängigkeit des gläubigen Katholiken vielleicht bei den Kirchenvätern oder in irgend einer päpstlichen Enzyklika gewahrt würde, aber in der wirklichen Welt nur eine Fabel ist.

Als die „Affäre" ausbrach, war die klerikale Presse über ihre Haltung keinen Augenblick im Zweifel. Dadurch hatte sie einen großen Vorteil gegenüber der Laienpresse, welche zögerte, sich ein Urteil zu bilden suchte, wenn sie sich nicht gar zweideutig verhielt. Aber es war ihr Sieg selbst, der die Katholiken ins Verderben stürzte.*)

Als in der Sitzung vom 7. Juli 1898 die Kammer einstimmig die Affichierung der Rede Herrn Cavaignacs beschloß, da verriet sich in eben dieser Einstimmigkeit eine nicht mehr normale Geistesverfassung: es war eine Abstimmung in stürmischer Hingerissenheit, wie sie in Volksversammlungen stattzufinden pflegt, oder in mystischer Begeisterung, wie sie auf Konzilen vorkommt.

Und siehe, schon am nächsten Tage nach dieser berühmten Abstimmung überstürzten sich die Ereignisse mit einer geradezu erschreckenden Eile. Am 30. August bekannte sich der Oberst Henry als Verfertiger des Dokuments, dessen Echtheit der Kriegsminister wenige Tage vorher vertreten hatte.

Von diesem Augenblick an begannen eine Menge von Deputierten und unzählige Wähler sich zu fragen: „Wie konnten wir nur so blind sein? Wo ist die geheime Macht, die die öffentliche Meinung irregeleitet, die unbewußt auf uns gelastet und die Nationalversammlung in eine furchtgepeitschte Herde verwandelt hat?"

*) Man vergleiche das ausgezeichnete Buch des Herrn Leon Chaine, eines der Katholiken der Minorität, „Les Catholiques français et leurs difficultés actuelles," 7. Auflage. Paris 1904.

Digitized by Google

Auf alle diese Fragen konnte man nur die eine Antwort geben: daß der Schuldige der Klerikalismus war. Er war es, der, das über das ganze Land gezogene Netz des religiösen Einflusses benutzend, durch geschickte Manöver das Gewissen Frankreichs vergewaltigt hatte, dem es gelungen war, auf indirekten Wegen das Urteil zu fälschen, und zwar nicht nur das seiner Anhänger, sondern auch dasjenige der Staatsbürger, die sich um die Kirche nicht kümmern oder selbst ihre Gegner sind.

Als die Ruhe ein wenig wiedergekehrt war und der Klerikalismus trotz seinen verzweifelten Bemühungen und seinen schändlichen Bündnissen alle Schlachten eines Krieges, aus dem er siegreich hervorzugehen hoffte, eine nach der andern verloren hatte, da begann das ganze republikanische Frankreich sein Gewissen zu prüfen und sich zu fragen, wie es nur so plötzlich jedes Urteil hatte verlieren können, woher dieser Sturm des Wahnsinns gekommen war, der zu lange Zeit über ihm getobt hatte.

Der Schuldige war noch immer da, stand immer noch in prahlerischer und drohender Haltung, und weit entfernt davon, sich in Scham und Schande zu verstecken, gedachte er sein Werk fortzusetzen.*)

---

*) Am 25. April 1901 hielt der berüchtigte P. Coupé in Lourdes von einer Zuhörerschaft von 60 000 Personen seine berühmte Rede über „Das Schwert der Wähler", in der er natürlich die Erinnerung an Jeanne d'Arc heraufbeschwor und der Jungfrau Maria einen Titel gab, unter dem sie noch niemals begrüßt worden war „Die kriegerische Jungfrau!" . . . „Zum Kampf" rief er am Schluß seiner Rede, „zum Kampf unter dem Labarum des Sacré Cœur! Ein Labarum, das kein Zeichen des Friedens ist, sondern ein Zeichen des Kriegs!"

Selbst P. Didon, der berühmte Dominikaner, ist, wir sagen es mit Schmerz, auf der Seite der starken Bataillone gewesen. Am 19. Juli 1898 hielt er in Gegenwart des Generals Jamont, des Generalissimus der französischen Armee, der in großer Gala erschienen war, eine Rede über den „militärischen Geist", die ein ungeheures Aufsehen erregte. Sein Biograph, P. Stanislas Reynaud („Le P. Didon", Paris 1904) sagt uns, daß er „in dieser Rede einen glühenden Militarismus kundgab"; er fügt jedoch hinzu, daß die Anklagen, die man bei dieser Gelegenheit gegen den P. Didon erhoben hätte, falsch wären.

Der P. Reynaud hätte besser getan, uns einfach die Worte, die der Redner gesprochen, mitzuteilen. Dann hätte sich jeder selbst ein Urteil bilden können.

Die Wahrheit ist, daß im Rausche des Wortes der P. Didon mit seinem gebieterischen Genie dem Frankreich der Laien erklärt hatte, wie das Ideal des katholischen Frankreichs beschaffen war. Da er sich vollkommen darüber klar war, welche unüberwindliche Abneigung der Katholizismus der Jesuiten

Digitized by Google

Im Jahre 1896 war der berühmte Ruf Gambettas „Le cléricalisme, voila l'ennemi“ (der Klerikalismus ist der Feind) längst vergessen. Im Jahre 1898 drängte er sich mächtiger als je der Erinnerung und den Gedanken der Demokratie auf. Mit starrem Staunen hatte sie die furchtbaren Krisen erkannt, die eine scheinbar unbeträchtliche Minorität über ein Land bringen kann, wenn sie nur verwegen genug und wohldisziplinierter ist, und wenn sie sich an das religiöse Gefühl wendet.

Und da entstand in der geistigen und politischen Elite Frankreichs eine tiefe Bewegung. Eine Menge von Menschen, die den religiösen Zwistigkeiten vollkommen fernstanden, die bisher für den Antiklerikalismus keine größere Sympathie empfunden hatten als für den Klerikalismus, schüttelten ihre Gleichgültigkeit ab. Die Kirche erschien ihnen plötzlich als der Geist der Reaktion, als eine listige und heuchelnde Macht, die, unter dem Anschein, den Einfältigen den Weg zum Paradiese zu zeigen, sie praktisch organisierte, um sie plötzlich und unversehens mitten in den politischen Kampf zu werfen.

Ich habe bisher von der Kirche und dem Klerikalismus gesprochen, ungefähr als ob die beiden Worte gleichbedeutend wären. Ich weiß wohl, daß sie es nicht sind, aber da ich als Historiker spreche, der sich an die Tatsachen hält, muß ich konstatieren, daß der französische Bürger in diesem Augenblick Kirche und Klerikalismus tatsächlich nicht trennen kann.

Da der Klerikalismus sich der Kirche lehenspflichtig gemacht hat und die Kirche seine Dienste angenommen hat, so sind die täglich schrecklicheren Niederlagen des Klerikalismus die Niederlagen der Kirche geworden, und es hat den Anschein, als ob der ganze Boden, den die Demokratie gewonnen hat, der Kirche abgenommen worden wäre.

* * *

Denen, die die Güte hatten, mir bis hierher zu folgen, muß es wohl klar sein, daß die Trennung der Kirche vom Staat

und Assumptionisten dem Lande einflößte, so posaunte er einen Schlachtruf in die Welt hinaus, der die militaristische und finanzgewaltige Bourgeoisie um die Fahne des katholischen Frankreichs scharen sollte. Die Aufnahme, welche diese Fluten einer in der Tat großartigen Beredsamkeit fanden, bewies, daß die französische Demokratie nicht geneigt ist, sich zu jener Art von Imperialismus hinreißen zu lassen, wie ihn gewisse Soldaten, Geistliche und Kaufleute der Vereinigten Staaten Amerikas in die Mode bringen.

Digitized by Google

nicht mehr vor der Tür steht, sondern bereits vollzogen ist. Wenn das französische Parlament sie beschließt, so konstatiert es lediglich einen Zustand, der tatsächlich schon besteht, und sucht einen modus vivendi, der diesem Zustand entspreche.

Daher die außerordentliche Ruhe, die friedliche Stimmung, in der diese große Debatte sich vollzieht. Wenn das Parlament der öffentlichen Meinung zuvorgekommen wäre, so hätte sie sich aufgeregt und lebhaft mit dem Ereignis beschäftigt; so verfolgte sie nur einfach mit ruhiger Aufmerksamkeit die Diskussionen, in denen eine der feierlichsten Fragen aufgeworfen wurde, die das Gewissen Frankreichs seit 1789 zu entscheiden gehabt.

Die Trennung der Kirche vom Staat so aufgefaßt, wie das französische Parlament sie aufgefaßt hat, ist mehr als ein Wechsel der Dynastie, mehr als der Wechsel einer Regierungsform, es ist der Abschluß einer historischen Epoche und ein Wegweiser nach neuen Regionen.

Hier ist nicht der Ort, über den Empfang zu sprechen, den Frankreich dem Gesetz, so wie es aus den Beratungen der Kammer hervorgegangen ist, bereitet hat. Viele Leute haben sich darüber verwundert, daß die Demokratie die Abstimmung ohne lärmende Kundgebungen der Begeisterung hingenommen hat. Aber diese Ruhe erklärt sich in sehr natürlicher Weise, wenn man bedenkt, was oben gesagt worden ist: Nie ist ein Gesetz unter normaleren Bedingungen beschlossen worden; die Fernstehenden, oder unaufmerksame Zuschauer, welche die Demokratie bei einem Punkt angekommen sahen, bei dem sie sie noch nicht vermuteten, mochten an einen unerwarteten, unverhofften Sieg von ihrer Seite glauben, aber diejenigen, die ihre Entwickelung verfolgt, konnten dieser Täuschung nicht zum Opfer fallen.

Im klerikalen Lager scheint niemand daran gedacht zu haben, das Gesetz ruhig und objektiv zu betrachten, seine Ursachen und seine Tragweite zu bedenken. Mit einer Geistesverfassung, die ungefähr der schlimmer Schuljungen gleicht, stoßen die einen ein Schmerzgeheul aus und schreien: „Das ist eine Ungerechtigkeit! Das ist ein Gesetz, das eine neue Verfolgung bedeutet!“ Die anderen zucken die Achseln und sagen mit einem gezwungenen Lächeln: „Euer Gesetz ist ein Fehlschlag, eine Kapitulation! Nachdem ihr uns so heftig bedroht habt, habt ihr euch doch vor uns gefürchtet.“ *)

*) Man vgl. z. B. im „Figaro“ vom 3. Juli den Artikel Herrn A. de Mun, Mitglieds der Akademie: „La mort de la Séparation.“

Digitized by Google

Schmerzgeheul und Lächeln sind beide weder aufrichtig, noch sind sie ernst zu nehmen.

Das Gesetz ist kein vollkommenes, denn nichts auf dieser Welt ist vollkommen. Aber man durfte mit Recht sagen, daß „die Debatten höchst vollständig und sehr besonnen geführt wurden, daß all die heikeln Probleme, die gestellt waren, von unseren Deputierten mit der größten Sorgfalt erledigt wurden, daß die Majorität der Minorität nicht nur alles zu sagen gestattete, was sie wollte, sondern sie auch an dem Werke mitarbeiten ließ, das somit das gemeinsame Werk aller Parteien wird.“ *)

[Fortsetzung.]

Zur Würdigung Max Stirners.

Von Wilhelm Schlüter.

Am 26. Juni hatte Max Stirner seinen 50jährigen Todestag, am 25. Oktober feierte man seinen hundertjährigen Geburtstag. Doch darf man bei Stirner überhaupt von einer Feier reden? Er ist doch jetzt nur als Gedachter bei uns, als eine Idee . . . Und wie närrisch erschien ihm aller „Ernst bei hochwichtigen Gegenständen und Verhandlungen“! . . . Soll man sich der Gefahr aussetzen, daß sein Buch einem zuruft: „Mensch, es spukt in deinem Kopfe; du hast einen Sparren zu viel“?

Und dann . . . ja man hat eben nicht das Empfinden, als ob uns durch das Nachwirken seines Geistes wirklich noch viel geschieht. Den verwegenen Bayreuther trennt ein Etwas von wahrhaft schöpferischer Bedeutsamkeit. Es ist ein Imponderabiles, eine ganz kleine „Kluft“. Aber solche allerkleinsten Klüfte sind nach Zarathustra oft am schwersten zu überbrücken. Sie sind nichts und entscheiden — alles.

Hört man Stirner selbst, dann reitet er einen zauberhaften Weg. Aller Glanz des Idealismus sank erbleichend vor ihm hin, alle Lebensschätze ihm vermachend. Er ist der Übermächtige,

*) Pastor L. Lafon in der „Vie Nouvelle“ vom 8. Juli.

Digitized by Google

Überglückliche: „Ich bin der lachende Erbe“. Aber vom rechten Märchenprinzen heißt es, er ritt die goldene Straße und sah sie gar nicht... Und gerade darum „ritt sein Pferd mitten darüber hin, und als er vor das Tor kam, ward es aufgetan, und die Königstochter empfing ihn mit Freuden“. Und so erging es noch immer dem Genie, das wirklich „das Wasser des Lebens“ auffand . . .

Stirner bezeichnet den Gipfel, den ein rücksichtsloser Intellekt auch ohne den heiligen Anhauch der Genialität erreichen kann. Alle Reiche der Welt scheinen unter ihm zu liegen. Aber man höre doch: „Gemein“ und „gleichgültig“ sind ihm die Dinge geworden, „gemein und gleichgültig“ die Wahrheiten. So heißt's in der zweiten Abteilung seines Werkes „Der Einzige und sein Eigentum“ unter dem Kapitel: „Mein Selbstgenuß“. Sein Selbst aber empfindet er als geboren aus dem Nichts und gestellt aufs Nichts. Das ist die leuchtende Herrlichkeit seiner Perspektive! Laßt ihn Ernst machen mit dieser Entadelung des Makro- und Mikrokosmus, er müßte bald klagen, dieser Individualist: „O Wahn! Ich kann es nicht ertragen. Mein Ich das hohle, finstre, karge umschauert mich gleich einem Sarge.“ Dies ist die letzte Erkenntnis des Faust von Lenau, der jede Spur von Abhängigkeit in sich austilgen wollte. Lenau bedarf nicht vieler Dialektik, um diese letzte Folgerung der absoluten „Losgelöstheit“ zu ziehen. Er schaut das Problem ganz richtig. Faust sträubt sich bei ihm selbst gegen das Demütigende, das in der Idee der unendlichen Entwickelung seine Souveränität antastet . . . Er will vollkommen sein, jetzt, ewig, nicht länger ausgesetzt der Herabwürdigung, die im Gedanken eines denkbaren höheren Faust ihm droht . . . „Ha! lieber soll mein stolzer Geist, der Gott zu sein mich wünschen heißt, mit meinem Leib zugleich versiechen und sich als Grabgewürm verkriechen, und, dringt er je aus meiner Gruft, als fauler Dunst verfahren in die Luft“. Stirner ist nicht so radikal, daß er den Grabeshauch seines Standpunktes spürt. Die Einzigkeit bleibt ihm bis zuletzt eine „Sonne“. Stirner ist eben, bleibt Dialektiker, Lenau ist — genial!

Unheimlich dicht steht Stirner oft vor dem Tore. Doch kommt er niemals über die Schwelle. In der Fülle des Lebens scheint er zu schwimmen, bleibt aber nur ein armer Tantalus. Sein Denken, so gewandt es funktionieren möge, gelangt nicht über den toten Punkt. Es ist ganz seltsam.

Borniert ist sein Egoismus wahrlich nicht. Er verfängt sich

Digitized by Google

nicht in die Jämmerlichkeit der kleinen Selbstsucht. Er rechnet gescheiter. „Wie aber nutzt man das Leben?“ fragt er energisch. Und antwortet fest: „Indem man's verbraucht, gleich dem Lichte, das man nutzt, indem man's verbrennt. Man nutzt das Leben und mithin sich, den Lebendigen, indem man es und sich verzehrt. Lebensgenuß ist Verbrauch des Lebens!“ So sprechen, heißt dann aber wieder vor der entscheidenden Wendung Halt machen. Denn auch Jesus lehrt, daß der sein Leben verliert, der es erhalten will, und daß nur der es gewinnt, der es einsetzt. Jesus denkt aber diesen Gedanken weiter. Seine „Speise“ wird nun ein Schaffen, Bauen. Er verbindet sich mit dem Entwickelungsdrang des Kosmos, er weitet sich aus zur Willensgemeinschaft mit Gott. „Meine Speise ist, daß ich die Werke des Vaters vollende.“ „Sein „Dienen“ wird so zur Macht, zur allerhöchsten Macht, sein Opfern zum Schenken. Und so kann er resolut auch sich die Ökonomie des Sichverzehrens vorhalten. Er darf das Gleichnis von den törichten Jungfrauen verkünden, die ihr Öl vor der Zeit verbraucht. Stirner ist fertig, wenn er am Vertun, Ausleben, Verleben ein Notwendigkeitsmoment entdeckt. Das ist ihm genug, nun kann er triumphieren. Verschlossen aber ist ihm gerade darum das Vorrecht des wirklichen Genies, den ganzen Prozeß mit seinem Wenn und Aber und seiner Kehrseite zu schauen. Daß er sein „Linsengericht“ für das Allerhöchste hält, ist seine Strafe.

Linsengericht? Stirner ist doch kein dummer Esau, er ist doch auch über die Sinnlichkeit bewußt hinaus . . . Seine Geistesgeschichte zeigt doch, wie es die Aufgabe des Altertum war und sein mußte, der „Dinge“ Herr zu werden. Und nach ihm wird das Altertum mit der Welt der Dinge fertig. Mit der Welt des Geistes beginnt das Christentum. Es ist nun unsere Aufgabe, auch die Welt des Geistes zu überwinden, auch der Geistesgeschöpfe Herr zu werden . . . Das Ich soll übergeistig, überwahr werden, wie es schon übersinnlich geworden ist. Das heißt doch mit der Logik der Geistesgeschichte schreiten . . . Man lege doch den Einzigen nicht kleinlich aus! Das Denken selbst kann zum „Linsengerichte“ werden, zum Fortprozessieren deines Geistes auf deine Kosten, zum Vergessen der Tatsache, daß du selbst der Schöpfer deiner Gedanken bist. „Beobachte dich einmal jetzt bei deinem Nachdenken und du wirst finden, wie du nur dadurch weiterkommst, daß du jeden Augenblick gedanken- und sprachlos wirst. Du bist nicht etwa bloß im Schlafe, sondern selbst im tiefsten Nachdenken gedanken- und sprachlos, ja dann gerade am

Digitized by Google

meisten." Gewiß, aber ist dies denn etwas Neues? Und ist das Licht dann minder Licht, „wenn es sich nicht in Farben bricht?" Schon die Bhagavad Gita ordnet der allgegenwärtigen Gottesfülle, dem alles verjüngenden Allprozeß die Bewußtheit als ein Teilmoment unter. Der Weise soll weder das Wissen hassen, wenn es vorhanden ist, noch nach ihm sich sehnen, wenn es abwesend ist. Er soll einen Ruhepunkt über dem Zwiespalt dieser Einzelprozesse gewinnen, sich still dem hingeben, was in ihm mehr ist als alles „Teilbare". „Deshalb, weil ich das Teilbare übertreffe und selbst noch höher als das Unteilbare bin, werde ich unter den Menschen und in den Vedas als das Höchste gefeiert." Aber hier zeigt sich wieder die Überlegenheit der Genialität. Die Bhagavad Gita weiß, daß der Vollprozeß sich nur dann durchsetzt, wenn der Verselbstung durch Entselbstung die Wage gehalten wird. Das Sonderbewußtsein, die „Eigenheit", „Einzigkeit" schafft die beständige Unruhe der Gedanken. Sie läßt die „Toren" sagen: „Dies habe ich heute erreicht, und jenes, das mein Herz begehrt, werde ich morgen erlangen. Dies gehört mir und jenes wird mir gehören. Diesen Feind habe ich vernichtet und die andern werde ich zugrunde richten. Ich bin der Herr! Ich genieße! Ich bin erfolgreich! Ich bin stark und mächtig." Sie schaut die Mitwirkung des ganzen Alls in allen Funktionen des Einzelwesens. Sattva, die Weisheit, erkennt das Eine in allen seinen Gestalten wieder, das Ungeteilte in allem Geteilten. Sie traut dem Wogen, Wallen der Überseele, Überbewußtheit, sie lehrt durch Selbstvergessenheit überreich werden. Und so darf sie mit der „Heiterkeit" eines Spinoza in die Verfangenheit jenes „Vollbringers" hineinblicken, „welcher leidenschaftlich ist, den Früchten seiner Werke nachstrebt, gierig, verletzend, unrein in seinen Absichten ist". Dieweil sie genial ist, tut sich ihr das Mysterium des *synthetischen Personalismus* auf, in dem Hingebung und Selbstbehauptung sich wechselseitig tragen und in dem die *Wertfülle* des Geistes erhalten bleibt. Hingegen Stirner muß entwürdigen, trivialisieren. „Zum Denken und Sprechen brauche ich die Wahrheiten und Worte, wie zum Essen die Speisen; ohne sie kann ich nicht denken noch sprechen." Die Wahrheit ist „mir nur ein Nahrungsmittel für meinen denkenden Kopf, wie die Kartoffel für meinen verdauenden Magen . . . ." Da wären wir also doch wieder beim — „Linsengericht". Stirner bringt's nicht darüber hinaus.

Es klingt sehr genial am Schlusse des Buches: „Man sagt

Digitized by Google

von Gott: ‚Namen nennen dich nicht'. Das gilt von mir: kein Begriff drückt mich aus, nichts, was man als mein Wesen angibt, erschöpft mich; es sind nur Namen. Gleichfalls sagt man von Gott, er sei vollkommen und habe keinen Beruf, nach Vollkommenheit zu streben. Auch das gilt allein von mir." Das ist doch gewiß das Bekenntnis genialer Schöpfertiefen! Aber was vermag denn dieses märchenhafte Ich? Welche Möglichkeiten birgt es? Möglichkeiten? Für Stirner „fallen" Möglichkeit und Wirklichkeit „immer zusammen". „Man kann nichts, was man nicht tut, wie man nichts tut, was man nicht kann." Was auch für einen Stein, einen Leichnam buchstäblich zutrifft. Von einem Heraustreten des wahrhaft Menschlichen aus dem Kreatürlichen, von der Schöpferfülle des echten Künstlers, des rechten Ethikers weiß er nichts. Er ahnt nichts von der Eigentümlichkeit der Erfindungskraft des Menschen, sich Möglichkeiten denkbar zu machen, aus ihnen die passende auszuwählen, mit ihr die Wirklichkeit anzufassen und ihr sich einzuprägen — — — — — Wiederum also bleibt er just vor der Sphäre des Genialen stehen, genau auf der Grenzlinie, immer Worte sprechend, die man mit schöpferischen Inspirationen verwechseln könnte . . . Und doch ein Profaner bis ins Mark, ein Unfruchtbarer.

Es ist daher tatsächlich nicht zu bedauern, daß auch Mackay über seinen Lebenslauf nichts Sonderliches ausgespürt. Er hat nach theologischen und philosophischen Studien sich in Berlin als Gymnasial- und Töchterlehrer betätigt . . . . Dann wurde er Schriftsteller. Sein „Einziger" erschien 1844.

In Berlin ist er in Armut und Verlassenheit gestorben. Sein eigentlicher Name war Kaspar Schmidt. Das sozialpsychologisch Begreifliche seiner Dialektik ist in dem Willkür-Menschen und Streber, wie ihn Ferdinand Tönnies mit gelassener Sachlichkeit in „Gemeinschaft und Gesellschaft" schildert, so ziemlich erschöpft. Mit Sören Kierkegaard, dem „Einzigen" Dänemarks, kann Kaspar Schmidt sich nicht messen. Sören Kierkegaard hatte bei aller konfessionellen Metaphysik doch das, was der Prophet Mackays durch keine Subtilität und Verstandesgeschmeidigkeit ersetzen kann, er hatte „Wesentlichkeit", er hatte die Elektrizität der Sehnsucht, er hatte immer neue Möglichkeiten, kurz: Genialität!

Digitized by Google

Die Entlastung der höheren Schulen.

Vorschläge im Rahmen der letzten Reform.

Von Prof. A. Fischer-Hamburg.

Jedes Ding hat ein Ende sagt man, nur die Schulreform hat keins und kann es nicht haben, weil es gilt, den sich ändernden Bedürfnissen des Lebens wie den neuen Forderungen der Hochschulen immer wieder sich anzupassen.

Die Berechtigungen der höheren Schulen.

Für das Publikum handelt es sich besonders um die Berechtigungen, die nach der Konferenz von 1900 allen drei höheren Schulen, dem Gymnasium, dem Realgymnasium wie der Oberrealschule ziemlich gleichmäßig gegeben sind. Das Geschrei dieses Streites ist verstummt, wenn auch wenig Wolle dabei geschoren ist; denn daß diese Frage nicht völlig gelöst ist, zeigt die in Berlin eingerichtete Auskunftstelle für das höhere Unterrichtswesen; es sind nämlich an die sogenannte Gleichberechtigung der höheren Schulen in Preußen auf der Universität durch die Fakultäten so viele Haken und Häkchen gehängt, daß eigentlich niemand mehr mit dem Bescheid weiß, was ganz fest stehen sollte und früher auch fest stand. Dazu haben nicht alle deutschen Staaten den letzten preußischen Sprung mitgemacht, so daß auf preußischen Universitäten hamburgische Realgymnasiasten — wenigstens wenn sie Söhne von hamburgischen Staatsangehörigen sind — Jura nicht studieren dürfen, aber wohl die preußischen. Wird mit den Forderungen der Fakultäten wirklich Ernst gemacht, so bleibt für die meisten Fächer der Universität wenigstens leichtes Latein notwendig, Griechisch wird oft gewünscht und bei den Theologen natürlich verlangt. — Die andern Hochschulen für Acker- und Bergbau, für Forsten, Technik, dazu die Laufbahn der Offiziere, sind allen drei höheren Schulen freigegeben. Auf den Polytechniken in Preußen, die 1903 bei etwa 5000 Studenten von 2000 Abiturienten des Gymnasiums besucht waren, sind die Vorlesungen auf den Stand dieser Schüler zugeschnitten, die, nach dem Lehrplan wenigstens, in Mathematik und Naturwissenschaften hinter ihren Kameraden vom Realgymnasium und der Oberrealschule zurückstehen. Der praktische Vorteil der Gleichstellung der

Digitized by Google

drei höheren Schulen ist der, daß an jedem Ort, wo auch nur eine dieser Schulen besteht, die Vorbildung für jede Hochschule erlangt werden kann, wobei allerdings kleine Beschränkungen wegen der Universität noch bestehen. Das Gymnasium steht also nicht mehr allein an der Krippe, sondern neben ihm die beiden anderen höheren Schulen; aber die Rationen werden dadurch auch kleiner.

Das Wesen des Gymnasiums ist bisher noch, daß es — nach der Stundenzahl wie der beschränkten Zahl der Fächer — eine tiefergehende sprachliche Bildung gibt, dabei allerdings durch die alten Sprachen etwas von der Gegenwart abzieht (die Mathematik, welche auf allen höheren Schulen ähnlich getrieben wird, braucht hier nicht herangezogen zu werden). Das Realgymnasium treibt Latein neben den neueren Sprachen und Naturwissenschaften, es hat damit vielleicht reichlich viel und verschiedenartige Fächer. An der emporkommenden Oberrealschule, deren Lehrplan insofern einfacher ist, als er sich ganz auf die neueren Sprachen und Naturwissenschaften beschränkt, kleben noch zwei Mängel. Der Betrieb der neueren Sprachen ist wie auf dem Realgymnasium methodisch nicht festgelegt, es kämpft die alte Methode des Lesens und der Grammatik mit der neuen, die mehr auf Sprechen hinzielt; und der deutsche Unterricht ist noch nicht recht ausgebildet. — Nach der Reform von 1900/01 haben bisher die Gymnasien an Zahl zugenommen, die Realgymnasien sind ziemlich stehen geblieben, die Realprogymnasien haben sich sehr vermindert, die Realschulen und Oberrealschulen zugenommen. Von allen höheren Schülern Preußens waren 1903, und ähnlich steht es wohl noch jetzt, Gymnasiasten ungefähr 55%, Realgymnasiasten 15%, lateinlose Schüler 30%.

Aber kann man nicht wieder zu einer einzigen Schule kommen als Vorstufe für alle Hochschulen und höheren Berufe? — Eine solche ist zurzeit nicht möglich, weil sie zu viel Fächer umfassen müßte, die kein Erwachsener, geschweige denn ein Unerwachsener bewältigen kann. Und so bleibt den Eltern einstweilen in manchen Städten die unangenehme Wahl, ob sie ihren Jungen aufs Gymnasium, Realgymnasium oder die Oberrealschule schicken, oft in einem Alter, wo sich seine Anlagen nach einer bestimmten Richtung, der alt- oder neusprachlichen, der naturwissenschaftlichen oder mathematischen, noch nicht deutlich zeigen. — Diesem Mangel will die sog. Reformschule abhelfen, die, nach dem älteren Altonaer System, von der lateinlosen Realschule in der dritten Klasse

Digitized by Google

das Realgymnasium mit Latein abzweigt, nach dem jüngeren Frankfurter, welches noch mannigfach verändert ist, auf die lateinlose Realschule in Untertertia Realgymnasium wie Gymnasium setzt, so daß von allen drei nur die Oberrealschule von unten bis oben durchgeht. Die grundlegende Sprache ist beim Altonaer wie beim Frankfurter System das Französische, das zusammen mit dem Deutschen die grammatische Schulung übernehmen soll, doch oft wohl nach der neuen Methode sprechend betrieben wird. Auf dem Frankfurter Realgymnasium folgt dann in Untertertia Latein und in Untersekunda Englisch. In den Gymnasialklassen tritt das Französische von Untertertia ab mit zwei oder drei Stunden zurück, und Latein wird mit zehn stoßweise betrieben, ebenso von Untersekunda ab mit acht das Griechische, wobei dann wieder das Latein weniger Stunden hat. Fast in jeder Provinz besteht jetzt neben den vielen alten Gymnasien ein Reformgymnasium mit französischem Unterbau, das indessen einstweilen nur als ein Versuch angesehen wird; daneben eine Menge anderer Schulen, besonders städtische, wo Gymnasium und Realgymnasium, Gymnasium und Realschule oder Oberrealschule, Realgymnasium und Realschule oder Oberrealschule vereint sind. Am meisten zugenommen haben die Reformrealgymnasien, so daß wieder die Oberrealschule das Realgymnasium überholt, welches sie vielleicht mit der Zeit auffaugt. — Es gibt demnach jetzt in Preußen folgende höhere Schulen: Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen; daneben die selbständigen unteren Klassen dieser Anstalten, die Progymnasien, Realprogymnasien und Realschulen; weiter Reformschulen nach Altonaer, Frankfurter und ähnlichen Systemen.

Wird die Einheit in einer einzigen Schule in Zukunft wieder hergestellt? Das Gymnasium mit Latein und Griechisch kann diese nicht sein; eher schon die Oberrealschule, wenn die Entwickelung ihren Gang wie bisher geht und unsere Bildung sich weiter von der antiken loslöst und entfernt.

Überbürdung und Entlastung.

Die Überbürdung der Schüler ist innerhalb der Schulreform früher von Fachleuten wie Laien eifrig erörtert, noch bei der Schulkonferenz des Jahres 1890; aber! — gut Ding will Weile haben — bei der von 1900, zu welcher hauptsächlich, aber nicht etwa allein, Lehrer der Hochschulen berufen waren, ist sie sanft eingeschlafen. Niemand hat davon gesprochen, auch Seine

Digitized by Google

Majestät der Kaiser nicht, welcher sein Erscheinen in Aussicht gestellt hatte, aber zu kommen verhindert war. — Daß diese Frage indes nicht aus der Welt geschafft ist, zeigen schon die Berichte der verschiedenen Kongresse, die sich mit ihr beschäftigen. Natürlich liegen die Verhältnisse völlig verschieden in den großen Städten mit oft weiten Schulwegen und geschlossener Schulzeit, wo keine Mittagspause den Unterricht unterbricht, und den kleineren Orten mit geteilter. Auch sind die Ansichten über die Überbürdung der Schüler nach Beruf und eigener Erfahrung sehr verschieden. Ein Professor von der Universität z. B. denkt über Länge des Unterrichts, Aufgaben und häusliche Arbeiten der Schüler leicht anders als ein Mann des praktischen Lebens. Ein Teil der Gebildeten hängt noch an den alten Idealen der „Dichter und Denker", während andere meinen, daß die neue Zeit neue, praktische Menschen und damit anderen Unterricht in den Schulen verlange. Falsch wäre es, diese Sache tragisch zu nehmen; denn die meisten Schüler helfen sich natürlich selbst: ehrlich währt am längsten, sagt man zwar, wird aber bekanntlich auf der Schule nicht viel geübt. Doch ist das für die Jugend nicht gut, und andere Hilfe wäre besser. Um zu sehen, was hier zu machen ist, müssen die einzelnen Punkte vorgenommen werden.

Man klagt zunächst darüber, daß viele Schüler nicht genügend gefördert und nicht versetzt werden. Wie selten wird der neunjährige Kursus der höheren Schulen wirklich in neun Jahren durchgemacht! — Aber das kann nicht anders sein, solange in den Klassen bis Tertia 50—40 Schüler sitzen dürfen. So kann in einer sprachlichen Unterrichtsstunde der einzelne höchstens eine Minute herangenommen werden, um sich über sein Können auszuweisen. Das genügt natürlich kaum dazu, und werden einzelne eingehender gefragt, so müssen andere übersprungen werden, die dann leicht sich gehen lassen und zurückbleiben. Die Überbürdung der Schüler ist also zunächst eine Geldfrage; 20 kann der Lehrer übersehen und auf jeden einzelnen in der Stunde eingehen, aber nicht auf 40 oder 50. Übrigens geben manche Eltern für Privatstunden dasselbe und mehr aus, als sie das Schulgeld kleinerer Klassen kosten würde. Es sollte daher von ihnen, in der Volksvertretung wie in der Öffentlichkeit, immer wieder Herabsetzung der Maximalzahl gefordert werden.

Sonst besteht nach den Umständen die Überbürdung der Schüler in der großen Zahl der Unterrichtsstunden, der Masse der

Digitized by Google

Fächer, dem in die Tiefe gehenden wissenschaftlichen Betrieb, der bei den bestimmten Forderungen des Lehrplanes oft mit Hochdruck arbeitet, und der aus dem Unterricht sich ergebenden Hausarbeit.

Diese ist leicht zu groß für diejenigen Schüler, welche noch nicht richtig arbeiten können, und nicht etwa nur für die, welche in der Meinung „morgen ist auch noch ein Tag" nicht vorarbeiten. Wird aber der Unterricht in der sechsten und fünften Klasse auf vier Stunden täglich beschnitten, wie weiter unten vorgeschlagen wird, so kann in einer Arbeitsstunde, die an den Unterricht der Schule anschließt, den Jungen richtiges Arbeiten beigebracht werden, daß sie nämlich unter Aufsicht des Lehrers lernen, wie man einen Aufsatz, eine Übersetzung oder ein Exempel anfaßt, sich nicht mit Nebensachen aufhält, sondern auf die Hauptsache losgeht; und dabei kann dann der einzelne zurückbleibende gefördert werden, was im Unterrichte nicht so leicht ist. So kommen die Jungen über die ersten schwierigen Jahre leichter hinweg.

Längst verschwunden sind die Zeiten, wo auf der Schule eigentlich nur die Sprachen — allenfalls noch Mathematik — wissenschaftlich betrieben wurden, und das andere so nebenher lief; zu den Sprachlehrern sind die Fachlehrer für Religion, Geschichte, Naturwissenschaften usw. getreten, die mit Nachdruck ihre Wissenschaft vertreten und an die Jungen los werden wollen, was sie auf der Universität gelernt haben. Das hat natürlich sein Gutes; sie stehen hoch über ihrem Stoff und imponieren damit den Schülern. Eine Gefahr liegt darin, daß diese mit deutscher Gründlichkeit in alle Fächer wissenschaftlich eingeführt werden, und daß kann ja keiner leisten. Ehre den Männern, die sich und ihr Leben der Wissenschaft weihen; aber die Schüler sind doch nicht für die Wissenschaft da, sondern umgekehrt, die Wissenschaft oder besser ihre Resultate für die Schüler. — Indessen nur Mut! Die Sache wird schon — gebessert. Die Hochschullehrer der Mathematik haben begonnen, für ihre Studenten am Ende des Studiums elementare Mathematik zu lesen, so daß diese einen vollen Überblick auch über den Schulstoff erhalten, nachdem sie wissenschaftlich arbeiten gelernt haben. Wird jener Überblick nicht nur wissenschaftlich, sondern auch praktisch eingerichtet, so übersehen die jungen Pädagogen von vornherein, was sie lehren sollen, kommen den Schülern nicht mit der hohen Wissenschaft und bedürfen nicht 10—15 Jahre, um für ihre

Digitized by Google

Schularbeit zu vergessen, was sie auf der Universität nötig hatten und für wissenschaftliche Arbeiten weiter gebrauchen. Es wäre gut, wenn auch in den anderen Fächern Schulwissenschaft auf der Universität getrieben, d. h. innerhalb der Studienzeit der Stoff der Schule im Überblick gezeigt würde. — Zu dem gründlichen wissenschaftlichen Betrieb der Fächer kommt, daß in vielen bei den bestimmten Forderungen der Lehrpläne mit Hochdruck gearbeitet wird. Auch hier hat man schon zu bessern begonnen; denn im Abiturientenexamen werden selten noch alle wie früher durchgeprüft, der königliche Kommissar kann in einzelnen von der Prüfung absehen oder sie kürzen und tut das häufig, namentlich in den sog. Nebenfächern. Einen Schritt weiter, und diese verschwinden ganz aus der Prüfung. Man kann auch aufhören, in ihnen Hausarbeit zu fordern, alles Notwendige im Unterricht selbst den Jungen beibringen und dementsprechend den Stoff beschneiden.

Die Zahl der Fächer ist immer noch im Wachsen; welcher Laie kennt noch ihre Namen und Arten! Ein Obertertianer der Realschule, ein Junge von etwa 14 Jahren, wird in fast ebenso viel Fächern unterrichtet, als er Jahre zählt. — Hier muß eingegriffen werden! Wo berechtigterweise Neues in die Schule gedrungen ist, muß Altes dafür abgestoßen werden, sonst schwillt der Strom der Fächer weiter an. Zum Beispiel kann das Mittelhochdeutsche entfernt und die Geschichte beschnitten werden, denn die Zeiten der Grimm und Ranke sind längst vorüber. — Fächer, die nach ihrem Wesen für die Schule zusammengehören, sollten nicht nebeneinander, sondern nacheinander betrieben werden, wie beschreibende Naturwissenwissenschaften und Physik, in den unteren Klassen Geographie und Geschichte, Schreiben und Zeichnen. Eine neue Sprache sollte immer erst nach zwei Jahren beginnen, nachdem die andere in Wortschatz und Formenlehre sichergelegt ist. Und wenn sie so erst in einer höheren Klasse als jetzt begonnen wird, so bedeutet das nicht immer geringere Erfolge; denn nun sind die Köpfe der Schüler frei und willig aufzunehmen.

Die Stundenzahl endlich! Jener glückliche Obertertianer der Realschule, dem man für jedes seiner jugendlichen Jahre ein Fach im Unterricht aufgebunden hat, wird in wöchentlich 34 Stunden, täglich also fast 6 Stunden, unterrichtet. Das sagt genug! Die Reform von 1901 hat unter dem Einfluß der Schulkonferenz von 1900 mit ihren Männern der Hochschule die Stundenzahl wieder etwas erhöht, welche auf den Wunsch Seiner Majestät des

Digitized by Google

Kaiſers und das Drängen der öffentlichen Meinung bedeutend herabgeſetzt war. Die Stundenzahl ſollte wie der Schulſtoff und die wiſſenſchaftlichen Forderungen beſchränkt werden. Ein Zuviel von Unterricht und Lernen taugt weder für Schüler noch Lehrer. Bekanntlich ſtrengt Kopfarbeit am meiſten an, das zeigen die überarbeiteten Menſchen ebenſo gut, wie die Ochſen des Bauern auf dem Felde. Durch zuviel Unterrichten werden die bekannten Eigentümlichkeiten des Lehrers unnötigerweiſe verſchärft. Er kriegt leicht den Fehlerkrampf, d. h. ſucht und ſieht überall Fehler und wird ſo auf die Seite der Kritik, auf die negative Seite des Lebens gedrängt. Das iſt aber nicht gut, weder für ihn und ſeine Lebensauffaſſung, noch für ſeine Schüler. Dieſe werden zuviel unterrichtet, zuviel belehrt und lernen zuviel! Sollen ſie denn alle Gelehrte werden? Nein! Die Mehrzahl von ihnen praktiſche Menſchen, die mehr ein Können als ein Wiſſen und neben dem Können friſchen Mut, Auffaſſung, Umſicht, Energie nötig haben. Entſcheidend ſcheint hier das Urteil vieler Ärzte und fremder Lehrer. Engliſche Schulmänner haben nach dem Beſuch unſerer Anſtalten wiederholt erklärt, daß die deutſchen Schüler überarbeitet ſeien, nicht friſch für die Aufnahme von Neuem und keinen Trieb, „vorwärts zu gehen“, hätten. Nach meiner perſönlichen Erfahrung, die mir von Kollegen oft beſtätigt iſt, ſind die Jungen, beſonders der unteren Klaſſen, bei geſchloſſener Schulzeit in der fünften Stunde nicht mehr friſch noch bereit zur Arbeit; bei der geteilten ſteht es mit der fünften, der erſten nach der Mittagspauſe, ähnlich, und die dann folgende iſt auch nicht viel wert.

Die Zeit des Unterrichts ſollte alſo gekürzt werden; aber natürlich gibt kein Fach, kein Lehrer von ſeinem Fach freiwillig Stunden her, das haben ja die Schulkonferenzen genügend gezeigt. Und wer den Vorſchlag macht, die Stundenzahl entſchieden herabzuſetzen, dem geht es leicht wie dem Teufel, der mit den aufmunternden Worten „Wo man ſingt, da laß dich ruhig nieder“ ſich mitten in den Bienenſchwarm ſetzte. Trotzdem ſchlage ich vor, die Stunden des Unterrichts, Turnen eingeſchloſſen, von den oberen Klaſſen bis zu den unteren von 30 bis zu 24 abzuſtufen und der Vorſchule 18 zu geben. Zuſammen mit dem Turnen betragen ſie jetzt in der Hauptſchule 34 oder 33 bis 30, in der Vorſchule etwa 23 bis 18. Das Nähere meiner Vorſchläge ergibt der Plan unten. — Bei 24 Stunden Unterricht in Sexta und Quinta, bei täglich alſo 4 Stunden, kann — bei geſchloſſener Schulzeit — ſofort jene

Digitized by Google

oben besprochene Arbeitsstunde anschließen, die bei geteilter Schulzeit auch auf den Nachmittag gelegt werden kann. Dann sind die kleinen Burschen, wenn sie nach Hause kommen, wirklich ganz mit der Schule fertig.

Aber was dann? fragen manche Eltern, was sollen unsere Kinder mit ihrer freien Zeit anfangen? — Die älteren und verständigen können sie gebrauchen, um sich selbständig zu beschäftigen und ihren Neigungen nachzugehen, wie das früher geschehen ist. Der Vater eines Freundes von mir, dessen Jugend in die zwanziger, dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts fiel, erzählte mir einst, wie sie in der freien Zeit zu ihrem Vergnügen die klassischen Schriftsteller, griechische und römische, gelesen hätten. Das wäre auch heute noch etwas für zukünftige Philologen und Theologen, aber die Neigungen der meisten Schüler würden jetzt natürlich auf etwas anderes gehen: Praktisches oder Wissenschaftliches, je nach den Anlagen. Wahrscheinlich würde die Wahl des Berufes dadurch früher entschieden werden als jetzt gewöhnlich, weil eben ausgesprochene Neigungen früher hervorträten. Dann ist ferner Zeit für die verschiedenen Schülervereine zum Lesen usw., die nicht auf den Abend gedrängt würden, und denen sich ein Verein zum Debattieren und Üben im Freisprechen anschließen kann. Wer Lust hat und wem's die Eltern erlauben, kann Handfertigkeit üben oder ein Handwerk lernen, und jeder hat Zeit zum Spielen. Denn tägliches Spiel sollte von Schul wegen auf großen Plätzen eingerichtet und beaufsichtigt werden. Der Sport weiter, Schwimmen, Rudern usw., kann in Ruhe betrieben werden; es ist auch Zeit für ruhige Vorbereitung zur Konfirmation, die jetzt manchmal den Gang der Schule ebenso stört wie von ihr gestört wird. Die Schüler der oberen Klassen können sich für die Geselligkeit ausbilden, z. B. Tanzen üben; denn das ist für das Leben notwendig; sie sind doch nicht allein für die Schule da, und es ist falsch, das andere hindern zu wollen. Gewiß ist es leicht, manches eitel zu finden, wenn man damit fertig ist; aber die Jugend ist eben nicht mit dem Leben fertig, sondern steht vor ihm und seinen wirklichen oder eingebildeten Freuden. Es ist ihr Glück und ihr Recht, fröhlich zu sein. — In der freien Zeit könnten demnach die Jungen ihren Neigungen leben, sich körperlich kräftigen und im Verkehr mit anderen ihren Charakter und anderes bilden.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Ein Ehrenhandel ernstester Art.*)

Von Theodor Rohleder.

Ein Pfarrer des württembergischen Schwarzwaldes hat einen Roman geschrieben unter dem Titel „Prostitution des Geistes“. Im Schlußwort ruft der Verfasser dem Leser zu: „Vergiß nicht, was du geschaut! Auch das Bittere bewege ernst in deinem Herzen. Ich sage nicht, dies sei der Kirche heutiges Bild; denke, daß sie vielleicht so reden könnte: denke, daß es Drohend-Künftiges sei, was das satirische Fernrohr noch zeitig warnend dir zeigt.“

Es ist nur ein schwacher Trost, der in diesen Worten liegt. Tatsache ist, daß der Titel auf alle, die über den Gegenstand einigermaßen orientiert sind, einen peinlichen Eindruck macht. Wenn man einer Gesellschaft sagt: Meine Herren und Damen! Es sind Diebe und Betrügerinnen unter Ihnen — wird sie sich dann dabei beruhigen? Man würde nach Beweisen fragen und der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Wer fürs Vertuschen wäre, würde sich selbst nur verdächtig machen.

Die Alten haben nach dem Schema gepredigt: Was sagt uns der Text und wie wenden wir das an? So, meine ich, müssen wir fragen: Was steht in dem Buch und was müssen wir daraus lernen?

I. Was steht darin?

Pfarrer Moser zieht an einem schönen Septembertage in den Schwarzwaldort Markrode. Die Gemeinde ist zum Teil arm und Bettel nicht ungewöhnlich. Moser bleibt seiner Gemeinde innerlich fremd. Sein bitteres Gemüt findet mit der Zeit, daß dieses Volk den Pfarrer nur schätze und fürchte, soweit er seinen Fraß zu fördern oder zu hindern imstande ist. Nur ein Sozialdemokrat hat wärmeres Interesse und, obwohl Gegenpol, besseres Verständnis für Stellung und Arbeit des Pfarrers. Der Patron, Graf, Kunstverständiger und Künstler, ist samt Frau und Tochter äußerst gütig und „charmant“.

Bei der Investitur tadelt Dekan Seeger vor der Gemeinde und nachher im Pfarrhaus den „halben Glauben“, mit dem so mancher Pfarrer ins Amt trete. Er nennt Mosers Predigt oberflächlich, läßt sich aber von ihm doch schließlich so einnehmen, daß er mit ihm ein Schmollis trinkt. Moser erklärt nämlich, daß er seine Qualifikation wohl kenne, daß aber auch seine Behörde darum wisse und über ihn bezeugen könne, „daß er vom Glauben gar nichts habe, wohl aber die klare juristische Verpflichtung.“ Der Stipendien wegen, die er hätte herausbezahlen sollen, sei er ins Amt getreten. Wenn er sich schon einmal prostituieren müsse — denn in dieser schmutzigen Welt seien nur Mächte mächtig, die nichts anderes können als prostituieren —

*) Trotz der wesentlich polemischen Art des Aufsatzes und obwohl das in dem Aufsatze besprochene Buch schon vor mehreren Jahren erschienen ist, gebe ich ihm doch Raum, weil er die Aufmerksamkeit auf wichtige Punkte des öffentlich-kirchlichen Lebens lenkt. Alle Ausführungen des Verfassers mache ich mir aber nicht zu eigen. D. H.

Digitized by Google

dann erscheine ihm das in der Kirche noch am ehesten erträglich. „Überall in Kirche und Staat, ja selbst auf den freieren Gebieten Wissenschaft und Kunst, seien fast sämtliche Ideen — wenn überhaupt welche da sind — veraltet und ruinös, nur zwangsweis durch eigennützige Generalpächter im Kurs erhalten." Es gebe wohl Ideale, für die man sich begeistern könnte, aber sie werden unterdrückt. Moser imponiert dem Dekan. Deshalb macht er Du mit ihm. Er denkt wohl auch, des Gefährlichen so besser habhaft zu bleiben. Überdies gibt Seeger zu, daß auch er nicht könne, wie er wolle; indes habe Moser nicht ganz recht, wenn er ihn, den Dekan Seeger, mit sich in dieselbe Linie stellen wolle.

Dazu aufgefordert stellt dann Moser Thesen auf, welche die kirchliche Korporationsherrschaft scharf verurteilen und für den religiösen Individualismus entschieden eintreten. „Alles Geistige, das äußerlich organisiert wird, tritt damit in den Bannkreis des Mammonismus und wird Spekulationsobjekt". „Das Pfaffentum ist die religiöse Sektion des Mammonismus." „Jesus war gegen jede Organisation seiner Anhänger. Er war Anarchist." Die Grundübel seien „die Dogmatisierung des kirchlichen Lehrsystems, d. h. die Erhebung einer abgeschlossenen Anzahl von Meinungen ins Absolute, ewig Unwandelbare, wodurch Produktion und Verschleiß der religiösen Lebensmittel für eine Firma monopolisierbar wurde".

Und „die hierarchische Gliederung der Kirchengewalthaber, wodurch die Einkünfte des Religionsgewerbes zur möglichsten Vermeidung von Streitigkeiten geordnet wurden, ganz wie die Einkünfte der Waffengewalthaber". Die Folge sei das Siechtum des religiösen Gefühls, das nur deshalb nicht ganz erloschen sei, weil es der menschlichen Natur solidarisch wesentlich sei. Und das einzige Heilmittel: vollkommene Freiheit von jeder Berührung mit Geld- und Gewaltsachen.

Diese Thesen sind wert, gründlich überdacht zu werden. Sie sind aber einseitig und insofern ungerecht, als verkannt ist, daß die einzelnen staatskirchlichen Korporationen ja gerade Asyle der Geistesfreiheit geworden sind dem Zwang und dem Druck der römischen Freikirchengemeinde gegenüber.

Moser geht dann mit seiner 17jährigen Schwester, die ihm das Hauswesen führt, in den Pfarrverein im Amtsstädtchen. Änncheu springt im Wald über Baumstämme und Moser beredet sie, weil sich das für eine gesetzte ehrbare Pfarrfrau nicht schicke.

„Pfarrfräulein! und eben nicht gesetzt, du Schwindler!" ruft sie mit voller Lungenkraft zurück.

„Brüll' nicht so! Wenn ein Markrodener es hört, daß ich ein Schwindler sei, dann glaubt er's gar."

„Hätt' auch gar nicht unrecht", erwidert sie.

Sie kommt dann vom Waldrand zurück und sagt, daß da drunten auf der Straße Betrunkene seien. Er sieht nach und erwidert: „Das sind keine Betrunkene; eher Pfarrer."

Kollege Stroh sagt, wie sich herausstellt, daß Änncheu nicht die Frau Mosers ist: „Schwöster? Da sünd Sü wohl noch unbeweubt! Doppelter Kollöge! Sehn Sü, üch habe mür auch büs in den Schnöö des Alters meune Keuschheit bewahrt."

Auch im Kranz findet es Moser nicht besser. Taktlosigkeit, Streberei,

Digitized by Google

Engherzigkeit. Man soll und muß, das ist wahr, gerade dem Pfarrer auch die Wahrheit sagen. Ich erinnere mich an ein Bild, auf dem Pfarrer, Pfarrfrau und auch die Tochter mit offenem Mund dastehen. Es mag sein, daß sie mehr als andere Leute gewohnt sind, geehrt zu werden, unbedingt zu gelten und sich deshalb gehen zu lassen. Deshalb ist es besonders nötig, gerade auch ihnen die Wahrheit zu sagen. Und wir wollen uns das auch von Moser gefallen lassen und ihm womöglich dafür Dank wissen. Aber mir scheint, daß Moser ein wenig Schwarzseher ist und unbewußt etwas von seiner eigenen Bitterkeit auf seine Umgebung überträgt.

Später seufzt er gelegentlich und klagt über Müdigkeit. Vom Arbeiten sei er freilich nicht müde. „Aber vom ewigen Kampf gegen den Ekel! vor ohnmächtiger Wut! Ach was für ein Leben! Ich — Kirchensklav in diesem Nest! als ob ich dazu gut wär'. Das könnt' ein Schlechterer besser."

Ännchen zeigt ihm, daß er es so übel gar nicht habe, zumal wenn er sich mit Vater vergleiche, der sich ganz anders plagen müsse und nur halb soviel Besoldung habe wie er.

„Ja, ja", erwidert Moser, „es könnte ja ganz idyllisch sein, wenn man nur ein klein wenig dümmer wäre."

„Oder frömmer", verbessert Ännchen. „Die Gottlosen haben keinen Frieden, sagt die Schrift."

Darüber entrüstet sich Moser. Er will mit solchen Bibeltrumpfen nach Art ihres Vaters verschont sein, weil er es nicht mehr ertrage. „Du weißt, ich muß fast speien."

Moser klagt kurz vorher (S. 80): „Was tu ich bei diesem rückständigen Bauernvolk, von dem Welten mich trennen! Daß ich nicht mal versuchen darf, emporzuheben! Zum Lachen wahrhaftig. Wenn ich an einen Gott glaubte wie ihr, so würd' ich denken, daß er die Welt und die Menschen gemacht hat, nur um lachen zu können. Boshaft zu lachen." Das ist doch stark. Wir sehen, Christaller ist voll bitterer Galle und verknüpft mit Ungerechtigkeit, und deshalb kann er auch seinen Kollegen nicht immer Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es mag schwierig sein, das Landvolk zu heben — das ist in der Stadt genau so, und zwar durch die Sattheit, die aus dem weltlichen Wissensdünkel und der politischen Freiheit kommt —; aber unmöglich ist es nicht. Und ganz gewiß ist es nicht verboten durch das Dogma oder die sonstige, spezifisch rechtliche Stellung des Pfarrers. Im Gegenteil. Wenn Christallers Horizont so sehr durch die Form des jeweiligen christlichen Lehrgehalts eingenommen ist, daß er gar keinen freien Ausblick mehr hat, z. B. in die religiösen Tiefen, wie sie dem Naturforscher, dem Sternkundigen, jedem Philosophen sich auftun, dann ist er doch gar zu sehr theologisch veranlagt und verankert und überhaupt nicht primär religiös. Das sind freilich viele andere auch nicht. Wer sich aber anheischig macht, die alte intellektuelle und rechtliche Form zu zerbrechen, der muß es nun einmal sein. Sonst fehlt das moralische Recht zu diesem Unternehmen.

Der Pfarrvereinsvorstand Gschwindle, ein gelehrter Vielwisser und Opportunist, Pfarrer Heller, der als Einsamer alle Hoffnung aufgegeben hat, und besonders Pfarrer Schmär als unvermeidlicher Opponent und enfant terrible für den Dekan — das sind Gestalten des kirchlichen und kirchenregimentlichen Kleinkriegs, die dem Anschein nach von den großen

Digitized by Google

religiösen Fragen weniger berührt erscheinen. Interessen- und Standesfragen stehen für sie im Vordergrund.

In Markrode hat Moser bald auch Schwierigkeiten. Der Sonnenwirt ist sehr einflußreich. Moser nennt ihn den König von Markrode. Wenn der Pfarrer zu ihm ins Gasthaus käme, so wäre alles gut. Aber Moser mag ihm die Ehre nicht antun. Deshalb wird der Sonnenwirt mißtrauisch und feindselig. Der Pfarrer reicht zwei alten Personen das Abendmahl mit Apfelmost, obwohl Wein im Ort zu haben ist. Gelegentlich habe der Pfarrer seinen Enten am Sonntag im Garten Würmer ausgegraben und sei beim Zusammenläuten ein andermal noch auf dem Kirschbaum gesessen. Das wird dann auf dem Rathaus gegen ihn vorgebracht. Moser weiß sich zu rechtfertigen.

Moser liebt die Tochter des Patrons, des Grafen, und findet Erwiderung. Es entwickelt sich eine Korrespondenz. Sie ist wirklich fromm. Er aber redet zu ihr von der Theolügensprache, der er sich bedienen müsse. Er meint die Gedanken seines Jahrhunderts, seine Zuhörer aber die des sechzehnten. Moralisch defekt werden, sagt er, ist Männerlos. Alle Wege sind ihm schmutzig, andere gibt es nicht. Sie ist betroffen, bleibt ihm aber doch treu. Der Graf ist gegen eine Verbindung. Es kommt zum Abschied. Später, nach Mosers Entfernung vom Amt, stünde ihm der Weg zum Ziele offen. Aber dann will er nicht ohne anderweitigen, eigenen materiellen Rückhalt, weil auf seine künftige Frau sich vorläufig zu stützen ihm auch als parasitisch gälte.

Dekan Seeger stirbt dann rasch an Darmverschlingung mit der Reue im Herzen, daß er zu viel Freude am Essen gehabt habe. Ein Schaden kann es niemals sein, wenn man aufgefordert wird, sich im Interesse wahrer Selbsterkenntnis in einem Spiegel zu beschauen. Trotzdem fragt sich der kundige Leser, ob es gerechtfertigt erscheint, dem Bild des Vertreters eines Standes, in dem sich für gewöhnlich nur die tüchtigsten und gewissenhaftesten Pfarrer befinden, einen solch wenig ästhetischen Rahmen zu geben.

Moser war vormals Redakteur in Leipzig gewesen. Nun kommt ein früherer Freund und Genosse, Hundrich mit Namen, mit seiner „Braut" — die aber dann vorübergehend den Pfarrer Moser heiraten möchte — nach Markrode. Moser ist gerade im Garten. Hundrich ruft ihn an: „Fein! Hm! Reicher Judaslohn hier! Da kann man wohl mitschlampen ein paar Wochen?" Der Ankömmling redet dann u. a. von Mosers Sündenfall ins Pfaffentum; bleibt aber trotzdem ohne jede Nötigung auf unbestimmte Zeit Mosers Gast.

Das Intermezzo eines jungen Lehrers mit seiner künftigen Braut können wir hier aus dem Spiel lassen.

Moser schreibt dann einen scharfen Artikel in ein kirchliches Blatt. Die sozialdemokratische Presse nützt ihn, unterstützt durch diskrete Mitteilungen Mosers über Nichtbenützung des apostolischen Glaubensbekenntnisses von seiten mancher Pfarrer — die freilich sehr indiskret zu wirken geeignet waren — nach Möglichkeit aus. Moser erhält dafür von der Oberkirchenbehörde einen Verweis durch das Dekanatamt.

Bei einer bald folgenden Disputation über die Kirche treten große Gegensätze und kleine persönliche Eifersüchteleien in die Erscheinung, wie sich

Digitized by Google

denken läßt, ohne erquickliches Ergebnis. Sodann läßt uns der Verfasser einer Konsistorialsitzung, wie er sie sich denkt, beiwohnen, in welcher ein weitherziger, weitsichtiger Prälat und ein jüngerer Konsistorialrat ein lebhaftes Duo miteinander haben. Der letztere ist für schroffe Maßnahmen, wogegen schließlich der Senior des Kollegiums Einspruch erhebt. Er plädiert für Freiheit des Gewissens und des Denkens und bedauert den „verfluchten Wahnsinn, der heute überall, in der Kirche wie im Staat, grassiert, daß man meint, alle Weisheit müsse von oben kommen und alle übrigen müssen nur Handlanger und willenlose Ausführungsmaschinen sein.“ Hieran ist ja vieles Wahres. Wenn der Verfasser aber den Senior weiter sagen läßt: „Ich kenne Leute unter jenen (den Pfarrern), die ich jedem einzelnen von Ihnen vorziehen muß“ — nun so wird mancher kundige Leser, auch wenn er ehrgeizig genug ist, das für wahrscheinlich zu halten, doch das Gefühl nicht ganz unterdrücken können, daß hier Hochmut und Einbildung die Feder geführt haben.

Es folgt in der nächsten Pfarrversammlung des Bezirks große Opposition gegen einen neuen, auf die Agende verweisenden Erlaß mit ziemlich kleinen Gedanken und Perspektiven. Da ist nur ein unbändiges Verlangen, die Zaunstücke herauszureißen. Dafür, daß man durch neue geistige Gebietserwerbungen den Zaun weiter hinausrücken könnte, ist lediglich gar kein Gefühl vorhanden.

Dann wird in der Gestalt des Pfarrers Winner ein Jammermensch gezeichnet. Wenn seine Frau die Uhr von der rechten auf die linke Seite hängt, so ist das immer ein Zeichen für ihn, daß er zu ihr kommen soll. Es ist geschehen, und er tut, was seine Pflicht ist. Sie will gehen. Er bliebe gern noch. Aber es ist aussichtslos. Unterwegs in einem befreundeten Pfarrhaus und noch mehr zu Hause gibt Frau Pfarrer Winner ihrem Mann zu verstehen, daß sie die nötige Achtung vor ihm nicht mehr habe, weil er wie die andern viel zu lahm und schwach opponiert habe. Er hätte der Behörde den Gehorsam ganz aufsagen sollen. Sie setzt ihm weiter zu. „Ich wünschte, endlich wieder Respekt vor dir haben zu können,“ sagt sie ihm. Er reicht denn auch ans Dekanat eine Eingabe ein zur Vorlage an die Oberkirchenbehörde des Inhalts, daß er den neuesten Erlaß, die Benützung der Agende betreffend, nicht befolgen könne. Vor den Dekan geladen, läßt er sich breitschlagen und nimmt das Papier wieder mit. Dann schickt er es aber, weil er so doch nicht nach Haus kommen will, alsbald wieder ans Dekanat ein. Die Sache würde dann eine ernstere Wendung nehmen. Da stellt sich's aber heraus, daß Frau Pfarrer Winner guter Hoffnung ist. Und so beschließen sie miteinander, die reformatorische Tat aufzuschieben, immerhin zwei Jahre, bis das Kind entwöhnt ist. Vielleicht auch ganz, wenn dann bis dahin ein anderes wieder noch nicht entwöhnt ist. Der erste Bube aber soll Siegfried heißen und der soll dann den Drachen töten. — Solche klägliche Gestalten gibt's nun denn in Wirklichkeit im Pfarrstand Gott sei Dank nicht. Der Verfasser will ja selbstgefälligen und eingebildeten Leuten nur einen Spiegel vorhalten. Und das kann gewiß nicht schaden. Es ist nur zu bedauern, daß einem dabei eben auch der Vogel einfällt, der das eigene Nest beschmutzt. — Den Dekan Stoll hat der Verfasser als ein wenig selbstgefällig, aber sonst in durchaus nobler Haltung gezeichnet.

Digitized by Google

Pfarrer Moser setzt sodann seiner Gemeinde seine Abweichung vom landeskirchlichen Bekenntnis auseinander. Daraufhin wird er vom Sonnenwirt beim Dekanat verklagt. Vorgeladen, droht er unter Berufung auf die früher von ihm gemachten Erklärungen die Oberkirchenbehörde wegen Vertragsbruch zu verklagen. Dekan Stoll möchte die Sache am liebsten noch einmal friedlich schlichten und mit einem Verweis erledigen. Aber der Sonnenwirt von Markrode ist nicht zufrieden und droht, mit seinem ganzen Anhang zu den Methodisten zu gehen. „En Pfarrer, der nex glaubt," sagt er, „könnet mier net brauche". Auch Venusbilder, die im Pfarrhaus seien, und Klatschgeschichten führt er ins Feld. Schließlich hält der Dekan für notwendig, daß etwas Ernstliches gegen Moser geschieht. Der Sonnenwirt ist befriedigt. Moser wird von der Oberkirchenbehörde suspendiert.

Im Löwen spricht Moser zu seiner Gemeinde. Der rote Heiner, der Sozialdemokrat, ist behilflich gewesen, die Versammlung zusammenzubringen. Denn Moser kann er ja recht wohl leiden. Moser spricht über seine Sache, und seine Rede gipfelt darin, daß er seine Gemeinde jeden Sonntag in der Kirche angelogen habe. Unter dem Einfluß und mit direkter Anweisung durch den Sonnenwirt wird die Versammlung durch den Polizeidiener aufgelöst. Moser wird dann vom Disziplinargericht des Dienstes entlassen.

Der Patron Mosers, der Graf von Markrode, war auch im Verhandlungssaal als Zuhörer, desgleichen seine Tochter. „Diese alten Auguren hast du nicht rumgekriegt," sagt er, „wohl aber mich." Und Helene, die Grafentochter, soll jetzt sein werden. Sie selbst ist mit ganzer Seele dabei. Aber Moser will als praktischer Marxist nur von ehrlich Verdientem leben und will von Renten und Zinsen nichts wissen. Und Helene ist schließlich auch ganz seiner Ansicht. So will und soll er sich erst eine Stellung erringen. Sie sagen sich beide aber jetzt schon, daß sie dann auf dieser Welt überhaupt nie zusammenkommen werden.

Moser wird dann wieder Redakteur in Leipzig. Bald ist er eingesperrt. Er kommt herunter. Elli, die Bekannte seines Freundes Hundrich, möchte ihn mit ihren zweifelhaften Einnahmen unterstützen. Aber er will nichts annehmen. Helene, die Grafentochter, schreibt ihm und sieht durch ihre buddhistische Brille in seiner äußeren Verelendung eine Begleiterscheinung seines wahren Fortschritts und seiner inneren Vollendung.

Bald wird Moser als Obdachloser aufgegriffen. „Ein hoher Mensch unter dem Geschnäuz fettgesoffener Assessoren und anderer Gefängnisdiener." Wieder frei schreibt er an Helene, daß er kommen wolle. Aber er will heraus aus der Welt wie aus der Mutter das Kind. Von Elli, Hundrichs und seiner Freundin, erbittet er sich das Reisegeld.

Helene liegt im Schloß krank. Sie stirbt, noch ehe Moser kommt. Spät am Abend läßt ihn der Verfasser auf einer Leiter am Fenster hinaufsteigen. Da sieht er die Tote aufgebahrt, stürzt rücklings hinunter und ist tot. Der Graf gibt Weisung, ihn zu seiner Braut zu betten.

Beim Begräbnis sind die Vollendeten anwesend, umschweben die Versammlung und freuen sich darüber, daß sie begraben werden, wie Kinder über den ersten Schnee. Sie durchschauen die Trauerversammlung bis auf den Grund der Seelen und finden, daß da viel Häßlichkeit auf kleinem Raum sei. Auch die Geistlichkeit kommt schlecht weg. „Etwas hübscher

Digitized by Google

als das Volk, ohne Zweifel . . . aber wie kindlich! wie klein! wie knabenhaft diese Hochwürdigkeiten! Dankbar belachen die beiden des Weltenmeisters souveränen Witz."

Am Grab wird gesprochen . . . . . „nicht ganz neue, aber doch sehr schöne, glattlügende Phrasen" . . . . „Den Helden des Festes fängt's an zu grausen, und sie entschweben für immer."

II.

Was haben wir aus dem Buche zu lernen?

Es kann als sicher gelten, daß der Verfasser mit seinem Amt nahezu völlig zerfallen ist.*) Man sagt, die Stipendien seien eine Versuchung. Das mag wahr sein. Indes kann ein junger Mensch mit achtzehn Jahren recht wohl wissen, ob er religiös genug ist, um andern etwas werden zu können.

Vor allem gilt es, zuzugeben, daß wir — besonders wir Württemberger — stark an Überschätzung des intellektuellen Momentes leiden. Die Examensnote gilt als die Hauptsache, wenn die theologische Qualifikation in Frage kommt. Die Grundstimmung des Gemüts und die Grundrichtung des Willens — als Nährboden für Glauben und Gebet — sind aber, wenn nicht für die theologische, so gewiß für die religiöse Qualifikation ebenso wichtig. Und das hat man bisher oft übersehen.

Christaller räumt selbst ein, daß die weitherzige Praxis des Prälaten Heller, auch kritisch stehenden Kandidaten zum Eintritt in den Kirchendienst zuzureden, ihn nie betrogen habe. Sie haben sich durchweg alle zu brauchbaren Pfarrern entwickelt. Nicht selten seien aus ihnen noch die tüchtigsten Leute geworden. Er allein, Moser, habe eine Ausnahme gemacht. Beweis genug, daß das Recht, Vorwürfe zu machen, nicht so ohne weiteres begründet erscheine. Gewisser ist wohl die Pflicht seitens der kirchlichen Behörden, einem Manne, der sich des Bewußtseins nicht erwehren kann, daß er nicht am rechten Platze sei und daß er es infolge von Überredung nicht sei, die Hand zu einem annehmbaren Ausweg zu bieten.

Der Ekel, den der Verfasser der Welt gegenüber überhaupt empfindet, sollte ihn selbst stutzig machen. Das Übel sitzt mehr im Verfasser selbst als in der Außenwelt. Pessimismus ist Schwäche. Und sie kommt fast immer von der Gottlosigkeit her.

Der Verfasser erscheint sich sehr groß und hoch droben seiner Umgebung gegenüber. Moser sagt sich, die Leute seiner Gemeinde haben alle nur einen Körper . . . . Auch wenn sein (Mosers) Geist kleiner wäre, so könnte er ihnen nichts sein. Er fühlt sich turmhoch über sie erhaben und sagt das auch ausdrücklich in seiner letzten Rede in Markrode. Darin zeigt sich, wie durch und durch irreligiös im Grund der Held Christallers, d. h. wohl auch er selbst, ist. Denn das Charakteristische dafür ist ja eben das Grundgefühl, daß man, wie hoch und wie weit man auch selbst gekommen sein mag, doch mit jedem in aller Einfalt anstehen und Gewinn und Segen haben kann. Christaller aber glaubt nicht ans Empfangen und deshalb auch nicht ans Geben. Er hat das, was in der christlichen Gemeinde die Gemeinschaft des heiligen Geistes ist, ganz und gar nicht.

*) Er befindet sich seit längerer Zeit schon im Pensionsstand. D. V.

Digitized by Google

Wenn ein Theologe sagt oder seinen Helden sagen läßt: ich spreche die doppeldeutige Theologensprache — und will doch im Amt bleiben, so ist das einfach skandalös. Das heißt beschimpfen, besudeln. Aber mit Bauern hat dergleichen nichts zu tun. Wer so steht, muß das Amt aufgeben. Jedenfalls so lange, bis er Geist, Erkenntnis und überhaupt Religiosität genug hat, die für ihn veraltet scheinenden theologischen Begriffe neu zu füllen und zu durchleuchten.

S. 87 sagt Moser übrigens auf die Frage Helenens: „Glaubst du auch nicht an ein anderes Leben?" —:

„Nein. Schön wär's ja. Aber ich sehe kein Recht, es zu glauben." — Am Schluß seines Buches läßt er aber doch die Seelen in himmlischen Regionen sich finden und ein Leben voll Freude und Wonne führen. Vielleicht darf man daraus schließen, daß er selbst noch nicht völlig abgeschlossen hat und bezüglich mancher wichtiger Fragen noch ein Werdender ist.

Immerhin schreibt Helene (S. 109) an Oskar: „Die Welt ist nur ein Feuerofen, in dem die Himmlischen sich ihren Nachwuchs läutern. Dieser Ofen muß immer heiß bleiben durch Selbstsucht, Niedertracht, Lüge und Heuchelei; und er bleibt's auch, denn alles geläuterte Menschenwesen steigt auf zu den Göttern, und die hochgekommenen Tiere schieben nach zu den Menschen." Das ist abenteuerlich und biblisch kaum zu begründen. Aber ein anderes Leben ist hier vorausgesetzt. Vielleicht hat Helene ihre Mission nicht ohne Erfolg an Moser ausgerichtet.

* * *

„Was ist das Wirken eines Mannes, der nicht unter dem eigenen Gesetz seiner Gott allein unterworfenen Individualität steht, sondern unter fremder Norm aus alter Zeit?" — Ich habe vor kurzem in dem (nunmehr eingegangenen) Gemeindeblatt „Protestant" ausgeführt, wie jeder einzelne seine religiöse Individualität geltend machen kann und soll, indem er religiöse Wahrheiten und Erkenntnisse in Gleichnisse, Tatsachen des äußeren und inneren Erlebens und Geschehens in der Gestalt von Akten festhält und beschreibt; indem er religiöse Bedürfnisse durch Briefe und Postkarten befriedigt und eine Apokalypse seines eigenen Lebens schreibt und so — meinetwegen selbst ein Neues Testament schreibt. So soll und kann jeder für seinen Privatgebrauch einen Katechismus und ein Glaubensbekenntnis in Fragen und Antworten schreiben. Auch dazu habe ich bereits aufgemuntert. Geschieht das und tut man das, so ist doch gewiß nicht über Unterwerfung und Knechtung der Individualität zu klagen. Nein, das tut man nicht, weil man nichts hat; weil man nichts zu bieten hat und nicht produktiv genug ist. Den wahren Grund lesen wir S. 351 klar und deutlich. Es heißt dort von Moser aus seiner letzten Zeit, als er wieder Redakteur war: „Was er auch schrieb, immer mußte er auf die letzten Gründe zurückgehen, die er stinkend fand. Und das wollte die Welt nicht hören. Auf Ausmerzungen ließ er sich nicht ein, somit durfte er sein Geschriebenes behalten." Da haben wir also den wahren Grund davon, daß die Individualität nichts zu bieten hat. Sie taugt nichts, weil sie nur von Opposition und Gottlosigkeit leben will. Und dann klagt und schreit man über Bedrückung.

* * *

Digitized by Google

„Die Selbstsucht scheute sich, nackt zu gehen, und erfand sich den Mantel der Rechtgläubigkeit.“ Schön gesagt. Auch Swedenborg ist sehr gegen die Überschätzung der Rechtgläubigkeit. Aber in demselben Grad empfiehlt er auch die Liebtätigkeit als den eigentlichen Lebensnerv des christlichen Lebens. Dazu gehört aber, daß man sich nicht himmelhoch erhaben dünkt einfacheren Nebenmenschen gegenüber, sondern einsieht, daß die religiöse Anlage in ähnlicher Weise bei allen gleichartig ist wie die physische und die physiologische.

* * *

„Panidealismus“ sei das Prinzip, das die Kirche Christi vereinigt. — Gewisse Theosophen haben gesagt, der Idealismus sei vom Teufel. Ist das nicht horrend!? Nicht schrecklicher, als wenn Petrus ein Satan genannt wird, nachdem eben erklärt wurde, daß auf ihn als auf einen Felsen die Kirche Christi erbaut werden soll. Es hatte beides seine Richtigkeit. So ist auch der Idealismus ein Götterfunke und wird die Leuchte des Teufels, je nachdem man sich dazu stellt. Dem Katholizismus liegt ein gutes Stück Idealismus zugrunde und dem Militarismus auch. Man braucht nicht tief zu graben und man wird finden, wie leicht das Gute, das diese großen Institutionen der Menschenfündlein bringen, in Wirkungen zerstörender Gewalten umschlagen und Organe des Teufels werden können. Und man wird doch nicht aufhören, die großen herrlichen Ideen zu rühmen, die dieser Panidealismus in die Welt gesetzt hat. Nein. Ein gesunder biblischer Realismus, der uns Voraussetzungen, Maße und Begriffe gibt, das ist besser; das ist's, was wir brauchen, und was uns als orientierendes Panier überall voranleuchten soll.

* * *

„Wenn die Kirche für heilsame Lehre besorgt ist, so tut sie wohl; wenn sie für Läuterung und Anfeuerung des Willens besorgt ist, so tut sie besser.“ In Wahrheit ist aber in der Kirche „die Orthodoxie tatsächlich Trumpf, und sobald irgend ein Interesse, wäre es auch das der Belebung und Anfeuerung des Willens, mit ihr in Konflikt kommt, muß dieses weichen. Aus dieser Tyrannei der Lehre gehen auch auf dem Gebiet des Kultus viele Übelstände hervor, die die Mattigkeit und geringe Anziehungskraft der öffentlichen Gottesdienste erklären.“

Meine Erfahrung ist anderer Art. Wir evangelischen Pfarrer haben ja die Freiheit, in der Predigt unsere Überzeugung darzulegen. Das kann, wie es scheint, Moser-Christaller nicht anders als unter Heruntersetzung und Verneinung der bisherigen Form und Fassung des kirchlichen Glaubens. Mein Fall ist ein anderer. Ich finde in jedem Dogma einen guten Sinn, und es macht mir Freude, den immer wieder aufzufinden, nachzuweisen, darzulegen und in einer unserem Bewußtsein entsprechenden Form der Gemeinde und der Jugend religiös wertvoll zu machen. So kommt ein eigentlicher Widerwille gegen das Dogma nicht auf. Und wenn dann in Bälde ein Mann wie Moser die ganz richtige, allgemein approbierte Prägung bringt, so sind meine Gemeinden darauf vorbereitet. Aber weniger darf er nicht bringen, als wir jetzt schon haben. Das wäre aber nach allem zu befürchten.

Digitized by Google

Was Moser nochmals als Redakteur beklagen muß, daß er nämlich bei allem auf die letzten Gründe zurückgehen mußte, die er stinkend fand — was dann niemand hören wollte — das wird ihm wohl teilweise schon zuvor angehängt haben und nachgegangen sein. Er ist eben nicht Religiosus, sondern Opponent quand-même. Es ist ein aufsässiger Geist, der ihn regiert, und so kehrt er sich gleicherweise gegen Gott und Menschen.

Er dürfe es ja nicht einmal *versuchen*, sagt er an anderer Stelle, die Leute seiner Gemeinde zu heben. Warum denn nicht? Warum nicht auf rein kulturellen Voraussetzungen? Ich halte ab und zu Bürgerabende, Lesevereinsabende. Da werden kurze Vorträge gehalten: oft an einem Abend über vier oder fünf Gegenstände gesprochen. Ich lese einige passende Bücher aus der Bibliothek, nehme sie mit, spreche über jedes fünf oder 10 Minuten und gebe sie denjenigen, die sich dafür interessieren. Es werden Anfragen gestellt und sie werden gleich oder das nächste Mal in faßlicher Weise beantwortet. Hier kann man auch auf religiöse Fragen zu sprechen kommen — ich tue es sogar mit Vorliebe — und so die Gemeinde zu heben suchen. Nur muß man freilich etwas anderes zu sagen haben als das: Was ihr meinet und glaubet in Religionsangelegenheiten, ist alles falsch und ich selbst habe euch auch irregeführt. Darauf ist nach allem das Bedürfnis Mosers immer hinausgekommen. Da ist's denn freilich kein Wunder, wenn er die Worte herauswürgt (S. 243): „Ach, ich muß immer schmusen und feilschen mit der Wahrheit, daß mir immerfort übel ist. Da muß ich zuweilen was 'rauskotzen, entweder so Grobheiten oder aber den letzten Rest meiner Manneswürde. Lieber noch ein Rauhbein sein, als daß alle Selbstachtung zum Teufel geht." „Kirchendienst verderbt den Charakter oder aber den Kopf. Letzteres ist weniger schmerzlich und wird instinktiv meist vorgezogen." Das ist bei dem Maß von Lehrfreiheit, das wir haben, doch nicht nötig. Nur muß man, wie gesagt, religiös sein und überhaupt Glauben haben. Ist das nicht der Fall, so muß der Sperling ja doch nicht durchaus im Schwalbennest gehaust haben wollen.

Bei meinen Bestrebungen, durch die erwähnten Familien- und Vereinsabende die Gemeinde zu heben, habe ich allerdings die Erfahrung gemacht, daß nur wenige Kollegen im Pfarramt und selbst unter den Lehrern — denn ihre Domäne ist ja dieses spezifisch kulturelle Gebiet mehr noch als die unsrige — sich recht für solche Arbeit erwärmen lassen wollen. Man kann es sogar erleben, daß Kirche und Pfarrer von Lehrern kulturfeindlich gescholten werden; und wenn dann den kulturellen Bedürfnissen in einem Verein durch einen Vortrag über naturwissenschaftliche, geographische oder geschichtliche Gegenstände gedient werden soll, dann darf oder muß ihn der Pfarrer selbst halten. Dergleichen ist eine arge Inkonsequenz von seiten der Lehrer und ihrer Stimmführer. Sie sollten in manchen Gegenden entschieden rühriger und mehr darauf aus sein, belehrend und hebend auf das Volk zu wirken. Denn dazu sind sie ausgebildet und berufen. Es liegt auch im Interesse ihres eigenen Ansehens. Denn es gibt noch immer Leute, die meinen, der Lehrer brauche nicht mehr zu können und könne nicht mehr, als was er zum Unterricht der Kinder brauche. Es gibt kein besseres Mittel, sie eines anderen zu belehren, als wenn man ihnen durch Vorträge — womöglich frei natürlich — die Schätze der Natur-, Welt- und Menschenkunde erschließt.

Digitized by Google

Ich kenne einen Lehrer, der grimmig die Faust ballte und seufzte, daß er nicht könne und nicht dürfe. Was nämlich der Pfarrer kann und darf. Er hätte gern auch etwas gesagt und gegolten. Wenn er nur Opposition machen wollte, die lediglich destruktiv gewirkt hätte, so war es sicher besser, er schwieg, wenn auch mit einem Seufzer. Wenn er aber kulturell fördernd wirken wollte, so bedaure ich es, daß er nicht konnte und nicht durfte und nicht entschieden wollte. Wir Pfarrer müssen das natürlich gern sehen und dürfen nicht etwa eine lächerliche ehrgeizige Schwäche zeigen. Deshalb ist es am besten, diesen Weg gemeinsam zu gehen und auch nicht den Schein aufkommen zu lassen, als handle es sich um gegensätzliche Tendenzen. Ich bin wenigstens der Überzeugung, daß ein vollwertiger, selbständiger Religiosus in jedes Gebiet des Natur- und Weltwissens ohne Scheu und Furcht eintritt. Und auch der gründliche demütige Kenner von Natur und Welt wird für echte Religiosität empfänglich sein. Persönliche Grenzen kommen natürlich auch in Betracht, und es muß mit ihnen gerechnet werden.

Aber gewiß ist, daß auf diese Weise viele außer Moser und vor ihm es schon ernstlich versucht haben, das Volk, die Gemeinde zu heben. Und sie haben das auch zum Teil mit ganz befriedigendem Erfolg getan. Aber man muß etwas haben. Man muß etwas sein. Man darf nicht bloß ein Mitläufer, ein Hinterdreinläufer sein. Man muß glauben und man muß Glauben haben, und das nicht von gestern her.

III.

Was ist zu tun?

Wir müssen vor allem das Gute, das im Buch Christallers auch enthalten ist, zu finden wissen und es annehmen. Die Schrift zeigt unverkennbar Talent.

Anderseits soll der Verfasser einsehen lernen, daß er kein zuverlässiger Führer, überhaupt kein Führer ist, dem man sich anvertrauen kann. Er wird doch nicht wünschen, daß wir dahin kommen, wo er ist und wie er alles auch ekelhaft und schmutzig finden. Er will lieber, wie er sich einmal ausdrückt, ein Rauhbein sein als alle Selbstachtung verlieren. Wir haben das letztere nicht zu fürchten, lehnen es aber auch ab, das erstere zu sein.

Der katholische Pfarrer und Schriftsteller Hansjakob sagt in einer seiner letzten Schriften: Bei seiner Abneigung gegen jede juristische Paragraphen- und Kleinmeierei wäre er im Staatsdienst noch schlechter gefahren als im Kirchendienst. Es wäre überhaupt für ihn besser gewesen, er wäre ein Bäcker geworden wie sein Vetter. Dann hätte er in den Wirtschaften nach Belieben räsonnieren können. Ähnliche Bedürfnisse hatte allem Anschein nach auch der Moser Christallers. Es ist ihm aber richtig im Staat nicht besser ergangen, als in der Kirche. Er sagt, wie er nachmals wieder Redakteur ist: „Es hilft ja gar nichts. Kein Haar ist anders geworden, weder in meinem Dorf, noch in der Landeskirche, noch sonst irgendwo. Ich hungere, — sonst ist alles beim Alten."

Sein Individualismus ist zu radikal. Deshalb wird er abweisend, abstoßend, und deshalb kann er im Ernst nicht erwarten, daß man ihm folge. Es ist aber ganz charakteristisch, wo er schließlich ankommt. An

Digitized by Google

dem Abend, da Moser zum letztenmal zu seinen Markrodenern im Löwen spricht, besinnt er sich zuvor, wie er es mit der Anrede halten wolle. Er fragt dann einen Bürger, ob er mit dem Dreschen fertig sei, und einen andern, ob seine Kuh glücklich ihr Kälblein habe. Dann fährt er alsbald, ohne sich zu setzen, fort: Freut mich, daß ihr so zahlreich erschienen seid usw. und vermeidet so jede Anrede. Denn „Meine Herren!", das wäre einfach komisch gewesen. „Geehrte Anwesende!" — wäre gelogen. „Liebe Leute!" — ebenfalls gelogen. „Oder einfach: Leute? Aber er war doch kein Offizier! O, ganz ohne Lichtseiten ist der Militarismus auch nicht. Nur unter dem sittigenden Einfluß der Uniform kann der Mensch auf ein ehrendes, wenn auch verlogenes Beiwort verzichten." — So ist's also der Militarismus, der bei ihm noch Gnade findet, wenn er Staat und Kirche gleicherweise abgelehnt hat. Es ist immer so gewesen, daß die radikalsten Freiheitsmänner immer zuerst nach der Knute verlangt haben. Es kracht unter ihren Füßen. Und deshalb lassen wir uns von ihnen nicht aufs Eis führen. Sie können nicht erwarten, daß man ihnen folge und daß wir werden wie sie.

Bezeichnend ist aber so recht auch, daß Moser „Geehrte Anwesende" — an „Werte Anwesende" hat er wohl gar nicht gedacht — gelogen findet und empfindet. Das kommt eben davon her, daß er zu hoch droben ist, „turmhoch", wie er selbst sagt, und zu wenig Liebe zu seinen Nebenmenschen und deshalb auch zu wenig Achtung vor ihnen hat. Würde er stets nach dem Apostelwort gehandelt haben: Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor, dann hätte er weder hier noch in der Wirklichkeit in einer Sache von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung das Gleichgewicht so sehr zu ungunsten des einfachen Mannes verrückt. Was er einen alten Herrn im Konsistorium im Hinblick auf die Pfarrer zu seinen Kollegen in der Oberkirchenbehörde sagen läßt: Ich kenne Leute unter ihnen (den Pfarrern), die ich jedem einzelnen unter Ihnen vorziehen muß — wird, wenn dieses Wort überhaupt einen Wahrheitskern enthält, auch seine Geltung behalten im Verhältnis der Gemeindeglieder zu einzelnen Pfarrern. Niemand wird das im Ernst bestreiten. Deshalb soll man von niemand mit Wegwerfung reden. Unsere Gemeindeglieder müssen uns alle lieb und wert sein. Und wenn wir Achtung und Ehrerbietung um des Amtes willen erwarten, so müssen wir und wollen wir mit gleicher Münze bezahlen. Wir können hierin von Moser-Christaller nichts annehmen.

Christaller klagt (S. 166) über die große Nüchternheit unseres Gottesdienstes. Wohlan! Man lerne von den Katholiken. Es ist das aber jetzt schon oft gesagt worden. Ich weiß nicht, was dabei herauskommt. Man richtet liturgische Gottesdienste ein. Sie werden aber nicht beliebt. Und aus Norddeutschland hören wir, daß nicht wenige erst zur Predigt in die Kirche kommen, wenn die Liturgie vorüber ist. Ich verspreche mir nicht viel von Neuerungen dieser Art. Was einen Gottesdienst anziehend und wirkungskräftig macht, ist Glauben und Gebet und eine ganze Persönlichkeit, die als deren Träger erscheint. Bei vielen gilt auch Kraft und Sicherheit in Rede nicht wenig. Ein großer Teil der Gemeinde urteilt überhaupt bloß danach. Und man spricht dann von einem tüchtigen Prediger. Was man in Wahrheit meint, ist aber ein tüchtiger Redner. Bei ihm muß die Überzeugung auch dabei sein. Bei einem tüchtigen Prediger aber auch das

Digitized by Google

Herz. Und so beides geriete, so wäre es desto besser. Also ganze Männer brauchen wir vor allem, die mit ihrer ganzen Person ihr ganzes Amt, ihre ganze Aufgabe zu decken imstande sind. Mir persönlich steht aber fest, daß man das auf die Dauer nicht mit einer gewissen solipsistischen, alles Fremde gönnerhaft beurteilenden Selbstgenügsamkeit sein kann, sondern daß man dazu beständig Subvention von Gott und geistiger Unterstützung seitens gediegener Nebenmenschen, verstorbener und lebender, bedarf.

Moser tadelt (S. 167) gewiß nicht ganz mit Unrecht, daß die Kirchengebete abgelesen werden. Kinder reden mit ihrem Vater frisch vom Herzen weg und gemäß dem Bedürfnis. Warum nicht auch wir, wenn wir im Geist zu Gott treten? „Gibt es nicht für eine Gemeinde immer neue Erlebnisse im engeren Kreis wie im Leben des Volkes und der ganzen Christenheit und müssen nicht diese auch neue Empfindungen und Worte geben? Sie müßten wohl!" Abweichungen seien aber verboten. Meines Wissens allerdings. Trotzdem ist nicht gemeint, daß man sich sklavisch an den Wortlaut binde. Das ist der jeweiligen Umstände und Bedürfnisse wegen schon nicht immer möglich. Ich selbst bin auch schon bloß mit Textbuch und Verkündbuch auf die Kanzel gekommen. Wenn der Aufgabe genügt und niemand verletzt wird, so ist gewiß auch kein Kläger da. In Wahrheit aber ist unseren Gemeinden ein freies Gebet so fremd geworden, daß sie glauben, es sei, wenn ein solches frei gesprochen worden ist, auswendig gelernt worden; und es wird am Ende noch gar das gute Gedächtnis bewundert. Und man muß wohl von einer Wiederholung abstehen, um nicht den Schein der Eitelkeit auf sich zu laden. Das ist dann allerdings ein Beweis, daß unsere Gemeinden religiös nicht auf der Höhe sind.

Aber etwas können nnd dürfen wir gewiß tun, Herr Kollege Christaller. In den Werktagschristenlehren und den Wochenbetstunden war mir's oft unangenehm, daß die Gebete im Kirchenbuch gar nicht zu dem Gegenstand stimmten, den ich behandeln wollte oder behandelt hatte. Da nahm ich und nehme ich noch jetzt meist das Gesangbuch und lese zum Eingang nach dem Altargruß einen Vers und dann knüpfe ich mit einem freien Gebet an das vernommene Wort an und schließe den Gottesdienst, indem ich aus dem Gehörten und Dargebotenen zusammenfasse, was mir daraus für mich und diejenigen, die ich vor mir habe, am Herzen liegt. Das ist ein kleiner Anfang. Gehe hin und tue desgleichen und es wird mit der Zeit sehr vieles anders und besser werden. So beginne ich meist auch die Schule, wenn ich in der ersten Stunde Religionsunterricht habe, nur daß hier auch noch einige Verse ohne Instrumentalbegleitung zuvor gesungen werden. Und so schließe ich meist auch die Konfirmandenstunde. Fühlt man sich den Umständen gewachsen — immer ist man ja auch nicht in der geeigneten Stimmung und Verfassung — so kann man's auch am Sonntagnachmittag so halten. Und wenn besonderer Zeugenmut da ist, warum soll man dann nicht auch am Sonntagvormittag, was aufgeschlagen ist, nur teilweise lesen und das übrige nach dem eigenen Bedürfnis vor Gott bringen dürfen? O doch! Das darf man in dieser Weise. Und manche haben es auch bisher schon so gehalten.

Hierin bringt also Christaller einiges zur Geltung, was aller Beachtung wert ist. Nur glaube ich, daß er selbst, nach sonstigen Äußerungen zu schließen, gar nicht in der Lage wäre, von dieser Freiheit einen ersprießlichen, nützlichen Gebrauch zu machen. Ich erwähnte diesen Gedanken und

Digitized by Google

das etwaige Bedürfnis des freien Gebets vor einiger Zeit einem Dekan gegenüber. Und er meinte darauf, daß ihn dann die Gemeinden dauern würden. Diese Äußerung hat mich gar nicht befriedigt. Sind so viele Pfarrer, sagte ich mir, dieser Aufgabe nicht gewachsen? Er war offenbar dieser Meinung. Und er mußte hierin besser Bescheid wissen als ich. Nun ich hoffe, daß es so schlimm doch nicht ist. Gewiß aber ist, daß man hierbei auch immer unbewußt auf die letzten Gründe kommt. Und die darf man nun einmal nicht stinkend finden. Sonst gibt's gar kein Gebet, sondern nur Opposition gegen Gott und Menschen. Man muß zuerst den Himmel im Herzen haben, wenn man zu Nebenmenschen darüber soll reden können. Und man muß erst die Menschen selbst lieben, ehe man sich zu ihrem Abgeordneten Gott gegenüber machen lassen darf.

Lesen und schreiben sind die ersten Werke unserer ABC-Schützen. Und so sollte der Verfasser anfangen, die „Nachfolge Christi von Kempis" in aller Einfalt zu lesen und daraus lernen, wie man auch über den geringsten Nebenmenschen denken und zu ihm sich stellen soll. Oder Baxters „Ewige Ruhe der Heiligen". Das ist ein sehr erweckliches Buch. Oder Bunyans „Pilgerreise". Oder Werners „Untrüglichen Himmelsweg". Mich hat vor zehn Jahren die Lebensbeschreibung Ch. H. Spurgeons von Luise Öhler (Stuttgart) neu aufgerüttelt. Wir brauchen uns dessen nicht zu schämen. Selbst Petrus ist es in Aussicht gestellt worden, daß er sich später noch erst recht bekehren müsse. Man kann nun eben einmal lange Zeit auf dem rechten Weg geblieben sein und man kann trotzdem noch auf einen Abweg geraten. Auch die „Württembergischen Väter" von Claus (Stuttgart) sind sehr zu empfehlen. Bernieres Louvigni, Stuttgart (Steinkopf) gehört zum Tiefsten. (Ein Büchlein für 50 Pf.) Nun kann man eigentlich kaum, was dort steht, buchstäblich wenigstens nicht. Aber es wird durch die von dort aus wirkende Geisteskraft ein tiefer religiöser Nährboden geschaffen, ein seelisches Prinzip, das für viele Dinge einen sonst nicht zu erlangenden Schlüssel an die Hand gibt und eine wunderbare Ruhe und Sicherheit des Urteils schafft. Hier sind die Heilmittel.

Das Lesen ist das eine, und das Schreiben das andere. Darin sich zu üben ist ebenfalls höchst empfehlenswert. Ich verstehe aber darunter, daß man Sturz hält über das, was man hat und was fehlt. So habe ich vor fünfzehn Jahren ein geistiges Inventar über meinen Besitzstand aufgenommen, und damals habe ich die Grundmauern zum Bau meiner Welt- und Lebensanschauung gelegt. Es waren 60 Sätze mit Begründung,*) in der Form, wie Schleiermacher seine Glaubenslehre geschrieben hat. Auf diese Weise kann und soll jeder, der öffentlich zu wirken berufen ist, über seinen Besitzstand sich Gewißheit verschaffen. Ich glaube, daß Moser, wenn er beizeiten danach gehandelt hätte, selbst gefunden haben dürfte, wie wenig Positives er eigentlich besaß. Es ist aber immer gut, wenn der Gantmann, auch der religiöse, beizeiten erfährt und weiß, wo er dran. Denn er kann sich dann in seinen Unternehmungen danach richten und andere auch, und es wird größeres Unheil verhütet.

Es ist empfehlenswert, beim Lesen sich häufig Notizen und Auszüge zu machen. Wer orientiert sein will, kommt mit matten Eindrücken und

*) Laienphilosophie, Langguth, Eßlingen.

Digitized by Google

verblaßten Erinnerungen nicht aus. Man muß da zuverlässige Aufnahmen haben und die photographischen Platten hervorholen können. So habe ich's wenigstens schon jahrelang gehalten. Dann muß man auch nicht glauben, alles, was man geschrieben hat, müsse ohne weiteres und bei nächster Gelegenheit aufgewartet werden. Es gibt bei jedem Bau noch Füllmaterial, das ganz verschwinden muß und nie in die Erscheinung tritt. Das ist dann bei dem der Fall, was nachher darauf gebaut wird.

Zu wünschen wäre freilich in diesen Dingen etwas mehr Beratung und Leitung von seiten der in der Kirche maßgebenden Persönlichkeiten. Das will sich allerdings auch nicht jedermann gern gefallen lassen. Es muß aber sein. Wer große Erkenntnisse und nach seinem Verständnis die Wahrheit besitzt, muß unweigerlich dafür werben. Und Prälaten sollen und müssen das noch besser können als Konsistorialräte. Denn wenn die letzteren mehr die Ausführungsorgane der Staatskirche sind, so sollen die ersteren sich vorwiegend als Vertreter ihrer Kleriker- und Laiengemeinden und deren Wortführer nach außen und nach innen betrachten. Die wirtschaftlichen und die rechtlichen Fragen sind freilich jetzt überall sehr in den Vordergrund getreten, daß daneben alles andere zurücktreten muß. Man findet unter Kirchendienern selten, was wir doch in unseren Gemeinden anstreben müssen: Boden und Stimmung und Bedürfnis zu Glaubens- und Gebetsgemeinschaft. Gesellige Freundschaft und Kollegialität ist die Regel, aber wirkliche christliche Bruderschaft ist die Ausnahme. Wir können aber ganz unmöglich in den Gemeinden erreichen und durchführen, was wir in der Gemeinde der Kirchendiener nicht haben und vielleicht gar nicht ernstlich wollen. Wenn ich recht weiß, wünschte einer unserer ältesten Prälaten, daß die Sonntagnachmittagschristenlehre öfter als Gemeinschafts- und Erbauungsstunde mit Aussprache seitens Erwachsener gehalten werde. Das wäre gewiß sehr schön. Solange aber wir Kirchendiener nicht den Zusammenhalt und die Einfalt haben, dergleichen bei unseren Zusammenkünften fertig zu bringen oder auch nur ernstlich zu wünschen, liegt jenes Ziel noch weit im Feld.

Auch General- und Spezialsuperintendenten sehen es, soweit ich orientiert bin, mehr als ihre Pflicht an, ihre Untergebenen so zu leiten und zu beraten, daß es keine Schwierigkeiten und keine Entgleisungen gibt. Einen Pfarrer, wenn er einmal zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, für eine ganz andere Überzeugung und Richtung zu gewinnen, hält man eigentlich fast für aussichtslos; jedenfalls erscheint es schwieriger als bei einem Gemeindeglied. Somit ist die Haltung der Vorgesetzten ziemlich begreiflich.

Manche sind aber auch zu sehr von dem Ertrag ihres intellektuellen und rechtlichen (aus Amt und Stellung sich ergebenden) Prä eingenommen. Und nur wenige leben in den großen religiösen Dimensionen. Sehr lohnend ist dies freilich nicht. Die Fußtapfen schrecken hier. Die Propheten haben fast ausnahmslos ohne Erfolg gearbeitet und vergeblich sich gemüht, soweit ihre Zeit in Betracht kam. Darum meidet man gern auch den Schein, ein Wolkenschieber zu sein und nach dem Unerreichbaren zu streben und zu spinnen. Wenn aber alle nur das Erreichbare wahrnehmen, so wird man je länger je weniger erreichen. Dann wird es den Männern in den leitenden Stellungen je länger je mehr an Kaliber fehlen. Prälat sein heißt aber

Digitized by Google

ein bedeutender Mensch sein. Es geziemt sich für Untergebene nicht, hierüber viele Worte zu machen. Aber wer das Herz auf dem rechten Fleck hat, der hat doch immer das richtige Gefühl dafür, was dazu gehört, einen hohen und einen niederen Posten richtig auszufüllen, und ob das geschehen ist oder nicht.

Mir steht fest, daß einen Mann wie Christaller nur richtig beraten kann — wenn das überhaupt möglich ist — wer sein religiöses Gepräge nicht aus zweiter Hand empfangen hat. Bei uns ist's aber vielfach so, daß der Intellekt durch die Hand des Professors dem angehenden Theologen die Grund- und Richtlinien zieht. Und die meisten finden das ganz in Ordnung. Ich ließ mir's nicht gefallen. Ich ging auf manche theologische Folgerungen und Fragestellungen deshalb nicht ein, weil mir's da zu winkelig war; weil ich meine geistige Zahlungsfähigkeit zum größeren Teil in den religiösen Voraussetzungen, Gesichtspunkten und Direktiven angelegt und engagiert hatte, so daß mir für das theologische Grünzeug nicht mehr viel übrig blieb. Ich sprach das auch einmal einem meiner Professoren gegenüber aus, legte damit aber keine Ehre ein. Er dachte wohl, ich spinne. Und ich habe in lichten Augenblicken denselben Eindruck von ihm, wenn mir ein Blitz die ganze Gegend erhellte und ich sah, wie klein der Fleck war, den er bearbeitete.

Nun, alles hat seine Zeit. Die Arbeit unserer Professoren in Ehren. Sie selbst sind Säulen unserer Kirche. Aber unsere Vorgesetzten im Amt müssen mehr sein als grau gewordene, einstige Professorenschüler. Wenn sie überhaupt eine Brille haben, so darf es keine theologische, sondern es muß eine religiöse sein. Sie können sonst denjenigen, die eine andere Entwickelung durchlaufen haben und einen anderen Standpunkt einnehmen, nicht gerecht werden. Und es gehört viel dazu, jemand, der sich religiös völlig verwickelt und verhauen hat, zu beraten und herauszuholen. Menschen können das ja überhaupt mit Sicherheit nicht versprechen.

Der Titel von Christallers Buch ist das Peinlichste daran. Er enthält eine schwere Verunglimpfung des Pfarrstandes, wenigstens unter gewissen Voraussetzungen. Es ist dabei indes zu beachten, daß der Geistliche (intellektueller) Lehrer, (religiöser) Zeuge und (leitender) Berater ist. Als Lehrer und als Berater arbeitet er vorwiegend mit Verstand und Willen. Hiefür unterliegt seine Bezahlung keinem Anstand, auch wo er nicht immer willkommen sein sollte. Er hat in aller Welt hierin Gefährten und Genossen. Sich für seine religiöse Zeugenschaft bezahlen zu lassen, ist allerdings diskreterer Natur. Hiefür sollte er sich eigentlich nicht mehr geben lassen, als er unbedingt zum Leben braucht. Ich glaube aber, man ist ziemlich allgemein der Überzeugung, daß die Pfarrer wirklich nicht mehr erhalten.

Sollte sich nun der Fall ergeben, daß der Zeuge mit seinem religiösen Liebeswerben keinen Anklang findet und Gefahr läuft, sich zu exponieren, nun — so ist das immer und überall bei aller Missions- und Evangelisationsarbeit der Fall gewesen. Dem Missionar Moffat haben die Betschuanen in Südafrika seine Gartenanlagen und seine Wasserleitung zerstört und ihm auf jede Weise das Leben sauer gemacht. Sie haben ihn gefragt, was er denn Böses getan und welch schreckliche Strafe er zu Haus zu erwarten habe, weil er trotzdem nicht ging. Aber er blieb auf diesem exponierten Posten, und niemand hat jemals etwas anderes als eine rührende Auf-

Digitized by Google

opferung und eine religiöse Tat darin gesehen, die aller Ehren wert ist. So muß auch heute noch in christlichen Ländern mancher Zeuge in gottloser Umgebung ausharren, so sehr er sich auch fremd und ausgesetzt erscheinen mag. Wenn er nur selbst mit ganzer Überzeugung, mit Herz und Sinn bei seiner Sache ist, so steht er in Ehren bei Gott und bei rechten Menschen.

Wer nicht mit ganzer Überzeugung und nicht mit Herz und Sinn bei seiner Sache ist und ein solches Buch schreiben muß, dem bleibt freilich nichts Anderes übrig, als das Amt niederzulegen.

Deutsche und Polen in der Provinz Posen.

Von Käthe Schirmacher.

Die Provinz Posen gehört seit 1772 zum Königreich Preußen. Das Land, welches bei der ersten Teilung Polens an Preußen kam, war wüst und leer, die Städte lagen in Schutt und Trümmern, die Häuser glichen zum großen Teile Ställen, die Bauern waren verkommen, die Bürger zum großen Teil verzogen, die Magistrate oft so ungebildet, daß sie nicht schreiben konnten, die Justiz unwissend, der Schulunterricht ohne feste Organisation, der Viehstand gering und der Ackerbau elend.

Heute sitzt eine zahlreiche und blühende Bevölkerung auf dieser Scholle.

Posen hat etwa 2 Millionen Einwohner. Sie scheiden sich nach Nationalitäten in etwa 1 200 000 Polen und 800 000 Deutsche, nach Konfessionen in etwa 50 000 Juden, 650 000 Evangelische und 1 300 000 Katholiken.

Von den Polen sind etwa 12 000 evangelisch, von den Deutschen etwa 130 000 katholisch. In der Hauptsache aber fallen für diese Provinz Polentum und Katholizismus, Deutschtum und Protestantismus zusammen.

Die Provinz Posen ist also eine national und konfessionell gemischte Provinz mit vorherrschend polnisch-katholischer Bevölkerung.

Digitized by Google

Diese polnisch-katholische Bevölkerung hatte sich nun seit 30 Jahren (bis 1895) von etwa 800 000 Köpfen auf 1 100 000 Köpfe vermehrt, die deutsch-evangelische Bevölkerung hingegen nur von 680 000 auf etwa 700 000.

Diese Vermehrung der Polen ist aber nicht die unbedachte Vermehrung des hoffnungslos verelendeten Proletariers: der polnische Wohlstand hat sich in der ganzen Provinz gehoben, ebenso die Erziehung und Bildung, damit der Betriebssinn und Unternehmungsgeist. Es ist in Posen ein polnischer Handwerker- und Bürgerstand erwachsen, die Polen sind zahlreiche und geschickte Vertreter aller liberalen Berufe, Ärzte, Anwälte, Lehrer und Geistliche. Das polnische Selbstgefühl hat sich an all diesen Errungenschaften sehr gestärkt, es ist zum bewußten Nationalgefühl geworden. Nichtsdestoweniger beklagt die gesamte Polenpresse sich über die „Bedrückung" der Polen in Preußen.

Wie läßt sich das erklären?

Als im 18. Jahrhundert die geordnete preußische Verwaltung die polnische Bevölkerung Posens aus Not und Verkommenheit führte und dem geknechteten Bauern die Vorzüge des Rechtsstaates angedeihen ließ, bestand die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Polen und Deutschen: das Volk atmete auf und wußte Preußen Dank für die günstigen neuen Lebensbedingungen. Es erschien keine Utopie, daß die preußischen Untertanen polnischer Nationalität loyale preußische Untertanen würden.

Adel und Geistlichkeit haben sich gegen diese Entwickelung stets gesträubt: ersterem hatte die geordnete preußische Verwaltung die alte Willkür des Absolutismus entrissen, letzterer war das vorwiegend protestantische Preußen der Todfeind.

Beide, polnischer Adel und Geistlichkeit, haben den Augenblick erspäht, der ein Vernichten des preußischen Loyalismus in der polnischen Bevölkerung Posens gestattete. Der fand sich, als seit 1848 das Nationalitätenprinzip wieder in den Vordergrund besonders der osteuropäischen Politik trat, als in Posen ein polnischer Mittelstand aufblühte, der in wirtschaftlichen Gegensatz zu dem bereits vorhandenen deutschen Mittelstand trat, als die polnische Bevölkerung Posens sich ökonomisch und numerisch stark genug fühlte, um politische Ansprüche wieder aufzunehmen.

Diesen Augenblick haben Adel und Geistlichkeit schon vor 50 Jahren als gekommen erachtet. Seit mehr als 50 Jahren arbeiten beide an der Vorbereitung einer politischen Loslösung von Preußen, aufs kräftigste unterstützt durch den Marcinkowski-

Digitized by Google

verein, der deutsche Bildung und polnische Propaganda in den aufblühenden Mittelstand führt.

Von dieser planmäßigen inneren Loslösung hat die preußische Regierung keine genügende Vorstellung gehabt, und sie steht heute vor der vollendeten Tatsache völliger Verhetzung beider nationalen und konfessionellen Elemente der Bevölkerung.

Auf die seit 50 Jahren unternommene polnische Propaganda antwortete die Regierung erst 1886 durch die Begründung der Ansiedelungskommission und das Publikum erst 1894 durch die Gründung des Ostmarkenvereins.

Diese erst in jüngster Zeit ergriffenen Maßregeln deutscher Abwehr werden nun in polnischen Kreisen als Angriff und Unterdrückung bezeichnet. Seit jene beiden Institute geschaffen, ist der politische Kampf in Posen wohl offen erklärt. Er hat dort aber schon lange vorher bestanden. Das übersehen alle die, welche der Ansiedelungskommission und dem Ostmarkenverein die Schuld an der Verhetzung von Deutschen und Polen zuschieben, und an solchen fehlt es leider in den Reihen der Deutschen selbst nicht.

Es ist, als ob wir auf diesem Punkte mit Blindheit geschlagen seien: weil die preußischen Polen annektiert, gelten sie auch als bedrückt; weil das Land politisch zu Preußen gehört, wähnt der Deutsche, dies genüge, um ihm den ruhigen Genuß seines Besitzes dort zu verbürgen. Er glaubt zu herrschen, und die Herrschaft ist schon längst in andere Hände gegangen. Denn nicht das Deutschtum gedeiht in Posen, sondern das Polentum. Nicht der Pole ist dort bedroht, sondern der Deutsche. Nicht die Germanisierung ist dort zu fürchten, sondern die Polonisierung.

Die Polen aber erklären sich mit aller Leidenschaft als bedrückt, weil ihnen das Verhältnis als gleichberechtigte und gleichverpflichtete preußische Staatsbürger — einst eine Wohltat — heute als Übel und als Plage erscheint, weil sich ihr Ehrgeiz ausgewachsen hat zur Wiedererlangung nationaler Selbständigkeit, zur Abtrennung großer Gebietsteile vom Staate Preußen.

Mit Versöhnung ist heute da nichts mehr zu machen, weil die Gegenpartei nicht versöhnt werden will, weil jede versöhnliche Stimmung seit 50 Jahren geschickt und planmäßig hintertrieben und der polnischen Bevölkerung Posens der preußische Staatsverband, dem sie doch ihr Erstarken verdankt, verleidet worden ist.

Noch einmal, Posen gehört zu Preußen, aber Preußen besitzt es nicht.

Digitized by Google

Aus den Akten des Ostmarkenvereins, der die polnische Presse genau verfolgt, geht dieses deutlich hervor.

Die Grundstimmung der Polen ist: „Wir werden nicht aufhören, das Ideal eines anderen Vaterlandes als des preußischen im Herzen zu tragen." (Abgeordneter Chrzanowski. (S. „Berliner Neueste Nachrichten" v. 22. 3. 02.)

„In dem Nationalkampfe kann die Parole nur lauten: Wir oder Ihr. — Kein Polen ist denkbar ohne Oberschlesien, Posen, Westpreußen, auch sogar ohne Ostpreußen." (Altpolnische Rundschau. Wiedergegeben im „Geselligen" v. 22. 3. 02.)

Polnische Fibeln, mit geistlicher Druckerlaubnis versehen und durch polnische Agenten vertrieben, lehren (S. 61): die wichtigsten Städte im polnischen Lande sind: Danzig, Lauenburg, Thorn, Konitz, Allenstein, Bromberg, Gnesen, Posen, Breslau, Oppeln, Krakau, Warschau.

Ansichtspostkarten, die einen schwertbewaffneten Jüngling, eine Viktoria und einen weißen Adler zeigen, machen in diesem Sinne Propaganda, desgleichen Briefbogen mit Adler, Sense und der Inschrift: Gott befreie Polen. — Bei Festen polnischer Vereine wird nach dem schwarzen Adler geworfen, die Kaiserbüste zerschlagen. Die Brosche, die den Schülerinnen der Posener höheren Mädchenschule zum Andenken an den Kaiserbesuch gegeben, wurde von polnischen Schülerinnen zertreten.

Alles Deutsche macht man den Polen widerwärtig: „Es gibt kein Land, wo Deutschland geliebt und geachtet wird." („Gazeta Grudzianska".) Die Deutschen sind „Hacharen und Bummler", die deutsche Sprache „eine gestohlene, diebische, eine Spitzbubensprache", die deutsche Tracht ist unschön, ein deutsches Mädchen heiraten ist „Todsünde", die deutschen Mädchen „können nicht lieben", sie sind für Polen „zu häßlich und ungeschickt".

Ein in Westfalen ansässiger Pole, der seine Tochter einen Deutschen heiraten ließ, wurde aus dem polnischen Verein gestoßen.

Die katholische Geistlichkeit hat ihre kirchliche Organisation in den Dienst der nationalpolnischen Sache gestellt. Sie ist in erster Linie „polnisch": Deswegen sträubt sie sich auch überall gegen die Verwendung deutscher Geistlicher, die polnisch gelernt haben. Denn sie identifiziert das Katholische völlig mit dem Polnischen. Man spricht in Posen von einer „polnischen Religion", nur das polnische Gebet gilt als ein richtig katholisches Gebet.

Digitized by Google

Die bereits zitierte Fibel enthält den Satz: „Kleines Kind, lerne beten in deiner Muttersprache, deine Voreltern würden nicht Ruhe finden im Himmel“ (wenn du deutsch beten wolltest).

Der Papst hat bei den Polen „den Vorrang vor allen Regierenden der Welt“.

Das allgemeine Kirchengebet: Laß, Herr, deine Gnade groß werden — wird in der Provinz Posen widerrechtlich durch die sogenannte lauretanische Litanei ersetzt: „Heilige Maria, *Königin der Krone Polens*, bitte für uns“.

Die Existenz der deutschen Katholiken, die beweist, daß der Katholizismus sich nicht auf das Polentum beschränkt, daß man auch als Deutscher ein guter Katholik sein kann, ist der polnischen Geistlichkeit sehr ärgerlich, sie macht einen Strich durch die absolute Gleichung: katholisch = polnisch und widerspricht der Behauptung, daß Deutschsein oder Deutschsprechen ein Aufgeben der katholischen Religion bedeuten muß. Die Provinz Posen enthält aber mehr als 125 000 deutscher Katholiken. Diese sind freilich ungern gesehene Gäste in Posen. Der bekannte polnische Pfarrer Liß hat darüber folgendes gesagt: „Die Deutschen sind meist der Ketzerei verfallen. Wir Polen haben einen Widerwillen gegen euch. Ihr verbreitet einen Leichengeruch, der die Seele tötet — euer Glaube hat ein anderes Kolorit, er ist steif, berechnend, kalt, wankelmütig, er gleicht einer Dame im Korsett . . . es ist ein Hurraglaube, und der deutsche Geistliche spielt dem polnischen Volke gegenüber nur die Rolle eines Stiefvaters.“ („Gazeta Torunska“.)

Dem Verlangen der deutschen Katholiken nach deutscher Seelsorge wird deshalb ungern stattgegeben. Eigene Kirchen besitzen die deutschen Katholiken nur in Bromberg und Posen. Anderswo findet alle 4—6 Wochen eine deutsche Predigt statt; wollen sie an dem kirchlichen Leben teilnehmen, so müssen die deutschen Katholiken polnisch lernen, d. h. *sie werden durch die Kirche poloniſiert*.

Bei deutscher Predigt verlassen die Polen, die dem polnischen Teil des Gottesdienstes angewohnt, die Kirche mit Lärmen. Man läßt den deutschen Gottesdienst auch in kleinen Sakristeien von dem zweiten Vikar während des polnischen Hauptgottesdienstes halten, um die katholischen Deutschen dadurch zu Kirchenbesuchern zweiten Ranges zu stempeln. — Bei deutschem Gesang verläßt der Priester den Altar. Die Deutschen mögen mit dem Organisten weitersingen.

Digitized by Google

Der polnische Konfirmationsunterricht wird auch deutschen Kindern erteilt, obgleich sie nicht polnisch, wohl aber die polnischen Kinder deutsch verstehen und der Unterricht in deutschem Staatsgebiet erteilt wird. Wer einen polnisch lautenden Namen hat, wird polnisch eingepfarrt. Wollen Eltern in gemischtsprachigen Bezirken nicht um polnischen Konfirmandenunterricht einkommen, so werden sie drangsaliert. Findet wirklich deutscher Unterricht statt, so werden die deutschen Kinder am liebsten frühmorgens abgefertigt; und es geschieht, daß sie bei der Kommunion unberücksichtigt bleiben.

Diese unwürdige Behandlung hat die deutschen Katholiken Posens in den letzten Jahren dazu bestimmt, den Erzbischof von Posen und Gnesen um Vermehrung der deutschen Gottesdienste zu ersuchen, um deutschen Gesang und deutsches Gebet bei deutschem Gottesdienst, um Vornahme aller Amtshandlungen in deutschen Diözesen auf deutsch (vor allem die Vermeldungen von der Kanzel), um Vertretung der deutschen Katholiken Posens auf den deutschen Katholikentagen.

Da man diese Bitten nur in geringem Maße oder gar nicht erfüllt, hat der Provinzialverband der deutschen Katholiken am 11. Oktober 1903 verlangt: die kirchlichen Verhältnisse der Provinz Posen sollen dem preußischen Episkopat unterbreitet und dadurch Abhilfe geschafft werden. — Dieses Vorgehen entfesselte die leidenschaftlichste Opposition der polnisch-katholischen Presse.

Die Polen haben sich auch in Rheinland und Westfalen sehr schwer darein gefunden, auf Nationalpolen als Seelsorger verzichten zu müssen, und in einer Charlottenburger Gemeinde, wo sie ein Drittel der Gesamtheit bilden, verlangen sie alle 14 Tage polnischen Vormittagsgottesdienst, polnischen Gesang und Vornahme aller Amtshandlungen auf polnisch, kurz, alles, was sie den völlig deutsch-katholischen Gemeinden in Posen verweigern.

Vielleicht findet sich aber in deutschen Kreisen auch bald jemand, der die kaum begonnenen Organisationen der deutschen Katholiken für die Spannung zwischen katholischen Polen und Deutschen verantwortlich macht, so wie Ansiedelungskommission und Ostmarkenverein die nationale Spannung der beiden Nationen verursacht haben sollen. Diese unglaublichen Zustände sind verschuldet durch die Haltung des Zentrums, das stets für die Polen eingetreten, und durch die Abhängigkeit, in der die preußische Regierung sich parlamentarisch-politisch vom Zentrum befindet.

Digitized by Google

Zu bemerken ist noch, daß der Staat die katholische Kirche in Posen weit reichlicher unterstützt als die viel ärmere protestantische.

Die Unduldsamkeit der Geistlichen bestimmt sie dazu, sich bei deutsch-katholischen Beerdigungen oder Trauungen sofort nach vollzogener Amtshandlung zurückzuziehen; bei Begräbnissen von deutsch-katholischen Mitgliedern der Kriegervereine der Vereinsfahne den Einzug in den Friedhof zu verweigern, bei Beerdigung eines deutschen Kindes, trotz ausdrücklicher Bitte der Eltern, nur polnisch zu sprechen.

Manche Ärzte folgen diesem Beispiel, entweder versagen sie Deutschen ihren Beistand, oder sie fordern höhere Preise. Es befindet sich aber nicht stets ein deutscher Arzt am Ort.

Witwen deutscher Nationalität wird Unterstützung gewährt, falls sie die Kinder polnisch erziehen lassen. Wer ohne Arbeit oder in Bedrängnis, kann durch Übergang zum Polentum seine Lage bessern.

Die deutsche Schule, das Heer, die Kriegervereine und die Garnisonen sind die der polnischen Geistlichkeit verhaßtesten Stützen des Deutschtums, denn sie gruppieren die schwankenden Einzelnen in feste deutsche Rahmen.

Die Eltern, durch die Geistlichkeit aufgehetzt, erklären, für deutsche Bücher (Fibeln) kein Geld zu haben. — Aufgehetzte Mütter bedrohen die deutschen Lehrer im Schulhof (eine Frau in Briesen hielt zwar nicht den Dolch, wohl aber einen „Kartoffelstampfer" als Waffe unter der Schürze). In Sandberg schlugen polnische Kinder ihre deutsch antwortenden Kameraden und sagten: „Ihr seid noch schlechter als Luther!" In Sacharzew werden polnische Kinder, die in der Schulpause deutsch sprachen, von dem Vikar bedroht: „Seid ihr katholisch oder Juden, daß ihr deutsch sprecht!"

Bei solchen Gesinnungen kommt es denn auch zu Tätlichkeiten: an Wahltagen werden deutsche Lehrer von Polen in der Eisenbahn halb totgeschlagen. Polnische Arbeiter überfallen den deutschen Werkmeister: „Wir wollen einen Polen haben."

Die vom „Deutschen Tag" in Jarotschin heimkehrenden Wagen werden mit Steinen, Flaschen und Besen beworfen.

Diese Zusammenstellung von Tatsachenmaterial mag den in Klara Viebigs „Schlafendem Heer" geschilderten Vorgängen, die

Digitized by Google

ohne eine solche Gesamtstudie unbegreiflich, ja unglaublich erscheinen, die traurige Bestätigung geben.

Ist es bei solchen Verhältnissen verwunderlich, wenn sich in Posen eine Abwanderung der Deutschen bemerklich macht? Wenn sie den Staub von ihren Schuhen schütteln und nach Westen ziehen?

Es ist sehr begreiflich, aber zugleich sehr verhängnisvoll. Sie erfüllen direkt ja nur den lebhaftesten Wunsch der Polen, sie räumen ihnen den Platz. Statt das Land zu erobern, geben sie es preis.

Hier kann Abhilfe nur geschaffen werden, wenn wir uns ganz klar machen, daß die Ostmarken heute weniger unser sind, als zur Zeit der ersten Teilung Polens. Politischer Landbesitz kann nicht ersessen, er muß erworben werden. Wer in die Ostmarken geht, wer in den Ostmarken lebt, geht und lebt als Pionier.

Wir Deutschen haben vom 12.—18. Jahrhundert unter polnischer Herrschaft Posen zu einem vorwiegend deutschen Gebiet gemacht. Und wir sollten nicht imstande sein, es unter deutscher Herrschaft zu erhalten?

Das ließe sich doch nur dadurch erklären, daß wir damals als Kolonen hinausgingen, heute aber als Besitzer „was Gut's in Ruhe schmausen wollen".

Nichts wäre unzweckmäßiger als dieser Gemütszustand: Mit dem Schmausen ist es nichts. Man ist im Begriff, uns die Schüssel unter den Händen fortzuziehen. Der Spieß wird seit 50 Jahren langsam, aber planmäßig umgedreht: die vorgeblich Besitzenden werden verdrängt, die angeblich Herrschenden gebeugt, die sogenannten Unterdrückten sind längst die Unterdrückenden geworden. Der Deutsche in Posen steht nicht im Angriff, sondern in der Abwehr.

Digitized by Google

Die christlichen Gewerkschaften in den Jahren 1905 und 1906.

Von Willy Brachvogel-Berlin.

Unter den verschiedenen Strömen, die in das Meer der deutschen Arbeiterbewegung einmünden, ist der der christlichen Gewerkvereine seiner Entstehung nach der jüngste, seiner Bedeutung nach der zweitstärkste. Die christlichen Gewerkvereine von heute sind im Jahre 1894 entstanden. Als erster trat der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund ins Leben. Es dürfte nicht unbekannt sein, daß gerade im Bergmannsstande die Organisation schon Jahrhunderte alt war. Die Knappschaftsvereine, aus mittelalterlichen Gilden entstanden, hatten sich bis in die neueste Zeit hineingerettet und sind heute die Träger der gesetzlichen Arbeiterversicherungen für die Bergleute geworden. Auch Vereinigungen gewerkschaftlicher Natur, also Vereinigungen zur Besserung der Arbeits- und Lohnverhältnisse, waren unter den Ruhrbergleuten nichts Neues, als der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter entstand.

Die Tendenzen, die der Gewerkverein erstrebt, sind mannigfacher Art. Er stellt gewissermaßen eine dauernde Vereinigung von Lohnarbeitern desselben Gewerbes zur Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse dar. Demnach befaßt er sich mit der Regelung der Arbeitszeit, der Löhne, des Arbeitsangebotes, des Arbeitsvertrages, der Kündigungsfristen, der Lohnauszahlung, der Einsetzung von Schiedsgerichten oder Vertrauenskommissionen und mit allem, was mit diesen Aufgaben in engem Zusammenhang steht. Alle diese Bestrebungen sucht er endgültig zu verwirklichen durch Abschluß des kollektiven Arbeitsvertrages, bei dem sich die organisierten Arbeiter einerseits und die organisierten Unternehmer anderseits zur Einhaltung von bestimmten Arbeitsbedingungen (Tarifvertrag) verpflichten.

Die christlichen Gewerkschaften haben nun im Jahre 1905 einen gewaltigen Aufschwung genommen, indem sie prozentual eine Mitgliederzunahme von 74,8 Prozent aufweisen können; dasselbe trifft auch bei den weiblichen Mitgliedern zu, deren Zahl sich um 57,2 Prozent vermehrt hat. Die Gesamtzahl der Mitglieder stellt sich somit heute auf 300 000!

Digitized by Google

Hiervon entfallen 225 000 auf die dem Gesamtverband angeschlossenen Verbände, während die übrigen sich aus Vereinen usw. rekrutieren, die dem Gesamtverband nicht angeschlossen sind, aber immerhin mit zugezählt werden können, da jene eine dem christlichen Gewerkschaftsprogramm entsprechende grundsätzliche Bestimmung in ihr Statut aufnahmen und von christlicher Seite gegründet wurden. Aus dem Gesamtverband ausgetreten ist der Gewerkverein der Ziegler, welcher schon in den letzten Jahren immer mehr zurückging. Neu beigetreten ist dagegen mit Januar 1906 der Deutsche Gärtnerverband.

Die höchste Mitgliederzahl im Jahre 1905 hatten die Bergarbeiter mit 66 630, die Textilarbeiter mit 27 390, die Bauhandwerker mit 21 977, die bayerischen Eisenbahner mit 20000 usw. Gegenüber dem Vorjahre hatten die ersten eine Zunahme von 28 100, die zweiten eine solche von 4375 männlichen und 2675 weiblichen, die dritten von 8008, die vierten von 19 000 Mitgliedern usw. Von den außerhalb des Gesamtverbandes stehenden Verbänden hat nur der Deutsch-nationale Handlungsgehilfenverband einen größeren Fortschritt aufzuweisen.

Daß dieser Aufschwung den sozialdemokratischen Gewerkschaften unbequem wird, ist ganz erklärlich. Dieses Argument erbrachte auch der Generalsekretär Stegerwald-Köln, als er auf dem 6. christlichen Gewerkschaftskongreß, welcher Ende Juli d. J. in Breslau tagte, den Bericht des Gesamtverbandes erstattete. Er wies an der Hand statistischer Ziffern nach, daß z. B. in der Textilindustrie und im Bergbau schon jetzt die sozialdemokratischen Gewerkschaften für Lohnkämpfe auf Verständigungen mit den christlichen Organisationen angewiesen sind, wenn sie sich nicht von vornherein der Gefahr eines erfolglosen Kampfes aussetzen wollen.

Ebenso erfreulich wie das Wachstum der Mitglieder sind auch die finanziellen Kräfte. Die Einnahmen betrugen insgesamt M. 2 674 190, gegen M. 1 337 341 im Jahre 1904 und gegen M. 454 673 im Jahre 1901.

Die Mehreinnahmen ergeben sich aus den höheren Mitgliedsbeiträgen; denn schon im Jahre 1903 sprach sich der Bericht dahin aus, daß von der Zweckmäßigkeit niedriger Beiträge heute schon sämtliche Verbandsvorstände kuriert sind, und in wenigen Jahren wird unsere Bewegung nach dieser Richtung hin ein zufriedenstellendes Bild zeigen. Daß es sich so verhält, zeigen uns die diesmaligen Zahlen! Unter den Einnahmen verzeichnen

Digitized by Google

denn auch die höchsten für Beiträge die Bergarbeiter mit M. 492 957 und die Bauhandwerker mit M. 318 632, für Extrabeiträge die Bergarbeiter mit M. 390 414 und die Textilarbeiter mit M. 39 451 und schließlich für sonstige Einnahmen die bayerischen Eisenbahner mit M. 28 369 und die Metallarbeiter mit M. 24 801. Die Ausgaben betrugen insgesamt M. 2 423 554, gegen M. 1 094 643 im Jahre 1904 und gegen M. 254 548 im Jahre 1901. Hiervon entfallen M. 205 155 auf das Verbandsorgan, M. 1 000 320 — gegen M. 133 262 im Jahre 1904 — auf Streik- und Gemaßregeltenunterstützung, M. 161 393 auf Agitation, M. 59 933 auf Sterbegeld usw. Von den beiden größeren Summen für Ausgaben (Verbandsorgan und Streik- und Gemaßregeltenunterstützung) verbrauchten für den ersten Posten die Bergarbeiter M. 73 110 und für den zweiten wiederum die Bergarbeiter M. 436 445 und die Bauhandwerker M. 174 703 usw.

Die Erhebung von Mitgliedsbeiträgen geschieht pro Woche und pro Monat. Die Wochenbeiträge schwanken zwischen 20 und 75 Pfennigen, die der Monatsbeiträge zwischen 20 Pfennigen und 1 Mark. Jedenfalls wäre es für die Finanzgebarung sehr angebracht, wenn die Beiträge von 20 Pf. recht bald eine Erhöhung erfahren würden, um dadurch den Gesamtverband in jeder Hinsicht leistungsfähiger zu machen.

Bedeutsam für die Gesamtbeurteilung der christlichen Gewerkschaften als Faktor der deutschen Gewerkschaftsbewegung ist ihr Anteil an der Ausstandsbewegung im Jahre 1905. In diesem Jahre waren die christlichen Gewerkschaften an 614 Bewegungen beteiligt, die 106 619 Arbeiter oder mehr als die Hälfte des gesamten Mitgliederbestandes der christlichen Organisationen betrafen. Von diesen Bewegungen waren naturgemäß die Bergarbeiter mit 61 200 Personen beteiligt, während die übrigen ihrem Umfange nach von minderer Bedeutung waren. Die meisten Bewegungen führten dagegen die Textilarbeiter mit 130. Die Streiks und Aussperrungen sind wiederum im „Zentralblatt“ in drei Gruppen eingeteilt. Bei den Angriffsstreiks haben die Metallarbeiter die höchste beteiligte Personenzahl mit 3142 aufzuweisen, bei den Abwehrstreiks die Bergarbeiter mit 60 000 und bei den Aussperrungen die Bauhandwerker mit 6471 Personen. Beachtenswert ist bei dieser Gelegenheit, daß von den 614 Bewegungen 316 mit 26 017 Beteiligten zu einer friedlichen Verständigung führten! Die restlichen 298 Fälle dagegen waren

Digitized by Google

Ausstände, an denen 80602 Arbeiter beteiligt waren. Interessant ist ferner die Tatsache, daß von den 298 Streiks 181 im Angriff geführt, während 236 aller Bewegungen von den christlichen Gewerkschaften allein durchgekämpft wurden. Von den 378 Streiks und Bewegungen, welche mit anderen Organisationen ausgefochten wurden, sind die Bauhandwerker am meisten mit 82 beteiligt. Erfolge hatten die christlichen Gewerkschaften in 88 Angriffstreiks zu 181 und in 53 Aussperrungen zu 82.

Aus diesen Ziffern sieht man zur Genüge, daß das Jahr 1905 für die christlichen Gewerkschaften ein unübertroffenes Kampfjahr war, da sie zusammen in Bewegungen, Streiks usw. in 912 Fällen — gegen 434 im Jahre 1904 — verwickelt waren. Hierüber braucht man sich gar nicht weiter zu wundern. Zu deutlich zeigt sich beispielsweise bei den Aussperrungen der Einfluß der Arbeitgeberorganisationen, die mehr und mehr die Streiks mit Aussperrungen beantworten. Es wird gut sein, wenn die Arbeiter vor dem Eintritt in einen Streik sich unter allen Umständen klar darüber werden, daß sie heutzutage umfangreiche Aussperrungen zu gewärtigen haben.

Darum müssen die Arbeiter die finanziellen Folgen dieser Maßregel genau erwägen, ehe sie sich über ihr Vorgehen schlüssig werden. Ein Streik ist verhältnismäßig leicht zu inszenieren. Seine Folgen sind, wenn er mißglückt, unverhältnismäßig schwer zu beseitigen. Der Streik ist eine Waffe, die mit dauerndem Erfolge zu handhaben immer schwieriger wird, je stärker die Organisationen der Arbeitgeber geworden sind, und je mehr diese geneigt sind, von der furchtbar scharfen Waffe der Aussperrungen Gebrauch zu machen. Jeder Arbeiter hat ein natürliches Anrecht darauf, seine Arbeitskraft zu einem möglichst hohen Preise zu verkaufen. Aber die Methode, die zu diesem Ziele führt, mit Sicherheit und mit der Aussicht auf dauernden Erfolg anzuwenden, ist eine immer schwieriger gewordene Kunst. Nur wenn sich mit dem Willen zur Verbesserung der Lage die größte Besonnenheit paart, ist auf einen guten Ausgang zu hoffen. Sehr treffend äußerte sich hierüber auch auf dem christlichen Gewerkschaftskongreß der Arbeitersekretär Giesberts-M.-Gladbach, indem er sagte: „Der Streik ist nicht die einzige Waffe, die wir besitzen, aber eine unentbehrliche Waffe. Ich lebe der festen Überzeugung, daß nach der ersten Kampfesperiode, in der sich die Arbeiterbewegung heute noch befindet, auch einmal die Zeit kommen wird, wo man den Streik als ein Ausnahmemittel nicht bloß betrachtet, sondern auch

Digitized by Google

anwendet. Schuld für diese Dinge trifft nicht die Arbeiter, vielmehr schuld daran ist die Einsichtslosigkeit der besitzenden Kreise, die immer noch nicht begriffen haben, daß die Kulturbewegung der Arbeiter eine ganz natürliche, in den Verhältnissen begründete Erscheinung ist . . . . . Nur vom Arbeiter möchte man wohl möglichst hohe Leistungen und möglichst hochentwickelte Bürger- und Staatstugenden haben, ohne daß man ihm aber in seinen billigen wirtschaftlichen Ansprüchen gerecht werden will."

Viele Streiks aber würden vermieden werden, wenn die Arbeitgeber mehr mit den Organisationen der Arbeiter verhandeln würden. Dies hat auch schon s. Zt. die „Deutsche Arbeitgeberzeitung" anerkannt, indem sie beim Bergarbeiterstreik zu der Überzeugung kam, daß die Unternehmer im allgemeinen beim großen Publikum sehr schlecht angeschrieben seien und dieser Übelstand dahin abgeändert werden könnte, daß man die Arbeiterorganisationen anerkennt! Trotzdem gibt es noch Unternehmer genug, die Verhandlungen jeglicher Art strikte ablehnen. Zu diesen gehört der aus dem Bergarbeiterstreik unrühmlich bekannte Generaldirektor Kirdorf-Gelsenkirchen, welcher auf der letzten Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik bemerkte, daß er für seine Person es ablehne, mit irgend einer Arbeiterorganisation zu verhandeln. Ja, er verstieg sich sogar zu der Äußerung, die christlichen Gewerkschaften seien noch viel gefährlicher als die sozialdemokratischen! Das kennzeichnet zur Genüge das soziale Herz dieses Herrn. Bedauerlich ist ferner, daß der neue preußische Handelsminister von Delbrück im Preußischen Herrenhause den christlichen Gewerkschaften Machinationen unterschob, vor denen energisch Front gemacht werden muß. Er führte an, daß die Ziele der Gewerkschaften sich nicht immer mit dem Königshoch bei Beginn der Versammlungen und dem Hoch auf das deutsche Vaterland bei Schluß der Versammlungen decken. Das aus dem Munde des Handelsministers zu hören, ist etwas hart! Es mag sein, daß in den christlichen Gewerkschaften ein stürmisches Vorwärtsdrängen herrscht; im Handumdrehen läßt sich das auch nicht ändern, sondern erst im Laufe der Zeit werden auch diese Lücken noch beseitigt werden. Wenn Herr von Delbrück eine Vorstellung davon hätte, wie große Mühe es kostet, unsere Arbeiterwelt zu einer höheren geistigen Auffassung zu erziehen, dann würde er vielleicht einsehen, wie großes Unrecht er den christlichen Gewerkschaften zufügte.

Anderseits mehren sich aber auch die Anzeichen dafür, daß

Digitized by Google

den christlichen Gewerkschaften das nötige Verständnis entgegengebracht wird. Staatssekretär Graf von Posadowsky erklärte bei den diesjährigen Etatsdebatten im Reichstage, daß die christliche Arbeiterbewegung nur zu unterstützen sei, und die Behauptung, daß die christliche Arbeiterbewegung gefährlicher als die sozialdemokratische sei, als vollkommen falsch bezeichnete. Auf dem Kongreß selbst fehlte es nicht an Sympathiekundgebungen für die christlichen Gewerkschaften. Unter den Delegierten befanden sich u. a. Reichstagsabgeordnete der konservativen und der christlich-sozialen Partei. Bei der Begrüßungsfeier erklärte auch Professor Sombart die christlichen Gewerkschaften für eine Notwendigkeit in der deutschen Arbeiterbewegung und wünschte ihnen eine kräftige Entwickelung. Desgleichen bezeichnete der Oberpräsident der Provinz Schlesien, Graf von Zedlitz-Trützschler es zunächst als die erste Pflicht eines Verwaltungsbeamten, die lebendigen Strömungen in unserem Volksleben kennen zu lernen.

Aus den weiteren Verhandlungen des Kongresses sei noch erwähnt, daß nach der Stellungnahme des Essener Kongresses 1904 fast in allen Vereinen die Arbeitslosenunterstützung eingeführt worden ist. Auch die Heimarbeiterfrage hat eine Förderung durch die Heimarbeitsausstellung in Berlin erfahren, an der die christliche Gewerkschaftsbewegung wesentlich beteiligt war. Unter den zum Schluß auf der Konferenz eingebrachten Anträgen befanden sich zwei, die einmal die Herausgabe eines Verbandsorgans für Arbeiterinnen und ferner eine Organisierung der Dienstmädchen forderten.

Aus dem Bericht des „Zentralblattes" verdient noch hervorgehoben zu werden, daß jetzt alle christlichen Gewerkschaften über eigene Verbandsorgane verfügen, und zwar erschienen solche am Jahresschluß 24 mit einer Gesamtauflage von 362000 Exemplaren. Wöchentlich erschienen 14, vierzehntäglich 9 und monatlich 1.

Daß die Mitgliederzunahme tatsächlich anhält, beweist uns von neuem der Mitgliederbestand im Jahre 1906. Die Organisationen, d. h. die dem Gesamtverband angeschlossenen Verbände, der christlichen Gewerkschaften hatten sich wiederum am 1. April 1906 um 24372 Mitglieder vermehrt! Hält der Zuwachs der folgenden drei Quartale mit dem des ersten gleichen Schritt, so kann man sicher sein, daß das Jahr 1906 bedeutend günstiger abschließen wird als das Vorjahr. Folgende vier Organisationen kommen hauptsächlich in Betracht. Am 1. April 1906 be-

Digitized by Google

trug die Mitgliederzahl der Bergarbeiter 70114, der Textilarbeiter 31837, der Bauhandwerker 25763, der bayerischen Eisenbahner 21000. Vergleichen wir diese Zahlen mit denen des Jahres 1905, welche ich schon vorher erwähnte, so liegt doch wohl die Berechtigung vor, daß man auch weiterhin eine andauernde Erstarkung annehmen darf. Ferner verfügen die christlichen Gewerkschaften heute über 140 Ortskartelle, welche laut dem Gewerkschaftskongreß auch in diesem Jahre einen Fortschritt aufzuweisen haben, indem die betreffende Resolution den Beitritt der Zahlstellen zu den Kartellen obligatorisch macht. Hieran knüpfte sich gleichzeitig die Bestimmung, daß die Beiträge Pflichtbeiträge sind, d. h. also geleistet werden müssen. Desgleichen ist auch in letzter Zeit die Zahl der christlichen Arbeitersekretariate, Rechtsschutzbureaus und Volksbureaus bedeutend gestiegen. Wünschenswert wäre aber hier eine einheitliche Statistik.

Verfolgt man die ganze Entwickelung der christlichen Gewerkschaften, so kann man nur sagen, daß sie sich nur mit außerordentlichen Schwierigkeiten emporgearbeitet haben. Die Art der Schwierigkeiten und Hindernisse sind zur Genüge bekannt, um hier noch besonders erörtert zu werden. Im höchsten Grade verwerflich ist jedenfalls der Terrorismus der sozialdemokratischen Verbände, desgleichen die Art und Weise, wie sie die christlichen Gewerkschaften bekämpfen. Von ihren unflätigen und schmutzigen Ausdrücken ließen sich seitenvoll derartige Äußerungen anführen. Heute steht für jeden fest, der ehrlich eine Sache erkennen will, daß es andere Gründe waren, welche zur Erstarkung der christlichen Gewerkschaften führten, als die von den Gegnern unterstellten. Es war der Kampf um die christliche Weltanschauung, provoziert durch die christentumsfeindliche Sozialdemokratie und die ihr ergebenen Organisationen. Nicht „Unternehmerfreundschaft", nicht „Streikbrechertum", nicht „pfäffische Knechtseligkeit" waren es, was die christlichen Arbeiter zur Gründung ihrer besonderen Organisationen trieb, sondern das ehrliche Bestreben, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, ohne dabei Verrat an ihren religiösen und nationalen Idealen zu üben.

Wird der sittliche Ernst und die zunehmende Besonnenheit ein immer größerer Bestandteil in den christlichen Gewerkschaftsorganisationen, dann können sie ruhig und gelassen der Zukunft entgegensehen.

Digitized by Google

Tennyson als Frauenrechtler.

Von Julie Krahmer.

Es ist eine der wenigst gelesenen Dichtungen des bekannten englischen Dichters Tennyson, auf die ich heute hinweisen möchte. Wir alle kennen Enoch Arden, vielleicht auch die Königsidyllen, aber die Prinzessin ist nur wenigen bekannt; und doch dürfte gerade dieses Werk durch seinen Gedankenkreis heute besonderes Interesse beanspruchen. Unter der Form eines satirischen Heldengedichtes legt uns der Dichter seine Ansichten über die Frauenfrage dar, und das zu einer Zeit, wo es in weiteren Kreisen noch gar keine Frauenfrage gab. Schon im Jahre 1847 ist die Prinzessin erschienen.

Der Dichter erzählt uns, wie er einst in der Hauschronik eines Freundes die kurze Geschichte einer Frau findet, die mit Heldenmut allein ihr Schloß gegen seine Belagerer verteidigt und schließlich, als sie sich verloren sieht, unter die Feinde bricht und den Soldatentod sucht. „O Wunder edler Weiblichkeit" heißt es da. — Die Erzählung wird nachher in fröhlichem Kreise erörtert und neckend die Frage aufgeworfen, wo sich wohl heutzutage eine solche Frau findet. Da braust die jugendliche Tochter des Hauses auf:

Tausend gibt es heut
Von solchen Frauen; was sie unterdrückt
Ist die Erziehung, Sitte, weiter nichts.
Ihr Männer tragt die Schuld, wie ich Euch hasse!

Und dann malt sie sich aus, was sie tun würde, wenn sie Macht hätte, vielleicht eine große Prinzessin wäre. Eine Hochschule für Frauen wollte sie gründen, auf der alles gelehrt würde, was die Männer lernen. — Der Gedanke wird von den Anwesenden aufgegriffen und halb scherzhaft, halb ernsthaft zu folgender Erzählung umgestaltet:

Ein Prinz und eine Prinzessin sind in ihrer Kindheit verlobt worden, aber die Prinzessin will das Verlöbnis, das andere für sie eingegangen sind, nicht anerkennen. Mit zwei Witwen, Lady Psyche und Lady Blanche (die letztere hat sie erzogen) zieht sie sich in eine Sommerresidenz ihres Vaters zurück und gründet dort eine Hochschule für ihre Geschlechtsgenossinnen, in der sie

Digitized by Google

lernen sollen, das „Kindliche“ in „ihrem Wesen abzustreifen“, um den Männern „ebenbürtige“ Menschen zu werden. Jedes männliche Wesen ist aus ihrem Umkreise verbannt. Frauen leiten den Unterricht, Frauen pflügen selbst den Acker, und Todesstrafe trifft den Mann, der es wagt, die Grenzen des Schloßgebietes zu überschreiten. —

Anders der Prinz. Er hat von Jugend auf das Bild seiner Anverlobten bei sich getragen, er hat den Augenblick herbeigesehnt, wo er sie heimführen dürfte, und läßt sich so leicht mit seinem Begehren nicht abweisen. Als ihm der alte König Gama, der Vater der Prinzessin, versichert, daß er keine Macht über seine Tochter habe, macht er sich selber auf, begleitet von zwei Freunden, um sie in ihrem Schloß aufzusuchen.

Als die Männer von dem strengen Verbot erfahren, das gegen sie aufgestellt ist, legen sie Frauenkleider an und erlangen so den Zutritt. Sie werden vor die Prinzessin geführt, die sie als erste Gäste aus dem „nördlichen Königreich“ besonders herzlich willkommen heißt. Mit hohen Worten begrüßt sie sie und sucht sie für ihre Ziele zu begeistern:

Erhebt Eure Natur!
Faßt unser Ziel; für Eure Freiheit wirkt!
Der Wissensquell ist nun nicht mehr verschlossen.
Trinkt tief; bis daß der Sklavensinn erstirbt.
Verleumdung, Klatsch und Oberflächlichkeit
Und Neid laßt fahren. Besser gar nicht sein,
Als nicht edel sein!

Die drei Neulinge werden mit den Statuten bekannt gemacht und hören dann ihre erste Vorlesung bei Lady Psyche, in der der eine der begleitenden Freunde, Florian, seine Schwester erkennt. In einer Sonderunterredung wird er auch von ihr erkannt und das Geheimnis somit entdeckt. Ihr Gelübde verlangt von Psyche, die Männer anzuzeigen und dem Tode auszuliefern, und als ihre weiblichen Gefühle, ihr Mitleid, ihre Mutterliebe angerufen werden, vergleicht sie sich mit jenem Lucius Junius Brutus, den man groß preist, weil er seine beiden Söhne dem Wohle des Vaterlandes opferte. Warum die Frauen mit anderem Maßstab messen?

Aber sie gibt doch nach. Bis morgen Abend will sie schweigen, wenn sich die Männer bis dahin entfernen wollen.

Es soll jedoch anders als erwartet kommen. Am folgenden Tage läßt die Prinzessin die vermeintlichen neuen Schülerinnen

Digitized by Google

auffordern, mit ihr am Nachmittag einen Ausritt zu machen, und sie willigen ein.

Als der Abend hereinbricht, wird ein Zelt aufgeschlagen, unter dem sich die Ausflügler sammeln. Jemand singt ein schwermütiges Lied, das vergangener Zeiten gedenkt, und erregt damit den Mißmut der Fürstin, deren Losung Vorwärts- und nicht Rückwärtsschauen ist. Sie fordert den Prinzen auf, ein Lied seiner Heimat zu singen, und er gibt mit verstellter Stimme ein Liebeslied zum besten, das er einst sehnsuchtsvoll gedichtet hat. Auch das kann sie nicht befriedigen. Die Poesie ist für Höheres bestimmt, als diese Scheinliebe zu besingen. Freiheit, Geisteswachstum, Kraft sollte sie verherrlichen. Die Prinzessin fragt, ob er nicht ein Gedicht kenne, welches die Sitten seiner Landsmänninnen veranschaulicht. Ihm will nichts einfallen, und er schweigt.

Mag schon die Stimme des Prinzen Argwohn erweckt haben, jedenfalls erhebt sich ein Schreckensruf, als nun Cyryl, sein Freund, einen Gassenhauer vor sich hin trällert. Die Frauen stieben nach allen Seiten auseinander, auf die Pferde und heimwärts. Nur Florian und der Prinz bleiben zurück. Da ertönt ein Schrei: „Unsere Leiterin, die Prinzessin!“, und der Prinz kommt gerade noch zur Zeit, um sie, die bei einem Flußübergang von der Brücke gestürzt, zu retten.

Auf Umwegen gelangen die beiden Männer zurück ins Schloß. Sie werden vor die Fürstin zum Gericht geführt. Da werden ihr zwei Briefe gebracht, der eine vom König Gama, der andere vom König des nördlichen Reiches, dem Vater des Prinzen. Beide haben von den strengen Gesetzen der Prinzessin gehört, und beide gebieten ihr, den Prinzen gesund auszuliefern, dieser unter Androhung eines Krieges, jener um sich selber zu befreien, denn er ist in die Hände des Feindes gefallen, der schon die Grenzen seines Landes besetzt hat.

Auf dem Hofe erhebt sich ein Tumult. Das Gerücht läuft um, daß ein Heer heranrückt, und mutlos laufen die Frauen zusammen. Da tritt die Prinzessin ans Fenster und spricht ihnen, die sie in gewisser Hinsicht entschuldigt, da sie „sechstausend Jahre der Furcht zu dem gemacht haben, wovon sie sie erlösen wollte,“ mit feurigen Worten Mut zu. Wenn es darauf ankommt, wird sie als erste den Kampf in Waffen wagen, sei es auch nur, um als Märtyrer ihrer Sache zu fallen.

Digitized by Google

Für den Prinzen hat sie nur Worte der Bitterkeit und des Spottes, und schließlich befiehlt sie, ihn aus dem Saal zu werfen.

Er gelangt mit Florian in das Lager, das sein Vater an der Grenze des Landes aufgeschlagen hat. König Gama wird dort einstweilen gefangen gehalten. Unter einem Zelt finden sie Ciryl und Psyche wieder, die zusammen geflohen sind. Letztere macht ihnen bittere Vorwürfe, daß sie ihr Wort nicht gehalten haben. Sie ist in banger Sorge um ihr Kind, das in der Prinzessin Hände zurückgeblieben ist.

Der alte König empfängt den Sohn in Frauenkleidern mit Hohn. Er ist mit dem wunderlichen Einfall nicht zufrieden. Warum hat der Prinz nicht versucht, die Prinzessin mit Gewalt zu gewinnen? Auch jetzt will er ihn zum Krieg antreiben:

> Der Mann der Jäger, die Frau das Wild.
> Leuchtende, schöne Geschöpfe der Jagd;
> Wir jagen sie um ihrer Schönheit willen;
> Sie lieben uns, ob wir sie niederreiten.
> Auf ihrer Seite stehen, schmeicheln! pfui!
> Teurer als alles andre ist ihn'n der,
> Der, was sie nicht zu tun wagen, tut.

Aber der Prinz läßt sich nicht überzeugen. Warum sollte die Prinzessin den Kriegsmann bewundern, sie, die doch selber den Kampf nicht scheuen würde? Auch ist es ihm nicht nur um ihren Besitz zu tun; ihre Liebe will er erwerben, und er weiß, daß er sich die auf immer verscherzen würde. — Er wirft dem Vater vor, daß er die Frauen alle nach einem Maßstab mißt, und sie weisen doch soviel Verschiedenheiten auf wie die Männer: das Veilchen weicht soweit von der Lilie ab, wie die Eiche von der Ulme. Ihm wollen auch ihre Ansprüche nicht so ganz unberechtigt erscheinen, und er geht sogar soweit, zuzugeben:

> Wären wir selbst nur halb so gut, so wahr,
> So freundlich; viel, das sie jetzt fordern,
> Wär' ihnen nie bestritten, sondern ihrs,
> Wie Rechte der Natur. —

Aber auf friedlichem Wege scheint sich nichts für den Prinzen erreichen zu lassen. König Gama hat keinen Einfluß auf seine Tochter. Er weist den Prinzen an Arac, ihren Lieblingsbruder, der sie für die „Krone aller Frauen" hält, wenn er auch nicht weiß, ob er das, was sie tut, recht oder unrecht heißen soll. Arac stellt

Digitized by Google

dem Prinzen vor, seinen Anspruch aufzugeben; sonst weiß auch er keinen anderen Ausweg, als den Kampf. Der Prinz, der den unnützen Kampf gern vermieden hätte, wird dennoch dazu gereizt durch zwei andere Brüder der Prinzessin, die ihm Feigheit vorwerfen. Es wird ausgemacht, daß fünfzig Ritter auf jeder Seite fechten sollen, und Arac verspricht, seine Schwester dahin zu beeinflussen, daß sie sich ergibt, falls ihre Partei unterliegt. Aber die Prinzessin glaubt sicher an den Sieg ihres Bruders; sie bittet ihn nur, das Leben des Prinzen zu schonen, da er ihr Leben gerettet hat.

Und sie täuscht sich nicht. Der Prinz wird besiegt und sinkt, schwer getroffen, ohnmächtig zusammen. Sie hat vom Fenster ihres Schlosses dem Schauspiel zugesehen und kommt jetzt auf die Kampfesstatt. Sie will den Männern danken, die für sie gekämpft haben. Die, die für sie verwundet worden sind, sollen von ihr und ihren Mädchen im Schlosse gepflegt werden. Als sie den Prinzen wie tot liegen sieht, ergreift sie etwas wie Mitleid. „Er rettete mein Leben, und mein Bruder erschlug ihn dafür." Noch weicher wird sie, als sie auf den armen, trostlosen Vater blickt, der ihr ihr Bild und ihre Locke entgegenhält, die der Prinz stets bei sich getragen. Sie bückt sich nieder, und als sie merkt, daß er noch lebt, bittet sie den alten König, ihn auch ihrer Pflege zu überlassen, damit sie etwas von dem großen Dank, den sie ihm als Lebensretter schuldet, abtragen könne.

Die Prinzessin hat Psyches Kind mitgebracht, das in den letzten Tagen ihr ganzer Trost gewesen ist. Wohl hat sie es, als sie zuerst den Verrat der Freundin ahnte, mitleidlos vor die Tür werfen wollen, aber ihre besseren Gefühle haben gesiegt. — Jetzt hat sie es ins Gras gelegt, und während sie sich um den Prinzen müht, hat sich Psyche genähert. Sehnsuchtsvoll blickt sie nach ihrem Kinde. Auf die inständigen Bitten Cirylls wird es ihr zurückgegeben. Die Trennung fällt der Prinzessin schwer, aber noch schwerer will es ihr scheinen, ein Wort der Versöhnung zu finden. Erst nach langem Widerstreben siegt die alte Liebe und Freundschaft in ihr. Sie verzeiht Psyche, ja sie gestattet ihr sogar, auch ihren Bruder Florian im Schlosse zu pflegen.

Schließlich finden sie alle Einlaß, Freund und Feind. Die meisten Mädchen werden bis auf „glücklichere Tage" entlassen, und die Frauenhochschule wird in ein Hospital umgewandelt und hallt wieder von den Sporen der rauhen Kriegsmänner. — In viele Herzen zieht die Liebe ein. Auch Psyche gibt Cirylls Werbung nach, als sie sieht, daß die Prinzessin, die die beiden

Digitized by Google

einst zufällig belauscht, kein Wort des Vorwurfs für sie hat, sondern mit einem Lächeln auf den Lippen weiter geht.

Die Prinzessin pflegt den Prinzen. Lange Wochen liegt er bewußtlos. Als er zum erstenmal erwacht und sie an seinem Bett sitzen sieht, glaubt er einen schönen Traum zu sehen, und er bittet den Traum, sein Glück vollkommen zu machen und ihn zu küssen, und die Prinzessin beugt sich nieder und küßt ihn.

Ein andermal belauscht er sie nachts, wie sie in einem alten Band Gedichte liest. Da findet sie eins, in dem ein Hirt sein Mädchen bittet, von den Bergen herabzusteigen, denn „die Liebe wohnt im Tal". Nicht auf den hohen Gletschern ist sie zu finden, nicht in den wilden Schluchten, nein, in der einfachen Hütte unten im Tal, bei Bienensummen und Taubengirren. — Die Prinzessin läßt das Buch aus den Händen gleiten. Sie klagt sich in bitteren Worten an; sie klagt, daß sie zu hoch hinaus gewollt, daß sie der guten Sache durch ihr Tun nur geschadet, und sie bittet den Prinzen, das Streben der Frauen nicht nach ihr zu beurteilen. Dennoch kann sie sich nicht entschließen, nachzugeben. Wie sollte sie sich jemandem hingeben, der für das Beste, das sie erstrebt, nur Spott hat? Entmutigt starrt sie vor sich hin.

Aber der Prinz hat nicht Spott für sie. Nur allein soll sie nicht länger versuchen, ihr Ziel zu verfolgen. Er will ihr helfen. Die Sache der Frau ist die des Mannes. Wie sollen große Männer emporwachsen, wenn sie, die sie erzieht, die ihre Kindheit leitet, die alles mit dem Manne teilt, klein, oberflächlich, niedrig gesinnt ist? Dem Menschen wird gedient, wenn der Frau geholfen wird.

Wir
Woll'n niederreißen jene äußern Formen,
Die Achtung scheinen und Verachtung sind;
Woll'n Raum ihr lassen, alles zu entfalten,
Was in ihr ist. — Sie soll ihr eigen sein,
Sich geben oder nicht, soll alles dürfen,
Was nicht beleidigt wahre Weiblichkeit.

Die Frau ist nicht ein unvollkommner Mann,
Nein, anders ist sie. Wär' sie gleich dem Manne,
Die Liebe wäre tot; nicht Gleichheit ist's,
Ihr stärkstes Band ist die Verschiedenheit.
Und dennoch, ähnlicher soll'n sie sich werden,
Der Mann lern' von der Frau, die Frau vom Manne,
Er werde sanfter, denke sittlich höher,

Digitized by Google

Doch bleib' ihm stets der stolze Kampfesmut;
Ihr Geist werd' reifer, klarer lern' sie schauen,
Und bleibe doch des Hauses Hüterin,
Bis einst sie einklingt in des Mannes Leben,
Wie hoher Töne Klang zu edlen Worten. —

Die Prinzessin ist erstaunt, das zu hören: Welche Frau lehrte dich das?

Da gedenkt er seiner Mutter, einer einfachen Frau, nicht gelehrt, kein Engel, aber ein ganzer Mensch, eine Frau, vor der unwillkürlich alle Männer sich beugten.

Glücklich der,
Der solche Mutter hat. Glauben an die Frau,
Vertrauen in alles Edle, Hohe
Lebt in ihm; und ob er irrt und fällt,
Mit Schmutz bewirft er seine Seele nicht. —

Ihre Zweifel, ob er sie, die so anders wie jene Mutter, auch lieben könne, vertreibt er und schließt mit den Worten, die zugleich den Schluß der Dichtung bilden:

„Meine Braut
Mein Weib, mein Leben. Wir woll'n zusammen
Wandern durch die Welt dem edlen Ziele zu.
Zusammen auch durch jenes dunkle Tor,
Das niemand kennt. Gewiß, ich lieb' dich, komm',
Gib dich mir. Eins ist dein und mein Hoffen.
Stärk' meine Mannheit, mach' dich selbst vollkommen,
Gib deine Hände und vertrau dich mir.

Es ist eine alte Geschichte, die uns Tennyson erzählt, die Geschichte von der gezähmten Widerspenstigen, die wir schon in verschiedensten Variationen kennen. Und diese Geschichte ist nicht einmal gut erzählt. Ihre Charakteristik ist mangelhaft, und wir werden durchaus nicht überzeugt, daß die Prinzessin am Schluß nachgeben muß. Daß ihr ausgesprochener Haß sich dort am Krankenbett, ohne alles Zutun des Prinzen, in Liebe verwandelt, scheint wenig begründet. Die Erzählung an und für sich ist es also nicht, die uns bei diesem Werk fesselt, nein, wir tun sogar gut, uns der Entschuldigung zu erinnern, die Tennyson am Schluß selber dafür vorbringt. In fröhlichem Kreise, wie schon oben erwähnt, in scherzhafter Laune ist sie entstanden. Sieben verschiedene Erzähler haben sie geschmiedet und dann den Dichter gebeten, sie in Verse zu setzen „A medlay“ nennt er sein Werk, ein Mischmasch, und das ist es auch: ein Mischmasch von Scherz und Ernst.

Digitized by Google

Das Wertvolle darin sind die Gedanken und Anschauungen des Verfassers, die er bald diesem, bald jenem der redenden Personen in den Mund legt und oft in selten schöne Worte prägt. Sehr fein gestaltet ist auch der Gegensatz zwischen dem alten König und seinem Sohn, zwischen dem, der festhält am Althergebrachten, an dem, das sich nicht ändern wird, weil es immer so war, und dem, der ein offenes Auge hat für die Bedürfnisse der Gegenwart, für den Fortschritt der Zeit.

Der Mann fürs Feld, und für den Herd die Frau,
Der Mann fürs Schwert, und für die Nadel sie,
Der Kopf bestimmt den Mann, das Herz die Frau,
Der Mann befiehlt, die Frau muß ihm gehorchen.
Alles andere ist Verwirrung!

Das die Weisheit des alten Königs, eine Weisheit, die seiner Selbstsucht und seinem engen Gesichtskreis vollkommen genügt. — Wie anders der Prinz! Er sieht nicht nur ein, daß viele der Forderungen der Frauen berechtigt sind; sein weiter Blick zeigt ihm, daß diese Forderungen im letzten Grunde der Menschheit zugute kommen. Vor allem in seinen Worten finden wir die Ansichten des Verfassers wieder.

Noch einen Blick auf die drei Frauengestalten! Da ist Lady Blanche, die ausgesprochene Männerfeindin. Sie ist verheiratet gewesen, hat, wie sie meint, die Männer kennen gelernt, und verallgemeinert nun ihre bitteren Erfahrungen. Es ist ihr Haß gegen das andere Geschlecht und Streben nach Herrschaft, das sie ihr Ziel verfolgen läßt.

Auch die zwanzigjährige Psyche ist Witwe. Mit zärtlicher Liebe hängt sie an dem Kinde ihrer Ehe, ganz im Gegensatz zu Lady Blanche, die für ihre eben erwachsene Tochter wenig übrig zu haben scheint. Jugendliche Begeisterung und Freundschaft für die Prinzessin erscheinen als die Triebfedern für Psyches Handeln.

Eine wirklich tiefgegründete Überzeugung finden wir nur bei der Prinzessin. Ihr ist es ernsthaft darum zu tun, die Frau von jener Unmündigkeit zu befreien, die sie so tief demütigend empfunden hat, als man von ihr die Erfüllung eines ohne ihren Willen gegebenen Versprechens forderte. Noch tiefer demütigend empfindet sie die Schwäche der Frau in anderer Beziehung. Von Klatsch und Neid und Oberflächlichkeit möchte sie sie befreien. Sie glaubt nicht, daß das typische Eigenschaften der Frau sind. Jahrtausendelang hat der Mann die Frau von allen höheren und weiteren Interessen ausgeschlossen. Ihr Gesichtskreis hat sich da-

Digitized by Google

durch verengt, und die guten Anlagen in ihr sind zu niederen Trieben geworden. Wissensdrang hat sich in Neugier, Teilnahme in Neid und Klatsch verwandelt. Die Prinzessin sieht, daß einstweilen unter der Herrschaft des Mannes an eine Veränderung in der Lage der Frau nicht zu denken ist. Darum sagt sie sich los von jeglicher Verbindung mit dem anderen Geschlecht, die nur hinderlich sein könnte. Allein müssen die Frauen ihr Ziel erkämpfen, um sich dann den Männern, „those self-styled our lords" jenen, die sich „selbst" unsere Herren nennen, ebenbürtig an die Seite zu stellen.

Die Fabel der Erzählung schließt mit der Niederlage der Prinzessin, aber doch nur mit einer scheinbaren, einer rein äußerlichen. Der Prinz ist von dem berechtigten Streben der Frau überzeugt worden, für das sich jetzt, da er auf ihrer Seite kämpft, ganz andere Erfüllungsmöglichkeiten bieten.

Man könnte diese Gestalt der Prinzessin als Symbol der Frauenbewegung ansehen. Um etwas zu erreichen, müssen sich die Frauen in gewisser Hinsicht emanzipieren, und daraus erklären sich zugleich die mancherlei Übertreibungen, das übers Ziel Hinausgehen. Je mehr aber die Männer gemeinsame Sache mit ihnen machen, desto klarer wird ihnen ihr Ziel werden, desto mehr werden sie es von den Schlacken reinigen können, die ihm noch anhaften, und es in einer Form erstreben, die allen zum Segen dient.

Die Frauen gedenken so gern der Vorkämpferinnen ihrer Sache, derer, die mit Wort und Schrift den Weg gebahnt, den sie heute wandern. Es will mir scheinen, als dürften sie einen besonderen Wert darauf legen, unter diesen Vorkämpfern auch einen Mann zu sehen, und einen Mann wie Lord Tennyson. Vor fast sechzig Jahren, als die meisten ihrer Mitschwestern die Notwendigkeit einer Frauenbewegung noch nicht einmal ahnten, hat er Worte dafür gefunden, deren idealer Wert nie untergehen wird.

Digitized by Google

Unsere Pferde in Deutsch-Südwestafrika.

Von Moritz von Kaisenberg.

Wunderbar. Schon wieder werden Pferde für Afrika gefordert. Woher kommt es nur, daß die Tausende hinübergesandter Pferde, kaum in dem fernen Weltteil angelangt, gleich fallen wie die Fliegen? Da muß doch in der Organisation, in dem Ankauf, der Vorbereitung oder dem Transport irgend etwas verfehlt sein."

Das sind die Urteile der Herren Bier- und anderen Philister, die sie bei dem Frühschoppen mit Bebelscher Unfehlbarkeit von sich geben. — Da wird uns dann mit gewohnter Sachkenntnis England als Vorbild angeführt und mit diesen Betrachtungen tüchtig auf die Kolonien usw. geschimpft. Ist einmal nicht anders.

Und doch, wie unrecht haben diese Leute! Wird doch von anderen Nationen anerkannt, daß gerade unsere Pferdetransporte in einem vorzüglichen Zustand in Swakopmund angekommen sind und daß die schnelle Bereitstellung der Pferde, ihre Dressur und die Unterbringung auf den Dampfern der Wörmannlinie als geradezu mustergültig zu bezeichnen seien. — Die großen Verluste in Afrika sind erst durch klimatische Verhältnisse entstanden, die ich später beleuchten werde. Der Prozentsatz unserer unterwegs eingegangenen Pferde steht zu dem der Engländer im Burenkriege etwa wie 1 : 10.

Will man näher auf die Verhältnisse eingehen.

Als im März 1904 zuerst die Notwendigkeit einer berittenen Truppe für Deutsch-Südwestafrika zutage trat, dachte man zu Anfang an die Aufstellung einiger Kavallerieregimenter für die Kolonien. Kam aber bald heraus, daß man die schwarzen Gegner unterschätzt hatte, daß sie vorzügliche Schützen waren und eine ungeahnte militärische Organisation besaßen.

Zu ihrer Überwindung konnte Kavallerie allein nicht ausreichen, und auch der Kavalleriekarabiner erschien als keine dem Modell 71 und dem Mausergewehr der Hereros gleichwertige Waffe. Will hier gleich eins vorn wegnehmen. Der Hauptgrund der großen Verluste an Offizieren, Mannschaften und Pferden in dem Hereroaufstande liegt an den Behörden unserer

Digitized by Google

Kolonien. Wer da drüben daran schuld war, wer weiß es? Ist auch nicht meine Sache, hier festzustellen. Einer aber war es, der sich durch die Hereros oder Witbois düpieren ließ, und zwar so düpieren ließ, daß er sogar seine sämtlichen Geschütze zur Reparatur nach Europa sandte. Da brach der Hereroaufstand aus, und die Macht der Verhältnisse machte die schleunigste Aufstellung berittener Truppenteile nötig. Hierdurch trat eine gewisse Überhastung ein, wodurch die ersten Transporte litten und vielleicht nicht ganz das leisteten, was man von ihnen erhoffte.

Will nun zur Orientierung des Lesers mal besonders auf die Punkte eingehen, die der unverständige Laie als die bezeichnet, in denen, um die großen Ausfälle zu erklären, irgend etwas verfehlt sein müßte. Diese vier Punkte sind: 1. der Ankauf der Pferde, 2. ihre Vorbereitung, 3. der Transport zur See, 4. die Verwendung in der Kolonie und im Felde.

Will hier einzeln besprechen.

Für den Ankauf der Pferde für die berittene Infanterie, die Reiter der Artillerie, die Offiziere und Beamten wurden seitens der Regierung Kommissionen befohlen, die unter dem Präsidium eines Mitgliedes der Remontekommission in den Provinzen Preußen, Posen und Schlesien geeignete Pferde freihändig ankaufen sollten. Als Norm war ihnen aufgegeben, daß es Pferde im Durchschnitt von 1,44—1,54 Größe, im Alter zwischen 6 und 12 Jahren und von kleinem gedrungenen Körperbau sein sollten, die tüchtige Arbeit und den Weidegang kannten. Auch durften sie keine Fehler haben, und mußten ihre Hufe gut, vor allen Dingen keine Platthufe sein.

Jeder, der die Verhältnisse kennt, wird mir zugeben, daß die Auswahl gerade der Provinzen Preußen und Posen sachgemäß war. Ich persönlich kenne das dortige Pferdematerial genau, da ich auf Remontekommando längere Zeit wegen Rotzverdachtes erst bei Netschunen, später in der Gegend von Marienwerder liegen bleiben mußte und mir alles, was Pferd heißt, ganz genau ansah, Schlesien aber als Pferdekommissar für den Mobilmachungsfall begutachten mußte. — Das masurische Pferd, ein Produkt des Landpferdes und der königlichen Beschäler ist ein Tier im Durchschnitt von 1,45, hat zum Teil ein edles Exterieur, oft sogar Vollbluttyp mit strammem Rücken, guten Beinen, hohem Hals und kleinem Kopf, und gilt für zäh. Das posensche Pferd ist vielleicht nicht ganz so edel, hat aber sonst viel Ähnlichkeit mit dem litauischen. Viel schlechter dagegen ist das schlesische

Digitized by Google

Pferd, besonders an der russischen Grenze; hat mehr den Ponytyp; hätte nicht gedacht, daß die Kommission diese kleinen Tiere mit den dicken Hälsen und der geringen Schubkraft der Hinterbeine ankaufen würde. Tat es aber doch. Es waren jedoch viele sehr geeignete Galizier darunter. Sollen sich die Tiere aber später nicht bewährt haben. So war denn bei den preußischen und polnischen Pferden alles Verlangte da, nur eins fehlte, das war die Kraft. Die Tiere wurden durchschnittlich in beiden Provinzen zu schlecht gefuttert, d. h. sie bekamen zu wenig Kornhafer zu fressen. Habe bei den kleinen Züchtern in Litauen oft Krippen vorgefunden, die gar keinen Boden hatten, damit ist dann schlecht Korn schütten. Haben sich diese Tiere aber trotzdem in Afrika bewährt. Es war das edle Blut, das in ihren Adern pulsierte und das sie gehen ließ, bis sie umsanken.

Diese Kraft, dieses Muskelfleisch, läßt sich aber nicht in den höchstens vier Wochen, die die Vorbereitungszeit auf den Übungsplätzen dauerte, plötzlich anfuttern, da gehören doch mindestens drei Monate dazu.

Die Pferde wurden also von den Kommissionen angekauft und nach den beiden Vorbereitungsdepots Munster und Döberitz transportiert. Döberitz ging im August vorigen Jahres ein, in Munster haben bis heute im ganzen 9000 Pferde gestanden, von denen jetzt noch 700 dort sind.

Die Zugpferde für die Artillerie und den Train wurden zum größten Teil in Afrika und Amerika gekauft; auch eventuell die Maultiere.

Außer den durch die Kommissionen angekauften Tieren wurden noch 300 ältere Pferde von den Regimentern der leichten Kavallerie gestellt und nach Afrika geschickt. Aber trotzdem man tadellose, zähe und durchgerittene Tiere ausgesucht hatte, haben sich gerade diese drüben gar nicht bewährt. Sie waren nur an zu gute Behandlung gewöhnt und hatten außerdem schlechte Reiter. Sie lernten auch das Weidegehen nicht und konnten das scharfe Riedgras nicht vertragen. Sie sind sämtlich eingegangen. Im März trafen die ersten Pferde, ca. 1000, in Munster ein und traten dort unter das Kommando eines Stabsoffiziers vom 10. Korps. Diesem waren Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften berittener Truppenteile vom 6. Armeekorps zugeteilt. Für drei Pferde mußte ein Mann genügen, der Pferdepfleger und zugleich Reiter war. — Sämtliche angekauften Pferde kamen durchaus ungeritten in Munster an, die meisten hatten überhaupt noch

Digitized by Google

nie einen Reiter auf dem Rücken gehabt. Sie wurden in den Wellblechbaracken des Übungsplatzes untergebracht, mußten erst lernen, angebunden im Stall zu stehen, mußten vorn beschlagen, ihnen Sättel und Kandaren aufgepaßt werden. Genug sie mußten alles lernen, was ein Bauernpferd zum gesitteten Reitpferd macht. — In den ersten Tagen wurden die Tiere in zusammengestellten Abteilungen noch von den gedienten Kavalleristen angeritten und so weit gebracht, daß sie gemütlich hintereinander herzockelten und dadurch vielleicht etwas an die Zügel kamen. — Inzwischen waren denn auch die für Afrika designierten Mannschaften eingetroffen, die Mannschaften wurden immer zehn Tage nach ihrem Eintreffen nach Afrika befördert. Es begann nun die schwierige Arbeit, in der kurzen Zeit ganz ungeübte Mannschaften auf rohen Pferden zu Reitern auszubilden. — War genau so, als wenn man bei der Schwadron hätte Rekruten auf Augmentationspferden ausbilden sollen. — Aber es wurde geschafft, trotz unbeschreiblicher Arbeit doch geschafft. Vergegenwärtige sich einmal einer die Chose, als die 1000 für Afrika bestimmten Mannschaften angetreten waren, darunter baumlange Gardes du corps, 150 Pfund schwere Kürassiere und Artilleristen! und ihnen gegenüber standen die Reihen der kleinen Pferde. Mußte man nicht denken: „Nein, es geht nicht!“ — Und es ging doch. Zwar hingen bei den längsten Ulanen die Beine bis auf die Erde hinab, aber es trabten die Pferdchen unter diesen Reitern schließlich doch. Man vergegenwärtige sich allein einmal das Sattelverpassen, wo die Armeesättel für die kleinen, kurzen Tiere viel zu lang, auch teilweise zu breit waren! Herr v. Tippel in Berlin ließ zwar bald kleinere anfertigen, aber so etwas kostet doch immerhin Zeit, und von oben herab kam stets die Aufforderung: „Macht schnell, macht schnell, daß ihr fertig werdet, die Pferde sind drüben dringend nötig“. Ja, dazu gehören Nerven.

Zuerst wurde eine Grundformation eingerichtet und Pferde und Mannschaften in vier Kompagnien derartig verteilt, daß bei jeder Kompagnie gleichmäßig viel Kavalleristen (ca. 1—3) standen. Auch möglichst gleich viel Unteroffiziere der Kavallerie waren dabei. Das half doch schon etwas. — Eigentümlicherweise waren aber sämtliche Feldwebel von der Infanterie. Es wäre in diesem Falle besser gewesen, wenn die Mutter der Kompagnie auch ein früherer Reitersmann gewesen wäre.

Die Pferde wurden in den ersten Tagen noch von den nach Munster kommandierten Kavalleristen geritten, während die „Neuen“,

Digitized by Google

will einmal diesen Ausdruck gebrauchen, teils diesem Reiten beiwohnten, teils Pferdeputzen und Pferdewarten lernten und nach einer eingehenden, von dem Stabsoffizier verfaßten Instruktion über ihre Tätigkeit belehrt wurden. — Nach Verlauf der ersten drei Tage wurden die Pferde bereits den „Neuen" übergeben, und es begann unter Leitung der Offiziere der zehntägige Reitdienst. —

Müssen das zu Anfang komische Bilder gewesen sein!

Aber die Sache kam doch mit der Zeit in den Gang. Die kleinen Pferde zeigten sich sehr willig; die Anforderungen waren selbstverständlich gering, genug nach Verlauf von acht Tagen waren die ungeübten Reiter soweit, daß die Truppe Märsche von mehreren Stunden in guter Ordnung zurücklegen und einfache Formationsveränderungen vornehmen konnte. Der Trab wurde selbstverständlich nur im natürlichen Tempo als solche Art von Zuckeltrab geritten und vor allem als Prinzip aufgestellt, daß Reiter und Pferd sich aneinander gewöhnen sollten. Es trat eine Art von „laisser aller" ein, „Tust du mir nichts, tu ich dir nichts", und beide Teile standen sich gut dabei. Direktionsveränderungen wurden nur durch Teteschwenken, der Aufmarsch nur nach vorn ausgeführt. Wunderbarerweise kamen weder jetzt noch später verhältnismäßig wenig Druckschäden vor und auch nur wenig Krankheiten. Ein Sechstel der Tiere bekam anfangs Druse, es gingen dadurch aber nur ein paar Tiere ein. — Auch sonst bewährten sie sich gut. Mit Ausnahme einiger langrückiger Tiere, die zusammenklappten, fand kein Ausfall statt. — War das nur die Reiterei und Pferdewartung, so gab es für die Offiziere und Mannschaften noch eine Menge von Dienstzweigen zu üben.

Da mußten sämtliche Pferde erst vorn und vor dem Antritt auch noch hinten beschlagen werden, da mußten die Kavalleristen, die sich freiwillig gemeldet hatten, über das Infanteriegewehr und über den Fußdienst instruiert werden. Da wurde ihnen ferner die Unterbringung des Gewehrs in dem neu erfundenen Futteral, das gleichzeitig als Wasserschöpfer diente, und dessen Anbringung am Sattel gezeigt. Sie wurden über die andere Anbringung des Gepäcks mit der Packtasche hinten instruiert, ja einmal vor dem Transport am 7. Oktober wurde ihnen sogar schon die Anbringung eines in Teile zerlegten Gebirgsgeschützes an drei Pferden vorgeführt, von denen zwei Batterien damals mit verladen wurden. — Schließlich mußten sie auch noch über die klimatischen Ver-

Digitized by Google

hältnisse ihres fernen Bestimmungslandes und ihre sanitäre Lebensweise sowie über das Verladen und Ausladen auf den Dampfern belehrt werden.

Besonders wurden die Mannschaften in dem schnellen Auf- und Absitzen zum Gefecht sowie in der Formation zur Infanterietruppe geübt. Bei dem Absitzen wurden die Pferde eines jeden Abmarsches zu vieren von rechts nach links geschlauft und die Gewehre aus den Futteralen genommen. Das mußte alles sehr beeilt werden, denn alle zehn Tage traf die Ordre zum Abmarsch der Mannschaften und Pferde ein. Ende März vorigen Jahres wurde befohlen, daß am 30. 995 Pferde auf zwei Schiffen der Wörmannlinie in Bremerhaven verladen würden, und mußten deshalb Pferde und Leute rechtzeitig dahin instruiert werden. Die Verladung in die beiden Dampfer ging ohne den geringsten Unfall vonstatten.

Will nun als Beispiel für alle Unterbringung in den verschiedenen Dampfern die der „Palatia" schildern, auf der im Juli 1000 Pferden und Mannschaften verladen wurden. Es mußten auf der „Palatia" wegen der großen Anzahl der einzuschiffenden Pferde diese auch noch in dem vierten Deck untergebracht werden, was bei kleineren Transporten der Hitze wegen möglichst vermieden wurde. Die Pferde standen in zwei Reihen, die Köpfe nach der ungefähr drei Fuß breiten Stallgasse gerichtet. Um die Stände zu trennen, waren Flankierbretter eingehakt, ebenso nach der Stallgasse zu, an welcher Wand die Krippe befestigt war. Um das Ausgleiten der Pferde bei rollender See zu verhindern, war auf dem Bretterfußboden vorn und hinten eine Querleiste angebracht. Der Fußboden wurde bisweilen mit Sand bestreut, sonst aber täglich mehrfach mit Wasser ausgespritzt. Die Pferde legten sich während der zirka vier Wochen dauernden Fahrt nie hin. — Ich würde empfehlen, für künftige Fälle „Torfstreu" anzuwenden oder, richtiger gesagt, eine aus Torf gestampfte Matratze. Hierdurch würde auch die sonst schwer zu entfernende Jauche in Wegfall kommen, deren Ammoniak durch den Torf bekanntlich aufgesogen wird. Diese Torfmatratze dürfte sich auch für die heißen Hufe empfehlen, besonders in den Zwischendecks, die der fehlenden Abzugsröhren wegen nicht mit der Dampfspritze ausgespritzt werden können.

Auf der „Palatia" konnten die Pferde wegen der großen Anzahl täglich nur eine halbe Stunde auf dem Führdeck bewegt werden. Das war sehr wenig, und änderte man das auch bei späteren Transporten dahin, daß ihnen in Abteilungen hinter-

Digitized by Google

einander morgens und abends bis zu einer Stunde Bewegung gemacht wurde. Die Pferde gewöhnten sich mit der Zeit so an das Ersteigen der schräg gestellten, im Winkel nach oben geführten Stege, daß sie der Führer entbehren konnten und vorsichtig Kopf an Schwanz bis zu den Führdecks hinaufstiegen. Hier wurden sie dann von den Mannschaften in Empfang genommen (ein Mann übernahm zwei Pferde), der sie auf und ab führte. Auch wurde die Zeit dazu benützt, sie zu putzen, ihnen die Augen, Ohren, Nüstern, After und Scheide (bezüglich Schlauch) zu reinigen und sie schließlich mit der Wasserspritze abzuspritzen, was sie in den heißen Tagen sehr erfrischte. — Es war dieses Heraufbringen der Pferde auf das Führdeck für die Mannschaften eine anstrengende Arbeit, da nicht mehr wie 50 Pferde gleichzeitig darauf Platz hatten.

Bliebe noch die Futterfrage zu besprechen. Wie bereits oben gesagt, erhielten die Pferde in Munster, um sie in Kondition zu bringen, täglich acht Pfund Hafer, zehn Pfund Heu und sieben Pfund Stroh. War ja etwas wenig, es ist aber zu bedenken, daß die meisten von früher her Kornhafer kaum kannten und viele, wie die aus Schlesien, nur auf die Halme am Wegesrand angewiesen gewesen waren. Da hätte durch Überfütterung leicht das Gegenteil von dem Gewünschten in Form von Koliken und so was entstehen können. Nun kam die Abreise in Sicht, und sie mußten wieder anders trainiert und zu der langen Seefahrt vorbereitet werden.

Man ging dabei von der Ansicht aus, daß ihnen Kornfutter zu viel Hitze gebe. Mag ja bei der geringen Bewegung nicht unrichtig sein, namentlich in der Zeit der Seekrankheit. Denn seekrank werden die Pferde so gut wie die Menschen, ja sogar noch schlimmer. Die Krankheit äußert sich durch starkes Schwitzen, Fieber und ein großes, durch Atemnot entstandenes Angstgefühl. Das einzige Mittel dagegen sind kalte Abwaschungen und Herumführen auf dem Führdeck. Nach drei Tagen sind die Erscheinungen meist wieder verschwunden.

Die Pferde erhielten bis zu $^3/_4$ der Fahrt nur 3 Pfund Hafer, 5 Pfund Mohrrüben, 8 Pfund Haferstroh und jeden Tag ein Bund Stroh zum Streuen. In dem letzten Viertel der Fahrt stieg die Ration allmählich bis zur Ankunft auf 10 Pfund Hafer; denn nun hieß es, Kräfte für ihre eigentliche Bestimmung am Lande zu erzielen.

War das Verladen an den heimischen Ufern mittelst langer,

Digitized by Google

seitwärts mit Brettern eingefaßter Brücken leicht genug gegangen (die Pferde liefen wie die Hunde hintereinander her), so war dafür das Ausladen in Swakopmund desto schwieriger. Der Strand war so schlecht, daß die „Palatia" nicht nahe heran fahren konnte, und die Wogen gingen sehr hoch. Da wurde denn nach längerem Warten schließlich die Ausschiffung in Kähnen versucht, in die die Pferde hinabgelassen wurden. Da das aber sehr viel Zeit in Anspruch nahm und auch gefährlich war, so kam die Erfindung des bayerischen Hauptmanns, Grafen Zech, sehr zu paß. Er konstruierte große Flöße, auf denen 20—30 Pferde Platz fanden. Auf ihnen wurden die Pferde ausgeschifft und dann in dem Depot untergebracht. Der Transportführer konnte aber den Triumph verzeichnen, daß während der ganzen Reise von den ihm anvertrauten 1000 Pferden kein einziges eingegangen war. Wenn man mit diesem Resultat die Verluste der Engländer im Burenkriege vergleicht, wenn man da liest, daß von 50000 aus England nach Afrika gesandten Pferden 3100 unterwegs krepierten oder verunglückten, so erkennt man erst, wie mustergültig die deutschen Einrichtungen waren, wie nachahmungswert die Disziplin in dem Vorbereitungslager und während der Fahrt gehandhabt wurde. — Und das Resultat mit der „Palatia" steht nicht vereinzelt da, denn der Oberleutnant Kisten brachte z. B. auf der „Alesia" einen Transport von 450 Pferden von Taku nach Bremerhaven, ohne auch nur ein Pferd zu verlieren.

Die Pferde und Mannschaften blieben verschieden lange in Swakopmund und wurden, je nachdem sich die Pferde erholt hatten, an die einzelnen Detachements verteilt. Welche Wunder an Ausdauer und Zähigkeit sie verrichteten, wie sie die ungeheuren Entfernungen überwanden und Leistungen durchmachten, die fast an Distanzritte erinnern, das bewiesen die berühmten Expeditionen eines Hauptmanns Franke und des Hauptmanns von Humbracht, der auf dem Marsche nach dem Waterberg 300 Kilometer in 5 Tagen zurücklegte und kein einziges Pferd verlor. Er kam mit 244 Pferden an, unter denen nur 4 lahme und 2 gedrückte waren. Zwar waren nachher bei der Verfolgung die Verluste groß, aber nicht annähernd so groß, als die der Engländer im Burenkriege, die im Zeitraum von 6 Wochen 300000 Pferde verloren. — Die großen Verluste der Engländer am Land sind mit dadurch zu erklären, daß ihre Pferde in jämmerlicher Kondition in Afrika ankamen und trotzdem sofort nach dem Eintreffen zu den Truppenteilen gesandt wurden. Bei diesen englischen

Digitized by Google

Pferden war alles schlecht. Bei dem Einkauf des Materials hatten die gemeinsten Unterschlagungen und Betrügereien stattgefunden. Die betreffende Kommission hatte elende alte Pferde zu enormen Preisen angekauft und den Überschuß in die eigene Tasche gesteckt. Eine Vorbereitung dieser Tiere hatte in England so gut wie gar nicht stattgefunden, und welch eigenartigen Unfälle auf dem Transport zur See stattfanden, das ist wohl noch in jedermanns Erinnerung.

Unsere Pferde dagegen sind nur an den klimatischen und Ernährungsverhältnissen Afrikas zugrunde gegangen.

Die Hitze, der Hunger und namentlich der Durst haben sie getötet, nicht aber ihre mangelhafte Qualität und Kondition. Die an Klima und Land gewöhnten zähen Hereropferde verdursteten gleich den Hereros, wie sollten es da unsere Pferde bei der glühenden Hitze aushalten? Auch die Futterverhältnisse waren den Tieren durchaus ungewohnt. Bei den riesigen Entfernungen war es unmöglich, Hafer und Heu in genügender Menge auf Wagen mitzuführen, so waren die Tiere denn nur auf den Weidegang des in einzelnen Büscheln wachsenden scharfen Riedgrases angewiesen. Dieses an und für sich nahrhafte Gras wurde durch die Tropensonne zwar auf dem Halm verdorrt, erhielt aber trotzdem noch Nährwert. Leider hatten es aber, z. B. am Waterberg, die Hereropferde meist abgeweidet, teils war es auch absichtlich von den Hereros verbrannt, damit unsere Pferde keine Nahrung fänden. Diese konnten sich aber nur durch den Hunger getrieben an die scharfen Ränder und Grasrispen gewöhnen, die ihnen Zunge und Lippen zerrissen; die Truppenpferde gingen zuerst daran zugrunde.

Die letzten 4 Monate waren wegen der kolossalen Hitze, der weiten Märsche und der am Waterberg selten auftretenden Quellen die schlimmsten und kosteten einer Menge von Pferden das Leben. Wie oft kam es vor, daß die halb verdursteten Reiter mit den vor Durst erschöpften Tieren endlich an solcher heißersehnten Quelle ankamen. Und was fanden sie vor? Ein übelriechendes, durch die Kadaver der darin verendeten Hereroochsen verseuchtes Wasser. Wie viele mögen trotzdem von dem Wasser getrunken und sich infolgedessen den Tod geholt haben? — Nur wegen dieser Verluste werden jetzt wieder Pferde gefordert. Das allein ist der Grund, weshalb ein Ersatz nötig wurde, nicht aber, wie die Philister der Bierbank und die

Digitized by Google

sozialdemokratischen Volksbeglücker hämisch behaupten, irgend ein Versehen oder ein seitens der Regierung oder der Beamten und Offiziere begangener Fehler.

Aber man kennt diese Herren ja. Sie behaupten irgend eine niederträchtige Lüge, und wenn ihnen die Lüge bewiesen wird, so denken sie: „semper aliquid haeret". — Was soll man mit solchen Leuten anfangen?

Die Mannschaften haben sich unter Führung ihrer sich stets am meisten exponierenden Offiziere mit einer Tapferkeit ohnegleichen geschlagen, und ein jeder deutsche Mann hat seine Pflicht und Schuldigkeit getan. — Mit den erzielten Resultaten vergleiche man die der Engländer im Burenkriege. Man wird überrascht sein, wie sparsam dagegen bei uns gewirtschaftet wurde und — wird. Wenn nun auch die englische Wirtschafterei im Vergleich mit der unseren weit zurücksteht, so gibt es dagegen etwas anderes, in dem die Engländer uns bedeutend über sind, das ist ihr Patriotismus, mit dem sie für den Ruhm und die Wohlfahrt ihres Vaterlandes jedes Opfer bringen und das Parlament für die Kolonien jede geforderte Summe bewilligt. Wissen die Engländer doch, daß die Kolonien sie reich gemacht haben, da heißt es denn auch, in Zeiten der Notwendigkeit nicht für deren Erhaltung zu knausern und an jeder für sie gemachten Forderung etwas herunter zu schachern, sondern das zu bewilligen, was die von der Regierung an die Stelle der Kolonienverwalter Berufenen zur Lösung ihrer Aufgabe für notwendig halten.

Was aber geschieht bei uns?

Da wurde vor zwei Jahren der Oberst Leutwein einmal gefragt, weshalb er denn nicht die Eisenbahnen und die Verbindungswege in Deutsch-Südwestafrika weiter ausbaue, für Straßen durch das weite Gebiet sorge und weshalb er nicht die Mittel zu einer stehenden Kolonialarmee fordere. „O ja!" erwiderte der Oberst skeptisch lächelnd, „verlangt und erbeten habe ich die Mittel dazu wohl. Ich wollte das alles mit einer Anfangsforderung von 300000 Mark nachgerade ins Werk setzen. — Aber was hat man mir in Berlin erwidert, was war die Antwort des Herrn Bebel und seiner Genossen auf meine Vorstellungen? Ausgelacht haben sie mich, mich einen Schwarzseher geheißen und gesagt: Die lieben, so friedlichen Schwarzen dächten an keinen Aufstand. Und dann haben sie noch hinzugefügt: Das Beste wäre, wir würden die Kolonien ganz los! Was haben sie mir bewilligt? 7000 Mark. Was war damit zu machen? — Man

Digitized by Google

vergleiche mit dieſer damals geforderten Summe die, welche allein der Krieg mit den Hereros bisher gekoſtet hat, man denke an den Schacher und die Feilſcherei, die bei jedem nur geforderten Poſten entſteht, und man frage ſich: Wer trägt die Schuld an den Verluſt an Offizieren, Mannſchaften und Pferden?

Von Stavanger nach Sande.

Von W. Föllmer.

Um 11 Uhr vormittags Ankunft iu Stavanger.

Um 12 Uhr geht der nächſte Dampfer — und der einzige an dieſem Tage — nach Sande.

Da ich auf Erholungsreiſen für Großſtadtſehenswürdigkeiten: Kirchen, Muſeen und Paläſte nichts übrig habe, war mir die kurze Friſt ſehr recht. Bald ſah ich Stavanger wieder in der Ferne und fuhr über den Stavangerfjord nach Norden, dem Örtchen Sande entgegen.

Welch ein Gegenſatz zwiſchen dem bewegten Weltmeere und dem ſpiegelglatten Fjord mit ſeinem tiefdurchſichtigen, grünlich blauen Waſſer. Bedarf das Meer keines Rahmens, ſo wird er beim Fjord zur Hauptſache.

Anfänglich tritt er beim Stavangerfjord nur andeutungsweiſe durch zerſtreut liegende Inſeln auf. Je länger die Fahrt, je energiſcher tritt der Rahmen auf, je grotesker wird er in ſeiner Linienführung.

Die ſenkrecht abſtürzenden Felswände drängen ſo eng zuſammen, daß ſie kaum dem Schiffe Durchgang gewähren. Kuliſſenartig ſchieben ſie ſich aneinander und hindern jeden Fernblick. Hinter jeder Felskuliſſe wartet unſerer ein neues Panorama. So ſind die Schönheiten des Fjordes in unzählige Einzelbilder zerlegt. Bei einigen herrſcht das Grau nackter Felſen vor, bei andern das Dunkelgrün der Tannen, wieder andere, mit ſanften Bergabhängen, zeigen das ſaftige Hellgrün der Wieſen. Und über allen dieſen Bildern das weiche, linde Licht der nordiſchen Sonne.

Mit trunkenen Augen genieße ich die nie geſchauten Schönheiten.

Da werde ich plötzlich gefragt:

„Sind Sie ein Deutſcher?“

Mir war die Störung nicht lieb. Zögernd blicke ich mich nach dem Fragenden um.

Da ſchaue ich in zwei tiefblaue Augen, blondhaarig überſchattet. Ein kerndeutſcher Voll- und Schnurrbart machte das Geſicht erſt recht vertrauenerweckend.

Digitized by Google

Freudig antworte ich „Ja“.

Der Frager ist ein Westfale und bereits seit zehn Jahren in Norwegen. Er hat diese Zeit mit offenen Augen hier zugebracht. Ich werde auf mancherlei aufmerksam gemacht, was mir sonst entgangen wäre. Von der Ästhetik kommen wir auf die Geologie zu sprechen. Sie führt uns zu Darwin. Seine Reisen bringen uns zur Mission, diese zur Kolonialpolitik usf.; kurz, unsere Unterhaltung ist ebenso kaleidoskopartig, wie die Bilder, die wir vom Dampfer aus schauen. Mir fällt bei meinem Landsmann eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung auf, die mir im Gegensatz zu seinem germanischen Äußern zu stehen scheint. In dieser vorsichtigen Weise wird mir auch die Geschichte aufgewärmt, daß Krupp nicht gestorben sei, sondern irgendwo im Verborgenen sich seines Daseins freue, oder darüber trauere, und der Deutsche Kaiser beim Begräbnis einem dreisten Schwindel zum Opfer gefallen sei.

Danach kommt der Pangermanismus an die Reihe und dann das Zweikindersystem. Dabei sage ich zu dem Herrn, dessen Schläfen bereits ein wenig ergrauen:

„Für Sie wäre es aber auch hohe Zeit, daß Sie durch baldige Heirat für die Erhaltung und möglichst zahlreiche Fortpflanzung Ihrer Familie Sorge tragen. Das ist praktische Ostmarkenpolitik, die jeder Kerndeutsche treiben sollte, gleichgültig, ob er an der Weichsel, am Rhein oder in Norwegen wohnt.“

Mein Landsmann scheint arg in die Enge getrieben zu sein. Er schweigt einen Augenblick. Dann erhalte ich als kalten Wasserstrahl die vier Worte:

„Ich bin katholischer Geistlicher.“

Die Dusche war kurz, aber kräftig.

Allmählich erhole ich mich davon und dränge alle Vorurteile und protestantischen Gefühle gegen die Person gewaltsam zurück. Der Pfarrer hat mir als vorzüglicher Kenner norwegischer Verhältnisse manche schätzenswerte Belehrung in der gefälligsten Weise gegeben.

Der gegenseitige Abschied in Sande war ein recht herzlicher.

Ich hatte es aber doch nicht unterlassen können, dem Herrn Pfarrer auf den gewaltigen Unterschied zwischen seinem Äußeren und dem seiner glatt rasierten, schwarzrocktragenden Amtsbrüder südlich von der Nordsee aufmerksam zu machen.

Eine ausweichende Antwort, die von Äußerlichkeiten sprach, wurde mir zuteil.

Doch ich ließ nicht locker und erwähnte, daß ich von Hamburg mit zwei katholischen Pfarrern zusammen gereist sei, die selbst eine Nordlandsfahrt in dem geistlichen Kostüm machten und täglich auf Deck ihr Brevier lasen, „damit sie von den Leuten gesehen werden“, wie es in der Schrift von den Pharisäern heißt.

„Sie scheinen nicht zu dieser Sorte zu gehören,“ schloß ich dieses heikle Thema. Mir wurde keine Antwort zuteil.

Auf einsamer Fußwanderung kam mir erst des Pudels-Kern.

Mit größtem Raffinement sucht die katholische Kirche hier durch ein unauffälliges, weitgehendes Anpassungsvermögen Eroberungen zu machen. Mit welcher Vor- und Umsicht hat man den Priester gewählt. Er hat in

Digitized by Google

seinem Äußeren durchaus germanischen und damit norwegischen Typus. Dieser wird noch durch die Barttracht erhöht, die der üblichen des Landes entspricht. Einer solchen Persönlichkeit stehen in Norwegen sämtliche Türen offen.

Trotz dieser zweckheiligenden Mittel scheint es mit dem Seelenfang schlecht auszusehen.

Mein Gewährsmann gab bekümmerten Herzens zu, daß er trotz seines ausgedehnten Verkehrs in protestantischen Familien noch nicht eine Seele bekehrt hätte. Die katholische Gemeinde bestände nur aus einigen zugezogenen Familien.

Hoffentlich bleibt's immer so.

Vom Torengeschlecht.

Lose Blätter von Johanna Niemann.

III.

In der Familienpension Heyden in der Linkstraße in Berlin saßen sie um den Mittagstisch; der Braten ging eben herum und die Kompottschüsselchen, symmetrisch in zwei Längsreihen aufgestellt, kamen, von Hand zu Hand gereicht, in Bewegung. „Die Heyden", als Inhaberin der Pension nie anders genannt, überwachte mit ihren runden Augen den Umgang.

„Flore, es hat geklingelt."

Flore setzte, was sie in Händen trug, auf den Nebentisch und verschwand, um gleich darauf mit einer Visitenkarte wieder zu kommen. Sie überreichte die Karte einer Dame, die unten am Tische saß.

„Ja, ich lasse bitten! Auf mein Zimmer, Flore."

Einen Augenblick lang trat Stille ein, denn man lauschte auf den Schritt im Korridor und stellte, jeder bei sich, fest, daß der Schritt ein männlicher sei.

Niemand jedoch tat eine Frage.

„Sie entschuldigen mich," sagte die Empfängerin der Karte, gegen die Heyden gewendet, stand auf und verließ mit kurzem Gruß gegen die andern das Zimmer.

Die Zurückbleibenden sahen ihr gleichgültig nach, denn sie war ihnen so gut wie unbekannt, außerdem nicht auffallend von Erscheinung, nicht schön und nicht häßlich, nicht modisch und nicht rückständig, ein Menschenkind, wie sie zu Dutzenden umherlaufen mögen.

Die Visitenkarte war neben dem Teller liegen geblieben, ohne Absicht, einfach vergessen.

Zwei Plätze davon saß die Gräfin Reichenbach, mit schrägem Blick schaute sie nach der Karte und dann zur Heyden hinüber. Sie lächelte.

Digitized by Google

Nun streckte die Heyden ungeniert ihre Hand über den Tisch und las halblaut, so daß jeder, der es wollte, sie verstehen konnte:

„Bruno Ostari."

Ihre Neugier, wiewohl sie allen längst bekannt war, wurde so sehr als taktlos empfunden, daß nur eine einzige Stimme, die eines jungen Musikers murmelnd antwortete:

„Ostari! Anarchist."

Die Heyden erschrak und tat, als habe sie nicht verstanden.

Unterdes stand Anina Rittberg Herrn Bruno Ostari gegenüber, den sie bis heute erst nach zwei Briefen kannte, die er ihr geschrieben hatte, und nach Aufsätzen, in denen er sich als Apostel der Freiheit offenen Mutes gebärdete.

Seine Erscheinung überraschte sie nicht wenig. Sie hatte einen Verächter gewisser Äußerlichkeiten der guten Gesellschaft erwartet, einen Menschen mit wildem Bart und Haar und ungepflegten Händen, der aus Prinzip den Mann aus dem Volke herauskehrt.

Nichts von alledem. Ostari war tadellos gekleidet, hielt sich gut und hätte als Lebemann gelten können, ohne darum verlebt auszusehen. Die Züge waren fein, die Stimme sanft.

Dies alles nahm Fräulein Anina Rittberg rasch, fast augenblicklich wahr und fand es gleich darauf unendlich gleichgültig gegenüber dem grundtiefen, sonderbar zwingenden Ernst in seinen Augen. Später sagte sie sich, es seien die Augen des richtigen Fanatikers einer Idee, und daß diese Augen und ihr Blick Ostaris Schriften und sein Evangelium bejahten; seine übrige Erscheinung verneinte es.

In leiser Rede, die Worte suchend, sprach er von „Vera Luise" einem Roman, den Anina geschrieben hatte und der kürzlich von sich reden gemacht. Vierzehn mal wollte Ostari ihn gelesen haben; seinen steten Begleiter erkühnte er sich ihn zu nennen, eine Dichtung allererstes Ranges, ein Meisterwerk.

Und er sagte das nicht wie eine Galanterie, sondern ganz ernsthaft, einem Glaubensbekenntnis gleich, ohne geringsten Anflug von Humor, dem sie von Anfang an geneigt war, dem merkwürdigen Gespräch mit diesem merkwürdigen Menschen zu geben.

„Fräulein Rittberg," beteuerte er feierlich, „Jeder Schreibende, der sich ernst nimmt, schreibt nur einmal sein Buch. Sie haben Ihr Buch geschrieben und werden es nie übertreffen, was Ihnen auch gutes noch gelingen mag. Ich habe das meine noch nicht schaffen können."

Zur Bekräftigung seiner Worte ließ er seine, zur Faust geschlossene, weiße Hand nachdrücklich auf die Tischplatte fallen.

„Aber Ihr großes Werk von den ‚Enterbten', ist es nicht mehr als meine arme ‚Vera Luise'?"

Anina war in diesem Augenblick froh von den „Enterbten" wenigstens gehört zu haben. Er aber überging ihre Bemerkung.

„Jawohl! Arme Vera Luise!" sprach er schwermütigen, anklagenden Tones. „Wie schön, wie stark und wie stolz mußt du gewesen sein, wenn du je gelebt hast! Dein ganzes Wesen war Liebe und es wurde gebrochen durch den Kleinmut dessen, den du liebtest, und die Engherzigkeit und Blind-

Digitized by Google

heit jenes andern, der vorgab, dich zu lieben. Geboren zum Glück, wie glücklich hättest du werden können und wie unglücklich bist du geworden!

Fräulein Rittberg, es war anfänglich meine Absicht zwölf offene Briefe an Sie drucken zu lassen — über — ja über ‚Vera Luise'".

Anina schoß das Blut zum Herzen; sie wußte nicht, wie ihr geschah, da er so sprach. Sie stand im Anfang ihrer Laufbahn und sah plötzlich eine Ferne und Weite sich auftun, die sie nicht gewagt hatte, auch nur zu träumen. Wenn er dies nämlich getan hätte, diese offenen Briefe an sie geschrieben, so hätten sich für sie, die Unbkannte, mit einem Schlage Türen erschließen und Neuland öffnen müssen. Sie war noch jung und den Erfolg begehrend.

„O schade, schade!" dachte sie.

„Aber, Herr Ostari, wollen Sie sich denn nicht setzen?" bat sie, noch ganz beschwert von seinen Worten.

Er begann nun, da sie es wollte, von sich zu erzählen und seiner Mission, von dem Recht des Einzelnen auf Freiheit und Selbstbestimmung, von den wenigen und den vielen, den Herren und den Sklaven, zuletzt von seiner Vaterstadt irgendwo in der Pfalz, in der er sich nicht mehr sehen lassen dürfe, weil sie eine Philisterstadt und Geldmenschenburg sei und seine Eltern sich seinetwegen fürchteten.

Plötzlich unterbrach er sich mitten im Satze und ging auf den Schreibtisch zu, den sein Blick zufällig traf.

„Sie verzeihen," sagte er hastig, „dieser Anblick ist mir aufs höchste zuwider." Mit rascher Hand griff er zu und legte eine Photographie Bismarcks ziemlich unsanft mit der Bildseite platt auf den Tisch.

„Ganz unerträglich ist es mir, diesen Vergewaltiger, diesen Herrscher über Sklaven auch nur im Bilde zu sehen, diesen, diesen," —

Sein feines, ja vornehmes Gesicht hatte sich gerötet, die Stimme gehorchte ihm nicht mehr, aber der Ernst in seinen Augen blieb der gleiche, tiefe wie vorhin und er allein redete eine Sprache, die ergriff.

Anina Rittberg genoß den Anblick bereits wie ein Problem, das um Lösung warb.

„Bismarck kann man nichts anhaben," sagte sie, „er wird nicht schwächer, ob man ihn in effigie verbrennt oder umstürzt."

„Leider," versetzte Ostari düster. „Wie viel weiter wären wir bereits ohne ihn und doch — nur Geduld! — Wenn das Zeitalter dieses Menschen da abgelaufen ist, wird gerade sein Charakter gemacht haben, daß wir dem Zeitalter seines Gegenteils entgegenreiften. Das Gesetz der großen Ausgleichung, der ewigen Logik der Geschehnisse behält zuletzt immer recht. Das ist ein Trost."

Vom Schreibtisch sich zurückwendend, auf dessen Platte nun Bismarck auf dem Antlitz lag, weil Ostari es so wollte, bemerkte dieser ein Exemplar von „Vera Luise", nahm es in die Hand und setzte sich, um darin zu lesen.

„Sie sind ein Sozialdemokrat, wie ich sehe," sagte Anina.

Er hob den ernsten Blick und Vorwurf lag darin.

„Wie wäre das möglich? Die Sozialdemokratie ist eine Partei. Das besagt alles. Jede Partei ist ein Gefängnis, eine Fessel, ein Betrug und Widerspruch in sich, ein Irrtum, genau wie die anderen Gefängnisse mit großem Namen, die wir haben und dulden, jetzt noch dulden, einmal aber

Digitized by Google

niederwerfen werden. Der Staat, die Gesellschaft, die Kirche, die Ehe, die Familie." —

„Ein paar Kleinigkeiten," dachte Anina, behielt den Spott aber für sich, denn Ostari hatte ihr Buch aufgeschlagen und las darin.

„Nächst Bismarck," sagte er nach einer Weile, „hasse ich diesen — diesen — Sie wissen schon, diesen Herrn von Soundso in Ihrem Buche, der Vera Luise zum Verzicht auf das Recht des Herzens bestimmt. Welche unerhörte Vergewaltigung!

Warum ließen Sie das zu? Oder haben Sie uns damit zeigen wollen, wie notwendig uns die Anarchie, das Recht aller auf Selbstbestimmung ist? Warum ließen Sie es denn zu?"

„Es mußte so sein. Naturen, wie diese Vera Luise sind einfach, sie täuschen sich über sich selbst. — Das ist das Thema."

„Es muß niemals sein, daß ein tapferer, guter und schöner Mensch das Opfer von Verhältnissen wird, die aus der Selbstsucht und blinden Gewährung anderer geschaffen wurden."

Anina merkte, daß er ihr Buch nicht verstanden hatte, und lenkte das Gespräch davon ab. Was er denn selber unter der Feder habe, fragte sie.

„Vorerst nur Gedichte, die Weg und Ziel beleuchten!"

„Zum Jahrhundert des Gegenteils?"

„Ja. Es ist vorläufig beinahe das einzige, was mir zu tun bleibt: Sturm säen. Wer die Kraft des Wortes hat, soll Verkünder sein — der Starke soll die Stimme heben." —

Solches und anderes sprach Ostari, und die Verfasserin von „Vera Luise" hörte geduldig, wie er bei sich meinte: andächtig zu.

Als er eine Pause machte, sagte sie mit feinem Lächeln:

„Man hat aber doch nicht genug Kraft und ist kein sehr Starker, wenn man vor einem Bilde flieht. Wie kann man Anarchist sein und sich den absolut Freien nennen, wenn man das tut? Muß nicht auch die Freiheit von innen her beginnen, und unerschütterliche Gefaßtheit ihre Ausstrahlung sein?"

Den kleinen Vortrag, den sie ihm hielt, unterbrach er mit keiner Silbe, als wenn es ihm Genuß wäre, sie einfach anzuhören und während des Hörens anzuschauen. Als sie aber fertig war, stand er auf und sagte mit einem Anflug von Humor und Treuherzigkeit:

„Ich weiß jetzt nichts zu antworten, ich kam und will Sie in diesem Augenblick nicht schlagen, denn es ist unser erstes Zusammensein. Aber habe ich Erlaubnis wieder zu kommen? Ich bitte Sie darum, ich bitte Sie."

Sie sagte es ihm zu, und er ging.

Als er fort war, trat sie an den Schreibtisch und richtete das Bild Bismarcks wieder auf.

Sie sah nach der Uhr, es war Zeit, sich umzukleiden.

Als sie zum Ausgehen fertig durch das Speisezimmer ging, saß dort die Heyden mit einer Livländerin im Gespräch.

„Ich gehe ins Theater und esse mit Bekannten irgendwo zu Abend," sagte Anina. Gute Nacht also."

„Und Ihr Besuch, Fräulein Rittberg?" fragte die Heyden voll Neugier. „Er blieb lange. Vielleicht ein Verwandter von Ihnen?"

Digitized by Google

„Bewahre! Ein Fremder, er wollte mir nur mitteilen daß er ‚Vera Luise' vierzehn mal gelesen habe."

„Nicht möglich! Vierzehn mal? Welch ein Mensch!!"

Die Heyden hätte noch mehr gesagt, aber Anina war schon an der Tür und rief über die Schwelle zurück:

„Ein Mensch? Mehr Weltanschauung als Mensch."

Wenn man sie bisher fast übersehen hatte, so war Anina von diesem Tage an das Erlebnis der Pension Heyden, und helle Neugier folgte ihrer Person; ihren dunkel gelockten Pagenkopf fand man plötzlich interessant, und die Gräfin Reichenbach erklärte: „Es quält mich geradezu, daß ich ihr Lächeln oft nicht deuten kann."

Dazu ging „Vera Luise" nun von Hand zu Hand. Das Buch gefiel, man konnte so gründlich über dem Lesen weinen, aber man begriff nicht, wie es einen Anarchisten hatte begeistern können.

Der Anarchist! Wie stellte man sich denn nun am besten zu dieser Tatsache? „Gar nicht," erklärte der junge Geigenkünstler. „Ich bitte Sie, er ist ja nur ein Salonanarchist, diesen muß man nicht den Gefallen tun, sie ernsthaft zu nehmen."

Anina war zu hellen Auges, um den Umschwung in der Stimmung dieses bunten Kreises nicht zu bemerken, aber was sie hier erfuhr, fiel von ihr ab, sobald sie dem Pensionstisch den Rücken kehrte. Dann, in allen Augenblicken des Alleinseins schlug eine Flut fremder Erregungen über ihr zusammen. Sie las auf ihrem Zimmer das Gedichtbuch Ostaris und sie hätte nicht jung, enthusiastisch und vor allem nicht selber Dichterin sein müssen, um von diesen Liedern ungetroffen zu bleiben.

Sie sprach zu niemand davon, aus dem richtigen Gefühl, daß es leicht sei, diese Verse mit billiger Widerlegung zu verneinen.

„Ich muß es aus eigener Kraft ins Reine bringen, um davon los zu kommen oder mich ihnen zu verschwören," war ihr Gedanke.

In solchem Bemühen hielt sie sich plötzlich von allem Verkehr mit dem literarischen Berlin, das anfangs so viel Lockung bedeutet hatte, zurück. Sie las Zeitungen und beobachtete das Straßenleben der unteren Schichten, und einmal wagte sie sich ganz allein in eine Volksversammlung. Was sie dort sah und hörte, erschien ihr reizvoller als die papiernen Salongespräche von Berlin W.

Nachdem acht Tage so vergangen waren, schrieb sie ihrem Anarchisten, er möge kommen und jene Antwort sagen, die er schuldig geblieben sei. Dann wollten sie auch von seinen Versen sprechen.

Er traf pünktlich zur angegebenen Stunde ein, und es überraschte sie nicht mehr, sondern gefiel ihr einfach, daß er zwar revolutionär und schrankenlos in seinen Versen, aber in Haltung und Aussehen von guter Lebensart war.

Das Bismarckbild hatte sie zuvor entfernt, und er bemerkte die Veränderung sofort, aber er nahm sie nicht für Rücksicht, sondern als ein Zeichen ihrer Bekehrung zu seinen Ansichten.

„Könnten Sie doch immer hier sein, Fräulein Rittberg," sagte er im Laufe des Gespräches.

Digitized by Google

„Warum?“ fragte sie mit tückischer Schalkheit.

„Wollen Sie es nicht?“

„Wollen schon, aber ich habe daheim eine Mutter und Geschwister und einen Großvater, die mich brauchen.“

Er fuhr in die Höhe. „Sehen Sie, das ist es, was ich so über die Maßen verkehrt und ungehörig finde, ‚wir sollten keine Reinen mehr und Frommen, wir sollten endlich einzig Menschen sein‘. Sie, Sie selber haben mir neulich gesagt, man sei nicht stark, wenn man vor einem Bilde fliehe, so sind auch Sie nicht stark genug zum Handeln und Bekennen.“

„Denn bist du frei, so sei es schrankenlos und nirgends, nirgends seien Grenzen,“ zitierte er. „Und Sie, Sie hätten das Zeug, diese Wahrheit erobernd zu betätigen. Ihnen würde man sie glauben, mehr noch, man würde sie Ihnen nachleben.“

Da sie schwieg, fuhr er fort: „Ich weiß es wohl, was Sie jetzt sagen wollen, nämlich, daß Verse und Worte unter den Menschen nicht für Taten gelten — und doch — ein Evangelium muß zunächst in Worten aufgestellt werden, bevor es Bekenner der Tat finden kann.“

„Wenn ich jetzt nichts sage, hält er mich für klein und philisterhaft und allen andern gleich,“ dachte Anina — und sie erzählte ihm von der Volksversammlung. Aber sie kam nicht weit damit, denn er unterbrach sie und sagte kurz und geringschätzig:

„Eine Parteiversammlung, was habe ich mit der zu schaffen!“

„Und mir kam der heimliche Wunsch, vor diese Männer und Frauen hintreten und ihnen Ihre Verse vortragen zu dürfen.“

„Und haben Sie es getan?“ stieß er hervor, beugte sich über den Tisch ihr entgegen und bannte sie durch den fanatischen Ernst in seinen Augen. Sprechen konnte er nicht sogleich, die Stimme versagte ihm.

„Ich hatte das Buch nicht mit,“ entschuldigte sich Anina und fühlte recht wohl, wie ganz lahm diese Entschuldigung sei, denn die besten seiner Gedichte wohnten fest in ihrem Gedächtnis.

„Sie kommen mir entgegen,“ sagte er nach kurzer Pause. — „Das entscheidet. Ich wollte Sie heute fragen,“ — er mußte anhalten, warten und sich sammeln — dann fuhr er fort: „Ich wollte Sie bitten, aus meinem Buche vorzulesen — in acht Tagen haben wir literarischen Vortragsabend im Architektenhaus. Wollen Sie? Ich selber kann es leider nicht, die Hitze dort, die Menschenmenge, meine Stimme reicht nicht aus.“ —

Sie verstand. Das war die Tragik, die über ihm hing, auf die Wirkung des gesprochenen Wortes hingewiesen zu sein und des Instrumentes zu ermangeln.

Wer in der Welt kauft ein Gedichtbuch?

Und vor allem, wer liest es?

Anina antwortete, daß sie ihm gern gefällig sein wolle, wenn er ihr die Auswahl der Gedichte überließe.

Auf diesen Kompromiß hin verabredete sie das übrige, und er verließ sie.

Sie merkte ihm die Erregung an, die Freude und die Gehobenheit des ganzen innern Menschen.

Digitized by Google

In den Tagen bis zum Vortragsabend sahen sie einander oft, aber nicht in der Linkstraße auf Aninas Zimmer, sondern im Tiergarten, in Charlottenburg und an anderen Orten freien Verkehrs. Nach solchen Begegnungen konnte sie nachts nicht schlafen, und Zweifel über Zweifel drangen auf sie ein. Ihr gesunder Menschenverstand wehrte sich dann gegen eine Lehre, die den Umsturz aller Ordnung und den hellen Aufruhr predigt. „Wenn ich Ostaris Gedichte öffentlich verlese, habe ich den Stempel weg, unter dem mein Name und mein Kunstwerk fortan laufen. Mein eigener Weg ist nicht mehr frei. Unfrei durch den Verkünder der absoluten Freiheit werden?" — Der Widerspruch gab ihr zu denken. Und doch! Jeder neuen Wahrheit, jedem Evangelium haftete solch Widerspruch an. Christi Lehre, mit strenger Folgerung ins Leben übertragen, bedeutete Auflösung der bürgerlichen Ordnung. Sie dachte an Tolstoi, dachte an Stirner und andere.

„Mein Versprechen muß ich halten, koste es, was es wolle, Ostari muß an mich glauben dürfen, nur so kann ich, zwar nicht der Welt, aber Ostaris Erlöserin werden."

Das war ihres Denkens und Zweifelns Schluß, als sie eines Morgens, nach halb durchwachter Nacht, an ihrem Schreibtisch saß. Ein lebhaftes hin und her im Korridor und der umliegenden Zimmer drängte sich ihr als Störung auf, sie mußte in ihrer Arbeit anhalten, als jemand die Zimmertür aufriß und hineinrief:

„Haben Sie schon gehört, Fräulein Rittberg? Was sagen Sie denn dazu?"

Anina sprang auf und eilte ins Eßzimmer, wo sie die ganze Pensionsgesellschaft um die Heyden versammelt fand. Man saß und stand umher und redete durcheinander. Als Anina eintrat, rief man ihr fast anzüglich entgegen.

„Elisabeth, die Kaiserin von Österreich ist in Genf ermordet worden."

„Von einem Anarchisten."

Sie stand wortlos und dachte nur, wie sehr ungelegen diese Nachricht käme.

Da kam Flore mit einem Telegramm herein. Es war an Anina gerichtet und von Ostari. Er teilte ihr mit, daß er in eiliger Sache verreisen müsse und sie um Aufschub der Vorlesung bäte, die heute abend hatte stattfinden sollen.

Was war das nun? Flucht? Zufall? Feigheit oder Notwendigkeit? Eine erklärende Nachricht mußte, ja würde sicher kommen. Von Tag zu Tag wartete sie darauf und wartete vergebens. Ostari ließ sie ohne Lebenszeichen, und es war unmöglich, Erkundigungen über ihn einzuholen.

Anina fühlte, wie das Stimmungsthermometer ihr gegenüber in der Pension Heyden gefallen war, wie man Unterhaltung machte, die bei ihrem Eintritt verstummte, und sie mit Blicken prüfte, die abglitten, wenn sie aufsah.

Wollte man ihr den Boden unter den Füßen heiß machen? Gut, sie würde das zu tragen wissen. Stolz und Trotz bäumten in ihr auf. Nur Ostari, wo weilte er, was meinte er? Seine leise, sanfte Stimme verfolgte sie, seine Augen, seine Gestalt, seine Verse und sein Schicksal.

Digitized by Google

Ja, sein Schicksal. Jetzt, da er unerreichbar in jeder Bedeutung des Wortes für sie geworden war, verstand sie erst, wie sie ihr Schicksal mit dem seinen bereits als verkettet gesehen. Sie hatte ihn von sich selbst, von dem, was sie seinen Wahn nannte, erlösen wollen.

Schöne Erlöserin, sie! Einfach von ihm fallen gelassen — ausgestrichen, vielleicht wie Bismarck platt auf die Nase gelegt.

Aber sie konnte dazu nicht lachen. — Sie litt zu schmerzlich — ohne Ausgleich, ohne versöhnende Erkenntnis, daß dieser Schluß, der kein Schluß sein konnte, von Anfang an gegeben und notwendig war.

So wurde ihr Berlin verleidet, und doch hielt es sie, je länger desto mehr, wie mit Klammern fest.

„Und wenn ich hier krank werde und sterbe und Vera Luise mein einziges Vermächtnis bleibt?"

Dieser Gedanke beleuchtete die Lage so schreckhaft, daß sie die Heimreise beschloß und zwei Tage darauf der Pension Heyden in der Linkstraße den Rücken kehrte.

Unterwegs stieg ein Herr zu ihr ins Coupé, dessen Aussehen den Geistlichen verriet. Sie fuhren schweigend eine Strecke weiter, und Anina fielen die Augen zu und ein Notizbuch auf ihren Knien glitt, unbemerkt von ihr, zu Boden.

Bei der nächsten Haltestelle überreichte es ihr der geistliche Herr und fragte zugleich, ob es ihr Name sei, der auf dem Deckel stehe.

„Anina Rittberg? Ja, das bin ich selbst." Er zog den Hut und seine Augen glänzten freudig auf.

„Etwa auch mein Leser?" fragte sie sich mit gelindem Grauen.

Er gab sich sogleich als solcher zu erkennen und sprach von Vera Luise mit ähnlichem Entzücken, wie es der Anarchist getan hatte.

„Ich habe mit ‚Vera Luise' gelitten," versicherte er treuherzig. „Ich habe mir gesagt: Du wärest zu retten gewesen, du wundervolles Geschöpf. du armes Wesen in der Irre. Wenn man dir Christus und sein Heil gezeigt hätte, hättest du dich heimgefunden, anstatt in den Tod zu gehen."

„Aber sie stand doch vor dem Irrsinn und wußte, daß sie dort stand."

„Ja," versetzte der Pfarrer eifrig und in ehrlicher Bekümmernis, „dahin war es eben gekommen, weil sie den Weg zum Heil verloren hatte."

So waren sie denn nun mitten drin in schönster Kontroverse, und Anina genoß das Schauspiel, ihr Buch im Lichte eines neuen Scheinwerfers zu sehen. Den Pastor interessierte, was ihr Anarchist übergangen hatte, ihm war rührend und reizvoll, was jenen tief verdrossen und — „auch dieser hat mein Werk nicht verstanden," sagte sich Anina. „Was sind das nur für Entdeckungen."

„Ich bin sehr glücklich, Sie einmal persönlich zu treffen," bekannte der Pfarrer mit kindlicher Offenheit, „ich erkenne ein Geschenk Gottes in dieser Begegnung, das ich nicht gewagt hätte, mir so einfach zu nehmen."

Und wäre doch so einfach zu nehmen gewesen, denn sie wohnten in

Digitized by Google

derselben Stadt. Er blickte nachdenklich vor sich hin, dann wieder auf Anina, die still wartend saß und kommen ließ, was kommen wollte.

„Sagen Sie, teures Fräulein, wo wohnen solche Menschen, wie Sie sie schildern? Man glaubt Ihnen ihre Existenz, man liebt sie, man genießt das Ungewöhnliche ihrer hohen Art, man hat ihresgleichen oft ersehnt, aber sie niemals im Leben angetroffen. Ich wenigstens bin keinem begegnet."

Und er nannte ihr die Personen, die er im Sinn hatte.

„Ich hätte sie nicht schildern können, wenn ich sie nicht kennte," antwortete Anina einfach. „Gewiß und ganz sicher leben sie, und ich müßte sehr alt werden, um sie alle hinstellen zu können."

Der gute Pfarrer sah fragend in die Ferne, sein asketisches Gesicht verriet ein ungestilltes Sehnen.

„Merkwürdig", sagte er. „Was Sie für Glück haben! Oder — oder — haben Sie vielleicht nur die glückhaften Augen, jene Poetenaugen, die alles gesteigert sehen?"

Sie prüfte ihn, während er so sprach mit diesen Augen, die er glückhaft nannte, und dachte bei sich: „Er ist der richtige Hungerpastor und das Leben stillt ihm seinen Hunger nicht."

Dann sagte sie: „Die Ursache wird ganz wo anders liegen, nicht in Ihren und nicht in meinen Augen, sondern darin, daß die Menschen Ihnen stets nur ein und dieselbe Seite zukehren?"

Er stutzte. „Welche Seite wäre das?"

Nun hätte sie fast geantwortet: Die einzige Seite, die der Pfarrer sehen will, weil es die einzige ist, die er gelten läßt; aber sie verbesserte sich und sprach: „Die sogenannte fromme, kirchliche Seite. Wer zu Ihnen spricht, spricht den Seelsorger an."

Er zuckte mit den Achseln und vermied es, sie anzusehen.

„Ich bin gern Seelsorger," sagte er einfach, setzte aber nach einer Weile hinzu: „Freilich, das Amt legt Schranken auf."

„Doch bist du frei, so sei es ganz,
Und nirgend, nirgend seien Grenzen,"

hatte Ostari gepredigt.

Wo lag das Heil?

Der Zug lief in den Bahnhof ein. — Sie hatten ihr Ziel erreicht.

Auf dem Bahnsteig wollte Anina sich von ihrem Reisegefährten mit Worten verabschieden, die eine Brücke bauten zu kommenden Tagen. Mit Staunen aber erlebte sie, daß er verlegen und mit ängstlicher Hast entwich, als wenn er ihre Begleitung scheue. Pfarrkinder, die ihn erwarteten, entführten den Hirten, der nicht einen Blick rückwärts nach ihr zu richten wagte, die von den freien und reichen Menschen wußte, die, nach seinem Geständnis, noch niemals seinen Weg gekreuzt hatten.

Es war später Abend geworden, als Anina Rittberg, von Mutter und Geschwistern frei gegeben, zum Großvater hinaufstieg.

Er saß hinter beschatteter Lampe an seinem Tische wie gewöhnlich und las.

Digitized by Google

„O, du bist es?“ rief er erfreut und schloß sie ans Herz, denn sie war die Sonne seines Alters und der Pflanzgarten, den er sorglich anbaute.

„Du bist also wieder da! Nun, wie ging es denn? Hat man dich nicht zu arg gefeiert?“

Er sah sie forschend an, sah, daß sie unter seinem Blick erglühte, und sah die Spur durchkämpfter Tage in ihrem Antlitz.

„Gefeiert? Ich weiß nicht. Urteile du.“ Und sie erzählte von den beiden, die Vera Luise bewundert und nicht verstanden hatten.

Der alte Mann hörte sie ernsthaft an, fast ohne andere Unterbrechung als ein schärferes Aufglänzen seiner blauen Augen.

„Was sagst du, Großvater?“

Er lächelte, griff nach dem Goetheband, darin er gelesen, und wies ihr eine Stelle an.

Sie las: „Seh ich den Pilgrim an, kann ich mich nie der Tränen enthalten. O wie beseliget doch den Menschen ein glücklicher Wahn.“

„Ein törichter Wahn,“ ergänzte er. Kein Spott kam über seine Lippen.

Kunstberichte.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Die Menge ist schwerfällig und stumpf. Jedenfalls fehlen ihr die Organe für das Ungewollt-Komische, sonst hätte das diesjährige Wiederauftreten des „königlichen Kapellmeisters wider Willen“ Felix Weingartner als Dirigenten der Symphonie-Abende mit unendlicher Heiterkeit begrüßt werden müssen. Es gibt nun einmal nichts Lächerlicheres, als wenn jemand seinen Fortgang auf Nimmerwiedersehen verkündet und dann bei seiner großposigen Wegbewegung durch den eingeklemmten Paletot behindert wird. Obenein ist es schon gar das zweite Mal, daß Weingartner einer Verabschiedung nicht den wirklichen Weggang folgen läßt.

Man hat der königlichen Intendantur einen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie Weingartners Wünschen nicht entsprochen hat. Gemäß der hysterischen und verzerrten Überschätzung jeder künstlerischen Leistung, wie sie sich leider als unerwünschte Folge einer langen Friedensära einzu-

Digitized by Google

stellen pflegt, soll der Künstler an Kontrakte nicht gebunden sein, der andere Teil selbstverständlich. Es gäbe weit mehr Sinn, die geschäftliche Leitung der Opernhauskonzerte zu tadeln, wenn sie anders gehandelt hätte. Weingartner ist Mode und zwar mit Recht; die Symphonie-Abende der königlichen Kapelle sind nebst Proben regelmäßig ausverkauft; die Einkünfte aus diesen Konzerten fließen in den „Witwen- und Waisenfonds der königlichen Kapelle". Mußte sich da die Intendanz nicht dem Vorwurf geradezu leichtfertiger Gefährdung dieser Unterstützungseinnahmen aussetzen, wenn sie Weingartner ohne zwingenden Grund von seinen Verpflichtungen entband.

Das Programm des ersten Abends enthielt Weber, Haydn, Bach und Beethoven. Weingartner markierte den Geknechteten, den Gezwungenen: Pegasus im Joche. Am zweiten Abend mußte wegen plötzlicher Erkrankung des Herrn Pönitz das Mozartsche Konzert für Flöte und Harfe ausfallen. Weingartner wählte als Ersatz die Tannhäuser-Ouvertüre, die ohne Probe — wie er bei Verkündung der Programmänderung selbst bemerkte — vonstatten ging. War es die Ungewöhnlichkeit der Aufgabe, war es die gewaltige Architektur des hinreißenden Kunstwerks, jedenfalls war es der alte außerordentliche Dirigent, der uns hier wieder ein Meisterstück vollendeter Interpretation lieferte. Außerdem brachte der zweite Abend noch ein „Symphonisches Tongemälde Polyeuct" von Edgar Tinel. Der Titel ließ etwas anderes erwarten, als man zu hören bekam, und das machte ungerecht gegen die Vorzüge des Werkes. Symphonisch war es durchaus nicht, und irgend welche thematische Entwickelung konnte es auch nicht aufweisen, aber es war leichtverständliche, flotte Unterhaltungsmusik in ausgesprochenem Ballettcharakter, die nur einen etwas unmotiviert lärmenden Schluß hatte. Endlich führte Weingartner an diesem Abend auch eine Symphonie von Bolko v. Hochberg vor. Der Komponist, der bekanntermaßen lange Jahre hindurch das verantwortungsvolle Amt des General-Intendanten der königlichen Schauspiele zu Berlin geführt hat, folgt durchaus klassischen Vorbildern. Insonderheit sind es Haydn, Beethoven und Mendelssohn, deren Einfluß sich überall bemerkbar macht. Die Gesamtwirkung ist jedoch eine durchaus angenehme, weil sich die musikalischen Gedanken und die Art, wie diese dargestellt sind, vollkommen decken.

Ferruccio Busoni veranstaltet auch in diesem Jahr eine Reihe von „Orchester-Abenden", die neuen und selten aufgeführten Werken gewidmet sind. Das erste dieser Konzerte begann mit der zweiten Symphonie von Vincent d'Indy, vom Komponisten selbst geleitet. Es ist ein bewunderungswürdiges technisches Können, mit dem diese Musik gestaltet ist. Kurze, kleine Gedanken, die aus einer überreichen harmonischen Grundlage und mancherlei Gegenstimmigkeit kaum herauszutreten vermögen; dazu ein prunkendes, von unzähligen kleinen Edelsteinen glänzendes Orchestergewand. Ein kostbares Gewebe von beständig wechselndem Muster, wo eine kaum begonnene Arabeske von einer anderen, mehr oder weniger gegensetzlichen, aber ebenso aphoristisch gestalteten, abgelöst wird. Das macht es, daß bei dieser Art von Musik, die ja auch in Deutschland letzte Neuheit ist (z. B. Max Regers Sinfonietta), um die Hauptfreude, wie die symphonische Musik sie zu bieten vermag, gebracht wird, nämlich um die

Digitized by Google

Freude, Zeuge des Entstehens eines musikalischen Gedankens, seines Entwickelungsganges, Höhepunktes und Ausklingens sein zu dürfen. Es ist eine Musik, die aus lauter Farbentüfteleien zusammengesetzt ist und auch nur mit dem Organ genossen werden kann, dem sie ihren Ursprung verdankt, nämlich dem berechnenden Verstande.

Wesentlich einfacher und durchsichtiger war eine weitere Nummer des Programms: Bühnenmusik zu Pelleas et Mélisande von Gabriel Fauré. Das erste der Einzelstücke wies einen wohltuenden stillen Ernst auf, während das Ganze doch gar zu sehr den Charakter von Salonmusik zeigte. Eine Eigentümlichkeit der neueren und neuesten französischen Musik ist der geschmacklose Gebrauch des großen Nonenakkordes. Diese Harmonie hat einen so penetranten, unfeinen Geruch, daß sie mit äußerster Vorsicht angefaßt werden muß. Wie man den Eindruck dieses Akkordes durch verwandte Klänge vorbereitet und mildert, wie man ganze weite Strecken auf so delikate, zärtliche Harmonieverbindungen stellt, daß der Nonenakkord dazwischen kaum sonderlich erkennbar oder fühlbar wird, das können die Herren bei Jensen lernen.

Eine Merkwürdigkeit ersten Ranges brachte noch dieser Orchesterabend: die kurze, aber um so eindrucksvollere Groteske „Beethoven als Schrittmacher des älteren Alkan". Diesen Charles Valentin Alkan den Deutschen beizubringen, ist das Ideal der Busonischen Kunstbestrebungen. Nun, warum auch nicht! Es haben schon so viele minderwertige fremdländische Komponisten in Deutschland ein Stückchen Bürgerrecht erworben, daß es auf einen mehr oder weniger sicherlich nicht ankommen kann. Und bei der notorischen Weitherzigkeit des Deutschen in diesen Angelegenheiten wird Busonis Absicht vielleicht auch gelingen. Daß aber von dem Beethovenschen C-Moll-Klavierkonzert nur eben der erste Satz vorgeführt wurde, zu dem der mehrerwähnte Alkan eine ausgedehnte, mit scherzhaften Anspielungen versehene Kadenz geschrieben hat, verrät so wenig Pietät gegen unsere deutschen Meister, daß es einfach als Unfug bezeichnet werden kann. Den Klavierpart erledigte der Schweizer Rudolph Ganz ein wenig kühl, sonst aber in seiner eleganten Manier.

Arthur Nikisch eröffnete die diesmalige Reihe der „Philharmonischen Konzerte" mit der zweiten Symphonie von Schumann. Der Hauptteil dieses ersten Abends war jedoch dem bekannten französischen Komponisten Saint-Saëns gewidmet, der selbst bei der Direktion dieser Konzerte die Gelegenheit erbeten haben soll, sich wieder einmal den Berlinern vorstellen zu dürfen. Er spielte die Klavierparte seines fünften Konzertes und der Afrika-Phantasie. Zwischen diesen beiden Stücken stand die Ouvertüre zu den „Barbaren".

Die Kompositionsmanier von Saint-Saëns ist sich stets gleich geblieben: sehr delikate Form bei anmutigem Inhalt, keine Probleme, keine Tiefen, alles glatt und zierlich gefeilt. Die genannten Kompositionen, die übrigens in Berlin schon bekannt waren, haben hier und da als besonderes Gewürz eine etwas exotische Färbung. Das Klavierspiel des nunmehr Einundsiebzigjährigen ist ebenso gefeilt und graziös, wie seine Kompositionstechnik. — Das zweite der Philharmonischen Konzerte enthielt die achte Symphonie von Bruckner, die uns schon Weingartner früher einmal vorgeführt hatte.

Digitized by Google

Nikisch und das von ihm geleitete vorzügliche Orchester brachten das grandiose Werk vollendet schön heraus; all die stark wechselnden Stimmungen, die bei Bruckner stets hart gegeneinander gesetzt werden, waren mit Charakteristik gesättigt. Die Symphonie fand sehr lebhaften Beifall und hatte jedenfalls zur Wertschätzung des Komponisten beigetragen. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß Nikisch um die Popularisierung Bruckners mit Erfolg bemüht gewesen ist. Vielen Applaus hatte auch der ehemalige Wunderknabe Mischa Elman. Die Art, wie er das D-Dur-in diesem selben Konzert auftretende Violinkonzert von Tschaikowsky vortrug, war von reifem Künstlertum kaum noch zu unterscheiden.

Das dritte dieser Konzerte brachte eine Novität, nämlich die von Humperdinck nachkomponierte Ouvertüre zu seiner komischen Oper „Die Heirat wider Willen". Eine echt Humperdincksche liebenswerte Schöpfung von bewunderungswürdiger Klarheit und Feinheit der reichen harmonischen und kontrapunktischen Gestaltung und dabei von wundervoller, für heutige Gepflogenheiten diskreter Klangwirkung. Als Solisten traten der Brüsseler Baritonist Henry Albers und die geschätzte Pianistin Alice Ripper auf. Herr Albers sang „Blick ich umher in diesem edlen Kreise" aus dem zweiten Akt des „Tannhäuser" und eine Arie aus Massenets „Le roi de Lahore". Die Improvisation Wolframs ist innerhalb der Oper eine herrliche Offenbarung des Wagnerschen Genies. Für den Konzertsaal ist sie viel zu viel bloßer Anfang, bloße Einleitung und Vorbereitung zu den darauf folgenden Kontrasten und Steigerungen, um eine auch nur mäßige Wirkung auszuüben. Die Massenetsche Arie ist zuckersüß; die dunkel-weiche Stimme des genannten Sängers errang ihr einen lauten Erfolg. Fräulein Alice Ripper spielte das A-Moll-Konzert von Grieg mit voller Beherrschung des musikalischen Gehaltes und schönem Anschlage. Im ersten Satz verschleppte sie ein paarmal das Zeitmaß in unleidlicher Weise. Warum bedient sich Fräulein Ripper nicht der Bechsteinschen Flügel für die Öffentlichkeit? Durch diesen Verzicht gibt sie ja ihren Konkurrentinnen einen unnötigen Vorsprung von mindestens zwei Nasenlängen. — Den Schluß dieses bunten Abends bildete die reizende, sinnig-liebenswürdige Serenade Op. 11 von Brahms.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Max Reinhardts Überraschung an das künstlerische Berlin ist da; die schon mit einer gewissen Ungeduld erwarteten sogenannten Kammerspiele haben mit einer Aufführung der „Gespenster" des unsterblichen nordischen Toten eingesetzt und denen, die dabei sein durften, tiefe Freude bereitet. Das neue Theaterchen steht auf Reinhardts Grundstück in der Schumannstraße, links neben dem Deutschen Theater, wo jahrzehntelang

Digitized by Google

der derbe Tanzbums von Emberg die unteren Volksschichten zu nächtlichen Vergnügungen bei billigem Entree versammelte. Nun ist die strenge Kunst an der lockeren Stätte eingezogen und vertreibt die frühere recht substantielle Körperlichkeit — durch Gespenster. Da es aber Ibsens Gespenster sind, treten wir dem wirklichen Leben um so näher. Der kleine, unendlich wohlige Theatersaal besticht durch intim wirkende Einfachheit. Alle Sinne sammeln sich hier mühelos und erwartend zum Empfang der Kunst. Ibsens Gespenster sind die Tragödie der Mutter und Gattin. Die Dekomposition Oswalds, dessen vergiftetes Blut sein väterlicher Erbfluch ist, darf nicht im Mittelpunkt stehen, wenn sich nicht das Theater in eine psychiatrische Klinik wandeln soll, in eine Festvorstellung für Neurologen und Irrenärzte. In Oswalds jammervollem Untergang empfängt nur das Schicksal von Frau Helene Alving seine entscheidende Beleuchtung. Ibsen nimmt den gegen seine „Nora" erhobenen Vorwurf, die Frau gehöre unbedingt zum Manne, mit der ihm eigenen Konsequenz auf und bringt den Gedanken mit unerbittlicher Schärfe in den „Gespenstern" neu zum Ausdruck. Frau Alving bleibt bei ihrem Manne; sie läßt sich von Pastor Manders in der Stunde ihrer schweren seelischen Not zu ihrer angeblichen „Pflicht" zurückleiten; sie wie der Pfarrer unterdrücken ihre Herzensneigung zueinander. Diese „Pflichterfüllung" wird die Katastrophe im Hause Alving. Der Kammerherr bleibt der Wüstling, der er vor der Ehe gewesen; er besudelt schließlich sogar sein eigen Haus. Regine ist die Frucht der Sünde — eine von vielen. Durch ihre Pflichterfüllung wird Frau Helene schuldig an ihrem Sohn, schuldig an sich selbst. Sie opfert alles: das Glück und die Ruhe ihrer Tage, Alvings Vermögen und die reine Luft um sie her — um Oswald, der fern von ihr seine Entwickelungsjahre verbringt, das Scheinideal seines „edlen Vaters" unbefleckt zu erhalten. Und wie sie sich bettelarm geopfert hat und nun mit der zitternden Freude der müden Matrone den Preis ihrer Selbsthingabe in die Arme schließen will, da fordert die kalte Göttin Natur, die sich nicht betrügen läßt, auch nicht durch die edelste Selbsttäuschung, ihr auch diesen Sohn ab, der zu ihrem Schuldkonto gehört. Sie wollte ihm die Sonne erhalten, darum rang sie ihr Leben lang mit den giftigen Nebelgespenstern; sie kann ihm die Sonne nicht geben. In der Darstellung gab es erstaunlich Gutes zu sehen. Die fünf Personen des Stückes waren Agnes Sorma als Witwe des Kammerherrn, Alexander Moissi als Oswald, Friedrich Kayßler als Pastor Manders, Lucie Höflich als Regine und Max Reinhardt als Tischler Engstrand. Frau Sorma hatte den Mut, den künstlerischen und menschlichen Mut, mit dieser Rolle alt zu werden; nicht durch ein wenig weißes Haar, unter dem ein frisches Gesicht und jugendliche Bewegungen den Kopf Lügen strafen, sondern sie war durch und durch, in der ganzen Linienführung eine müde und mürbe gewordene Mutter mit einer letzten großen Hoffnung, die sie stückweise begräbt. Man meint immer von neuem, man hätte diese herrliche Künstlerin noch nie so ausgeglichen und vollendet gesehen, wie just in ihrer letzten Rolle. Wie beschämt sie das Kopfstehen ihrer Landsleute vor jedem tüchtigen Ausländer, das uns den eigenen Reichtum sinnlos und würdelos übersehen läßt, als müßte uns alles Heil immer von draußen kommen! Sie hatte die ganze Gestalt auf den Opfergedanken gestimmt und auf das unbedingte Festhalten an der äußeren

Digitized by Google

Würde und Fassung bei aller inneren Demütigung, Schändung, Selbstanklage, Zerbrochenheit. Das kam in der Aussprache mit dem Pastor zu so schmerzlichem Ausdruck, daß ein innerliches Weinen durch unsere aufgewühlten Seelen rann. Vielleicht hätte sie am Schluß, als die Hoffnung ihrer alternden Tage in hilfloser Verzweiflung vor ihren Augen in Nichts zusammenfällt, die krampfhaft gehütete Haltung in einer natürlichen Derangiertheit des Wesens für einen Augenblick verlieren dürfen, um der vollen Lebenswahrheit den letzten Meisterstrich zu leihen. Wer wird dies leise übers Gesicht hinhuschende Lächeln der Verhärmten je wieder vergessen können, die verhaltene, stockende Stimme, diese kommenden und gehenden Falten der Stirn, das Erstarren des ahnungsvollen Blicks? Eine fast ebenso große Leistung war der Pastor Manders von Kayßler. Ihm kam die Ibsensche Genialität der indirekten Charakteristik besonders zu statten, die niemals den Zuhörern eine Überraschung bereitet, die nicht auch für eine Person des Stückes selbst eine Enthüllung wäre. An diesem holden Kindskopf war nichts, das man verachten könnte, man sieht und weiß: er kennt die Menschen nur in ihrem Sonntagsstaat; er hat keinen Funken wirklicher Menschenkenntnis, sondern lebt in lauter Illusionen seines Berufes, in luftigen Wolkenregionen. Tief unter ihm ist die Erde mit ihren Verhältnissen von Fleisch und Blut. Er hält Frau Helene die prachtvoll ungeschickte Pflichtpauke; Jakob Engstrand kann ihn beschwindeln von oben bis unten und ihm das Geld der Wohltätigkeit für sein Seemannsbordell abnehmen; die naturschlaue Regine raspelt Süßholz in seiner Nähe. Die Psychologie des Pastors ist in dieser kostbaren Figur wie mit einem Blitzlicht von Ibsen aufgehellt. Und Kayßler reflektiert das; die Sicherheit der eingeübten Moralphrasen, die aus erdenferner Überzeugung strömen, und die kindliche Hilflosigkeit des Gottesmannes, wenn die rauhe Wirklichkeit ihn packt, in der er sich wimmernd an den Kopf greift, kamen in typischer Echtheit zur Auswirkung. Der Südländer Moissi, an dem Reinhardt in zäher Hoffnung gegen den Einspruch der Presse festhielt, hat sich freigekämpft mit seinem Oswald. Alle Pose war wie weggeblasen, die unruhige Fahrigkeit und das Kostümzappelige waren geschwunden. Der ganze Mensch charakterisierte. Die letzte Katastrophe des Paralytikers wurde nicht mit Kainzscher Grausamkeit oder gar mit der Zacconischen Rückenmärkerei vordemonstriert, sondern mit lobenswerter Dezenz nur angedeutet. Lucie Höflich war eine gesunde, wenn auch nicht immer motiviert krötige Regine, und Max Reinhardt ein seiner Sache sicherer, saftig realistischer Halunke Engstrand. Nach Entwürfen von Edward Munch war die wirksame, schwermütig trübe nordische Dekoration angefertigt. Bemerkenswert ist die neue Spielweise, die die natürlichen Pausen treu beachtet, so daß im Dialog ein sekundenlanges Schweigen, während es in den Seelen rumort, eintritt. Oder auch bei äußeren Anläßen. Das Kunstwerk kommt dadurch, nachdem alle anderen Vorbedingungen erfüllt sind, zu seiner letzten Ausschöpfung. Wenn aber diese Pausen zu häufig kommen, so kann doch eine gewisse Lähmung sich einstellen, und man wünscht eine Beschleunigung des Tempos, nicht nur im Blick auf die vorrückende Stunde, sondern auch zum Besten der Theaterillusion, die in Gefahr kommt, wenn man sich allzu liebevoll mit ihr beschäftigt.

Digitized by Google

Das Venedig der Renaissancezeit will Rudolf Herzog in seinem vieraktigen Schauspiel: „Die Condottieri", das im Neuen Theater gespielt wird, lebendig machen. Es ist beim redlichen Willen verblieben. Auch wir sind, wie der Dichter, im Dogenpalast und auf dem Markusplatz, im Wunderdom und am Canale mit träumenden Sinnen gewandert und haben vor der Kirche Giovanni e Paolo Verocchios ehernes Reiterstandbild des verwegenen Condottiere Bartolomeo Coleone bewundert. Und wer als Reiserüste seinen Jakob Burkhardt studiert hat — ich habe ihn als Student in Basel noch persönlich erlebt —, dem springen in dieser zauberischen Luft Venezias alle Märchenbronnen; die Lagunen rauschen geheimnisvolle Kunde aus fernen glänzenden Tagen, die Pracht und das grausame Herrentum der Dogen werden lebendig, die ehrwürdige Signoria der Zehn fällt ihren Spruch über Leben und Tod, die Ritterhäuptlinge von Eisen und Blut führen ihre Soldtruppen (Condotta = der Sold) gegen den Feind, und die Seufzerbrücke bei den Pozzi durchzuckt das Herz mit ihrem beredten Schweigen. Wer in dieser Stimmung der Tage und der Nächte am Canale grande und am Lido nicht zum Poeten wird, der — hat den Anschluß endgültig verpaßt und „stehle weinend sich aus unserm Bund!" Aber von diesem Eintauchen in die mittelalterliche Welt der Kraft und Schönheit Italiens ist ein weiter Weg zur dramatischen Aneignung und künstlerischen Auferstehung dieser großen, stolzen Begrabenheit. Rudolf Herzog hat sich fleißig gemüht; aber das Reisen und der Burkhardt genügen nicht. In dem Stück ist Talent, wie in dem Autor; er hat die schöne Gabe der Frische, der voranstürmenden Jugendlichkeit, der heißen Liebe zur Kunst und zum Eros, zu Wein und Waffenklang. Seine „Wiskottens", der letzte Roman, sind als das beste seiner bisherigen Bücher eine famose Leistung erzählenden Genres. Allein Herzogs Begabung und Art gebricht der tiefste Respekt vor dem Leben; er meint alle Differenzen freiherrlich durch seinen Willen lösen zu können und merkt nicht, wie kompliziert, unscheinbar und alltagsgrau zumeist die Lebensbedingungen der Menschen sind. Geld und Macht, Gesundheit, weite Paläste oder Etagen, Bildung und Kraft: das sind freundliche Dichterrequisiten. Die eigentlichen Lebensfragen aber liegen unter ihrer Schwelle. „Wir sind Eroberernaturen", sagen alle Herzogschen Gestalten — Nietzsche aber, auf den sich diese Renaissancefreude mit Vorliebe beruft, war arm und krank und litt am Leben . . . Bartolomeo Coleone begehrt von Venedigs Rat ein Denkmal. Unser Kaiser hätte es ihm ohne Zweifel mit Vergnügen bewilligt, hätte „allerhöchst" am Entwurf mitgezeichnet, den Künstler im Atelier aufgesucht und für ihn einen Schwarzen Adlerorden ausgeworfen. Doch die zehn Männer sind spröder; nur der Markuslöwe soll den Platz beherrschen als Venezias Symbol — ihre tüchtigen Männer ehrt sie in der Bilderreihe des Dogenpalastes. Der eitle Kriegsmann, dem die Unsterblichkeit seiner hundert Schlachten nicht genügt, tut uns leid, um so mehr, da Coleone ein aufgegebener Mensch ist, dessen Herzleiden ihm nur noch wenige Stunden zu leben gestattet. Mit Ruhm und Liebe will er vom Schicksal den letzten Becher sich füllen lassen. Die Liebe gewährt ihm eine spröde fürstliche Unterhändlerin, Madonna Isabella, die er zur Erholung von der ihm willenlos ergebenen Dogaressa umarmt; unter der heftigen Forderung seines

Digitized by Google

Reiterstandbildes haucht Coleone den letzten Atem aus. Neben ihm steht sein Sohn Giovanni, die Frucht seines Bundes mit Johanna von Neapel; roh heischt er von dem sterbenden Vater sein Recht, klug erwirkt er für den Toten vom Rat die Nachfolge im Kommando. Bisher war er der „Nemo", wie sie den Heidenbalg im Kriegsfeuer tauften; jetzt ist er ein stolzer Jemand, der mit Venedigs Feinden sich verständigt, der dem verschlagenen Ratsherrn Cesare, der Dogaressa Bruder, zur Dogenwürde verhelfen wird, der sogar die dauerhafte Liebe Coleones, Madonna Beatrice, mit übernimmt. Die Szene zwischen dem im Sterben noch überlegenen Feldherrn, der im Sessel in die Sitzung getragen wird, und der widerspenstigen Signoria schuf den einzigen wirklich dramatischen Moment des Abends. Hier sprühen in der Tat Funken. Fast alles übrige bleibt zu sehr Lokalinteresse Venedigs und italienische Kunstgeschichte, die nicht zu uns spricht, nicht in uns lebendig zu werden vermag. Die beiden ersten Akte lassen hoffen, der dritte ist stark, der vierte leider von bedauerlicher dramatischer Kraftlosigkeit. Die Sprache des Stückes ist blühend; sie birgt manch kluges Wort, doch auch ungekürzte Feuilletons. Der Beifall war zu laut. Die Ausstattung ist zum Teil kostbar; das Spiel, bis auf die Herren Schmidt-Häßler und Christians (Vater und Sohn Coleone), blieb unter dem Mittelmaß des Stückes. Marie Reisenhofer besonders verstimmte durch den Mangel jeder feineren Linie in ihrer Isabella; das war nur eine gutgekleidete, mißtönige Kokette.

Mit Herbert Eulenbergs „Ritter Blaubart", ein Märchenstück in fünf Akten (Lessingtheater), hat Berlin endlich wieder eine Sensation erlebt: einen ganz richtigen Theaterskandal! Wer in den Zirkus geht, tut es nicht nur, um schöne Bilder zu sehen, erstaunliche Proben menschlicher Geschicklichkeit, turnerischer Gewandtheit, Triumphe der Selbstdisziplin und der Macht über die wilde Natur der Bestien, sondern ein nicht unerheblicher Teil der Zirkusgäste trägt den heimlichen Gedanken im Busen: vielleicht passiert heute etwas, erst dann würde ich auf meine Kosten gekommen sein. So sah man auch im Lessingtheater während der Pausen und nach Schluß des Eulenbergschen Theaterbluffs in den meisten Mienen freudige Erregung: „das war ja in zehn Jahren nicht da!" Überall standen Gruppen, unbekannte Menschen sprachen einander an, ohne sich vorzustellen, Gerüchte von der polizeilichen Feststellung eines Hauptkrakehlers, der auf einer eigens dazu mitgebrachten Pfeife seinen „Beifall" kundgegeben hatte (der also das Stück in der Buchausgabe schon vorher kannte), schwirrten durch die Luft. Eine sehr vornehm gekleidete Dame, die neben einem Hauptpfeifer gesessen hatte, war noch so aufgebracht, daß sie ihre behandschuhten Zeigefinger rechts und links in den Mund steckte, um mir die Prozedur des Pfeifens zu illustrieren — ach, wie oft hatten wir als Jungens die gräßlichsten Töne auf dieser natürlichen Maultrommel hervorgerufen! Ich wußte Bescheid. Was war geschehen? Der junge Eulenberg ist eins von den Talenten, die zu früh entdeckt worden sind. Man hat seiner Eitelkeit Zucker gegeben, statt ihn zurückzuhalten; nun rennt dieser Stürmer und Dränger, der direkt aus dem Revolutionsklub der Lenz, Klinger, Wagner zu kommen scheint, selbstherrlich und tollwütig auf alle Autoritäten los, um sich selbst als neuen Gott der Dichtkunst zu mani-

Digitized by Google

festieren. Ein naturalistisches Märchen der sexuell-neurologischen Psychopathologie erscheint von vornherein als Widerspruch in sich selbst — ein Grund mehr, daß es „gemacht" wird. Wir nehmen das französisch-deutsche Märchen vom Ritter Blaubart, das die Brüder Grimm und Ludwig Tieck uns dargeboten haben, lassen von dem Rahmen der Romantik so viel unangetastet stehen, daß der Märchencharakter in den äußeren Umrissen gerade noch erkennbar bleibt, und halten dann die Bahn für freigelegt, um mit allen Vorurteilen gründlich aufzuräumen, um allem sogenannten guten Geschmack rechts und links feste ins Gesicht zu schlagen, daß es nur so klatscht und die Getroffenen nicht aus den Augen sehen können. Und doch hat auch dieser tolle Genieschwärmer seine Gottheit, der er Verehrung darbringt in der Kunst; das ist die Sprache. Es war immer wieder tröstlich, wie in all den Greueln und Brutalitäten eine heiße Liebe zur Schönheit seiner Muttersprache durchbrach und sich zu genügen suchte in knappen Sentenzen und in einer wähleriſchen Sorgfalt des Ausdrucks; der „Ritter Blaubart" von Herbert Eulenberg hat Bilder und Symbole, die für ihn hoffen lassen. Er ist trotz aller Unreife und Zuchtlosigkeit ein wirkliches Talent, wenn auch kein Genie. Er wird sehr an sich arbeiten müssen, wenn sein schäumender Most einmal reifen Feuerwein ergeben soll. Wie seine Aktien heute stehen, hat er die furchtbare Niederlage verdient, und man soll kein weichliches Mitleid mit ihm haben. In ihm steckt Kraft, also wird er nicht untergehen. Ritter Blaubart hat seine bisherigen fünf Frauen eine nach der andern ermordet. Der von ihm einst geblendete alte Diener Josua führt den Ritter mit einer Fackel in ein schauriges Schloßgewölbe, in das nur spärliche Lichtstreifen hineinfallen. Schön verteilt liegen dort die abgeschnittenen Köpfe der fünf Frauen, jede auf einer besonderen Schüssel, mehrere von ihnen weisen noch die Entstellung durch die ihnen zugefügten Verwundungen im Gesicht auf. Ritter Blaubart unterhält sich mit diesen Köpfen, er krallt die Hände über ihnen und bemerkt bei einem Kopfe unter widerlichem Grinsen und Schnaufen: Deine Worte tropften von deinen Lippen wie schwerer Wein; weißt du noch, wie wir miteinander tanzten? Doch ich lebe noch und ich kann auch beißen. Ein lähmendes Grauen befiel nicht nur den armen Josua, sondern auch das Publikum; dann aber schlug die Stimmung in Vergnügtheit um Das war schlimm, aber begreiflich. Eine geschmacklose Kirchhofsparodie des dritten Akts brachte die offene Empörung des Publikums und förderte recht unterhaltliche Radauszenen in die Erscheinung. Das zeitlose Märchen in Ehren. Seine pädagogische Mahnung vor Neugier und Ungehorsam hat in der Kinderstube ihren Platz. Will man es jedoch dramatisieren für die Erwachsenen und für die Gegenwart, so muß das Recht des Hausſouveräns, die Rache an den Ungehorsamen zu vollstrecken, motiviert werden. Eine Frau ist ja nicht die willenlose Sklavin des Mannes — warum darf die Schloßherrin nicht alle Gemächer ihres Hauses sich erschließen? Und ist denn etwa dies Betreten des ihr verbotenen Gewölbes ein Beweis ihrer ehelichen Untreue? Verdient sie also darum den Tod der ersten Frau, die die Ehe brach? Ritter Blaubart ist ein unheilbar verrückter Mensch, der in die Gummizelle und in die Zwangsjacke gehört und der leider das ganze Stück über frei herumlaufen darf, ein blutbesudelter Verbrecher, ein wildes Tier, dem alles Leben

Digitized by Google

zum Raube fällt, das ihm über den Weg kommt. Bis man es endlich niederknallt, mit übel angebrachter Lombrososcher Weichheit. Eine durchweg schöne, ja reiche Ausstattung der Szenen und das reife Können der Künstler des Lessingtheaters waren aufgeboten: Eman. Reicher als blinder Diener, Osk. Sauer als alter Graf, Stieler und Marr als seine Söhne, Irene Triesch und Ida Orloff seine Töchter, Rudolf Rittner als Blaubart: kein Gott konnte helfen.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg-Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Lützowstraße 9.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Das Lebenswerk Eduard von Hartmanns.

Von Arthur Drews (Karlsruhe).

[Teil II.]

Mit der Auffassung des Willens und der Vorstellung als Attribute derselben absoluten Substanz ist Hartmann nun auch der erste Pantheist, für den die Unendlichkeit des Weltprozesses aufhört, ein unbesehen angenommenes Dogma zu sein. Mit ihr ist er in den Stand gesetzt, das Weltgeschehen wirklich als Prozeß, als Entwickelung von einem bestimmten Ausgangs- oder Anfangspunkte zu einem bestimmten Endziel anzusehen. Für den abstrakten Monisten ist der Weltprozeß unendlich, weil die Welt als Erscheinung für ihn gleich ewig mit dem absoluten Wesen ist. Da sie nach seiner Meinung im Grunde überhaupt keine Wahrheit hat, so braucht ihn auch der Widerspruch einer „vollendeten Unendlichkeit" nicht weiter zu kümmern. Für den Panlogisten ist die Annahme eines zeitlichen Anfangs und Endes der Welt damit ausgeschlossen, daß der reine Logos als solcher überhaupt keine Veranlassung hat, in Tätigkeit überzugehen, und also schon von Anfang an als tätig vorgestellt werden muß, um überhaupt die erfahrungsmäßig gegebene Wirksamkeit zu erklären. Auf dem Standpunkte des Voluntarismus oder Panthelismus hingegen ist es ein bloßes Vorurteil, daß der Wille als solcher stets tätig sein müsse, hat doch auch Schopenhauer anerkannt, daß es durchaus nicht im Wesen des Willens liege, stets zu wollen, und ist es doch nur sein Pessimismus gewesen, der ihn zu dieser letzten Annahme hingeführt hat.

Es ist also nur die ganz konsequente Folge davon, daß Hartmann den Panlogismus mit dem Panthelismus synthetisch verknüpft und, als erkenntnistheoretischer Realist und konkreter

Digitized by Google

Monist, die Wirklichkeit der Weltentwickelung behauptet, wenn er den Weltprozeß als endlich auffaßt, ihn durch das ursachlose („zufällige") Aktuellwerden des Willens ins Dasein gerufen und durch die Rückkehr jenes Willens in den Zustand der bloßen Potentialität beendet werden läßt. „Phantasievoll" ist diese Auffassung gewiß, zumal im Hinblick auf die langweiligen endlosen Zeiträume der Naturalisten und die ängstliche Vorsicht der Agnostiker, die nur die eine Besorgnis haben, mehr zu sagen, als die gegebene Wirklichkeit unmittelbar zu konstatieren gestattet. „Phantastisch" hingegen kann dies nur einer Zeit erscheinen, die aus Mangel an Fähigkeit zu spekulativem Denken und ängstlicher Scheu vor dem Ungewöhnlichen die Konsequenzen jener Prinzipien nicht zu ziehen wagt, in unphilosophischen Empirismus versunken, sich die Untersuchung dieser Fragen als „unwissenschaftlich" vom Halse hält und in naiver Gläubigkeit auf „Entwickelung" pocht, ohne sich klar zu machen, daß Entwickelung notwendig einen (objektiven) Zweck voraussetzt, mit der Annahme eines solchen aber die Endlichkeit des Weltprozesses auch eo ipso gegeben ist.

Aber Hartmann läßt das Ende der Welt durch einen Akt bewußter Intelligenzen zustande kommen, er glaubt an ein „negatives Endziel" der Welt; und dies widerspricht doch offenbar der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung und damit zugleich dem „gesunden Menschenverstande"! Dem gegenüber sei nur darauf hingewiesen, daß auch in Indien der Buddhismus die Welterlösung durch die bewußte Verneinung des Daseins bewirkt werden läßt, daß der Gedanke eines negativen Endziels innerhalb der antiken Spekulation in der Annahme in sich zurücklaufender Weltperioden wiederkehrt, als Wiederbringung aller endlichen Dinge in Gott auch in die Weltanschauung der christlichen Mystik hineinspielt und u. a. auch von Schelling gebilligt worden ist, er kann also doch wohl nicht so ganz unsinnig sein, wie er den Zivilisationsphilistern der Gegenwart mit ihrem Pochen auf die Errungenschaften der modernen Kultur und Technik vorkommt. Prinzipiell abweisen kann das negative Endziel oder die Idee der „Universalerlösung" durch Vermittelung des Bewußtseins offenbar nur der Empirismus, der in der gegebenen Wirklichkeit die einzige und ursprüngliche Möglichkeit des Daseins findet. Wenn jedoch die Welt bloß Erscheinung eines absoluten Geistes, bloßes Mittel für dessen Endzweck ist, dann kann sie auch von diesem ebenso wieder zurückgenommen werden, wie sie von ihm ins Dasein gesetzt ist. Und wenn das Bewußtsein, wie die Erfahrung zeigt,

Digitized by Google

der höchste immanente Zweck der Welt ist, dann kann es eben nur den Sinn haben, den transzendenten absoluten Zweck, nämlich die Aufhebung der Welt herbeizuführen.

Alle wissenschaftliche Welterklärung ist nichts anderes, als die Projektion des eigenen Erkenntnisprozesses und seiner Faktoren in die Außenwelt und ihre Erhebung zu absoluten Mächten, wie dieses auch Feuerbach mit Recht betont hat. Ist aber dies der Fall, dann kann auch die Erhebung des Willens zum Wollen und seine Zurückführung zur Potenz nicht mehr schlechthin als „unwissenschaftlich" verworfen werden: Denn mit dem Erkennenwollen, das selbst die nicht weiter eingesehene Voraussetzung aller Erkenntnis ist, fängt sie an, und alle bewußte Denkarbeit hat nur den Zweck, diese „Unruhe" des Erkennens aufzuheben und der Seele die Befriedigung ihres Erkenntniswillens, d. h. dessen Wiederzurückführung in den Frieden der Potenz, zu verschaffen. Wenn dieses bei unserer Seele sich so verhält, so kann es in der absoluten Seele, dieser Verabsolutierung und Hypostase des individuell-psychischen Geschehens, nicht anders sein. „Phantastisch" ist bei dieser ganzen Hartmannschen Konstruktion nur die nähere Darlegung in den ersten Auflagen der „Philosophie des Unbewußten", die in der Tat bei manchem Leser die Erinnerung an gewisse kühne Phantasien eines Jules Verne und verwandter Geister wachgerufen haben mag. Es war der Fehler des Jünglings Hartmann, sich hier auf eine allzu genaue Enthüllung der Art, wie er die Sache sich für sich selbst zurechtgelegt hatte, eingelassen zu haben. Er hat diesen Fehler später zugestanden und durch Einschränkung und teilweise Zurücknahme seiner ursprünglichen Darlegungen ihnen das „Befremdliche" genommen. Man sollte jetzt aber endlich auch einmal aufhören, seine ganze Metaphysik mit dem Hinweis auf ihre Endresultate abzuweisen und die „abenteuerliche Phantastik" ihrer Ansichten von den letzten Dingen zur Zielscheibe einer billigen Kritik zu machen. So lange freilich Geschichtsschreiber der Philosophie es noch immer fertig bringen, die „Philosophie des Unbewußten" nur nach den ersten Auflagen zu beurteilen, und sich um die späteren Zusätze und Änderungen Hartmanns überhaupt nicht bekümmern, so lange mit anderen Worten die Hartmannsche Philosophie nicht wirklich zum Studium gemacht, sondern sozusagen nur „angelesen" wird, um sie zu verurteilen, so lange ist auch in diesem Punkte ein Umschwung der Ansichten nicht zu erwarten. Man kann nur hoffen, daß der Philosoph jetzt nach seinem Tode

Digitized by Google

auch mehr und mehr gewürdigt werden wird, in Doktordissertationen „verarbeitet" zu werden; dann wird sich auch früher oder später herausstellen, daß man bisher vielfach nur einen selbstgemachten Popanz unter dem Namen Hartmann kritisiert und einen Kampf gegen Windmühlen geführt hat.

Noch muß seine „Kategorienlehre" kurz erwähnt werden, die Hartmann der Beurteilung seiner Philosophie zugrunde gelegt wissen wollte, und worauf er selbst die größten Stücke hielt. In der Tat ist dieses Werk, was ja auch von „autoritativer Seite" zugestanden ist, die „bedeutendste und eigenartigste Erscheinung" auf dem betreffenden Gebiet seit Hegel, ja, vielleicht das tiefste und großartigste Werk, welches die gesamte deutsche Philosophie, Kants Vernunftkritik nicht ausgenommen, hervorgebracht hat. Seit Hegels Logik ist es das erstemal, daß hier die sämtlichen Kategorien des Seins wieder im Zusammenhang entwickelt worden sind. Wenn Hegel von seiner Logik rühmte, daß in ihr die Wahrheit aller vorangegangenen bezüglichen Ansichten aufgehoben und das ganze philosophische Wissen der Vergangenheit und Gegenwart gleichsam wie in einem Brennpunkt zusammengefaßt sei, so gilt das gleiche, nur vielleicht in einem noch entschiedeneren Sinne, von der Hartmannschen Kategorienlehre. Dieses Werk knüpft in gewissem Sinne an Plotin und seine Unterscheidung der Kategorien des sinnlichen und des intelligiblen Seins wieder an und setzt dessen Leistung auf erhöhtem Standpunkte fort. Es fügt den Kategorien der subjektiv-idealen Sphäre (des Bewußtseins) und der objektiv-realen Sphäre (des Daseins) diejenigen der metaphysischen Sphäre (des Unbewußten mit seinen Attributen Wille und Vorstellung) hinzu und untersucht, welche Kategorien in diesen verschiedenen Sphären und in welchem Umfang und Sinne sie hier gelten. So schließt es die Grundzüge einer Erkenntnistheorie, einer Psychologie, Naturphilosophie, Logik und Metaphysik in sich ein und bildet dadurch gewissermaßen das Fundament des gesamten Hartmannschen Systems, daß es die kategoriale Grundlegung seiner wichtigsten Bestandteile liefert. Es wird lange dauern, ehe der inhaltliche Reichtum dieses Werkes von der Wissenschaft verarbeitet und ausgeschöpft sein wird. Soviel läßt sich aber schon heute sagen, daß der Gewinn für die Vertiefung und Erweiterung der philosophischen Erkenntnis jedenfalls viel größer sein wird, als wie es bei dem heute beliebten Stehenbleiben in den Trivialitäten des englischen Sensualismus und dem unfruchtbaren Studium der Vernunftkritik der Fall ist;

Digitized by Google

hat doch dieses nur zu oft kein anderes Ergebnis, als dem Studenten den Geschmack an der Philosophie überhaupt zu verleiden. —

Zu den am meisten umstrittenen Bestandteilen der Hartmannschen Weltanschauung gehört auch deren Axiologie. Zwar die Wertlehre überhaupt spielt in der Philosophie der Gegenwart bekanntlich eine große Rolle, ja, es gibt Stimmen, welche die ganze Philosophie als „Wertlehre" behandelt sehen möchten und darin ein willkommenes Mittel erblicken, die bisher von der Metaphysik bearbeiteten Probleme in die „wissenschaftliche" Untersuchung hineinzunehmen, ohne das Odium „metaphysischer Schwarmgeisterei" auf sich zu laden. Nur die Eudämonie oder Glückseligkeit, die doch für den naiven Menschen der höchste Lebenswert schlechthin ist und im ganzen Altertum dafür gegolten hat, soll überhaupt nicht als Wertmaßstab angesehen werden dürfen und eine eudämonologische Axiologie, wie Hartmann sie vertritt, aus dem Rahmen der Wissenschaft hinausfallen. Trotz seiner wiederholten Behandlung des Problems, trotz der eingehenden näheren Begründung seiner Voraussetzungen, vor allem auch in der Schrift „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" ist es Hartmann nicht gelungen, das herrschende Vorurteil gegen jene Denkweise zu zerstreuen und auch nur die prinzipielle Berechtigung seiner Abwägung der Lust- und Unlustquanten in der Welt nachzuweisen. Sein empirischer Beweis für die Wahrheit des Pessimismus, wie er ihn in der „Philosophie des Unbewußten" zu führen versucht hat, konnte sich schon deshalb keine Anerkennung verschaffen, weil man nicht aufhörte, den Philosophen als Pessimisten nur einfach mit Schopenhauer zu identifizieren, die Bedenken, die man gegen dessen Ansicht auf dem Herzen hatte, nur einfach auch auf den Hartmannschen Pessimismus zu übertragen und das ganze Problem selbst a priori als ein falsch gestelltes abzuweisen. Seine übrigen Beweise für den Pessimismus aber, vor allem den ethischen und religiösen Beweis, hat man kaum einmal zu prüfen sich die Mühe genommen und sich dieser Seite seiner Philosophie gegenüber noch wohlwollend verhalten, wenn man über sie als eine „eigensinnige Schrulle" Hartmanns die Achseln zuckte, oder sie als ein „unglückliches Erbteil von Schopenhauer" hier glaubte entschuldigen zu müssen. Daß der Hartmannsche Pessimismus ganz und gar nichts mit dem Weltschmerz Schopenhauers zu tun hat, daß er von zum Teil ganz anderen Voraussetzungen ausgeht und zu ganz anderen Konsequenzen hinführt und man schlechterdings gar keine Veranlassung hat, bei ihm an das „entnervende

Digitized by Google

Nirvana" der buddhistischen Religion zu denken, dafür scheint nun einmal den Zeitgenossen das Verständnis abzugehen. Noch immer spricht man von Hartmanns „müdem" Pessimismus (z. B. R. M. Meyer in seiner „Deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts", der diesen Ausdruck auch in den weiteren Auflagen seines Werkes stehen läßt, obschon ich ihn in einer Besprechung des Buches mit aller Entschiedenheit auf die Irrtümlichkeit seiner Auffassung hingewiesen habe). Noch immer preist man Nietzsche, die Deutschen mit seinem Zarathustra vom Banne dieser ganzen Denkweise „erlöst" und das „pessimistische Gift" eines Schopenhauer und Hartmann durch seine Philosophie der Lebensbejahung unschädlich gemacht zu haben, und das, obwohl Nietzsche in eudämonologischer Beziehung, d. h. mit Rücksicht auf die Glückseligkeit, genau so Pessimist ist, wie Hartmann,*) und sein Optimismus der Entwickelung lange vorher in diesem einen ebenso entschiedenen Vertreter gefunden hat, wie der Verfasser des Zarathustra dies nur immer sein mag.

Freilich teilte Hartmann in maßvoller Erwägung aller bezüglichen Umstände die unvernünftige Bejahung des Lebens bloß um des Lebens willen nicht. Er konnte dem eudämonologischen Maßstabe nicht jede Bedeutung absprechen, den Pessimismus nicht für eine bloße „Vordergrundsansicht" halten. Er dachte hierin natürlicher als Nietzsche und vermochte auch das Messen des Wertes des Lebens am Leben selbst mit Recht nur für eine haltlose Übertreibung anzusehen. Es scheint aber für die meisten einer solchen Vergröberung des Problems, wie Nietzsche sie vorgenommen hat, zu bedürfen, um ihnen die Möglichkeit des Optimismus auf dem Boden der Willensphilosophie plausibel zu machen. Es fehlt bis jetzt noch so gut wie gänzlich an der Einsicht, daß diese Möglichkeit nie aus dem Gesichtspunkte des Willens selbst, sondern nur aus demjenigen der Vernunft begründet werden kann: die Welt ist *schlechter als keine* (Schopenhauer), weil in ihr zum Inhalte der Vernunft des Absoluten die Form des blinden, unvernünftigen Willens hinzukommt, sie in dieser Beziehung mithin *alogisch* ist; und sie ist trotzdem *die beste aller möglichen* oder die *denkbar* beste (Leibniz), weil und sofern sie von der absoluten Vernunft gedacht, sie also gleichzeitig *logisch* ist. Als logische ist sie *Entwickelung* des in der absoluten Vernunft enthaltenen Ideeninhalts.

*) Vgl. *mein* Werk: Nietzsches Philosophie (1904).

Digitized by Google

Weil sie aber trotzdem alogisch ist und aller Fortschritt im einzelnen das negative Werturteil aber die Welt im ganzen nicht berührt, darum kann alle Entwickelung nur den Zweck haben, den alogischen Willen zu negieren und durch Aufhebung ihrer Wirklichkeit die Welt vom „Übel" zu erlösen. Das ist die Vereinigung des „eudämonologischen Pessimismus" mit dem „evolutionistischen Optimismus", wie Hartmann sie zuerst vollzogen hat; und diese büßt dadurch nicht an Bedeutung ein, daß bisher nur erst so wenige sie überhaupt verstanden haben. Inzwischen muß dagegen energisch protestiert werden, als ob Hartmann selbst, wie wohlwollende Beurteiler seiner Philosophie es neuerdings hinzustellen suchen, im Verlaufe seines Lebens sich immer weiter vom Pessimismus seiner Jugend entfernt und sich erst allmählich zu einem entwickelungsfreudigen Optimismus im Sinne Hegels „emporgefunden" habe. Dieser Optimismus ist von Anfang an ein integrierendes Moment seines philosophischen Systems gewesen, wenn er natürlicherweise auch erst in den späteren Schriften Hartmanns, der Ethik, der Religionsphilosophie usw., eine nähere Ausgestaltung finden konnte. Hartmann selbst hat bis zuletzt bestritten, dem eudämonologischen Pessimismus untreu geworden zu sein; und er muß es doch schließlich wohl besser gewußt haben, als seine Kritiker in der Meinung, ihn hiermit entschuldigen und in den Augen der Philister rehabilitieren zu müssen. —

Für Hartmann war der Pessimismus ein rein theoretisches, affektfreies Wissen um das überwiegende Leid des Daseins. Wenn er nicht aufhörte, in diesem Sinne an ihm, als einem Grundpfeiler seiner Weltanschauung, festzuhalten, so geschah dies wesentlich in ethischem und religiösem Interesse, wie denn auch der ethische und religiöse Beweis jener Denkart für ihn selbst die größte Durchschlagskraft besaßen. Darin wußte er sich völlig eins mit Kant, mit dessen Entdeckung als des „Vaters des modernen Pessimismus" er seinen Gegnern eine nicht geringe Überraschung zu bereiten wußte.*) Ohne die Einsicht in den eudämonologischen Unwert des Daseins ist weder eine uninteressierte Sittlichkeit, noch auch ein wahres, von aller Rücksicht auf Belohnung und Strafe freies religiöses Verhältnis möglich. Durch die energische Betonung

*) Was von gegnerischer Seite hiergegen eingewendet worden ist, ist ganz unerheblich und läuft meist nur auf den billigen Nachweis hinaus, daß Kant den Pessimismus nicht in der Hartmannschen Ausdrucksweise vertreten und seinen irdischen Pessimismus durch einen transzendenten Optimismus paralysiert habe.

Digitized by Google

dieser Tatsache ist seine Ethik diejenige des Pessimismus; auf ihr beruht auch der pessimistische Charakter seiner religiösen Weltanschauung. Die eudämonistische Beziehung aller Handlungsweisen auf das eigene persönliche Wohl bekämpfte Hartmann mit der gleichen Entschiedenheit, wie Kant, als die unethische und antiethische Denkweise schlechthin. Aber auch die heteronome Begründung des ethischen Handelns durch den Willen einer höchsten Autorität fand vor seinen Augen so wenig Gnade, wie Kant sie hatte als ethisch anerkennen wollen; höchstens ließ er sie als eine bloße Vorstufe und als Vorbereitungsmittel der wahren autonomen Sittlichkeit gelten.

Auf der anderen Seite war er aber auch ein Gegner des modernen Individualismus, der die Autonomie zur Karikatur ihrer selbst übertreibt, wenn er das Individuum zum schrankenlosen Sichausleben und Darleben der Persönlichkeit auffordert. Er war der Meinung, daß ein solches Sichausleben schon so wie so in der Natur der Individuen begründet und daß es logisch widersinnig und gefährlich sei, es ausdrücklich als Prinzip des Handelns aufzustellen. Gegen die Verherrlichung des Egoismus von seiten Stirners, den er übrigens als Philosophen hochschätzte, wandte er sich daher mit der gleichen Strenge und Unerbittlichkeit, womit er Nietzsches „Neue Moral" in einer ausführlichen Darlegung seiner „Ethischen Studien" in ihrer ganzen Haltlosigkeit und Sophistik aufdeckte. Aber auch der Sozialeudämonismus mit seinem Grundsatz des höchstmöglichen Glücks der größtmöglichen Masse, als dessen konsequente Vertreterin er die Sozialdemokratie betrachtete, wurde als höchstes ethisches Prinzip von ihm nicht weniger entschieden als der Individualeudämonismus abgewiesen, und zwar mit Rücksicht auf das ihm übergeordnete Prinzip der Kulturentwickelung, das er ebenso als eine Forderung des vernünftigen Weltprinzips, wie den Eudämonismus in jeder Form als einen Ausfluß des unvernünftigen Willens auffaßte.

Auf die meisterhafte Kritik der verschiedenen möglichen Moralprinzipien in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" und die wundervolle, auf Hegel zurückweisende Architektonik dieses Werkes kann hier nur hingewiesen werden. Von der egoistischen und heteronomen „Pseudomoral" trennte Hartmann aufs bestimmteste die wahren „Triebfedern der Sittlichkeit" und unterschied innerhalb der letzteren die Geschmacks-, Gefühls- und Vernunftmoral, um alsdann als die „Ziele der Sittlichkeit" den Sozialeudämonismus, den Evolutionismus und die Vereinigung dieser

Digitized by Google

beiden in der sittlichen Weltordnung zu entwickeln. Er war nicht der heute herrschenden Ansicht, daß die Moral auf ihren eigenen Füßen stehen und ihre Begründung im Empirischen durch die Rücksicht auf ein erst zu erreichendes Ziel erlangen könnte. Er trat mit aller Entschiedenheit für die Abhängigkeit der Moral von der metaphysischen und religiösen Weltanschauung ein. Im letzten Abschnitte seiner „Phänomenologie" versuchte er es, diesen „Urgrund der Sittlichkeit" zu skizzieren und die Frage zu beantworten, wie das Wesen der Wirklichkeit gedacht werden müsse, wenn die Sittlichkeit als überindividuelles, autonomes Handeln im Dienste objektiver Zwecke möglich sein soll. Die genauere Beantwortung dieser Frage enthält seine Religionsphilosophie, eine der großartigsten und tiefsinnigsten Leistungen, welche die Philosophie im vergangenen Jahrhundert überhaupt hervorgebracht hat.

In religionsphilosophischer Hinsicht pflegt Hartmann den meisten Zeitgenossen nur als Kritiker und Gegner des Christentums bekannt zu sein. Und in der Tat zieht sich die Polemik gegen die bestehenden religiösen Ansichten durch sein ganzes Lebenswerk hindurch. Hartmann hat auch in dieser Beziehung nur die Arbeit wieder aufgenommen, die Hegel begonnen, aber im Verlaufe seines Lebens mehr und mehr aus den Augen verloren und schließlich durch seine allzu große Nachgiebigkeit gegenüber der Kirchenlehre geradezu in ihr Gegenteil verkehrt hat.*) Wie Hegel in jungen Jahren als Hauslehrer zu Bern (1795) ein „Leben Jesu" verfaßte, worin er sich vom herrschenden Bibelglauben und der orthodoxen Auffassung des Christentums lossagte,**) so schrieb auch Hartmann schon in den Jahren 1868 und 69, alsbald nach Vollendung seiner „Philosophie des Unbewußten", eine Darstellung der neutestamentlichen religiösen Weltanschauung, die an Schärfe der Kritik und ungestümer Wucht des Angriffs wohl so ziemlich alles übertraf, was bis dahin gegen den Bibelglauben vorgebracht war. Sie erschien im Jahre 1870 als „Briefe über die christliche Religion" unter dem Pseudonym F. A. Müller und würde sicherlich kein geringeres Aufsehen, als Straußens Kritik des „Alten Glaubens"

*) Vgl. meine Neuausgabe von Hegels Religionsphilosophie in gekürzter Form, mit Einführung, Anmerkungen und Erläuterungen herausgegeben (E. Diederichs), 1905.

**) Soeben bei E. Diederichs erschienen: G. W. F. Hegel „Das Leben Jesu", herausgegeben von Paul Roques (1906). Es mußte erst ein Franzose auf den Einfall kommen, die Deutschen mit einer der interessantesten Ausführungen eines ihrer größten Philosophen bekannt zu machen!

Digitized by Google

erregt und die letztere überhaupt überflüssig gemacht haben, wenn sie nicht zu so ungünstiger Zeit das Licht der Öffentlichkeit erblickt und wenn sie den wirklichen Namen ihres schon damals berühmten Verfassers getragen hätte. Hartmann hat dieses Jugendwerk in umgearbeiteter und im Ausdruck zum Teil gemilderter Gestalt 1905 unter dem Titel „Das Christentum des neuen Testaments", und zwar diesmal mit seinem Namen, herausgegeben. Wie peinlich seine Erscheinung aber auch so noch für manche Kreise ist, beweist wohl nichts deutlicher, als das eisige Schweigen, womit es bis jetzt von den Theologen aufgenommen, und die verlegene Art und Weise, womit sich auch die führenden Zeitschriften und Zeitungen in Deutschland um dieses Werk herumgedrückt haben.

Um so größer war die Beachtung, die Hartmanns Kritik des liberalen Protestantismus in seiner Schrift über „Die Selbstzersetzung des Christentums" (1874) fand. Aber auch seine Kritik des spekulativen Protestantismus eines Biedermann, Pfleiderer und Lipsius in der „Krisis des Christentums" (1880) blieb in den beteiligten Kreisen nicht ohne Eindruck. Indessen ließ Hartmann auch fernerhin nicht nach, auf die Unhaltbarkeit unserer gegenwärtigen religiösen Zustände hinzuweisen und die Unfähigkeit der bestehenden Religionen zur Lösung der religiösen Krisis aufzudecken. Er bekämpfte die Moral Jesu in seiner Ethik wegen ihres transzendenten Eudämonismus, ihrer Begründung alles sittlichen Handelns durch die Aussicht auf Lohn und Strafe im Jenseits und widerlegte damit den bekannten Ausspruch Goethes, als ob „die sittliche Hoheit und Reinheit" der Evangelien „nicht übertroffen" werden könne. Er zersetzte die Metaphysik des Christentums in dem ersten historisch-kritischen Teile seiner Religionsphilosophie*) wegen ihrer unmöglichen Voraussetzungen. Er wies die logische Unannehmbarkeit und religiöse Unzulänglichkeit der Annahme eines persönlichen Gottes, die Unhaltbarkeit des Unsterblichkeitsglaubens in allen seinen möglichen Formen und den Widersinn des dogmatischen Freiheitsbegriffes nach. Er verwarf die heteronome Moral der Kirche, suchte die Theologen in allen ihren vermeintlichen Schlupfwinkeln und Bollwerken zum Schutze des bisherigen Glaubens auf, riß ihre mühsam errichteten Verteidigungsmauern nieder und wandte sich dabei vor allem gegen die modernen Versuche, die ganze christliche Religion auf die Verehrung des Menschen

*) „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung" ist soeben in dritter, zum Teil veränderter Auflage neu erschienen.

Digitized by Google

Jesus zurückzuführen. Und er tat dies alles mit einem Nachdruck und einer Unerbittlichkeit, mit einem Scharfsinn, einer Schlagfertigkeit und einer durch nichts zu beirrenden Unbestechlichkeit des Urteils, daß er zweifellos der gefährlichste und stärkste Gegner ist, den das Christentum überhaupt jemals gehabt hat.

Denn Hartmann führte diesen Kampf nicht, wie es meist der Fall ist, aus reiner Freude an der Negation oder aus Haß gegen die Religion überhaupt, sondern vielmehr gerade im Interesse der Religion, weil ihm deren bisherige Formen nicht mehr genügten, er aber von der Notwendigkeit und Unersetzlichkeit der Religion für die Entwickelung der Menschheit und die Aufrechterhaltung und Steigerung der Kultur überhaupt aufs tiefste überzeugt war und er selbst den einzigen Weg gefunden zu haben glaubte, um der heutigen Zerfahrenheit auf religiösem Gebiete ein Ende zu machen. In seiner „Religion des Geistes" hat er die Grundzüge einer idealen Religion gezeichnet, welche die Wahrheit aller vorangegangenen religiösen Standpunkte, vor allem diejenige der indischen und palästinensisch-abendländischen Religionsentwickelung, in sich aufhebt und auch das Christentum nach seinem ewigen Gehalte in einer neuen höheren Anschauung konserviert. Diese Anschauung aber ist der konkrete Monismus, der erst hier in seiner ganzen Bedeutung hervortritt. Sein Prinzip des alleinen Unbewußten mit seinen beiden Attributen Wille und Vorstellung oder Allmacht und Allweisheit lieferte Hartmann die Möglichkeit zu einer wahrhaft großartigen und genialen Synthese zwischen der pessimistischen religiösen Weltanschauung des Indertums und der optimistischen lebensbejahenden Ansicht der persischen Religion des Zarathustra. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zur selben Zeit, wo Nietzsche die Gestalt des alten persischen Religionsstifters und Propheten wieder heraufbeschworen hat, auch Hartmann das religiöse Leben unserer Zeit durch die Wiederbelebung zarathustrischer Grundgedanken auf einen neuen Boden gestellt hat. Nicht zufällig ist die persische Religion von ihm mit besonderer Liebe und Wohlwollen behandelt worden. Daß in der Tat nicht der eudämonologische Pessimismus, sondern der evolutionistische Optimismus, nicht die passive Reflexion auf den Überschuß der Unlust über die Lust im Leben, sondern die aktive Teilnahme am Kulturprozeß den Grundzug der praktischen Weltanschauung Hartmanns bildet, das tritt in der „Religion des Geistes" klar zutage. Wie Zarathustra, verlangt auch er das opferwillige Sicheinstellen in den Dienst der Vor-

Digitized by Google

sehung, nicht die unmännliche Flucht aus der Wirklichkeit und die Entsagung, sondern das Wirken innerhalb der Welt und für die Welt, und dieses zwar „um Gottes Willen“. Wem es sonst noch nicht klar geworden ist, daß tapfere Kampflust und männlicher Wagemut überhaupt die eigentümliche Stimmung der Hartmannschen Weltanschauung charakterisieren und schon äußerlich im Stile des früheren Offiziers mit seiner Vorliebe für militärische Ausdrücke, in ihrer vor keiner Schwierigkeit zurückschreckenden Kühnheit der Spekulation und ihrer Lust zum Angriff und zur Polemik zutage tritt, wer den frischen Atemzug des Lebens nicht herausfühlt, der durch alle Teile dieses Systems hindurchweht, der sollte sich doch wenigstens durch Hartmanns Religionsphilosophie eines Besseren belehren lassen. Es ist genau die gleiche Stimmung, die auch die Religion des Zarathustra mit ihrem Kampfe zwischen Licht und Finsternis beseelt; und dieser Kampf klingt auch bei Hartmann in dem Gegensatze zwischen der vernünftigen Idee und dem unvernünftigen blinden Willen an, in welchem auch nach seiner, wie nach persischer, Ansicht der Weltprozeß zum Austrag kommt.

Nein wahrlich, um die deutsche Philosophie vom Weltschmerz und der Tatenunlust des Quietismus zu erlösen, dazu bedurfte es nicht erst eines Nietzsche, sondern hiervon war sie bereits durch Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten“ und dem „Sittlichen Bewußtsein“ erlöst, lange bevor Nietzsche die Wendung vom Pessimismus Schopenhauers zum Kraftprotzentum des „Zarathustra“ machte. Und zwar entspringt der Optimismus und die Weltbejahung bei Hartmann nicht etwa, wie bei Nietzsche, aus einem nur zufällig vorhandenen instinktiven Lebensdrange, der in seinem bloßen Vorhandensein selbst schon seine Rechtfertigung erblickt, sondern aus tiefster Einsicht in die Vernünftigkeit und Notwendigkeit des Lebens, im Interesse der Gesamtentwickelung; schöpft doch Hartmanns Optimismus gerade aus der unbedingten Anerkennung der Unentrinnbarkeit des Leidens die höchste Bewährung seines Daseins. Das aber verleiht der Hartmannschen Philosophie jenen heroischen Zug, jene Grundstimmung einer tragischen Weltanschauung, die alle großen Gedankensysteme auszeichnet, das nähert zugleich seine „Religion des Geistes“ der Religion unserer Vorfahren, die er in so wundervoll tiefsinniger Weise in seinem „Religiösen Bewußtsein der Menschheit“ dargestellt hat, und läßt sie als eine Art Erfüllung der religiösen Sehnsucht unserer eigenen Nation und Rasse er-

Digitized by Google

scheinen, wie sie das Ziel aller unserer religiösen Bestrebungen sein muß.

In der Tat, es ist nicht zu viel gesagt, daß in Hartmanns „Religion des Geistes" die tiefsten und wertvollsten religiösen Gedanken der arischen Rasse mit ungeheurer spekulativer Kraft zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt sind. Wenn überhaupt ein Fortschritt über das Christentum hinaus möglich sein soll, so kann er sich nur in der durch Hartmann vorgezeichneten Richtung vollziehen.*) Daran ändert auch der Umstand nichts, daß naturgemäß gerade diese Leistung Hartmanns, die vorzugsweise die Theologen angeht, von ihrer Seite am wenigsten Anerkennung gefunden hat und die offiziellen Vertreter der bestehenden Religion alles tun, um den Wert der „Religion des Geistes" herabzusetzen. Für wen die ganze Religion an der Existenz eines persönlichen Gottes hängt, wer einer „Vermittelung" bedarf, um sich in ein religiöses Verhältnis zu Gott zu setzen, wer den Zweck der Religion darin erblickt, dem Menschen ein positives Glück, sei es im Diesseits, sei es im Jenseits, zu verbürgen, und in alledem „notwendige" Bestandteile einer jeden Religion erblickt, der muß ja natürlich die Annahme eines unbewußten und unpersönlichen Gottes, die Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit, die Erweiterung des Begriffes des Gottmenschen zu demjenigen der Gottmenschheit, die negative Auffassung der Erlösung von seiten Hartmanns usw. als „unausdenkbaren Aberwitz" und „Verschlechterung des Christentums" ablehnen. Und für wen die Möglichkeit der Erlösung auf dem Glauben an ein sog. historisches Ereignis beruht, der kann gar nicht anders, als die Hinausweisung aller Historie aus der Religion für ein „Verkennen der historischen Bedingungen der Religion" und eine unhaltbare philosophische „Konstruktion" zu erklären. Man kann nur hoffen, daß mit dem rapide um sich greifenden Zweifel an den historischen Voraussetzungen der bestehenden Religion und der damit gegebenen Zersetzung ihres Inhalts auch die Notwendigkeit sich immer fühlbarer aufdrängen wird, das religiöse Verhältnis unabhängig von aller Historie zu begründen. Erst dann wird man auch

*) Wie schwächlich und ängstlich nehmen sich doch gegenüber dieser Leistung alle Bemühungen der Theologen um eine „Weiterentwickelung des Christentums" aus, die am Ende doch nur darauf hinauslaufen, das Christentum um jeden Preis, und sei es selbst um denjenigen einer vollständigen Entleerung der Religion an wahrhaft religiösem Gehalt, zu — retten!

Digitized by Google

die nötige Unbefangenheit gewonnen haben, um die „Religion des Geistes" nach ihrer wahren Bedeutung zu würdigen. —

Wenn die Religionsphilosophie derjenige Teil des Hartmannschen Systems ist, der bei dem neu erwachten Sinn für die Religion heute wieder aktueller ist als je und das Werk in seiner vorstehenden Neuausgabe gegenwärtig auf ein viel größeres Interesse rechnen darf, als zur Zeit seines ersten Erscheinens, so steht hingegen die Ästhetik Hartmanns dem gegenwärtigen Zeitgeist so fern wie möglich. Zur Zeit ihres Erscheinens fanden ästhetische Untersuchungen in der Fachwissenschaft so gut wie gar keinen Widerhall. In der Literatur aber gaben damals die Jüngstdeutschen den Ton an, die den Idealismus in der Kunst durch den Realismus zu überwinden strebten und naturgemäß einem ihrer Denkweise so entgegengesetzten Werk, wie der Hartmannschen Ästhetik, überhaupt kein Verständnis entgegenbrachten. Gegenwärtig jedoch, wo auch das ästhetische Interesse wieder neu belebt ist und auf den Universitäten eine eifrige Pflege findet, hat die rein psychologische Ästhetik so ausschließlich die Herrschaft an sich gerissen, daß Hartmanns Vermittelung der modernen empirischen mit der früheren spekulativen Ästhetik des klassischen Idealismus den Wortführern naturgemäß nur als ein letzter „Nachklang" einer „überwundenen Epoche" erscheinen kann und von ihnen höchstens nur noch als ein seltsames „Kuriosum" angestaunt wird.

Und doch vermöchte gerade dieses Werk, wie wenig andere, berichtigend, aufklärend und entscheidend in den Wirrwarr der ästhetischen Begriffe unserer Tage einzugreifen und zu einer tieferen Erkenntnis des Wesens des Schönen hinzuleiten. Welche Fülle von Anregung und Belehrung enthält nicht schon sein erster historisch-kritischer Teil, der „Die deutsche Ästhetik seit Kant" in ihren Hauptvertretern vorführt und die Wahrheit ihrer bezüglichen Ansichten aus dem Falschen, Einseitigen und Übertriebenen heraushebt! Und nun erst der zweite positive Teil: „Die Philosophie des Schönen." Wie in der Religionsphilosophie der „konkrete Monismus" seine nähere Ausgestaltung und Anwendung erhält, so hier der „konkrete Idealismus". Was Platon, Aristoteles, Plotin, Kant, Schelling und Hegel mit ihrer Ideenlehre in ästhetischer Hinsicht angestrebt haben, das findet hier seinen von den Mängeln der Vorgänger freien Ausdruck und wird als notwendiges Ergebnis aus der Untersuchung der psychologischen Bedingungen des Ästhetischen abgeleitet. Was an der modernen psychologischen Ästhetik wesentlich wertvoll ist, hat

Digitized by Google

Hartmann zumeist in der Hauptsache bereits vorweggenommen, wenn natürlich auch nicht in der Vollständigkeit und bis ins einzelnste eindringenden Genauigkeit, wie die heutigen Ästhetiker bei ihrer ausschließlichen Beschränkung auf das Gebiet des Psychologischen dies ihrerseits herausgearbeitet haben. Wodurch aber Hartmann zweifellos alle Ästhetiker der Gegenwart überragt, das ist sein freierer und weiterer Blick, sein überlegener allgemeiner Standpunkt, der ihn nicht prinzipiell an die Grenzen der psychologischen Erfahrung bindet. Hartmann ist nicht, wie jene, gezwungen, die bloßen empirischen Bedingungen des Ästhetischen mit dessen Ursachen zu verwechseln. Wie er überhaupt das Bewußtsein nicht für ein Letztes und „psychische Phänomene" nicht für Gebilde hält, die als substantielle Wesenheiten haltlos in der Luft schweben, so vermag er auch in den Prinzipien der psychologischen Ästhetik, in dem „Menschlich-Bedeutungsvollen" (Volkelt), der „Persönlichkeit", dem „Leben" (Lipps) höchstens nur vorläufige, für sich allein unzureichende und allzu enge Ausdrücke für das Wesen des Ästhetischen zu erblicken. Am weitesten entfernt aber ist er von der Ansicht jener modernen Individualisten und Subjektivisten, welche die „künstlerische Persönlichkeit" als solche für den tiefsten Grund und das allein bestimmende Prinzip des ästhetischen Eindrucks halten.

Für ihn selbst liegt das wahre ästhetische Prinzip auch hier im Unbewußten. Es fällt ihm mit der „Idee" zusammen, deren übersinnliche Beschaffenheit sich im sinnlichen Scheine des ästhetischen Gegenstandes spiegelt oder aus ihm herausscheint. Das Schöne ist also auch nach Hartmann, wie nach Hegel, „das sinnliche Scheinen der Idee". Darin liegt eingeschlossen, daß der sinnliche oder ästhetische Schein die Voraussetzung des Schönen bildet. In der genaueren Durcharbeitung dieses Begriffs, dessen ästhetische Bedeutung schon Kant und Schiller geahnt haben, seiner Erhebung zum „Grund- und Eckstein" der Ästhetik und der konsequenten Anwendung und Durchführung jenes Begriffs durch alle Teile der Ästhetik liegt vielleicht Hartmanns bedeutendste Leistung auf diesem Gebiete. Mit ihr gewinnt er die Möglichkeit, die Ästhetik wieder an die Metaphysik anzuknüpfen, sie als integrierenden Bestandteil seinem System einzugliedern und das Schöne zu den letzten Gründen des Daseins in Beziehung zu setzen. So aber erhält es bei ihm, und nur bei ihm unter den gesamten modernen Ästhetikern, diejenige universale und kosmische Bedeutung, welche die bloße Psychologie allein niemals zu begründen vermag. Denn

Digitized by Google

hiermit hört es auf, ein bloßes Mittel der Ergötzung auf Grund der zufälligen physischen und psychischen Konstitution zu sein, und erhält es denjenigen Platz unmittelbar im „Wesen der Erscheinungswelt“ selbst zurück, den es bei den großen Ästhetikern stets gehabt hat, und den nur die Neueren in ihrer kleinmütigen Skepsis und ihrem ängstlichen Kleben an der Erfahrung ihm streitig machen. —

Einen großen Raum nehmen in Hartmanns Lebenswerk seine historisch-kritischen Arbeiten ein. Sie sind teils Antworten auf die Einwände seiner Gegner, wie die Auseinandersetzungen mit Albert Lange, Vaihinger, Frauenstädt, Bahnsen, Volkelt und Rehmke in der Schrift über „Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus“ und die zahlreichen in seinen verschiedenen Schriften zerstreuten Aufsätze über neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie; teils suchen sie ihrerseits den Feind im eigenen Lager auf und sind bemüht, durch die Aufzeigung ihrer Widersprüche und Unzulänglichkeiten eine Revision des Inhalts entgegengesetzter Denkrichtungen anzuregen, wie die Schrift über „J. H. v. Kirchmanns erkenntnistheoretischen Realismus“, über „Lotzes Philosophie“, „Kants Erkenntnistheorie und Metaphysik in den vier Perioden ihrer Entwickelung“, „Schellings philosophisches System“, und die Aufsätze über Stirner, Nietzsche und über „Wundts Weltanschauung“; teils endlich haben sie den Zweck, den Zusammenhang seiner eigenen Philosophie mit derjenigen seiner Vorgänger und ihr Verhältnis zu ihnen klarzustellen, seine eigenen Ansichten an denen jener fremder Denker zu messen und nachzuprüfen und die Philosophie des Unbewußten als die höhere Wahrheit aller übrigen Standpunkte zu erweisen, wie die ausgezeichnete, für das nähere Verständnis Hartmanns unerläßliche, viel zu wenig bekannte Abhandlung über „Das philosophische Dreigestirn des 19. Jahrhunderts“ (Schelling, Schopenhauer und Hegel) in den „Gesammelten Studien und Aufsätzen“, sowie vor allem die zweibändige „Geschichte der Metaphysik“.

Wie fern die behandelten Denker hierbei immer seiner eigenen Weltanschauung stehen, wie spitz die Pfeile, wie kräftig mitunter die Schläge sein mögen, womit Hartmann ihm unsympathische Ansichten bedenkt: immer dient hier doch die Polemik letzten Endes nur dem positiven Zweck einer Erweiterung und Vertiefung seiner eigenen Auffassung. Es ist „immanente Kritik“ im besten Sinne, wie Hegel sie gefordert hat, ein Streiten nicht

Digitized by Google

um des Streites, sondern um der Sache willen. Nichts liegt dem Philosophen ferner, als kleinliche Nörgelei. Immer dringt er auf den Kern der Sache und weiß, ihn aufzufinden und ihm selbst dort noch eine bemerkenswerte Seite abzugewinnen, wo er auf andere nur den Eindruck vollkommenster Unfruchtbarkeit hervorbringt. Dabei ist sein Späherblick für die Schwächen fremder Ansichten so scharf, seine Treffsicherheit in der Bekämpfung des ihm falsch Erscheinenden so groß, daß es sicherlich nicht zu viel gesagt ist, wenn man Hartmann als unsern ersten philosophischen Kritiker bezeichnet, ja, er in dieser Beziehung unter den sämtlichen großen Philosophen geradezu einzig dasteht. Hier in der Kritik, wenn irgendwo, offenbart sich der unbestechliche Wahrheitssinn, die nüchtern abwägende Gerechtigkeit und ruhige Vornehmheit des Denkers selbst solchen Gegnern gegenüber, die seine eigene Persönlichkeit nicht geschont haben, in der großartigsten und schönsten Weise. Wer daher von Hartmanns eigenem System nichts wissen will, der wird ihn doch gerade wegen dieser Eigenschaften als Kritiker schätzen und bewundern, ja, lieben müssen. Er mag vornehmen, welche seiner bezüglichen Arbeiten er will: er wird vielleicht nicht mit ihrem Ergebnis übereinstimmen, allein er wird immer aus ihrem Studium einen positiven Gewinn davontragen, sein Verständnis für die Geschichte der Philosophie vertieft, seinen Blick für das bleibend Wertvolle sowie für das zeitlich und persönlich Bedingte in ihr geschärft sehen, und er wird es Hartmann danken, wie er überall die innersten Triebfedern ihrer Philosophien bei den verschiedenen Denkern aufdeckt, das scheinbar Verworrene und Dunkle aufhellt und ihn mit sicherer Hand durch den Irrgarten der Geschichte der Philosophie zu den großen bleibenden Ideen hinführt. Das ist es aber gerade, was uns heute vor allem not tut. Unsere Zeit hat bei der allgemeinen Verflachung des philosophischen Denkens infolge des Überwucherns der Erfahrungswerte und der Zersplitterung der Stimmen auf philosophischem Gebiete nur zu sehr den Blick für das wahrhaft Große und Bedeutende eingebüßt und damit vielfach auch den Maßstab für die Wertbeurteilung des früher Geleisteten verloren. Sie treibt steuerlos auf dem Meere der einander bekämpfenden Meinungen umher und läßt sich, widerstandslos, jedem äußeren Eindrucke preisgeben, von zufällig aufkommenden Strömungen hin und her treiben. Wenn ich behaupte, daß Hartmann unserer Zeit ein Führer zu einem überragenden philosophischen Standpunkt zu sein und der

Digitized by Google

herrschenden Zerfahrenheit auf diesem Gebiete, wie kein Anderer, entgegenzuwirken vermöchte, so sehe ich dabei ganz von seiner eigenen Weltanschauung ab und habe nur den Historiker der Philosophie und Kritiker ihrer verschiedenen, bis jetzt hervorgetretenen Möglichkeiten im Auge. —

Noch muß mit einem Worte der zahllosen Schriften und Aufsätze gedacht werden, worin Hartmann die Ereignisse seiner Zeit begleitet, zu demjenigen, was diese Zeit gerade bewegte, Stellung genommen und seine eigene Ansicht über Welt, Menschen und Verhältnisse entwickelt hat. Sie waren für ihn selbst eine Erholung von strenger wissenschaftlicher Arbeit und boten ihm zugleich Gelegenheit, sich bei seiner eigenen Zurückgezogenheit von der Welt zu dieser in eine Art persönlichen Verhältnisses zu setzen und die Grundgesichtspunkte seiner Philosophie auch am realen Leben zu bewähren. Was Anderen das Katheder, die politische Versammlung, die persönliche Aussprache mit Gleichgesinnten, der zufällige gesellige Verkehr usw. bedeuten, das waren für Hartmann jene Arbeiten: Veranlassungen, seine Ansichten durch die Gegenüberstellung zu entgegengesetzten Auffassungen zu entwickeln und zu befestigen, sich selbst über die schwebenden Fragen klar zu werden und sein Interesse an der unmittelbaren Gegenwart und den Geschehnissen der lebendigen Wirklichkeit zu bewähren. Als Philosoph aber hielt er es mit Recht nicht für überflüssig, seine von der Warte einer hohen allgemeinen Weltansicht erschauten und durch ruhiges Nachdenken gewonnenen und begründeten Einsichten den Zeitgenossen nicht vorzuenthalten, ihre Vorurteile auch öffentlich in Zeitschriften und Broschüren zu bekämpfen, ihre Ansichten zu klären und ihnen im Falle der Verirrung einen Weg zu einem erstrebenswerten Ziele zu eröffnen. War doch eben dies auch nach seiner Ansicht die eigentliche Aufgabe und der Hauptzweck der Philosophie, daß sie tätig in das Leben eingreift, dem Handeln der Menschen die Richtung anweist und durch Aufrichtung neuer, weithin leuchtender Ideale den Strom der Kultur in ein bestimmtes Bett leitet. Hartmann dachte auch hierin nicht anders, wie alle großen Denker, wie Platon mit seiner regeneratorischen Auffassung von der Philosophie, wie Fichte, der Redner an die deutsche Nation, wie Hegel mit seinen Bemühungen um eine neue Religion und eine vernünftige Staatsverfassung. Nur die Art, wie Hartmann seine Philosophie in die Praxis umzusetzen suchte, war den eigentümlichen äußeren Verhältnissen gemäß eine andere, als bei jenen

Digitized by Google

Philosophen. Ihm lauschte keine gläubige Zuhörerschaft, ihm stand kein Katheder zur Verfügung, um sich unmittelbar praktisch auszuwirken; er war durch seine Krankheit an den Schreibtisch und das Haus gefesselt. Ist es wohl berechtigt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, daß er sich der Journalistik bediente, um auf einen größeren Kreis der Gebildeten einzuwirken? Hat es wohl einen Sinn, ihn einer „uferlosen Vielschreiberei" zu bezichtigen, weil die Presse ihm ersetzen mußte, was ihm an weithin reichender Kraft seiner Stimme und unmittelbarer Wirkung seiner Persönlichkeit versagt war? Eine Berechtigung hätte dieser Vorwurf doch wohl nur, wenn seine bezüglichen Äußerungen nichtssagend, geschwätzig und gleichgültig gewesen wären. Man nenne aber nur einen einzigen Aufsatz Hartmanns über „Tagesfragen", der nicht den Scharfsinn, die Originalität, den Geist, die ganz ungewöhnliche Fähigkeit seines Verfassers zeigte, schwierige und verwickelte Fragen zu überschauen und klar und logisch zu entwickeln, der nicht bei aller für manche Leser vorhandenen Paradoxie neue eigenartige Gesichtspunkte zur Beurteilung der betreffenden Probleme aufwiese und dem Namen der Philosophie keine Ehre machte? Gewiß, angestoßen hat Hartmann mit diesen Auseinandersetzungen vielfach; er hat sich mit ihnen manchen Gegner gemacht, der hinfort bei seinem Namen mitleidig die Achseln zuckte und ihn verurteilte, auch wenn er vielleicht sonst nichts weiter von ihm gelesen hatte — das war bei der Natur der Dinge nicht zu vermeiden. Aber wo ist der Journalist, der die Feder so gewandt zu handhaben verstand, wie Hartmann, der eine so erstaunliche Einsicht in die verschiedenartigsten Dinge und Verhältnisse besaß und zugleich der Öffentlichkeit gegenüber eine so furchtlose Natur war, wie der Philosoph des Unbewußten? Ich behaupte, daß, wäre Hartmann nicht Philosoph gewesen, er einer unserer ersten Journalisten geworden wäre.

Es ist unnötig, auf das Einzelne näher einzugehen, was Hartmann auf diesem Gebiete hervorgebracht hat. Er hat so ziemlich über alles geschrieben, was die Welt in den 35 Jahren seiner literarischen Wirksamkeit in Atem gehalten hat: über Schul- und Erziehungsfragen, über die Ernährungsfrage, über politische und Verfassungsfragen, wie über die soziale Frage, über die Judenfrage, den Spiritismus, die Frauenemanzipation, das Duell, über neue Steuern, die kirchlichen Zustände, die Lotterie und den Totalisator sowie über allgemein interessante Gegenstände von der Art, wie Schopenhauer sie in seinen „Par-

Digitized by Google

ergen und Paralipomenen" behandelt hat, z. B. über Schriftstellerei, Erfolg und Kritik, über die beste Art, Philosophie zu studieren usw. Wenn einmal eine Sammlung seiner sämtlichen bezüglichen Aufsätze erscheinen wird, so wird man staunen, was dieser Mann alles in seinem Geist umfaßt und mit welcher Sicherheit er sich einen Weg durch den Wust widerstreitender Ansichten zu bahnen gewußt hat. Ihm war tatsächlich „nichts Menschliches fremd"; und wie er für die persönlichen Angelegenheiten und Fragen seiner Freunde und derer, die ihn aufsuchten, stets ein geneigtes Ohr besaß, so hat er sich auch mit der gleichen liebevollen Anteilnahme in die kleinen und großen Sorgen der Welt versenkt, hat er an ihren Geschicken das lebhafteste Interesse genommen und ihr ratend und mahnend ins Gewissen geredet, wenn die Entwickelung nach seiner Meinung falsche Bahnen einschlug. —

Es gibt drei Anfänge in der Geschichte der Philosophie, die eine große, völlig neue Epoche einleiten: der erste wird gemacht durch Platon mit seiner Entdeckung der geistigen Welt neben und über der Natur und seiner Begründung eines übersinnlichen, intelligiblen Reiches der Ideen. Der zweite wird bezeichnet durch den Namen des Descartes und beruht auf der näheren Bestimmung des intelligiblen Daseins als Bewußtsein. Der dritte ist die Erhebung des unbewußten Geistes sowohl über die Natur wie das Bewußtsein, wie sie seit Leibniz in der Entwickelung des Denkens vorbereitet, aber erst durch Hartmann zur vollendeten Tatsache geworden und durch ihn auf alle verschiedenen Gebiete des philosophischen Systems zur Durchführung gelangt ist. Man hat bisher Kant als denjenigen gefeiert, mit dem die Philosophie einen neuen Anfang gemacht habe; und es ist unleugbar, daß Kant in der Tat ein Anfang ist. Allein er ist dies doch nur innerhalb der Philosophie des Bewußten, als Neubegründer der kartesianischen Voraussetzung der Ursprünglichkeit, Aktivität und Spontaneität des Bewußtseins, wodurch er zugleich den Rationalismus mit seinem Pochen auf apodiktische Gewißheit der Erkenntnis von neuem gegenüber den Angriffen des Empirismus sicher gestellt hat. Hartmann hingegen räumt mit der gesamten Philosophie des Bewußten auf; sein Unbewußtes bezeichnet demnach in noch ganz anderem Sinne einen Einschnitt in der Entwickelung des Denkens, wie man dieses von der Kantischen Philosophie behaupten könnte.

Bekanntlich hat Kant in seiner Vernunftkritik sich selbst mit

Digitized by Google

Kopernikus verglichen, weil er die gewöhnliche Ansicht, daß unsere Erkenntnis sich nach den Dingen richten müsse, in die entgegengesetzte Ansicht seines transzendentalen Idealismus umgekehrt hat, wonach die Dinge sich nach unserer Erkenntnis richten müssen; und er ist wegen dieser „Kopernikanischen Tat" von seinen Anhängern hoch gepriesen worden. Mit noch größerem Rechte aber könnte sich Hartmann mit Kopernikus vergleichen. Denn die Kantische Umkehrung der populären Ansicht hat doch nur eine sehr bedingte Wahrheit auf dem Boden einer wesentlich rationalistischen Erkenntnistheorie; der Hartmannsche Nachweis der peripherischen und exzentrischen Stellung des Bewußtseins jedoch, das die gesamte übrige Philosophie für das unmittelbare Zentrum alles Seins und Denkens ansieht, bildet erst das wahre geistige Gegenstück zur Kopernikanischen Behauptung der exzentrischen Stellung unseres Planeten auf dem Gebiete der Naturerkenntnis. Stellt diese das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal der Neuzeit vom Altertum und Mittelalter dar, so ist erst mit der Aufstellung des Unbewußten als Weltprinzips die große Umwälzung der bisherigen Weltanschauung zu ihrem tatsächlichen Abschluß gediehen, die im Zeitalter der Renaissance angebahnt ist, und die vollständige Emanzipation der modernen Wissenschaft vom Geiste der Vergangenheit vollzogen. Die Vertreter der Bewußtseinsphilosophie pflegen sich wunder was auf ihre „Modernität" einzubilden, wenn sie alle Metaphysik über Bord werfen, die Erfahrung als den einzigen Gegenstand der menschlichen Erkenntnis feiern und das Bewußtsein so zu sagen als einen unübersteiglichen Grenzwall gegen alle Spekulation um die Erfahrung ziehen. In Wahrheit sind nicht sie, sondern ist vielmehr Hartmann, auf dessen Philosophie sie als auf einen „epigonenhaften Nachklang" der früheren Denkweise herabzublicken pflegen, der wirkliche Vertreter des modernen Geistes. Denn während sie sich gegen die Vergangenheit und ihre kulturhemmenden Nachwirkungen nur negativ durch skeptisches Ignorieren und übertriebenen Wissensstolz zu wehren vermögen und sie damit im Grunde deren Macht nur stärken, überwindet das Prinzip des Unbewußten sie wirklich positiv, indem es zugleich den wertvollen und unzerstörbaren Kern der früheren Weltanschauung in die neue Zeit hinüberrettet. —

Es wird immer eine bemerkenswerte Tatsache bleiben, wie die Welt diese Leistungen Hartmanns aufgenommen und sich bis auf den heutigen Tag noch nicht zu einer gerechten Würdigung

Digitized by Google

seines Lebenswerkes aufgeschwungen hat. In demselben Maße, wie s. Zt. die „Philosophie des Unbewußten" von den Gebildeten bejubelt und ihr der sensationellste Erfolg zuteil geworden ist, den jemals ein philosophisches Werk in Deutschland erlangt hat, sind die späteren, viel reiferen Werke Hartmanns ignoriert, ja, unbesehen mit feindseliger Verachtung abgewiesen worden. Man hat den Grund hierfür in der Schwierigkeit und Tiefe der von ihr behandelten Gedanken, man hat ihn auch wohl in ihrer Form gesucht, die infolge der äußerlichen Zurückgezogenheit Hartmanns von der Welt immer „unlebendiger" und „abstrakter" geworden sei und den Lesern eine immer größere Gedankenarbeit zugemutet habe. Das mag allenfalls für gewisse Partien der Ästhetik, die Kategorienlehre und die streng philosophischen Schriften Hartmanns zutreffen, die allerdings keine leichte Kost sind und hohe Anforderungen an die philosophische Durchbildung, den Ernst und die Gründlichkeit des Lesers stellen. Aber es trifft doch ganz und gar nicht zu auf Werke, wie die Ethik und die Religionsphilosophie, von den zahlreichen Schriften populären Inhalts und über allgemein interessierende Probleme, wie die „Modernen Probleme", die „Sozialen Kernfragen", die „Tagesfragen", „Zur Zeitgeschichte" usw. ganz zu schweigen. Und schließlich ist Leichtverständlichkeit doch auch keine Bedingung für die Rückwirkung einer Philosophie auf die wissenschaftliche Weltanschauung; auch kann ihre behauptete Schwierigkeit doch nicht erklären, woher es kommt, daß selbst in den Kreisen der Fachleute die Hartmannsche Philosophie keine Anerkennung und Verbreitung gefunden hat, sondern auch hier im allgemeinen der vollständigsten Teilnahmslosigkeit begegnet. Mögen die großen systematischen Hauptwerke Hartmanns der Menge immerhin wegen der Gewichtigkeit ihres Inhaltes verschlossen bleiben und mögen aus demselben Grunde auch die Literaten, die Nietzsches Philosophie einen so großen Erfolg bereitet haben, zu einer unmittelbaren Kenntnisnahme jener Werke nur in seltenen Ausnahmefällen vordringen: der Philosoph sollte sie deswegen doch nicht gleichgültig beiseite schieben, der angehende Jünger der Philosophie, der Student, der für die Philosophie wahrhaft Interessierte an ihnen nicht achtlos vorübergehen und sie als Leistungen behandeln, die für die Wissenschaft als solche eigentlich nicht in Betracht kommen.

Es ist wahr, der sog. „schöne Stil", wie man ihn in modernen philosophischen Werken antrifft, das Heranrücken der philosophischen Untersuchung an den kunstvollen Faltenwurf der

Digitized by Google

Rhetorik ist bei Hartmann nicht zu finden. Wenn man es „unlebendig" und „konstruierend" nennen will, daß er nicht in üppigen Gleichnissen und Bildern schwelgt und die Erfahrungstatsachen für ihn nicht unmittelbar als solche, sondern lediglich als Material der spekulativen Verarbeitung einen Wert besitzen, so wird er sich jenen Vorwurf gefallen lassen müssen. Aber wo ist unter den wirklich hervorragenden Philosophen einer, der mit gleicher Prägnanz des Ausdrucks dem Gedanken immer die allein zutreffende Form zu geben weiß? Hartmann verliert bei seinen Erörterungen niemals sein Ziel aus den Augen. Mit gleich meisterhafter dialektischer Kunst versteht er, selbst den verworrensten und sprödesten Stoff zu ordnen, das Unwichtige und Bedeutungslose auszuscheiden und das Ganze seinen eigenen Zwecken gefügig zu machen. Wo ist der philosophische Schriftsteller, der mit gleicher Vollendung die Sprache in den Dienst seiner Gedanken zwingt, für den kein Gedanke zu übersinnlich ist, um ihn nicht gleichsam auf der scharfen Nadel der abstrakten Begrifflichkeit aufzuspießen und ihm einen sprachlichen Körper zu verleihen? Man tadelt die vielen Fremdwörter bei Hartmann und seine unverhohlene Freude am philosophischen Kunstausdrucke. Aber man pflegt dabei zu übersehen, daß auch dies nur der Kürze des Ausdrucks dient und die sprachlichen Neubildungen bei ihm keine bloßen Etiketten sind, um über den Mangel an innerlichem Gehalte hinwegzutäuschen, sondern weitläufige und verwickelte Gedankenreihen zum Zwecke des bequemen Gebrauches in ein Wort zusammenpressen, daß auch sie nur zur Bestimmtheit der Ausdrucksweise beitragen und, als formelhafte Wendungen für seine scharfgedachten Begriffsverknüpfungen, die Sicherheit und Klarheit seiner Ausführungen erhöhen. Bestimmter, gedrängter und unmißverständlicher für den, der ihn nur verstehen will, hat vielleicht noch niemals ein Philosoph vor Hartmann geschrieben, selbst Schopenhauer nicht und erst recht nicht Nietzsche. Wie er dies persönlich im Leben war, so ist Hartmann auch als Schriftsteller von nichts weiter als von der Phrase entfernt; und gar das Kokettieren mit dem lieben eigenen Ich, das sich Aufspreizen der Persönlichkeit und die Sucht, sich interessant zu machen, ist auch nicht in einer einzigen Zeile seiner zahllosen Schriften anzutreffen. In dieser Schlichtheit und Sachlichkeit, in dieser selbstlosen Hingegebenheit an den möglichst adäquaten Ausdruck des Gedankens, die doch zugleich an den entsprechenden Stellen der persönlichen Ergriffenheit nicht ermangelt, liegt die Größe und Schönheit von Hartmanns

Digitized by Google

Stil. In diesem Sinne hindert daher nichts, ihn als einen unserer bedeutendsten philosophischen Schriftsteller zu bezeichnen; wenn freilich auch seine Vorzüge nicht so auf der Hand liegen und nicht so blendend sind, wie diejenigen mancher philosophischen Modegrößen unserer Tage.

Man hat neuerdings die Geringschätzung der Hartmannschen Philosophie auch wohl aus dem Umstande zu erklären versucht, daß der Philosoph sich durch seine zahlreichen Journalaufsätze, in denen er „von seiner Studierstube aus die Welt habe meistern wollen", sich „in der Achtung des deutschen Volkes heruntergeschrieben habe", um sich dann hinterher von der „Kategorienlehre" an in derjenigen der philosophischen Fachwelt wieder „hinaufzuschreiben". Davon kann schon aus dem Grunde keine Rede sein, weil die Handvoll Leser von Journalartikeln unmöglich die öffentliche Meinung über Hartmann bestimmen konnte und auch im ganzen gar keinen Grund hatte, ihn wegen seiner Stellungnahme zu den Zeitfragen und den bedeutsamen Ereignissen der Gegenwart geringzuschätzen. Schon daß die Verleger der Zeitschriften sich so stark bemühten, einen Beitrag aus seiner Feder zu erhalten, beweist, wie gern vielmehr seine Meinung in den öffentlichen Angelegenheiten gehört wurde. Die Fachkreise aber hatten wohl zu allerletzt Veranlassung, auf Werke, wie die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins", die Religionsphilosophie, die Ästhetik, das „Grundproblem der Erkenntnistheorie" usw. geringschätzig herabzublicken und den Denker erst von der „Kategorienlehre" an gelten zu lassen; steht doch auch diese durchaus auf dem Boden seiner früheren Schriften, und kann doch die Übereinstimmung ihres Gegenstandes mit denjenigen Untersuchungen, wie sie zufällig auch von den Fachphilosophen mit Vorliebe betrieben werden, sicherlich kein Grund sein, ihr eine höhere „wissenschaftliche" Bedeutung zuzuschreiben. Und übrigens fragt es sich doch auch sehr, ob die wohlwollende Belobigung des genannten Werkes und die höfliche Verbeugung vor dem „Fleiße" und der „Gelehrsamkeit" Hartmanns, wie man sie bestenfalls auf jener Seite findet, als eine entsprechende Wertschätzung des Denkers überhaupt bezeichnet werden können. Das gänzliche Ausbleiben irgendwelcher offiziellen Ehrung und Anerkennung auch während der letzten Lebensjahre Hartmanns, womit sonst um die Wissenschaft verdiente Männer von akademischer Seite her ausgezeichnet zu werden pflegen, das passive Verhalten der Universitäten und Behörden gelegentlich des Todes Hartmanns läßt jedenfalls nicht

Digitized by Google

darauf schließen, daß die Fachkreise sich darüber klar sind, was die deutsche philosophische Wissenschaft, was die Menschheit an dem Begründer der Philosophie des Unbewußten verloren hat.*)

Die wahren Gründe für die Unterschätzung seiner Philosophie und ihre fast gänzliche Einflußlosigkeit auf das moderne Geistesleben habe ich in meinem Werke über „Eduard v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß" (zweite durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe 1906) näher dargelegt. Sie liegen vor allem in der entgegengesetzten Beschaffenheit des Zeitgeistes überhaupt, der den Zusammenhang mit den großen Systemen des klassischen deutschen Idealismus verloren hat, alle Metaphysik als unwissenschaftlich ablehnt, die Erfahrung für das A nicht bloß, sondern auch für das O der wissenschaftlichen Forschungen erklärt und die Philosophie in ein Aggregat von kleinlichen Spezialuntersuchungen zersplittert, deren innerer Zusammenhang viel gleichgültiger erscheint, als die peinliche formale „Exaktheit" der Erfahrungsanalyse. Sie liegen in der alexandrinisch gelehrtenhaften Art und Weise, wie die Philosophie auf den Universitäten, so zu sagen als Gegenstand für Doktorarbeiten, betrieben zu werden pflegt. Wenn man, um den früher vernachlässigten Anschluß an die positiven Wissenschaften zu gewinnen, den Empirismus zum absoluten Standpunkt erhebt und jedes Überschreiten der Erfahrungsgrenzen sich dadurch verbietet, daß man sich selbst in den Käfig des Bewußtseins einsperrt, so muß einem natürlich eine Philosophie des Unbewußten als der Gipfel der „Unwissenschaftlichkeit" erscheinen. Und wenn man sie wegen dieses ihres vermeintlich unwissenschaftlichen Charakters in den Hörsälen der Wissenschaft geflissentlich ignoriert, durch entstellte Darstellungen und abfällige Bemerkungen herabsetzt, so ist es kein Wunder, wenn die Ansicht alsbald zum allgemeinen Vorurteile wird, daß man sich um diese Philosophie nicht zu bekümmern brauche. Wenn die Fachphilosophen selbst von den Leistungen Hartmanns entweder

*) Nur Prof. Stein in Bern macht hierin eine rühmliche Ausnahme, indem er in der Aula der Universität eine würdige Gedächtnisfeier für den Verstorbenen abgehalten und in meisterhafter Rede versucht hat, dem zahlreich versammelten Auditorium eine Vorstellung von der Persönlichkeit und Bedeutung Hartmanns zu vermitteln. — In Berlin hat die Philosophische Gesellschaft eine Feier zu Ehren des Verstorbenen abgehalten, wobei Prof. Lesser die schöne Gedächtnisrede gehalten hat. Von den persönlichen Freunden Hartmanns abgesehen, glänzten aber auch hier die Universität und die Behörden durch — Abwesenheit.

Digitized by Google

gar nicht oder doch nur widerwillig und noch dazu meist in höchst ungenügender Weise Notiz nehmen, so ist es den Vertretern der übrigen Wissenschaften nicht zu verdenken, wenn sie ihrerseits jene Leistungen erst recht auf der Seite liegen lassen. Da konnte es denn freilich vorkommen, daß ein Reinke in seiner „Welt als Tat" eine naturphilosophische Ansicht entwickelte, welche derjenigen Hartmanns so nahe kommt wie möglich, ohne hiervon eine Ahnung zu haben, und daß ein Historiker, wie Lamprecht, in einer glänzenden, vielgelesenen Darstellung das deutsche Geistesleben der letzten dreißig Jahre schildert, ohne Hartmanns auch nur mit einem Worte zu gedenken. Dieser selbst hat hierüber sehr milde gedacht und über alles, was er darüber zu hören bekam, in seiner gelassenen und resignierten Art gelächelt. Allein im Interesse des wissenschaftlichen und kulturellen Fortschrittes ist es doch sehr bedauerlich, daß seine bedeutendsten Einsichten vielfach ihre Zeit, wo sie hätten wirken können, verpaßt haben und seine Philosophie, die der Ausdruck ihrer Zeit war, wie keine andere, nun erst nach seinem Tode eine späte Anerkennung wird finden können. Ob das enzyklopädische „System der Philosophie", das Hartmann während der letzten zehn Jahre verfaßt und welches druckfertig mit Vorrede usw. vorliegt, eine Änderung der allgemeinen Ansicht über ihn zu seinen Gunsten herbeiführen und mit den bisherigen Vorurteilen aufräumen wird, bleibt abzuwarten. Zum mindesten wird sich nach der Herausgabe dieses Werkes niemand mehr damit entschuldigen können, daß Hartmann durch die große Zahl seiner Schriften den Zugang zu seiner Philosophie erschwert und er „deshalb" nichts von ihm gelesen habe. —

Man hat es dem Philosophen oft übel genommen, daß er sich durch sein geniales Erstlingswerk mit einem Schlage zum gefeierten „Modephilosophen" jener Zeit emporgeschwungen habe, obwohl er doch hiervon selbst vielleicht am allermeisten überrascht war. Man hätte es ihm viel eher zum höchsten Lobe anrechnen sollen, daß er sich nicht von diesem unverhofften Erfolge berauschen ließ und, ohne nach dem Beifall der Menge zu haschen, sich der Ausarbeitung des dort entwickelten Programmes gewidmet hat. Wenn irgend etwas als Bürgschaft für seine menschliche und philosophische Größe gelten kann, so ist es die Art, wie er sich selbst als Schriftsteller in Zucht genommen, an der immer weiteren Vertiefung und Verbreiterung seiner ursprünglichen Gedankenwelt gearbeitet und unbeirrt durch das Urteil seiner Zeitgenossen, trotz aller körperlichen Leiden und des Mangels an ermutigendem Zuspruch,

Digitized by Google

das einmal ins Auge gefaßte Ziel erreicht hat. Man hört gewöhnlich Spinoza als das Ideal eines echten Philosophen preisen, weil er in solcher Weise, unbekümmert um den Lärm der Welt, sein Werk in aller Stille zur Vollendung gebracht hat, und man überträgt dabei vielleicht doch zu sehr die Temperamentlosigkeit und Blutlosigkeit seiner „Ethik" auf den Charakter des Philosophen. Vielleicht wird eine spätere Zeit dem Namen des Spinoza denjenigen Hartmanns als den eines echten „Weisen" nebenordnen; denn es läßt sich nichts Rührenderes und zugleich Erhabeneres denken, als die ruhige Milde, stille Resignation und menschenfreundliche Gelassenheit, mit welcher Hartmann unter den erschwerendsten äußeren und innerlichen Umständen sich zu dem ersten Denker seiner Zeit und einem der edelsten und liebenswürdigsten Menschen aller Zeiten emporgerungen hat.

Ob dem Lebenswerke dieses Mannes noch einmal eine seinem Wesen entsprechende Bedeutung im Reiche des Gedankens zuteil werden wird? Wer im Empirismus der Gegenwart die einzig haltbare Philosophie erblickt, der wird selbstverständlich leugnen, daß die Entwickelung des menschlichen Denkens im ganzen noch einmal die Bahn des spekulativen Idealismus einschlagen und ihm eine bleibende wissenschaftliche Geltung zugestehen werde. Aber wir unsererseits können nicht glauben, daß mehr als zwei Jahrtausende philosophischer Gedankenarbeit sich grundsätzlich auf einem Irrwege befunden haben sollten, daß der von Platon begründete Idealismus ein bloßer schöner Traum der Menschheit gewesen sei und erst die Gegenwart, die wahrlich noch keinen Beweis einer alles Bisherige überragenden philosophischen Begabung geliefert hat, den einzigen Weg zur Wahrheit gefunden habe. Schon heute stützt sich der Skeptizismus und Psychologismus an den Universitäten mehr auf seine äußerliche Macht als auf seine innerliche Wahrheit. Auch er wird, wie schon heute nicht mehr zweifelhaft sein kann, sich selbst früher oder später ad absurdum führen. Denn die empiristischen Richtungen in der Philosophie mögen immerhin gute Schulen des Scharfsinns, der Beobachtung und Zergliederung des Erfahrungsstoffes sein und vortreffliche „Gelehrte" heranzüchten, allein Männer, Charaktere, religiöse und sittliche Persönlichkeiten, wie sie uns in unserer geistig so zerfahrenen Zeit vor allem not tun, und wie Fichte sie für sein Volk ersehnte, die bedürfen zu ihrer Entwickelung ganz anderer Bedingungen, als der kühlen, pedantischen und ängstlichen Selbstbeschränkung des modernen Positivismus und Skeptizismus. Wenn das Bedürfnis

Digitized by Google

nach ihnen sich erst wieder in erhöhtem Maße fühlbar machen wird, dann werden auch die heute verpönte Spekulation und der Idealismus wieder die alte Herrschaft antreten. Vielleicht wird die heutige „wissenschaftliche" Philosophie sich einmal ebenso als eine bloße „Episode" in der Geschichte des menschlichen Denkens erweisen, wie der antike Eklektizismus und Skeptizismus, mit dem sie eine so verzweifelte Ähnlichkeit bietet, und den Plotin durch seine Erneuerung und Weiterbildung Platons abgelöst hat. Aber der neue Idealismus, der alsdann als die Wahrheit der bisherigen Ansichten hervortritt, wird sich nicht mehr, wie bisher, auf das unmittelbare Bewußtsein der wahren Wirklichkeit berufen können, sondern — Philosophie des Unbewußten sein müssen.*)

Carl Hauptmann.

Eine Studie zur Poesie von Herbert v. Berger.

Wenn man nach einer Formel sucht, um die geistige Bewegung unserer Gegenwart und nahen Vergangenheit zu bezeichnen, kann man sie wohl eine „Zeit der fließenden Werte" nennen. Wer ein Licht fassen will, sieht es schnell umdunkelt. Wer einen Schatten beweisen will, sieht ihn bald von anderen beleuchtet, bis er verfliegt. Kein Paradox ist zu kraß, um es aufwerfen zu können. Die stärksten Verneinungen finden den größten Glauben; denn sie lassen sich wenigstens in den Händen halten wie ein Besitztum. Es ist über uns gekommen wie über Nacht. Kein Name, an dem wir die Bewegung binden könnten. — Nietzsche? — Das ist einer von den vielen, einer von den jüngsten — einer, der lieber Verneinungen schmiedet, als Bejahungen aus Fesseln löst, der vielleicht nur schneller geschwommen ist als die anderen. Die Quellen mögen in der von Lessing, Kant und Goethe auferweckten Zeit

*) Vgl. zu dem Ganzen mein Werk: „Eduard von Hartmanns philosophisches System im Grundriß." Zweite, durch einen Nachtrag vermehrte Ausgabe. Winters Verlag Heidelberg 1906.

Digitized by Google

entspringen, — seitdem rollt der Strom und führt wackere Namen mit wie wertlose, alte Begriffe, die wir gern fließen sehen, aber mit ihnen fast die ganze Summe der positiven Werte, aus denen allein ein geistiges Leben lebt und sich vollenden kann.

Es ist heut keine Tat mehr, in diesem Strom zu schwimmen. Männer tun not, die sich mit ausgebreiteten Armen den Fluten entgegenstemmen, um sie abzulenken in ein ruhiges Bett. Geister werden kommen, die die fließenden Begriffe zum Stillstehen zwingen, die sie in neue, aber eisern harte Gestalten formen. Denn wir können nicht leben im Gestaltenlosen.

Poesie ist nur ein Wert unter vielen, der auf- und niedergaukelt im Strudel, bald wunderbar glänzend ganz oben auf der Wellenkrone, bald in die Tiefen hinabgezogen wie ein Nichts. Bald preist man in trunkener Überhebung ein Dichtwerk, als hätte die Erde eine zweite Sonne erhalten, und erwartet von den bunten Brettern herab eine erlösende Offenbarung; bald spricht man von einem Taschenspiel oder einer Narrenposse wie von einem Gedicht. Das Schundwerk prangt lachend neben dem Kunstwerk am sonnigsten Platz. Der Begriff „Poesie“ fließt, und ehe er nicht auf neuen starken Fundamenten steht, wird niemand zu wählen wissen zwischen Steinen und Brot.

Gewiß, ein Ganzgroßer ist noch nicht über der Berghöhe erschienen. Aber solange der Sieger fehlt, sind die Kämpfer groß — und größer, je aufrechter sie schreiten im Kampf, je weiter sie vorwärts schlagen.

Carl Hauptmann ist ein Kämpfer, stark und voll Willen zum Siegen, noch in der Reife der Jahre. Erst kurze Zeit steht er in der vordersten Reihe — er hat sich auch an den Platz seines Kämpfens erst durchringen müssen.

Solange der Sieger fehlt, sind die Kämpfer groß. Hauptmann ist erst auf dem Plan erschienen, als er uns die Bergschmiede schenkte. Darum wollen wir sehen, wie er kämpft, nicht wie er ein Kämpfer geworden ist.

Die Bergschmiede.

Aus der Tatsache, daß wir Menschen mit der einen Hälfte unseres Wesens (unserm sinnlich-starken Drängen) an der Materie hängen und in ihr unterzugehen drohen, mit der anderen geheimnisvollen uns von der Materie hinwegwünschen, ist der Gedanke einer Erlösung, und damit alle Religion entstanden. Denn, das heißt eben Erlösung: Loslösung von den immer zum fleischlichen

Digitized by Google

Genuß drängenden Leidenschaften, Sieg des geistigen Menschen über den leiblichen. In diesem Erlösungsgedanken wurzelt wie jede Religion, so das, was man Moral nennt. Eine Tat, mit der ein Mensch sich über die sinnlich-begehrenden Gewalten erhebt, hat man eine moralische genannt. Und wie eine Ahnung durchzieht es die Menschengeschichte, daß mit dieser Selbstüberwindung ein Schritt zur Erlösung, zur endlichen Freiheit getan wird:

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Die Tatsache des Erlösungsgedankens ist durch Christentum und Buddhismus, hier auf der Grundlage menschlichen Leidgefühls, dort auf übersinnlich-mystischer glänzend und überzeugend festgelegt. So, daß der Weg zu dieser Erlösung das immer schwebende, nie festgehaltene Problem geworden ist.

Kein Faust, der nach Ergründung strebt, kein Faust, der sich ins Leben sehnt, um im Genuß die Leere zu vergessen, ist Hauptmanns Schmied, aber eine faustische Natur, die nach Erlösung begehrt mit dem heißen Drange eines tief religiösen Geistes, der doch dem Leben nicht als Heiliger entsagen kann. Ich glaube, der moderne Mensch ist in seinem innersten Kern erfaßt, wenn ihn auch Hauptmann kaum durch das Labyrinth zur Sonne zu führen vermag. Aber wer kann das erwarten? — —

Hoch in den Bergen haust der Schmied, einsam in seinem Kampf um menschliche Erlösung, einsam in seinem Leid, da er nicht siegen kann. Wie mit sicherem, männlichem Instinkt hat er das Weib zu sich in die Berge genommen. Ob nicht in der Liebe etwas wie Erlösung ist? Für den Mann im Weibe? Für das Weib im Mann?

Katharina und der Schmied sind sich nicht Erlösung. Sie gehen einsam nebeneinander her. Sie trinken nicht einer aus des anderen Becher. Am Tage liest der Schmied über den düsteren Worten des Predigers Salomo:

Eitelkeit der Eitelkeiten. Alles ist eitel.
Ich verachte, was unter der Sonne geschieht.

Am Abend nimmt er Hammer und Hacke und steigt hinauf auf die Höhe, um da in hunderttausendjährigen Felsen den Sturm von Erlösung heulen zu hören. Aber es ist nichts. Worte gab der Prophet. Worte heult der Sturm dem Schmied in die um-

Digitized by Google

dunkelte Seele, die nichts von lebendiger Erlösung ahnt, weil ihr das Beste fehlt: Hoffnung und Glaube ans Licht.

Es ist einzig schön erdichtet, wie zu dem brütenden Schmied im Lichte des eben hervorbrechenden Mondes die symbolische Gestalt des frischen Wanderers tritt und ihm kindlich heiter Jugendklänge flüstert:

O blicke auf! Trägt's dich nicht wie auf Flügeln
und hebt dich frei aus deinen düstern Gründen
empor? — —

Und nun das Ringen zwischen jungem Glauben und alten Zweifeln! Durch das schwarze Gewölk bricht in die Seelennacht langsam das Licht — noch ein ahnungsvoller Mond. Wie blinzelnd sieht der Schmied in die mit einem Male erleuchtete Welt. Ist denn die Erlösung so fern? Mußt du so allein sein?

Es blitzt! — glänzt — — nein — Trug!
Die Toten klagen,
Es stöhnt Erlösung aus dem Grund der Nacht.

Wem blühen die Blumen, wem singen die Vögel, wem rauschen die Wälder, wenn nicht dem Menschen? Und wie dämmernde Erlösung: Stell' dich nicht einsam und fremd der Natur gegenüber. Fühl' dich in ihr. Fühl' sie in dir. Dann erweiterst du dein armes, aus dir selbst sehnsüchtig drängendes Ich zu einer Welt in dieser gewaltigen Einigkeit. Dann wirst du ja größer, — größer als deine irdischen Begierden.

Es ist vielleicht das Evangelium unserer jungen Zukunft, an das Hauptmann hier streift: Die endliche Vereinigung von Mensch und Welt. Das Empfinden, daß die Welt und das Leben unser ganzer Reichtum und ganzer Seeleninhalt sind. So brodelt's noch wirr in der kämpfenden Gegenwart dem Licht entgegen. So etwas steigt auch wie eine Ahnung in der Seele von Hauptmanns Schmied empor, als er vom Berge nieder zur Hütte steigt. So sieht er das Weib mit dem verjüngten Blick. Das Weib — das erste Stück Welt, mit dem der Mann Eins werden kann.

Es ist ja nicht wahr, daß der sinnliche Mensch den hochstrebenden geistigen am Flug zur Freiheit hindert. Das ist nicht wahr. Die Sinne sind die Hände, mit denen wir den flatternden Geist an die Welt binden, mit denen allein wir fester und fester in die Welt hineinwachsen. Nicht Loslösung vom leiblichen Ich, nein, dies selbst ist das, wodurch wir erlöst werden, wenn

Digitized by Google

wir das arme, einsame Ich Stück um Stück zur Welt erweitern und langsam einer neuen Erlösung entgegenwachsen, die nicht erflogen und nicht ergrübelt, sondern erkämpft wird — mit Wunden und Schwert. Und der Mann gibt dem Weibe und das Weib gibt dem Manne die ersten Strahlen einer künftigen Sonne, — das erste — Stück — Welt, — die erste Vergrößerung des einsamen Ichs.

So umschließt der Schmied Katharina im Bewußtsein, eine erste Erlösung zu empfangen, und raunt, als er müde von der ersten siegreichen Schlacht in Schlummer sinkt:

— — hast du denn je begriffen,
was Liebe will? aus welchem dunklen Grunde
die Menschenseele nach der Liebe schreit
auf unserm starren, steinigen Erdenrunde? —

Und das Weib hat seinen Becher geleert und bewacht seinen Schlaf, bis er aufwacht zu neuem Kampf.

„Nur grabe, Meister, hast noch lang zu graben."

Mathilde.

Obwohl der „Mathilde" ein späteres Datum voransteht als der „Bergschmiede", möchte ich die Entstehung des Romans doch vor der des Dramas annehmen. Alle die Fäden, die sich von einem zum anderen dieser beiden organisch verwandten Werke schlingen, scheinen mehr von der „Mathilde" vorwärts zur „Bergschmiede" zu zeigen als von dieser rückwärts zur „Mathilde".

Von diesem Blickpunkt aus stellt sich mir die „Bergschmiede" als die ideale Projektion des in der „Mathilde" erschauten Lebens dar. Der Gedanke, der in der lebendigen Mannigfaltigkeit der Gestalten des Romans unter den Erscheinungen pulsiert, ist in der „Bergschmiede" in eine starke Einheit begriffen und über das symbolisch-dramatische Bewegen gestellt. Wie ich die Unzahl der Sonnenstrahlen zu dem einen großen Feuer verfolgen kann, so gelange ich von dem bunten und scheinbar verschiedenen Erleben zur Idee, die es bewegt.

Im letzten Grunde ist es aber gleich, ob ich von der Sonne zu den Strahlen oder von den Strahlen zur Sonne suche, das wird nicht geändert, da es einmal erfaßt ist. Die Idee, die in der „Bergschmiede" klar hervorleuchtet, bewegt das Leben im Roman.

Zwei große Sehnsuchtsmomente scheinen mir die elementarsten Grundlagen aller Poesie zu bilden: 1. Der selten anders als

Digitized by Google

philosophisch gefaßte Wunsch, die Wirklichkeit als Bild zu begreifen und damit über sie hinauszuwachsen, 2. der Drang der tierischen Kreatur aus dem Dunkel zur Klarheit, aus der Nacht der zuletzt doch quälenden Begierden zur ruhigen Sonne der Überwindung, der Freiheit, in der der Mensch groß wird und innerlich stolz.

Die tiefernste Wahrheit dieses Menschendranges kann nur von denen verkannt werden, die sie nicht begreifen, denen nie die große Rätselfrage aufgedämmert ist: Was heißt es, Mensch sein? Mensch mit dem zerrissenen Sehnen, — mit den Sinnen zur Lust, mit den Gedanken zur Freiheit, zur Erlösung. Der Fehler der Vergangenheit war, daß sie unseren Sinnen keinen Platz, keine Lebeberechtigung gab. Der Fehler der Gegenwart ist die Vergötzung der Sinne auf Kosten der Menschenseele. Man hat das Wort „Seele" lange genug gefürchtet wegen der mystischen Nebenbedeutung. Heute kennen wir seinen irdischen, lebendigen Wert und wollen das in einer langen Vergangenheit Unersetzbargewordene nicht missen. Denn eben dies Wort „Seele" schließt alles ein, was nicht Tier an uns ist, umfaßt den ganzen denkenden, empfindenden, sinnenden, sehnenden Teil in uns, — das, worin wir uns erlöst fühlen, wohin wir wieder und wieder drängen von dem irdischen Dunkel hinweg, hinauf. Gewiß ist's nicht zuletzt eine moralische Sehnsucht. Und den Armen, die bei dem Wort „Moral" zorngeschwollene Adern bekommen, sei gesagt: Es gibt eine philisterhafte Unmoral, ein köhlerhaftes „Jenseits von Gut und Böse", wie es eine Philistermoral gibt, gegen die wir kämpfen. Der ehrliche Kampf um Überwindung führt aus den Sümpfen hinaus und durch die unwahr gewordenen Philistermoralbegriffe hindurch, irgend wohin auf die Höhe.

Nur wer das und viel mehr begreift, ist reif für die Poesie unserer kommenden Tage, — kann Carl Hauptmann erfassen und lernen aus seinen Gedichten.

Alle diese sich quälenden Menschen: Mathilde, Dominick, Simoneit, Saleck begehren flehend aus dem Abgrund hinauf. Was der Schmied einsam mit dem Bewußtsein des Siegers in den Bergen kämpft, kämpfen diese Menschen in den dürftigen Kleidern, im Rauch der Fabriken, unter den Rohen, die willig dem menschlichen Tier die Zügel schießen lassen und tiefer, tiefer, gedankenlos zurücksinken in den ewigen Schlamm. Der Drang des Mannes zum Weibe, der sich in der „Bergschmiede", in der Sonne der auskristallisierten Idee klar als Schritt zur Erlösung

Digitized by Google

darstellte, wirkt hier unter der erdigen Decke mehr wie dumpfes Gefühl, das die vereinten Kräfte hinaufhelfen — hindurch. Es ist ein weiter, mühseliger Weg aus der Tiefe empor. Einer unter hundert geht ihn zu Ende. Die anderen sinken zurück, klagend, wie ein Vogel aus der Luft mit zerschossenem Flügel.

Niemals vielleicht vor Hauptmann ist dieser auf- und niederwogende Kampf der Menschenseelen so klar, mit so einfachen, innigen Linien und so satten Farben gezeichnet worden. Alle sinken zurück nach den ersten Schritten, und alle leiden darunter und richten sich mühsam wieder auf und suchen weiter. Mathilde allein unter den vielen kommt hindurch. Reicher durch Leid und klarer durch Schuld sieht sie am Ende mit weiten, ermüdenden, leidenden Augen in die Sonne, zu der sie die Kinder führen möchte. — Wie zum freien Menschen, so reift sie durch Schmerzen über Schmerz zur Mutter, — so daß zum Schluß die höchste irdische Bestimmung des Weibes mit der höchsten seelischen des Menschen zusammenfließt zu einem Vollendung ahnenden Bilde. Dominick, der dichtende Student, vermag aus dem Schlamm nicht mehr als eine Stimmung zu schöpfen, die verraucht, keine Tat, wie Mathilde, darum geht er unter. Und Simoneit, der stärkste nach Mathilde, klammert sich in sehnendem Instinkt an ihr fest, aber er begreift nicht, was er hält mit der Freien, Starken — er sehnt und leidet ohne Ziel und ahnt nicht, daß ein Weib da steht, wohin es ihn drängt, im Licht.

Von diesen drei Gestalten führt der Weg aufwärts zum Bergschmied, der ihre Reichtümer getrunken hat und erdenfern verklärt. Was in ihnen unbewußte Sehnsucht war, ist bei ihm bewußter Kampf dem Ziel entgegen. Und der allein führt zum Siege. Wo Mathilde leidend hinausschaut, setzt der Bergschmied siegend den Fuß aufwärts zur menschlichen Erlösung.

Aus Hütten am Hange.

Die Kreatur unter der undurchbrochenen Kruste,
dumpf resignierend oder ächzend im finsteren Drange.

Die Kreatur, die nur die Sinne fühlt und nicht hinausahnt über die momentane Befriedigung gestillter Begierde.

Die Menschheit wohnt wie am Berghang und drängt aus dem düsteren Tal zur sonnigen Höhe.

Es ist ja ein ewiges Dürsten in uns nach Luft und ein Trinken. Nur die am Talhang leeren den Becher und sind gestillt, es war der „Trank", den sie wünschten, und weiter nichts.

Digitized by Google

In einer Weile leiden sie den alten Durst bis zum nächsten Rausch und kommen nicht weiter. Auch die in den Höhen trinken. Aber ihr Durst ist ein Leiden, das überwunden werden muß. Wohl können sie verdursten ohne den Trank, aber, wenn sie getrunken haben, sind sie erstarkt, wie geheilt von fressender Qual und schreiten weiter — der Sonne zu.

Wenn der Entwickelungsgedanke — unser jüngster Jehova — überhaupt praktische, lebendige Bedeutung haben soll, so kann er sich nur auf diese Entwickelung am Hange zur Höhe beziehen, auf ein Hinauswachsen des Menschen über seine tierischen Begierden, eine Selbstbefreiung, die von Erlesenen in einem kampfesfrohen Menschenleben, von der ganzen Menschheit vielleicht niemals erreicht werden kann. Ein Wink von der Höhe zum Tal, ein ohnmächtiger Versuch, die Masse nachzuziehen, kann die Leistung eines Freien sein, mehr kaum.

Naturgeschichtlich begriffen, kann die Idee „Entwickelung" nicht mehr als ein Grenzbegriff der menschlichen Vernunft sein, durch den das unfaßbare Wort „Ewigkeit" in eine ebenso unbegreifliche, unerschaubar große Zahl umgeschaltet wird, der gegenüber fünftausend Jahre ein Augenblick wie eine Gegenwart sind, innerhalb deren eine Entwickelung dem Menschenauge nicht sichtbar wird. Vielleicht ist der naturwissenschaftliche Entwickelungsgedanke überhaupt eine Projektion des älteren moralischen ins Stoffliche — in die Unendlichkeit unserer umdunkelten Vergangenheit. Praktischen Wert hat nur die Idee einer Entwickelung des Menschen aus sinnlicher Gebundenheit zu erkämpfter Selbstbefreiung im Geist.

In „Hütten am Hange" spiegeln sich Menschen, die ahnungslos und qualvoll ein tierisches Leben vollenden in taumelndem Drang oder dunkler Resignation, die den Kampf scheut. Die Menschen in der „Mathilde" haben die Sonne blinken gesehen und ringen mühsam empor. Der Bergschmied kämpft bewußt um Erlösung. So daß Hauptmann in diesen drei Werken in weiten Linien die Menschheit nachzeichnet.

Es ist schön, daß er uns diese dunkle Menschheit nicht in künstlerisch-umgrenzender Form, sondern in Bildern gibt — in wenigen schlichten Farben. Von der Jugend, die in Diebstahl und früher Lust, der Befriedigung des ersten erdischen Dranges die Erschöpfung eines jungen Lebens sieht, über Rache, Neid, schlaffe Entsagung, greisenhafte Lust bis zu dem Manne, dem sein Leben mit seiner Heimstätte zerrinnt, ziehen in diesem Werk

Digitized by Google

die Menschen an uns vorüber, die ganz unten am Hange wohnen und nicht ahnen, daß es da oben durch alle die Sinnenluft hindurch ein Leben in Freiheit und Größe gibt.

Mit dem Glauben an diese Erlösung schwindet unsere innerste Menschlichkeit. Wenn wir uns Kraft zu diesem Kampf nicht mehr zutrauen, sinken wir in die dunkelsten Tiefen unserer Tierheit zurück. In dem Wort „Erlösung", wenn es recht und sinnenstark begriffen ist, fließen alle Religionen und Träume zusammen zu einem einzigen zielbewußten, kampfesfrohen Streben: — empor am Hange zur Höhe.

Selbstverständlich erschöpft Hauptmann dieses Menschenproblem nicht. — Wer könnte es erschöpfen? —

Aber es aufgeworfen und mit starker Hand angegriffen zu haben, ist eine Leistung, die weit über das gewöhnlich und gegenwärtig als bedeutend anerkannte Maß der Poesie hinauswächst. Kannten die beiden großen Religionen der Erlösung — Buddhismus und Christentum — nur den Weg der Lebensverneinung, der blinden und bestenfalls lächelnden Entsagung, so versucht Hauptmann (Bergschmiede) eben gerade mit den Händen der Sinne in das Weltganze hinein und zu einem größeren Leben hinauf zu zeigen.

Es kann nicht Aufgabe des Dichters sein, zu beweisen. Wir müssen ihm danken, wenn er ein Ideal wenigstens in eine von der Phantasie erreichbare Nähe stellt.

Dieses Singen und Klingen von „Erlösung" in diesen drei Werken Hauptmanns wollen wir belauschen und wünschen, daß es viele hören, die ziellos kämpfen im Strudel einer verwirrten Zeit.

Und durch unsern Spott über zerflatterte Ideale mag es leise klingen: — Erlösung ist mehr als ein Ideal — Erlösung heißt des Menschen wahrster, wehester Kampf — und durch die Stunden unserer einsamen Sehnsucht läutet es wieder und wieder: Erlösung — — — —

Des Königs Harfe.

Aus der Seele des Individuums lenkt nun Hauptmann den Blick in eine andere Seele, die auch nicht weniger zuckt in unausgekämpften Kämpfen, heute mehr als je. Aus den Tiefen der Menschheit sucht er in die Tiefen des Staats und wieder nach einem Weg zur Erlösung.

Seltsam schön ist dieses „dramatische Präludium" wohl — seltsam schön. Man kann schon eine stille Stunde darüber

Digitized by Google

träumen. Aber wenn man erwacht und mit dem im Leben hart gewordenen Blick den hier gestalteten Gedanken überschaut, schüttelt man doch den Kopf und kann den Traum nicht glauben — darf ihn nicht glauben.

Mit Blut und Taten ist die Revolution erwacht. Mit Blut und Taten wird über sie gerichtet werden — so oder so. —

Es ist im letzten Grunde ein Kampf um die größten von Menschen erschaffenen Gestalten — Staaten, Religion, Gesetze, Königtum — in dem wir und noch Generationen nach uns geworden sind und sterben werden. Und, weil wir unser Bestes von der Natur gelernt haben, weil Nachahmen des natürlichen Wirkens der Keim, der Nerv unseres Handelns ist, werden wir in zähem Kampf die einmal geschaffenen Gestalten festhalten gegen die vernichtenden Gewalten. Wir werden den Fortschritt lieber in der Vollendung der einmal gewonnenen Form als in der Zerstörung und im Bau aus Ruinen suchen. Wir haben nicht starre, eigenwillige Formen zu verteidigen, sondern eine gewaltige Arbeit, die die Menschheit geleistet hat, seit sie sich vom Pfahlbaubewohner zum Kulturmenschen gebildet hat. Wir wissen wohl, daß unsere Werke Fehler haben wie alles Menschen-Erschaffene, wir haben den Willen zum Bessern, aber zerstören lassen wollen wir uns unsere Arbeit nicht. Denn die Summe der geleisteten Arbeit ist größer als die der unterlassenen. Ich meine, der Brennpunkt aller Revolution liegt im Kampf um die Gestalt, nicht im Kampf in der Gestalt. Dieser Kampf aber wird nicht in Worten und Gedichten, sondern auf dem Felde entschieden — wie der des jungen welterobernden Germanentums gegen die einbrechenden Hunnenhorden auf den catalaunischen Gefilden — — und die Geister werden in den Lüften weiter fechten. — — — —

Es ist nötig, diesen Gedanken in seiner ganzen Schwere zu erfassen, um zu begreifen, daß Hauptmann in seiner „Königsharfe" daran vorübergeht, daß ihm dieser gewaltige Ernst ein Spiel wird, das sich in Worten löst — in Poesie der Empfindung, nicht in Poesie der Tat. —

Der Dichter, der ja seine Gestaltungskraft nicht an Wirklichkeiten in Taten, sondern an Bildern in Ideen zu zeigen hat, soll eben in der Beherrschung dieser Ideen die Bezwingung der Wirklichkeit in begreifbare Nähe rücken. Ist die Idee die Projektion des Lebens in den Verstand, so ist ihre Gestaltung der Schritt ins Leben zurück, der den Zirkel wieder schließt.

Digitized by Google

Wenn ein Dichter eine Welt der Taten in der Idee bezwingen will — und das ist wohl ein poetisches Ziel — so muß er gestaltend Taten geben. Wenn er aber den Weg von der Idee zur Gestalt nicht findet, einen Gedanken mit gestaltlosen Worten durchkämpft, bleibt seine Lösung ein dialektisches Spiel und zerrinnt wie ein Traum im Gehirn des Erwachten.

In diesem sozialen Kampf stehen sich zwei elementare Gewalten gegenüber: eine gestaltvernichtende und eine gestaltbewahrende. — Die größten Schlachten der Weltgeschichte sind von denen verloren worden, die den Gegner unterschätzt haben. — Es liegt im vernichtenden Gedanken ein tieferer Ernst, als in schönen Worten wiedergegeben werden kann. Das bewahrende Prinzip hat eine ganz andere Kraft und höhere Bedeutung, als seinen Vertretern in Hauptmanns Gedicht bewußt wird. Denn, was im Leben noch namenloser Drang ist, muß im Gedicht klares Bewußtsein werden, d. h. Idee. Eben die Fähigkeit, solche Ideen im scheinbar wirren Strudel der Wirklichkeit zu erfassen und zu gestalten, macht das poetische Genie aus.

Die revoltierende Menge in der „Königsharfe" schreit nach der Herrschaft im Staat. Das heißt aber das treibende Motiv aller Revolution umkehren, es auf den Horizont ihrer törichtsten Vertreter einstellen und damit seiner Schwere berauben. Dann wäre schließlich eine Form der Republik das Ende und letzte Ziel aller Revolutionen. Es wird dieser Menschenkampf aber auch gegen den freiesten Staat weitergeführt werden, eben, weil er zum Ziel die Vernichtung der staatlichen Gestaltung hat.

Wenn ein König Träger des staatlichen Gedanken ist, muß er diesen Kampf als Kampf begreifen, d. h. mit dem Willen zum Sieg. — Nachdem die treuen Bauern den revolutionären Sturm gebrochen haben, geht Hauptmanns König — in die Einsamkeit, um — zu grübeln, wie es Frieden werden könnte zwischen den Begehrenden und den Bewahrenden. Und er kehrt zurück mit einem „Wort": „Liebe, die das Glück des anderen will" — und die Harfe klingt Erlösung durch das Land. — Will er mit diesem Wort den Abgrund füllen zwischen solchen widerstreitenden Wirklichkeiten? Es wird, wie traumschön es klingt, blinkend versinken wie alle Worte. — —

Ich glaube, in diesem unserem lebendigsten Kampf sind Motive, dunkele, im Menscheninnersten schlummernde Gewalten am Werk, die sich noch gar nicht in Worte fassen lassen, nicht in alte überkommene Begriffe einstellen. Hier wachsen uns vielleicht

Digitized by Google

ganz neue Werte. — Die Führer in diesem Kampf werden Tatenmenschen sein und Verächter des Worts, Männer wie Bismarck und Robespierre. Ein Dichter, der diesen Kampf gestalten will, muß solche Männer schaffen, dem muß Eisen eine größere Wirklichkeit sein als Liebe, Sieg eine stärkere als Frieden. Aber solch einen Dichter wird es wohl nicht unter der Lampe halten, oder es müßte ein ganz neuer, zukunftsmächtiger Typus Poet sein, den es noch nicht gegeben hat. Ein Dichter, der ein Verächter des Wortes ist? Ein herber, spröder, unpoetischer Geist? Aber freilich, das „klingt" paradox. — — — — —

Ich habe vorhin von einem „dramatischen Präludium" gesprochen und wollte damit andeuten, daß „des Königs Harfe" kein entwickelungsstarkes Drama ist in dem Sinne, den wir mit diesem Wort verbinden. Wer aus dem Stoff ein Drama zu bilden hätte, müßte es da beginnen lassen, wo Hauptmann schließt, und zeigen, wie der Traumkönig mit seiner ergrübelten Erlösung an der Wirklichkeit zugrunde geht. Ich glaube nicht, daß Hauptmann ein Drama im überkommenen Sinn hat geben wollen; darum wäre eine Auseinandersetzung über dramatisch-technische Mängel dieses Werkes nicht am Platz. Es war dem Dichter um Wiedergabe seines Gedankens zu tun, so sehr, daß seine Symbole kaum als beseelte Gestalten den Weg aus dem Abstrakten ins Konkrete betreten. Der Dichter gibt bewußt keine Gestaltung, sondern eine bildliche Auslegung der Idee in seiner eignen innig-schönen Sprache.

Und wer dieses Gedicht ganz als Märchen begreift, ganz von der Wirklichkeit trennt, der kann einen schönen Traum darüber träumen. Auch das ist ein Geschenk.

Die Austreibung.

Wenn man nach der „Königsharfe" dieses Werk aufschlägt, ist einem zu Mut, als sähe man den Dichter nach irrender Wanderung in seine Heimat zurückkehren. Das Hinaustragen seines so ganz und klar nach innen gewandten Geistes in die Welt robust stoßender äußerer Kräfte war ein fremder Trieb an diesem Baum, der keine Früchte tragen konnte.

Ohne Grenzlinien ziehen zu können, unterscheiden wir in der Weltliteratur Dichtergestalten, in denen nationale, soziale und religiöse Strömungen und Ziele Leidenschaften entfesseln, von solchen, die Leidenschaften aus sich selbst, aus dem eigenen Leben und Erleben gebären. Man hat früher den ersten Typus über-

Digitized by Google

schätzt und überschätzt heute den zweiten. Carl Hauptmann ist ganz Dichter des inneren Erlebens, er vermag Vollendetes nur zu schaffen, wo er sich in seiner Eigenart und wahrsten Natürlichkeit gibt. Darum zerschellt er am Problem der „Königsharfe" und steigt in der „Austreibung" in Form und kraftvoller Gestaltung zu einer bis dahin von ihm nicht erreichten Höhe.

Hielt er unter der großen Idee der „Bergschmiede" durchaus die rein symbolische Bedeutung der Gestalten fest, und entstand dadurch mehr ein dramatischer Mythos als ein Drama, so gelingt ihm hier in der Darstellung der menschlichen Leidenschaftlichkeit die vollkommene Belebung seiner Gestalten. Diese Menschen strotzen von Blut und sinnlicher Wärme. Jeder lebt ein eigenes Leben der Leidenschaft, und die Reibung dieser Leidenschaften schafft ein lebendiges Drama.

Es ist dem Dichter in diesem Werk nicht eigentlich um die Gestaltung einer Idee zu tun. Der Hang an der heimatlichen Scholle, der Schmerz um ihren Verlust, der dem Gedicht den Namen gegeben hat, ist nicht mehr als ein zeitweise äußerlich in die erregten Leidenschaften spielendes Motiv, das auf die Entwickelung und den tragischen Ausgang der Ereignisse nicht eigentlich entscheidenden Einfluß hat. Auch die geschlechtliche Liebe ist hier nicht als Problem gefaßt, nicht in ihrem Verhältnis zum Ganzen unseres Lebens.

Im Hinblick auf den vorwärtsschreitenden Dichter ist dieses Werk ein Kampf um die Bezwingung der dramatischen Kunstform. Darin liegt seine Bedeutung — nicht nur für Carl Hauptmann.

Man verwechselt den Begriff der Dichtform leicht mit dem des sprachlichen Ausdrucks, wie den Darstellungs- und Gedankenstil mit dem Wortstil. Ja, man hat in geradezu naiver Einfalt den inhaltschweren Begriff des künstlerischen Naturalismus an den artistischen Griff sprachlicher und dialektlicher Nachahmung gehängt und damit eine Frage, die das künstlerische Begreifen der Welt überhaupt betrifft, zu einer Frage der Manier erniedrigt, fröhlich von naturalistischen Kunstmitteln gesprochen, anstatt von naturalistischer Kunst.

Es handelt sich bei dem Begriff „dramatische Form" um die Elemente des dramatischen Organismus, an deren Durchbildung die gesunde Existenzfähigkeit beziehungsweise Verkrüppelung eines Dramas hängt. Weil man uns bis zum Überdruß mit Regeln für Organe des Dramas gequält hat, die den Wert von Organen

Digitized by Google

nicht haben, meint man heute, überhaupt ohne Organe Dramen schaffen zu können. Die Folge ist, daß man Mollusken in die Welt setzt und nicht Organismen aus Knochen und Blut.

Ich halte Charakteristik und Architektonik für die Elemente der dramatischen Form. In der organischen, wechselseitigen Zusammenwirkung beider „wird" eine dramatische Entwickelung.

Es ist etwas Ehrfurchtgebietendes, wenn ein Künstler auf der Höhe geistiger Reife noch so eisern vorwärts will, noch so sehr ein siegbegehrender Kämpfer ist wie Carl Hauptmann. War ihm in der „Bergschmiede" die Erfassung einer Idee aus der tiefsten Tiefe menschlichen Seelenbewegens gelungen, so ringt er in der „Austreibung" um diejenige höchste Beherrschung dramatischer Form, die ihm bisher versagt war. — Wenn er einst die Größe beider Werke verbindet, werden wir ein dramatisches Meisterwerk zum Geschenk erhalten, wie wir es ersehnen als Licht in einer suchenden Zeit.

Es sind scharf umrissene, weithin erkenntliche Charaktere, die in Hauptmanns jüngstem Drama gegenüber stehen. Charaktere, wie sie das Drama verlangt. Nicht als fein ausgeführte psychologische Studien, sondern in den starken Linien ihrer bewegenden Leidenschaften gefaßt. Ein Meister der dramatischen Form muß zu verschweigen verstehen, was die großen Konturen trübt, zu unterstreichen, was sie heraushebt. Er hat wie jeder Mann an seinem Platz Pflichten des Handelns und des Unterlassens und büßt wie jeder die Pflichtverletzung mit seinem Platz unter der Sonne.

Wie in der dramatischen Charakteristik sucht Hauptmann in der Architektonik nach Vollendung. Aus der Tiefe seiner Charaktere wird die Handlung mit zwingender Notwendigkeit geboren. Jedes Ereignis greift umgestaltend, neu aufwühlend in die Charaktere, die neue, schwerere Situationen schaffen — immer steigend bis zur Katastrophe. Eben in diesem rein innerlichen Kausalzusammenhang liegt das Wesen der dramatischen Architektonik. Jedes von außen kommende Motiv wirkt störend, so hier selbst die Austreibung von der heimatlichen Scholle. Der tragische Ausgang ist so notwendig in den Charakteren begründet, daß es dieses Motivs nicht bedurft hätte. — Der sinnlos eifersüchtige Mann, das 17 Jahre jüngere Weib, das nach Leben und jugendlicher Liebe lechzt, der Junge, der den Alten hintergeht — das sind für einen Dichter, der sich so in die Tiefen der Seele zu versenken versteht wie Carl Hauptmann, Vorbedingungen genug zur

Digitized by Google

tragischen Katastrophe. In diesem Bewußtsein baut er auch auf und läßt das anfangs lautere Motiv der Austreibung mehr und mehr und mit Recht verklingen. In dem Maße, wie es verstummt, treten die schlichten Linien der dramatischen Architektonik reiner und reiner, endlich vollendet hervor, — und man empfindet freudig: Der Dichter ist Meister seiner Form geworden.

Miniaturen.

Es ist ein oftmals wiederholtes Wort, das die Lyrik so etwas wie die „Poesie schlechthin" bedeutet. Das ist wohl richtig, wenn man darunter versteht: Die erste naive Wiedergabe einer Anschauung in Worten. — Das Wort „Empfindung" ist schließlich nur der passive Ausdruck des aktiv verstandenen Wortes „Anschauung".

Die Lyrik ist in der Poesie vielleicht dasselbe, wie die schlichte auf- und niederschwingende Melodie in der Musik. Das Drama im höchsten Sinne ist wie eine Symphonie, die Oper recht eigentlich das dramatische Epos. Ich habe im Genuß der monumentalen Werke Wagners nie den Eindruck verlieren können, als seien die vielen Worte, die bunten Bilder fremde Tropfen in der reindramatischen Symphonie — als müßte man die Augen schließen, um das symphonische Ganze rein zu begreifen.

Aber das ist ein Gleichnis aus dem Gedanken heraus, daß die großen Kunstformen in allen Kunstgattungen bestehen, daß die Lyrik immer der klarste, das Drama der mächtigste künstlerische Ausdruck ist. Es gibt die Kunstformen, wie es Naturformen gibt. Dabei ist es gleich, ob sie entwickelt geworden sind. Tatsache ist: sie sind. Man mag an ihrem Werden klügeln — das ist ein dankbares Bemühen — an ihrem Dasein kann man schlechterdings nicht rühren.

Wer an sprachlichen Äußerlichkeiten bei Beurteilung von Kunstformen hängt, wird Hauptmanns „Miniaturen" nicht für lyrische Gedichte halten, wird vielleicht zu ihrer formalen Einstellung ein Hermaphrodit aus Lyrik und Epik gebären. Wer aber das Wort „Lyrik" recht begreift, wird es hier erfüllt finden in seltsamer Klarheit und Reinheit.

Hier sehen wir den Dichter mit großen staunenden Augen die Rätselwelt durchwandern, vor den Erscheinungen stehen, wie vor nie geahnten Wundern. Dieses Augenöffnen, dieses Sichhineinsenken in die Natur und dann wieder das Umschlingen des Erschauten mit dem ganzen Reichtum menschlicher Worte und Durch-

Digitized by Google

leuchten mit der Harmonie der Einen empfindenden Seele — das ist lyrische Kunst, wie wir sie reiner nicht denken können. An dem Punkt, an dem der Dichter unmittelbar mit der Natur zusammenfühlt, zeigt er eine Vollendung, die ihn aufrecht und wunderbar ruhend erscheinen läßt mitten unter den ewig auf- und niedertauchenden Größen des Augenblicks.

Da, wo sich Hauptmann, Anschauungen formend, von der Natur löst — „Miniaturen" — und da, wo er auf der Höhe menschlicher Ideenbildung steht — „Bergschmiede" — ist seine Größe und Festigkeit. Dazwischen, der Weg, auf dem er von der Idee gestaltend zur Natur und von der Natur begreifend zur Idee sucht, seine Grenze und sein Kampf — und hier gerade seine größte Bedeutung für die Poesie unserer Zukunft, ganz gleich, ob er im Kampfe siegt oder fechtend fällt. Sein eisernes Ringen atmet eine Kraft, aus der die Zukunft Mut und Stärke schöpfen kann — und lernen. — Zuletzt ist es immer das Werdende, das lehrt. Das Gewordene steht und will bewundert sein.

In der „Bergschmiede" faßt er eine Idee von weiter menschlicher Bedeutung, schafft Symbole, sucht die Symbole zu beleben zu warmblütigen, lebendigen Gestalten, damit die Idee Wirklichkeit werde. Er bezwingt die Idee; mit seinen Gestalten muß er noch kämpfend am Wege bleiben. Nun sucht er in den beiden der „Bergschmiede" verwandten Werken „Mathilde" und „Hütten am Hange" aus dem gestalteten Leben hinauf zur Idee. Man spürt's, wie er kämpft, aufwärts dringt Schritt für Schritt und schließlich am Berghange steht. Wieder faßt er eine Idee — „Königsharfe." — Aber sie ist seinem Wesen fremd, er läßt sie verklingen wie einen schönen Traum und zwingt jetzt — „Austreibung" — starke, leidenschaftliche Menschen in seine Gewalt, Gestalten, wie er sie braucht zu Trägern seiner Gedanken. Wie nach einem Sieg umschlingt er nun — „Miniaturen" — die heißerkämpfte Natur, sucht noch einmal mit offenen Augen Kraft aus ihren Geheimnissen zu trinken — um weiter zu kämpfen.

So steht Carl Hauptmann heute da mit einer offenen Frage: Wird er vollenden? — Durch sein Ringen leuchtet das Bild dichterischer Vollendung, wie wir es nur in einzelnen Werken der Ganzgroßen finden. Wird er es erreichen? — Es sind nur ganz wenige unter den reifen Künstlern unserer Zeit, die schon so weit auf dem Wege zur Höhe vorgeschritten sind, die in klar erfaßter Idee und sinnlich-starker Gestaltung so die Elemente gewonnen haben, in deren machtvoller Vereinigung ein ganz großes Dicht-

Digitized by Google

werk einzig erschaffen werden kann. Ob es da eine Wand gibt, die für Hauptmanns poetischen Genius nicht übersteigbar ist? Wer kann das sagen? Wer kann da prophezeien? — Wir können nur das Werk sehen, so wie es vor uns steht. Da zeigt es sich als ein Kampf mit schönen Siegen, als ein Vorwärtsstreben auf dem Weg zur Vollendung, von dem ein großes Stück überwunden ist, da stehen die „Bergschmiede" und die „Miniaturen" als Meisterstücke der Idee und Erschauung, nach denen wir greifen müßten mit sehnenden Händen, über denen wir manches vergessen dürfen — mehr, als die meisten ahnen. — Solange der Sieger fehlt, sind die Kämpfer groß.

Zur Trennung der Kirchen vom Staat.

Von Paul Sabatier.

Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt.

[Teil II.]

II.

Die Lage der Geistlichkeit in Frankreich.

Die ausführliche Schilderung, die ich im ersten Kapitel gegeben, wird mir gestatten, mich hier verhältnismäßig kurz zu fassen: die gegenwärtige Lage der Geistlichkeit in Frankreich ist die natürliche Folge der vorhergegangenen Ereignisse. Ich habe einige der verhängnisvollen Fehler des Klerikalismus angedeutet; aber wenn die Demokratie sorgfältig bemüht ist, Klerikalismus und Kirche nicht miteinander zu verwechseln, ihre Augen auf die streng religiöse Seite des katholischen Lebens richtet, so bietet sich ihr ein nicht minder erstaunlicher Anblick.*)

*) Das meist gelesenste Buch in katholischen Kreisen ist in diesem Augenblick eine Schrift des P. Jouet: „Kleine tägliche Reise durch das Fegefeuer in Begleitung des Heiligen Herzen Jesu." Sie hat bereits mehr als hundert Auflagen erreicht.

Digitized by Google

Betrachten wir einige Tatsachen: Vor zwei Jahren wurden gegen den Bischof von Dijon Mgr. le Nordez und den Bischof von Laval Mgr. Geay abscheuliche Anklagen erhoben. Gegen den ersteren wurde die schwerste Anklage erhoben, die einen Mann, der mit dem priesterlichen Charakter bekleidet ist, überhaupt treffen kann; eine schwerere Anklage als die des Abfalls, nämlich die des Verrates, und eines Verrates, der, wie ich glaube, in der Kirchengeschichte noch nie vorgekommen ist. Mgr. le Nordez wäre schlimmer gewesen als Judas, denn Judas verriet seinen Meister nur einmal und bereute es dann, während der Bischof von Dijon ihn täglich und stündlich neu verraten hätte. Mgr. le Nordez soll Freimaurer gewesen sein!

Das Verbrechen Mgr. Geays, das vor dem Richterstuhl der natürlichen Sittlichkeit schwerer erscheinen mag, war ein leichteres für die „übernatürliche" Moral der römischen Kongregationen; es bildete nur einen neuen Aktenstoß neben so manchen ähnlichen in den Schränken des heiligen Offiziums. Mgr. Geay soll nach dem, was seine Ankläger behaupten, die Äbtissin der Karmeliterinnen von Laval vergewaltigt und mit ihr in engster Intimität gelebt haben.

In Dijon, in Laval, im ganzen katholischen Frankreich war der Skandal ungeheuer. Die beiden Bischöfe setzten ihren Anklägern ein entrüstetes Leugnen entgegen. Sie wurden in ihren Kathedralen von ihren eigenen Geistlichen insultiert.

Ich übergehe alle Details. Ein Seufzer der Erleichterung entstieg dem öffentlichen Gewissen, als man hörte, daß der Papst die beiden Bischöfe vor sich berufen hätte, und daß vor den geistlichen Gerichten ihnen der Prozeß gemacht werden sollte. Denn viele Leute, auch ganz außerhalb der Kirche stehende Personen, hatten diesen Skandal aufs tiefste bedauert. Denn glücklicherweise besitzen noch nicht alle Leute diese geistige Verfassung, wie sie gewissen Kannibalen der Presse eigen ist. Man litt unter der wilden Freude, mit der einige Journalisten die Affären von Dijon und Laval ausbeuteten. Sowie also der höchste Priester der Kirche die Bischöfe vor sich berufen, begann man zu hoffen, daß strenges Recht gesprochen werden würde; wenn die Angeklagten schuldig sein sollten, so erwartete man, würde die Kirche in der Person ihres Oberhaupts, von heiliger Entrüstung ergriffen, sie „ausspeien aus ihrem Munde"; wären sie aber unschuldig, so würde die Kirche, ihre Mutter, in unsagbarer Freude erbeben, die Unschuld der ältesten Söhne ihres Volkes der ganzen Welt verkünden,

Digitized by Google

diese Opfer infamer Ränke an die Hand nehmen und im Triumph auf ihren Bischoffitz zurückführen.

Man wartete also.

Einige Wochen später las man in den katholischen Blättern in ebenso zweideutigen als kurzen Notizen, daß Mgr. Geay dem Heiligen Vater seine Demission als Bischof von Laval gegeben hätte. Einige Tage später erfuhr man, daß auch Mgr. le Nordez auf den Stuhl von Dijon verzichtet hatte.

Die beiden Bischöfe blieben Bischöfe, ohne Diözese.

Ein starres Staunen entstand bei mehr als einem Freidenker und bei einer sehr großen Menge von Katholiken.

„Diese Bischöfe waren also offenbar schuldig," sagte man sich, „da Rom ihnen nicht gestattet hat, in ihren Amtssitz zurückzukehren. Wenn sie aber schuldig sind, warum verhängt die Kirche, die gegen dogmatische Irrtümer sich so hart, so unversöhnlich zeigt, nicht über diese beiden, die als Bischöfe doppelt schuldig sind, eine exemplarische Strafe?"

Was war nur vor dem Gericht des Heiligen Amtes, an dessen Spitze der Statthalter Christi steht, vorgegangen? Wir werden es vielleicht niemals erfahren. Das Gewissen der Laien erwartete ein klares Wort, ein Gericht, das ein Beispiel geben sollte. Das Gewissen der Laien hatte unrecht. Diese Bischöfe haben Verwandte, Freunde, vielleicht eine alte Mutter. Diese alte Frau, die sie in der Stille des Heiligtums die Messe halten, die Worte murmeln hörte, die Gott im Meßopfer niedersteigen lassen, wird in verzweifelter Angst bei der Erinnerung an die unsauberen Anklagen erzittern.

Arme Bischöfe! Ich beklage euch! Wenn ihr unschuldig seid, so sind die schwüle Ungewißheit, der Verdacht, der euch umgibt, die entsetzlichste Qual, die ein Mensch erleiden kann. Welche Feder könnte das Elend schildern, von dem eure Herzen erfüllt sei müssen: „Dederunt in escam meam fel, et in siti mea potaverunt me aceto" (Ps. LX).

Wenn ihr schuldig seid, so beklage ich euch erst recht, und beklage euch auch darum, daß ihr nicht energisch bestraft wurdet, denn in der Strenge der Strafe hättet ihr vielleicht allmählich eine Seelenrettung, eine Erlösung gefunden. In euren Herzen wäre eine Bewunderung für die rächende Hand entstanden. Eine Art von Freude wäre für euch darin gelegen, und wie bitter diese Freude auch euch gewesen wäre, sie konnte nicht so entsetzlich sein, wie das Elend, in das ihr jetzt gesunken.

Digitized by Google

Ich habe mich bei den Affären von Dijon und Laval länger aufgehalten, weil, auch so weit sie im großen Publikum minder beachtet blieben, sie doch einen ungeheuren Widerhall im Gewissen so mancher französischer Katholiken erregten, die das Vorgehen des Heiligen Stuhles sehr streng beurteilten.

Mehr als ein Bischof hat sich mit Beben gefragt, was aus seiner Ehre werden möchte, wenn es eines Tags einer Gruppe von Fanatikern gefallen würde, irgend ein einfame Intrige gegen ihn auszuspinnen. Sie, die an die Unfehlbarkeit der französischen Gerichte gewiß nicht glauben, hätten dennoch keinerlei Furcht, vor dem Gericht der Laien zu erscheinen, während sie sich bestimmt vornahmen, sich in keinem Fall vor das des Heiligen Stuhles schleppen zu lassen.

Und viele einfache Geistliche, die unter ihnen stehen, und die in ihrer bescheidenen Stellung so dramatischen Gefahren nicht ausgesetzt sind, fühlten dennoch ein gewisses Mißbehagen, ein gewisses Staunen, ja Empörung, als sie sahen, daß beim Anheben des 20. Jahrhunderts die Gerichte des Heiligen Stuhls sich die der Hohen Pforte zum Muster zu nehmen schienen.

Ich kehre zur Lage zurück, in der sich in geistiger und sittlicher Beziehung der französische Episkopat zur gegenwärtigen Stunde befindet. Es ist in den letzten Jahren Mode geworden, ihn sehr strenge zu beurteilen und ihn für weitaus minderwertiger als den Episkopat des zweiten Kaiserreichs oder der Restauration zu erklären.*) Sollte diesen Urteilen nicht eine optische Täuschung zugrunde liegen? Die Frage scheint mir allzu heikel und kompliziert, als daß man eine kategorische und wohlbegründete Meinung darüber haben könnte.

Der allgemeine Eindruck ist der, daß man unter den französischen Bischöfen ebenso viel Talent, ebenso viel Wissen, Anständigkeit und Pflichteifer findet, wie etwa im Lehrkörper oder in der Beamtenschaft. Allerdings, ohne daß sich etwa ein auffälliger Unterschied zugunsten der Kirche ergäbe. Alle Bischöfe sind heilige Bischöfe ihrer Definition nach, sowie alle Präfekten pflichteifrige Präfekten sind; denn das ist die Voraussetzung. Was beim französischen Episkopat zunächst auffällt, das ist seine konservative Haltung. Man gebraucht, um ihre Heiligkeit anzureden, veraltete Formeln, die ihnen, wie es scheint, durchaus nicht

*) Man vgl. z. B. die weiter oben zitierte Schrift des Baron E. de Mandat-Grancey.

Digitized by Google

mißfallen. Sie legen den Gewohnheiten, dem Vortritt, den Formalitäten eine Bedeutung bei, die den gewöhnlichen Sterblichen sonderbar scheint; man wäre jedoch ohne Zweifel im Unrecht, wenn man diese Schwächen ihrer religiösen Bildung zuschreiben sollte. Die Bischöfe sind Beamte und aus diesem Grunde einer Menge von Krankheiten ausgesetzt, die in der Beamtenschaft fast aller Länder wüten. Es gibt einen Ausspruch des Bischofs von Angers, Mgr. Rumeau, der aufbewahrt zu werden verdient, nicht etwa, weil er für den Geisteszustand eines Bischofs kennzeichnend wäre, sondern weil er die „Unfehlbarkeit" kennzeichnet, die sich fast alle unsere Beamten gütigst beilegen: „Ein Bischof erörtert nicht, er widerlegt nicht, er verurteilt!" Gibt es nicht Präfekten und selbst akademische Inspektoren, die ähnliche Worte gesprochen haben?

Sicher ist, daß unsere Bischöfe sich für etwas Übermenschliches zu halten scheinen. Gleich Jesus Christus reden sie sehr viel, aber im Gegensatz zu Jesu, der in kurzen Gleichnissen sprach, sprechen sie in langen Hirtenbriefen. Das sind beinahe liturgische Stücke, die man beim Hochamt — wo am wenigstens Leute anwesend sind — in wehklagendem Tone verliest (in tono epistolae). Die frommen Frauen, die sehr wohl wissen, daß sie mit dem Anhören dieser Vorlesungen sich keinen Ablaß verdienen würden, benützen die Zeit, um einige Dutzend Rosenkränze abzuhaspeln und eine Menge von Stoßgebeten, die mit außerordentlichsten Gnaden pro vivis et defunctis ausgestattet sind, zu beten.

In den meisten Diözesen Frankreichs besteht zwischen dem Bischof und seinen Gläubigen keine andere Berührung, als die jährliche Verlesung des Fastenbriefes. Und weder dem einen noch dem anderen fällt es ein, sich irgend etwas anderes zu wünschen.

Die Beziehungen zwischen dem Bischof und seinen Diözesanen sind daher kaum verschieden von denen, die zwischen einem Präfekten und den Leuten, die seiner Verwaltung unterstellt sind, bestehen. Der eine macht Firmungsreisen, der andere Inspektionsreisen; der eine spricht im Namen des Papstes, der andere im Namen der Regierung; aber beide in einem leeren und pathetischen Stil, der eben unter den Umständen üblich ist. Ja, vor einigen Jahren, da gab es eine Ausnahme; ein junger, eifriger, begeisterter Bischof wollte nicht *vor* seinen Zuhörern sprechen, sondern *zu* seinen Zuhörern. Dies geschah unten an der Grenze, in einer Gegend, in die der Unglaube noch nicht gedrungen ist.

Digitized by Google

Er sprach ihnen seine Freude darüber aus, daß sie die Pflichten des Christen so regelmäßig erfüllten: die Messe fleißig besuchten, häufig das Abendmahl nahmen, den frommen Vereinigungen zahlreich beitraten; aber er fügte hinzu, und in einem Ton, der Überraschung hervorrief, daß all dies, so recht es auch wäre, nur eine Vorrede sei, daß der Christ sich von den Laien durch seine Tugenden unterscheiden müsse, so auch durch den Abscheu vor der Lüge, vor dem Betrug und der Täuschung jeder Art. Er ging so weit, daß er sich selbst über die Details genau äußerte und erklärte, daß der Diebstahl, den die Schmuggler an der Grenze zum Schaden des Staates begingen, nicht weniger verdammenswert wäre, als jeder andere Diebstahl.

Das gab einen großen Skandal. Binnen wenigen Tagen wußte das ganze klerikale Frankreich, daß es irgendwo einen Bischof gab, der gegen die „übernatürlichen" Tugenden predigte und seine Diözesanen aufforderte, Messe und Beichtstuhl gering zu achten. Nah und fern bekreuzten die frommen Weiber sich mit tiefem Schmerz und sagten sich, daß das Auftreten eines solchen Bischofs zweifellos das baldige Erscheinen des Antichrist anzeige.

Wie man also sieht, bestätigt selbst diese Ausnahme nur die Regel. Fast von jeder Berührung mit dem Volke abgeschlossen, scheint der Episkopat in einer Traumsphäre zu leben. Ich werde mich hier nicht bei gewissen Kriegserklärungen gegen die Demokratie, welche die öffentliche Meinung heftig erregten und beleidigten, aufhalten; ich will nur eine einzige und besonders schwere Tatsache aus jüngstvergangener Zeit erwähnen: Am 28. März 1905 sah man die französischen Kardinäle sich vereinigen und ein Schriftstück abfassen, in welchem sie dem heutigen Frankreich wie mit Absicht zeigen zu wollen scheinen, daß sie die elementarsten Begriffe seiner Verfassung nicht kennen. Sie richteten an den Präsidenten der Republik ein gemeinsames Schreiben, das sie gleichermaßen schuldig erscheinen läßt, wenn sie nicht wissen, daß der erste Beamte des Landes nicht befugt ist, Schriftstücke dieser Art entgegenzunehmen, oder, wenn sie es wußten, sich absichtlich über die Gesetze hinwegsetzten.

Das Schreiben — man braucht dies wohl kaum hinzuzufügen — hat keinerlei Resultat gehabt.

Nach diesem ebenso feierlichen als unzeitgemäßen Schritt haben sich die Eminenzen in ihre Diözesen zurückgezogen, in denen sie wehklagen und für ein Frankreich beten, das sie nicht hört.

Digitized by Google

Von den verschiedensten Seiten hat man die Mitglieder des Episkopats beschworen, in Fühlung zu treten, sich zu vereinigen, sich über die bevorstehende Trennung zu äußern, sie unter sich und mit ihrer Geistlichkeit zu erörtern, ja auch mit dem Publikum und vor der öffentlichen Meinung und so an dem Werk, das sich vorbereitete, selbst mit zu arbeiten.*) Diese Bitten verhallten ungehört. Die Bischöfe fürchteten offenbar, daß ihre Mitarbeit nicht angenommen werden könnte. Ja, der bloße Gedanke, ihre Stimme in einer Umgebung zu erheben, in der ihre Worte nur nach ihrem menschlichen Wert geschätzt werden würden, ist ihnen antipathisch.

Man kann sich leicht vorstellen, was unter solchen Bischöfen der niedere Klerus sein muß. Die Weltgeistlichen Frankreichs stellen ein Elitekorps dar, das höchst bemerkenswert ist durch seine Solidarität, seine Einheitlichkeit und seine äußerliche Haltung. Aber wie alle großen Organismen wird es von besonderen Krankheiten heimgesucht. Jene bestimmte Art von Formalismus, die man Pharisäertum nennen kann, wütet grausamer unter der Geistlichkeit als unter allen anderen Beamtenschaften und mit ihm seine unzertrennliche Schwester, die allheilige unantastbare Routine. Zum mindesten sind das die Leiden, die dem Zuschauer zuerst in die Augen fallen. Es gibt aber noch andere, minder deutliche, die nicht minder furchtbar sind. Der Geistliche wird unaufhörlich vom Gespenst der Angeberei verfolgt. Die Furcht, denunziert zu werden, die Angst, daß der unschuldigste Schritt falsch ausgelegt und entstellt werden könnte, hat einer Menge von französischen Geistlichen jenes ängstliche, stets auf Flucht bedachte Benehmen aufgezwungen, das die Laien erbittert und den Geistlichen mehr abschließt und isoliert als die Soutane. In fast jeder Gemeinde findet sich eine gute Seele, die das bischöfliche Konsistorium wissen läßt, was der Herr Pfarrer liest und mit wem er verkehrt; um jeden Bischof bildet sich ein improvisierter Kreis von wohlwollenden Spionen, die Seine Eminenz, natürlich in den besten Absichten, überwachen und zwar für Freunde, die meist in Rom wohnen.

Alles dies ist durchaus nicht etwa ein zusammenhängendes, gewolltes, organisiertes System, aber die Wirkung ist nur eine um so stärkere. Unter den Kardinälen der Kurie gibt es gewöhnlich

*) Siehe z. B. H. Hemmer, Politique religieuse et séparation. S. 40 ff.

Digitized by Google

drei oder vier, die ihre vielen Mußestunden dazu verwenden, die denkbar verschiedensten Aktenbündel zu ordnen, in der Meinung, daß sie solcherweise ihr Personal kennen lernten, wenn der liebe Gott es beim nächsten Konklave für gut finden sollte, die schwere Last der päpstlichen Würde auf ihre Schultern zu legen.

Die Pfarrgeistlichkeit wird in Seminaren herangebildet, deren Methoden im 17. Jahrhundert vielleicht ausgezeichnet waren, die aber seither nicht die geringste Änderung erfahren haben.

Die ganze Erziehung, welche das Kind erhält, das zum Priestertum bestimmt ist, scheint nur ein Ziel zu haben, zwischen ihm und seinen Mitbürgern eine undurchdringliche Schranke aufzurichten. Die jungen Pariser Geistlichen, die aus Saint-Sulpice kommen, haben niemals auch nur ein Zeitungsblatt zum Lesen bekommen. Diese Leute, die berufen sind, das Evangelium im heutigen Frankreich auszubreiten, wissen nicht das Geringste von ihrem Lande.

Man hat sie gelehrt, Nestorius haarspalterisch zu erklären, aber man hat sie über alle Probleme in Unwissenheit gelassen, die sich dem Gewissen unserer Zeit aufdrängen.

Trotzdem haben einige unter ihnen irgend einen Winkel der Natur und der Wirklichkeit wahrgenommen, und von der Göttlichkeit ihrer Kirche überzeugt, wollen sie nun vor die verirrte Menge treten, zu ihr sprechen, sie gewinnen und auf den rechten Weg zurückführen. In der Glut und Begeisterung ihrer 25 Jahre arbeiten, studieren, durchstöbern sie Bücher und Akten. Sie erwerben ein Lizentiat, manchmal sogar den Doktorhut.

Es sollte scheinen, daß die Hierarchie ihnen ein besonderes Wohlwollen zeigen sollte. Aber es ist nicht so. Im allgemeinen zeigen sich die Bischöfe „diesen Leuten" gegenüber besorgt und argwöhnisch. Ich konstatiere die Tatsache, ich wage nicht, sie zu erklären. Sicher ist nur, daß es eine erstaunliche Statistik ergeben würde, wenn man z. B. in Lyon die Karriere der Geistlichen, die Lizentiaten sind, mit der Karriere jener Geistlichen vergleichen würde, die nicht einmal eine Reifeprüfung gemacht haben.

Die Kirche hat die Unwissenheit niemals vorgeschrieben; aber in vielen Diözesen geht es so zu, als ob die Bischöfe eine Prämie auf sie setzen wollten.*)

Aber es gibt eine moderne Tugend, der sie mit einer noch

*) V. P. Saintives, La Réforme intellectuelle du clergé, Paris, 1904.

Digitized by Google

finsteren Miene begegnen, nämlich die Initiative. Das ist die wahre Sünde gegen den Heiligen Geist und der Keimstoff aller Ketzerei.

Und so sehen wir, nach welcher Seite immer wir unseren Blick richten mögen, wie die Kirche sich von der Demokratie trennt.

Aber wie denn, wird man mir sagen, die Kirche, die am Karfreitag im Augenblick der Kreuzanbetung für die Juden betet, die Kirche, die seit dem ersten Jahrhundert ihrer Existenz Töne unendlicher Rührung fand, um die liebevolle Vereinigung aller Menschen zu einer einzigen Familie vom Herrn zu erbitten, die Kirche, deren Seufzer immer auf die Einigung, auf die Universalität gerichtet waren, wird sie nicht neue Töne zu finden wissen, um auch in der Richtung der demokratischen Entwickelung ein Gebet emporzusenden, das gleich einer vom Glauben und von der Liebe erbauten Brücke die beiden Kulturen einander wieder nahe bringen wird?

Von solchen Träumen erfüllt, stieg ich vor einigen Tagen zu jener Kirche auf dem Montmartre, zu jener „Basilika des nationalen Wunsches", empor, in der der französische Katholizismus unserer Zeit seine Träume und seine Bestrebungen symbolisiert hat. Es war Nacht. Kein Geräusch der Riesenstadt drang über die Schwelle des Tempels. Die Monstranz, von Lichtern und Blumen umgeben, funkelte auf dem Altar, und plötzlich erscholl, nur von Männerstimmen gesungen, der Hymnus:

Pitié, mon Dieu, c'est pour notre patrie
Que nous prions au pied de cet autel . . .
Pitié, mon Dieu! si votre main châtie
Un peuple ingrat qui semble vous braver,
Elle commande à la mort, à la vie,
Par un miracle elle peut nous sauver.

(Refrain) Dieu de clémence,
O Dieu vainqueur,
Sauvez Rome et la France
Au nom du Sacré-Coeur.

Und ich empfand einen Schauder und eine jähe Angst, denn aus diesen Stimmen, die für Frankreich beteten, vernahm man allen Zorn, alle Rachsucht, alle Flüche eines Sterbenden, der sich weder zum Sterben entschließen, noch sich in seinen Erben wieder zu erkennen weiß.

Ich schließe also diese Bemerkungen über die Lage der Kirche mit den Worten, daß das, was die Kirche in Frankreich zugrunde

Digitized by Google

gerichtet hat, nicht ihre Dogmen sind, sondern ihre Politik oder vielmehr, wenn man völlig genau und gerecht sein will, die zweideutigen und häßlichen Machenschaften, die sich der Kirche bemächtigt haben, unglücklicherweise, ohne daß sie vor der ganzen Welt einen flammenden und entrüsteten Protest erhoben hätte.

III.

Folgen der Kündigung des Konkordats.

Ich würde nie meine Hand dazu hergegeben haben, die vorhergehenden Seiten zu schreiben, wenn ich nichts hinzuzufügen hätte.

Jener Teil der Kirche, in welchen sich erschreckt und haßvoll die Begünstiger aller Knechtungen geflüchtet haben, und der noch machtvoll erscheint durch die Hilfsmittel, welche Menschen, die von ähnlichen Visionen gleich denen des Jahres 1000 gequält werden, ihm in einem Anfall von Raserei zu Füßen werfen können, dieser Teil der Kirche liegt dennoch im Sterben, ja er ist bereits tot.

Aber ist diese Kirche die ganze Kirche? Ich bin glücklich, auf diese Frage, die unsere Leser sich bei den früheren Kapiteln unaufhörlich gestellt haben, ein freudiges „Nein" antworten zu können.

Meine Freude wird vielleicht diejenigen in Erstaunen setzen, die wissen, daß ich der Kirche nicht angehöre. Dennoch ist sie eine wahre und tiefe Freude. Das Leben bereitet mir Freude, wo immer ich es finde. Mit Kadavern setzt man sich nicht auseinander.

Noch einmal: die Freidenker, welche Kirche und Klerikalismus verwechseln, haben eine Entschuldigung für sich, da die Kirche selbst ihre Sache nie klar und scharf von der des Klerikalismus getrennt hat; aber die Beobachter, welche die religiösen Gruppierungen wirklich kennen lernen wollen, müssen, um nicht irre zu gehen, den Minoritäten Beachtung schenken.

Nun denn, während die ungeheure Majorität der französischen Katholiken die Sache des Evangeliums und des Glaubens kompromittierte, bereiteten sich in einigen Priesterhäusern auf dem Lande, in den Zellen mancher Seminaristen oder Mönche die Erstlinge einer neuen Generation vor.

Ich betrete hiermit einen Boden, der gefährlich ist für jene, die ich bewundere. Überall im geistlichen Frankreich gibt es

Digitized by Google

wohlwollende Inquisitoren, die aus den verschiedensten Motiven die Denunzianten ihrer Mitbrüder werden.*)

Die Angeberei ist vielleicht die schändlichste und zugleich die mindestgekannte Wunde der französischen Geistlichkeit.

Ich wünsche nicht, daß diese meine Schrift den Informatoren des Heiligen Offiziums als Anklageakte dienen könnte. Ich werde daher hier nur allgemein bekannte Tatsachen und nur einen sehr kleinen Teil meines Materials mitteilen.

Daß in der katholischen Geistlichkeit Frankreichs sich eine unendliche Wandlung vollzogen hat, was den wissenschaftlichen Standpunkt anbelangt, diese Tatsache hat den wunderbaren Erfolg der Werke des Abbé Loisy herbeigeführt. Die Bücher des berühmten Exegeten wenden sich nicht ans große Publikum: die Freidenker im allgemeinen haben die Krise nur wenig begriffen, welche dieser Geistliche, der ein Geistlicher bleiben will, hervorgerufen hat. Die Protestanten haben ihm einen zerstreuten Blick zugeworfen und sind ohne viel mehr Verständnis an ihm vorübergegangen, da sie sich einbildeten, die Exegese des Herrn Loisy sei lediglich eine Wiederholung der protestantischen Exegese.

In katholischen Kreisen vor allem hat daher Herr Loisy auf der einen Seite begeisterte Freunde und Schüler, auf der anderen erbitterte Gegner gefunden.

Die Aufregung war groß. Scheinbar beruhigt wartet sie nur auf eine Gelegenheit, um sich von neuem beklemmend und tragisch zu offenbaren.

Was Loisy für die Freiheit der Exegese getan hat, das haben Herr Chaine und die Abbés Dabry**), Lemire, Naudet für die Politik, der Domherr Ulysse Chevalier, Mgr. Duchesne, der Abbé Houtin und der P. Delehaye für die Geschichte getan. Und Herr Edouard Le Roy hat es soeben in erstaunlicher Weise

*) „Man fühlt beim Lesen gewisser Artikel," sagt Herr Fonsecrive, Chefredakteur der „Quinzaine", „welche Freude gewissen Leuten der Fall, die erklärte Ketzerei einzelner Katholiken, seien es Priester oder Laien, die ihnen verhaßt sind, bereiten würde. Gleich jenen Vögeln, die um die Häuser fliegen, in die der Tod eintreten wird, kreischen sie schon vor Vergnügen in Erwartung des Leichnams.

Es sind schwarze Vögel, unreine Vögel, und nie werden wir genug Verachtung für ihr liebeloses Wesen, nie genug Mitleid für ihr Elend, nie genug Trauer über ihre Verblendung empfinden können."

**) Es war Herr Dabry, der den schönen Satz ausgesprochen: „Könnten wir nicht Pilgerzüge von Geistlichen haben, die auszögen, um sich zu Menschen taufen zu lassen?"

Digitized by Google

auf dem heikelsten aller Gebiete, dem des Dogmas, vollbracht. Niemals seit Jahrhunderten hatte man Katholiken in diesem Tone sprechen gehört. Und wie mit einem Schlage verschwindet der Abgrund zwischen ihnen und dem freien Gedanken.

Herr Edouard Le Roy ist ein Laie, aber ist das nicht schon an sich bezeichnend? Ist es nicht ein Schauspiel von seltsamer Neuheit, daß ein Mitglied der Gemeinde sich erhebt und ebenso einfach als fest von seiner Mutter Aufklärungen fordert? Die Katholiken von gestern und die von morgen sind ganz einig darin, mit gleichem Glauben und gleicher Liebe zu singen: „Credo unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam." Aber die ersteren haben es gleichsam für eine Ehrensache gehalten, sich ihrer Mutter mit geschlossenen Augen anzuvertrauen. Sie empfinden es als eine Art von Wollust, wenn sie sich ihren Armen überlassen und darin schlafen und des grollenden Sturmes vergessen. Die anderen aber öffnen die Augen, zum Teil aus Neugier, zum Teil, weil sie tapfere und mannhafte Leute sind. Es besteht kein unvereinbarer Gegensatz zwischen diesen beiden Seelenzuständen. Der P. Portalié hat die Arme zum Himmel erhoben und ausgerufen: „Das ist das Ende des Katholizismus!"*) Nein, mein hochwürdigster Herr, dies ist nur das Ende eines Katholizismus, und die Geburt eines neuen, oder vielmehr, es ist das Aufsteigen eines neuen Saftes in den alten Stamm.

Die Heilige Mutter Kirche kann schlecht beraten, in einem Zornanfall — obgleich ich kaum glauben kann, daß sie in diesem feierlichen Augenblick die entscheidenden Gebärden machen wird (Numquid oblivisci potest mater infantem suum?) — das Kind ihrer Eingeweide verleugnen, aber nie wird sie aus der Geschichte die Tatsache streichen können, daß sie seine Mutter ist.

Es handelt sich hier weder um Ketzerei, noch um ein Schisma. Die antiklerikalen Verbindungen und die wenigen protestantischen Sekten, welche die Bewegung der katholischen Erneuerung verfolgen, in der Hoffnung, daß sie sich früher oder später ihnen zubewegen wird, täuschen sich sehr. Hier liegt eine weit organischere und tiefere Bewegung vor als die der „Ausgetretenen".

Der Protestantismus, für den ich die höchste Achtung und ein wenig Bewunderung empfinde, hat auf dem französischen Boden zahlreiche achtunggebietende Kultusstätten zerstreut. Es

*) Etudes des PP. Jésuites, 82, rue Bonaparte, Paris, Nr. vom 20. Juli 1905, S. 162.

Digitized by Google

gibt solche jeder Richtung und für jeden Geschmack, oder doch beinahe soviele. Und dennoch werden die Leute, mit denen ich mich hier beschäftige, auch nicht im Traum daran denken, sich auch nur einen Augenblick in ihnen niederzulassen. Der Grund ist sehr einfach. Der Protestantismus erscheint ihnen als ein großes historisches Ereignis, aber als ein Ereignis, daß der Vergangenheit angehört.

„Wir leben nicht mehr in der Zeit der Teilketzerei", sagt Herr Le Roy, und nachdem er so mit einem Federstrich den Reformbestrebungen der Vergangenheit erklärt hat, wie gänzlich ungenügend sie für die Bedürfnisse unserer Zeit sind, stellt er fest, daß es „der Begriff des Dogmas an sich ist, der unserer Zeit verhaßt ist und Ärgernis erregt." (S. 499.)

Hier sind wir ebenso weit von Herrn Harnack und von Calvin und Luther entfernt, als von dem starren Klerikalismus, der sich allein für orthodox hält.

„Keine Autorität kann bewirken, oder mich daran verhindern, ein festes oder gebrechliches Gedankengefüge zu finden, keine vor allem verhindern, daß diese oder jene Anschauung für mich sinnlos wird. Ich sage nicht nur, daß sie dazu kein Recht hat, sondern daß die Sache an sich unmöglich ist, denn in letzter Linie bin ich es, der denkt, und keine Autorität kann für mich denken. Gegen diese Tatsache läßt sich nichts ins Feld führen. Nicht einmal ich selber kann mich zwingen oder mir verbieten, einen Beweis, einen befriedigenden Beweis, sei es hier, sei es dort, zu finden." (S. 507.)

Das ist ein „non possumus" von ungewöhnlicher Schärfe. Und man bemerke wohl, daß es nicht in irgend einer vereinzelten erschienen ist, die ihr Verfasser in die Welt geschleudert, ohne daß irgend jemand sonst verantwortlich gemacht werden könnte, sondern es ist in der „Quinzaine" erschienen, der glänzenden Zeitschrift, die seit zehn Jahren der Professor Fonsecrive leitet (Yves le Querdec). Herr Le Roy gehört also einer Gruppe an, die sich stark genug fühlt, um ohne allzuviel Unruhe den Wehklagen sowie den Wutausbrüchen ihrer Gegner entgegenzusehen.

Es sind Ereignisse dieser Art, die dem, was sich augenblicklich in Frankreich zuträgt, eine so ungeheure Bedeutung geben. Das Jammergeschrei derjenigen, die über die Beraubung der Kirchen und die Verfolgung der Gläubigen wehklagen, wird plötzlich von den Fanfaren unerwarteter Heerhaufen übertönt.

Digitized by Google

Eine Schwalbe macht keinen Sommer; aber man braucht nur einen Augenblick zu beobachten, um sie von allen Seiten am Horizont aufflattern zu sehen. In Lyon wurde soeben unter dem Titel „Demain“ („Morgen“) eine Wochenschrift gegründet, deren Prospekt in den Tönen einer Proklamation gehalten ist.*)

„Das katholische Frankreich liegt im Sterben. Aber es erliegt weit weniger den Angriffen seiner Feinde als den Mängeln und Entstellungen, die es sich selber am eigenen Leibe zugefügt hat. Daß eine schlechtverstandene und schlechtgeübte Religion unfähig wird, das Leben zurückzuhalten, das uns mählich entweicht, das mag kurzsichtige Beobachter überraschen. Aber dieses Phänomen der Unfruchtbarkeit ist nur zu erklärlich: Das katholische Frankreich wird stets weniger und weniger christlich. Die religiöse Form bleibt ihm sicherlich, aber das getaufte Gefäß wird täglich leerer an geistigem und sittlichem Inhalt. So sehr ist dies der Fall, daß bei einer großen Zahl der Unseren nichts mehr übrig geblieben ist, als die Gewohnheit von Gebärden und Riten, deren tiefen Sinn und Fruchtbarkeit sie nicht mehr kennen. Wie darf man dann darüber staunen, wenn dieser religiöse Scheindienst ohne Erfolg bleibt! Es handelt sich daher darum, zunächst uns selbst von unserem eigenen Übel zu heilen. Und da es nur zu gut bewiesen ist, daß der soziale Verfall in uns selbst seine Ursache hat — obwohl so viele Pharisäer, die beständig an die Brust der anderen schlagen und nie an die eigene, sich das traurige Vergnügen machen, unaufhörlich über diesen Verfall zu wehklagen, ohne jemals die Demut zu haben, sich selbst als die Schuldigen zu bekennen — wollen wir hingegen weniger die äußeren Feinde bekämpfen, als in unser eigenes Fleisch schneiden. Wir wollen mit all unserer Kraft, wo immer wir es finden, das geistige Elend bekämpfen und verfolgen. Wenn das Christentum in Frankreich weiterbestehen soll, so muß es sich von allen reaktionären Parteien lossagen, sowohl von der geistigen Reaktion, wie von der sozialen und politischen. Der kritische Geist ist in jedes Gebiet eingedrungen und nichts kann ihn mehr aufhalten. Das beste wird sein, sich darein zu finden und nur wissenschaftliche Methoden anzuwenden. Für uns wird jede bewiesene Wahrheit eine orthodoxe Wahrheit sein.“

Ah, ich weiß wohl, manche werden vielleicht glauben, daß es

*) 10 Fr. jährlich für Frankreich, 12,50 Fr. für den Weltpostverein Bureau 2 rue Simon-Maupin, Lyon.

Digitized by Google

sich hier nur um ein klügeres Manöver, die öffentliche Meinung zu täuschen, um eine neue und neuartige Ralliierung handelt. Aber welches Recht haben wir, den guten Glauben der Männer, die dies geschrieben oder gezeichnet haben, zu verdächtigen? Es gibt Worte, über deren Ton man sich nicht täuscht.

Und aus sicherer Kenntnis kann ich behaupten, daß dieser Aufruf des „Demain" von Hunderten anderer Geistlicher unterzeichnet worden wäre, wenn nicht die Furcht vor den Denunziationen des Mgr. Turinaz, des Mgr. Delassus, des Abbé Maigner oder des P. Vontaine die Feder vielen Händen hätte entsinken lassen.

Die Zahl der Jungen ist Legion, und nichts wird sie mehr aufhalten.*) Alle die Katholiken, von denen ich eben gesprochen,

*) Im Augenblick, in dem ich diese Zeilen niederschrieb, erhielt ich die Oktobernummer der Annales de philosophie chrétienne, deren Redaktion eben der Abbé Laberthonnière übernommen hat. Der Leitartikel ist in einem Ton geschrieben, der dem des Demain sehr ähnlich ist. Wer sich für die Entwickelung der Ideen interessiert, wird gut tun, ihn zu lesen. Diese Herren haben das Glück gehabt, bei St. Auguftin (de Trin. IX, I) eine Stelle zu finden, welche die modernste Philosophie nicht verleugnen könnte. Sie haben sie zu ihrem Motto genommen; „Lasset uns denn suchen, wie jene suchen, die finden müssen, und lasset uns finden, wie jene finden, die noch suchen müssen, denn so steht geschrieben: Der Mensch, der ans Ziel gelangt ist, steht erst beim Anbeginn."

Die Seiten, die darauf folgen, sind von einem wunderbaren Hauch des Glaubens an die Wahrheit, an die Zukunft, von einem freudigen Optimismus durchweht. Man möchte jeden Satz zitieren. Die neue Leitung der Revue sieht im Glauben kein Hemmnis für das Denken, sondern im Gegenteil eine Art von Feder, es in Bewegung zu setzen: „Wenn es Leute gibt, die unter dem Vorwand treuen und unerschütterlichen Glaubens der Meinung sind, oder sich so betragen, als ob sie der Meinung wären, daß sie über den Glauben nicht denken dürfen, und sich so in einem starren und exklusiven Wortdogmatismus festlegen, so wollen wir ihnen sagen, daß, anstatt sich an den großen Massen der Wahrheit zu erheben, wie sie es gern möchten, sie in der Tat die Wahrheit auf ihr kleines Maß herabdrücken und, anstatt aus sich selbst und über sich selbst hinaus zu schreiten, sie sich in sich selbst verschließen (S. 10) ... Alle Unterwerfung, die nicht aus dem Grunde des Wesens selbst kommt, die nicht eine freie Zustimmung aus geistigen Motiven ist, wird hierdurch selbst illusorisch und hinfällig (S. 15) ... Keine Autorität, von welcher Art sie immer sein möge, kann jemals irgend etwas in uns ohne uns bewirken, was für die Entwickelung unseres sittlichen und religiösen Lebens von Wert sein könnte (S. 17) ... Sich damit zufrieden geben, daß man Katholik sei, „durch die Gnade", d. h. ohne daß man selbst weiter etwas damit zu tun hätte, unter dem Vorwand, daß man es dadurch besser oder daß man es dadurch erst ganz sei, das heißt nicht

Digitized by Google

ahnen das neue Schicksal, auf das Frankreich zuschreitet. Unaufhörlich wiederholt man, daß es antichristlich und antireligiös geworden sei. Die das sagen, die müssen es glauben, damit sie seine Bestrebungen verwünschen können. In der Tat ist Frankreich nur antiklerikal, und der Klerikalismus bedeutet für sie in seinem weitesten Sinn den Schacher mit heiligen Dingen. Frankreich gerät in Erstaunen, es nimmt Ärgernis, es ist empört, wenn es den Geistlichen als Führer der Wählerbanden des Grafen von Chambord oder Herrn Boulangers auftreten sieht, und es empfindet ein fast ebenso peinliches Mißbehagen, wenn ein Pastor, der an den Präsidenten der Republik eine Ansprache hält, ihn in wenig diskreter Weise daran erinnert, wie sehr die Protestanten stets den demokratischen Einrichtungen ergeben waren.

Die französischen Freidenker haben in ihrer großen Majorität, was man auch sagen mag, nicht die geringste antichristliche Verfolgungswut. Sie haben es wohl gezeigt, als das letzte Werk des Herrn Loisy erschien. Sie haben tapfer applaudiert. Und doch ist Herr Loisy für sie ein Gegner von ganz anderer Gefährlichkeit, als jene, die sich als die bestellten Verteidiger der Orthodoxie ausgeben. Die Verteidigungsschriften des integralen Traditionalismus können wohl die Sakristane oder die christlichen Schulbrüder befriedigen, ja keinerlei Bedürfnis, ja, keinerlei Ahnung von geistiger Tätigkeit haben; aber bei den Intellektuellen können sie die Kirche nur kompromittieren.

Unter all den interessanten Erscheinungen, die das Leben der Gegenwart uns bietet, kann ich keine größere finden, als diese unerwartete Begegnung der neuen Katholiken mit den Freidenkern.

Eine große Krise auf geistigem, religiösem, sittlichem und sozialem Gebiet bereitet sich in vielen Gewissen vor. Ihre ganze Tiefe und Bedeutung zu erfassen, wird vielleicht niemals möglich

---

nur Gefahr laufen, es nicht mehr zu sein, sondern es heißt, bereits aufgehört haben, ein Katholik zu sein, welchen Anschein davon man auch immer behalten möge (S. 20) ... Aus der geistigen Wohnung, in der wir als Gläubige Christi unter dem Schutze Peters wohnen, kann man uns nicht das Recht bestreiten, wenn wir es nur auszuüben wissen, den Eingeweihten der Mysterien von Eleusis zu zeigen, daß ihre letzten esoterischen Gedanken uns weder entgehen noch uns erschrecken, und daß, wenn sie bis zum Äußersten das Licht suchen, die Wahrheit lieben, die innere Freiheit pflegen wollen, sie sich uns anschließen müssen (S. 21)."

Ich glaube, mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß diese Wünsche dem Freidenkertum durchaus berechtigt erscheinen werden, und von seinen unbestrittensten Vertretern mit Freude werden begrüßt werden.

Digitized by Google

sein. Denn wer will die Geschichte des Samenkorns während seines Keimens im Schoß der Erde erzählen?

Und dennoch habe ich einen Augenblick lang dieses Keimen eines neuen Lebens im Schoß der alten Kirche ganz aus der Nähe betrachten können, und ich habe davon eine unaussprechliche Erinnerung bewahrt. Dies war vor einigen Monaten bei einem Professor eines Seminars, dessen Gast ich war. Am Abend übergab mir ein junger Diakonus ein großes geschriebenes Heft, eine Art vertraulichen Tagebuchs, in welches einige Zöglinge dieses großen Seminars während der letzten drei Jahre ihre Gedanken, ihre Qualen, ihre Ideale, ihre Träume, ihren Glauben niedergelegt hatten. Niemals habe ich irgend etwas gesehen, was an manchen Stellen so furchtbar ergreifend und an anderen so groß und so männlich gewesen wäre. Wie oft wurde ich, wenn ich den Zügen der Seminaristen auf der Straße begegnete, von Trauer ergriffen, so viele heuchlerische, müde, blasierte, blöde oder grob skeptische Gesichter darunter zu sehen. Welches Glück, zu denken, daß das veraltete System, das in diesen Anstalten befolgt wird, die Entfaltung neuer Blüten nicht hat verhindern können!

Die vorherrschende Note in den Seiten, die ich las, war ein kräftiges Bedürfnis nach Aufrichtigkeit, Männlichkeit, ehrlicher Anstrengung und Initiative. Ein instinktives Mißtrauen gegen das Wunder, gegen die mechanische Andacht, die Zeremonien und den Singsang und zu gleicher Zeit eine unsagbare Liebe zur Menschheit unserer Zeit.

Was wird geschehen, wenn Frankreich diese neue Geistlichkeit kennen wird? Wenn sie Priester vor sich sehen wird, die nicht daran denken werden, sich mit Politik zu beschäftigen, die, ohne ihre Zeit damit zu verlieren, die Dogmen und Formeln, in denen das Denken entschwundener Generationen seine Anschauungen zusammengefaßt hat, zu verteidigen oder anzugreifen, die Apostel des Friedens zwischen den Völkern, die uneigennützigen Mitarbeiter an jedem hochherzigen Unternehmen, die unermüdlichen Gegner aller Ungerechtigkeiten sein werden, die durch ihr Beispiel zeigen werden, daß der Christ nicht der Mensch ist, der durch beständige geistige Abdankung zu jeder Passivität und jeder Sklaverei prädisponiert ist, sondern in ihm den Zeugen der wahren Freiheit, über den keinerlei Tyrannei Macht hat, erkennen lassen werden.

Ich glaube, an diesem Tage wird Frankreich von einer unbeschreiblichen Bewegung ergriffen werden. Und wenn unter den Priestern, von denen ich sprach, und unter den Freidenkern, an

Digitized by Google

deren Seite sie sich naturgemäß finden werden, ein Prophet mit überströmendem Herzen und entflammenden Worten sich finden sollte, so werden wir in diesem Lande ein Wiedererwachen des Glaubens erleben, wie man es noch niemals gesehen hat.

Ah, ich höre wohl die ungeduldige Frage der römischen Herren, die bereits zwischen den Zeilen zu lesen suchen, und ich errate diese ihre Frage: „Werden diese Katholiken, von denen du da sprichst, innerhalb der Kirche bleiben oder sich von der Kirche lösen?" (Was ins Lateinische übersetzt so viel heißt als: Müssen wir sie verfolgen oder nicht?) Ich würde die Frage ihrer Eminenzen sehr gern beantworten. wenn ich es vermöchte. Unglücklicherweise scheuen die historischen Erscheinungen nicht davor zurück, sich in die Kategorien unserer armen Greisengehirne und in die Kartons unserer Registraturen nicht einreihen zu lassen.

Es gab ein Dutzend Sünder in Galiläa, die dem heiligen Kollegium jener Zeit dereinst gar viel zu schaffen machten. Sie waren sehr schlechte Juden, denn sie verletzten den Sabbat, sich durchlöcherten die Vorschriften des Gesetzes und sie erlaubten sich sogar, sie auszulegen; und sie waren dennoch sehr gute Juden, und dank ihnen ist das Judentum die Vorrede des Christentums geworden. Heute so wenig wie damals wird der Buchstabe den Geist töten. Das Christentum von heute wird mit seinen Pharisäern und seinen Saduccäern der Geschichte angehören und durch eine neue Kultur ersetzt werden. Das eine wird das andere nicht töten. Das eine wird aus dem anderen hervorgehen.*)

Wenn die Skizze, die ich zu zeichnen versucht, richtig ist, wenn die Dinge, die sich in Frankreich ereignen, tatsächlich so sind, wie ich sie soeben geschildert, dann vermag der Leser selbst seine Schlüsse daraus zu ziehen und sich leicht denken, welche Folgen die Kündigung des Konkordats haben wird.

Ich habe zu beweisen versucht, daß es in der Kirche zwei Katholizismen gibt, einen von gestern und einen von morgen. Die Kündigung des Konkordats wird den Zusammenbruch des Katholizismus von gestern, d. h. des Klerikalismus, vollenden. Ich weiß wohl, daß er durch einige Jahre vielleicht stärker als je erscheinen wird. In manchen Gegenden werden einige Menschen ohne Verantwortlichkeitsgefühl vielleicht Ausbrüche des Fanatismus hervorrufen können. Aber all dies wird genau so viel be-

*) Material, das von mir Mitgeteilte zu ergänzen, findet man in einem höchst interessanten Buch des Abbé Klein: Quelque motifs d'espérer (Paris, 1904.)

Digitized by Google

deuten, wie die Bauernunruhen in der Bretagne oder in Velay, wenn die Polizei einen Zauberer oder einen Kurpfuscher verhaften will.

Die Gegner der Demokratie werden schreien und stöhnen, in ihrem Schrecken werden sie ihr Gold mit vollen Händen ausstreuen, um Unruhen hervorzurufen. Aber gerade diese Allianz der reaktionären Parteien mit den klerikalen Katholiken wird die letzteren völlig jedes Ansehens berauben.

Diese Katholiken sind nie etwas anderes als Emigranten im Lande gewesen. Und wenn die Klerikalen uns beschwören, unsere Augen nach der deutschen Grenze zu werfen und dort das erbauliche Schauspiel zu bewundern, wie Wilhelm II. sich um die Stütze des Vatikans bemüht, so sind die Jungkatholiken noch entrüsteter als die Freidenker. Die Szenen, die sich auf dem deutschen Katholikenkongreß in Straßburg abgespielt haben, haben ihr Gewissen aufs tiefste erschüttert. Mit starrem Staunen und mit wahrer Trauer hat Frankreich das Echo dieser Versammlung vernommen.

Man wird sagen, das geht uns nichts an. Aber wer würde von einem Schiffbruch nicht erschüttert werden? Die Freudenausbrüche des deutschen Katholizismus haben uns traurig gemacht, wie einen die Freude armer Mädchen traurig macht, die ihre Jugend irgend einem Finanzbaron zum Opfer bringen.

Diese Konzentration des Klerikalismus und sein Bündnis mit dem Despotismus wird nur bewirken, daß die jungen Katholiken sich mehr und mehr der Demokratie und den Freidenkern nähern werden. Herr Jaurès und der Herr Abbé Hemmer begegnen sich auf dem Felde der Freiheit und der Vernunft.*) Und im letzten Winter haben wir in Paris ein neuartiges Schauspiel gesehen: Zusammenkünfte, bei denen die Führer der Freidenker, die Herren Buisson, Séailles, Seignobos, sich mit einigen der hervorragendsten Mitglieder der katholischen Geistlichkeit freundschaftlich über die Trennung besprachen. Diese freien Unterhaltungen werden wieder aufgenommen werden.**)

Dieser Verkehr der Demokratie mit den jungen Katholiken wird natürlich auf die Demokratie eine tiefe Wirkung ausüben. Schon kann man bemerken, daß bei einigen Vertretern des Sozialismus sittliche Fragen und religiöse Forderungen dunkel keimen.

*) Siehe Hemmer S. 54.

**) Sie finden 152 Rue de Vaugirard statt und das Protokoll wird veröffentlicht.

Digitized by Google

Von dieser Seite aus hat der Kampf gegen den Alkoholismus, gegen die Pornographie, gegen den Mädchenhandel, gegen die Kriege seine tüchtigsten Mitarbeiter gefunden. Dies ist nur ein Anfang. Frankreich beginnt nun, die Eitelkeit der Politik und der billigen Vergnügen zu begreifen. Es sucht! Es sucht ein Ideal, das es nicht so gut suchen würde, wenn es nach dem Wort Pascals nicht schon gefunden wäre.

Höret auf die Worte, die dem Volke einige seiner Führer und zwar die am meisten beachteten sagen. Es sind gerade die, die der Klerikalismus entehren wollte, indem er sie die Hohepriester des freien Gedankens nannte: die Berthelot, die Buisson, die Séailles. Wahrlich, man möchte den Gläubigen vieler Kirchen wünschen, daß sie es verstanden hätten, solche Vertreter zu finden. Hohepriester von ganz neuer Art, da sie niemanden exkommunizieren und nicht aufhören, ihren Gläubigen die Achtung jeder Überzeugung zu predigen.

Um so schlimmer für die alten Kirchen, wenn sie die ungeheure Veränderung nicht wahrnehmen können, die sich im Denken des französischen Volkes soeben vollzieht, wenn sie starrsinnig bei dem Glauben beharren, daß die meistgehörten Häupter der Demokratie nur Demagogen sind, welche die Begierden der Menge durch ihre Heftigkeit überreizen.*)

Diese Zeiten sind vorüber, und man kann heute in den revolutionären Blättern nicht selten Seiten finden, die an Jesaias und Paulus erinnern. Es ist durchaus nicht meine Absicht, Herrn Deherme heilig zu sprechen. Aber wenn man die Sammlung seiner „Coopération des idées“ in die eine Wagschale legen würde und in die andere einige Sammlungen der beliebtesten

*) Ich stelle nicht ohne Freude fest, daß der sittliche und religiöse Charakter der neuen Richtungen, und zwar selbst der extremsten, von einem Christen unserer Zeit erkannt und bestätigt worden ist, von Herrn T. Fallot: Le Livre de l'Action Bonne (Paris, 1905, Fischbacher).

Er schreibt auf Seite 276 und 77: „Der revolutionäre Sozialismus ist eine außerordentlich komplizierte Erscheinung, eine Welt im Auflösungszustand, in der das Gute und das Böse, die berechtigtsten Forderungen und die gröbsten Begierden in einem wütenden Kampf liegen. Man muß sich daher auf einen sehr hohen Standpunkt erheben, um einige Übersicht zu gewinnen und sich in diesem Chaos zurechtzufinden. Ich habe mich hier mit der ökonomischen Bedeutung dieser Bewegung nicht zu beschäftigen, aber ich kann versichern, daß man ihr eine hohe sittliche Bedeutung unmöglich absprechen kann. Sie bedeutet einen leidenschaftlichen Protest gegen die Ungerechtigkeit und einen gigantischen Versuch, die Gerechtigkeit auf dem Erdball herzustellen.“

Digitized by Google

Predigten, auf welcher Seite würde man wohl mehr religiöse Empfindung, mehr uneigennützigen Eifer für den sittlichen Fortschritt unserer Generation finden? Und Jesus sprach zu ihnen: „Wahrlich, ich sage euch, die Zöllner und Huren werden vor euch in das Reich Gottes eingehen".

Ich schlage das letzte Heft auf, das dieser Ungläubige herausgegeben, und ich lese: „Noch niemals hatte der Mensch so mächtige Mittel, eine so reiche Fülle zu seiner Verfügung, noch niemals konnte er sich einer so vollkommenen Sicherheit erfreuen und eines so beständigen Wohlbefindens, und noch niemals war er der Verzweiflung so nahe und bei all seinem Wissen und all seinem Reichtum so elend im Grunde seiner Seele. Möge ein jeder um sich schauen, durch die Haltung und den Schein hindurch und möge er aufrichtig in sich selber schauen. Mag er ein Arbeiter sein, der in der lärmzitternden und stauberfüllten Fabrik frondet, ein Bauer, der unter der schweren Augustsonne über die Erde gebeugt ist, ein Kaufmann oder Großindustrieller, ein Professor, ein Arzt, ein Advokat, ein Beamter mit all ihren mannigfachen Arbeiten, oder auch ein Schmarotzer, der seine unnützen Tage am Rennplatz verbringt und seine schandvollen Nächte in eleganten Lokalen, alle werden denselben Ekel bekennen, das zu sein, was sie sind, ohne irgend ein anderes Ziel als ihr eigenes Selbst, dessen Schranken sie wohl kennen, ergriffen von dem gleichen müden und zagenden Wunsch, irgend etwas anderes zu sein, nur nicht das, was sie sind, um sich noch einige Stunden einer Illusion über sich selbst und über die Welt, die sie selbst gemacht, zu verschaffen." *)

Wenn eine Kultur in solchem Grade ihre eigene Nichtigkeit empfindet, dann ist der Weg nach Damaskus nicht weit.

Kurz, es gibt heute in Frankreich nur zwei Arten von Menschen. Diejenigen, die von den vergangenen Jahrhunderten einen Schatz empfangen haben, den sie eifersüchtig hüten und den sie weder selber betrachten noch sehen lassen wollen, und jene, die unbekümmert um den Schatz, der ihnen vermacht sein mag, suchen und schreiten und der Zukunft entgegen gehen.

Die Revolution von 1789 ist nur eine Vorrede und ein Blitzen gewesen, die Antizipation einer tiefen und organischen Erneuerung. **)

*) Cooperation des idées, September-Oktoberheft 1905, S. 519.

**) Ohne die Schwierigkeiten, welche die Zivilverfassung der Geistlichkeit mit sich brachte, hätte die Revolution ein ganz anderes Schicksal gehabt. Das relative Scheitern der Bestrebungen von 1789 wurde haupt-

Digitized by Google

Das von Laien gelenkte Frankreich schickt sich an, das Buch zu schreiben, von dem die Erklärung der Menschenrechte nur ein vorläufiges Kapitel darstellt, und bei diesem Werke wird das von Laien gelenkte Frankreich von den besten der Geistlichkeit unterstützt. Der Klerikalismus mag diese Priester als Abtrünnige behandeln; der Schrei des Hasses wird nicht einmal bis zu den Ohren derjenigen gelangen, die an diesem großen Werke mitarbeiten werden. Und dann wird es einen neuen Katholizismus geben, für den die Begeisterung, die Arbeit, die Männlichkeit und die Liebe die wichtigsten Tugenden sein werden, ein Katholizismus, der dem alten nicht mehr gleichen wird, als der Schmetterling der Puppe gleicht. Und doch wird er der alte sein und morgen wird er auf die Giebel seiner Tempel die Worte des Galiläers setzen können: „Non veni solvere, sed ad implere.“ *)

sächlich durch den klerikalen Widerstand verursacht. Heute feiert die Mehrzahl der Klerikalen in der Erinnerung an jene Ereignisse schon im voraus die Zerschmetterung der Demokratie, und sie berauschen sich schon jetzt an dem Gedanken an die schreckliche Rache Gottes (zu deren Henkersknechten sie sich natürlich bereitwillig hergeben werden). Ich möchte sie nicht betrüben, aber ich muß ihnen leider sagen, daß sie in ihrer Begeisterung den Unterschied der Zeiten nicht in Rechnung ziehen. Im Jahre 1789 war Frankreich, ausgenommen die Herren vom hohen Adel und der höheren Geistlichkeit, fast durchaus katholisch und von naivem Glauben erfüllt. Heute ist Frankreich weder katholisch noch gläubig. Selbst in den Orten, wo die Kirche eifrig besucht wird, wird man, die Analphabeten ausgenommen, nur mit Mühe irgend eine größere Zahl von Leuten finden, welche die Gesamtheit der katholischen Lehre ungeseibt annehmen würde.

Ich erlaube mir daher, jene, die da herumgehen und schreien, daß die Kirche schon ganz andere Krisen durchgemacht, in aller Bescheidenheit darauf aufmerksam zu machen, daß die gegenwärtige Krise von allen vorhergehenden gänzlich verschieden ist. Vor einigen Jahren sprach man ungefähr ebenso; man forderte das Parlament heraus, es möchte nur wagen, die Gesetze gegen die Mönche zu beschließen: nun, die Gesetze wurden beschlossen, wurden ausgeführt, die Mönche sind fort, und nicht nur hat Frankreich sich nicht zu ihrer Verteidigung erhoben, sondern selbst die geschickt veranstalteten Demonstrationen sind aufs kläglichste gescheitert und die armen Mönche mußten die Grenze überschreiten, unter vollkommener Teilnahmslosigkeit des Landes.

*) Ich bin nicht gekommen, das Gesetz und die Propheten aufzuheben, sondern sie zu erfüllen.

Digitized by Google

Die altevangelischen Reformparteien.

Von A. Gubalke.

Gemeinhin begegnet man selbst bei Gebildeten dem Glauben, daß die reformatorische Entwickelung zwischen Huß und Luther eine große Lücke gelassen habe. Ja, man führt die Stagnation, die unmittelbar nach dem erst so blühenden Aufschwung des freien Geistes folgte, auf diese Lücke zurück, gleichsam, als ob das Volk nicht reif gewesen wäre für diese gänzlich neuen Ideen. Aber die reformatorischen Bewegungen in der christlichen Kirche haben eigentlich nie geschlummert, ja sie sind so alt wie diese selbst. Luther ist keineswegs der aus flachem Boden einsam hervorragende erratische Block. Nein, eine große Schar edler Männer kämpfte vor ihm den gleichen Kampf. Wohl standen sie oft auf verlorenem Posten, aber sie streuten mit kühner Hand die Samenkörner, aus welchen jene Bäume entstanden, an deren Früchten sich Rom doch noch einmal die Zähne ausbeißen wird.

Der Stifter der christlichen Kirche schleudert sein „Ich aber sage Euch" dem starren, in Stein gegrabenen Gesetz entgegen und hatte durch seine Worte von der Liebe die Mauern und Schranken des Zwanges durchbrochen. Morgenluft und Freiheit sollten durch die ganze Menschheit wehen. Und dieser freie Hauch erhielt sich sich frisch in den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirche in bewußtem Gegensatz zu den Gesetzesforderungen des Judentums. Erst später, als Kaiser Konstantin seine erschütterte Macht durch den Bund mit dem römischen Bischof zu kräftigen strebte, forderte die Kirche als Gegenleistung den weltlichen Arm als Schutz für ihre Lehren, die schon im Dogma erstarrt waren.

Wehe dem, der diese Dogmen angriff! Im 5. und 6. Jahrhundert entstanden die ersten Strafbestimmungen wider die Häretiker. Wieder sechs Jahrhunderte später wurden sie von römisch-deutschen Kaisern erweitert und bestätigt. Thomas von Aquino nannte die Häresie ein Vergehen, das schlimmer sei als das ärgste, weltliche Verbrechen, und hält es sogar für unnütz, Ketzer belehren zu wollen. Ausdrücke wie „häretische Schlechtigkeit", „pestilenzialische Personen" werden im kirchlichen Recht gebräuchlich und sind Bezeichnungen strafwürdiger Verbrechen. Also schon von dem Moment an, als man aus Herrschergelüsten den freien Geist in Fesseln schlagen wollte, entstanden jene sogenannten Ketzer, jene Vor-

Digitized by Google

arbeiter der glücklicheren Männer, die, durch die Gunst der Verhältnisse getragen, imstande waren, mit fester Hand die reife Frucht vom Baum zu pflücken, den jene mit ihrem Blut und ihrer Asche gedüngt hatten.

Die römische Kirche, die es immer verstand, alles zu ihren Gunsten auszubeuten, konstruierte nun aus jener bekannten Römerstelle im 13. Kapitel „Die Obrigkeit ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Bestrafung für den, der Böses tut" das Recht zur weltlichen Hinrichtung der „Ketzer", als der Bösesten unter den Bösen. Ludwig Keller, der ausgezeichnete Kenner aller jener „ketzerischen" Bewegungen, sagt uns, daß den ersten Platz unter den sogenannten Sekten, die im 13. Jahrhundert zuerst auftraten und sich im Gegensatz zu den herrschenden römischen Lehren befanden, die sogenannten Gemeinschaften der „Christen" oder „Brüder" sind. Jenen ersten Namen verwehrte man ihnen, weil man ihn für sich selbst beanspruchte, und nannte sie in der Folgezeit schlechthin „Brüder", auch „Lombardische Arme, Leonisten, Lombardische Brüder, Böhmische Brüder". Am meisten jedoch nennt man sie „Waldenser". Sie sind die unbestechlichen, unermüdlichen Träger jener lebensvollen Ideen, welche die Gemeinde Christi vor Fäulnis bewahrten, sie sind die Hefebazillen, welche die Gärung rege hielten, sie sind die Bannerträger des wahren Christentums. Sie wirkten im Geheimen und öffentlich, und ihren Lehren, die bewußt und unbewußt im Volke lebten und alle Stürme der Jahrhunderte überdauerten — oft nur wie Funken unter der Asche glimmten —, war der Widerhall zu verdanken, den die Lehren der späteren Reformation fanden. Ein Ketzerrichter des 13. Jahrhunderts, der sogenannte Pseudo-Reiner, schildert sie, nachdem er ihren Ursprung in die Zeiten der Apostel zurückverlegt, also:

„Sie sind zu erkennen an ihrer Lebensweise, sie sind in ihrem Wandel gesetzt und bescheiden, sie tragen keinen Hochmut zur Schau in ihrem Äußeren, indem sie sich weder kostbar noch schlecht kleiden. Negotiationen treiben sie nicht, um die Unwahrheit, Eid und Betrug zu vermeiden. Sie erstreben nicht Reichtum, sie leben keusch, sind mäßig in Speise und Trank ꝛc., aber beten zu wenig. Sie hüten sich vor übler Nachrede und dem Schwur."

Natürlich wurden sie trotzdem der Anbetung Luzifers angeklagt sowie der Sittenlosigkeit, welche Behauptung längst durch gründliche Forschungen widerlegt worden ist. Ich verweise auf die Schriften Ludwig Kellers, die auch diesen Ausführungen meist zugrunde liegen.

Da die Waldenser außer der Teilnahme am allgemeinen

Digitized by Google

Gottesdienst auch noch heimlich an entlegenen Orten zusammenkamen, so nannte man sie spottweise im westlichen Deutschland „Winkler", im Osten „Grubenheimer". Eine Überlieferung, welche aus einer waldensischen Weberfamilie stammt und bis in das 13. Jahrhundert hinaufreicht, sagt über den Ursprung der Brüdergemeinde folgendes:

„Die Waldenser gehören zu der Zahl jener Schüler, welche herstammen von den Schülern und Aposteln Christi, von denselben Aposteln, welchen Christus seine Vollmacht übertrug, zu binden und zu lösen, und diese Schüler (Waldenser) besitzen jene Vollmacht, wie sie Christus dem Petrus und anderen nach ihm gegeben hat. Die Kapläne und die Mönche erkennen wohl den Sinn der heiligen Schrift und des göttlichen Gesetzes, aber sie wollen nicht, daß er dem Volke deutlicher werde, um ihre Herrschaft über das Volk besser zu begründen, denn wenn sie klar und unverhüllt das Gesetz Gottes, wie es Christus offenbart hat, lehrten, so würden sie nicht wie jetzt die Mittel haben, die sie brauchen."

Diese Überlieferungen verdanken wir Jagneta Beatrix de cumba Rotgier, einer waldensischen edlen Frau. Auch die neueste Forschung erkennt an (Diekhoff), „daß die Entwickelung der Waldenser nicht derart als etwas Neues auftritt, daß sie nicht auch auf vorbereitende Vorentwickelung zurückweisen und daß diese in „häretischen Entwickelungen ihre vornehmsten Repräsentationen haben". Petrus Waldus ist somit, wie man früher annahm, nicht der eigentliche Gründer und Stifter dieser „Sekte", sondern er ist derjenige, unter dessen Leitung die Partei um das Jahr 1170 einen besonderen Aufschwung nahm. Von seiner Person weiß man nicht viel. Er lebte im südlichen Frankreich, und man erkennt in ihm und seinen Lehren vor allen Dingen den Vertreter einer unabhängigen selbständigen Geistesrichtung. Seine Lehren sind weit entfernt von allen mönchischen Neigungen, befinden sich im Gegensatz zu den Formen religiösen Lebens, die bis dahin stets in den Mönchsorden sich der katholischen Kirche angegliedert hatten. Sie hielten sich ebenso frei von mönchischer Mystik als von freigeistiger Schwärmerei, sagt Wilhelm Diekhoff. Die katholische Kirche vermochte trotz ihrer ungeheuren Machtmittel nichts gegen das Leben und die selbständige Kraft dieser Partei auszurichten.

„Freiheit" und „Evangelium", das war die Losung, welche ihre beste Verkörperung in Arnold von Brescia und Petrus Waldus fand. Auf dem Evangelium bauten sie ihre Lehren von der Freiheit der Kinder Gottes auf — jener Freiheit, die nichts von Menschensatzungen weiß, die nur ein Gebundensein in Gott

Digitized by Google

kennt. Im merklichen Widerspruch stehen ihre Ideale zu den Lehren jenes edlen, liebevollsten aller Mönche und Reformatoren innerhalb der katholischen Kirche — ich meine Franz von Assisi, der zwar in seinen Lehren auch die Nachfolge Christi betont, aber in jener weltabgewandten mönchischen Weise, die die Welt wohl in einen lieblichen Garten umwandeln, ihn aber mit bedürfnislosen, in Armut lebenden Menschen bevölkern möchte; er, der die Armut im Geist kennt, die Einfalt, aber nicht die Freiheit des Geistes verlangt.

Ganz anders die Waldenser! Sie sind nicht weltabgewandt, sie sehen ihre Lebensaufgabe in werktätiger Liebe und Pflichterfüllung innerhalb der christlichen Kirche. Sie haben nie die Aufgabe persönlichen Besitzes zu ihrem Lebensideal gemacht, und klösterliche Absonderung war ihnen grundsätzlich zuwider. Fest standen sie auf irdischem Boden, den Blick gen Himmel erhoben. Sie ließen das Gebet nicht ohne Arbeit bestehen, so wenig wie sie eine Arbeit ohne Aufblick zum Urgrund aller Dinge kannten. 1170 verbot ihnen der Erzbischof von Lyon das Predigen, und vor Schluß des Jahrhunderts machten sie den Geistlichen viel zu schaffen durch ihren Anhang in allen westeuropäischen Ländern. Sie besaßen vortreffliche Bibelübersetzungen zu freiem, allgemeinem Gebrauch. In dieser Zeit kamen ihre ersten Sendlinge nach Frankfurt a. M. und Nürnberg. Ihre Lehren fanden großen Anklang bei der nach Licht und Freiheit dürstenden, geknechteten Volksseele, und als man von Rats wegen mit Feuer und Schwert gegen sie vorging, entwichen sie nach Böhmen und legten den ersten Grund zu den dortigen späteren Religionsbewegungen. Auch in dem alten heiligen Köln traten sie auf, und dort begegnen wir zuerst der Sitte, daß sie Erwachsene taufen auf Grund der Markusstelle 16, 16. Auch hier starben sie den Feuertod mit Geduld und Begeisterung, wie ihr eigener Ketzerrichter von ihnen rühmt.

Johann Laurentius von Mosheim, der beste Kenner des älteren Ketzertums, hat im Jahre 1770 den Beweis erfolgreich angetreten, daß diese Kölnischen Ketzer zu den „Armen von Lyon" zu zählen sind, also sich aus jenen uralten, immer wachen ältesten Reformbestrebungen gebildet haben, welche die alte ewig junge, von Christus in die Welt gebrachte innere Freiheit auf ihre Fahnen schrieben und nie aufhörten, gegen den Stachel römischer Knechtschaft zu löcken.

Aus diesen Kölner Brüdern ging jener begeisterte Ausleger

Digitized by Google

der „Philosophie Christi“, wie ihn spätere Genossen der Waldenser nennen — Meister Eckart — hervor. Einer ihrer edelsten Bekenner, der Bischof Johannes von Straßburg, der mit 500 Männern und Frauen aus allen Ständen dem Feuertode überliefert wurde, sagt aus:

„Wir sind alle Sünder, aber nicht um unseres Glaubens willen, und nicht um der Laster willen, die man ohne Grund uns vorwirft; aber wir erwarten Verzeihung der Sünde ohne Menschenhilfe, ohne Vermittlung der Priester und nicht durch Verdienst unserer guten Werke.“

Oft wirft man sie in einen Topf mit den Beghinen und und Begharden. Aber selbst Ludwig Keller, ein so vortrefflicher Forscher auf diesem Gebiete vorreformatorischer Ketzergeschichten, gesteht, wie schwer es ist, dieses Knäuel von widerstreitenden Berichten über jene Zeit und ihre Erscheinungen zu entwirren. Sicher darf man annehmen, daß bei der Grausamkeit und Unerbittlichkeit der Verfolgungen sich mancher Waldenserbruder unter anderem Namen verbarg. Gerade die Gemeinschaft der Begharden, die einen freien Zusammenschluß Armer, Verlassener, weltfremder Leute war, ohne bestimmte Regel und besondere Privilegien, boten Spielraum und Gelegenheit hierzu. Nach und nach waren aus Vermächtnissen wohlhabender Brüder sogenannte Armen- oder Gotteshäuser entstanden, welche es sich zur Aufgabe machten, den Armen gemeinsame Arbeit und Unterhalt zu gewähren. Denn die Gemeindeordnung der Waldenser hatte den Grundsatz aufgestellt, daß innerhalb der Gemeinde Christi keiner Not leiden solle. Sie verachteten den Bettel im Gegensatz zur römischen Kirche auf das Entschiedenste. So suchten sie schon früh praktisch den uralten Gegensatz, der zwischen stark und schwach, reich und arm entsteht, zu mildern.

So liegen denn in jenen Brüderschaften die Keime schon stark entwickelt, die später jene welterschütternde Bewegung, die wir schlechthin die Reformation nennen, hervorbrachten. Man machte ihnen immer wieder den Vorwurf, daß sie den Schwerpunkt zur Erlangung des Heils und der ewigen Seligkeit nicht auf die „Statuten“ der römischen Kirche legten, sondern auf Befolgung der Lehre Christi allein. Fürwahr ein fluchwürdiges Verbrechen! — Und dieser Kampf gegen die Statuten der neurömischen Kirche für die Lehre charakterisiert vor allen Dingen das Wesen der altevangelischen Gemeinschaften. Da sie den Schwerpunkt ihrer Lehre auf die heilige Schrift legten, war es klar, daß sie es sich angelegen sein ließen, diese in ihre Muttersprache zu über-

Digitized by Google

setzen, und so gab es in Deutschland schon 1203 Übersetzungen der Bibel.

Überhaupt brachte man die deutsche Sprache auch in religiösen Dingen in Anwendung. David von Augsburg beschuldigt sie also:

„Die Gelehrigen unter ihren Complicen und die Beredten unterweist man darin, die Worte des Evangeliums und die Aussprüche der Apostel und anderer heiliger Männer in der Volkssprache sich einzuprägen! So verführen sie die Unschuldigen!"

Natürlich setzten sie sich hierdurch in Widerspruch mit dem Beschluß des Konzils von Toulouse 1229, welches dies ausdrücklich verbietet. Sie suchten diese Klippe dadurch zu umgehen, indem sie die Lehren der Schrift den Ihrigen in Form von Gedichten übermittelten.

Nun sollte man meinen, dadurch, daß die Bibel in die Hände von allerlei Volk gegeben wurde, wären Spaltungen, Meinungsverschiedenheiten durch allerlei Auslegungen entstanden. Aber nein, unverrückbar fest stand die eine große Lehre bei ihnen, die trotzdem nie zum Dogma bei ihnen versteinerte, wohl weil sie von keiner äußeren Autorität gestützt wurde: daß nämlich einzig und allein die Worte Christi das Fundament seien, auf dem sich die wahre Nachfolge Christi aufbauen könne. Sie legten dem Alten Testament nicht dieselbe Wichtigkeit bei wie dem Neuen und scheuten sich, das Alte bedingungslos allen Laien in die Hand zu geben. Sie übten weitgehendste Kritik, aber dabei haben sie stets hervorgehoben, daß nur demjenigen die rechte Erkenntnis der Worte Christi zuteil werde, welcher mit Ernst danach strebe, das Leben Christi zu leben, ein Leben der Liebe zu Gott und den Menschen. So nennen sie sich denn mit Vorliebe: Nachfolger Christi.

Es liegt klar zutage, daß alle die grundlegenden Lehren Luthers und der anderen Reformatoren schon lange vorher in diesen altevangelischen Gemeinden lebten, schon darum, weil sie auf den einen Grund, auf Christus und sein Wort zurückgehen. „Der Geist der Wahrheit, die Besserung unseres inneren Willens, die Schärfung der inneren Offenbarung", das sind die Schlagworte ihrer Lehrverkündigungen, die naturgemäß im hellsten Gegensatz zu den Dogmen Roms standen. Allenthalben begegnet man dem treuen Festhalten an einem älteren reinen Lehrtypus, ferner einfachsten Christuslehren, wie sie in den Schriften eines Ambrosius, Augustinus und Hieronymus und Bernhards von Clairvaux enthalten sind. Ängstlich vermeiden sie dogmatische

Digitized by Google

Streitigkeiten und gelten gern als die, welche in der Stille das heilige Feuer, das innere Licht hüten.

Am 18. November 1302 erklärte Bonifazius VIII., daß die Unterordnung unter den römischen Papst die Vorbedingung zu aller Seligkeit sei. Er brachte diesen Ausspruch auch öffentlich zum Ausdruck, denn im Jahr 1300 bei Gelegenheit des großen Jubiläums, wo Tausende nach Rom strömten, zeigte er sich an einem Tage allem Volke im Gewand des Papstes, am anderen in dem des Kaisers! Aber selbst damals schon war es unmöglich, sich ohne Widerspruch so zu gebärden. Kaiser Ludwig der Bayer selbst stellte sich an die Spitze der Empörung, was ihm natürlich das Interdikt eintrug. Die Mehrheit des Volkes witterte eine Verschwörung des Papstes mit dem französischen Könige gegen das deutsche Reich — der alte Kampf der Rundschädel gegen die Germanen. Man kann sich die Aufregung und den Streit, welcher damals tobte, nicht heftig genug vorstellen, denn die Kontraste waren zu schreiende. War doch gerade der sittliche Verfall der römischen Priesterschaft zu dieser Zeit vor aller Augen offenbar. Leider siegten die Römlinge auch diesmal — doch hat Kaiser Ludwig nicht vergeblich gekämpft, denn die unter seinem Schutz entstandenen Streitschriften sind maßgebend geworden für das ganze geistige und religiöse Leben des deutschen Volkes in den späteren Jahrhunderten. Sie haben die Grundlage geschaffen für unsere spätere religiöse Freiheit.

Der Papst forderte von Ludwig die Auslieferung des Erzketzers Marsilius von Padua, seines treuen Beraters, jenes von Freund und Feind als den geistvollen Vorkämpfer der altevangelischen Gemeinden bezeichneten Mannes. Doch der trotzige deutsche Kaiser ließ diese Forderung unbeachtet. Das Buch des Marsilius „Defensor pacit“ enthält die edelste Darstellung der altevangelischen Lehren auf politischem und kirchlichem Gebiete. Es sind Lehren des Friedens, der Liebe und der Freiheit. Staunend liest man da, wie Marsilius zwar die monarchische Form der Regierung festgehalten haben will — *sofern* sie der Volksmajorität entspricht, aber das Volk als Gesetze gebenden, den König immer nur als den die Gesetze ausübenden Teil ansieht. Des Königs Gewalt soll sich auf die besten und edelsten freien Männer im Volke stützen! Seine Ansichten fanden in Deutschland lebhaften Widerhall, namentlich in den deutschen Städten und ihrem aufblühenden Bürgertum.

Noch niemals hatte eine so allgemeine prinzipielle Kriegs-

Digitized by Google

erklärung stattgefunden in deutschen Landen gegen die herrschenden Kreise. Man sah damals klarer als heute ein, welche Gefahr für das Deutschtum und das Christentum in der Beugung unter den römischen Oberpriester läge. So kann man mit Recht behaupten, daß in diesem Jahrzehnt der Boden von jener kleinen Schar der Brüder bereitet worden ist, auf welchem der Samen einer neuen Weltanschauung aufgehen konnte.

In jener Zeit, um das Jahr 1332, reichten die deutschen Städte ein merkwürdiges Aktenstück dem Erzbischof von Trier ein, in welchem sie Ludwig als denjenigen Fürsten priesen, der am meisten nach der Lehre Jesu lebe, und daß sie ihm anhangen wollen, bis zum Tode getreu. Fürwahr eine mutige Tat, wenn man bedenkt, welche Macht Rom besaß. Und so retteten sich denn die altevangelischen Ideen von der Freiheit des Christenmenschen hinüber in die breiten, gebildeten bürgerlichen Kreise und fanden dort eine Freistatt in den freien Gewerken und Brüderschaften. Dort lebten diese Ideen im Stillen auch dann noch weiter, als die Nachfolger Ludwigs vergaßen, was sie dem Bürgertum schuldeten, und zu seiner Unterdrückung einen Bund mit dem Klerus schlossen. Vornehmlich waren es die Bauhütten, welche allen nun folgenden Unterdrückungen zum Trotz fortfuhren, diesen Ideen zu huldigen. Die Römlinge ließen nichts unversucht, diese „Pest“ zu vertilgen. Man verbot die „deutschen Bücher“ — man verbrannte den Waldenser Walther und sein Buch von den neun Stufen, und verdammte das vielgelesene sogenannte Meisterbuch, in dem nachgewiesen wurde, daß man ohne Fegefeuer das ewige Leben erringen könne.

Der Hauptsitz aller Ketzerei war Straßburg. Voller Entsetzen wird berichtet, daß sogar Männer, welche die heiligen Weihen empfangen hätten, sich zu diesen Weltverderbern hielten. Eng verbunden mit ihnen war Meister Eckart, der in geistiger und sittlicher Größe als leuchtendes Vorbild dastand, auf seine Zeitgenossen den tiefsten Eindruck machend. Auch seine Schriften wurden für ketzerisch erklärt. Es muß wundernehmen, daß die Schriften dieses seltenen Mannes so wenig Beachtung finden. Dieses freien und deutschen Mannes, der nicht nur neue Ideen schuf, sondern auch eine hohe Bedeutung insofern hat, als er die Sprache erst für seine Wissenschaft schaffen mußte. Thomas von Aquinos Schriften sind zu Tausenden verbreitet, von Meister Eckart wissen nur wenige. Seine Theologie ist eine echt deutsche, nicht nur in Form und Sprache, sondern sie ist aus deutschem

Digitized by Google

Geiste erwachsen und dem deutschen Gemüt homogen. Keller sagt: „Und wenn also Eckart vom Papst den Ketzern zugezählt wurde, so steht es fest, daß das Ketzertum für die Entwickelung des deutschen Geisteslebens und für die nationale Kultur von grundlegender Wichtigkeit geworden ist". Man bezeichnet die Literatur, die von Eckarts Ideen getragen ist, kurzweg die Literatur der Gottesfreunde und nennt ihn mit Recht den Vater der deutschen Mystik. Neben ihm stehen Tauler und der Gottesfreund aus dem Oberlande, jener große Unbekannte, dessen Lehren von den Ketzern hochgepriesen wurden.

Auch Taulers Werke standen neben denen Savonarolas auf dem Index der verbotenen Bücher. Bischof Berthold von Straßberg konnte sich der Heldentat rühmen, die Schriften Taulers aufgehoben und zum Teil vernichtet zu haben. Als eine der gefährlichsten Ketzerinnen wurde neben unzähligen anderen jene edele Mechtildis von Westhoven unter Karl IV. verbrannt. Ungezählte folgten ihr nach! Im Jahre 1397 verbrannte man allein zu Steyer 100 Männer und Frauen. Nur die Brüderschaften, die sich in den Bauhütten verkörperten, entgingen diesen grauenvollen Verfolgungen. Von nun an bauten die deutschen Hütten nicht nur stolze Dome und Münster, sondern es beseelte sie heimlich jenes heilige Feuer, das Erbteil der Märtyrer, welche aus Menschenseelen Tempel Gottes errichten wollten.

Friedrich Rester, welcher die Führerrolle der Ketzer in Franken im 15. Jahrhundert übernahm, starb ebenfalls mit seiner Genossin Anna Weiler den Feuertod. Man hält ihn allgemein für den Verfasser einer Schrift reformatorischen Inhalts: Die Reformation Kaiser Sigismunds. Diese 1438 verfaßte Schrift verficht mit Schärfe und Folgerichtigkeit eine Reihe von Reformgedanken. Sie ist von 1476 an in zahlreichen Ausgaben verbreitet und übt eine gewaltige Wirkung aus. Ich möchte hier einschalten, daß nachweislich allen späteren, besonders der lutherischen, Bibelübersetzung eine aus der Coburger Familie Weiler stammende zugrunde lag und daß diese Familie Weiler in den vorreformatorischen Bewegungen eine große Rolle spielte. Aber nicht nur in Franken, Böhmen und Mitteldeutschland, sondern auch in anderen europäischen Ländern blühte die verhaßte Ketzerpest. Es gab überall Männer und Frauen, welche in schwerer Zeit ein heiliges Vermächtnis der Vorfahren unter Gefahren der schlimmsten Art behüteten. In England predigte John Wiclef, sein Schüler Hieronymus in Prag — das Martyrium Huß' ist bekannt genug!

Digitized by Google

Möchte es mir gelungen sein, — zu zeigen, wie von dem Augenblick an, als man anfing, den freien Glaubensgeist in Fesseln zu schlagen und die reine Lehre zu fälschen, ihre reformatorischen Bewegungen wach wurden und blieben bis zu Huß und von da ab ebensowenig schliefen, bis Luther auftrat. Ludwig Keller sagt:

„Eine historische Untersuchung, welche den Einfluß der älteren Reformparteien auf die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts festzustellen trachtet, muß die Tatsache im Auge behalten, daß nicht bloß die deutschen Brüdergemeinden es gewesen sind, welche ihre Einwirkung zur Geltung gebracht haben, sondern daß die Brüder anderer Länder an den deutschen Entwickelungen sich beteiligten."

Im Jahre 1517, als die religiöse Bewegung in Kursachsen in Fluß kam, mischte sich der Erzbischof von Turin sogar persönlich mit einer Gegenschrift in den Streit der Meinungen, doch vergebens, es gelang auch ihm nicht, die Wahrheit zu besiegen. Es ging ein großes, gewaltiges, oft unausgesprochenes, oft laut hinausgerufenes Einvernehmen durch die ganze Geisteswelt. Ulrich von Hutten singt: „Wohlauf, die Geister regen sich, es ist eine Lust zu leben!" Der Deutsche Hutten und Graf Hermann von Neuenahr, Richard Crocus der Engländer, Joachim Camerius, Wolfgang Capito und vor allem Hans Denk, sie alle schürten das heilige Feuer, ihre Namen sollten unvergessen sein in der Geschichte der Reformation. In den Niederlanden stand Gerhard Groot an der Spitze der Bewegung. Im Jahre 1461 erlebte der Waldenser Katechismus 10 Auflagen!

Wenn man nun weiter bedenkt, daß vornehmlich die Bauhütten die Pfleger dieser Ideen waren, Kaiser Maximilian I. selbst ihr mächtiger Protektor war und tätig zu ihnen gehörte, daß die ganze Geistesblüte der damaligen Zeit sich unter ihrem Schatten sammelte, so kann sich der Unbefangene nicht genug wundern, daß die Erforschung dieser Zeitumstände nicht genauer betrieben wird. Es war eine weltgeschichtliche Fügung, daß gerade die Brüderschaften deutscher Werkleute es waren, von welchen die Buchdruckerkunst ihren Ausgang genommen hat. Als die Gutenbergische Erfindung sich über Deutschland seit 1455 verbreitete, da waren es die deutschen Buchdrucker und Buchhändler, welche die große Literatur der altevangelischen Gemeinden wieder zu Ehren brachten. Nirgends blühte der freie geistige Aufschwung mehr wie in Franken. Basel, Bamberg, Nürnberg, das sind die Heimstätten dieser Bewegung. Johannes Froben, der König der Drucker — da sind die Künstlerfamilien

Digitized by Google

Krug, der Goldschmied Hans Krafft, Sebald Baumhauer, Albrecht Dürer, der Bildschnitzer Thomas Heller und die Brüder Behaim. Den Mittelpunkt bildete das Haus Anton Tuchers zu Nürnberg. Dort fanden auch die Reden eines Staupitz eine begeisterte Zuhörerschaft. Man zeichnete sie auf, übersetzte sie deutsch und gab sie sofort in Druck.

Schon vor Luthers Auftreten stand die religiöse Frage stark im Vordergrund der Diskussion, und es ist Tatsache, daß die Spitze der Reden von Staupitz sich gegen die römische Kirche kehrte. Ja, man hielt Staupitz damals für den, welcher die heißersehnte Rettung bringen sollte. In Basel bildeten einen gleichen Zusammenschluß: Holbein, Burgkmeier, Schäufelein und Hans Frank unter dem Namen einer Brüderschaft „Zum Himmel". Erasmus hebt vor allen Dingen den freien Geist und die Reinheit der Gesinnung dieser Kreise hervor. In den Jahren 1466—1518 sind nicht weniger als 14 vollständige deutsche Bibeln Alten und Neuen Testaments in hochdeutscher Sprache, vier in niederländischem Dialekt im Druck erschienen, neben unzähligen deutschen Evangelien und Episteln mit Auslegungen. Diese Erneuerung der altdeutschen und altevangelischen Literatur äußerte sich natürlich vorwiegend im deutschen Bürgertum als dem ältesten Träger dieser Bewegung. Allmählich aber nahmen auch Träger des geistlichen Standes den Geist dieser Theologie, der altdeutschen Theologie in sich auf. Vor allem war es Staupitz, der wie kein anderer die Fähigkeit besaß, die Ideen der Vorfahren in selbständiger geistreicher Reproduktion den Zeitgenossen zu vermitteln. Dieser Staupitz, der die Erlösung von römischer Knechtschaft bringen sollte, ist es, welcher die Gewissensqualen des jungen Bruders Martin im Kloster zu Erfurt damit zu besänftigen suchte, daß er ihm das Studium der Mystik und vor allen Dingen der Bibel empfahl. Von ihm hörte Luther zuerst von dem Vorhandensein einer „deutschen Theologie" und nannte in diesem Sinne jenen seinen geistigen Vater. Er schrieb später an Spalatin:

> Kaufe dir doch das Buch Taulers, wo auch immer du es bekommen kannst, denn das ist ein Buch, worin du finden wirst, solche Kunst der reinen heilsamen Lehre, dagegen jetzt alle andere Kunst eisern und irdisch ist.

Ich wollte, ich hätte mit diesen Ausführungen Anregung zum Lesen der Kellerschen Schriften gegeben, da sie mit großer Liebe und tiefer Kenntnis alle jene reformatorischen und „Los von Rom"-Strömungen schildern. Zum Schluß möchte ich noch

Digitized by Google

einmal hervorheben, daß die Lücke zwischen Huß und Luther nicht besteht, und daß es sehr zu bedauern ist, wie wenig diese Vorzeit mit ihren großen Geistesströmungen zugunsten der evangelischen Freiheit bekannt ist und das vorreformatorische Protestieren innerhalb der katholischen Kirche an Tiefe, Mächtigkeit und Umfang der breite Untergrund ist, auf dem allein die Reformation des 16. Jahrhunderts sich erheben und Roms Mauern durchbrechen konnte. Treten wir doch den Männern, diesen Vorläufern eines glücklicheren Mannes, wie Luther war, näher, denn sie schreiben alle auf ihre Fahnen das Wort:

Frei ist der Geist und ohne Zwang der Glaube, darum los von Rom.

Wir schöpfen aus diesem Studium Kraft für den ewig alten Kampf der Finsternis gegen das Licht, der römischen Herrschergelüste in den deutschen Landen.

Die Entlastung der höheren Schulen.

Vorschläge im Rahmen der letzten Reform.

Von Prof. A. Fischer-Hamburg.

[Teil II.]

Die Schulfächer.

Der Unterricht in der Religion ist eigentlich Sache der Kirche, für welche die Schule eintritt, um die Jungen zu lehren, fest zu werden im eigenen Bekenntnis und im christlichen Sinn andere Konfessionen zu achten. Sie sollen lernen „Gott fürchten und den Nächsten lieben wie sich selbst", oder, wenn sie nicht ganz so weit kommen, wenigstens seine Rechte achten. Weil die Kirche ihre jungen Christen über das nötige Wissen selbst prüft, die protestantische bei der Konfirmation, könnte das Fach im Abiturientenexamen wohl fehlen; denn Religion ist doch eine Überzeugung und das Wissen nicht die Hauptsache.

Die alten Sprachen geben auf dem Gymnasium den Schülern die sprachliche Ausbildung, lehren sie richtig denken, z. B. an der Hand der lateinischen Grammatik, welche die sachlichen Grundlagen des Denkens klar- und festlegt. Durch Über-

Digitized by Google

setzungen in die Muttersprache und aus ihr wird an der verschiedenen Denk- und Sprechweise das Wesen auch des Deutschen erkannt und dieses nunmehr bewußt angewandt. Jede lateinische und griechische Stunde ist etwa eine halbe deutsche, das wird oft nicht bedacht, wenn man über ihren Wert urteilt. — Beide Sprachen sind bald nur noch notwendig für Philologen wie Theologen und die Geschichte vieler Wissenschaften; ohne etwas Latein indes ist auf der Universität jetzt noch schlecht auszukommen. Es ist die Sprache des scharfen Verstandes, in der ein Cäsar es fertig gebracht hat, seine Feldzüge in Gallien in großen Umrissen so klar, einfach und deutlich zu erzählen, daß selbst ein 13jähriger Junge sie in seiner Weise begreift und mit Vergnügen liest. Das Griechische wendet sich auch an die Phantasie, um nur Homer zu nennen; seine Odyssee ist wohl immer noch das beste erzählende Gedicht, dessen Sonne auch uns scheint. Beide Sprachen zusammen enthalten das geistige Leben der untergegangenen alten Welt. — Die Stundenzahl des Latein auf dem Gymnasium war bei der Reform von 1890/92 um 15 Stunden herabgesetzt — wohl auf einmal zuviel — und wurde 1900/01 wieder erhöht. Indessen ist nicht recht einzusehen, warum dieser Unterricht nicht mit 6 Stunden wöchentlich auskommen sollte, nachdem in den untersten 2 Klassen Formenlehre und Wortschatz in je 8 Stunden sichergelegt sind. Wenn die grammatische wie stilistische Haarspalterei, wie sie manchmal betrieben wird, geringer würde, das könnte nichts schaden. Diese Arbeit erinnert oft verzweifelt an jenen Stadtsoldaten, der mit „gegen mich kommt keiner auf" über den Strohhalm sprang, daß ihm die Haare auf dem Kopf sausten. — Das Griechische braucht nicht mit 8 Stunden zu beginnen, weil die grammatischen Grundbegriffe durch das Latein schon festliegen, es würde wie jetzt mit 6 Stunden durchgehen, aber schon von der Quarta an, wie das vor 1890 geschah. Nach dem Stundenplan unten haben die alten Sprachen auf dem Gymnasium zusammen 100 Stunden gegen 104 jetzt, und diese sind, wie oben betont, zur Hälfte deutsche.

Sind die alten Sprachen schwer zu lernen wegen der von uns verschiedenen Verhältnisse des Lebens und der verschiedenen Denkweise, so sind die neueren, französisch und englisch, nicht leicht durch ihre Aussprache. Wie sie jetzt betrieben werden, leisten sie indes weniger für das Deutsche als die alten, weil die fortwährenden Übersetzungen in die Muttersprache und aus ihr fehlen oder doch sehr zurücktreten. Für die kommende Zeit sind beide

Digitized by Google

neuere Sprachen notwendig oder doch sehr wünschenswert, namentlich auch ein wenig Sprechen. Französisch ist immer noch die elegante Sprache der vornehmen und gebildeten Welt, die im Verkehr des südlichen Europas vorherrscht; es ist klar und deutlich durch seine feste Wortstellung, und in seiner reichen Literatur tritt die Komödie hervor, die in feinen Intrigen, komischen Situationen und eleganten Pointen unerreicht dasteht. Englisch ist die praktische Weltsprache, welche den internationalen Verkehr beherrscht. Es gebraucht wie das Lateinische kurze Denkformen, z. B. reichlich den Akkusativ mit dem Infinitiv wie die mannigfachen Konstruktionen der Partizipien, verwendet — regelloser als das Latein — dieselben Verben transitiv und intransitiv, z. B. march = marschieren wie marschieren lassen, und bildet von intransitiven Verben mit Präpositionen ein volles Passiv. Englisch lehrt praktisch denken und empfiehlt sich dadurch besonders dem gebildeten Deutschen, der sich vom Denken nach Regeln nicht leicht losmacht. In seiner gewaltigen Literatur weist es auch zahlreiche große Redner auf. — In den neueren Sprachen ist das Ziel des Gymnasiums besonders das Lesen und Schreiben. Konversation kann nicht viel getrieben werden; die muß sonst geübt werden, wie das in gebildeten Familien schon jetzt geschieht. Das Englische — bisher in Preußen wahlfrei — beginnt in Obersekunda; es sollte meiner Meinung nach aus praktischen Gründen keinem Gebildeten ganz fehlen. Beide Sprachen werden auf den anderen Schulen natürlich weiter getrieben; indes gibt bisher auf dem Realgymnasium das Latein die grammatische Schulung, auf der Oberrealschule aber das Französische. Doch kann dies nicht gut alles leisten, nämlich grammatische Schulung nach der alten Methode, Sprechen nach der neuen, dazu Lesen und Schreiben. Das ist zuviel! Das wird ja sonst in keiner Sprache auf der Schule verlangt! Die grammatische Arbeit auf der Oberrealschule müßte mehr, aber nicht allein ins Deutsche gelegt werden, das stärker als jetzt und etwas anders als auf den übrigen Schulen betrieben werden muß. Grammatik in der Muttersprache, vernünftig betrieben, hat auch ihre Vorteile; die Satzlehre kann den Schülern rein sachlich beigebracht werden: der Indikativ steht, wo Wirkliches erzählt wird, und der Konjunktiv, wo Mögliches, Angenommenes oder Unwirkliches vorliegt. Das wird dann an den einzelnen Nebensätzen und Hauptsätzen gezeigt und weckt natürlich den Verstand. Das Deutsche wird daher in dem Stundenplan unten der Oberrealschule gegen die neueren Sprachen etwas verstärkt, die Stunden-

Digitized by Google

zahl aber bleibt für alle drei zusammen ziemlich dieselbe wie jetzt. Wird die grammatische Arbeit besonders vom Deutschen geleistet oder doch vorbereitet, so genügen wohl für jede neuere Sprache vier Stunden.

Deutsche Jungen müssen natürlich deutsch schreiben, lesen und sprechen lernen. Auf diesem dreifachen Können beruht der Unterricht auch in vielen anderen Fächern, wie Geschichte, Religion, Naturwissenschaften, und für die Klasse ist deswegen auch lautes, deutliches Lesen notwendig. Erforderlich ist ferner die Kenntnis der deutschen Literatur, nicht etwa deren Geschichte, welche die Schüler herzlich wenig angeht, sondern die Kenntnis von einzelnen wertvollen Dichtungen aller Gebiete und guter Prosa. — Fürs Leben wichtig ist diese Kenntnis der Literatur, wie jenes dreifache Können, weil das alles nach der Schule nicht leicht nachgeholt wird. Längeres Sprechen im Zusammenhange kann auf der Schule bei den Massen nicht genügend geübt werden. Hier können Vereine der Schüler zum Debattieren aushelfen, zuerst vielleicht unter Leitung eines Lehrers, dem die Zeit dann als Unterricht angerechnet oder der sonst dafür bezahlt werden müßte. In dem Stundenplan unten sind für das Gymnasium nur zwei deutsche Stunden angesetzt, weil das Latein und Griechische doch die Hauptarbeit tun, auf dem Realgymnasium mit zwei Stunden Deutsch leisten hierfür die neueren Sprachen mit der sprechenden Methode pro Stunde weniger als das Latein. Aus diesem Grunde sind für die Oberrealschule unten 6 oder 4 Stunden Deutsch angesetzt.

Die Geographie gibt den Schülern einen Überblick über die Erde nach ihren natürlichen wie staatlichen Verhältnissen und hilft und dient vielen andern Schulfächern, vor allem der Geschichte, deren Schauplatz sie beschreibt. Im Leben ist die Geographie jetzt wichtig für alle möglichen Verhältnisse. Im einzelnen Fall kann man allerdings Atlas und Bücher nachsehen, doch ist es gut, wer ohne weiteres eine Vorstellung der Karte hat und wenn etwas Kenntnis von den fremden Ländern vorhanden ist. Danach gehört im Unterricht die Geographie vor die Geschichte, weil sie die Grundlage dafür liefert; sie ist in unserer Zeit der Kolonien und des Weltverkehrs auch in den oberen Klassen wünschenswert, wo dann der Unterricht mit den größeren Kenntnissen in Mathematik, Physik, Geschichte und Sprachen sich vertieft. Die Oberrealschule und das Realgymnasium haben daher im Stundenplan unten für die oberen Klassen zwei Stunden er-

Digitized by Google

halten; beim Gymnasium heißt es leider: woher nehmen und nicht stehlen? Es ist keine Zeit da, so lange die Mathematik mit vier Stunden betrieben wird.

In der Geschichte lernen die Jungen für die Schule die notwendigen Zahlen und Tatsachen und versuchen — im Leben später gelingt das natürlich eher, als auf der Schule — menschliche Einrichtungen zu verstehen, die zum Verständnis des großen Ganges der Weltgeschichte und der anderen Schulfächer, wie Religion, fremde Sprachen und ihre Literaturen, nötig oder förderlich sind. Fürs Leben gibt die Geschichte ein tieferes Verständnis der äußeren wie inneren Politik und dient der Liebhaberei in dem Fach selbst, wie in der Geschichte der Wissenschaften oder Künste. Der starke Betrieb des Faches jetzt rührt noch her aus der Zeit der historischen Bildung Rankes und anderer, die allmählich auch auf der Schule zu weichen beginnt. In Sexta und Quinta ist dafür schon das deutsche Lesebuch mit entsprechenden Abschnitten eingetreten und könnte es weiter in Quarta und Untertertia, wo 13—14jährige Jungen allenfalls für Anekdoten reif sind, aber nicht für Geschichte. In Obertertia kämen dann Lebensbilder großer Männer, für welche die Jungen gerade in diesem Alter sich erwärmen; dann ist auch in den Klassen vorher die geographische Grundlage gelegt. In Untersekunda können die Lebensbilder fortgesetzt werden; solange indes der Einjährige noch besteht, muß wohl etwas wirkliche Geschichte versucht werden, etwa die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege, aber möglichst biographisch. Dann folgt von Obersekunda bis Oberprima einmal die Weltgeschichte im Zusammenhang, d. h. kurz die alte wie mittlere und ausführlicher die neuere, wobei die Zeit nach 1648 oder 1789 natürlich am wichtigsten ist. Auf diese könnte man sich später einmal vielleicht beschränken. Ein Schulbuch mit eingedruckten Karten — wie es deren schon gibt — und ebensolchen Bildern würde einen eigenen Schulatlas und einen Teil der umfangreichen Karten- und Bildersammlung der Schule überflüssig machen. Für den Geschichtsunterricht sind im Stundenplan unten zwei Stunden angesetzt.

Im Rechnen lernen die Schüler mit Zahlen umgehen, auf dem Papier oder im Kopf; dies letzte ist ein vorzügliches Mittel, um die Jungen aufmerksam zu halten und schlagfertig zu machen. Rechnen wird auch in anderen Schulfächern angewandt — die Schüler sind darin oft komisch, daß sie z. B. in der Geographie nicht rechnen können — und bereitet vor für die Mathematik,

Digitized by Google

durch die es etwa in der dritten Klasse abgelöst wird; übrigens wird es in diesem Fach noch weiter geübt. Für das Leben, in seinem Haushalt und manchem Beruf kommt der homo sapiens mit den alten vier Spezies aus, zu denen vielleicht einige Formeln treten. Die Stunden für das Rechnen sind auf dem Plan unten so angesetzt wie jetzt auf dem Gymnasium.

Die Mathematik lehrt die Schüler, in Raum und Zeit und sonst messen, für sich wie für andere Fächer; dazu schult sie das Denken durch das sichere, schrittweise Vorgehen von Erkenntnis zu Erkenntnis und die zwingenden, unbedingten Schlüsse, welche bei Linien, Flächen und leblosen Körpern allerdings leichter sind als bei den lebenden Menschen und menschlichen Verhältnissen, mit denen die Sprachen zu tun haben; sprachliche Schulung ist daher vielseitiger als die etwas einseitige mathematische. Fürs Leben bleibt von der Mathematik diese Schulung des Denkens und die strenge Methode des Arbeitens. Angewandt wird sie von Fachleuten, den verschiedenen Technikern, Statistikern, Mathematikern; von Laien — Juristen, Medizinern, Kaufleuten — wird sie wenig gebraucht, und die Astronomie ist natürlich eine Liebhaberei. — Bleibt es bei der Gleichstellung der drei höheren Schulen, so kann das Gymnasium, das noch Tausende auf das Polytechnikum sendet, in Mathematik nicht entlastet werden, obgleich die meisten Studierenden der Universität, Theologen, alte wie neue Philologen, Juristen und Mediziner, sie nicht in dem Umfang von heute nötig haben. Das Realgymnasium wie die Oberrealschule gehen in diesem Fach weiter und bringen mit Differential-, Integralrechnung und anderen Dingen selbst in das Gebiet der höheren Mathematik ein. Ob das gut sei, darüber sind die Ansichten der Hochschullehrer geteilt; viele meinen, daß die Schüler sich auf die niedere Mathematik beschränken, diese aber gründlich betreiben und in ihr zu völliger Sicherheit kommen sollten. Die Vorlesungen des Polytechnikums sind bisher auf das mathematische Niveau der Gymnasiasten zugeschnitten, und das bleibt wohl besser so. Es wäre doch nicht vernünftig, um der zukünftigen Polytechniker willen, die noch dazu die Minderzahl sind, die anderen Schüler des Gymnasiums, z. B. die zukünftigen Studierenden der Universität, für welche das Fach in dem jetzigen Umfang schon nicht nötig ist, weiter als jetzt, etwa auf den Stand der Oberrealschüler und Realgymnasiasten zu treiben. Eher kann die Mathematik im Realgymnasium und der Oberrealschule ohne Schaden für das Fortkommen dieser

Digitized by Google

Abiturienten auf den Stand des Gymnasiums herabgesetzt werden; so würden die drei Schulen in diesem Fach einander genähert, und die technischen wie anderen Hochschulen begännen mit Studierenden gleicher Vorbildung in diesem Fach. — Das Gymnasium, welches jetzt 34 Stunden für Rechnen und Mathematik hat, bekommt auf dem Stundenplan unten 32, 2 weniger für Mathematik; es büßt also nach dem Plan dieses Aufsatzes wie viele andere Fächer ein wenig ein, das Realgymnasium und die Oberrealschule haben 36 Stunden. Damit kann wohl die niedere Mathematik sichergelegt werden. Das Fach mit seiner Verstandesarbeit beginnt am besten nicht zu früh, in Untertertia, weil doch in Quarta schon eine neue Sprache anfängt. Die richtigen Klassen für Mathematik sind die von Obersekunda an, wo der Verstand schon entwickelt ist.

Physik, Chemie und die beschreibenden Naturwissenschaften sind jetzt Mode, wie früher Geschichte mit Altdeutsch und augenblicklich auf der Schule die neue Methode im Englischen und Französischen. Das kann auch wieder anders werden, und die Schule, welche natürlich mit der Mode gehen muß, sollte ihr nicht zu viel folgen. Neben Physik und Chemie, welche die Grundlage für ein tieferes Verständnis der Naturgesetze und der Technik geben, zeigen Zoologie, Botanik und Mineralogie die Schönheit der lebenden wie toten Natur und wecken unter Umständen für sie ein tieferes wissenschaftliches Interesse. Alle diese Fächer lehren die Wirklichkeit beobachten und ermöglichen für vorgeschrittene Schüler Schlüsse auf Grund von beobachteten Tatsachen. Zusammen haben die Naturwissenschaften die induktive Methode aufgefrischt und das Experiment gebracht; beides kann natürlich auch in anderen Schulfächern angewandt werden, in den Sprachen z. B., wenn man die Schüler aus einer Anzahl von Beispielen die Regel finden läßt, und bei Sätzen, die sie bilden, nicht nur auf richtige Form, sondern auch auf richtigen Inhalt hält. Fürs Leben hat die Beschäftigung mit der Natur großen Reiz und gewährt erhöhten Genuß auf Wanderungen und Reisen, ist daher eine geschätzte Liebhaberei, wie fast jeder Gebildete eine hat.

Die Erfolge des Unterrichtes in den beschreibenden Naturwissenschaften sind verschieden. In einer kleinen Stadt, wo Kenntnis der Natur aus der Erfahrung schon vorhanden ist, wird sie leicht wissenschaftlich vertieft, so daß sie haftet und praktisch verwertet werden kann. In der großen Stadt, wo der vertraute

Digitized by Google

Umgang mit der Natur meist fehlt, sind die Schulkenntnisse später bald verschwunden; es bleibt vielleicht der Nutzen des methodischen Denkens auf Grund von Tatsachen. Für den Unterricht in diesem Fach sind auf dem Stundenplan unten in den Klassen bis Untertertia 2 Stunden angesetzt, wie jetzt auf dem Gymnasium. In Obertertia beginnt die Physik, deren Methode, besonders im Anfang, die Induktion ist, ein heilsamer Gegensatz gegen die ewige Deduktion der Mathematik. Ist auf der Schule ein Überblick über das ganze System des Faches nötig? Für die gründlichen Deutschen vielleicht, doch bleibt die Hauptsache das Beobachten und das Ausgehen von den wirklichen Dingen. Die Physik ist sehr wichtig für das Gymnasium, das in so vielen Fächern von der Wirklichkeit leicht abzieht. Sie ist notwendig als Grundlage für viele technischen und anderen Berufe und wichtig für jedermann im praktischen Leben, wo sie häusliche Vorgänge, wie Heizen und Ventilation, auch technische Sachen richtiger verstehen lehrt. — Angewandte Physik ist z. B. praktisches Arbeiten, wie Schmieden und die Tätigkeit der Elektrotechniker; die Schule gibt ihren Massen eigentlich nur das Wissen von diesen Dingen. Eine Art von Können erstreben die physikalischen Übungen, welche auf solche beschränkt werden sollten, die von der ganzen Klasse oder doch in Abteilungen von der ganzen Klasse zugleich vorgenommen werden können. Es kann dabei etwa ein Teil praktisch arbeiten, ein anderer zusehen oder das Beobachtete und Ähnliches niederschreiben. Wenn vielleicht 2 Stunden Physik in einem besonderen Zimmer zusammengelegt werden, so können Vortrag oder Theorie, Experiment des Lehrers und allenfalls eine Übung der Schüler zusammenfallen. Die Physik auf dem Stundenplan unten fängt an, wo die beschreibenden Naturwissenschaften aufhören.

Die praktischen Übungen der Schüler in der Chemie sind nicht so wichtig wie die physikalischen, welche eine allgemeinere Grundlage geben. Auch wird in etwa 80 Stunden im Jahr von normalen Klassen doch nur wenig geleistet, verglichen mit dem Praktikum der Hochschule, wo bei täglich 6stündiger Arbeit dasselbe und mehr in 2—4 Wochen erreicht wird. Diese Übungen können also auf der Schule wohl fehlen, und es genügt das Experiment des Lehrers. Die Schüler lernen im Unterricht die irdischen Stoffe und ihre Eigenschaften kennen, Minerale, Metalle und einige chemische Elemente; das reicht nach Ansicht mancher Fachmänner als Vorbildung für die Hochschule. Im

Digitized by Google

Leben brauchbar ist manches aus dem Unterricht für häusliche Vorgänge, wie Kochen, Medizin, Kleiderreinigen und anderes. — Physik und Chemie sind jetzt im Stundenplan der Oberrealschulen im Verhältnis zu anderen Fächern so stark vertreten, mit 6 Stunden oben (in Hamburg sogar 6 + 2 Stunden praktischer Übungen), daß sie diese fast zu technischen Vorschulen machen, ja direkt zum Studium der Naturwissenschaften hinleiten. Indes wird natürlich die Fachbildung, wie auch auf den anderen Schulen, am besten der Hochschule vorbehalten. Für die allgemeine Bildung in Physik, wie sie andere Menschen als Naturwissenschaftler gebrauchen — und die sollen doch auch von der Oberrealschule abgehen — genügen wohl die 4 Stunden des Plans unten, eine weniger als jetzt im Realgymnasium; von diesen müßten etwa $^1/_4$ an die Chemie abgegeben werden. Das Gymnasium behält wie jetzt 2 Stunden.

Es bleiben noch die Fächer Turnen, Schreiben, Zeichnen und Singen. Das Turnen bildet die Schüler körperlich aus, allerdings etwas pedantisch; und man darf nicht zuviel erwarten von den wöchentlich 2—3 Stunden dieses Faches gegenüber den 20—30 und mehr wissenschaftlichen und ähnlichen Unterrichtes. Eine Erholung wird mehr als durch Turnen durch Spiele erreicht, die dafür auch besser als der Sport sind, welcher wieder Anstrengung fordert. Leider muß vielerwärts auch das Spielen den Kindern erst wieder beigebracht werden, weil sie z. B. in großen Städten so wenig Zeit und Zusammenkünfte haben. Fürs Leben bleibt vom Turnen und Spiel die Freude an körperlichen Übungen, das Gefühl erhöhter Kraft und Gesundheit fördert das Wohlbefinden, in und neben den körperlichen Übungen werden einfache, natürliche Genüsse bevorzugt, und dabei wird Kameradschaft gepflegt, unter Umständen im wetteifernden Spiel auch Verkehr mit den niederen Klassen, so daß die sozialen Unterschiede nicht so scharf hervortreten. Demnach treibt die Schule am besten zuerst Freiübungen mit Musik und Singen, wozu von neuen Liedern z. B. das reizende: „Wenn die Buben Steckenpferd reiten“ von Breu benutzt werden kann. Solche oft wiederholten gefälligen Bewegungen sind anfangs gesünder und wichtiger als Kraftübungen an Geräten, die indes später auch nötig sind. Neben dem Turnen muß Zeit für freiwilliges tägliches Spiel geschafft werden. Das wird den Jungen gut tun; dann werden sie tüchtig Blut, starke Muskeln wie gesunde Knochen bekommen, und nicht nur Nerven, wie vielfach jetzt. Der eigentliche

Digitized by Google

Unterricht, der im Stundenplan unten mit 2 Stunden angesetzt ist, mußte in Sexta und Quinta mit ihren 24 Stunden leider ausfallen; doch ist ja ausreichend Zeit zum Spiel da.

Eine gute Hand ist für die Schule wie fürs Leben sehr wichtig. Die jetzigen zwei Schriften, deutsch und latein, erfordern bei geringen Vorteilen einen erheblichen Aufwand geistiger Kraft und Arbeit; besser wäre eine, die lateinische, welche leichter und gefälliger, wenn auch vielleicht nicht immer so charakteristisch ist, und mit ihren runden Formen das Auge nicht so angreift. Sie läßt sich auch deshalb besser übersehen, weil sie nicht über und unter der Reihe liegt, wie die deutsche, sondern fast nur darüber, und so mehr weißen Raum freiläßt. Übrigens ist ja die sogenannte deutsche Schrift aus der lateinischen hervorgegangen, zu der man leicht durch einen Übergang zurückkehren könnte, wie ihn bekannte Systeme und Methoden bieten. Im Stundenplan unten sind hierfür 2 Stunden bis Quarta angesetzt, wie jetzt in der Oberrealschule.

Das Zeichnen lehrt die Jungen sehen und ist oft anwendbar in anderem Unterricht, z. B. in der Geographie wie in den Naturwissenschaften und als Skizze beim Aufsatz; es erzieht auch ästhetisch. Augenblicklich ist ja die Kunst Trumpf, und das Zeichnen soll auch ihr dienen; das kann aber leicht übertrieben werden, denn nicht jeder Schüler hat künstlerische Anlagen, und daran gemessen sollte dieser Unterricht eher wahlfrei sein. Indes die meisten Schüler, wenn auch nicht alle, können durch ihn sehen und mancher kann auch skizzieren lernen, d. h. mit einigen Strichen etwas deutlich und greifbar machen. Das, wie auch das Verstehen technischer Zeichnungen, ist im Leben für viele Menschen brauchbar und angenehm, für den Techniker aber ist die Skizze Berufssprache. Im Stundenplan unten ist das Zeichnen nach Untertertia hinaufgeschoben, um nicht neben dem Schreiben herzugehen, das etwa ähnlich wirkt. Der Unterricht geht in der Oberrealschule ganz durch, und ihm tritt hier von Obersekunda an wahlfreies Linearzeichnen zur Seite, um Perspektive und anderes zu lehren. Im Realgymnasium und Gymnasium ist das Zeichnen von Obersekunda an wahlfrei, für die zukünftigen Techniker bestimmt; für die anderen Schüler ist es gewiß wünschenswert, aber nicht notwendig.

Das Singen übt die Lungen, erzieht musikalisch und gewährt dadurch Genuß; es dient bei Schulfesten und Ausflügen, wo großstädtische Jungen leider oft wenig Lieder zur Verfügung

Digitized by Google

haben. Im Leben wird in der Kirche und bei Festen gemeinsam gesungen, auch die Liebhaberei gewährt viel Freude, wenigstens für den Sänger; für andere nur, wenn wirklich ausgesprochene Begabung vorhanden ist, sonst bekanntlich nicht. Das Singen ist in Sexta und Quinta verbindlich, wo dieser Unterricht zwischen dem wissenschaftlichen eine angenehme Abwechselung gewährt. Von Quarta ab — in Obertertia und Untersekunda fällt wegen des Stimmwechsels das Fach meistens weg — könnte das Singen im Chor wahlfrei gemacht werden, weil es doch nicht jedermanns Sache, diese Anlage vielleicht noch weniger als die zum Zeichnen verbreitet und der praktische Nutzen nicht so groß wie dort ist.

Überblickt man den ganzen Unterricht der Schule, so lassen sich als Hauptfächer solche bezeichnen, in denen die Schüler zu einem mehr oder weniger bewußten Können gelangen und aus sich etwas leisten, wie im Deutschen, den fremden Sprachen, der Mathematik, dem Rechnen in den unteren Klassen, und vielleicht der Physik auf dem Realgymnasium wie der Oberrealschule, sofern die Schüler dort selbständige Aufgaben lösen. — In den anderen Fächern dagegen — man kann sie auch Nebenfächer nennen — kommen die Schüler nicht zu einem Können, zu eigenen Leistungen, sondern nur zu einem Wissen von den Dingen, in Geschichte, Geographie, den beschreibenden Naturwissenschaften, auch wohl meistens in der Physik auf dem Gymnasium; oder sie werden in der Religion neben anderen wichtigen Dingen auf ihre sittliche Ausbildung hingewiesen, die sich dann im Verkehr mit Menschen erproben soll. — Das Können macht tüchtig zum Handeln und bescheiden, das Wissen von den Dingen leicht stolz und untüchtig zum Handeln, weil es oft zum Besserwissen in Dingen verleitet, die man selbst nicht besser machen würde. Das Können macht den im praktischen Leben tüchtigen Menschen, auf jene Fächer des Könnens sollte daher in der Schule der Nachdruck gelegt und nur in ihnen Hausarbeit gefordert werden. Die anderen Fächer geben eine allgemeine Bildung, wie man das in Deutschland nennt und wünscht, oder dienen der Liebhaberei; beides ist aber dem Können gegenüber Nebensache oder sollte doch zurücktreten. — Durch die vielen kleinen Aufgaben in den Nebenfächern werden die Schüler unter Umständen überhäuft; wenn sie diese alle ernst nehmen, auch wohl überlastet oder daran gewöhnt

Digitized by Google

solche Sachen schnell auf dem Schulwege oder in der Schule zu erledigen, und das ist natürlich nicht gut. Besser wäre es, in diesen sogenannten Nebenfächern, zu denen aus begreiflichen praktischen Gründen auch Schreiben, Zeichnen, Singen und Turnen treten, häusliche Aufgaben zunächst zu verbieten und später nicht zu fordern. Denn wird dies nicht scharf durchgeführt, so kehren die vielen kleinen Aufgaben unter irgend einer Form wieder, wie der Fuchs, der vorn aus dem Dorf gejagt wurde und hinten wieder hereinkam. Die Folge des Verbotes wäre, daß die Abiturienten nicht mit einem Ballast des Wissens überladen, sondern nur in den Hauptfächern geprüft würden, wo sie etwas leisten können, und daß endlich auch auf der Schule die an die Spitze kämen, welche viel können, und nicht, wie jetzt gelegentlich solche, die viel wissen. — Was die Nebenfächer leisten wollen, sollte im Unterricht selbst gemacht werden, durch Wiederholen und selbst wiederholtes Wiederholen des Lernwürdigen in der Stunde selbst oder in der nächsten; es kann auch den Schülern eine kleine Lernpause während des Unterrichts gegeben werden. Das Wertvolle und Wissenswürdige sitzt schließlich auch so, müßte allerdings auf ein vernünftiges Maß beschränkt werden, z. B. in der Geschichte auf 100 Zahlen und Tatsachen mit dem Zusammenhang. Auch der Unterrichtsstoff dieser Nebenfächer würde so beschnitten werden, der in manchen geradezu ungeheuerlich angewachsen ist. Aber wieviel hiervon ist denn für die Schule unbedingt nötig und wie wenig erst im Leben für Liebhabereien oder die allgemeine Bildung! Übrigens wird diese später durch Zeitschriften wie Zeitungen leicht ergänzt und auf dem laufenden gehalten.

Die neuen Stundenpläne.

Bei dem Entwurf des folgenden Stundenplanes hat als Ziel der Schule vorgeschwebt: die körperliche und geistige Gesundheit der Schüler. Danach ist die Zahl der Stunden etwas herabgesetzt und steigt allmählich von 24 durch 26 und 28 zu 30 in den oberen Klassen.

Die geraden Zahlen der Fächer — ungerade sind ausgeschlossen — erleichtern die Verteilung an die Lehrer zu einem gleichmäßigen Stundenplan für diese; hinter den neuen Stundenplänen stehen zum Vergleich die alten von 1901, bei denen, wie in den neuen, Turnen und Singen eingefügt sind.

Digitized by Google

Gymnasium (neu).

	Religion	Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Französisch oben Englisch	Rechnen	Mathematik	Geographie	Geschichte	beschr. Naturw.	Physik	Schreiben	Zeichnen	Singen	Turnen	Zusammen
VI	2	2	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	—	24
V	2	2	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	—	24
IV	2	2	6	6	—	2	—	2	—	2	—	2	—	Chorsingen wahlfrei	2	26
U III	2	2	6	6	—	—	2	—	—	2	—	—	2		2	26
O III	2	2	6	6	2	—	4	—	2	—	2	—	2		2	30
U II	2	2	6	6	2	—	4	—	2	—	2	—	2		2	30
O II	2	2	6	6	2 + 2 Engl.	—	4	—	2	—	2	—	wahlfrei		2	30
U I	2	2	6	6	2 + 2 Engl.	—	4	—	2	—	2	—			2	30
O I	2	2	6	6	2 + 2 Engl.	—	4	—	2	—	2	—			2	30
Zus.	18	18	58	42	10 + 6 (16)	10 + 22 (32)		8 + 10 (18)		8 + 10 (18)		6 + 6 (12)		4	14	250

Dazu wahlfrei: von O II ab Zeichnen, von IV ab Chorsingen; von O II ab Hebräisch für Theologen.

Gymnasium (1901).

	Religion	Deutsch	Lateinisch	Griechisch	Französisch	Rechnen	Mathematik	Geographie	Geschichte	beschr. Naturw.	Physik	Schreiben	Zeichnen	Singen	Turnen	Zusammen
VI	3	4 (3 + 1 Gesch.)	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	3	30
V	2	3 (2 + 1 Gesch.)	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	2	2	3	30
IV	2	3	8	—	4	4		2	2	2	—	—	2	Chorsingen	3	32
U III	2	2	8	6	2	—	3	1	2	2	—	—	2		3	33
O III	2	2	8	6	2	—	3	1	2	2		—	2		3	33
U II	2	3	7	6	3	—	4	1	2	—	2	—	wahlfrei		3	33
O II	2	3	7	6	3	—	4	—	etw. Geg. 3	—	2	—			3	33
U I	2	3	7	6	3	—	4	—	3	—	2	—			3	33
O I	2	3	7	6	3	—	4	—	3	—	2	—			3	33
Zus.	19	26	68	36	20	10 + 24 (34)		9 + 17 (26)		9 + 9 (18)		4 8 (12)		4 + Chor	27	290 + Chorsingen

Dazu wahlfrei: von U II ab je 2 Stunden Zeichnen, von O II ab 2 Stunden Englisch und 2 Stunden Hebräisch.

Digitized by Google

Das Zeichnen muß womöglich nach dem Licht der Jahreszeit gelegt werden. Das Hebräisch sollte bei geschlossener Schulzeit nicht an den Unterricht angereiht, sondern davon getrennt werden, weil in der sechsten Stunde die jungen Leute verbraucht sind und doch nichts Vernünftiges leisten; auch das Chorsingen wird so wirksamer betrieben. Die neuen Sprachen haben zusammen 16 Stunden, das Französische allein 10 gegen 20 des alten Stundenplans; es wird also in dieser Sprache weniger geleistet werden, doch könnte flottes Lesen wenigstens erreicht werden.

Der Stundenplan des Realgymnasiums (neu) gleicht in Rechnen und Mathematik ziemlich, in Geschichte, Schreiben und Zeichnen völlig dem Gymnasium, in Naturwissenschaften und Geographie der gleich folgenden Oberrealschule; nicht angenehm ist natürlich die Pause in der Geographie in Obertertia wie Untersekunda, doch kommt etwas Geographie immer bei der Geschichte vor, und die Stunden in den oberen Klassen decken für die ganze Schule diesen Verlust und geben selbst ein erhebliches Plus.

Realgymnasium (neu).

	Religion	Deutsch	Lateinisch	Französisch	Englisch	Rechnen	Mathematik	beschr. Naturw.	Physik und oben darin Chemie	Geographie	Geschichte	Schreiben	Zeichnen	Singen	Turnen	Zusammen
VI	2	2	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	—	24
V	2	2	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	—	24
IV	2	2	6	4	—	4	—	2	—	2	—	2	—		2	26
U III	2	2	6	4	—	—	4 + etw Rechn	2	—	2	—	—	2		2	26
O III	2	2	4	4	4	—	4	—	2	—	2	—	2		2	28
U II	2	2	4	4	4	—	4	—	2	—	2	—	2		2	28
O II	2	2	4	4	4	—	4	—	Physik u. Ch. 4	2	2	—	wahlfrei	Chorsingen	2	30
U I	2	2	4	4	4	—	4	—	4	2	2	—			2	30
O I	2	2	4	4	4	—	4	—	4	2	2	—			2	30
Zus.	18	18	48	28	20	12 + 24 = 36		8 + 16 = 24		14 + 10 = 24		6	6 = 12	4	14	246

Wahlfrei: von O II ab Zeichnen, von IV ab Chorsingen.

Digitized by Google

Realgymnasium (1901).

	Religion	Deutsch	Lateinisch	Französisch	Englisch	Rechnen	Mathematik	bsch. Naturw.	Physik, darin oben Chemie	Geographie	Geschichte	Schreiben	Zeichnen	Singen	Turnen	Zusammen	
VI	3	3 + 1 Gesch. } 4	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	3	30	
V	2	2 + 1 Gesch. } 3	8	—	—	4	—	2	—	2	—	2	2	2	3	30	
IV	2	3	7	5	—	— 4	—	2	—	2	2	—	2	Chorsingen	3	32	+ Chorsingen
U III	2	3	5	4	3	—	5	2	—	2	2	—	2		3	33	
O III	2	3	5	4	3	—	5	2		2	2	—	2		3	33	
U II	2	3	4	4	3	—	5	4		1	2	—	2		3	33	
O II	2	3	4	4	3	—	5	—	Ph. u. Chem. 5	—	etw. Geog. 3	—	2		3	34	
U I	2	3	4	4	3	—	5	—	5	—	etw. Geog. 3	—	2		3	34	
O I	2	3	4	4	3	—	5	—	5	—	etw. Geog. 3	—	2		3	34	
Zus.	19	28	49	29	18	10 + 32 = 42		11 + 18 = 29		11 + 17 = 28		4 + 16 = 20		4 + Ch.	27	293	u. Chorsingen

Wahlfrei: Linearzeichnen von O III ab.

Ober-Realschule neu (die ersten sechs Klassen = Realschule).

	Religion	Deutsch	Französisch	Englisch	Rechnen	Mathematik	beschr. Naturw.	Physik darin oben Chemie	Geographie	Geschichte	Schreiben	Zeichnen	Singen	Turnen	Zusammen
VI 6	2	6	4	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	—	24
V 5	2	6	4	—	4	—	2	—	2	—	2	—	2	—	24
IV 4	2	4	4	4	4	— u. kauf. Rechn.	2	—	2	—	2	—	Chorsingen wahlfrei	2	26
U III 3	2	4	4	4	—	4	2	—	2	—	—	2		2	26
O III 2	2	6	4	4	—	4	—	2	—	2	—	2		2	28
U II 1	2	6	4	4	—	4	—	2	—	2	—	2		2	28
O II	2	4	4	4	—	4	—	Physik u. Chemie 4	2	2	—	2		2	30
U I	2	4	4	4	—	4	—	4	2	2	—	2		2	30
O I	2	4	4	4	—	4	—	4	2	2	—	2		2	30
Zus.	18	44	36	28	12 + 24 = 36		8 + 16 = 24		14 + 10 = 24		6 + 12 = 18		4 + Ch.	14	246

Wahlfrei: von O II ab Linearzeichnen, von IV ab Chorsingen, von O II ab allenfalls Latein.

Digitized by Google

Oberrealschule 1901 (die ersten sechs Klassen = Realschule).

	Religion	Deutsch	Französisch	Englisch	Rechnen	Mathematik	bsch. Naturw.	Physik darin oben Chemie	Geographie	Geschichte	Schreiben	Zeichnen	Singen	Turnen	Zusammen	
VI 6	3	4 + 1 Gesch. 5	6	—	5	—	2	—	2	—	2	—	2	3	30	
V 5	2	3 + 1 Gesch. 4	6	—	5	—	2	—	2	—	2	2	2	3	30	
IV 4	2	4	6	—	6		2	—	2	3	2	2	Chorsingen	3	32	+ Chorsingen
U III 3	2	3	6	5	6		2	—	2	2	—	2		3	33	
O III 2	2	3	6	4	—	5	4		2	2	—	2		3	33	
U II 1	2	3	5	4	—	5	6		1	2	—	2		3	33	
								Physik u. Chm.								
O II	2	4	4	4	—	5	—	6	1	3	—	2		3	34	
U I	2	4	4	4	—	5	—	6	1	3	—	2		3	34	
O I	2	4	4	4	—	5	—	6	1	3	—	2		3	34	
Zus.	19	34	47	25	16+31 = 47			13 + 23 = 36	14+18 = 32		6 + 16 = 22		4+ Ch.	27	293	

Wahlfrei: von O III ab Linearzeichnen, und von O II ab allenfalls Latein.

Das wahlfreie Latein wie das Zeichnen der Oberrealschule (neu) sollte bei geschlossener Schulzeit nicht an den Unterricht angelegt, sondern davon getrennt werden.

Vorschule, neu.

	Bibl. Geschichte,	Deutsch	Anschauung	Rechnen	Schreiben	Singen	Zusammen	
III	—	—	—	—	—	—	18	die einzelnen Fächer vom Lehrer ungefähr verteilt wie in II
II	2	6 + 2 = 8		4	2	2	18	daran anschließend etwa eine Stunde Arbeitszeit.
I	2	6 + 2 = 8	2	4	2	2	18	

Digitized by Google

Vorschule (bisher Pläne sehr verschieden), z. B. Wiesbaden städtisch.

	Bibl. Geschichte	Deutsch	Anschauung	Rechnen	Schreiben	Singen	Turnen	Zusammen
III	2	8	—	4	4	—	—	18
II	2	9	—	5	4	—	—	20
I	3	10	—	5	5	—	—	23

Andere haben auch Singen und Turnen, oder noch mehr Rechnen und Deutsch, wo Anschauung wohl eingeschlossen ist. Die Stundenzahl im dritten Jahr beträgt gewöhnlich 23.

Der Stundenplan der Vorschule ist auf 18 Stunden beschränkt, während er sonst von 18 in der dritten Klasse bis etwa 23 in der ersten steigt. Etwas abgenommen ist dem Deutschen, vielleicht der Heimatkunde dem Rechnen, Schreiben und Turnen. Doch glauben erfahrene Vorschullehrer, mit den 18 Stunden auszukommen. An den täglichen Unterricht von 3 Stunden kann in der ersten und zweiten Klasse eine Stunde für Schularbeit unter Aufsicht des Lehrers anschließen, so daß die Kinder fertig nach Hause kommen. In der dritten Klasse werden diese Schularbeiten wohl am besten im Anschluß an jedes Fach erledigt, wie auch kein fester Stundenplan aufgestellt, sondern von dem Lehrer nach dem der zweiten Klasse je nach Bedarf eingerichtet wird.

Die Schulzeit, nicht nur der Vorschule, sondern auch der drei Hauptschulen, des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Oberrealschule, könnte nach diesen Stundenplänen ganz oder fast ganz auf den Vormittag fallen. — Bei täglich vierstündigem Unterricht in Sexta und Quinta kann dann schon die besprochene Arbeitsstunde eingerichtet werden; soll diese freiwillig sein, so

Digitized by Google

würden gewiß junge Lehrer gegen Bezahlung ſie übernehmen. Sie könnte bei geteilter Schulzeit nachmittags liegen, bei geſchloſſener an den vierſtündigen Unterricht und eine längere Pauſe anſchließen und bei Erfolg auch in Quarta wie Untertertia verſucht werden.

Endlich die Ferien! Dieſe liegen mit etwa 11—12 Wochen jetzt ſehr verſchieden, doch iſt der Sommer meiſt durch ſie zerriſſen. Auf eine kurze Arbeitszeit zwiſchen Oſtern und Pfingſten folgt eine noch kürzere bis zu den Sommer- und wieder eine kurze bis zu den Herbſtferien. Erwägt man, daß die Arbeit gewöhnlich ſchon vor Schluß der Schule ſtoppt und nach den Ferien langſam anfängt, ſo gibt es im Sommer keine ruhige längere Arbeitszeit, und die Kenntniſſe ſind leicht zerronnen wie gewonnen. Der Weſten mit den großen Ferien im Spätſommer iſt wohl beſſer daran, und überall bietet der Winter die beſte Arbeitszeit. — Es wird der Vorſchlag gemacht, wie das ja wohl im Elſaß ſchon eingerichtet iſt, das Jahr in Trimeſter zu zerlegen, mit drei längeren Arbeitszeiten, zwei großen und einmal kleinen Ferien. Die erſte Pauſe könnte vom 15. März bis Ende April liegen, und zwar ſo, daß das bewegliche Oſterfeſt mit der Konfirmation ſtets hineinfiele, die zweite vom 15. Juli bis Ende Auguſt, jedesmal ſechs Wochen. Von Weihnachten bis Neujahr gäbe es 8 Tage Ferien und zu Pfingſten nichts. Das macht zuſammen etwa 13 Wochen gegen 11—12 jetzt. Bei dem verſchiedenen Klima und der verſchiedenen Lebensweiſe des Oſtens und Weſtens könnte die Zeit der Ferien etwas hin- und hergeſchoben werden, aber nicht ihre Dauer; und das Leben der Familien, der Verkehr wie das wirtſchaftliche Leben würde nach kurzem, unangenehmem Übergang ſich bald auf die neuen Verhältniſſe einſtellen. — Die Arbeitszeit von September bis Weihnachten mit 16 Wochen iſt allerdings etwas lang, aber wohl auszuhalten nach den erfriſchenden langen Sommerferien und bei der geringeren Stundenzahl des neuen Planes; übrigens beſteht ſie ja ſeit lange in den Rheinlanden. Die zweite liegt mit 10—11 Wochen von Neujahr bis Mitte März, wo beim Übergang vom Winter zum Frühling Kraft und Luſt nachlaſſen, die dritte mit elf Wochen im Mai, Juni und Anfang Juli. — Die Vorteile dieſer Einteilung für die Schüler ſind folgende: in den beiden großen Ferien haben die Daheimbleibenden Zeit für Ausflüge, wie ſie in Hamburg gegen geringe Bezahlung von Lehrern geleitet werden, um das Sehenswerte der Großſtadt

Digitized by Google

und der näheren und weiteren Umgebung zu zeigen. Die Jungen können ferner längere Zeit praktische Arbeit tun, wie ein mir bekannter Hochschullehrer als Schüler von seinem Vater in den Ferien ins Geschäft genommen wurde, wodurch er mit Menschen und mit Geld geschäftlich umgehen lernte; und das hat er später gut anwenden können. Schwächliche Schüler können in längerem Landaufenthalt bei Verwandten, Bekannten oder bei Fremden in Pension wie auch durch Tausch von Kindern Erholung finden. Die beiden langen Ferien bieten auch Gelegenheit zum Aufenthalt im Ausland, wo man eine fremde Sprache erst richtig lernt; auch dabei können Kinder hin und her getauscht werden; die Franzosen schicken sie schon jetzt in ihren großen Ferien ins Ausland und sind darin wohl weiter als die meisten Deutschen. — Für Lehrer bieten die beiden großen Ferien Zeit zur Erholung für den, der sie nötig hat, sonst für längere Reisen, was für manche Fächer wünschenswert oder gar notwendig ist, endlich auch für wissenschaftliche und andere Arbeit.

Nach jenen Vorschlägen mit vereinfachtem Stundenplan und verkürzter Schulzeit finden die Schüler Zeit zu ruhiger körperlicher und geistiger Entwickelung, und nach vorläufigem Überschlag würden sich für dieselbe Zahl Lehrer wie jetzt nach dem neuen Stundenplan 18 Stunden im Durchschnitt ergeben, d. h. in Praxis darüber und darunter. Es will alles sein Recht haben, ein Kind seine Pflege, Zucht und Strafe, ein Mann seine Arbeit und Ruhe.

Digitized by Google

Sieg.

Novelle von Anna Behnisch-Kappstein.

Linda Hagenow hatte ihre erste Liebe hinter sich. Eine Kinderei — das sagte sie sich mit ihren zweiundzwanzig Jahren mit voller Überzeugung; eine schmerzhaft süße Kinderei, wie sie jedes Mädchen einmal zu verwinden hat. Extasen der Sehnsucht, die den Kern einer reinen und herben Weiblichkeit unberührt lassen, deren Überspanntheit man bei reifendem Verstande belächelt und die doch in die verarmte Seele zeitlebens ein wehmütiges Heimwehgefühl zurückbannen. Linda war kein hübsches Mädchen nach den landläufigen Begriffen. Dazu fügte sich ihre Erscheinung in jeder Weise zu wenig ins Mittelmaß. Sie war überschlank, — die Gestalt verlangte geradezu nach fraulicher Fülle, um vollendet zu sein. Sie empfand den Mangel, und das Bewußtsein gab ihren Bewegungen etwas Befangenes; sie wollte eine Schmiegsamkeit vermeiden, die ihr nicht stand, und deren sich der Durchschnitt der Mädchen befleißigt, um anmutig zu erscheinen, — so wirkte sie, anfangs wider Willen —, als sie älter wurde, nicht ungern — oft hochfahrend. Nicht zuletzt darum, weil sie in der Wahl ihrer Kleidung den persönlichen Geschmack bis zum Eigensinn trieb. Sie suchte Stil und sie fand Stil, aber nur um den Preis, daß sie auf alle Kinkerlitzchen der augenblicklichen Mode verzichtete, selbst, wenn diese sich hervorragend eigneten, „jugendlich" zu machen, oder ausnahmslos als „reizend" gepriesen wurden. Dieser „Manier" wegen geriet sie mit der Mutter häufig in Meinungsverschiedenheiten, bei denen sich die gute Frau Amtsrat bis zu Tränen erregte. Zu den leider mehr grauen als blauen Augen ihrer Tochter hätte nach ihrer Ansicht durchaus etwas Himmelblaues als Taillengarnierung gehört; denn der Reflex würde den blauen Eindruck der Augen gesteigert und zugleich das ein wenig fahle Blond des Haars effektvoller gemacht haben. Statt dessen trug Linda mit Vorliebe ein diffiziles Grün, das die Mutter „ganz unmöglich" nannte, und verbrämte diese Farbe mit verblaßten Stickereien, nach denen sie die Antiquitätenläden der halben Stadt ablief. Und das Haar umrahmte jahraus, jahrein die plastisch heraustretende Stirn in weichen Wellen und schloß den Hinterkopf mit einem lockeren Knoten ab. Die Amtsrätin behauptete dagegen, nichts erhalte ein Gesicht interessanter als der öftere Wechsel der Frisur. Trotzdem mußte sie zugeben, daß ihre Tochter stets apart aussah, — „aber so apart, daß sich kein Mann mit ernstlichen Absichten an sie heranwagt."

Und das war es doch auch nicht, was Linda beabsichtigte. Sie fühlte sich einsam und wurzellos, jemehr die flüchtigen Vergnügungen der ersten Mädchenjahre anfingen sie zu übersättigen, und die sozialen Bestrebungen, denen sie hie und da, angeregt durch Wohltätigkeitsfeste, sich zuwendete, sie nicht befriedigten, weil immerdar nur Einzelschicksale sie zu fesseln vermochten und nie die dumpfe Not der Massen. Auch das zeugte für jenen Hochmut, der sie in ihren Kreisen unbeliebt machte. Aber ihr Widerwille gegen irgendwelche Menschenanhäufungen entsprang im letzten Grunde einer bitteren Herzensnot. Sie suchte mit Schmerzen nach einem Menschen, an dem ihr

Digitized by Google

eigener Charakter wachsen und erstarken konnte, nach einer festumrissenen, über dem Alltag stehenden Persönlichkeit, die ihrem Wesen zum Anker wurde. Die Masse jedoch, das war Alltag, das war ein Sandfeld, in dem es nichts Ragendes gab.

Sie war umworben worden. Doch das hatte sie der Mutter verschwiegen, weil sie nicht in eine glücklose Ehe gedrängt werden wollte und ein Widerstand mit allen Erklärungen und Begründungen, die er mit sich brachte, in allen Fragen zarter Natur ihr peinlich war. Männer in guten Stellungen, die zur Vervollständigung ihrer Lebenswürde eine repräsentable und schicke Frau suchten, hatten sich um sie bemüht. Doch gerade, weil sie die Anlage, sich dekorativ zu geben, in hohem Maße besaß, wünschte sie tiefere Wirkungen. Jene traumhaft weiche Innigkeit, mit der die Stimmung ihrer Jugendschwärmerei sie erfüllt und umwoben hatte, sollte noch einmal über sie kommen. Darin bestand das Heimwehgefühl, mit dem sie an Hermann Mersitter dachte. Er war, auf dem Wege zur akademischen Laufbahn, einst ihr Lehrer gewesen, der dem frisch in die Gesellschaft eingeführten Dämchen den letzten Schliff der allgemeinen Bildung zu erteilen hatte, und mochte sie, weil sie begabt war, vor anderen ausgezeichnet haben, ohne etwas anderes als ihre geistige Eigenart an ihr überhaupt zu bemerken. Bis er eines Tages an der Überschwenglichkeit und Sprunghaftigkeit ihres Benehmens und an ihrem jähen Erröten und Erblassen, wenn er zu ihr sprach, erraten mußte, was in ihr vorging, und nach fatalen Stunden der Verlegenheit den Unterricht kurz entschlossen abbrach. Sie war noch zu kindisch gewesen damals, um die Beschämung ganz zu empfinden; allein einen Stachel hatte sie ihr doch hinterlassen, der an versonnenen Tagen immer wieder in ihr bohrte und sie zu der ehrgeizigen Idee aufregte, diese Beschämung irgendwie im Leben einmal gut zu machen, indem sie durch eine Tat, eine Leistung, mindestens einen tiefen Eindruck ihn zwang, sie zu bewundern und damit ihr stillschweigend die einstige Mißachtung abzubitten. So geschah es, daß sie ohne Zärtlichkeit sowohl wie ohne Bitterkeit doch in allen Kreisen, wo sie neue Menschen kennen lernte, sich mit der Möglichkeit beschäftigte, ihm zu begegnen, und ihn darum nie ganz vergaß.

Als ihr feingeschnittenes Profil, das niemals die ausdruckslose Glätte unbekümmerter Jugend gezeigt hatte, sich zu verschärfen begann, sagte die Mutter, die ihre frühe Witwenschaft übervorsichtig gemacht: „Mein Kind, es wäre Zeit, daß du einen Beruf ergriffest."

„Dazu wäre es früher Zeit gewesen, Mutter," meinte Linda kühl. „Wir hätten das vor sechs Jahren überlegen müssen."

Die beständig halb verängstigte Frau, die gar nicht begriff, weshalb Linda immer widersprach, vergaß die Diplomatie. „Ja, aber damals hofften wir doch noch, du würdest dich verheiraten."

„Und du hast diese Hoffnung nun endgültig aufgegeben?" fragte das Mädchen, um einen Schein bleicher werdend.

Der schmächtigen kleinen Frau aber stieg die Röte der Verwirrung ins Gesicht. „Nicht im geringsten; nur für alle Fälle, denk' ich, sollte man auf eine Versorgung für dich sinnen. Ich werde alt — und wenn meine Pension einmal wegfällt — — — Und daß du etwas unternimmst, schließt doch keineswegs die Möglichkeit des Heiratens aus. Im Gegenteil, du machst auf die Weise neue Bekanntschaften . . ."

Digitized by Google

„Hm . . Nur daß ich durch diese späte Berufswahl einerseits zugebe, daß ich solange auf das bessere Teil, nämlich auf den Mann, erfolglos wartete und die Arbeit aus keinerlei innerem Drange erwähle, — ein immerhin deprimierendes Lebensresultat — und daß ich anderseits etwaige künftige Bewerber darüber orientiere, eine wie schlechte Partie ich eigentlich bin. Glaubst du, das ermuntere einen Courmacher?"

Frau Hagenow verfügte über keinen schnell beweglichen Geist. Doch sah sie ohne weiteres ein, daß ihre Tochter mit ihrer Logik recht hatte. Sie wunderte sich nur, wie Linda zu dieser illusionslosen Lebensanschauung kam. Die enthüllte ihr, daß das Mädchen ganz im stillen eine Entwickelung durchgemacht, von der sie, die Mutter, trotz des täglichen engen Zusammenlebens sich keine Vorstellung bilden konnte. Aber daß sich solches Reifen nicht ohne inneren Kampf vollzogen, erfaßte sie mit dem Instinkt ihrer mütterlichen Zärtlichkeit. Und sie erschrak vor der Entfremdung, die ein geheimes Leid so leise wie sicher vollbringt, und fühlte sich plötzlich nicht mehr imstande, ihre Tochter zu beraten. Sie wollte ihr indes beweisen, daß sie die Schwierigkeit ungefähr begriff, und bemühte sich, ihr auf halbem Wege entgegenzukommen. „Es muß ja nicht gerade ein hausbackener Beruf sein; wenn du dir nun irgend eine künstlerische Beschäftigung suchtest . . ."

Linda lächelte skeptisch vor sich hin. „Wann hast du eine künstlerische Begabung an mir bemerkt?"

„Mein Gott, wie du die Worte auf die Goldwage legst! Es braucht doch nicht jeder gleich ein großes Genie zu sein, der es mit Singen oder Malen zu etwas bringt. Und Unterricht hast du in beiden Fächern gehabt."

„Sogar auch im Deklamieren und Klavierspielen. Ständen mir also vier Laufbahnen offen, eine immer glänzender als die andere."

„Wenn du nur diesen ironischen Ton ablegen wolltest. Ich habe auch meine Lebenserfahrung und weiß, daß sich mancher durchsetzt, nur weil er sich geschickt zu inszenieren versteht. Und das ist doch noch kein Verbrechen. Wahrhaftig, das gelänge dir auch — bei deiner Erscheinung . . ."

„Ja, wenn ich die mit ins Treffen führen will —"

„Aber warum denn nicht? Gelten für einen strebsamen Menschen nicht alle Vorteile, soweit sie niemand anders schädigen?"

„Nur daß sie mit der Künstlerschaft nichts zu tun haben liebe Mutter."

Die Mutter sah Linder mit einem Male aus hellen Augen vergnügt blinzelnd an: „Erlaube mal; wenn du dich so feinfühlig in eine Künstlernatur hineinversetzen kannst, dann besitzest du eben auch eine und weißt es nur nicht. Oder willst es nicht Wort haben. Dann bin ich überzeugt, daß du geradezu zur Künstlerin berufen bist; es hat dir bisher nur an der wirklich vorzüglichen Ausbildung gefehlt. Die ist nachzuholen. Du hast dich nur endlich für ein bestimmtes Fach zu entscheiden."

Es war etwas in den schlauen Worten der eifrigen Frau, das das Mädchen verblüffte. Eine Wahrheit konnte in ihnen liegen. Linda sann nach. Vielleicht eine tief beglückende, alle rätselhafte innere Disharmonie lösende Wahrheit.

„Und denk einmal," fuhr Frau Hagenow fort, „wenn du als Künstlerin gleichsam zum zweiten Male in die Gesellschaft eingeführt wirst, rechnet dir niemand deine Jahre nach; Künstler bleiben noch einmal solange jung als andere Menschen. Wie deine Freundinnen, die längst verheiratet sind,

Digitized by Google

und die schon anfingen, dich über die Achsel anzusehen, dann mit deiner Bekanntschaft renommieren werden, und wie du in alle Kreise Zutritt finden wirst, die die Stellung deines Vaters dir nicht erschloß! Siehst du, jeder andere Beruf würde dich in engere Verhältnisse binden als du sie gewohnt bist; als Künstlerin dagegen steht dir die ganze Welt offen."

Linda hätte kein weiblich Wesen sein müssen, um gegen die aufreizenden Reden, so plump sie auf sie eindrangen, völlig unempfänglich zu bleiben. Da lagen Vorteile, die in der Tat galten, und sie schädigten buchstäblich niemand. Und da war die seltsame Möglichkeit einer tiefsten seelischen Befriedigung — wie wollte ihre Kälte, die sonst nur die Unzulänglichkeit aller Forderungen oder Ansprüche erkannte, gegen soviel Lockung aufkommen?

„Nun?" fragte die Amtsrätin.

„Laß gut sein, Mutter; erlaube mir wenigstens erst ein bißchen in mich hineinzuhorchen, welche Saite meiner sogenannten Begabung am stärksten schwingt, wenn es sich darum handelt, ein Talent zu fördern."

* * *

Die Frau Amtsrat schaute eine goldene Zukunft vor sich. Sie wurde nur ungeduldig, als Linda noch immer zu keinem Entschluß gelangte. Aber sie bestellte bereits die Schneiderin und ließ neue Toiletten fertigen, damit die werdende Künstlerin von vornherein in dem richtigen Rahmen auftrete. Es stellte sich dabei heraus, daß die Farben und Linien, die Lindas Selbständigkeit bisher für ihre Kostümierung gewählt, durchaus das Entsprechende gewesen waren. „Mit Tand und Flitter sei da nichts zu machen, wenn man heutzutage von einem Podium herab eine Wirkung erzielen wolle," meinte die Modistin; „klassische Einfachheit sei alles." Und wieder war die Mutter sehr enttäuscht, daß es für sie auch gar nichts zu tun gab. Sie hatte sich schon auf ein tagelanges Herumwühlen zwischen Bändern und Schleifchen und Spitzen in den großen Modehäusern gefreut. Auch ihre Überlegungen machte Linda mit sich selbst ab. Sie ging wenig aus, las viel und sprach nur das Notwendigste.

Unvermittelt erklärte sie endlich, daß sie zur Bühne zu gehen gedenke. Das war ein großer Schreck für die alternde Frau, die fest an traditionellen Vorurteilen hing. So hatte sie sich die mit heißem Bemühen betriebene Berufswahl nicht vorgestellt. Aber sie hätte eigentlich erwarten können, daß ihre Tochter immer auf das Überraschendste verfiel. Nur gerade die Bühne — dieser Boden dünkte sie denn doch zu heiß auch für ihre scheinbar so gar nicht leidenschaftliche Tochter. Die gesellschaftliche Sphäre verschob sich da um ein paar feine Grenzen, deren Erweiterung sie verletzte. Der Konzertsaal hätte ihre Position in der Gesellschaft nur verstärkt, doch nicht in ihrem Wesen verändert.

In ihrer Bekanntschaft besaß sie niemand, mit dem sie sich über den Fall hätte besprechen können. Linda war eine zu reservierte Natur, als daß die Tanten und Basen, die bei jungen Mädchen gerne Vorsehung spielen, ihr über die ersten Jugendjahre hinaus die Teilnahme bewahrt hätten. Auch waren die Frau Rätinnen und Doktorinnen, mit denen die Hagenows verkehrten, vollkommen überzeugt, daß ihre eigenen Töchter, die natürlich allesamt ebenfalls malen, singen, deklamieren und klavierspielen gelernt hatten, vollwertige Künstlerinnen seien. Daß da eine Fremde über

Digitized by Google

dieses Niveau hinauswollte und es als Dilettantismus bezeichnete, nahmen sie als eine persönliche Kränkung auf. Zu dem Familienpastor, zu dem Frau Hagenow regelmäßig in die Kirche ging, getraute sie sich mit ihrer Kalamität schon garnicht. Daß dem die Welt der Kulissen als ein Sündenpfuhl erschien, war fraglos. Auch hatte die von seiner Autorität tief durchdrungene Frau nicht den Mut, ihm mit der rechten Überzeugung von Lindas „unwiderstehlichem Drang" zu künstlerischer Betätigung zu erzählen. Sie brauchte, um Glauben für diese Mär zu finden, einen moderneren Menschen.

Da kam ihr eine Idee. Sie erinnerte sich an Lindas Literaturlehrer, der das Mädchen in ihren Backfischjahren so rasch gefördert und immer große Stücke auf eine gründliche Durchbildung gegeben hatte. Daß er die Stunden damals unvermittelt und nur mit dem Grunde der Arbeitsüberlastung abgebrochen, war allerdings eine Rücksichtslosigkeit gewesen; doch man brauchte ihm das ja nicht nachzutragen. Sie besuchte also den jungen Professor Hermann Mersitter in seiner Wohnung und trug ihm ihr Anliegen vor. Er mußte lange in seinem Gedächtnis suchen, bis ihm einfiel, wer die besorgte Mutter war. Er setzte den Kneifer auf die scharf und keck in die Luft hineinstehende Nase und schaute die Frau aus seinen kleinen schwarzblitzenden Augen eine Weile gutmütig-sarkastisch an. Sein kräftiggeformtes Gesicht, zu dem ein martialischer Backenbart besser gepaßt hätte, als der fast zu elegante, kleine und gut gepflegte rotblonde Schnurrbart, verriet dabei mit keiner Miene, was er dachte. Der armen Amtsrätin wurde unbehaglich unter dieser kritischen Prüfung. „Also Ihre Tochter möchte Schauspielerin werden," begann ihr Vertrauensmann endlich und strich sich mit der Schreibehand durch das sich lichtende Haar. „Und was soll ich dabei tun?"

„Um Gottes willen, mein verehrter Herr Doktor, gar nichts sollen Sie tun als es ihr aus dem Sinn reden, aber sie vielleicht anregen, daß sie das ihr am besten liegende Gebiet ausfindet, auf dem sie in der Öffentlichkeit etwas leisten kann."

„Wenn sie nun aber Talent zur Schauspielerin hat?" beharrte Dr. Mersitter ungerührt.

Die Mutter war verzweifelt. „Seien Sie überzeugt, daß Sie keines hat. Ich als Mutter muß es doch wissen. Aber ihre Bilder sollten Sie sehen und ihre Stimme hören, wenn sie singt."

Der Doktor rückte sich in seinem Arbeitsstuhl zurecht und betrachtete seine Besucherin mit einem ihr höchst fatalen Lächeln. „Das will gar nichts besagen. Mütter sind immer verblendet in bezug auf die Begabung ihrer Töchter. Lassen Sie das Talent des Fräuleins bei einem Fachmann prüfen und, wenn er zurät, sie getrost zur Bühne gehen. Notabene, wenn sie schön ist."

„Aber mein Herr, das gehört doch nicht zur Sache!"

„Bei der Bühne ist es die Hauptsache," gab der junge Gelehrte mit einem vieldeutigen Fältchen um die schmalen Lippen zurück, das der Frau nicht gefiel. „Also erste Vorfrage. Sie können nicht verlangen, daß ich das Äußere aller Schülerinnen, die ich einmal unterrichtete, im Gedächtnis behalte."

Frau Hagenow wurde ein Gefühl nicht los, als ob er sich heimlich mit ihr lustig mache. Das raubte ihr ihre ganze Sicherheit; aber sie wollte

Digitized by Google

doch nicht unverrichteter Sache abziehen. „Wenn meine Tochter einmal bei Ihnen vorsprechen dürfte . . .“ Sie sah sich in dem Studierzimmer um und machte die Beobachtung, daß sie sich wohl in der möblierten Wohnung eines Junggesellen befand. „Wenn Sie die große Güte haben würden, sich einmal zu uns bemühen zu wollen,“ verbesserte sie. „Meine Tochter könnte Ihnen dann etwas vordeklamieren.“

Mersitter erhob sich in seiner ganzen Länge. Vor der imponierenden Höhe und Breite seiner Gestalt schrumpfte die ratlose kleine Frau in sich zusammen. Er stellte sich mit verschränkten Armen vor sie hin. „Auf das Vergnügen muß ich leider verzichten, meine Gnädige; denn ich höre von Berufs wegen in jedem Winter mehrere hundert junge Damen deklamieren, mimen und konzertieren. Da hört die Fähigkeit, ein übriges zu tun, auf.“

Wohl oder übel mußte sich Frau Hagenow auch erheben. Soviel ungeschminkter Grobheit gegenüber kam sie nicht weiter. Sie tat ihm leid in ihrer Hilflosigkeit, als sie, jetzt nur mit den Allüren der gekränkten Dame von Stande, Anstalten machte, sich so förmlich wie möglich zu verabschieden. „Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben soll, verehrte gnädige Frau —: immer noch lieber auf die Bühne, als in den Konzertsaal. Denn der ist nicht zum Schweigen da, falls man nichts kann; auf der Bühne gibt es immerhin einige Rollen, in denen man den Mund halten kann und nur gut auszusehen hat. Eine Empfehlung an das Fräulein Tochter. Ich werde mich freuen, ihr in meiner Eigenschaft als Theaterkritiker gelegentlich irgendwo zu begegnen.“

* * *

Frau Hagenow war so klug wie zuvor und zugleich so sehr aus der Fassung gebracht, daß sie nicht imstande war, ihrer Tochter den gegen alle Erwartung verlaufenen Zwischenfall zu verschweigen. Außerdem war die Angelegenheit doch eine Schicksalsfrage, sodaß sie als ehrlicher Mensch nicht wagen konnte, der eigenen Abneigung wegen die ihr erteilte Auskunft zu fälschen, sondern geradeaus berichtete, Dr. Mersitter habe die Bühnenlaufbahn empfohlen, und Dr. Mersitter scheine ein berühmter Mann geworden zu sein. Wenigstens benehme er sich höchst überlegen, und in seiner Bibliothek sehe es ungeheuer gelehrt aus.

Linda wußte, daß ihr ehemaliger Lehrer sich einen Ruf errungen hatte. Der unüberlegte Schritt der unbefangenen Mutter trieb ihr das Blut ins Gesicht; doch sie beherrschte sich wie immer, sparte ihr die Vorwürfe, die nichts mehr ungeschehen machen konnten, und kräuselte nur die Lippen hochmütig, während sie zuhörte. Dann blickte sie mit hart aufeinandergepreßten Lippen in den Schoß und schwieg.

Nach einer Viertelstunde sagte sie: „Du sollst deinen Willen haben, Mama; ich werde nicht zur Bühne gehen.“

Die Mutter sprang auf und machte große Augen. Ja, waren denn Lindas sämtliche Entschlüsse nur auf Launen gestellt? Fast kam der Mutter dieser unerwartete Sieg zu leicht vor; sie war auf heftige Auseinandersetzungen vorbereitet gewesen und gesonnen, mit allen tragischen Mitteln mütterlicher Unheilsprophezeiungen zu arbeiten, um Linda von ihrem Vor-

Digitized by Google

satz abzubringen; nun erledigte sich die Angelegenheit so simpel, wie wenn man beabsichtigt, einen geplanten Handschuhkauf aufzugeben. Diese Oberflächlichkeit des Mädchens war geradezu ärgerlich.

Linda reckte sich langsam aus ihrem Schaukelstuhl empor und schritt auf und ab im Wohnzimmer. Das war das einzige Zeichen einer inneren Erregung. Ihr Blick glitt dabei in den Spiegel, sie sah ihr schlankes blondes Bild im fließenden Faltengewande und errötete. „Wenn ich häßlich wäre, würde ich an meinem Willen festgehalten haben. Doch kann ich es nicht über mich gewinnen, mit Schönheit die Armseligkeit meines Könnens zu verhüllen. Ich sage das, damit du verstehst, warum ich dir so schnell gefügig bin."

So glatt verstand die Mutter das freilich nicht. Immerhin dankte sie ihrem Gott, daß die Gefahr abgewendet war.

Als Linda allein war, schwoll ein Sturm der Empörung sinnverwirrend in ihr auf, der aus Tiefen ihrer Seele kam, die solange unbetretenes, unbekanntes Land für sie gewesen. Sie empfand den Hinweis auf ihre Schönheit als eine Beleidigung, die sie verdient hätte, wenn sie auf den Sieg dieser Schönheit vertraut hätte. Es wäre ein Sieg gewesen, den jedes Weib mit einem glatten Gesicht und runden Gliedern an sich reißen kann, der Weibern zukam, auf denen die Verachtung der Gesellschaft liegt. Ein Mann vom Range Hermann Mersitters mutete ihr diese Anspruchslosigkeit zu? Bis in die zuckenden Fingerspitzen brannte in ihren überfeinerten Nerven die Scham darüber, und aus jenen dunklen Seelenlanden wuchs etwas herauf wie eine trotzige Willensmacht, die aus dem Nichts eine Welt schafft. Wenn sie schön gewesen wäre wie eine Märchenprinzessin, sie hätte in dieser Stunde alle unirdische Herrlichkeit leichten Herzens hingegeben für die Kraft irgend einer überragenden Leistungsfähigkeit. Ihr ganges leeres Leben stieg vor ihr auf. Vertändelt und verträumt hatte sie es und unbewußt sich immerdar gesehnt nach dem Tage, da ihr nicht berauschender, doch auch nicht alltäglicher Reiz einen Menschen gefangen nehmen würde, der ihrem Leben die Füllung gäbe. Nun war ihr alles Süße, Beruhigende dieser Sehnsucht vergällt. Jeden Gedanken, nur als Weib ihr Glück noch zu finden, tat sie ab. Aber da mußte doch ein Ersatz für die weggeworfene uneingestandene Hoffnung sein, ein neues Ziel, ein anderer Ausblick? Und sie hatte noch vor kaum einer Woche ihrer Mutter gegenüber behauptet, daß sie keine einzige nennenswerte Begabung auf künstlerischem Felde besäße? War denn das über Nacht anders geworden — oder aber würde sie wirklich existieren können ohne ein Ziel des Strebens? — Wie wilde Wellen brauste es aus den fremden Tiefen ihres Wesens empor. Was wollte da ans Licht? Sie hätte weinen und jauchzen mögen. Wurde unter stürmenden Schmerzen jetzt, bei dem ersten leisen Abblättern ihrer jungen schimmernden Mädchenblüte eine tragende geistige Kraft in ihr geboren? Wuchsen ihr Schwingen, sie zu erheben weit über den vergänglichen Aufschwung von Jugend und Schönheit hinaus? Sah sie nicht Bilder vor sich, die sich aus chaotischem Ringen gestalteten und sie mit Glanz und Duft, wie aus Sternenhöhen, verwirrten? War das ein Schaffensvermögen, dem es gelingen sollte, das beseligende innere Schauen in feste, auch anderen verständliche äußere Formen zu bannen? Entzündete ein Genius seine Fackel in ihrer Brust?

Digitized by Google

An diesem Abend verschloß sie sich in ihrem Zimmer und brannte Licht die ganze Nacht. Kerzenlicht. Sie liebte sein Flackern und den blauen Schein der Flamme, und sie wollte sehen, wie die Kerze sich verzehrte. Das dünkte sie in dieser Nacht eine feierliche Opferung. Einen großen roten Tulpenstrauß, der am Fenster gestanden, setzte sie neben den bronzenen Leuchter und sah zu, wie die länglichen Knospen langsam aufblühten und sich zu feuersprühenden Bechern erschlossen. Sie sah auch, wie sie in der Wärme zu welken begannen und die Kelche neigten; aber sie hatte kein Mitleid mit ihnen. Was lag bei der Fülle des Frühlings, der in ihrer Seele tausendfarbig aufbrach, an ein paar Blumen mehr oder weniger? Bis nach Mitternacht schrieb sie — Worte, Noten, zusammenhangloſe Sätze, deren Klang sie musikalisch anregte, glühende Reime, denen Farbenvorstellungen ihres inneren Auges den Sinn gaben; zwischendurch nahm sie Pinsel und Palette zur Hand, um den Gesichtern, die das Wort nicht faßte, wenigstens einen skizzenhaften, nachzuprüfenden Ausdruck zu verleihen. Dann wieder schlug sie im dunklen Salon ihr Klavier an mit gleitenden Fingern, so sanft, daß es wie ein traumhaftes Singen eines schlafenden Vogels blieb und niemand im Hause weckte.

Je tiefer die Nacht sank, desto lebhafter arbeitete ihre Phantasie. Beim ersten grünlichen Morgengrauen lag sie zurückgelehnt wie in Fieberschauern auf ihrer Chaiselongue. Sie hätte Berge versetzen, Sterne aus ihrer Bahn reißen mögen. Und fühlte sich zugleich von einer tödlichen Abspannung befallen, als habe sie zu Fuß ungeheure Wegstrecken über Berge und Täler zurückgelegt.

Der Himmel war schon rosig angestrahlt, als sie in den Kleidern in einen betäubungsartigen Schlaf sank. Es war ein traumloser Schlaf, bei dem auch ihr Unterbewußtsein wie ausgeschaltet war. Ein erschlaffender Schlummer, der nicht einmal den fast totenstarr verharrenden Körper erholt, sondern der den gereizten Organismus nur soweit ausruht, daß er der ganzen, lange aufgespeicherten Schlafbedürftigkeit nicht mehr widersteht.

Sie erwachte gegen Mittag und sammelte mühsam ihr Bewußtsein so weit, daß ihr halbklar wurde, wie sie die Nacht verbracht. Dennoch vermochte sie sich kaum Rechenschaft zu geben, ob die Erlebnisse, die sie in fremde Zonen entführt, sich in einem hellwachen Zustand ihres Geistes oder in einer rauschähnlichen Umnebelung der Sinne abgespielt. Eins nur empfand sie mit furchtbarer Deutlichkeit — daß die rätselhafte, beinahe unheimliche Fähigkeit, ihr Wesen zu erweitern und ihm eine gestaltende Macht abzuzwingen, spurlos erloschen war . . . Eine bleierne Müdigkeit lag ihr in den Gliedern, eine dumpfe Ernüchterung über ihrem Geiste.

Zwei, drei Tage vergingen so. Die körperliche Mattigkeit wich allmählich, die geistige Stumpfheit beharrte qualvoll. Aber wie ein Pfand, das gute Geister dem Menschenkinde zurücklassen, das an ihren nächtlichen Besuch nicht glauben will, lagen auf ihrem Tisch die eng beschriebenen Papierbogen, die mit zarten Aquarellfarben bedeckten Kartons als Dokumente ihrer seelischen Exaltation. Fremd sahen diese Zeichen sie an, — fremd und aufpeitschend . . . Sie glaubte an keine Wunder. Nicht angeflogen konnte ihr die gesteigerte Kraft ihrer Persönlichkeit für ein paar flüchtige Nachtstunden sein; was aber von innen heraus seinen Weg gefunden, das mußte auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen sein.

Digitized by Google

Und wie sie ihre Gedanken grübelnd in sich hineinbohrte und allen verschlungenen Pfaden nachging, die ihr in seinem Stolz verwundeter Sinn an jenem Abend sich gebahnt, da kam ihr erlösend die Erkenntnis: Ja, es war eine Kraft in ihr, die in der Tat Berge versetzen und Sterne aus ihren Bahnen reißen konnte; doch diese Kraft war nicht die einer Künstlernatur, die geheimnisvoll, fernab den Tagesereignissen ihre eigenen Straßen nimmt —; sie war allein die phänomenale Anspannung ihres menschlichen, vom Tage bestimmten, aber den Tag meisternden Willens. „Im Anfang war der Wille," so würde sie trotz Faust das heilige Buch zu übersetzen angefangen haben. Wille ist mehr als Können, Wille ist treibende Urkraft; der Wille ersetzt alle Mängel der Veranlagung, die ohne den Willen, sie zu nutzen, ja ohnehin latent bleibt; Wille erschafft Fähigkeiten, macht Einen sehend unter trägen Blinden und hebt die Grenzen von Raum und Zeit auf.

Sie erhob den Glauben an ihren Willen zu einer Art von Kultus. Eine Inbrunst kam dadurch in ihr Wesen, die ihre Züge erweichte und ihre Augen mit einem fanatischen Glimmen füllte. Der Zusammenklang von äußerster Energie, auf die alles in ihr gestimmt war, und mystischer Verlorenheit, so widerspruchsvoll er war, umkleidete ihre Persönlichkeit mit einem faszinierenden Reiz. Das wußte sie nicht; sie, die vordem die Wahl des geringfügigsten Toilettenrequisits ästhetischen Gesichtspunkten untergeordnet hatte, vernachlässigte jetzt fast die Pflege ihres äußeren Menschen. Sie geizte mit den Minuten, um in ihren Studien vorwärtszukommen.

Sie hatte sich der Musik in die Arme geworfen aus einer unklaren Einsicht heraus, daß die Intuition, deren der Schauspieler bedarf, bei der innerlichst mit mathematischen Grundgesetzen zusammenhängenden Musik dem Ausübenden weniger vonnöten sei, daß Verstand, Fleiß und Gemüt da manche schnelle Gabe des Genies am ehesten wettmachen konnten. Am liebsten hätte sie die Geige zu ihrem Instrument erwählt. Sie liebte die Schwermut virtuos gemeisterter Geigenklänge über alles. Doch erfahrene Meister rieten ihr ab von der schweren Kunst, die ein langes geduldiges Umwerben bei ihren Jüngern voraussetzt. Und wenn sie auch dem Willen uneingeschränkt vertraute, den kürzesten Weg zu ihrem Ziele wollte sie doch gehen.

Auch für die Beherrschung des Klaviers war ihre Vorbildung zu oberflächlich, als daß Versäumtes in einer Frist nachzuholen gewesen wäre, die ihrer Erwartung genügte. Und ihre Stimme, die von all ihren bescheidenen Talenten noch verhältnismäßig am besten geschult war, erwies sich als so klein, daß sie bei bedeutenderen Aufgaben im Konzertsaal eindruckslos verhallt wäre.

In der Verlegenheit riet ihr die Gesangsmeisterin, der die Unermüdlichkeit ihrer Schülerin imponierte, zu einem veralteten graziösen Musikwerkzeug, das soeben wieder modern zu werden begann, — zur Laute, zu deren Begleitung ihre beschränkte, aber graziöse Stimme, die trefflich zu pointieren verstand, ausreichen würde. Die Lehrerin dachte dabei noch mehr an Lindas kalte Nixenschönheit, die mit der Laute als Staffage, an der ein meergrünes Band flattern mußte, mit der fremdartigen Mischung von Unnahbarkeit und Hingegebenheit als hypermodernes Raffinement wirken würde. Aber das sagte sie nicht.

Und Linda studierte mit heißem Bemühen. Die Lehrerin mußte ihr

Digitized by Google

in der Tat zu ihrer eigenen Überraschung früher, als sie es auch nur annähernd für möglich gehalten, das Zeugnis ausstellen, daß sie die Technik ihrer Kunst vollkommen beherrsche. Linda triumphierte. Das andere, das da noch fehlte, würde sich einfinden in dem Augenblick, da sie seiner unbedingt bedürfte. Sie wußte nun, daß sie auf sich zählen konnte. Im nächsten Winter würde sie einer breiten Öffentlichkeit beweisen, was sie aus eigener Kraft erreicht.

Noch war sie bei aller Skepsis, die gerade ihren frühen Jugendjahren eigen gewesen, zu sehr Neuling auf künstlerischem Gebiete, um abschätzen zu können, wie wenig selbst ein voller Erfolg bedeutet gegenüber der ungeheuren Konkurrenz der Zunftgenossen.

Der Amtsrätin, als sie ihre Tochter so siegessicher sah, wurde jetzt erst bange, daß sie zu sehr gedrängt, zu leichtsinnig zugeraten habe.

* * *

Es war eine große Wohltätigkeitssoiree, bei der sich bald nach Saisonbeginn für Linda Hagenow die Gelegenheit bot, als Künstlerin zu debutieren. Die Veranstaltung fand in einem vornehmen Konzertsaal statt, das Programm war zwar übermäßig lang, doch gewählt; sie wußte sich in bester Gesellschaft. Auch ihr Hörerkreis vereinigte das eleganteste Publikum der Stadt. Linda hatte sich dementsprechend für ihr Auftreten ausgerüstet. In Toilette und Allüren war sie von Kopf bis Fuß große Dame. Ein Vorgefühl der Gehobenheit, mit der die lang erwartete Stunde sie erfüllen sollte, prickelte ihr schon zu Hause in allen Gliedern. Und doch verstimmte sie diese Erregung . . . machte sie nervös, raubte ihr etwas von der Sicherheit, auf die sie sich sonst zu jeder Zeit verlassen konnte.

Unruhig nestelte sie an den Knöpfen ihrer langen gelblichen Handschuhe. Jetzt hallte von unten Pferdegetrappel, der Wagen war vorgefahren; die Mutter mahnte mit fliegendem Atem zum Aufbruch.

Linda sah sie wie geistesabwesend an. Noch einmal konzentrierte sich all ihr Denken in dem Entschluß, ihr Bestes zu geben.

Aber erst zwei Stunden später stand sie im unbarmherzigen Schein des elektrischen Lichts vor der vielhundertköpfigen Menge. Deklamationen, Ansprachen und Gesänge, die vorangegangen, hatten sie schier endlos gedünkt. Das Publikum mußte nach solchem Menü übersättigt sein. Lindas künstlerischem Geschmack erschien es als eine Barbarei, die Aufmerksamkeit noch länger anzuspannen. Niemand hätte getrauert, wenn ihre Nummer ausgefallen wäre. Ihretwegen war doch auch niemand gekommen.

Oder doch —? Sie hatte, als der Rezitator ins Künstlerzimmer zurücktrat, eine Sekunde lang durch den Türspalt über die festliche Schar geblickt und gleich in den vordersten Reihen einen bekannten Kopf entdeckt. Ein erwartungsvolles, gespanntes, kritisches Gesicht, vor dem sie erschrak. Erschrak mit jenem Gefühl der Abhängigkeit, das man auch im vorgeschrittenen Alter Jugendlehrern gegenüber selten ganz überwindet.

Harrte Hermann Mersitter, während alle ungeduldig wurden, nur darum aus, weil er ihre Nummer nicht versäumen wollte? Sollte das dumpfe Gefühl der Erbitterung, das sie jahrelang mit sich herumgetragen, endlich seine Befreiung finden, indem ihr durch einen rauschenden Sieg

Digitized by Google

über all diese Widerstrebenden in seiner Gegenwart Genugtuung würde? Ihre Brust wogte, in ihren Adern kreiste das Blut, als habe sie ein stark anreizendes Gift zu sich genommen; wie im Taumel jagte sie das Verlangen, in der nächsten Viertelstunde königliche Ehren einzuheimsen.

So trat sie in den Saal. Türen und Sitze klappten, Überdruß und Hitze machten rücksichtslos. Sie mußte Minuten vergehen lassen, bevor wieder Ruhe herrschte. Diese Minuten wurden ihr zur Ewigkeit. Aber sie war nicht gesonnen, eine Pein merken zu lassen. Geradeaus mit ihrem anspruchsvollsten Gesicht schaute sie ins Publikum; allein sie sah nichts, vor ihrem Auge hingen Nebel. Das war schrecklich. Die konnten sie um alle Fassung bringen. Sie zwang sich, den Blick auf ein bestimmtes Ziel zu richten — und wieder sah sie ihrem Lehrer in das kühle, aber fest auf sie eingestellte Auge. Nun schweifte ihr Blick über die ganze Stuhlreihe, in der der Professor saß, hinweg; sie meinte indes ein Lächeln um seine Lippen wahrzunehmen, mit dem er ihre Anstrengung ironisierte. Und darum ließ sie ihr Augenpaar jetzt kalt und klar auf ihm ruhen. Sie vergaß darüber, daß sie nun hätte anfangen können, zu intonieren. Es war sehr still geworden im Saal, weil ihr Zögern befremdete.

Sie griff mit ihren schönen, schlanken, beringten Fingern in die Saiten der Laute — da merkte sie, daß ihr der Text entfallen war. Ihre Wangen flammten auf; wenn die Erde sich jetzt nicht vor ihr auftat, wie sollte sie diesen Moment überstehen? Ihre Augen, die nun flimmerten und flirrten, suchten instinktiv Hilfe bei dem Lehrer. Und sie sah, daß er die Lippen bewegte. Sie las ihm die Silben vom Munde. Der Zusammenhang stellte sich ein, — fast schwebte ein Lächeln um ihre Augen, das ihre Züge kindlich und weich machte.

Mit leisem Zittern bahnten sich die ersten Töne ihren Weg. Sie sang ein mittelalterliches Volkslied von der Hexe, die dem liebeskranken Jungfräulein den Schlangenbrei braut, — eine Art von schauerlicher Ballade, über die die Lichter eines grotesken Humors sprühten.

Pause ... Sie war zu Ende. Sie stand noch immer auf ihrem Platz .. Es mußte doch jetzt etwas geschehen ... Aber keine Hand regte sich. So gebannt waren die Leute von ihrer Kunst, daß die Ergriffenheit das beklemmende Kirchenschweigen nicht zu brechen vermochte? Ein wollüstiges Machtbewußtsein durchströmte sie minutenlang wie das Glück seligster Erfüllung. Ihre Glieder lösten sich, schlaff fielen die Arme herab, das Haupt mit dem schweren schimmernden Haar neigte sie ein wenig vornüber und wußte nichts von der wunderbar plastischen Wirkung dieser Haltung. Das würde ihr freilich niemand geglaubt haben. Dieses müde, hingegebene, vertrauensvolle Warten gehörte für Zuhörer und Zuschauer mit zu ihrer Rolle, und man goutierte es. Plötzlich bewegten sich ein paar Hände, hier und dort — man klatschte ... in der Tat — man klatschte — es klang wie Mitleid. Schnell verharrten auch die vereinzelten Beifallsfreudigen wieder teilnahmslos, als schämten sie sich vor den anderen, den unbarmherzig Richtenden, ihres Mitleids. — Und Linda hatte gemeint, ihr Bestes gegeben zu haben.

Doch ihr Programm war noch nicht zu Ende. Vier Lieder hatte sie hintereinander zu singen. Mit Klugheit und Vorsicht hatte sie lauter Texte

Digitized by Google

gewählt, die so gut wie unbekannt waren und die durch starken stofflichen Reiz und eine mystische Poesie bestricken mußten.

Aber wieder, während sie die ersten Akkorde griff — die Schwäche, — die Dunkelheit vor den Augen, — — die unsinnige kindische entsetzliche Angst — — Das war zum Ersticken . . . Sie würgte an den Tönen, sie preßte sie heraus und hörte selbst, daß sie mißtönig klangen. Sie hätte, wie sie in die heiße Luft des überfüllten Raumes schwebten, nach ihnen greifen, sie vernichten mögen wie körperliche Gebilde — wie die Schlangen, von denen sie vorhin gesungen. Und dabei graute ihr. Schlangen lassen sich ja nicht fassen, kriechen weiter, ringeln sich empor, umgürten und umzüngeln den Feind . . . Schlangen töten. Ihre Hände griffen mit Verzweiflung über die Laute hinweg irgendwo in die leere Luft. Das Instrument entglitt ihr. Hätte es nicht am grünseidenen Bande über ihre Schulter niedergehangen, so wäre es zu Boden gefallen. Die elektrischen Bogenlampen unter der Saaldecke drehten sich im Kreise vor ihren Augen wie große Sonnen. Wie Ungeheuer. Schlangen mit feurigen Augen. Und was sie anglühten, das brannte lichterloh. Da packte sie die Todesangst. Sie öffnete noch einmal mit einer gewaltsamen verzerrten Bewegung die Lippen, um den vielen ahnungslosen Menschen. die mit ihr bedroht waren, zuzuschreien: „Rettet Euch!" Doch der Ruf, mühsam aus ausgetrockneter Kehle hervorgerungen, blieb stumm. Und davor entsetzte sie sich am meisten. Nur eine Vorstellung hatte sie noch deutlich: Flucht um jeden Preis! In einem Knäuel, zwischen einem Gewirr von Menschen meinte sie hinauszustürzen, die einander die Leiber zertraten, und ihr war, als würden Türen eingeschlagen und Fenster zerbrochen.

Und doch stand sie fünf Minuten später draußen ganz allein unterm dunklen Nachthimmel. Sie besann sich nicht, wie sie ins Freie gelangt, und doch mußte sie ihren Schal vom Nagel gerissen haben; denn um ihren Kopf schmiegte sich ein weiches Tüllgewebe. Dieser Beweis für die mechanische selbstverständliche Bewegung, die sie auch in ihrer irren Not nicht versäumt, klärte langsam ihr Bewußtsein. Keine Katastrophe, kein Saalbrand, nicht einmal eine neugierige Erregung um sie her: sondern ganz allein, wirklich als ginge sie keinen Menschen auf der Welt etwas an, stand sie auf der kalten nebligen Straße. Sie schauerte und sah sich um — da würden Leute sein, die ihr folgten, — sie suchen und zurückführen wollten . . . irgend etwas Unmögliches hatte sie ja doch begangen, für das sie Aufklärung schuldig war. Aber niemand kam. Sie schaute auf die Häuserzeilen, an denen sie entlangschritt; grauschwarz standen die Steinmassen hinter feuchtem Dunst. Von den Laternen ging ein schmutzig-gelber Lichtschein aus, in welchem das Straßenpflaster wie mit einer Glasur überzogen schien. So häßlich sah die Welt aus; doch ihr Bild stimmte zu der grenzenlosen Öde in der Seele des einsamen Mädchens, zu der fürchterlichen Ernüchterung. Sonnenschein und blauer Himmel hätten Linda noch elender gemacht in dieser Stunde.

Planlos schritt sie tiefer in die Finsternis hinein. Viele Stunden wäre sie am liebsten so durch Nacht und Kälte gelaufen, nur um in der heftigen körperlichen Bewegung eine Art von Gegengewicht gegen das hämmernde Arbeiten ihres Hirns zu finden. Sie vermochte ja den Gedanken nicht auszudenken, was nun werden sollte. Wenn wirklich nichts

Digitized by Google

anderes als ihr eigenes Versagen sie auf die Flucht getrieben, und da drinnen im weiten, warmen, behaglichen Saale die Hunderte jetzt in Seelenruhe ihre stümperhafte und fragmentarische Leistung glossierten, dann hing doch der Fluch der Lächerlichkeit für immer über ihr in dieser Stadt, deren verschlossene hohe Häuser die Frostzitternde so ungastlich, so mitleidlos anstarrten. Dann war sie auch in ihrer Mutter Obhut nicht geschützt vor dem Hohn und Spott aller derer, die morgen, Teilnahme heuchelnd und vor böser Neugier brennend, sich zu einem konventionellen Erkundigungsbesuche einfinden würden.

Und die Mutter selber, die sie mit Vorwürfen empfangen, — ihr vielleicht gar die vergeblichen Kosten der teuren Ausbildung vorhalten würde — — Linda empfand alle Pein der nächsten Zukunft als unmittelbare Wirklichkeit voraus, und ein physischer Ekel übermannte sie, morgen zum zweiten Male zu erleben, was ihre furchtsame Phantasie sie heute schon bitter durchkosten ließ.

Doch wohin sollte sie sich wenden — bei angebrochener Nacht, in ihrem Festkleide und ohne Barschaft in der Tasche? Wo blieb sie unentdeckt, bis ihre eigene Seele und die schonungslose Neugierde sich beruhigt haben würden? Linderte die Zeit auch die Qual der Erkenntnis, daß ihr Unvermögen und nur dieses all ihrem Streben die Wege versperrte? War solch ein Brandmal, das ein jäh aus törichten Träumen aufschreckender Mensch sich selber zufügt, überhaupt auszutilgen? Und wenn es weiter an ihr fraß, ob sie auch Meilen zwischen sich und die Stätte ihrer Demütigung legte, die sie als Schmach und Schande trug, — was half dann anderes als nur die Flucht vor sich selber?

Sie hatte niemals der feig-heroischen Vorstellung der Selbstvernichtung nachgegrübelt; die süße Gewohnheit des Lebens war ihr stets, auch inmitten aller Schalheit, als eine Selbstverständlichkeit erschienen.

Sie schauderte auch jetzt; allein der Schauder war ein Reizgefühl, das aus dem jämmerlichen Zusammenbruch sie wieder zum Vollgefühl ihres Daseins erhob. Zum Bewußtsein des Atmens, des Gehens und Stehens der ungetrübten Sinnesfähigkeiten.

Mit solchem neu geübten Aufmerken vernahm sie Schritte hinter sich.

Sie fuhr zusammen. Jetzt erst besann sie sich, daß es für eine Dame nicht ratsam sei, um diese Nachtzeit die Straßen ohne Begleitung zu durchirren.

Die Schritte kamen näher, direkt auf sie zu. Nun wandte sie sich entschlossen um, um einer möglichen Gefahr ins Auge zu sehen.

Ein großer Mann im wehenden Kaisermantel eilte auf ihren Spuren. Die breite Krempe des weichen Künstlerhutes beschattete sein Gesicht.

Mit unsicheren Füßen setzte sie ihren Weg fort, um keine Verlegenheit zu verraten. Aber die Frage: wohin? drängte sich ihr in diesem Augenblick mit gebieterischer Deutlichkeit auf. Noch ärgeren Demütigungen sich auszusetzen, riskierte sie, wenn ihr nicht eine schnelle Antwort darauf einfiel.

Da war auch ihr Verfolger schon an ihrer Seite.

Sie ignorierte ihn.

Trotzdem sah sie, daß er den Hut zog mit einer Höflichkeit, die sie in ihrer Situation nur als Ironie aufnehmen konnte.

Digitized by Google

Sie rannte vorwärts.

Er blieb neben ihr, den Hut in der Hand.

„Fräulein Linda Hagenow?“ Die Worte klangen so scharf herausgepreßt, daß das Halbbekannte, das für sie in dieser Stimme lag, dadurch wieder entfremdet wurde.

Scheu blickte sie auf den Harrenden. Sie wollte unnahbar aussehen, doch ihr Interesse war in Anspruch genommen. Aber sie warf den Kopf in den Nacken und trat einen halben Schritt zurück. Der Mann schaute indessen im spärlichen Laternenlicht in ihr Gesicht und überzeugte sich, daß er sich nicht getäuscht.

Nun reichte er ihr die Hand zur Begrüßung. Ganz förmlich. „Verzeihung, gnädiges Fräulein, daß ich mir erlaubte, Ihnen zu folgen, weil ...“

Auch ihr tastendes Erkennen hatte jetzt Klarheit gewonnen.

„Weil?“ wiederholte sie kampfbereit.

„Weil ich eine Dame nicht schutzlos lassen wollte,“ entgegnete er mit feinem Lächeln.

Sie stutzte. Das Wort war eine Phrase. „So bin ich Ihnen Dank schuldig, Herr Professor“, versetzte sie mit derselben kalten Höflichkeit, mit der er zu ihr gesprochen. „Hat meine Mutter Sie um diesen Ritterdienst ersucht?“

„Ich habe mit Ihrer Frau Mutter heute Abend kein Wort gewechselt.“

Damit war das Drückendste dieser Begegnung von ihr genommen. Sie hatte ein erneutes taktloses Zutappen der beunruhigten Frau gefürchtet. Jedenfalls also handelte Professor Mersitter nicht unfreiwillig, indem er ihr seinen Schutz antrug. Welche Motive ihn sonst dazu veranlaßt, lag vorläufig noch außerhalb ihrer Beurteilung; doch trieb sie ihre Gemütsverfinsterung, zuerst das der Schadenfreude in Anschlag zu bringen, die ein nervöser und übersättigter Kritiker zudringlichen Halbtalenten gegenüber empfindet, wenn ihre Eitelkeit den verdienten Nackenschlag erhält. Sein reserviert abwartender Ausdruck in Verbindung mit den beiden Fältchen, die sich von der energischen Nase zu den Rednerlippen wie ein eingewurzeltes Spottlächeln zogen, mußte ihren Argwohn unterstützen. Genau so überlegen-unzugänglich und doch mit heimlicher Belustigung hatte er damals die kleine liebeskranke Schülerin ins Auge gefaßt, als er ihr seine Absicht vermeldete, die Stunden abzubrechen.

Aber Linda war kein Schulkind mehr. Vor diesem Manne, den sie als Künstlerin vergeblich zu besiegen begehrt, wallte nun doch aus aller Zerrüttung ihres Wesens ihr ganzer Frauenstolz empor. Sie zog den Schal fester um die Wangen. Zum zweiten Male hatte er sie gekränkt, als er sie für ein öffentliches Auftreten auf den Erfolg ihrer Schönheit verwiesen. Er sollte nicht sehen, daß sie schön war. Sie wollte seine Bewunderung nicht mehr, nur den Zoll seiner unbegrenzten Hochachtung. Daß sie trotz der Ungewöhnlichkeit dieses Zusammentreffens hoch wie eine Königin über seinen abenteuernden Gelüsten stand, konnte ihm kein Zeichen der Abwehr scharf genug beweisen.

„Wenn ich damit also nicht meiner Mutter ungehorsam bin, so darf ich mir erlauben — Ihren gütigen Schutz abzulehnen. Ich suchte die Einsamkeit — auch auf die Gefahr hin, etwas Inkorrektes zu begehen. Es wäre noch taktvoller gewesen, das zu begreifen, mein Herr.“

Digitized by Google

„Ich begriff es — und kam doch," sagte Hermann Mersitter darauf. Und sie wunderte sich am meisten, daß er über ihre Zurechtweisung nicht in Verlegenheit geriet, sondern ihr fest ins Auge sah. Nun wartete sie, daß er gehen sollte.

Doch er ging auch nicht. „Es gibt Situationen, wo der Takt etwas zu Langsames und Besinnliches ist und die Notwendigkeit des raschen Handelns ihm voraus eilt," fuhr er zur Erklärung fort. „Die Einsamkeit, die Sie suchten, war Ihnen Gefahr. Ich kenne diese Stunden der Entmutigung. Menschennähe, so widerwillig man sie erduldet, ist da die einzige Medizin. Deshalb bin ich hier." Er sprach es weltmännisch glatt; das brachte sie namenlos auf.

„Und wenn schon Gefahr — was geht das Sie an?" fuhr es ihr heraus.

Er lächelte wieder — nur soviel, daß sie es mehr am Klang seiner Stimme merkte, als daß sie es sah.

„Ich könnte antworten: meine Menschenpflicht setzt es in Aktion. Aber wer Nietzsche verstehen lernte, nimmt dieses Wort nicht so leicht in den Mund. Man soll nicht alles aufheben wollen, was da fallen will, wenn es doch keine Kraft mehr hat, zu stehen. Doch Ihr Fall ist kein allgemeiner. Ich sah, daß Sie stark und stolz sind; — ich wollte, daß Sie aufrecht stehen bleiben." Das redete er dozierend an ihr vorbei, so daß sie beinahe ruhig darüber wurde.

„Nur von Stärke sollten Sie nicht reden," sagte sie freundlicher, fast als redete sie über unpersönliches. „Und der Stolz allein war zu wenig für diesen schweren Abend."

„Für diesen Abend allerdings. Doch den schlag' ich sehr gering an. An diesem Abend hängt Ihr Leben nicht. Das kam ich Ihnen zu sagen."

„Was wissen Sie davon?" stieß sie heraus, und Schmerz und Bitterkeit überwältigten sie aufs neue.

„Vor allem weiß ich, wieviel rauschende Erfolge durch äußerliche Umstände bestimmt werden, — wodurch schon jede Tatsache eines Erfolges oder Mißerfolges bedeutungsloser wird. Das darf Sie trösten, falls die Erinnerung Ihnen den heutigen Vorfall zu sehr aufbauscht."

„Aber es handelt sich gar nicht so sehr um den einen Mißerfolg wie um die Erkenntnis, daß ich niemals einen Erfolg verdiene, weil - ich — nichts — kann . . ."

Mersitter widersprach ihr nicht. Zwei lange bange Minuten vergingen. Sie setzte eine letzte kümmerliche Hoffnung auf den Widerspruch, den sie — ihrer besseren Einsicht zum Trotz — erwartete.

„Sie sind davon innerlichst überzeugt?" fragte ihr Begleiter dann.

„Ja!" rief sie wild.

„So wiederhole ich Ihrer Stärke und Ihrem Stolz mein Kompliment. Dann brauche ich Sie auch mit keinem Allerweltstrost zu beleidigen. Selbstkenntnis ist unser bestes Teil. Mit solcher Lebenstüchtigkeit finden Sie auch ohne den Ehrgeiz zur Kunst Ihren Platz in der Welt."

Einen böseren „Allerweltstrost" hätte er ihrer Seele, der die Kunst die letzte Zuflucht gewesen, nicht spenden können. Alle Qualen der letzten Stunde malten sich wieder auf ihren Zügen.

Er sah, daß er einen verkehrten Weg ging. Ein Menschenkenner war

Digitized by Google

er doch nicht. Mit Abstraktionen ist einem aus den Fugen geratenen Gemüt nicht beizukommen; das will blutwarmes Mitfühlen spüren: Und er war ein Mann, der sein Fühlen noch überall ängstlich verborgen. Ihm wurde heiß und kalt unter der Aufgabe, eine andere Tonart anzuschlagen. Eine knabenhafte Befangenheit überkam ihn.

„Nämlich," begann er aufs neue so ungeschickt wie möglich; „ich war mir einer gewissen Verantwortung für den Ausgang Ihres Konzerts bewußt. Ich hätte Ihre Mutter, als sie mich damals fragte, nachdrücklicher warnen sollen vor allen Enttäuschungen des Kunstlebens. Daß ich die Angelegenheit zu obenhin behandelte, ist der eigentliche Grund, warum ich Sie aufsuchte. Ich konnte nicht wie jeder andere einfach nach Hause gehen und Sie sich selber überlassen. Ich — hatte Angst um Sie."

„Ich will kein Mitleid!" trotzte sie gegen sich selber und schnellte die Worte heraus, um dem tieferen Sinn, der in seinem letzten Satz liegen konnte, nicht nachdenken zu brauchen. Mitleid — ein Almosen von einem, den man zu besiegen trachtete, um den Tribut der Unterwürfigkeit zu fordern!

Das schmerzvoll Verzerrte ihrer Seele schrie aus ihrem Trotz. Wie er sie in dieser Entstellung ihres Wesens vor sich sah, kehrte ihm die Angst zurück und verwirrte ihn. Sein Mitleid, das sie verachtete, wuchs empor zu einer großen lebendigen Kraft, in der ebensoviel Weiches wie Herrisches war. Auch diese Kraft wollte siegen. Und er freute sich dieser beglückenden Kraft. Nach dem ersten Ansturm durcheinanderwogender zielloser, erregter Empfindungen, die befremdeten und peinigten, nach unkontrollierbaren und deshalb ihm fatalen Vorwurfs- und Sehnsuchtsströmungen des ganzen Abends, klärte sich in ihm binnen wenigen Minuten die Heiterkeit eines tragenden Entschlusses. Sie machte ihn wieder sicher und sein Gesicht still. Aber jener kritische Zug, der es sonst immer ablehnend und hochmütig aussehen ließ, wich daraus, nun er ganz Aktivität und Erwartung war. Und seine Stimme schwankte, als er jetzt flüsternd fortfuhr: „Ich glaube nicht, daß Sie ein Recht haben, mein Mitleid wie einen Bettelpfennig wegzuwerfen. Es ist keine flüchtige Regung der Gutmütigkeit, — nehmen Sie das Wort in seinem tiefsten Sinn: ein großes ehrliches Mitihnenleiden hält mich gegen Ihren Willen an Ihrer Seite fest. Und wenn Sie es dennoch von sich weisen, so wird ein Umsieleiden daraus werden."

Mit weiten erstaunten Augen blickte Linda ihn an. Ganz kalt sah sie dabei aus, — so groß war ihre Verwunderung. Mehr noch die Verwandlung seiner Züge als der Inhalt seiner Rede traf sie. Aber sie wollte und konnte es nicht glauben, was sie da zu lesen vermeinte.

Auch er forschte in ihrem Gesicht. Er suchte jenen Ausdruck ihrer frühen Jugend darin, vor dem er einst erschrocken und um den er sie gehen geheißen. Heute, wie er ihr gereiftes, seiner selbst bewußtes und zugleich so erbarmungswürdig verstörtes Wesen sich nahe sah, begriff er seine damalige Handlungsweise nicht mehr. Hatte er sich wirklich zu groß vorkommen können, die Erstlingsgabe ihrer reinen Mädchengefühle anzunehmen? War dem bewegten Leben seiner späteren Jahre je etwas Köstlicheres geboten worden? Und war er nicht darum unvermählt geblieben, weil er vergeblich nach gleicher Unschuld, gleichem Zutrauen ausgeschaut?

In seiner jetzigen Stimmung wollte es ihm erscheinen, als habe seine

Digitized by Google

Vorsicht damals nicht seiner eigenen Freiheit gegolten, sondern lediglich dem Glück des kleinen Mädchens; das hatte nicht beim ersten Flügelregen in einem vielleicht zu engen Netz sich fangen sollen. Trotzdem: seine Gewissenhaftigkeit war philiströs gewesen. Die Fülle hätte er haben können, den lachenden Frühling — und war daran vorbeigegangen — und, ohne recht zu wissen, wie die Jahreszeiten rückten, einsam dem Herbst entgegengewandert. Nun stand er und wartete auf ein paar Blumen, die etwa für ihn übrig geblieben.

Das Warten — für einen Mann, der in anderen Lebenslagen nur zu fordern oder zu entscheiden gewohnt war, wurde bedrückend. Linda schwieg.

Da rief er sie beim Namen.

Und ihre Seele kehrte zurück von weiter Reise, schaute groß und ernst aus den grauen Augen und lächelte, obgleich die Lippen stumm und streng blieben. An diesem Lächeln erkannte er, daß sie auch in die Vergangenheit gereist war . . . Ein Schein goldenen Frühlings blühte darin. Aus den Augen des leidenden Weibes grüßte ihn das hoffende Kind.

Eine große Freudigkeit überkam ihn. Er hatte nur verflatterte Lebensfäden zu sammeln, zu entwirren, — nicht neu zu spinnen. Doch für das zarte Geschäft dünkten ihn seine Finger gar grob. Sollte er girren wie ein Jüngling oder mit Gewalt an sich reißen, was er selber ihm widerstreben gelehrt? Er fürchtete noch immer, die Stolze zu beleidigen, und zwang seine Aufregung nieder.

Scharf überdachte er die Situation. Dann begann er: „Fräulein Hagenow, nehmen Sie jetzt meinen Arm, damit ich Sie nach Hause geleiten kann. Sagen Sie Ihrer Mutter, daß ich Sie begleitete, warum ich Sie begleitete. Sagen Sie es morgen auch allen, die Sie wegen des heutigen Abends durch Schadenfreude oder unerwünschte Teilnahme verdrießen. Aber sagen Sie nicht, daß Sie den Glauben an Ihr Können verloren haben. Das geht die Fremden gar nichts an."

Sie begriff noch immer nicht, worauf er mit umständlicher Diplomatie hinauswollte. Sein Ton hatte so etwas Neckendes und Frohes.

„Auch unsere Unterredung heute, denk' ich, geht die Fremden nichts an," sagte sie steif.

„Im Gegenteil," beharte er. „Wir werden nichts Eiligeres zu tun haben, als — in der einzig möglichen Form, deren Redaktion ich mir zu überlassen bitte — so viele Leute wie möglich davon in Kenntnis zu setzen. Damit schaffen Sie sich trotz Ihres verfehlten Debuts noch nachträglich den glänzendsten Abgang. Der „bluff", den die Welt nun einmal haben will, ist da, die Peinlichkeit von heute vergessen und Ihr Versagen beim Konzert durch die neue Wendung Ihres Lebens sogar motiviert, — noch dazu durch so romantische Umstände, daß Sie zur Heldin aller Altjungfernkaffees avancieren werden."

„Ich verstehe nichts von den seltsamen Scherzen, die Sie belieben —" aber Lindas Augen straften ihr Wort Lügen. Doch sie senkte die Lider.

Das verwirrte den Professor wieder. Hatte er zuviel gewagt? „Um Gotteswillen, reden Sie nicht von Scherzen. Es ist mir wahrlich heiliger Ernst um alles, was ich Ihnen jetzt sage. Aber ich kann mich nicht feierlich geben."

Digitized by Google

Sie hob den Blick wieder und sah ihm voll ins Auge. „Darf ich weiter sprechen?“ fragte er beruhigt.

Sie nickte Gewährung.

„Und wenn Sie jemand fragt, wann Sie die Scharte auszuwetzen gedenken, so werden Sie antworten — hören Sie gut zu, Fräulein Linda — so werden Sie antworten, daß Sie mir zuliebe Ihre Künstlerlaufbahn aufgegeben haben.“ Er atmete erleichtert auf. Die Rede war ohne Pathos zu Ende gebracht und das unentbehrliche Wörtchen „Liebe“ förmlich hineingeschmuggelt. Nun riß er ein Blatt aus seinem Notizbuch und bekritzelte es beim Laternenschein. „Ich hoffe, Sie wünschen keine Korrekturen?“ Die Silben saßen ihm in der Kehle fest, er hörte sein Herz schlagen. Sie las das Papierchen. Es enthielt die konventionelle Mitteilung von der zwischen Linda Hagenow und Hermann Mersitter vollzogenen Verlobung.

Der Zettel entglitt ihrer Hand. Die letzten Minuten hatten sie wohl auf eine Schicksalsfrage vorbereitet; wie sie aber handgeschrieben, von seiner Hand geschrieben vor sich sah, was für sie am Ende langer Zweifel und mühsamer Verständigungen undeutlich stand, da geriet ihre Seele wieder in maßlosen Aufruhr. Und als er angstvoll wiederholte: „Sie dürfen keine Korrekturen wünschen, Fräulein Linda!“ gewann der Zorn die Oberhand über diese ungeahnte Form einer Werbung, die für jedes Mädchenträumen mit mystischer Glorie umwoben ist.

Er bückte sich, nahm das Blättchen auf und reichte es ihr noch einmal. Sie drehte sich mit harter Wendung um und zerriß es.

Er sah ihr Abwenden, aber nicht das Spiel ihrer Finger.

„Übrigens brauchen Sie die lieben Freundinnen ja nicht eher zu empfangen, als bis diese Nachricht in aller Händen ist. Dann müssen sich die Kondolierenden schleunigst in Gratulierende verwandeln. Sie müssen mir zugeben, daß, wie die Dinge liegen, diese Lösung die einzig mögliche ist, wenn Sie die Situation behaupten wollen.“

„Gewiß,“ entgegnete sie mit starrer Miene. „Sie haben das alles sehr klug überlegt. Aber ich will mich auch *vor Ihnen* behaupten.“ Und sie wies auf die Papierfetzen am Boden.

Mit einem Ruck nahmen Mersitters Züge die alte Schroffheit an. Er reckte sich hoch empor und sog die Luft keuchend in die Lungen. „Jetzt glaube *ich*, daß *Sie* scherzen, Fräulein Linda Hagenow, — oder aber Sie freveln an der Wahrheit. Denn die Antwort, die Sie mir gaben, ist keine aufrichtige. Woher nehmen Sie den Mut, soviel Glück zu zerstören?“

„Woher nahmen Sie ihn einst?“ schrie sie auf und vergaß in ihrer Not, wie sie ihm damit ihre ganze Seele preisgab.

„Ah —“ er biß sich auf die Lippen. „Revanche?“ Seine Augen umfingen sie wieder mit der väterlichen Treue des Lehrers. „Und um dieses schnellen Sieges willen ein ganzes Leben opfern?“

„Ja!“ rief sie mit blitzenden Augen und fing wieder an zu laufen, als flöhe sie von neuem. „Denn ich habe nicht Lust, mich mein Leben lang als Besiegte zu fühlen, — ich ginge daran zugrunde. Und nur, weil Sie mich heute als Besiegte trafen und sich in Ihrer Hochherzigkeit sonnen wollten, kamen Sie zu mir. Ja, hätte ich gesiegt durch meine Kunst, dann hätt' ich mich auch unterwerfen können, — dann — hätte — ich — vielleicht — den Zettel nicht zerrissen . . .“

Digitized by Google

„Linda!“ Seine Augen strahlten sie voll Güte an. Sie hatte nie in solche Augen gesehen. „Dann hätten Sie leichten Sieg gehabt über mich — die Künstlerin hätte ihn gewonnen, und der Mensch in Ihnen, den ich noch gar nicht gesehen hatte, wäre leer ausgegangen. So war es Ihnen schwerer gemacht. Umsoviel mehr wachsen Sie vor mir empor, weil Sie auch ohne den festlichen Nimbus siegten. Hochherzigkeit haben Sie zu üben, indem Sie mich nicht entgelten lassen, daß ich Sie in Ihrer Enttäuschung sah. Vielleicht ist der Sieg über den bösen Widerstand in Ihnen selber auch einen Kampf wert? Und wenn Sie — unter irgend welchen Umständen — das Blättchen nicht zerrissen hätten — und ich Ihnen also doch genug galt, um es in solchem Fall mit mir zu wagen — ja, kann denn ein Verhältnis zwischen Menschen, die so zueinander stehen, überhaupt auf Siege und Niederlagen, auf Rechten und Richten gestellt sein?“

Sie schaute in die Nacht, und ihre Augen weiteten sich, als glänzte hinter Nebeln die Morgenröte. „Ich sollte mich schämen, mir das auseinandersetzen lassen zu müssen. Aber es wird wohl immer so bleiben, daß mir mein Lehrer das Leben erklären muß . . .“ Sie sagte es unendlich müde, — eine Kapitulierende, die endlich erkennt, daß sie im Kampf schon längst das Maß ihrer Kräfte erschöpft hat. Aber die Mattigkeit war so wohlig — wie Genesungsschlummer. Sie machte sich seelisch und körperlich geltend. Es gab in der Tat keine andere Möglichkeit, als den Arm des Beschützers zu nehmen und sich von ihm den Weg vorschreiben zu lassen — jetzt und morgen und alle Tage . . . Was sie auch versucht hätte, sich allein zurechtzufinden, — es würde immer so geblieben sein, daß er über ihr Experimentieren gelächelt hätte.

Freiwillig reichte sie ihm beide Hände.

Mit lachendem Munde grüßte er sie als sein Eigen. Doch in seinen Augen stand, daß auch ihm der Kampf ans Mark gerührt hatte.

Ihre hohen Gestalten verloren sich im Nachtdunkel. Lindas Blondhaar schimmerte wie milder Sternenschein über dem Pfade, den des Mannes lebenskundiges Auge ihrem tastenden Fuße suchte.

Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen.

Von Ernst Seeger.

Wer in der Reformation ein weltgeschichtliches Ereignis ersten Ranges sieht, der wird ihrer hohen Bedeutung gemäß auch die Männer ehren, die an jener gewaltigen Bewegung des 16. Jahrhunderts tätigen Anteil genommen haben. Einer der

Digitized by Google

hervorragendsten, rührigsten und eigenartigsten Verfechter der neuen Lehre war unstreitig **Philipp der Großmütige**, den man darum überall in Hessen am 13. November vorigen Jahres, seinem 400. Geburtstage, begeistert gefeiert hat, dem aber, eben als Reformationshelden, die Evangelischen ganz Deutschlands ein ehrendes und dankbares Gedenken schulden.

Was diesem hochgesinnten Fürsten zunächst zum größten Ruhme gereicht, ist **die Tatsache**, daß er nicht aus politischen Rücksichten, nicht um äußeren Gewinnes willen, etwa um sich am Kirchengute zu bereichern, sondern aus **innerster, ehrlicher Überzeugung** für das Evangelium sich entschieden hat.

Diese Entscheidung fällt in die zweite Hälfte des Jahres 1524. Frühzeitig daran gewöhnt, alle wichtigen Fragen selbst zu erwägen, hat der Zwanzigjährige, der aber in der harten Schule des Lebens beizeiten zum Manne gereift war, auch diesen bedeutungsvollen Schritt offenbar ganz selbständig getan. Nur **einer** Führerin hat er sich früh anvertraut, der **Heiligen Schrift**. Die eifrige und eingehende Beschäftigung mit dieser Glaubensquelle hatte den Boden in ihm für die Aufnahme der lutherischen Lehre bereitet. Luther selbst hatte er auf dem denkwürdigen Reichstage zu Worms 1521 gehört und ob seines kühnen Wagemutes, der eine verwandte Saite im eigenen Herzen traf, schätzen gelernt, so daß er dem tapferen Manne auf der Heimreise sicheres Geleite durch sein Land angedeihen ließ. Die unausgesetzten Reichstagsverhandlungen nötigten ihn dann mehr und mehr, die religiöse Frage, welche die Zeit so mächtig bewegte, an der Hand der Schriften Luthers und anderer zu studieren und sich ein eigenes Urteil zu bilden. In dem, was der große Reformator lehrte, fand er nun die echte biblische und christliche Weisheit wieder. Als er schließlich noch Melanchthons „kurzen Begriff der erneuten christlichen Lehre" kennen gelernt hatte, eine Schrift, die ihm auf Wunsch zugeschickt worden und worin eine Kardinalfrage der Zeit, der Unterschied zwischen der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit, zwischen dem auf Christus sich stützenden Glauben und der auf vorgeblich verdienstliche Werke sich gründenden katholischen Auffassung, sodann das Verhältnis der Tradition zum Evangelium mit schlichten Worten auseinandergesetzt war, war aus ihm ein **überzeugter** Anhänger der evangelischen Lehre geworden, wie sie Luther nach ernstem Ringen ans Licht gebracht.

Nichts konnte ihn jetzt mehr von dem, was ihm als Wahr-

Digitized by Google

heit feststand, abbringen, weder die Abmahnungen der eigenen Mutter, die ihm mit dem Zorne des Kaisers drohte, noch die Vorstellungen seines Schwiegervaters, des Herzogs Georg von Sachsen, des fanatischen Gegners der Person und Lehre Luthers, noch das Schreiben des an seinem Hofe angesehenen Franziskanervorstehers Nikolaus Ferber zu Marburg, der den Fürsten aufforderte, das ihm von Gott geliehene Schwert gegen die Ketzer zu gebrauchen, noch endlich der Bauernaufstand 1525, den die Altgläubigen als eine Folge der lutherischen Bewegung bezeichneten. Daß er gerade in diesem Falle sich nicht täuschen ließ, daß er zwischen der Lehre Luthers und derjenigen Auslegung, welche ihr die Führer der bäuerlichen Bewegung gaben, daß er „zwischen dem Rechte des Evangeliums und dem Unrechte der Revolution" scharf zu scheiden wußte, das ist ein starker Beweis für die Klarheit und geistige Selbständigkeit des erst zwanzigjährigen Fürsten.

In einer anderen Sache bewies er nicht minder seinen klaren Verstand: er erkannte zuerst, daß Luthers Werk, wenn es überhaupt Bestand haben solle, geschützt werden müsse. Weit entfernt also, jenem menschenfreundlichen Rate Ferbers zu folgen, war es vielmehr jetzt seine stete Sorge, wie er den Protestantismus sichern könne.

So schloß er im Februar 1526, nach einer im März 1525 vorausgegangenen Zusammenkunft zu Kreuzberg an der Werra, wobei er das schöne Wort gesprochen hat: „Ich will eher Leib und Leben, Land und Leute lassen, denn von Gottes Wort weichen", mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen zum Schutze der evangelischen Lehre zu Gotha ein förmliches Bündnis, dem sich bald eine Reihe norddeutscher Stände anschloß.

Jetzt sahen sich die Gegner nicht mehr einzelnen und in ihrer Vereinzelung leicht zu besiegenden Ständen, sondern einer zur Verteidigung ihres Glaubens entschlossenen Gruppe gegenüber, deren Glieder von der Gesinnung beseelt waren, der Landgraf Philipp mit den eben erwähnten Worten Ausdruck gegeben hat.

Auf dem Reichstage zu Speyer 1526 machten denn auch die Evangelischen, an ihrer Spitze Philipp der Großmütige von Hessen und Johann der Beständige von Sachsen, durch ihre entschiedene Haltung großen Eindruck auf die Katholiken. Der Landgraf insbesondere, begeistert für die Sache, die er hier zum ersten Male öffentlich vertrat, war der Schrecken der katholischen Stände. Von der ursprünglich beabsichtigten Neueinschärfung

Digitized by Google

des Wormser Ediktes, das die evangelische Lehre verbot, mußte unter diesen Umständen abgesehen werden, und der bekannte Reichstagsabschied, daß sich die Stände einstweilen bis zur endgültigen Regelung der Sache auf einem Konzil oder einer deutschen Nationalversammlung so verhalten sollten, wie ein jeder gegen Gott und den Kaiser sich zu verantworten getraue, gab zwar den einzelnen Regierungen nicht ausdrücklich das Recht, zu reformieren, hatte aber tatsächlich zur Folge, daß die evangelisch gesinnten Stände nun die Reformation einführten.

So Philipp von Hessen nach einer Ende Oktober 1526 zu Homberg an der Efze in Niederhessen abgehaltenen Synode. Er ging bei seiner kirchlichen Neuerung, die ein großer Teil seiner Bevölkerung freudig begrüßte, „mit einer Vorsicht, Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit zu Werke, welche die Bewunderung aller Zeiten verdient. Nirgends wurde so vollständig und doch so ruhig reformiert wie hier, nirgends wurden die Urrechte menschlicher Gesellschaft, die religiöse Freiheit und das Gut anderer mehr geachtet als hier. Alles geschah durch vertragsmäßige Übereinkunft, nichts durch jene einseitige Willkür, welche den Keim des Verderbens in sich trägt."

So erlangte der Landgraf schon 1528 im Vertrage von Hitzkirchen von dem Erzbischof von Mainz, dem Hessen größtenteils kirchlich unterstellt gewesen war, den Verzicht auf seine Rechte. Langer Verhandlungen bedurfte es nur dem Abte der Cisterzienser von Haina und dem mächtigen Orden der Deutschherren in Marburg gegenüber, bis schließlich durch kaiserliche Vermittelung ein Vergleich zustande kam.

Mit besonderer Umsicht ward die Klosterfrage geregelt, nämlich so, daß einerseits die Klosterinsassen nicht ohne Mittel einfach auf die Straße gesetzt wurden, wie in Sachsen, anderseits das reichliche Klostergut nicht verschleudert, sondern in der nützlichsten Weise verwendet wurde.

Für sich selbst behielt Philipp nichts, sondern er sorgte mit Hilfe der frei gewordenen Klostereinkünfte, die sich im ganzen nach unserem Geldwerte auf mehrere Millionen beliefen, zunächst für die Kirchen und Schulen.

Zahlreiche Pfarreien wurden errichtet und die Gehälter der neuen Pfarrer für die damalige Zeit verhältnismäßig reichlich bemessen, da man ihnen nicht nur die Mittel zum Unterhalt der Familie, sondern auch zur Ausübung der Gastfreundschaft reichen zu müssen glaubte.

Digitized by Google

Ferner wurden, da viele der aufgehobenen geistlichen Stiftungen von dem hessischen Adel stammten, die Einkünfte zweier Stifter, Kaufungen und Wetter, der hessischen Ritterschaft überlassen, damit aus ihnen adelige Jungfrauen mit einem Heiratsgut ausgestattet würden.

In wahrhaft großartiger Weise aber ließ sich der Landgraf die Fürsorge für die Armen, Siechen, Blinden, Epileptischen, Irren, Witwen und Waisen der Landgrafschaft, um die sich das entartete Mönchtum nur wenig mehr bekümmert hatte, angelegen sein. In den musterhaft eingerichteten Hospitälern zu Haina, Merxhausen und Hofheim, die noch heute als Irrenanstalten bestehen, wurden oft 500 bis 1000 Personen zu gleicher Zeit verpflegt. Daraus sieht man, welch eine Fülle von Segen und Hilfe hier die Reformation den Kranken und Elenden gebracht hat.

Mit der Gründung der Universität Marburg aber, der ersten evangelischen in Deutschland, schuf Philipp eine gelehrte Bildungsstätte, die vor allem durch Heranbildung von Pfarrern und Lehrern den Fortbestand des Evangeliums in Hessen sicherte, aber auch dadurch, daß sie von Studenten aus aller Herren Ländern besucht war, auf die Reformation und die Kirchengründungen in jenen Gebieten Einfluß hatte. Die mit der Universität verbundene Stipendiatenanstalt ermöglichte auch fähigen, aber unbemittelten Bürgersöhnen das Studieren, und durch die Errichtung des Pädagogiums wurde eine für die Hochschule vorbereitende Lehranstalt geschaffen.

Die Einführung des evangelischen Kultus, den man nach dem sächsischen Vorbilde gestaltete, erfolgte sehr allmählich. Der Anfang damit wurde in Marburg gemacht. Nach dem Muster der hier eingeführten Gottesdienstordnung, der als Grundlage vornehmlich Luthers „Deutsche Messe“ diente, sollten sich sämtliche Gemeinden der Landes richten, und eine Visitationskommission reiste umher, die nötigen Maßnahmen zu treffen.

Den Abschluß der ersten Anordnungen zur Einführung der Reformation bildete die Teilung des ganzen Landes in sechs Superintendenturbezirke (um 1530), wodurch eine regelmäßigere Beaufsichtigung der einzelnen Gemeinden und damit die allmähliche Entstehung geordneter kirchlicher Verhältnisse möglich wurde.

Der zweite Reichstag zu Speyer 1529 zeigte mit erschreckender Deutlichkeit, welches Schicksal der reformatorischen Bewegung von ihren Gegnern zugedacht war. Die Annahme der Beschlüsse der katholischen Mehrheit hätte nicht nur die weitere Ausbreitung

Digitized by Google

der Reformation unmöglich machen, sondern auch die allmähliche Rückführung der evangelischen Gebiete zum Katholizismus anbahnen müssen. Deshalb protestierten die Evangelischen gegen diese Beschlüsse. Aber bei dem bloßen Proteste durften sie nicht stehen bleiben; was half er, wenn die „Protestanten" nicht imstande waren, ihm nötigenfalls mit Waffengewalt Nachdruck zu geben? Die Religionsfrage ward zu einer Machtfrage. Deswegen regte Philipp von Hessen, der allezeit treue Wächter des Lebenswerkes Dr. Martin Luthers, noch in Speyer ein Bündnis Kursachsens und Hessens mit Straßburg, Ulm und Nürnberg an, das nach seinem Plane noch eine bedeutende Erweiterung erfahren sollte. Die oberdeutsch-schweizerische und die sächsische Gruppe der Evangelischen sollten zu einem starken Bunde, der jedem katholischen Angriffe gewachsen sei, vereinigt werden. Aber bei diesen Einigungsbestrebungen, zu denen die bedrohte Lage der Protestanten zwang und deren Notwendigkeit nur von einem gänzlich unpolitischen Kopfe geleugnet werden konnte, stieß der weitblickende hessische Landgraf, der erste Staatsmann und Politiker der Reformation, auf den Widerstand Sachsens. Luther und Kurfürst Johann wollten weder von einem bewaffneten Widerstand gegen den Kaiser, als gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, selbst für den Fall eines Angriffs, noch von einer Gemeinschaft mit den Zwinglianern etwas wissen. Luthers Stellung war rein religiös: seinem Reformationswerke drohte der Untergang, und er wollte nicht einmal leiden, daß sich eine Hand zur Abwehr hob.

Da dachte Philipp anders. Er betonte das Recht der Notwehr auch dem Reichsoberhaupte gegenüber. Aber ihm ist es trotz ausführlicher Darlegungen nicht gelungen, Luther eine andere Auffassung beizubringen. Daß ferner Zwinglianer, doch auch Evangelische, nicht mit den Lutheranern, zumal in der Stunde gemeinsamer Gefahr, sollten zusammengehen können, war dem Landgrafen, dem Religion mehr war als ein engherziger Konfessionalismus, unverständlich. Abweichende Auffassungen in dem oder jenem Punkte waren für ihn kein Grund zur Trennung. Dogmatischen Fragen und Grübeleien stand er überhaupt ferner, wie denn auch Zwinglis einfachere Abendmahlslehre ihm mehr zusagte als der Mystizismus Luthers. Theologische Meinungsverschiedenheiten hat er zwar als unvermeidlich angesehen, aber gemeint, daß sie die Frömmigkeit doch im Grunde nicht berührten. Er wußte zwischen Religion und Theologie zu unterscheiden. Über den trennenden dogmatischen Ansichten hat er das Ver-

Digitized by Google

bindende, den gemeinsamen religiösen Besitz erkannt und danach sein Verhalten eingerichtet.

Luthertum und Zwinglianismus betrachtete er als „zwei Stämme, die aus derselben Wurzel gewachsen, als zwei Ströme, die in ein Bett geleitet werden könnten und dann unwiderstehlich seien." Deshalb hielt er auch — und das war die große Idee seines Lebens — die Einigung aller Evangelischen zu einem geschlossenen Ganzen für möglich und notwendig.

In seiner Stellung zu den evangelischen Konfessionen, zu den Lutheranern und den Reformierten, tritt uns Philipp von Hessen wieder als ein Mann entgegen, der die Masse seiner Zeitgenossen weit überragt. Wiederum lernen wir seine Selbständigkeit, Eigenart und Bedeutung kennen. Seine Weitherzigkeit aber zeigt uns, daß er schon damals empfand, wie wir heutzutage empfinden.

Aber zu solcher Weite der Auffassung konnten sich in jener Zeit nur wenige aufschwingen. Daher mußte das Marburger Religionsgespräch (vom 1. bis 4. Oktober 1529), das eine Verständigung zwischen den führenden Theologen, Luther und Zwingli, herbeiführen sollte, scheitern. Über den Hauptstreitpunkt, die Lehre vom Abendmahl, konnte man sich nicht einigen. „Geistige Gegensätze müssen sich ausleben im Laufe der Zeit."

Dennoch hat Philipp nicht unterlassen, immer und immer wieder, namentlich Sachsen gegenüber, auf die Notwendigkeit des festen Zusammenschlusses der Evangelischen hinzuweisen. Ja, er dachte damals, im Verkehr mit Zwingli, an eine große antihabsburgische Koalition, an der Venedig, Frankreich und Dänemark teilnehmen sollten: hochfliegende Pläne, die bald zerrannen!

Allein etwas von dem, was er so unermüdlich erstrebt hatte, sollte doch zur Wirklichkeit werden. Der ungünstige Reichstagsabschied von Augsburg 1530, demzufolge wieder der volle Katholizismus eingeführt werden sollte, führte Ende Dezember, noch vor Weihnachten, zum Abschluß des Schmalkaldischen Bundes, dem alsbald auch die oberdeutschen Städte beitraten. Luther hatte sich endlich durch die sächsischen Juristen überzeugen lassen, daß das Kaisertum die Gewalt, die er ihm zuschrieb, gar nicht habe, und daß die evangelischen Fürsten zur Abwehr der Angriffe des Kaisers berechtigt seien, der nicht über den Parteien stehe, sondern mit der katholischen gegen die protestantische gemeinsame Sache mache.

Auf dem Augsburger Reichstage selbst aber hat Philipp, wie auf den früheren Reichstagen, den Mut der übrigen evan-

Digitized by Google

gelischen Fürsten durch sein entschlossenes Auftreten gestärkt. Wie früher, so wollte der Landgraf auch in Augsburg die evangelische Predigt nicht entbehren. Der Kaiser aber befahl, sie einzustellen, worauf jener erklärte, daß die Prediger ja weder Böses noch Neues, sondern nur das alte, wahre Evangelium verkündeten. Und als Ferdinand, des Kaisers Bruder, ihm vorhielt, der Kaiser habe auch ein Gewissen, und dieses fordere die Einstellung der Predigten, gab er zur Antwort: „Kaiserlicher Majestät Gewissen ist kein Herr und Meister über unser Gewissen". So verteidigte er auch hier wieder, wie ein Jahr zuvor in Speyer, die Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Sein Eintreten für die Gleichberechtigung der Zwinglianer aber hatte keinen Erfolg. Dennoch unterschrieb er, um keinen Zwiespalt hervorzurufen, schweren Herzens die Augsburgische Konfession, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß ihm die exklusive Fassung des Artikels vom Abendmahl mißfalle. Daß übrigens Zwingli bald fiel, in der unglücklichen Schlacht bei Kappel 1531, wodurch die Schweiz vorerst aus der allgemeinen Entwickelung ausschied, war für den Landgrafen ein Glück, da er sich nun ausschließlich den deutschen Angelegenheiten zuwenden konnte und bei seinen Genossen das störende Mißtrauen gegen ihn, den „Zwinglischen Parteimann", schwand.

Philipp wartete das Ende des Augsburger Reichstages nicht ab, sondern verließ vorher plötzlich die Stadt zum Schrecken der Katholiken, die ein gewaltsames Vorgehen des Entwichenen befürchteten. Dieser aber wirkte aus der Ferne belebend und ermutigend auf seine Glaubensgenossen, vor allen auf den allzusehr zur Nachgiebigkeit geneigten Melanchthon. „Es ist keine Not," schrieb er u. a., „Gott ist auf unserer Seite; wer sich gern fürchten will, der fürchte sich."

Daß bei einem Manne von so bewährter evangelischer Gesinnung, wie sie der Landgraf an den Tag gelegt, alle Versuche, ihn zum Abfall von seinem Glauben zu bewegen, mißlingen mußten, liegt auf der Hand. Selbst die Kaiserkrone stellte man dem wackeren Hessenfürsten zu Augsburg in Aussicht, wenn er abfiele; allein er blieb fest, aller Versuchung zum Trotz.

Statt selber untreu zu werden, war er vielmehr darauf bedacht, dem Evangelium neue Gebietsteile zu erobern. So gelang ihm 1534, von Frankreich mit Geld unterstützt und der freundlichen Neutralität der Herzöge von Bayern sicher, jenes kühne Unternehmen, das ihm den Beinamen „Magnanimus", d. i. der

Digitized by Google

Hochgesinnte, der Kühne, eingetragen hat, nämlich die Rückführung des vertriebenen Herzogs Ulrich von Württemberg in sein Land. Diese Tat hob den kühnen Kriegsmann auf den Gipfel seines Ruhmes. In der Tat war das Ereignis von größter Bedeutung: im Süden Deutschlands, wo bisher meist nur die größeren Reichsstädte evangelisch waren, war nun ein großes Land der Reformation erschlossen, der katholisch gesinnte Schwäbische Bund lahm gelegt und in die österreichisch-habsburgische Machtstellung in Oberdeutschland ein gewaltiger Keil getrieben.

So berühmt ihn aber dieser folgenreiche Zug machte, der Glückliche ist bescheiden geblieben; er gab dem die Ehre, im Vertrauen auf dessen Hilfe er das Wagnis unternommen hatte. So trägt die auf diesen Zug geschlagene Denkmünze die Umschrift: „Meine Stärke, Glück und Lob ist mein Herr und Gott."

Für sich selbst hat Philipp bei diesem Unternehmen keinen Vorteil gesucht. „Erhabener als das Unternehmen selbst erscheint die Sicherheit, mit welcher der Dreißigjährige mitten im Siegeszuge sich zu mäßigen verstand."

Einen weiteren Erfolg bedeutete für Philipp die Annahme der von Martin Butzer äußerst geschickt formulierten Wittenberger Konkordie 1536 durch Martin Luther, wodurch auch die religiöse Vereinigung zwischen den Evangelischen Nieder- und Oberdeutschlands erzielt wurde.

Die Hoffnung eines Ausgleichs aber mit den Anhängern der alten Kirche schwand immer mehr. Die Evangelischen hatten ein freies Konzil zur Entscheidung der Glaubensfrage gefordert. Der Papst Paul III. schrieb endlich, von dem Kaiser gedrängt, ein Konzil auf 1537 nach Mantua aus, die Protestanten lehnten aber auf dem Tage in Schmalkalden die Beteiligung ab, da die Kirchenversammlung „zur gänzlichen Ausrottung der giftigen, pestilenzischen, lutherischen Ketzerei berufen" sein sollte.

Der Schmalkaldische Bund war inzwischen durch den Beitritt zahlreicher neuer Mitglieder gewachsen und hatte eine festere Organisation erhalten, so daß er eine Achtung gebietende Macht im Reiche war, die den Evangelischen Mut, ihren Gegnern aber Furcht einflößte. Einen großen Teil seines Ansehens und seines Einflusses aber, die über die Grenzen des Reiches hinausgingen, verdankte er dem klugen und kühnen Philipp von Hessen.

Was im sogenannten „Frankfurter Anstand" 1539 erreicht wurde, nämlich daß sämtliche Prozesse des Kammergerichts gegen die

Digitized by Google

Protestanten niedergeschlagen und ihnen Sicherheit vor kaiserlichen Angriffen, zunächst auf sechs Monate, gewährt wurde, war ein Erfolg des Schmalkaldischen Bundes, ein Sieg der protestantischen Sache. Auch jetzt wieder war es gelungen, die drohende Gefahr abzuwehren und die evangelische Lehre vor gewaltsamer Unterdrückung zu bewahren.

Überall wurde die Friedenszeit, die dreißiger Jahre des Reformationsjahrhunderts, eifrig zur Weiterentwickelung und Ausgestaltung des Kirchenwesens benutzt. Daß dieser innere Ausbau aber überhaupt möglich war, ist in erster Linie das Verdienst Philipps des Großmütigen.

In seinem Lande erlangte, besonders nach dem Abschluß der Wittenberger Konkordie, Martin Butzer aus Straßburg großen Einfluß. Immer mehr hatte sich das Bedürfnis nach neuen Bestimmungen über die Verfassung und die Zucht der Kirche herausgestellt. So erschien 1537 die hauptsächlich gegen die Wiedertäufer gerichtete sogenannte „Ordnung der Visitation" unter dem Einflusse Butzers. Noch mehr atmet seinen Geist die „Ziegenhainer Zuchtordnung" von 1539, die ebenfalls im Hinblick auf die damals auch die hessische Landeskirche bedrohenden Wiedertäufer verfaßt worden ist. Sie richtete das Amt der Kirchenältesten (Presbyter) ein, die in jeder Gemeinde ein Auge auf den Pfarrer haben und mit diesem zusammen über die Gemeinde wachen sollten. Dadurch wurde also in den Gemeinden der Grund zu einer Kirchen- und Sittenzucht gelegt. Außerdem gelangte die Konfirmation, deren Vater demnach Butzer und deren Heimat Hessen ist, zur Einführung. Zum erstenmal genauere Bestimmungen über dieselbe gab die den Gottesdienst und die Kirchengebräuche regelnde „Ordnung der Kirchen zu Kassel" von 1539, an deren Abfassung Butzer gleichfalls teil hatte, wie denn auch der gleichzeitig erschienene Kasseler Katechismus ein Auszug aus dessen Straßburgischem war. Auf diese Weise war für eine gedeihliche Weiterentwickelung der hessischen Kirche gesorgt. Nicht minder beschäftigte den Landgrafen in diesen Jahren die Sorge für die Schulen in Stadt und Land. — Den Wiedertäufern gegenüber, die ohne Frage auch der hessischen Landeskirche dadurch schadeten, daß sie ihr gerade viele religiös Empfängliche abwendig machten, nahm der Fürst einen Standpunkt ein, der ihn wieder weit über seine Zeitgenossen erhebt und ihn wiederum als einen selbständigen, eigenartigen Charakter erkennen läßt. Ihm waren sie, wofern sie nicht offenen Aufruhr trieben, nur irre-

Digitized by Google

geleitete Brüder, auf die man durch entsprechende Belehrung einwirken, nicht aber Verbrecher, die man, wie anderwärts geschah, hinrichten müsse. „Am Leben zu strafen", schrieb er einmal an Johann Friedrich von Sachsen, „die da nichts mehr getan, denn daß sie im Glauben geirrt und mit der Tat nicht gehandelt, wird man mit dem Evangelium nicht wohl verantworten können." Während Luther anfangs den Satz aufgestellt hatte: „Ketzerverbrennung ist gegen den Willen des heiligen Geistes", hat er später angesichts der Gefahr der Wiedertäuferei seine Meinung geändert und an dem Einschreiten der weltlichen Obrigkeit keinen Anstoß genommen.

Philipp dagegen hat zeitlebens Toleranz geübt und nie die Todesstrafe an einem Baptisten vollziehen lassen. In seinem Testamente, das auch sonst ein herrliches Denkmal seiner Geistesgröße und seiner Humanität ist, erklärte er ausdrücklich: „Einen Menschen um deswillen, daß er unrecht glaubt, zu töten, haben wir nie getan, wollen auch unsere Söhne ermahnet haben, solches nicht zu tun."

Was die Lehre der hessischen Kirche betrifft, so hat sie sich nicht in streng lutherischem Sinne fortgebildet, vielmehr überwogen seit dem Marburger Religionsgespräche und der Verbindung Philipps mit Zwingli und Butzer oberdeutsche Gedanken. Die Wittenberger Konkordie „wurde das hessische Symbol schlechthin, auf welchem die kirchliche Entwickelung des Landes für Jahrzehnte basierte". Des Landesfürsten Hinneigung zu den Oberländern hatte nun aber nicht eine Zurücksetzung der Lutheraner zur Folge, sondern Lutheraner und Zwinglianer wirkten als Gleichberechtigte nebeneinander, ohne einander zu befehden und zu verdammen. Den Geist der Duldsamkeit, Versöhnlichkeit und Milde, der ihn selber leitete, verlangte der Landesherr auch von seinen Geistlichen.

Auf der Höhe seines Lebens nun tat Philipp der Großmütige einen tiefen Fall durch das Eingehen der Doppelehe (1540). Diese unglückselige Tat hat auf sein sonst so glänzendes Charakterbild einen unverwischbaren Schatten geworfen. Aber er hat schwer für sein Vergehen büßen müssen. Zunächst begegneten ihm seine Bundesgenossen mit Mißtrauen, dann sah er sich zum Anschluß an den Kaiser genötigt, den Feind des Evangeliums, das er bisher mit so viel Eifer und Glück verteidigt hatte. Der mit Karl V. 1541 geschlossene Sondervertrag band dem tatkräftigen

Digitized by Google

Führer des Schmalkaldischen Bundes die Hände, und zwar zu einer Zeit, wo dieser eine so ausschlaggebende Stellung erlangt hatte und weitere Erfolge hätte erringen können. So mußte Philipp die Aufnahme des Herzogs Wilhelm von Jülich und Geldern in den Schmalkaldischen Bund hindern, worauf der Kaiser im Herbst 1543 diesen von allen Seiten verlassenen Fürsten überfiel, zur Aufgabe von Geldern und zur Rückkehr zum Katholizismus zwang. Außerdem konnte der Landgraf nicht die zum Übertritt geneigten geistlichen Fürsten, so namentlich den Kölner Erzbischof Hermann von Wied, unterstützen. Dieser hatte seinem Domkapitel erklärt: „Seit 25 Jahren habe ich eine Reformation durch Kaiser und Papst erwartet; jetzt gehe ich auf die Grube und habe erkannt, daß die vom Papst so hart angefochtene Lehre die lautere christliche apostolische Lehre ist.“ Wäre ihm in seinem Stifte die Durchführnng der Reformation geglückt, so wären sicher andere geistliche Herren seinem Beispiele gefolgt.

Im übrigen hat Philipp zu Hessen auch in dieser Zeit so viel wie möglich durch Erteilung von Ratschlägen und Entsendung von Predigern für die Ausbreitung des Evangeliums gewirkt. Ja, er hat sogar im Vereine mit Kursachsen den Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, den letzten erbitterten Gegner des Protestantismus in Norddeutschland, bekriegt und das eroberte Land der neuen Lehre geöffnet. Auf dem Speyerer Reichstage 1544 zeigte er seine alte Unerschrockenheit und Festigkeit. Er ließ trotz Karls Ärger regelmäßig in der verödeten Franziskanerkirche evangelischen Gottesdienst halten, zu dem sich Tausende einfanden. Die Zugeständnisse, welche die Protestanten auf diesem Reichstage erlangten, waren überaus bedeutend, wurden doch alle Veränderungen, die bis zum Regensburger Abschied 1541 vorgenommen worden waren, anerkannt, weiterhin ein baldiges deutsches Nationalkonzil versprochen. Die protestantischerseits dem Kaiser zugesicherte Hilfe gegen Frankreich war allerdings ein politischer Fehler; um das deutsche Konzil aber zu hintertreiben, schrieb der Papst ein Konzil nach Trient aus, gegen das aber die Evangelischen auf dem Reichstage zu Worms 1545 protestierten. Da aber bei dem Regensburger Gespräche (Anfang 1546) die katholischen Unterhändler ganz unannehmbare Forderungen stellten, erschienen die Protestanten auf dem dortigen Reichstage nicht, auch Philipp nicht, obwohl vom Kaiser gebeten. Diesem erklärte er, er möchte end-

Digitized by Google

gültig die Reformation und die durch sie hervorgerufenen Änderungen anerkennen und Religionsfreiheit bewilligen.

Nun, nach dem Siege Karls V. über Franz I., sollte der deutsche Protestantismus mit päpstlichem und spanischem Gelde vernichtet werden, wenn auch der in der Kunst sich zu verstellen geübte Spanier auf dem Throne seine wahre Absicht zu verbergen suchte.

Jetzt, wo es galt, gegen den entscheidenden Schlag, den der Kaiser gegen die Protestanten vorbereitete, sich zu wappnen, sehen wir den Landgrafen wieder in der vordersten Reihe. In der Stunde der Gefahr konnte man auf ihn erst recht zählen.

Vor allem suchte er bei der Spannung, die zwischen dem jungen ehrgeizigen Albertiner, Herzog Moritz, und zwischen dem Kurfürsten von Sachsen herrschte, zu vermitteln. Die kaiserliche Diplomatie jedoch brachte ein Bündnis zwischen Karl V. und Moritz zustande.

Trotzdem hätten die Schmalkaldener in dem nun folgenden Waffengange gesiegt, wenn man auf die Stimme des einen Bundeshauptmanns, Philipps von Hessen, gehört und die anfangs günstige Lage ausgenutzt hätte. Denn man war gut gerüstet, was bei dem Kaiser nicht der Fall war. Aber der doppelte Oberbefehl über die Verbündeten erwies sich als ein Unglück: wenn der kühne Landgraf, was das einzig Richtige war, losschlagen wollte, kam der bedächtige Kurfürst von Sachsen vor lauter Erwägungen zu keinem Entschluß. So wurde die günstige Gelegenheit zum Siege über den Kaiser versäumt und die Entscheidung so lange hinausgeschoben, bis es zu spät war. Zuerst unterwarfen sich die süddeutschen Reichsstädte, auch Herzog Ulrich von Württemberg; der evangelisch gesinnte Erzbischof von Köln mußte abdanken. Dann siegte Karl V. im April 1547 bei Mühlberg an der Elbe über Johann Friedrich von Sachsen, der in Gefangenschaft geriet.

Der hessische Landgraf aber, den an dem unglücklichen Ausgange keine Schuld trifft, wurde mit in das Verderben gezogen. Allein war er dem siegreichen Kaiser nicht gewachsen; sein Adel schien ihm unzuverlässig; auswärtige Hilfe war keine zu haben. Einen Verzweiflungskampf wollte er seinem Volke ersparen; denn der hätte die Spanier in sein Land geführt, die sich nicht scheuten, sogar in Freundesland unsagbare Greuel zu verüben. So dachte er an Unterwerfung.

Digitized by Google

Die Kurfürsten, Moritz von Sachsen, sein Schwiegersohn, und Joachim II. von Brandenburg, übernahmen die Vermittelung beim Kaiser und auch die Bürgschaft dafür, daß Philipp nicht an seiner Freiheit gestraft werden solle. Sie übergaben diesem und seinem Lande die sogenannte Obligation, eine schriftliche Erklärung, worin sie sich verpflichteten, sich auf Verlangeu selbst in Kassel gefangen zu stellen, wenn er je vom Kaiser gefangen gehalten würde. Die beiden Bürgen müssen also die feste Überzeugung gehabt haben, daß Karl keine Gefangennahme des Landgrafen im Sinne habe.

So unterwarf sich dieser zu Halle an der Saale am 19. Juni 1547, nachdem er seinerseits als Hauptbedingung gefordert hatte, daß er mit seinem Lande bei dem Evangelium bleiben dürfe. Im übrigen aber waren es harte Bedingungen, die er erfüllen mußte: Auslieferung aller festen Plätze außer Kassel oder Ziegenhain, Austritt aus dem Schmalkaldischen Bunde, Anerkennung der Sprüche des Kammergerichts, 150 000 Gulden Strafgelder.

Das Schlimmste aber war, daß man ihn wider alles Erwarten hinterlistigerweise gefangen nahm und über fünf lange Jahre gefangen hielt.

Der Spanier konnte nun über das evangelische Deutschland triumphieren. Da aber der Papst in keinem Punkte Nachgiebigkeit zeigte, erließ Karl auf dem sogenannten geharnischten Reichstage zu Augsburg 1547/48 von sich aus erstens eine Religionsordnung, das Interim, welches für die Protestanten die Brücke für die Rückkehr zum alten Glauben bilden, zweitens die „Kirchliche Reformation", welche die ärgsten Auswüchse in der katholischen Kirche abstellen und das kirchliche Leben in den Gebieten der Altgläubigen heben sollte.

Der Landgraf war außer sich über die ihm angetane Gewalt; oft sagt er in seinen Briefen, mit Fäusten hätte man ihn aus dem Zimmer Albas, in dem seine Verhaftung erfolgte, wegreißen müssen, hätten ihm die Kurfürsten nicht baldige Befreiung versprochen. Der Umstand, daß er durch Überlistung ins Netz geraten war, erhöhte seine Wut.

Karl führte den Gefangenen zunächst absichtlich in die Städte, die früher Philipps Größe gesehen hatten: Nürnberg, Donauwörth, Nördlingen, Heilbronn, Schwäbisch Hall, Worms. Zu Speyer wurde er zur Belustigung des katholischen Pöbels

Digitized by Google

mit festgebundenem Schwerte auf elendem Klepper zwischen seinen Wächtern wie ein gefangener Mörder einhergeschleppt.

In einem Briefe aus der ersten Zeit seiner Gefangenschaft schreibt er: „Ich wollte lieber im Turm sitzen denn in solcher Beschwerung. Denn die spanischen Wärter, die sich an mich drängen, haben allerlei ekelhafte und ansteckende Krankheiten; sind auch an sich so ekelerregend, daß mir's aufs allerweheste tut. Sitzen Tag und Nacht bei uns, liegen uns schier auf dem Hals. Zur Nacht lassen sie sich nicht genügen, daß sie in der Kammer sind, die Kammer muß des Nachts offen sein: haben ein Gewäsch, daß niemand vor ihnen schlafen kann. Wenn wir schlafen, ziehen sie die Gardine weg" usw. Massenhaft starben seine Wächter an der Pestilenz. Ihn selbst hatte eine so starke Halsentzündung befallen, daß er manchmal fast daran erstickt wäre. Dabei wurde ihm noch sein Leibarzt entzogen!

Nicht geduldig fügte sich der Fürst, der Mann der Tat und des zielbewußten Handelns, in sein Schicksal; er hat sich, wie Karl V. selbst schreibt, wie ein Verzweifelter gebärdet; er flehte die Kurfürsten an, ihn „nicht so am Kreuz henken", an Leib und Seele verderben zu lassen. Mit linden und scharfen Mitteln hat er sich zu befreien gesucht. Er tat dem Kaiser außerordentliche Angebote. Dann ging es ans Bitten. Der spätere Kaiser Maximilian II. hat selbst bei seinem Oheim fürgebeten, Christine, Philipps treue Gattin, zweimal zu Karls Füßen gekniet. Sie erlangten nur einen höflichen, aber trügerischen Bescheid.

Ebensowenig richtete eine hessische Gesandtschaft aus, die 1548 auf dem Augsburger Reichstag erschien und sich offen und mutig über Philipps Gefangenhaltung beschwerte. Vielmehr wurde der Gefangene nach Oudenaarde in Belgien entführt, wo ihn des Kerkers Nacht vom 22. September 1548 bis 29. Mai 1550 umfing. „Zu Udenard in den Mauern Bin ich im Elend Mit Schwermut und Trauern", so schrieb er an des Gefängnisses Wand, in Versen, wie er auch sonst es liebte.

Dann verbrachte man ihn nach Mecheln, von wo er bald übers Meer nach Spanien geführt zu werden befürchtete. Besonders kehrt auch in seinen Briefen die Befürchtung wieder, er werde durch Martern gezwungen werden, anders nach Hessen zu schreiben, als er es meine.

Gelesen wurden seine Briefe meist von den Spaniern. Alles wurde ausspioniert, da er nie ohne Wächter war. Sie

Digitized by Google

rissen ihm oft Briefe weg, und er schrieb oftmals mit der Hand hinter dem Rücken, was die Briefe natürlich unleserlich machte. Zum Glücke aber sind die meisten diktiert. Später haben die Spanier auch Stellen ausradiert. Damit sie aber nicht hinter alles kämen, „haben", wie der Chronist Wilhelm Buch berichtet, „die Schneider die Brieflein, so Landgraf Wilhelm, sein ältester Sohn, an ihn geschrieben, in die Kleidernaht nähen müssen."

In Kleidung und Nahrung nämlich durfte sein treues Land für ihn sorgen. Aber die Spanier maßten sich freies Verfügungsrecht über seine Küche an und schikanierten ihn noch obendrein. Ein Hauptmann war so liebenswürdig, ihm an einem Fasttage die Fleischschüssel auf den Boden zu werfen, ihm den Wein zu wässern u. dergl. m.

So wurde es immer düsterer um ihn; immer weniger Hoffnung auf Befreiung zeigte sich. Erneute Anerbietungen, erneute Fürbitten halfen nichts und konnten nichts helfen bei dem Entschlusse, den der Kaiser, der keine Großmut kannte, gefaßt hatte, und der uns durch ein erst neuerdings wieder entdecktes geheimes Schriftstück bekannt geworden ist. Hiernach sollte der Unglückliche nämlich, vom 12. Februar 1550 an gerechnet, noch wenigstens 15 Jahre gefangen bleiben. Das war nichts anderes als ewiges Gefängnis.

Zu den fortwährenden Demütigungen, denen er ausgesetzt war, kamen noch die Sorgen um sein armes Land, das er zwar vom Kerker aus regieren durfte, für das er aber aus der Ferne und als Gefangener nicht so sorgen konnte, wie wenn er frei und daheim gewesen wäre. Das ganze Land ward auf Grund der Kapitulation wehrlos gemacht, dazu schwand der Wohlstand immer mehr. Der Schmalkaldische Krieg hatte über 600 000 Gulden verschlungen, 150 000 hatte man dem Kaiser entrichten müssen und 250 000 dem Komtur des Deutschherrenordens in Marburg, der ebenso wie die Bischöfe von Mainz und Paderborn und andere geistliche und weltliche Gegner des Gefangenen dessen hilflose Lage benutzte, um sich entschädigen zu lassen. Große und kleinere Dinge, alles zieht der treu besorgte Landesvater in seinen zahlreichen Briefen an seine Regierung in Kassel in den Bereich seiner Erörterungen. Die Erziehung seiner Kinder, die Pflege des lieben Waldes, des Wildstandes, der Jagdhunde, die Versorgung der Prediger und ihrer Waisen, der Armen und Gefangenen, alles dies und vieles andere beschäftigte sein landesväterliches Herz. So fand er in dieser, wenn auch

Digitized by Google

teilweise sorgenvollen Regententätigkeit doch anderseits Erholung und Zerstreuung während der grausigen Kerkernot, die ihn allerdings wieder in ihrer ganzen Schwere erfassen und niederdrücken mußte, wenn er von seinem Geistesfluge in die teure Heimat zu sich selbst zurückkehrte!

Welche Qualen muß der an viel Bewegung gewöhnte Mann im engen, schmutzigen Kerkerraume bei beständig verriegeltem Fenster ausgestanden haben!

Alle seine Briefe drehen sich daher um die Freiheit und reden von dem Jammer der Gefangenschaft. Unzähligemal meint er: lieber tot als gefangen; ich verderbe an Leib und Seele; ich werde ein Narr!

Trost in dieser jammervollen Lage gewährte ihm allein die Bibel, und er hat es selbst später ausgesprochen, daß er ohne diesen Trost die schwere Zeit nicht hätte überstehen können.

Warum aber hat Philipp alles dies erdulden müssen? Weil er seinen Glauben nicht abschwur. Seine Haft ist ein Glaubensmartyrium gewesen. „Die Spanier," schrieb er einmal an seine Räte, „halten die Lutheraner für ärger als Türken und Mohren; könnten sie sie alle töten, wenn sie von ihrem Glauben nicht lassen, (so) hielten sie (das) für Ablaß." Im Februar 1551 hat er nach einem im Darmstädter Archiv bewahrten Schreiben dem Kaiser für Entlassung aus der Haft sogar den vollen Verzicht auf die Regierung angeboten, aber seine religiöse Überzeugung nicht zu opfern vermocht.

Zwar hat er am 22. Juni 1548 das Augsburger Interim angenommen, weil er es tatsächlich für einen ehrlich gemeinten Versuch hielt, Versöhnung und Frieden zwischen den beiden Kirchen herbeizuführen, ohne daß den Evangelischen Verleugnung ihres Standpunktes zugemutet würde. Waren doch Laienkelch und Priesterehe gewährt und vor allen Dingen die Predigt des Evangeliums freigelassen. Und noch am 6. Februar 1550, an welchem Tage er zu Oudenaarde in der Annahme, daß sein Ende nahe bevorstehe, gewissermaßen zu seiner Rechtfertigung sein uns erhaltenes Glaubensbekenntnis niedergeschrieben, hat er das Interim, mit Einschränkungen, gelten lassen. Aber er hatte sich über dessen wahre Bedeutung getäuscht, hatte übersehen, daß es ja nur für die Evangelischen bestimmt war, denen es den Rückweg zur alten Kirche erleichtern sollte. Das Volk urteilte richtiger, wenn es sagte: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm." Aber auch er selbst hat offenbar später klarer gesehen; denn in einem Briefe

Digitized by Google

vom 27. August 1551 läßt er sich vernehmen: „Zu Heilbronn im Saal, als ich das Interim zuerst sah, hatte ich gehofft, man sollte zur Vergleichung kommen sein; ich habe aber bisher gefunden durch die Edikte und Inquisition in Belgien ausgegangen und aus ihren Reden, daß sie unsere Religion ausrotten wollen, darum ich nun nimmermehr einwilligen kann. Lasset das die Prediger lesen!"

Diese sowie auch die landgräfliche Regierung und das Volk, die richtig erkannten, was auf dem Spiele stand, haben es denn auch, und zwar gleich von vornherein, nicht zu der anfänglich von Philipp befohlenen Einführung des Interims im Hessenlande kommen lassen. Viele Geistliche wollten lieber ihr Amt niederlegen, als sich dem Interim fügen. Es zeugt aber von der hochherzigen Gesinnung des Landesfürsten, wenn er befahl, daß allen Geistlichen, die wegen des Interims nicht amtierten, bis zu seiner Rückkehr auf seine Kosten der Unterhalt gewährt werden solle.

Wie berechtigt die unbedingte Ablehnung des Interims gewesen war, zeigte das Verhalten, vornehmlich des Erzbischofs von Mainz, Sebastian von Heusenstamm, der seine Wahl hauptsächlich Philipp zu verdanken hatte. Ihm nämlich sollten das Interim, dann die von Karl V. ebenfalls auf dem Augsburger Reichstag, aber nur für katholische Gebiete erlassene „Kirchliche Reformation," schließlich ein gegen den Landgrafen angestrengter Prozeß dazu dienen, Hessen während der Abwesenheit seines Herrn wieder katholisch zu machen. Daß es nicht gelang, ist das Verdienst der hessischen Regierung, die eine rühmenswerte, vorbildliche Festigkeit bewies.

Doch war es ein Glück, daß bald ein Umschwung der politischen Verhältnisse eintrat.

Philipps Lage hatte sich durch einen mißlungenen Fluchtversuch, der mehreren treuen Hessen das Leben kostete, noch verschlimmert. Die Quälereien und Nörgeleien begannen jetzt einen systematischen Charakter anzunehmen. Der Gequälte verlangte, daß nun endlich die beiden Kurfürsten, die sich für seine Freiheit verbürgt hatten, laut der oben erwähnten „Obligation" Ende September 1551 sich in Kassel stellten. Da aber war der Bund bereits im Entstehen, der den Gefangenen erlösen sollte. Der deutschen Freiheit und dem evangelischen Glauben drohte durch Spanien der Untergang. Da erhoben sich die Fürsten unter der Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen, im Bunde mit Frankreich, dem Feinde des Hauses Habsburg, dem sie freilich

Digitized by Google

die Statthalterschaft über Metz, Toul und Verdun versprechen mußten, und zwangen den erschreckten Kaiser, der beinahe in ihre Hände gefallen wäre, im Sommer 1552 zum Vertrage von Passau, worin die Freilassung des Landgrafen und die Aufhebung des Interims bewilligt wurden.

Daß die Hilfe Frankreichs nicht ohne Zugeständnisse zu erlangen war, mag man bedauern, aber man wird auf der anderen Seite zugeben müssen, daß die Verbündeten eben keine andere Hilfe hatten. Oder hätte das größtenteils evangelisch gewordene Deutschland lieber, wer weiß wie lange noch, das Joch des katholischen Spanien ertragen sollen? Wer aber hat die Niederlande, wer die Schweiz dem Reiche entfremdet? Niemand anders als Habsburg.

So wurde Philipp frei; des Kaisers Übermacht in Deutschland aber war gebrochen; nochmals gegen die Evangelischen den Kampf aufzunehmen, konnte er nicht wagen. Der Augsburger sogenannte Religionsfriede, der 3 Jahre später, 1555, geschlossen wurde und der wenigstens den Ständen der Augsburgischen Konfession Religionsfreiheit brachte, bezeichnet das völlige Scheitern der kaiserlichen Pläne.

Philipps Freilassung verzögerte sich indessen bis zum 4. September 1552. Am 10. September langte er, mit 48 Jahren alt und grau geworden, in Marburg an, von der Universität als Märtyrer der deutschen Freiheit und Religion begrüßt. Zwei Tage darauf hielt er seinen Einzug in Kassel. Sein erster Gang war in die Martinskirche, wo er am Grabe seiner schwergeprüften Gattin Christine niedersank und betete. Hatte auch sein Körper durch die schmähliche Gefangenschaft sehr gelitten, der innere Mensch hatte gewonnen. Er selbst hat das Geständnis abgelegt: „Daß wir gebüßet in unserm langen Gefängnis ist wahr, und so wir darin gestorben, hofften wir in Gott, wir wollten nicht übel gefahren sein.“ Als ein weiserer Mann und als ein frommer Christ, der über alle seine späteren Briefe die ergebungsvollen Worte schrieb: „Gottes Wille geschehe!“ kehrte er in sein Land zurück.

Noch beinahe 15 Jahre hat er hier segensreich gewirkt. In der Politik trat er erst von 1557 ab wieder mehr hervor. In diesem Jahre hatte man zu Worms nochmals eine Aussöhnung mit der alten Kirche versucht; aber dieser Versuch scheiterte, weil das Papsttum den Protestanten nicht nur nicht entgegenkam, sondern vielmehr auf alle Weise das verlorene Gebiet zurück-

Digitized by Google

zuerobern trachtete. Um so dringender ermahnte der Landgraf jetzt seine Glaubensgenossen zur Eintracht, eine Mahnung, die leider höchst notwendig war. Denn immer unfreundlicher und schroffer war die Haltung der Lutheraner gegen die Reformierten geworden. Diese, als „Sakramentierer" verschrien, galten ihnen schon nicht mehr als Evangelische, weil sie in der Abendmahlslehre in einem Punkte von ihnen abwichen. Immer mehr sahen die Lutheraner den Protestantismus als ein bestimmtes dogmatisches System an, daß alle Evangelischen in allen Stücken anzuerkennen hätten. Unter diesen Umständen hatte Philipp einen schweren Stand. Aber unermüdlich hat er sich um Beilegung der dogmatischen Streitigkeiten bemüht und zu diesem Zwecke die Abhaltung einer deutsch-schweizerischen Generalsynode empfohlen, um dann nach erreichter religiöser Einigung eine politische ins Leben zu rufen, der auch die Evangelischen des Auslands, Englands und Frankreichs, angehören sollten. Doch hat er mit seinen Bestrebungen kein Glück gehabt; blutenden Herzens mußte er erleben, wie sich die Kluft innerhalb des Protestantismus infolge der strengen Abschließung und Erstarrung des Luthertums immer mehr erweiterte und dadurch die Gefahr für den Bestand des Protestantismus sich vergrößerte. Denn den kommenden Religionskrieg sah er voraus, in den dann die Evangelischen durch Zwietracht geschwächt eintreten würden. Nur eines ist ihm erfreulicherweise nach unendlichen Anstrengungen geglückt, nämlich daß den Hugenotten eine namhafte Geldunterstützung aus Deutschland zukam; und er selbst hat seinen Marschall Friedrich von Rollshausen mit einigen Tausend, meist in Hessen geworbenen Reitern und Hakenschützen nach Frankreich ziehen lassen, wo sie in der blutigen, aber unentschiedenen Schlacht von Dreux (Dezember 1562) auf hugenottischer Seite wacker mitstritten, worauf es im März 1563 zu dem Toleranzedikte von Amboise kam, das, wenigstens solange Philipp noch lebte, Frankreich in leidlichem Frieden erhielt.

Doch hat Hessens größter Fürst über der Beschäftigung mit den Angelegenheiten des gesamten Protestantismus nicht vergessen, für seine eigene Kirche und sein eigenes Land zu sorgen. Zunächst galt es, die Schäden, die während Philipps Gefangenschaft und während der Interimswirren im Kirchenwesen entstanden waren, zu heilen. Manche segensreiche Ordnung, wie z. B. die Ziegenhainer Zuchtordnung, war außer Gebrauch gekommen, so daß deren Befolgung aufs neue eingeschärft

Digitized by Google

werden mußte. Schließlich wurde 1566 dem Lande eine neue Kirchenordnung gegeben, aus der die von den 4 Söhnen Philipps 1574 veröffentlichte Agende hervorging. Weitere Verordnungen, die der Fürst erließ, setzten sich die Hebung der Sittlichkeit, die Verbesserung des Gerichtswesens, eine geordnete Verwaltung und Steigerung der Staatseinkünfte zum Ziele.

So erfreute er sich des Vertrauens und der Liebe seines Volkes, und besonders der geringe Mann hing an seinem Fürsten, an dem er einen billig denkenden und fürsorglichen Landesvater hatte. Denn

„So müd war nie der fromme Herr,
Er hört die Armen ohn' Beschwer."

Seinen Tod beklagt daher ein anderer zeitgenössischer Dichter mit den beweglichen Worten:

„Im Land ein großer Riß geschah,
Einen treuen Vater hat's verloren,
Wie man seithero hat erfahren.
Der arme Mann fühlt es mit Not
Und klagt des frommen Fürsten Tod;
Mit Nägeln sollt ausgraben gern,
Wenn's möglich wär', den alten Herrn."

Am Ostermontag, den 31. März 1567, starb Philipp mit den Worten seines Heilandes: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." In der Martinskirche zu Kassel liegt auch er begraben.

Mit ihm trat einer der begabtesten Fürsten seiner Zeit vom Schauplatze der Geschichte ab, ein Mann, der wie keiner seine Zeit verstanden und darum dem Evangelium sein Herz und Land geöffnet hat. Ohne ihn wäre der Protestantismus verloren gewesen. Wäre er gar Kaiser gewesen — im Jahre 1439 war seinem Vorfahren, dem Landgrafen Ludwig I., die Kaiserkrone wirklich angeboten worden — er hätte das deutsche Volk auch zur religiösen Einheit führen können. Aber auch so, als Landgraf von Hessen und als Haupt des Schmalkaldischen Bundes, hat er Großes erreicht. Daß seine seit 1557 befolgte Unionspolitik ohne Erfolg blieb, lag daran, daß die Zeit für seine Ideen noch nicht reif war, daß seine großen Gedanken ein kleines Geschlecht fanden. Einer späteren Zeit blieb die Verwirklichung dessen vorbehalten, was er bereits erstrebt hatte. So hat der Westfälische Friede endlich auch den Reformierten Duldung und Anerkennung im Reiche verschafft, und der König

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm III. von Preußen hat 1817 durch Einführung der Union die Vereinigung der lutherischen und reformierten Konfession bewirkt. Der evangelische Bund hat sich die Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen zur Aufgabe gemacht. „Fester Zusammenschluß" lautet auch heute gegenüber der römischen Gefahr die Parole. So leben und wirken die Gedanken Philipps des Großmütigen unter uns fort; erst unsere Zeit bringt ihnen das rechte Verständnis entgegen. Darum die helle Begeisterung, welche die Feier des 400. Geburtstages in allen evangelischen Herzen weckte! Ehre dem Andenken des Retters, des treuen Bekenners und tapferen Beschützers des Evangeliums, des Bannerträgers des deutschen Protestantismus!

Brief aus Ungarn.

Von Direktor Ludwig Schlosz.

Sehr geehrter Herr Professor!

In Ihren geschätzten Zeilen teilen Sie mir mit, daß Ihr junger Kollege, der die letzten Ferien in Ungarn verbrachte, Ihnen das Arpadenland und sein Volk mit größtem Enthusiasmus schildere und behaupte, daß er das farbenprächtige, fruchtbare Ungarn, wo Milch und Honig fließe, und das, was die gütige Natur ihm alles geschenkt habe, was Herz und Sinn erfreut, lieb gewonnen habe. Ja, „Wein, Weib, Gesang" sind des Ungarn Losungsworte. Sie sind stolz auf ihren feurigen Tokaier, stolzer auf ihre prächtigen Frauen und am stolzesten auf ihre Lieder, die den Nationalcharakter tragen: höchste Lebenslust und gleichzeitig eine unnennbare Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem, ein Sehnen, das die wilde Leidenschaft zügelt und ihr einen Hauch von Schwermut verleiht.

Ihrem Wunsche, daß Sie auch über die Kultur und Kulturbestrebungen Ungarns etwas Näheres lesen möchten, willfahre ich

Digitized by Google

sehr gern und reiße eben das letzte Blatt unserer Kulturgeschichte heraus.

Heute fand hier die Generalversammlung der vor einigen Jahren vom Staatssekretär im ungarischen Kultus- und Unterrichtsministerium Dr. Viktor Molnár gegründeten Volksuniversität statt, die schon seit der Spanne Zeit ihres Bestandes auch die ersprießlichsten Erfolge aufzuweisen hat, so daß sie vom bulgarischen Unterrichtsminister Dr. Sismanov ebenfalls eingeführt wurde.

Das große Interesse, welches von seiten unserer wissenschaftlichen und kulturellen Kreise dieser Institution entgegengebracht wird, gab sich in der imposanten Anzahl der Teilnehmer an der Generalversammlung kund.

Der Präsident der Volksuniversität: Staatssekretär Dr. Viktor Molnár hielt eine großangelegte, ideenreiche Eröffnungsrede, und wenn ich Ihnen die leitenden Gedanken dieser Rede mitteile, glaube ich, daß Sie sich über den Stand der allgemeinen Bildung und Kultur meines Heimatlandes ein klares Bild werden darstellen können.

„Die kulturellen Bestrebungen unserer Zeit werden hauptsächlich durch den Zug charakterisiert, daß sie mit fieberhaftem Eifer Mittel und Wege suchen, wie sie die ganze Nation, wie sie alle Klassen und Mitglieder ihrer Gesellschaft der Bildung teilhaftig machen können.

Die moderne demokratische Staatsauffassung, die auf der Respektierung der individuellen Arbeit basiert, kennt nicht nur im Kreise der politischen Berechtigung, sondern auch in der ganzen Ausdehnung des geistigen Lebens kein Privilegium mehr. Unsere Zeit duldet auch im Hinblicke auf die allgemeine Bildung keine Exklusivität, die unter den Bürgern eines Vaterlandes Scheidewände aufrichten kann. In vergangenen Zeiten, auch noch während der ganzen Dauer des verflossenen Jahrhunderts sah man das Charakteristikum des Fortschrittes, sogar die Garantie der nationalen Existenz darin, wenn in einzelnen Zweigen der Kultur, in der Wissenschaft, in der Kunst sich eine hervorragende Persönlichkeit entwickelte, die wir sans gêne unter den Größen anderer Völker erwähnen können. — Heute — die Erfahrung hat uns dies gelehrt — glauben und bekennen wir, daß in der intellektuellen Welt die ununterbrochene Entwickelung nicht auf dem Hervorragen der einzelnen beruht, sondern daß sie nur durch werktätige Teilnahme der großen Gemeinschaft zu sichern ist. Nicht dadurch wird das Rückgrat der Nation muskulös, wenn

Digitized by Google

wir in wissenschaftlichen Institutionen und Gesellschaften durch Pflege einzelner Fachwissenschaften in ihren Details das tote Kapital der Kenntnisse vermehren; man muß die Gesamtheit der Gedanken und Ideen in lebendigem Verkehr erhalten, in jedem Mitglied der Nation eine lebhafte geistige Bewegung hervorrufen, dadurch wird das Rückgrat stark und zugleich geschmeidig: die intellektuelle Mittelklasse, auf der nach alter Theorie die ruhige Entwickelung der staatlichen Existenz basiert . . . .

. . . . Als Gradmesser der allgemeinen Bildung gilt gewöhnlich der Prozentsatz der des Lesens und Schreibens Kundigen, nach ihrem Anwachsen bilanziert die Statistik die Hebung der allgemeinen Kultur. Dieser Gradmesser jedoch, der auf Grund der langsamen historischen Entwickelung durch enge Gesichtspunkte der inneren Verwaltung empfohlen wurde und der vielleicht in Hinsicht auf ein räumlich sich abschließendes Volk mit genügender Genauigkeit angewendet werden kann, trifft heute nicht mehr zu, er ist antiquiert. . . .

Die Verbreitung der Frage des Schreibens und Lesens kann für das Maß der allgemeinen Bildung richtunggebend in einem solchen Kreise und Grade sein, wo die Wahrung einer gewissen intellektuellen Reserve, die Überlieferung einer ständigen Tradition das einzige Ziel der Kultur ist. . . .

In Deutschland z. B. können 99½ % der Bevölkerung über sechs Jahre, das ist also nahezu die ganze Bevölkerung, lesen und schreiben, in der deutschen Gesellschaft kann daher über kurz oder lang das Schreiben und Lesen nicht mehr der Gradmesser des Bildungsstandes sein, weil er von nun an offenbar in identischer Weise den höchsten Grad anzeigen wird. So muß man denn eine neue, eine auch den Inhalt des nationalen Lebens in Betracht ziehende, geeignetere Art dieses Messens ausfindig machen, um über die Kenntnis des Schreibens und Lesens hinaus, anderseits jedoch auch unterhalb der spezifischen Anforderungen der Fachfertigkeit den Durchschnitt der allgemeinen Bildung zu bezeichnen, ohne den ein modernes Staatsleben bei allgemein demokratischer Teilnahme nicht zu denken ist.

. . . . Wenn auch bei uns die Volksschicht der des Lesens und Schreibens Kundigen geringer ist als in Deutschland und in einem guten Teile der ausländischen Staaten überhaupt, so macht es dieser Umstand noch dringender notwendig, daß diese kleinere, aber ebenso gebildete Volksschicht mit gesteigerter Ambition an der großen internationalen Weltkonkurrenz teilnehme und all

Digitized by Google

ihre Kraft anspanne, um nicht aus diesem Wettbewerb der westlichen Kulturstaaten vollständig hinausgedrängt zu werden. Deshalb müssen wir mit umsichtiger Sorge und in raschem Tempo diese kleinere Volksschicht auf dem Wege der Kultur vorwärts bringen und einer allgemeinen europäischen Bildung zuführen.

Der neue Gradmesser der Bildung, auf den unsere europäische Zivilisation angewiesen ist, muß meiner bescheidenen Meinung nach in zwei Richtungen genaue Aufklärungen bieten. Die eine bezieht sich auf die grundlegende Arbeit der Kultur. Es muß aufgezeigt werden, inwiefern das Unterrichtswesen in seinem Schulsystem sich den praktischen Anforderungen der sich in der Richtung der Weltkonkurrenz entwickelnden Gesellschaft anzupassen vermochte. Die Frage ist, ob man im Rahmen unserer öffentlichen vorbereitenden Schulen niederen und höheren Grades in der erforderlichen Ausdehnung die verschiedenen Kulturkreise plazieren kann, ferner inwieweit die Verzweigung der Fachschulen der Geltendmachung der individuellen Fähigkeit und der nationalen Arbeit in den Strömungen der Weltkonkurrenz diene. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß in allen diesen Beziehungen unser Schulsystem an vielen methodischen Gebrechen leidet und sehr sorgfältiger, umsichtiger Pflege bedarf. Allein neben und außer der Schule ist die Orientierung darüber nicht weniger wichtig, inwieweit irgend eine Gesellschaft über solche Kulturmittel verfügt, die nicht lediglich, wie die Schule, auf die Pflege von Traditionen und allgemeinen Überzeugungen angewiesen sind, sondern im Dienste des stetigen, keine Pause zulassenden Fortschrittes stehen. . . .

Der Mensch von heute kann sich nicht mit dem kargen Vorrat an Bildung begnügen, der ihm in der Schule zugemessen wird, aber auch nicht mit der isolierenden Einseitigkeit des Fachwissens. Heute muß jeder einzelne im weitesten Maße über den ganzen Komplex der Kenntnisse orientiert sein, der ihm in dem Konkurrenzkampfe der Nationen wirksamere Hilfe zu leisten vermag, als die Macht der Waffen. Und es genügt nicht, daß nur die höheren Klassen oder einzelne Führer des Volkes nach der Erwerbung dieser Kenntnisse streben. Heute ist es nicht nur wünschenswert, sondern notwendig, daß jeder tüchtige Kaufmann, jeder geschickte Industrielle und jeder Ökonom von Selbstbewußtsein tiefere Einsicht in das verschlungene Gewebe des Wissens besitze, um in der sich stetig ausbreitenden internationalen Verbindung seinen Mann zu stellen.

Digitized by Google

Derartige Gesichtspunkte, die Empfindung der großen Erfordernisse der allgemeinen Bildung verursachten die Konstituierung unseres Vereins der Volksuniversität. In der Überzeugung, daß sie eine unvergängliche Aufgabe erfülle, daß sie einem Beruf diene, der eine Lücke ergänzt, trat sie an die Seite der Schulen und unter die Institutionen für allgemeine Kultur. Sie verschließt sich keinem Zweige des Wissens und der Kenntnis; aus den Quellen jedes Zweiges der Erfahrung und der Theorie schöpft sie denjenigen Teil, dessen die Hebung unserer allgemeinen Kultur am meisten bedarf. Also nicht Halbbildung ist es, was sie zu verbreiten wünscht, sondern eine solche Basis, einen so reichen Vorrat an Interesse, dem ernstes Streben nach jeder Wissenschaft und nach jeder wahren Bildung entsprießen kann.

Der Verein hat richtunggebend in erster Reihe dadurch gewirkt, daß er der Wirksamkeit der Anschauungsmethode in kurzer Zeit ihren Platz in dem allgemeinen Wissen erobert hat. Wir kehrten in der Vermittelung der Belehrungen dahin zurück, wovon das Schreiben ausgegangen ist: zum Bilde.

Ein nicht geringer Vorteil des Anschauungsunterrichtes ist außerdem — wonach wir besonders strebten — seine ästhetisch erziehliche Wirkung. Unsere wunderbar gemalten, von Künstlern ersten Ranges hergestellten Bilder, die wir auf Leinwand werfen, vermehren unleugbar die Empfänglichkeit für künstlerische Gestaltungen, und besonders in der ungarischen Mittelklasse und Jugend, die bisher ohne solche Einwirkungen in ihrem Kunstempfinden sehr darbten, legen wir die Grundlagen einer praktischen Kunstpolitik nieder, erleichtern wir die Popularisierung der Künste.

In dieser Richtung schwebt mir der Beruf, die führende Mission unseres Vereins vor. Er ist in der Reihe der Kulturvereine heute der einzige gesellschaftliche Organismus, der seine Tätigkeit auf das ganze Land (ja sogar auf das Ausland) ausdehnt, der die allerengste Verbindung auch mit den kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strömungen des Auslandes aufrecht hält, in ihrer Wechselwirkung die verwertbaren Elemente zur Vermehrung der nationalen Bildung sucht; die Volksuniversität ist der einzige vaterländische Organismus, der sich auch nicht einem einzigen Zweige der Bildung, nicht einer einzigen Richtung des Wissens und der Erkenntnis, nicht einem einzigen Kreise der Fertigkeit und Kunst verschließt.

Digitized by Google

Wundergeschichten.

Kulturhistorisches von Paul Enderling.

In alten vergilbten, in Schweinsleder gebundenen Bänden stehen diese Geschichten, in denen, wie in der Zeit, in der sie erstanden, Glaube und Aberglaube, naive Kindlichkeit und toller Wahnwitz ihren Reigen tanzen.

Im 20. Kapitel des dritten Buches von Schott, „Physica curiosa", einem dickleibigen, ehrwürdig dreinschauenden Folianten, finden wir Folgendes: Ein Priester reiste einmal nach Medien. Da er sich verirrt, muß er mit seinem Knaben die Nacht unter einem Baume zubringen. Unvermutet kommt ein Wolf zu ihnen, und als sie erschreckt fortlaufen wollen, ruft er ihnen zu, sie sollten sich nicht fürchten; er hätte nur etwas mit ihnen zu sprechen. Wir sind, fing der Wolf mit ernster Stimme an, von dem Volk der Assyrier, und alle sieben Jahre müssen unserer zwei, ein Mann und eine Frau, auf die Bitte des heiligen Natalis aus unserem Lande fort und Wolfsgestalt annehmen. Wer diese Prüfungszeit glücklich übersteht, wird von anderen abgelöst und kommt wieder in sein Vaterland. Meine eheliche Hausfrau und elende Gefährtin in der Wolfsschaft liegt nicht weit von hier in den letzten Zügen, da sie sich an die Lebensart nicht gewöhnen konnte. Ich wollte dich als Priester Gottes bitten, ihr mit dem Trost der Kirche beizustehen. Zitternd folgte der Priester dem Wolf zu einem hohlen Baum nach, wo er eine scheußliche Wölfin antraf, die ganz menschlich stöhnte und seufzte. Kaum erblickte sie den Priester, als sie mit heller Stimme Gott zu danken anfing, daß er sie nicht ohne geistlichen Zuspruch wollte sterben lassen. Der Priester betete mit ihr und reichte ihr auch das Abendmahl. Der Wolf war sehr dankbar, führte den Priester auf dem nächsten Wege aus dem Walde hinaus, erzählte ihm, daß bereits zwei Drittel seiner Wolfszeit vorüber seien, nahm darauf beweglich Abschied und ging zu seiner kranken Gefährtin in den Wald zurück. — Wohlgemerkt, dies steht in keinem Märchenbuch, sondern in einem streng wissenschaftlich sich gebärdenden Werk! Übrigens bringt dieselbe Geschichte auch der berühmte Nieremberg in seinem umfangreichen „De mirabilibus Europae".

Ein frommer Mann, Superintendent Rimphof, erzählt in seinem „Drachenkönig", wie zu Gesicke ein Ehepaar ausging, Holz zu suchen. Bald habe sich der Mann absentieret und darauf in Gestalt eines grausamen Wölfes sein eigen Weib angefallen, ihr aber nur den roten Rock zerrissen. Als er sich wieder in menschlicher Gestalt habe sehen lassen, habe er noch im Bart die Fäselein ihres roten Rockes gehabt (!), sei hieraufhin von seiner Frau angegeben und justifizieret, d. h. verbrannt.

Nach demselben Autor sind diese Wolfsverwandlungen in Asien zu jener Zeit sehr häufig gewesen. Als Soliman 1542 die Regierung antrat, war Konstantinopel so voll Werwölfen, daß er mit einer kleinen Armee

Digitized by Google

wider sie zu Felde ziehen mußte. 150 wurden erlegt. Bei genauer Zählung zeigte es sich, daß akkurat 150 Bürger fehlten . . .

Der regierende Bürgermeister Dr. jur. Pelzer in Osnabrück sieht einmal in einer mondhellen Nacht zwei oder drei Katzen in seinem Hof sich lustig machen. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß es — Hexen sind, leitet den Prozeß ein; es werden viele Frauen und Mädchen eingezogen und auf die Geständnisse, die sie auf der Folter machen, hingerichtet!

In Indien gab es Zauberer, die sich in Löwen und Tiger verwandeln konnten. Zwei solche Zauberer, Juan Gomez und Sebastian Lopez, begegneten sich einmal in dieser Bestiengestalt und erkannten sich sofort. Eine Feindschaft hatte sie lange entzweit, und so benutzten sie denn diese Gelegenheit, wütend übereinander herzufallen. Nach blutigem Kampf ward Löwe Juan Gomez vom Tiger Sebastian Lopez so übel zugerichtet, daß er an der erhaltenen Wunde starb. Der „Tiger" wurde darauf unschädlich gemacht. — Thomas Gage, der dies im dritten Band seiner „Reisebeschre bungen" erzählt, fügt hinzu, daß er dem Verurteilten auf dem Wege zum Richtplatz beigestanden habe . . .

Der berüchtigte Remigius sagt in seiner „Dämonolatrie" (1. Bd.) „Es ist kein Zweifel, daß solche Sachen über allen menschlichen Verstand und Glauben bei vielen sein werden. Jedoch kann ich in Wahrheit sagen, daß mehr denn 200 Personen, die ich unter meinem Richteramt zum Feuer verdammt habe (!), selbst bekannt haben, „daß zuzeiten die Hexen haufenweise zusammen kämen an einem Bach oder See. Daselbst schlagen sie so lange mit Gerten oder Ruten, die sie vom bösen Geist empfangen haben, in das Wasser, bis sich ein dicker Dunst und Nebel daraus erhebt und sie mit dem Nebel zugleich in die Höhe fahren. Die Dünste werden nachmalen zu schwarzen Wolken, in welchen sie mit den Geistern hin- und herfahren, wohin es sie gelüstet, auch endlich mit Hagel und Donner wieder auf die Erde niederkommen usw. Eine der Hexen, Barbara Rapel, sagte — doch wohl auf der Folter — aus, daß Zauberer und Hexen mit Hilfe der bösen Geister in den Wolken dicke Fässer überquer und durcheinander wälzten, so lange, bis sie an den Ort gekommen, den sie zu verderben sich vorgenommen. Alsdann zersprängen besagte Fässer, und es kämen Steine, Hagel, Regen, Blitz und Donner heraus und verderbeten alles . . .

Die „Kernchronika" des Eberhard Werner Hoppelius vom Jahre 1665 enthält als Pendant hierzu folgende Geschichte: „Zu München war dies Jahr ein großes, übernatürliches Donnerwetter. Als nun ein frommer Priester vermerkt, daß solches ein Teufelsdonnerwetter wäre, beschwor er es, wobei ein 70jähriger Erzzauberer ganz nackt aus den Wolken herabfiel und das Gewitter gleich aufhörte! Der Zauberer „bekannte" hernach, daß er solches Wettermachen nebst einigen hundert Gesellen an die 40 Jahre betrieben und an Menschen, Vieh, Früchten und Gebäuden großen Schaden getan hätte, weshalb er mit glühenden Zangen gezogen, erwürget und zu Asche verbrannt wurde."

Daß es auch in diesen finsteren Zeiten nicht an Köpfen fehlte, die das Sinnlose dieser Theorien erkannten, ist selbstverständlich. So erzählt Schott in der vorhin zitierten „Physica curiosa" von zwei Jesuiten, die an den im Volksmunde verrufenen Hexensee im Badischen gingen und dem Teufel

Digitized by Google

und seinen Gesellen Hohn sprachen und lachend zur Stadt zurückkehrten. Aber der Teufel rächte sich! Die Nacht darauf entstand ein entsetzliches Gewitter mit Sturm und Platzregen. Dies währte einen Monat lang, und alle Badenser Bürger und Bauern glaubten nicht allein, daß der Teufel dies Gewitter gemacht, sondern hielten auch die Jesuiten für Mitschuldige des Teufels, wodurch die armen unschuldigen Patres in arge Bedrängnis gerieten . . .

Wie lange dieser Glaube an die Möglichkeit einer Bändigung oder Entfesselung der Elemente durch Zauberhokuspokus währte, lehrt die interessante Feuerverordnung, die zu Mecklenburg, das kulturell ja allezeit voran war, noch im Jahre 1742 erlassen wurde. Sie lautet: „Wir usw. fügen hiermit allen unseren nachgesetzten Beamten, adligen Gerichtshaltern und Räten zu wissen und ist denselben schon bekannt, was wir aus landesväterlicher Sorgfalt alles, was zur Konservation unserer Lande und getreuen Untertanen gereichen kann, sorgfältig verordnen. Da nun durch Brandschaden viele bisher in großes Unglück geraten, befehlen wir, dergleichen Unglück in Zeit zu steuern, daß in einer jeden Stadt und Dorf verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen, mit den Figuren und Buchstaben, wie unten beschrieben (es ist das ein richtiges Beschwörungs-Abrakadabra) des Freitags bei abnehmendem Lichte mittags zwischen 11 und 12 Uhr mit frischer Dinte und Feder geschrieben, vorrätig seien. Sodann aber, wenn eine Feuersbrunst, wovor Gott hiesige Lande in Gnaden bewahren wolle, entstehen sollte, alsdann solchen bemalten Teller mit den Worten: In Gottes Namen! ins Feuer geworfen, und, woferne das Feuer wieder um sich greifen sollte, dreimal solches wiederholt werde, dadurch dann die Glut ohnfehlbar gedämpft wird. Dergleichen Teller nun haben die Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Schultheiße und Gerichtshalter in Verwahrung aufzubehalten und bei entstehender Feuersglut, da Gott für sei, beschriebenermaßen zu gebrauchen, hiernächst aber, weil solches jedem Bürger und Bauer zu wissen nicht nötig ist, solches bei sich zu behalten. Hierin vollbringen diese unseren gnädigsten Willen. Gegeben den 24. Dezember 1742."

Es war ein hübsches Weihnachtsgeschenk, das Serenissimus dort seinen Untertanen gab. Nur schade, daß nirgends erwähnt wird, wie es sich bewährte.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Das Ereignis der diesjährigen Berliner Herbstausstellungen war wiederum eine historische Rückschau: die Miniaturen-Ausstellung bei Friedmann und Weber, mit dem gleichen Geschick und Geschmack arrangiert wie im vergangenen Jahre die Fächerausstellung an derselben Stelle. Diese entzückende Veranstaltung ist freilich noch entschiedener „historischen" Charakters als die Fächerversammlung von 1905. Denn von der feinen und intimen Malerei der Miniatur führt kaum mehr ein dünner Faden in unsere Gegenwart hinein, der alle Grundlagen für das Gedeihen einer solchen Kunst der Ruhe und des Behagens fehlen. Durchwandert man die Reihen der hübschen Vitrinen, in denen die glücklichen Besitzer jener zierlichen Herrlichkeiten ihre Schätze jetzt bei Friedmann und Weber uns vorführen, so taucht man beglückten Herzens in schönere, alte Zeiten zurück. In bescheidene, liebe, trauliche Zeiten, voll Innigkeit und Beschaulichkeit, voll feinen Sinnes und selbstverständlichen Geschmacks. „Zeiten", in denen man noch „Zeit" hatte. In denen man sich Muße nahm, ein kleines zierliches Bildchen haarfein und liebevoll auszumalen, daß jedes Eckchen und Fleckchen der Lorgnette und der Lupe standhielt. Und ebenso das also gefertigte Bijou gleich liebevoll in die Hand zu nehmen und langsam, eingehend, sorgsam zu betrachten. Zeiten, in denen man noch etwas vom intimen Zusammenleben der Menschen wußte und das Dasein der Erdgeborenen noch etwas wie Gleichmaß, Stetigkeit, organische Entwickelung hatte. Alles vorüber! Längst vorüber! . . . Die historische Linie, die hier aufgezeigt wurde, führte weit zurück. Das siebzehnte Jahrhundert meldete sich zum Worte, und die ganze Herrlichkeit der niederländischen Malerei spiegelte sich in den prachtvollen Miniaturköpfen, welche holländische Künstler aller Arten und Schulen in die kleinen runden und viereckigen Rahmen gemalt haben. Das achtzehnte Jahrhundert aber erst bedeutet den Höhepunkt des Kleinporträts. Alle Zauber der Puderperiode liegen in den eleganten und zarten Bildnissen dieser Dämchen und Herrchen mit den Perücken, Reifröcken, Spitzenjabots und Schönheitspflästerchen. Eine Welt voll Zierlichkeit, Galanterie, Freundschaftskult und instinktiven Geschmacks taucht auf. Und die ganze Geschichte der Menschheit aus der Zeit, da die alte aristokratische Gesellschaft des ancien régime ihre letzte Blüte vor dem großen Sturm erlebte, der sie fortfegte. Die Jahre um 1800 brachten namentlich aus Berlin besonders schöne Stücke, während die preußische Hauptstadt sonst zurückstehen mußte hinter Wien, das vor allem in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der deutsche Hauptplatz für die Kunst der Miniatur wurde, das auch heute die schönsten Sammlungen in diesem Spezialfach aufweist und den größten Anteil an dem außerordentlichen Erfolge der Berliner Ausstellung hatte. Nur wenig sah man hier von modernen Bemühungen, der

Digitized by Google

alten Kunstübung wieder zu neuem Leben zu verhelfen. Die Epoche des Impressionismus, der flüchtigen Erfassung des vorüberhuschenden Augenblicks, ist nicht dazu geschaffen, eine Malerei der intimsten und delikatesten Korrektheit zu stützen. Als einer der wenigen Lebenden, die wahrhaft Sinn und Begabung für das besitzen, worauf es hier in erster Linie ankommt, zeigte sich Emil Orlik, der sich durch die lange Übung in dekorativen und ornamentalen Bemühungen einen sicheren Blick für die Forderungen der Miniatur erworben hat. Seine feinen Bildchen auf Elfenbeingrund besitzen all die Freude an der sprechenden zarten Linie und den geschlossenen Farbenakkorden, durch die jene alten Meister ihre Wirkungen erzielten, und sie haben dennoch zugleich, in eigentümlicher Mischung, den feinen, intensiver belebten Stil der modernen Malerei.

Sehnsucht nach Stil -- das ist die Stimmung, in der die Künste allerorten heute stecken. Heraus aus dem Analytischen — hinein ins Synthetische, ins Starke, Monumentale! Unmittelbar aus den Zergliederungskünsten des experimentellen Impressionismus erwächst ein Streben nach Zusammenfassen, nach großem Ausdruck. Seit Jahren bemüht sich Lesser Ury mit eiserner Energie zu diesem Ziel, und seine großen Bilder geben ergreifende Kunde von diesem Ringen. In diesem Herbst hatte er wieder ein neues dieser Dokumente schweren inneren Kampfes aus dem Atelier zur Öffentlichkeit, zu Keller und Reiner entlassen. „Die Sintflut" nannte er es. Ein Momentbild vom Untergang alles Fleisches, in großen monumentalen Zügen aufgebaut. Von links her dräuen die Wasser und Regenmassen heran; rechts im Vordergrunde um einen Berggipfel spielt sich der Verzweiflungskampf dreier Männer mit dem rasenden Element ab. Einer hat das Spiel schon aufgegeben, er ist zurückgesunken, und im nächsten Augenblick wird ihn die Flut hinwegspülen. Ein anderer klammert sich noch mit den Händen krampfhaft in das Erdreich, während sein Körper, schon kraftlos, schwer herabhängt. Der dritte, noch in vollem Besitz der Besinnung und der Kräfte seiner Glieder, will zu dem Gipfel empor, um dem Unentrinnbaren zu entgehen. Das Bild ist in mancher Hinsicht von Urys früheren großen Kompositionen wesentlich verschieden. Es ist zunächst malerisch ohne Zweifel einheitlicher gehalten; die Stimmung des Ganzen auf eine Skala von Grau ist von sehr schöner Geschlossenheit des Ausdrucks, und die Wiedergabe der Gewitterwolken, der Regenmassen, der tobenden Wassermengen verdient hohe Bewunderung. Daneben bedeuten die Akte der drei Männerkörper einen außerordentlichen Fortschritt des Künstlers in der Behandlung solcher Aufgaben, zeichnerisch wie malerisch. Und man wird es nur willkommen heißen, daß Ury diesmal den rein künstlerischen Problemen den Vorzug vor der Betonung des Inhalts gegeben hat, dessen Unterstreichung man ihm bei seinen alten Arbeiten ähnlichen Genres nicht mit Unrecht zum Vorwurf machte. Das scheint mir der richtige Weg zu sein, auf dem er zu dem noch nicht erreichten Ziel seiner Sehnsucht auf diesem Gebiete gelangen kann. Es finden sich hier kompositionelle Motive, die auf eine ganz andere Reife der Raumvorstellung weisen als ehedem, und ich freue mich damit mehr, als wenn er mehr „gedankenanregend" und weniger artistisch vorgegangen wäre.

Die Ury-Ausstellung bei Keller und Reiner wurde nach unwesentlicheren Zwischenstationen durch die Bartholomé-Ausstellung abgelöst. Es galt, eins

Digitized by Google

der hervorragendsten Werke der neuen europäischen Bildhauerei: Albert Bartholomés gewaltiges Totendenkmal vom Père Lachaise-Friedhof in Paris, dem Berliner Publikum endlich einmal vorzuführen. Das Werk das 1895 im fertigen Entwurf auf dem Pariser Salon erschien und am Allerheiligentage 1899 feierlich enthüllt wurde, war bisher in Deutschland nur durch die Ausstellung des großen Modells in Dresden 1901 bekannt geworden. Die Berliner Kunsthandlung setzte es nun durch, auf dem Père Lachaise selbst vom Original einen Abguß nehmen zu können und ihn nach Berlin zu transportieren, wo er im ehemaligen Konzertsaal der alten Musikhochschule in der Potsdamer Straße an derselben Stelle aufgebaut wurde, an der vorm Jahre Constantin Meuniers Denkmal der Arbeit von der großen Kunst des Belgiers und seinem letzten Streben Kunde gab. Mit Glück wurde versucht, in diesem Aufbau zugleich die ganze Wirkung des Denkmals am Ende der Hauptallee jenes berühmtesten Kirchhofes von Paris erkennen zu lassen, wo es für die altererbte Kunst der Franzosen Zeugnis ablegt, langgestreckte Wegzüge mit monumentalen Aspekten zu schließen. Nur die zurücktretenden Seitenflügel der Architektur fehlen, weil der beschränkte Raum sie nicht mehr faßte; sie mußten sich mit einer Andeutung begnügen. Doch der Eindruck des Ganzen war im geschlossenen Saal, wo seine Umrisse nicht die Konkurrenz von Baumsilhouetten und Hügellinien zu fürchten hatten, fast machtvoller noch als im Freien.

Die moderne Plastik hat nicht viele Werke von so hoher Reife hervorgebracht. Wir Deutsche träumen uns gern in die Vorstellung hinein, als sei die Sichtbarmachung tiefsten Empfindens mit den Mitteln der Kunst ein Vorrecht unserer Art. Vor Bartholomés „Monument aux morts“ werden solche Selbsttäuschungen zuschanden. Denn in diesem großen Bekenntnis, das, aus einem erschütternden Erlebnis entstanden, seltsam über den Bekenner selbst hinauswuchs, ist jedes Teilchen aus reinstem Gefühl beseelt, aus innerstem Erleben geboren. Die „Plastik ist eine Religion“ — das hat auch ein französischer Bildhauer gesagt: David d'Angers. Der jüngere Meister wird sein Wort unterschreiben. Aber dies Diktum ist nicht literarisch zu verstehen. Es weist auf die Ehrfurcht des Bildhauers von Gottes Gnaden vor dem Heiligtum des Menschenleibes. Sie hat Bartholomés Hand geführt beim Bilden dieser knospenden, blühenden, oder durch Alter, Krankheit und Tod deformierten Körper, die dem Tore des Todes zuschleichen: Bei der Verteilung der Bewegungen, die eine üppig quellende Erfindungskraft als immer neue Variationen desselben Leitmotivs aneinander reihte. Bei dem Spiel der Parallelen, Überschneidungen und Kontraste in den Umrissen, bei der wohlerwogenen Anordnung, welche die leidenschaftliche Erregung der Einzelgestalten durch die gleichmäßig von rechts nach links ansteigenden, höchst unkonventionellen Begrenzungslinien der beiden Gruppen zu monumentaler Ruhe bändigt und dann die Dissonanz der so entstandenen spitzen Winkel durch die Horizontalen der Architektur milde auflöst.

Daneben sah man eine willkommene Auswahl aus dem bisher bei uns völlig unbekannten sonstigen Lebenswerk Bartholomés. Proben seiner Malerei, der er diente, ehe ihm jenes schmerzensvolle Erlebnis, der Tod seiner ersten Frau, den Meißel in die Hand gab, und in der er, ein treuer Schüler Bastian-Behages, zwar keine Führerwerke schuf, aber doch

Digitized by Google

Arbeiten voll ernster Selbstzucht und soliden Geschmackes. Sodann plastische Arbeiten seiner Hand neben dem großen Denkmal, in denen eine Zeitlang auch die Motive des Schmerzes, der Verzweiflung, des Abschieds, der Reue, der Trauer eine wichtige Rolle spielten. Und schließlich die jüngsten Skulpturen, in denen sich neue Weltlust zum Worte meldet, und in denen Bartholomés tastende Bildnerhand wieder mit jubelnder Schöpferfreude der sinnlichen Herrlichkeit schöner Formen nachgeht. Nicht Rodins unbegrenzter Reichtum blendet hier. Eine weniger komplizierte Natur, mehr zu schlichter Syntheſe strebend, ist er in manchen Zügen der ernsthaften Plastik der Belgier verwandt. Doch ein starker Künstler spricht überall, aus jedem Zuge, und ein großer, edler Mensch.

Eine interessante Altberliner Ausstellung hat das Kupferstichkabinett zum Abschied von seinem alten Ausstellungssaal veranstaltet, den es bald mit einem geräumigeren vertauschen wird. Je eifriger wir am Werke sind, das liebe alte Berlin zu zerstören und in eine charakterlose „moderne Stadt“ umzuwandeln, um so lebhafter regt sich — ein kleiner Entgelt! — das Interesse für die Schönheit und Intimität der Preußenhauptstadt aus der Zeit, da sie noch nicht „Metropole“ war. Der Schwerpunkt liegt in dieser Ausstellung auf dem Berlin des reifsten und feinsten Stadiums seiner stadtkünstlerischen Entwickelung, also der Zeit um 1800 und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die ältere Epoche, die aus dem Ende des 16. Jahrhunderts schon einige sehr bemerkenswerte Kupferstiche (namentlich nach dem Schlosse Joachims II.) und dann aus dem 17. Jahrhundert interessante Dokumente aus der Epoche des Großen Kurfürsten aufweist, hat man zunächst zurückgestellt; das könnte später einmal Anlaß zu einer neuen Zusammenstellung geben. Doch sieht man aus dem 17. Jahrhundert den Plan von 1688 aus Merians Topographie (es ist nicht der älteste, aber der zweite, den wir besitzen). Aus dem Ende der Rokokoperiode geben dann mehrere Blätter Kunde, an erster Stelle die Darstellungen des alten „Brandenburger Tores“ von Chodowiecki. Dazu gehört eine famose getuschte Zeichnung, die den Abschluß des Pariser Platzes vor Langhans' Säulenbau bei Nacht zeigt! Mit Sternen und Laternen! Ein Architekturbild aus der Zeit der Empfindsamkeit. Das neue Brandenburger Tor ist dann der Gegenstand zahlreicher Huldigungen. Sie führen uns zu entzückend sauberen und korrekten Blättchen, Aquarellen von F. A. Calau, Deckfarbenbildchen von E. Barth, oder kolorierten Kupferstichen von F. A. Schmidt nach Originalen Calaus und anderer. O, Jägerstraße, was für schöne Häuser hattest du um 1820! O, Königstädtisches Theater, wie schmuck blicktest du drein! O, Dönhoffsplatz, wie stolz und weit dehntest du dich, ehe man deine Fläche mit Büschen und Bäumen vernichtete! Wie prächtig machte sich Schinkels Durchfahrt bei der Mündung der Neuen Wilhelmstraße in die Linden! Wie frei öffnete sich der Blick von der Burgstraße auf das „Badhaus“! Größere farbige Kupferstiche stammen von J. F. Hennig, von O. B. Höffel, von Schmidt, von W. Barth, zeigen, wie es rings um die Hauptstadt, wie es auf den „Rollbergen“, der heutigen Hasenheide, wie es in dem fernen Treptow aussah. Dann steigt das alte Neringsche Rathaus auf, in einem Steindruck von 1827 und einem schönen Aquarell von Robert Rabe, 1860, also kurz vor dem Abbruch des Gebäudes, gemalt. Und die kleinen Tore stellen sich vor, das Oranienburger,

Digitized by Google

das Rosenthaler, kostbar zumal das Potsdamer Tor in zwei Aquarellen von 1798 und um 1810, dort nur mit einem Querbalken verstellt, hier fest verrammelt durch eine eisenbeschlagene Holztür, hinter der nun schon ein einsames Haus jenseits der Stadtmauer aufragt. Höchst selten, auch vielen Kennern sicherlich unbekannt, sind zwei Radierungen Menzels aus dem Jahre 1843: ein Blick vom Schafgraben, nahe dem Halleschen Tore, und einer auf „das Karlsbad", ein besonders schönes Blatt. Idyllische Ruhe hier wie dort! Am Karlsbad fließt der Landwehrkanal sanft zwischen unregelmäßigen Uferböschungen dahin, und zwei Knaben bereiten sich seelensruhig zum Angeln vor; kein Haus weit und breit! Im Gegensatz zu dieser Ruhe steht dann die Renommisterei mit „Großstadtleben", die manche Straßen mit mehr Menschen füllt, als sie in jenen Jahren jemals im Verlauf einer Woche passiert haben! Ja, ja, die alten Berliner hatten auch ihre Großmannssucht. Und mit welcher Wichtigkeit wird „das Dampfschiff" auf der Spree, wird der Eislauf an den Zelten, der „Droschkenplatz" mit ganzen fünf Wagen (um 1830) und — die „Patentierte Trinkhalle für künstliche Mineralwässer von Dr. Struve und Soltmann" behandelt.

Eine Veranstaltung von außerordentlicher Bedeutung war die russische Ausstellung bei Schulte. Diese reiche Sammlung ausgezeichneter Kunstwerke, die kurz zuvor in Paris Aufsehen erregt hatte, stellt auch für das deutsche Publikum ein Kunstereignis ersten Ranges dar. Hier öffnet sich uns eine ganz neue Welt. Was wir bisher von der Kunst des Zarenreiches kannten, waren lediglich einzelne Stücke, die halb zufällig auf den internationalen Ausstellungen erschienen. Jetzt rückt das alles zum ersten Male in einen großen Zusammenhang, der uns zuförderst die historische Linie der russischen Malerei klar erkennen läßt, und uns zweitens von den bedeutenden modernen Bemühungen unser östlichen Nachbarn wie nie zuvor Kunde gibt. Das Gesamtbild, das dabei zutage trat, war höchst imposant. Wir lernten ungeheuer, und wir hatten zugleich erlesenste Genüsse. Ungewöhnlich war vorab das Arrangement. Alle Säle bei Schulte waren besetzt, ja es waren noch drei weitere, bisher verborgene Räume des merkwürdigen Messelhauses in die Ausstellung einbezogen. Beim Eintritt ward man von einem kleinen Lorbeerhain empfangen, der mit Büsten hervorragender Russen geziert war. Man schritt hindurch und fand in dem Vorraum der Schultesäle Proben altrussischer Kunst, byzantinische Bilder von höchstem Interesse. Es folgte ein großer Saal mit Kunstwerken des 18. Jahrhunderts, meist Porträts fürstlicher und höfischer Personen, eine Sammlung graziöser, zarter, zierlicher und pompöser Rokokomalereien. Fesselnd namentlich einige Frauenbildnisse, auch ein paar Landschaftsszenerien, dann mehrere Porträts Kaiser Pauls I., dessen monströse Häßlichkeit auch ein Bildhauer, Feodossij Stschadrin d. Ä., festgehalten hat. Ein dritter Saal gehörte dem 19. Jahrhundert. Was wir teils aus literarischen Quellen wußten, teils ahnten: daß alle unsere deutschen Kunststürmungen im Osten einst ein Echo fanden, wird verblüffend bestätigt. Wir sahen russische Krügers, russische Stielers, sogar einen russischen Runge! Der große Karl Brüllow spielte dabei natürlich eine wichtige Rolle. Neben ihm eine ganze Reihe gleichwertiger Talente. Dann aber kamen die Modernen. Ilias Regin führte sie, wie vor Jahrzehnten. Der glänzende Porträtist Soroff sekundierte ihm. Constantin Somoff, uns Deutschen seit

Digitized by Google

längerer Zeit bekannt, zeigte die reizende Kunst seiner pikanten Biedermeiereien, in denen ihm Bakoff und viele andere folgen, und leitete zu den Jüngsten über, die mit raffinierter Stilspielerei oder mit ungeheurer Kraft und Verve die Probleme der modernen Malerei anpacken. Diese Graber, Terchow, Millioti, diese Kusnezow, Lockenberg, Juon, Wrubl, der hochbegabte, jungverstorbene Viktor Mussetow, der prachtvolle Philipp Maliawin, der in seinen riesigen Bauernbildern die kühnsten Akkorde in Rot wagt, Alexander Golowin, der Dekorationsmaler des Kaiserlichen Theaters in Petersburg, Nikolas Röhrich, der alte byzantinische Stilisierungen neu aufleben läßt, — sie alle treten als kostbare, kraftvolle, oft etwas gar zu wilde Begabungen mit beiden Füßen fest auf den Boden. Alle letzten Versuche des Westens finden hier ihren Widerklang: der summarische Impressionismus des Lagromo, die neue dekorative Kunst der Vaillard und Bonnard, die Seelenbeschwörungen des Eduard Munch, die Linienssymbolismen Joe Torroys. Mit gewaltigem Impetus suchen hier merkwürdig naturwüchsige Farbeninstinkte nach einem Ausdruck ihres malerischen Empfindens.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Wer sich ein wenig mit der Oskar Wildeschen Kunst beschäftigt hat, wer insbesondere die vollkommen auf Paradoxa gestellten, alle Lebensverhältnisse absichtlich schiefsehenden „Intentions“ gelesen und vielleicht noch dazu ein wenig von den persönlichen Gefühlsneigungen des unglücklichen Dichters erfahren hat, versteht es leicht, daß ihn der Stoff der „Salome“ reizen konnte. Brachte Wilde dem doch nur pathologisch zu verstehenden Vorgang, daß die schöne Tochter der Herodias als Lohn für ihren Tanz das Haupt des Täufers erbittet, schon die allgemein dichterische Neigung zur Seelenanalyse entgegen, so lockte ihn sicherlich noch mehr die Aufgabe, dieses grausige Geschehnis und alle die dazugehörigen widerwärtigen Voraussetzungen mit den Zaubern seiner unvergleichlich bilderreichen, altorientalischen, berauschenden Sprache zu überschütten, als würde man einen Haufen ekelhaftesten Unrates mit den köstlichsten Rosen zudecken. So ist ein eigenartiges Kunstwerk zustande gekommen, dessen blendenden Wirkungen sich auch der nicht zu entziehen vermag, der dem Stoffgebiet des Dramas engere Grenzen zieht.

Das Musikdrama „Salome“, das Richard Strauß aus der Wildeschen Dichtung gemacht hat, und das nunmehr auch den Berlinern durch das Königliche Operntheater vorgeführt ist, weist ein niedrigeres ästhetisches Niveau auf, als das bloße Schauspiel. Es fehlen die Reize der Sprache. Nicht als ob Strauß etwas an den Worten geändert hätte; aber die letzten und feinsten dichterischen Wirkungen gehen durch die Komposition verloren. Zum mindesten ist das der Fall, wenn der Text mit einer solchen Fülle von Musik verbunden wurde, daß man zufrieden sein

Digitized by Google

muß, durch das Verstehen einzelner Worte noch gerade den Sinn erfassen zu können. Es hilft auch nichts, wenn dem Hörer die Dichtung so geläufig sein möchte, daß er zu dem wenig wirklich Erhorchten das unverständlich Gebliebene ergänzen könnte. Wenn z. B. der Hörer, dem die Dichtung ungewöhnlich bekannt ist, „Elfenbeinsäule“ und „Silberlilien“ aus der Überfülle des zu Erfassenden auffängt, mag ihm wohl einfallen, daß Salome den echt Wildeschen Vergleich von Jochanaan gebraucht: „Dein Leib war eine Elfenbeinsäule auf silbernen Füßen. Er war ein Garten voller Tauben in der Silberlilien Glanz“; von lyrischen Stimmungsmomenten kann aber nicht mehr die Rede sein, wenn das Endresultat eine Leistung des Gedächtnisses, der Kombinationsgabe und der Notwendigkeit ist, das Ungefähre für das Genaue zu nehmen. Die Kompositionstechnik der Oper zerstört die Formenwerte der Sprache, sie läßt nichts als den kahlen Inhalt übrig. Zudem verbreitert, wie allemal in der Oper, so auch hier, die hinzugefügte Musik die Handlung im ganzen und auch in ihren kleinsten Teilen; zumal sie sich auch in diesem Werk für ihre dem Text gegenüber dienende Rolle durch längere und kürzere Zwischenspiele schadlos hält. Wo im bloßen Drama eine einzige deutende Bewegung genügt, muß diese, wo die Musik dazugekommen ist, breiter als sinngemäß ausgeführt oder noch gar wiederholt werden, nur um die Zeit zu füllen. Natürlich dehnt sich mit der Diktion auch zugleich die Handlung; so wird z. B. der Schluß des Ganzen: das zynische Gebaren der Salome mit dem Haupte des Heiligen, eine Szene, die leider schon bei Wilde peinlich lang geraten ist, durch die Musik so unvernünftig breit, daß sie nicht einmal mehr den Nervenkitzel eines eisigen Grausens behält, sondern bald nur noch unappetitlich und widerwärtig erscheint.

Was nun die Musik zu dieser „Salome“ selbst anlangt, so stellt sie sich vollständig in den Dienst des Dramas. Auch in den Zwischenspielen wächst sie so unmittelbar aus dem gegebenen thematischen Material heraus, daß sie nur wie ein grandioses Ausklingen der letzthin erreichten Stimmung verstanden wird. Diese völlige Zusammengehörigkeit ist ein großer Vorzug jeder dramatischen Musik, bringt aber natürlich stets und besonders auch hier bedenklich stimmende Nachteile mit sich. Sie ist auf diese Art nämlich nicht imstande, etwaige Greuel der Bühnenvorgänge zu mildern, wie es eine mehr selbständige Tonsprache schon allein dadurch erreicht, daß sie die Aufmerksamkeit auf längere Strecken für sich in Anspruch nimmt. Das ist hier um so betrüblicher, als sie nicht nur keine neuen selbständigen ästhetischen Wirkungen zu dem Wildeschen Drama hinzufügt, sondern gar noch den bereits vorhanden gewesenen versöhnenden Zauber, nämlich den der Sprache, wie schon oben gesagt, fast gänzlich vernichtet.

Diese Kompositionstechnik, die nicht der Gesamtstimmung, sondern jedem Gedankengang, ja bisweilen dem einzelnen, vielleicht gar zufälligen Worte folgt, wird regelmäßig dazu verleiten, den Schwerpunkt der Textesstelle in eine Äußerlichkeit zu verlegen. Schlechtes Gewissen und Feigheit täuschen dem paralytischen Herodes das Rauschen mächtiger Flügel vor. Er stammelt diese Beängstigungen vor sich her, aber in dem Riesenorchester da rauscht es wirklich so gewaltig auf und nieder, daß man mit Erstaunen die Worte der Herodias vernimmt: „Ich höre nichts“. Die um die Gunst des Jochanaan werbende Salome sagt: „Die roten Fanfaren der

Digitized by Google

Trompeten, die das Nahen von Königen künden und vor denen der Feind erzittert, sind nicht so rot, wie dein roter Mund", das Orchester ist mit einer schneidigen Trompetenfanfare in cis-moll bei der Hand. Salome fährt fort: „Dein Mund ist röter als die Füße der Männer, die den Wein stampfen in der Kelter", sofort versuchen schwere d-dur-Dreiklänge in wuchtigem Viervierteltelrhythmus das realistische Bild wiederzugeben. Erinnert das nicht ein wenig an jene beliebten Wunderstücke einer scherzhaften Raritätensammlung: der Zahn der Zeit, die Uhr, die keinem Glücklichen schlägt usw.

Unendliche Dissonanzen häuft Strauß in seiner Musik zur Salome zusammen, die vollkommene Stimmenanarchie, wie sie z. B. im „Heldenleben" in der Kampfepisode einen Teil des Gesamtkunstwerkes bildet, ist hier so massenhaft angewandt, daß sie den eigentlichen Charakter auszumachen scheint. Demgegenüber sind einzelne Teile, wie nicht selten bei Strauß, so überaus einfach gestaltet, daß sie in der Umgebung äußersten Raffinements geradezu trivial erscheinen. Das gilt zum Beispiel von allen Stellen, die an die Persönlichkeit des Jochanaan angegliedert sind, und unter diesen am meisten von dem wirklich recht bedenklichen h-dur „Wo ist er, dessen Sündenregister jetzt voll ist?"

Die Vorzüge der Straußschen Kunst sind bekannt. Schärfe der Charakteristik und Mannigfaltigkeit der Orchesterfarben sind den früheren Werken gegenüber hier womöglich gar noch gesteigert. Es gibt aller Enden Klangkombinationen, die nur noch mit zitternden Nerven genossen werden können. Vom bleichen, schwarzdrohenden Schrecken bis zur roten, glutumströmten Liebesekstase sind alle Abstufungen vorhanden. Diese Kunst des Instrumentierens ist ein hinreißendes Wunder.

Die Straußsche „Salome" hat, wie überall sonst, so auch in Berlin laute Begeisterung geweckt, zumal die Wiedergabe des Werkes ohne Einschränkung als vollendet bezeichnet werden kann. Sollte das Entzücken über das Kunstwerk auch nur bei jedem zehnten Bewunderer aufrichtig empfunden werden, so kann man immer noch behaupten, daß kaum zuvor eine Oper bei ihrem Erscheinen mit einem derartig allgemeinen Enthusiasmus begrüßt wurde. Der Versuch, dem Entzückten die Freude nehmen oder auch nur einschränken zu wollen, ist aussichtslos und am letzten Ende vielleicht nicht einmal verdienstlich. Denen aber, die mit gelindem Entsetzen diesen Tiefstand musikalischer Kontur wahrnehmen, kann man die Beruhigung geben, daß diese Kompositionsweise unbedingt an die geniale Persönlichkeit Richard Strauß' gebunden ist. Natürlich wird man jetzt die Manier alleiniger Farbenwirkungen noch mehr und noch deutlicher nachahmen als bisher. Die nach dieser Richtung hin beeinflußten Kunstwerke werden aber noch weniger Lebensfähigkeit zeigen, als etwa die Werke, die dem Stil von Wagners „Tristan und Isolde" zu unselbständig nachgebildet wurden. Je zugespitzter das Schaffen eines Künstlers, desto weniger verträgt es die Gefolgschaft der Unpersönlichen.

Digitized by Google

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Die Kammerspiele des Deutschen Theaters führten als jüngste Novität die dreiaktige Komödie von Bernard Shaw auf: Mensch und Übermensch. Auf dem Theaterzettel steht der interessante Vermerk: „Das Germain-Automobil wurde von der Firma Ohlendorff & Wolff G. m. b. H. zur Verfügung gestellt." In der Tat: ein solch modernes Ungeheuer größten Kalibers mit tausendpferdiger Kraft beherrscht die Komödie. Wenn das nicht modern ist! Man sieht manchmal auf Spezialitätenbühnen wunderschöne gymnastische Leistungen. Drei oder sieben Menschen vereinigen sich zu kunstvollen Figuren, die scheinbar eine Einheit bilden, genau besehen aber selbständig auseinanderstreben. Jeder dieser Hand- oder Fußkünstler beherrscht eine eigene Nuance der Akrobatik, und die Komposition ist nur dazu da, seine Separatleistung deutlicher hervortreten zu lassen. So wirkt jedes Stück von Shaw: das ist in Wahrheit gar keine Handlung; die einzelnen Menschen, die er in Beziehung bringt, haben nichts miteinander zu tun; jeder von ihnen soll nur seine Sprechrolle absolvieren und als Räsonneur oder Gegenräsonneur für sich wirken, nicht für das Ganze, denn ein Ganzes ist nicht vorhanden. Wir bekommen in den letzten Jahren eine Spezies von Stücken auf die Bühnen, die für die gesunde Entwickelung des Dramas eine schwere Gefahr bedeuten. Wedekind pflegt sie als Deutscher, die Komödiendichter Oskar Wilde und Bernard Shaw bringen sie von draußen und drüben. (Von Gorki und dem senilen Tolstoi, der unsern Shakespeare begeifert, zu schweigen.) Die Manier überwuchert, die Rederei erschlägt die Handlung, die Paradoxie ist Trumpf. Die Buchausgabe von „Mensch und Übermensch" umspannt 448 Druckseiten; eine Vorrede von 61 Seiten in Form eines Briefes an den Freund, der den Stoff bei dem Dichter angeregt, leitet ein. Dann folgt der Text von Seite 65 bis 354 in vier Akten, von denen die Aufführung den dritten, den längsten und unmöglichen, gestrichen hat. Die letzten hundert Seiten enthalten den „Katechismus des Umstürzlers", mit wieder angehängten „Aphorismen für Umstürzler". Der Übermensch des Stückes hat nämlich ein solches Büchlein verfaßt, das im ersten Akt eine gewisse Rolle spielt und von dem Hausherrn ungelesen in den Papierkorb geworfen wird. Liebevoll holt es der Verfasser wieder heraus, da er es uns absolut nicht vorenthalten will, und druckt es im Anhang ab. Man sieht also, daß für diese Überdramatiker sich die Grenze von Theaterstück und Bucherzählung völlig zu verwischen beginnt. Natürlich zuungunsten der Bühnenwirkung; denn das Theater hat eherne Gesetze, von denen es nicht lassen darf, wenn es sich nicht zugrunde richten will. Die Schauspielkunst ist eine Sinnenkunst; die kurzen oder länglichen Reden interessieren uns nur dann, wenn sie streng organisch aus der dramatischen Bewegung der Personen erwachsen, wenn sie wirkliche Teile der Handlung sind. Bei einem Roman mag man glauben, ungestraft „auffüllen" zu dürfen und sich mit einer losen Verknüpfung zu behelfen — im Theater aber sitzen wir nicht als Leser oder als Empfänger eines Vortrags, sondern da wollen wir das Leben mit erleben. Läßt man alle Vorreden, Einschiebsel und Nachreden bei dem „neuen Shaw" weg, so bleibt immer

Digitized by Google

noch ein sehr amüsanter Theaterabend zurück. Schade nur, daß man am andern Morgen nicht geringe Mühe hat, sich auf die eigentlichen Vorgänge zu besinnen. Der sogenannte Übermensch ist ein Herr Tanner, der den Mund immer voll revolutionärer Worte hat und vor allem Haß und Verachtung für das weibliche Geschlecht zur Schau trägt. Es ist selbstverständlich, daß Ann Whitefield, gegen die er seinen philosophischen Größenwahn austobt, ihn mit einigen geschickten Schachzügen — von denen er kaum etwas ahnt — matt setzt und heiratet. Ganz lustig ist die erste Einkleidung der Fabel: Ann hat ihren zärtlich geliebten Vater verloren; dieser hat im Testament für Ann zwei Vormünder eingesetzt: den ehrwürdigen Roebuck Ramsden, einen Aristokraten von streng traditioneller Haltung und feinsten Sitten, und daneben den Anarchisten John Tanner, den Verfasser des ominösen Buches, einen jugendlichen Draufgänger von burschikoser Formlosigkeit und unverschämter Geistreichigkeit. Der Ehrenstreit zwischen den beiden Männern um das Mündel, das sich immer nur auf ihren „Papa" beruft und angeblich gar keine eigene Meinung hat, das Herrn Ramsden zärtlich „Alterchen" nennt und heimlich nach Tanner schielt, ist witzig. Ins Gebiet der Langeweile hinüber spielt schon Herr Oktavius Robinson mit seiner unerschütterlichen Liebesandacht und weltunerfahrenen Gefopptheit. Nun wird der Zuhörer, der zu selten ein Zuschauer ist, beständig verblüfft; das ist der dramatische Trick von Shaw: alle Personen sprechen anders, handeln und denken anders, als man es sich irgend dachte oder als es sich aus den Voraussetzungen, in die der Autor uns hineinführt, dramatisch zu ergeben schien. Da hat z. B. Robinson eine Schwester Violet: die Familie erfährt von ihr, daß sie auf verbotenen Liebeswegen wandelt. Man verweist sie aus dem Salon und bringt sie einstweilen — in der Portierloge des Hauses unter. Alle fallen über sie her und verurteilen sie in moralischer Entrüstung, nur Tanner nimmt ihre Partei. Als Violet selbst erscheint, finden das alle anderen shocking und rümpfen die Nase; Tanner springt vor und spricht ihr seine glühende Gratulation aus zu ihrer erfreulichen Modernität. Violet jedoch verbittet sich solche „Beleidigungen" von Tanner und gibt die Erklärung ab, sie sei natürlich nicht heimlich verliebt (sie empfinde diese Zumutung als einen schweren Schimpf), sondern regelrecht verheiratet, sie halte die vollzogene Ehe nur noch nach außen geheim. Tableau. Das ist ein echtes Shawstückchen. Die Komödie wimmelt von solchen Einfällen. Zu den dramatischen Ansätzen, die leider über einen dürftigen Anfang nicht hinausgedeihen, gehört der Gegensatz zwischen Universität und Polytechnikum, der in einem geistreichen Gespräch zwischen Tanner, Oktavius und dem Chauffeur des Automobils, dem tüchtigen und selbstbewußten Henry Straker, zutage kommt. Man habe sich immer über die „neue Frau" unterhalten, wann irgend ein auffallendes neumodisches Weibchen des Weges kam, ohne die Ankunft des „neuen Mannes" zu bemerken. Straker sei der neue Mann. In Oxford lerne man, wie man ein Gentleman wird, im Polytechnikum, wie man Ingenieur wird. Hier liegt ein dankbares Motiv, um Vergangenheit und Gegenwart zu konfrontieren. Shaw hat es ziemlich achtlos am Wege liegen lassen. Er hat keinen Respekt vor seinen dramatischen Intuitionen, er ist überhaupt ein zuchtloser Poet, der redselige Anwalt des Zynismus, ein Spötter von Beruf. Ihm ist Anständigkeit die Verschwörung der Unanständigkeit mit dem Schweigen, und wenn sein Held

Digitized by Google

Tanner sich endlich doch verheiratet sieht, so nimmt er sein Frauchen unter den Arm und hält folgende Ansprache an das Publikum: „Ich erkläre feierlichst, daß ich kein glücklicher Mensch bin. Ann sieht glücklich aus: aber sie triumphiert nur, ist nur erfolgreich, siegreich. Das ist nicht Glück, sondern der Preis, um den die Starken ihr Glück verkaufen. Was wir beide getan haben, das heißt: um eines Haushalts und einer Familie willen auf Glück und Ruhe verzichten. Ich bitte mir aus, daß niemand die Gelegenheit ergreife, sich zu betrinken und blödsinnige Reden und grobe Scherze auf meine Kosten zu machen. Ich erkläre hiermit, daß ich die sieben oder acht Reiseuhren, die vier oder fünf Kleidertruhen, die Salatschüsseln, die Tranchiermesser und Fischbestecke und alle anderen Artikel, mit denen Sie uns zur Hochzeit überhäufen wollen, sofort verkaufen werde." Den breitesten Raum in der Komödie nehmen die Debatten über Liebe und Ehe ein. Wer liebt, dessen Kopf steckt schon im Rachen der Löwin, und der Liebende sehnt sein eigenes Verderben herbei. Die Liebeskraft in einem Weibe ist der blinde Lebenswille der Schöpfung. Ihr Zweck ist der Zweck des Weltalls; das sich selbst opfernde Weib opfert unbekümmert die anderen. Der Mann ist nur Mittel zum Zweck. Das Weib liebt den Mann, wie der Soldat sein Gewehr oder ein Musiker sein Instrument. Der Künstler ist ein schlechter Ehemann; die Raserei seiner Kunst macht ihn gewissenlos. Er ist ebenso grausam wie das Weib; unter allen Kämpfen wird keiner so verräterisch und gewissenlos geführt, wie der Kampf zwischen dem Künstlermanne und dem Mutterweibe. Und so mit und ohne Grazie in infinitum. Das ist alles amüsant oder nachdenklich; man genieße auch — in dem Buche — die kostbaren Porträtskizzen, mit denen der Autor jede neu in die Redehandlung eintretende Person liebevoll bedenkt, sowie die die losen Szenen verbindenden, entzückend verrückten Novelletten. Nur — na ja! In dem gestrichenen dritten Akt sind wir übrigens in der Hölle; das Don Juan-Motiv tritt in modernisierter Frisur vor unser erstauntes Auge: John Tanner ist identisch mit Don Juan Tenorio. Und der Teufel lacht dazu! Der „wilde Jäger" symbolisiert den wilden Mann als Jagdbeute des wilderen Weibes. Was die Kumpanei zusammendebattiert über Krieg und Moral, über die Menschen und ihre Verkleidungen, über Gott und Satans Großmutter —! Reinhardts Aufführung ist vor allem eine aufopfernde Regie von Rudolf Bernauer, der diesen Urwald zu lichten hatte; er hat musterhaft gearbeitet. Paul Wegener hat die Großspurigkeit des Auftretens und die mit seinem Automobil an Schnelligkeit konkurrierende Springflut des Schwatzens, die von ihm als Tanner erwartet wurde. Hedwig Wangel gibt Anns Mutter, eine grillige Alte, derangiert vornehm, mit belustigender Unbedingtheit. Lucie Höflich versagt nicht gerade als Ann. Jakob Tiedtke ist echt als aristokratischer Gentleman, Alexander Eckert ein geradliniger Oktavius, mit dem süßen Kosenamen „Ricky-ticky-tavy". Beide überbietet Paul Biensfeldt als Chauffeur mit seinem trockenen Humor; man glaubt dieser Aufgewachtheit des ganzen Menschen den neuen Typus von Mann! Viktor Arnold als heraufgekommener amerikanischer Billionär, der für seinen Sohn die großen Rosinen im Sack hat und sich doch jeder gesellschaftlichen Energie fügt, aus der letzten unüberwindlichen Scheu heraus, nicht für „voll" genommen zu werden, hat feine Konturen. Tilla Durieux steht die zahme Verruchtheit der Violet in London wie in Granada famos zu Gesicht.

Digitized by Google

Derselbe Max Reinhardt hat es gewagt, Frank Wedekinds „Frühlingserwachen“ in seinem kleinen harmonischen Kunsthause zur Aufführung zu bringen. In dieser Kindertragödie, die vor zwölf Jahren ohne Bühnenabsicht im Buchhandel erschien, läßt Wedekind zwei Knaben und ein Mädchen, in deren Natur der „Frühling erwacht“, daran zugrunde gehen, daß man sie nicht rechtzeitig über sich aufklärt. Der Dichter hat einen Schulfall konstruiert, um seine radikale Anschauung uns anzueignen. Es muß aber gesagt werden, daß sich in dieser komplizierten Frage nichts allgemein entscheiden läßt, sondern alles speziell behandelt werden will. Damit hängt denn zusammen, daß es Wedekind nicht gelang, eine Einheit in seine Darstellung zu bringen; seine drei Akte sind eine lose Folge von 18 Bildern, also Blätter aus einem Skizzenbuch. Etwa ein Drittel davon ist von großer Sehschärfe und greift ans Herz, das übrige Dutzend wirkt in der Übertreibung peinlich oder fordert als grelle Karikatur Widerspruch und Spott heraus. Dabei werden noch zwei ganz tolle Szenen für die Aufführung gestrichen. Ist das noch eine Szene oder ist das atomisiertes Theater: der Vorhang hebt sich, eine Dame schreibt gerade einen Brief zu Ende, liest uns den Brief vor und übergibt ihn dem Dienstmädchen zur Besorgung; nach drei Minuten senkt sich der Vorhang wieder? Wedekinds Schulkinder — die Jungen sind Sekundaner, die Mädchen ebenfalls etwa vierzehnjährig — befinden sich in der Periode des Übergangs; die Pforten der Kindheit schließen sich eben hinter ihnen. Das Durcheinanderwogen ihrer bisherigen und der neuen Empfindungen weiß Wedekind eindringlich zu schildern, um darauf seine Anklage zu basieren: ihr Eltern und Lehrer laßt sie unwissend schuldig werden, dann überlaßt ihr sie der Pein! Ein besonderes Maß von Unverstand wirft er den Lehrern vor, während der Pfarrer als Seelsorger seiner Konfirmanden ganz ausgeschaltet ist. Er heißt „Kahlbauch“ und erscheint nur als herzloser und lächerlicher Leichenredner. Das Lehrerkollegium ist eine unwürdige Posse des Autors; diese sieben Professoren sind entsprungene Kretins, nicht akademisch geschulte Männer, äußerlich ebenso abstoßend in ihrer Ungepflegtheit wie geistig vollkommen vertrottelt. Wer von uns hat eine solche Erinnerung an seine Gymnasialtyrannen? Wir mögen den einen und andern hassen, es mag sich auch ein Unwürdiger in ihrer Schar befunden haben; aber neben ihm standen die tüchtigen Gelehrten, die Bildner unserer Persönlichkeit, deren wir zeitlebens verehrend gedenken, auch wenn wir unsere eigenen Wege an ihnen vorbei oder über sie hinweggegangen sind. Wie Wedekind sie zeichnet, sind sie Spottgeburten schlechtester Posse. Melchior und Moritz sind in ihrer Begabung ungleich, aber in „dicker“ Freundschaft einander zugetan; Moritz „schuftet wie ein Ochse“ und bleibt doch auf der Strecke liegen. Beide werden Opfer ihrer Natur. Der beweglichere Melchior hat sich aus dem Lexikon, aus Zeitschriften und Beobachtungen, wie er sagt, frühzeitig über die Physis des Menschen orientiert, während seinen schwerfälligen Freund die gleichen Empfindungen bedrücken und ihm die Sinne verwirren. Er bittet den Klassengenossen schamhaft um eine schriftliche Aufklärung, die ihm dieser nicht vorenthält. Als er dann aber in der Schule trotz aller Anstrengungen kein Glück hat, erschießt er sich mit einer Pistole, die er mit Wasser geladen hat und die ihm den Kopf zersprengt — das Lieblingsmärchen seiner Kindheit von der „kopflosen Königin“ er-

Digitized by Google

füllend. Auch Melchior nimmt ein trauriges Ende. Er hat sich mit Wendla Bergmann, der frühreifen Tochter einer zärtlichen, etwas beschränkten Witwe eingelassen. Die überlegenen Redewendungen dieses Mädchens im Hause ihrer Mutter passen recht wenig zu dem kurzen Kleid, das sie trägt und noch nicht ablegen will, und die schwüle Szene auf dem Heuboden ist für die beiden gut erzogenen Kinder, wie sie der Autor in den Grundlinien doch anlegt, die weder beim Vieh aufwachsen noch in ungeordneten Häusern, wenig glaubhaft. Ein Brief von Melchior, in dem er mit kindischer Ritterlichkeit für die Folgen seines Leichtsinns einzutreten bereit ist, fällt Wendlas Mutter in die Hände. Das Mädel ist nach Wedekinds Ansicht Monate nach dem Vorfall über sich noch im unklaren, und auch die naive Mutter hat nichts gemerkt. Wendla stirbt, und Melchior, dessen sämtliche Untaten auf einmal ans Licht kommen, wird von der Schule roh relegiert und von dem empörten Vater, einem korrekten Juristen, gegen den Einspruch der trostlosen Mutter — einer Korrektionsanstalt übergeben. Ein Gymnasium in einer anderen Stadt, bei sorgfältiger Einzelpension, hätte es bei dem gutartigen, begabten und wahrheitsliebenden Jungen wohl auch getan. Aber der Dichter will uns aufregen. Natürlich läuft Melchior bei der ersten Gelegenheit davon und irrt wie ein gejagtes Wild — zwischen den Gräbern seines Heimatsortes umher. Er sieht Wendlas Leichenstein und sieht, damit wir mit ihm das Gruseln lernen, das Skelett seines Freundes Moritz im Sonntagsstaat aus dem Grabe klettern, kopflos, doch seinen Kopf unter dem Arm tragend! Technisch sehr gut gemacht, sonst scheußlich. Zu den beiden, die eine wunderliche Unterhaltung führen, gesellt sich als dritter Mann ein schwarzer Herr mit einer Maske, der wahrscheinlich ein Symbol des Lebens darstellen soll, wenn er nicht der leibhaftige Mephisto selber ist, und sucht die jungen Leute durch überlegenen Spott zu trennen, um Melchior mit Hilfe eines guten Abendbrots der Menschheit wieder zuzuführen, der er eben entgleiten will. Was weiter wird, erfahren wir aus dem Stück nicht. Es ist ein unbefriedigender Torso. Die Versäumnis von Melchiors Eltern an ihrem Sohne, von Moritz Stiefels Vater, der am Grabe des Selbstmörders nur feige zu stöhnen weiß: „Der Sohn ist nicht von mir," und von Wendlas Mutter ist nicht zu leugnen. Auch daß eine total verdorbene Dirne von Beruf sich zwischen den Gymnasiasten und Schulmädeln herumtreiben kann und sie mit ihren Schamlosigkeiten vergiftet, ist ein schlimmer Mangel der Erziehung. Darüber hinaus läßt sich jedoch aus Wedekinds Szenenfolge nichts Typisches erheben. Er bleibt im Einzelfall stecken, er spielt den blinden Ankläger, der nicht unterscheiden will, und alles Sexuelle gerät auch bei diesen halben Kindern so pathologisch abnorm und überheizt, wie allemal bei ihm. Die Darstellung kämpft mit außerordentlichen Schwierigkeiten, die sich aus den handelnden Personen von selbst ergeben. Die Gymnasiasten gelingen echter als die Mädchen, deren Darstellerinnen durch den Wohllaut der Stimme und die weichen Formen ihren Rollen unwiderbringlich um Jahre voraus sind. Bernhard von Jacobi arbeitet das Profil des Melchior gut heraus; Alexander Moissi als Moritz hat seinen Oswald Alving noch nicht ganz vergessen, ist aber recht interessant. Albert Steinrück und Hedwig Wangel: Melchiors Eltern; Gertrud Eysoldt wirkt als Dirne in Wesen und Stimme nicht so verschlumpt wie in ihrer Kleidung, und Frank Wedekind, der es nicht lassen kann, ist als vermummter Herr

Digitized by Google

auf dem Kirchhof wieder spottschlecht. Wenn der Dichter schon mitspielt, so muß er seine eigene Rolle wenigstens einigermaßen lernen, auch wenn es ihm schwer fällt. Camilla Eibenschütz bietet eine erschütternde Leistung als Wendla, obgleich sie eigentlich nur eine Neuauflage ihrer an Jahren viel älteren „Kindermörderin" ist, die Anno 1904 in der Freien Volksbühne der vorklassischen Vergangenheit entrissen wurde.

Streiflichter.

Ich glaube nicht fehl zu gehen in der Behauptung: Die Auflösung des Reichstags und die Neuwahlen bilden einen Markstein in unserer inneren (und äußeren) Entwickelung.

Beide Ereignisse stehen unter dem Zeichen ausgesprochener Gegnerschaft gegen das Zentrum und seiner seit Jahren skrupellos mit allen Mitteln gehandhabten Neben- und Hintertreppenregierung. So anerkennenswert die Entschiedenheit ist, mit der die Regierung jetzt den Strich zieht zwischen sich und der römisch-päpstlichen Partei, der schwere Vorwurf bleibt für sie und besonders für den Reichskanzler bestehen, daß sie und er die Schuld tragen durch jahrelanges Nachgeben, daß die Dinge soweit haben kommen können. Der Mann in der Reichsregierung, der die „Eiterbeule" aufgestochen und auch die Reichstagsauflösung herbeigeführt hat, heißt nicht Bülow, sondern Dernburg.

Wie wird der neue Reichstag beschaffen sein? Lange Erörterungen darüber wäre Kannegießerei. Ein Satz genügt: Wenn der neue Reichstag nicht eine geschlossene antiklerikale Mehrheit enthält, die aus allen nationalen Parteien sich zusammensetzt, wenn in den Reichstag nicht Männer geschickt werden, die mit guter Kenntnis des Ultramontanismus ein unbeugsames Rückgrat nach oben besitzen, die unparteiische, für ihre materiellen Interessen uninteressierte, selbstlose Volksvertreter sind, wenn das nationale Moment nicht die Signatur für den neuen Reichstag bildet, dann haben wir triftigen Grund, mit ernster Besorgnis in die deutsche Zukunft zu sehen. Eins muß auch jetzt schon feststehen: ein Zentrumsmitglied kann nicht mehr Reichstagspräsident sein; wenn auch jetzt noch der Reichstag sich seinen Vorsitzenden wählt aus der Roeren-Spahn-Partei, für welche die Bezeichnung Hintertreppen-Partei die richtigste wäre, dann beschimpft und bemakelt die deutsche Volksvertretung sich selbst. Die Qualität, die Gesinnung des Mannes, nicht seine Zugehörigkeit zu einer köpfereichen Partei, muß in Zukunft den Ausschlag geben bei der Frage: wen setzen wir auf den Präsidentenstuhl des deutschen Reichstags? Weit mehr noch als die Sozialdemokratie ist das Zentrum eine vaterlandslose, von einem internationalen politischen Machtzentrum, dem Papsttume, abhängige Partei.

Digitized by Google

Und was wird aus der Sozialdemokratie bei den Neuwahlen? Viel Agitationsstoff ist ihr in der jüngsten Zeit geliefert worden; sie hat wie immer „Schweineglück“ gehabt, und wesentlich schwächer wird sie aus den Neuwahlen wohl nicht hervorgehen. Dennoch glaube ich, daß das wiedererwachte und erstarkende nationale Empfinden in allen den Wahlkreisen, wo ein Sieg der bürgerlichen Parteien überhaupt möglich ist, ihn auch zur Tat werden läßt. Die Losung muß auch für gefährdete Wahlkreise lauten: Besser rot als schwarz!

Daß die „Roten“ und „Schwarzen“ sich in und außer Kirche, Sakristei und Beichtstuhl finden werden, daß die ultramontane Geistlichkeit in den nächsten Wochen nach Gaisertschem Muster unter ihren Schäflein Hirtentätigkeit und „Seelsorge“ entfalten wird, steht fest.

Während bei uns es als Groß- und Heldentat gepriesen wird, daß endlich einmal die „religiös“ verbrämte Maulwurfsarbeit des Zentrums auf einem einzigen Punkte aufgedeckt wird, geschehen in Frankreich wirkliche Groß- und Heldentaten gegen die schwarze Internationale.

Mit keinem Finger rührt die französische Regierung an die katholische Religion, ihr bleibt vollständig freie Ausübung, ungehindert und verfassungsmäßig geschützt können die französischen Katholiken ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen, aber mit eiserner Faust packt die tapfere „älteste Tochter der Kirche“ den staatsfeindlichen und antikulturellen Ultramontanismus am Kragen und setzt ihn unsanft vor die Tür des französischen Staatshauses. Herr Clemenceau macht ganze Arbeit: Das ultramontane Papsttum mit seinen Diplomaten und Agenten, die trotz ihres Priesterrockes eine durch und durch verweltlichte Gesellschaft darstellen, wird „als auswärtige Macht“ behandelt, und der französische Staat macht von seinem Hausrecht Gebrauch, lästige Ausländer abzuschieben.

Was sich jetzt jenseits des Rheins abspielt, hat weltgeschichtliche Bedeutung. Der „Krieg“, der dort geführt wird, überragt an Folgenschwere weit den Krieg von 1870/1871. Bleibt der Staat Sieger, was gar nicht bezweifelt werden kann, wenn er fest bleibt, so hat Frankreich eine Tat vollführt, die in sich groß und segensreich ist, und die zugleich vorbildlich wirken wird. Darin liegt das Bedeutungsvolle des französischen Kulturkampfes. Kein Staat wird sich fürderhin der Einsicht verschließen können, daß für Staat und Kultur Frankreich die richtigen Wege wandelt einer Macht gegenüber, „die, um mit den Worten Kaiser Wilhelms I. zu sprechen, sich in keinem Lande der Welt mit dem Frieden uud der Wohlfahrt der Völker verträglich erwiesen hat“ (Brief an Lord Russell vom 18. Februar 1874). Von Frankreich gehen also zum zweiten Male große, befreiende und befruchtende Ideen in die übrige Kulturwelt. Während in der großen französischen Revolution ihr reicher geistig-kultureller Gehalt leider unter Strömen von Blut in die Menschheit floß, vollzieht sich diesmal die von Paris ausgehende Befruchtung unseres Kulturlebens in zwar draftischer, aber unblutiger Form; denn die von Geistlichen und fanatischen Frauen inszenierten Raufereien hinter und vor den Kirchentüren zählen nicht mit. Wer die kirchenpolitische Geschichte Frankreichs kennt, weiß, daß die heutigen Geschehnisse nur die folgerichtige Ausgestaltung dessen sind, was von jeher lebendige Kraft im französischen Staatsleben gewesen ist: ausgeprägtes National- und Staatsbewußtsein. Frankreich will Herr

Digitized by Google

im eigenen Hause bleiben, es erkennt dem unter „Religion“ sich bergenden Ultramontanismus auch nicht ein Titelchen weltlich-politischer Herrschaft zu. Diese Stellungnahme des französischen Staates dem ultramontanen Rom gegenüber war schon unter König Philipp Le Bel in seinem Kampfe mit Papst Bonifaz VIII. vor 600 Jahren deutlich erkennbar; sie hat sich, zum Segen von Volk und Staat, erhalten und verstärkt im Laufe der Zeiten: Ihre Marksteine heißen: Heinrich III., Mazarin, Richelieu (zwei Kardinäle!), Ludwig XIV., Bossuet (ein Bischof!), Napoleon I, Gambetta, Combes, Clemenceau. Agitatorisch hat der bedeutende Gambetta diese staatsrechtliche Maxime souveräner Unabhängigkeit und kultureller Pflichterfüllung in das bekannte, viel angefeindete, aber bis zum letzten Buchstaben wahre Wort gefaßt: Le Cléricalisme, voilà l'énnemi!

Alle Freunde wahrer Religion, staatlich-nationaler Selbständigkeit und kulturellen Fortschrittes begrüßen mit innerer, freudiger Teilnahme die an der Seine geleistete Kulturarbeit. Frankreich kämpft für die Befreiung der Menschheit von unerträglichem Joche. Es ist ein Riesenkampf; die vatikanische Weltmacht fühlt, was für sie auf dem Spiele steht, und nichts, auch die verwerflichsten Mittel, nicht Anzettelung von Krieg und Revolution, wird der „Staathalter Christi“ scheuen, um seine schwer bedrohte weltlich-politische, durch und durch unreligiöse Stellung zu behaupten.

Möchte das Jahr 1907 den Sieg an die französische Trikolore heften; der Dank der Kulturwelt würde sich gleichzeitig um sie winden.

20. 12. 06. Graf von Hoensbroech.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg-Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Lützowstraße 9.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Berlin und Potsdam.

Digitized by Google

Ferd. Brunetières Kampf gegen die moderne Kultur.*)

Von Dr. phil. J. Benrubi (Paris).

In seinem Buche „Les Deux Frances et leurs origines historiques“ unterscheidet Paul Seippel im Frankreich der Gegenwart ein doppeltes Frankreich: das Frankreich der Kirche und dasjenige der Revolution, das Frankreich des Syllabus und dasjenige der Erklärung der Menschenrechte, m. e. W., das schwarze Frankreich und das rote Frankreich. Selbst wenn man diese Charakteristik für nicht ganz zutreffend hält, wird man doch zugeben müssen, daß es zwei grundverschiedene Geistesrichtungen sind, die jetzt in Frankreich miteinander um die Herrschaft streiten. Der „Kulturkampf“, der gegenwärtig in Frankreich geführt wird, ist nämlich ein Kampf zweier Welten: es ist der Kampf zwischen der scholastisch-kirchlichen Weltanschauung und der Kultur der modernen Welt. Insofern ist dieser Kampf nicht — von bloß national-politischer Bedeutung. Die politisch-religiöse Krisis in Frankreich ist nur ein Teil der großen geistig-moralischen Krisis, die gegenwärtig die europäische Kulturmenschheit durchmacht, und daher von eminent international-kultureller Bedeutung. Es handelt sich dabei nicht um eine private Angelegenheit, sondern vielmehr um eine Angelegenheit der ganzen Menschheit. Von einer derartigen Bedeutung ist namentlich das Schaffen derjenigen Männer, die mit aller Energie um eine Überwindung jener Krisis kämpfen. Und da nun Ferdinand Brunetière (geb. 1849, gest. am 9. Dez. 1906) eine hervorragende Stellung unter diesen Männern einnimmt, so scheint es mir der Mühe wert, im folgenden seine Grundtendenzen des näheren zu betrachten.

*) Die interessante Studie ist gerade jetzt nach dem Tode Brunetières besonders lehrreich. D. H.

Digitized by Google

Von Haus aus ist der berühmte „spiritus rector" der „Revue des deux Mondes" Literarhistoriker und gehört als solcher zu den größten Bewunderern der französischen Klassiker des 17. Jahrhunderts. Aber nicht nur ein Bewunderer des großen Jahrhunderts ist Brunetière, sondern auch einer der eifrigsten Schüler des großen Theologen dieses Jahrhunderts, des Thomisten Bossuet (1627—1704). Brunetière ist ein überzeugter orthodoxer „moderner" Katholik, ein leidenschaftlicher Neuthomist. Hier ist die Wurzel seines Fanatismus zu suchen. Als Literarhistoriker sieht er seine höchste Aufgabe nicht so sehr in dem Verständnis, als vielmehr in der Bekämpfung bzw. Verherrlichung der Denker und Dichter, die er behandelt. Man kann insofern Brunetière als einen der unhistorischsten und subjektivsten Literarhistoriker der Gegenwart bezeichnen. Er kann nichts weniger als sine ira et studio ein Werk betrachten. Obgleich er bestrebt ist, sogen. „Gesetze in der Literaturgeschichte" zu entdecken, sieht er sich doch genötigt, Menschen und Zeitalter vom Standpunkte einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Weltanschauung — der thomistischen — zu beurteilen. Brunetière möchte sozusagen das Rad der Weltgeschichte zurückdrehen — daher auch sein unerbittlicher Kampf gegen die wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens: die Renaissance, die Reformation, die französische Revolution und deren Urheber, die deutsche Philosophie und die moderne Dichtung.

Nirgends offenbart sich aber die ganze Eigenart dieses höchst merkwürdigen Gelehrten als in der Beurteilung der geistigen Strömungen des 18. und des 19. Jahrhunderts. Er ist in seinem Elemente, nicht so sehr da, wo er um etwas kämpft, als vielmehr da, wo er etwas bekämpft, wo er sich gegen diese oder jene Lehre wendet. Am Charakteristischsten ist in dieser Hinsicht ein zweibändiges Werk, welches Brunetière vor einigen Jahren unter dem Titel „Discours de combat" (Paris, Perrin & Cie., 1900—1903) veröffentlichte. In diesem Werke ist m. E. die ganze Lebensanschauung des berühmten Akademikers in nuce enthalten, und wer es liest, wird dadurch sicherlich die Bekanntschaft eines der geschicktesten Polemiker machen. Brunetières Strategik besteht vor allem darin, daß er die Feinde seiner Feinde für seine eigenen Zwecke zu gewinnen versteht. Der Zweck ist für ihn, den Gegner abzufertigen, und dieser Zweck heiligt die Mittel. So scheut sich Brunetière z. B. nicht, die geistigen Strömungen des 18. Jahrhunderts mit den Waffen Auguste Comtes zu bekämpfen, und in seinem Werke „Sur les Chemins de la Croyance" (Ire étape-

Digitized by Google

Paris, Perin & Cie., 1904) schließt er mit dem Positivismus Kompromiß, um die wichtigsten Lebensfragen der Gegenwart zu lösen.

Nach dieser kurzen Charakteristik der allgemeinen Art Brunetières wende ich mich nun zur Betrachtung seines Kampfes gegen die „Modernität".

Am glücklichsten und, wie mir scheint, nicht mit Unrecht bekämpft Brunetière den Naturalismus auf allen Lebensgebieten. In erster Linie aber gilt das von seinem Kampfe gegen die Wissenschaft. Der große Gelehrte haßt leidenschaftlich die Wissenschaft als Selbstzweck. Sie darf sich nicht anmaßen, das Ganze des Lebens bedeuten zu wollen, denn sie ist allein völlig unfähig, die wichtigsten Lebensfragen zu beantworten. Der Positivismus verkennt vollständig die wichtigsten Bedürfnisse der menschlichen Seele. Das Wort Pascals verallgemeinernd, kann man behaupten, daß das Herz Bedürfnisse hat, welche die Wissenschaft nicht nur nicht befriedigt, sondern nicht einmal ahnt, nicht einmal ahnen kann und infolgedessen auch leugnet. Was ist der Sinn des Lebens? warum sind wir geboren? Und warum werden wir sterben? wie sollen wir leben? als Wesen, die nach dem Tode vernichtet oder unsterblich sein werden? was sind für uns unsere Nächsten? wie sollen wir uns ihnen gegenüber verhalten? — das sind lauter Fragen, die seit jeher den inneren Menschen beschäftigt und gequält haben, und die die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag nicht zu beantworten vermocht hat. In Werken wie „Discours de la Méthode" von Descartes, „Esquisse d'une histoire du progrès de l'esprit humain" von Condorcet, „L'avenir de la science" von Renan wurde uns gesagt, daß es einst der Wissenschaft gelingen werde, alle Rätsel des Lebens zu lösen und infolgedessen die Religion überflüssig zu machen. Hat sich bis jetzt das erfüllt? Ist der Mensch durch den vielgepriesenen „Fortschritt der Wissenschaften" befreit oder auch nur glücklicher geworden? — Nein, antwortet Brunetière, die Wissenschaft hat im 19. Jahrhundert Bankrott gemacht. Weit davon entfernt, den Glauben zu ersetzen, beruht die Wissenschaft selbst auf einem Glauben. Das Glaubensbedürfnis ist die Bedingung des Wissens. Was ist denn eigentlich Wahrheit? wo ist sie? wie können wir sie erreichen? durch welche Mittel? welche Gewißheit haben wir von unserer Erkenntnis? und worauf endlich beruht diese Gewißheit? — Auf alle diese Fragen kann man nur eine Antwort geben:

Digitized by Google

die Gewißheit unserer Erkenntnis beruht auf dem Glauben, auf einer Glaubenstat. Man muß glauben, um überhaupt zum Wissen zu gelangen. Wenn nun dem so ist, so ist es nicht zu begreifen, wie z. B. ein Mann wie Renan nach einer „Souveränetät der Wissenschaft" streben, wie er sich anmaßen konnte, zu behaupten, daß es einst der Wissenschaft sicher gelingen werde, über alle anderen Lebensgebiete, also auch und vor allem über die Religion, zu herrschen, sie überflüssig zu machen.

Nicht minder heftig und zum großen Teil auch berechtigt ist der Kampf, den Brunetière gegen den Naturalismus auf dem Gebiete der Kunst führt. Er verwirft jede Kunst, die als Selbstzweck betrachtet wird, d. h. die Theorie des „l'art pour l'art". „Diejenige Kunst, die sich selbst zum Gegenstande hat, die sich um die Eigenschaften der Charaktere, die sie darstellt, nicht kümmert, m. e. W., die keine Rücksicht auf die Eindrücke nimmt, welche sie auf die Sinne machen oder auf den Geist hervorbringen kann, eine solche Kunst, sage ich, muß, so groß auch der Künstler sein mag, notwendigerweise einen unsittlichen Einfluß haben." Es ist eine höchst unsittliche Tendenz, „das Schöne an sich" zum Maß aller Dinge zu erheben, die Kunst über alle anderen Seiten der Wirklichkeit herrschen zu lassen.

Als besonders verkehrt betrachtet Brunetière sodann das Bestreben des Naturalismus, die Natur direkt kopieren zu wollen. Das hängt eng mit seiner Auffassung der Natur zusammen. Alles ist, nach seinem Dafürhalten, schlecht, was bloß natürlich ist. Die Natur ist für den Menschen nicht eine Mutter, sondern eine Stiefmutter. Aber nicht nur schlecht ist die Natur, sondern auch unmoralisch, da jede Moral im Grunde eine Reaktion gegen die Lehren und Ratschläge der Natur bedeutet. Im Naturzustande, meint Brunetière mit Hobbes, herrscht der Kampf aller gegen alle, die brutale Kraft, der Instinkt. Hier gibt es weder Selbstbeherrschung noch Schamhaftigkeit, noch Mitleid, noch Barmherzigkeit, noch Wohlwollen, noch Gerechtigkeit. Und alles das nachahmen wollen, heißt nichts anderes, als unsere ganze Humanität zerstören, den Naturzustand des Hobbes' wiederherstellen wollen. Wer die Rückkehr zur Natur predigt, der predigt zugleich Rückkehr zur Bestialität. Menschen, wahrhafte Menschen werden wir nur insofern, als wir uns von der Natur befreien und in ihrer Mitte sozusagen einen Staat im Staate begründen. Daher ist die wahre Kunst nur diejenige, die ihr Ziel nicht in sich selbst oder, was im Grunde dasselbe bedeutet, in dem sklavischen Wieder-

Digitized by Google

holen der Natur, sondern außer, richtiger über sich, in der Darstellung und Verwirklichung eines ethischen, religiösen, sozialen oder politischen Ideals sieht. Die Kunst ist — wie die Wissenschaft, die Religion, die Tradition — eine Kraft, und wie jede Kraft nicht an sich wertvoll, sondern erst durch den Gebrauch, der von ihr gemacht wird. Alle diese Kräfte sollen in einem wohlgeordneten sozialen Organismus immer im Gleichgewicht bleiben, und keine kann über die anderen herrschen, ohne dabei große Schäden anzurichten. Die Geschichte des Papsttums im Mittelalter z. B. zeigt uns die Vorzüge, aber auch die großen Gefahren, die sich ergeben, wenn die Religion auf Kosten der Wissenschaft, der Tradition und der Kunst herrscht. Das Beispiel Chinas kann uns wiederum über die Vorteile der Stabilität und über die großen Gefahren des hartnäckigen Festhaltens am alten belehren. Wo dagegen die Kunst es ist, die sich des ganzen Lebens bemächtigt und über dasselbe herrschen will, da sind die Gefahren nicht minder groß, wie das Italien der Renaissance und das Griechenland der Verfallszeit uns dies anschaulich machen. Dagegen sind die großen Epochen der Weltgeschichte gerade diejenigen, wo diese Kräfte im Gleichgewichtszustande gewesen sind und keine von ihnen sich angemaßt hat, das Ganze des Lebens bedeuten zu wollen: und solche Epochen sind namentlich in Frankreich die große Zeit des 17. Jahrhunderts und die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts.

Brunetière aber will nicht damit sagen, daß es die Aufgabe der Kunst sei, direkt zu moralisieren; sie soll sich vielmehr bescheiden, nur eine Seite der Wirklichkeit zu sein und als solche das Leben zu veredeln. In diesem Sinne bezeichnet er als Vertreter der wahren Kunst im 19. Jahrhundert: Richard Wagner auf dem Gebiete der Musik, Alexandre Dumas (namentlich in seinen späteren Werken) auf dem Gebiete der Literatur, Puvis de Chavannes auf dem Gebiete der Malerei. War es doch das Prinzip R. Wagners, die Musik mit der Poesie zu verbinden, die eine das Intimste und zugleich das Allgemeinste der Gefühle ausdrücken zu lassen, deren Beschränkung im Grunde die Aufgabe der anderen sei, so daß weder die eine noch die andere für sich selbst sich entwickele und zur bloßen Virtuosität ausarte.

Auf dem Gebiete der Politik bekennt sich Brunetière zum Sozialismus, weil er in ihm die beste Überwindung des Naturalismus sieht. Den Kern des Sozialismus bildet die Überzeugung, daß die Entwickelung der menschlichen Gesellschaften nicht dem bloßen

Digitized by Google

Zufall, noch weniger dem Fatalismus der Natur, den ehernen, strengen, unabänderlichen Naturgesetzen unterworfen ist, daß namentlich die wirtschaftlichen Gesetze nicht ebenso notwendig sind wie die Gesetze der Chemie oder der Physik. Ebenso bedeutet es eine Widerlegung des Naturalismus, wenn der Sozialismus nicht in der bloßen physischen Selbsterhaltung den Sinn des Lebens erblickt, sondern in erster Linie in der Errichtung des Reiches der Gerechtigkeit auf Erden.

Es muß aber nachdrücklichst hervorgehoben werden, daß der Sozialismus, zu dem sich Brunetière bekennt, ein katholischer Sozialismus ist; er darf daher nicht mit demjenigen der internationalen Sozialdemokratie identifiziert werden. Der reaktionärnationalistisch gesinnte Gelehrte sieht vielmehr in der Bekämpfung der internationalen Sozialdemokratie eine seiner höchsten Lebensaufgaben, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sie das Kind des unkatholischsten, ja des antikatholischsten aller Jahrhunderte, des 18. Jahrhunderts, ist. Das Antikatholische des 18. Jahrhunderts ist es, was Brunetière dazu führt, die Lehren seiner größten Repräsentanten zum großen Teile mißzuverstehen, sie leidenschaftlich zu hassen und zu bekämpfen.

Die wichtigsten Erscheinungen, die Brunetière als die Konsequenz der französischen Revolution und der Lehren ihrer Vorläufer betrachtet und infolgedessen mit den schärfsten Waffen bekämpft, sind: der Internationalismus, der Antiklerikalismus, der Antimilitarismus und der Individualismus. Sie sind die eigentlichen „Feinde der französischen Seele", da Franzose sein, nach seinem Dafürhalten, nichts anderes heißt, als nationalistisch, katholisch (oder wenigstens nicht antikatholisch), militaristisch und sozialistisch gesinnt sein.

So verdient vor allem nur derjenige ein Franzose genannt zu werden, der die Wohlfahrt des Vaterlandes als das höchste Ziel seiner Bestrebungen betrachtet. Den Internationalismus glaubt Brunetière mit Hilfe der Natur, der Geschichte und der Mystik widerlegen zu können. Daß alle Menschen Brüder seien, wird weder durch die Natur noch durch die Geschichte bestätigt. Es ist daher ein sinnloses Geschwätz, wenn ein Lamartine meint:

> Je suis concitoyen de tout homme qui pense:
> La liberté, c'est mon pays! —

(ein Ausspruch, der, beiläufig bemerkt, stark an denjenigen Fichtes erinnert, daß das Vaterland des gebildeten Europäers da sei, wo die Kultur am höchsten steht). Vae soli! Weh dem, der allein ist!

Digitized by Google

Unser individueller Wert ist nichts, nur der soziale Koeffizient ist alles. Nur in der Gesellschaft — ein Begriff, der für Brunetière mit demjenigen des Vaterlandes zusammenfällt —, unter den Bedingungen der Arbeitsteilung, ist das Leben im vollen Sinne möglich. Es hieße die menschliche Natur völlig verkennen, wenn man sich einen Gesellschaftszustand denken wollte, der ohne das Vaterland auskommen könnte. Ubi bene, ibi patria, sagen die Individualisten. Die Geschichte dagegen lehrt: ubi patria, ibi bene. Nur wo das Vaterland ist, ist das Leben in der Tat wert, gelebt zu werden; denn nur dort können wir alle unsere Anlagen entfalten. Wie die Familie die natürliche Grundlage für die harmonische Entwickelung des Kindes, so ist das Vaterland die physische Grundlage für die Wohlfahrt sowohl des Einzelnen wie der Gesamtheit. Aber das Vaterland ist nicht ein bloßes Produkt der Rassengemeinschaft, sondern, im Gegenteil, die Rasse ist selbst eine Schöpfung des Vaterlandes. Die französische Rasse ist nicht die Erzeugerin, sondern vielmehr die Schöpfung, genauer das Geschöpf der Geschichte Frankreichs. Die gemeinsame Sprache, die gemeinsamen Schicksale, die gemeinsame Tradition — das sind die wichtigsten Faktoren für die Idee des Vaterlandes. Schließlich besteht das mystische Element der Idee des Vaterlandes, wie schon Bossuet sagte, darin, daß die Menschen in der Tat sich durch ein starkes Band geeinigt fühlen, in der Vorstellung, daß das Land, das sie geboren und ernährt hat, auch nach dem Tode sie aufnehmen wird. Der bloße Verstand ist natürlich völlig unzulänglich, uns das klar zu machen; das kann man nur fühlen. Hier gilt das Wort Pascals: „le cœur a ses raisons que la raison ne connaît pas." Damit setzt sich Brunetière in Gegensatz nicht nur zum Internationalismus, sondern auch zum Rationalismus der Aufklärung, d. h. zu derjenigen Geistesrichtung, die nur das gelten läßt, was wir durch den Verstand klar und deutlich einsehen können. Der letzte Schritt der Vernunft, ihr höchster Sieg, besteht nach Brunetière gerade in ihrer freiwilligen Unterwerfung unter etwas, was sie übertrifft; und wenn man eine Zeitlang über die menschliche Natur nachgedacht hat, gelangt man zur Einsicht, daß ihre wahre Würde gerade das Unerklärbare in ihr ausmacht.

Brunetière wendet sich heftig gegen diejenigen Internationalisten, die (wie Renan) das Vaterland als eine Brücke, ja als ein notwendiges Übel betrachten. In der Hoffnung eines „ewigen Friedens", wie sie Abbé de St. Pierre, Rousseau, Kant im

Digitized by Google

18. Jahrhundert und die Friedensapostel der Gegenwart hegen, sieht Brunetière nichts anderes als eine Humanitäts- und Gefühlsduselei. Und merkwürdigerweise benutzt er als Waffe in seinem Kampfe gegen den Antimilitarismus eine Stelle aus Kants „Mutmaßlicher Anfang einer Menschengeschichte" (1786), wonach Kant den Krieg für den jetzigen Kulturzustand als ein unentbehrliches Mittel betrachtet, um das Menschengeschlecht weiterzuführen.

Die Tendenzen des Antimilitarismus stehen, nach Brunetière, im Widerspruch mit dem Wesen der französischen Seele, mit der heiligsten Tradition der französischen Nation. Schon vor Cäsar hat ein Gallier gesagt: „Fast alle Gallier beschäftigen sich mit ebensoviel Erfolg wie Ausdauer mit zwei Dingen: mit der Kriegskunst und mit der Redekunst." Die Armee ist das stärkste Band der nationalen Einheit, die wichtigste Garantie für die Selbsterhaltung der französischen Seele. Wer das Gegenteil behauptet und um einen „ewigen Frieden" kämpft, der hat kein Verständnis für das Wesen der französischen Seele und für die Wirklichkeit. Nicht nur wegen des Schutzes und der Verteidigung nach außen hin ist eine Armee notwendig, sondern auch, um die Demokratie im Innern zu befestigen. „Une armée nationale abaisse ceux qui sont en haut; elle élève ceux qui sont en bas; que voulez vous de plus démocratique?" Ebenso ist die Armee für ein Zeitalter der Revolutionen und der Anarchie wie das unsrige ein unentbehrliches Mittel der Disziplin. Schließlich ist das Heer ein Mittel, um das Volk von dem bloßen Haschen nach Geld und Besitz abzulenken und zum Idealismus zu erziehen. Der Militärberuf ist der idealste Beruf par excellence.

Fast von denselben Prinzipien wird der berühmte Neuthomist in seinem Kampfe gegen den Antiklerikalismus geleitet. Da Franzose sein, nichts anderes heißt, als katholischer Konfession oder wenigstens nicht antiklerikal sein, so ist das 18. Jahrhundert das antichristlichste und das antifranzösischste Zeitalter der Geschichte. Diese lehrt uns, daß, wie England das Land des Protestantismus, Rußland dasjenige der Orthodoxie, so Frankreich das meist geeignete Land für den Katholizismus ist. Wer gegen den Klerikalismus kämpft, der ist ein großer Feind der französischen Seele. Man kann vielleicht Mohammedaner, Jude, Freidenker, ja sogar Protestant sein, und doch ein Franzose bleiben. Aber man kann unmöglich Franzose und zugleich antikatholisch sein. Gut und zweckmäßig sind nur diejenigen Einrichtungen, die den Katholizismus fördern und dadurch auch die heiligste französische Tra-

Digitized by Google

dition schonen und zu erfüllen verhelfen. Alles andere ist nur von Übel.

Nebst der Pflege des Katholizismus ist die wichtigste Aufgabe des Franzosen die, treu dem lateinischen Genius zu bleiben: Lateiner im Herzen, Lateiner in den Sitten, Lateiner im Geschmack, Lateiner im Geiste, Lateiner in der Sprache, Lateiner im Denken sein; vor allem aber muß der Franzose — als der wahre Repräsentant des lateinischen Genius — sozial, richtiger antiindividualistisch gesinnt sein. Das Charakteristische des lateinischen Genius, im Gegensatz zum griechischen und zum germanischen, ist eben die Katholizität. Die Griechen und die Germanen sind, wie wir aus der Betrachtung ihrer Werke leicht ersehen können, Individualisten; die Lateiner dagegen Katholiken, Sozialisten — was wiederum durch die Eigenart der Dichtung und der Gesetze der Römer bestätigt wird.

Als treuer Katholik und Lateiner fühlt sich Brunetière verpflichtet, den Individualismus — diese gefährlichste Krankheit der Neuzeit — zu hassen und mit den schärfsten Waffen zu bekämpfen. In der Auflehnung des Individuums gegen die Autorität der Kirche (Renaissance und Reformation), in der Erklärung der Menschenrechte durch die französische Revolution, in der Hervorhebung der Selbständigkeit des Geisteslebens und in der Verkündigung der sittlichen Autonomie durch Kant, in der Rousseauschen und Goetheschen Forderung einer kräftigeren Ausbildung der Persönlichkeit, in der deutschen Philosophie und in der subjektivistischen Richtung der modernen Dichter, namentlich aber der Lyriker und Romantiker in Deutschland und Frankreich — in allen diesen Erscheinungen der modernen Kultur sieht Brunetière nichts anderes als einen krankhaften Subjektivismus, eine Verirrung des bloßen Subjekts, eine Erhebung des empirischen Ich, des „jiva", zum Maß aller Dinge, kurz, eine Verletzung der heiligsten Traditionen. Und wie Papst Leo XIII. in seiner Enzyklika vom 9. September 1899 die Kantische Philosophie als einen radikalen Subjektivismus und als eine „importation étrangère" perhorresziert und die Katholiken zum energischen Kampf gegen sie auffordert, so tut Brunetière dasselbe bezüglich sämtlicher individualistischer Bestrebungen der Gegenwart. Rousseau, die Enzyklopädisten, die große französische Revolution, die deutsche Philosophie, die Romantik und die Lyrik — das sind die Verderber der französischen Seele, und daher auch die Lieblingsfeinde Brunetières. Sie sind daran schuld, daß die Latinität aus der französischen

Digitized by Google

Literatur verschwunden, daß der französische Geist sozusagen germanisiert worden ist. Das sagt merkwürdigerweise derselbe Brunetière, der heftig gegen die modernen Rassentheorien polemisiert, da nach seinem Dafürhalten die Geschichte des Menschengeschlechts nichts anderes sei, als die Geschichte der Annäherung, der Mischung und der Verschmelzung der Rassen" (vgl. u. a. „Cinq lettres sur Renan", IVe lettre; „Revue des deux Mondes" 15. mars 1898). Aber um seine eigenen Widersprüche kümmert sich der berühmte Kritiker nicht, namentlich dann nicht, wenn es sich um die Bekämpfung dessen handelt, was er für „gefährlich" hält.

Auf eine eingehende Kritik der Grundtendenzen Brunetières müssen wir hier verzichten. Wir können aber nicht umhin, einige Bemerkungen bezüglich seines Kampfes gegen die „gefährlichste Krankheit" der Neuzeit zu machen.

Brunetière geht von dem Grundgedanken aus, daß das Individuum nicht ein Selbstzweck ist, daß es nicht da ist, um bloß sein eigenes Wohl zu fördern, sondern vielmehr um sein Leben in den Dienst der „Gesellschaft" zu stellen. „Nous sommes nés d'abord pour la société, et ensuite pour nous — mais ensuite seulement — et pour ainsi dire par surcroît." (Vgl. u. a. „L'Évolution de la poésie lyrique en France au XIXe siècle".) Das ist sein wichtigster Glaubensartikel. Als treuer Bewunderer de Bonalds, Joseph de Maistres und Lamenais' ist Brunetière auch ein „adversaire acharné" des Individualismus und versucht, wie sie, geltend zu machen, daß das Individuum für sich, d. h. als esse betrachtet, ein Nichts ist, daß es ohne die Gesellschaft keine Realität hat, daß sein Wert von dem operare, d. h. von den Leistungen, die er nach außen verrichten kann, abhängt. Hieß es im Mittelalter: Gott ist alles, der Mensch nichts, so heißt es bei Brunetière: die Gesellschaft ist alles, das Individuum nichts. Da nun aber Brunetière nur eine Form des Individualismus kennt, nämlich die, wonach das empirische kleine Ich, sein Wohl und Wehe das Maß aller Dinge ist, so betrachtet er als seine Gegner nicht nur diejenigen, die in der Tat das liebe kleine Selbst über alles in der Welt schätzen, sondern auch diejenigen, die zwar das Individuum nicht für ein bloßes Werkzeug der Gesellschaft oder der Kirche halten, wohl aber dasselbe durch Einfügung in größere Zusammenhänge zum Mikrokosmos, zu einem der Gottheit ähnlichen Wesen erziehen möchten. Wer nicht absolut für mich ist,

Digitized by Google

der ist gegen mich, folglich ich gegen ihn — das ist Brunetières oberstes Leitmotiv.

Brunetières Angriffe auf den Individualismus sind durchaus berechtigt, wenn sie sich auf den subjektivistischen Individualismus beziehen. Die meisten modernen Individualisten huldigen in der Tat einem Individualismus rein negativer Art. Sie glauben ihre Seele gerettet zu haben, wenn sie sich in schroffen Gegensatz zur Umgebung setzen und immer das Gegenteil von dem tun, was „die anderen" als Norm betrachten. Sie lassen sich weder von festen Grundsätzen, noch von der gesellschaftlichen Umgebung leiten, sondern immer von ihrem subjektiven Befinden. Die höchste Instanz ist hier das liebe kleine Ich. Man plädiert um eine schrankenlose, keine Rücksicht nehmende Entwickelung der „Persönlichkeit". Beim Licht besehen, erweist sich diese Art von Individualismus als ein brutaler Egoismus: die Erhebung des empirischen Ich zum Maß aller Dinge gilt hier als das einzige Mittel für die Befreiung der Seele von den Fesseln der gesellschaftlichen Kultur. Tatsächlich muß dieser Weg statt zur Erlösung, zu einer anderen Art von Sklaverei und zu einer ungeheuren Lebensarmut führen. Die subjektivistischen Individualisten haben keinen Sinn für den wahren Adel der menschlichen Natur, ihnen fehlt der Glaube an die Kraft des Menschen, sich durch die Teilnahme an einer höheren Welt zu seinem eigensten, übermenschlichen Ich zu erheben; zum mindesten vergessen sie, daß der Bruch mit dem eng- und kleinmenschlichen Getriebe mit seinen Interessen und Zwecken die Grundvoraussetzung jeder echten Befreiung ist. Eine Lebensverfassung, die sich nicht über den egoistischen — allerdings auch über den sozialen — Eudämonismus, also über den Gegensatz von Ego- und Altruismus zu erheben vermag, oder gar die sich auf eine Technik der Sozialisierung der menschlichen Triebe beschränkt, eine solche Lebensverfassung ist eben eine Technik, aber keine Ethik. Die Lebensgestaltung des Einzelnen und die Gesellschaftsgestaltung werden nur dann auf einem festen Fundamente ruhen, wenn sie sich in den Dienst einer solchen höheren Wissenschaft stellen, die unabhängig von jeder Empirie und von jeder praktischen Anthropologie ist. Nur durch diese Wissenschaft werden wir imstande sein, die wichtigsten Probleme des Menschen im Leben der Gegenwart zu lösen. Über die Entseelung des Daseins durch die Zivilisation mit Recht klagen und um einen neuen Lebensinhalt mit Erfolg kämpfen, kann nur derjenige, der von der Überzeugung durchdrungen ist, daß die ge-

Digitized by Google

gebene Wirklichkeit nicht die wahre Wirklichkeit ist, daß der Mensch etwas ist, das überwunden werden soll, daß der Aufbau einer Welt reiner Innerlichkeit die unerläßliche Bedingung für die Befreiung der Seele von der bloßgesellschaftlichen Kultur ist.

Von dieser Überzeugung sind eben diejenigen Repräsentanten der modernen Kultur durchdrungen, deren Bestrebungen Brunetière als identisch mit den Emanzipationsgelüsten der subjektivistischen Individualisten betrachtet: Rousseau und die Koryphäen der deutschen Philosophie. Sie nehmen ihren Standort außerhalb des empirischen Individuums und der Gesellschaft. Sie erwarten alle das Heil von der Überwindung des Gegensatzes von Ego- und Altruismus, von der Überschreitung der Grenzen der bloßen Menschenkultur, sie sind alle Metempiriker. Bei aller Verschiedenheit ihrer Kulturideale betrachten sie Individuum und Gesellschaft als notwendige Mittel für die Erreichung eines höheren Zieles. Allerdings wollen sie alle das Individuum von der Knechtschaft der bloßgesellschaftlichen Kultur befreien, aber zugleich auch von der indirekten und doch nicht minder gefährlichen Sklaverei des bloßen Subjekts. Sie erklären alle den Unzulänglichkeiten der bloßgesellschaftlichen Kultur den Krieg, weil ihnen eben die „Innenwirtschaft" viel mehr am Herzen liegt als die „Außenwirtschaft". Das Individuum — darin kommen sie alle überein — soll nicht bloß von Gnaden der Gesellschaft leben, es soll nicht ein bloßes Rädchen der grauenhaften Zivilisationsmaschine sein, es soll nicht bloß nach seinem Tun geschätzt werden, es soll nicht nur für die anderen arbeiten. Die Unabhängigkeitserklärung des Individuums von der gesellschaftlichen Umgebung ist für sie nur ein Mittel, ich möchte fast sagen, ein Kunstgriff, um es in höhere Zusammenhänge einzufügen.

So kann, nach Rousseau, von einer echten Moralität nur da die Rede sein, wo der einzelne handelt, nicht etwa, um bei den anderen eine Wirkung zu erzielen oder gar um ihnen zu gefallen, sondern um sein wahres ideales Sein zu behaupten. Im Gegensatz zu den Enzyklopädisten meint der Genfer Bürger, daß das Ziel der Erziehung sowohl ein überindividuelles als ein übersoziales sein soll. Die wahre Erziehung soll aus dem einzelnen weder einen Egoisten noch ein bloßes Werkzeug der Gesellschaft machen, sondern vielmehr alle seine Anlagen harmonisch entwickeln, damit er einst imstande sei, sich durch seine eigene Tat zu seinem göttlichen Ursprung emporzuheben und dadurch zugleich an der Verwirklichung des Reiches der Gerechtigkeit mitzuarbeiten.

Digitized by Google

Von einem Kunstgriff im obigen Sinne kann man auch bei Kant sprechen. Es heißt Kant völlig mißverstehen, wenn man ihn als einen „radikalen Subjektivisten" sowohl auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie wie auch auf dem der Moralphilosophie betrachtet. Dieses — vielleicht absichtliche — Mißverständnis ist, wie mir scheint, der Hauptgrund des ganzen Kampfes der modernen Thomisten gegen Kant. Man sollte endlich einsehen, daß Kant sowohl auf dem Gebiete der Erkenntnis wie auf dem der Moral nicht um eine Autonomie des empirischen Subjekts, sondern um eine Autonomie des Geistes kämpft. Nicht das empirische Ich ist nach Kant das Maß aller Dinge, sondern der übermenschliche Geist im Menschen, die „Vernunft". Auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie ist Kants Absicht, eine der gefährlichsten Vergewaltigungen zu beseitigen, die den modernen Menschen bedrohen: er wollte uns vom Naturalismus befreien. Auch auf dem Gebiete der Moral ist Kant weit davon entfernt, das bloße Subjekt zum höchsten Gesetzgeber zu machen. Die Freiheit, um die er kämpft, ist nicht die Freiheit des bloßen Subjekts, sondern die Freiheit der Sittlichkeit. Nicht das kleine empirische Selbst, sondern das große metapsychische, göttliche Selbst ist nach Kant der Zweck der Sittlichkeit. Der Kampf gegen jede Heteronomie in der Ethik ist im Grunde ein Kampf gegen das Eng- und Kleinmenschliche, gegen das vulgär-menschliche Getriebe mit seinen Interessen und Zwecken.

Was hier von Rousseau und von Kant gesagt worden ist, gilt bis zu einem gewissen Grade auch von Fichte und von den Hauptvertretern des deutschen Neuhumanismus überhaupt. Die Selbständigkeit, die sie alle für den einzelnen erstreben, ist nicht eine persönlich-sinnliche, sondern eine persönlich-geistige; sie verwerfen alle den subjektivistischen Individualismus und kämpfen um einen geistigen Individualismus. Ihr letztes Ziel ist nicht die Atomisierung der Gesellschaft, wohl aber der Aufbau einer Welt von Welten.

Digitized by Google

Amos und Hosea.

Skizze aus Alt-Israel

von J. R. v. Loewenfeld.

„Er ist ein Träumer, aber ich habe ihn gern!“ sagte der alte Nahor, den Beeri, ein würdiger, vornehmer Mann aus Israel, nach seinem Sohn gefragt hatte, und während er das sagte, schüttelte er nachdenklich sein Haupt. „Ja, ich habe ihn wirklich gern und fürchte doch für ihn; denn er geht so seltsam manchmal daher, anders wie die andern, die ich zu unterrichten habe!“ Der Patrizier sann nach: „Hm, das fand auch ich — er scheint seiner verstorbenen Mutter nachgeartet zu sein, deren seltsames Wesen und fast gewaltsame Frömmigkeit mir das Leben verbittert haben — sie hatte so etwas von der Debora und, Jahwe verzeihe mir, das paßt nicht mehr in unsere Zeit!“ Nahor erwiderte: „Ich weiß nicht recht — — unbändig und durchgehend scheint er mir nicht, eher weich und fast schlaff — — aber er ist verschlossen, und da bleibt immer etwas Unberechenbares da!“ Der andere nickte: „Das muß fort,“ sage ich. „Ob ich ihn an den Hof schicke? Ich stehe bei Jerobeam in Gnaden. Gelobt sei Jahwe, durch ihn ist Israel Heil widerfahren und der große König wird mit seinem klaren Blick die Hirngespinste des jungen Toren fortreißen wie der Wüstenwind die Staubkörnchen!“ Aber der alte, gefeierte Lehrer von Samarien, der den Herrscher Israels kannte, schüttelte abwehrend den Kopf: „Hosea ist ein zu ernster Mensch für die dort oben — — und Widersprüche reizen nur zur Gegenwehr. Ich rate ein anderes. Bringt ihn mit der Tochter Diblajims zusammen, das junge schmiegsame, sinnenfreudige Ding richtet mehr aus bei ihm als alle Großen Samarias“. „Liebt er die Gomer denn?“ „Lieben? Er mag sie jedenfalls gern und weiß, daß der Sohn zu gehorchen hat, wenn der Vater für ihn freit. Das wäre doch noch schöner!“ Beeri war nachdenklich: „Man muß bei ihm vielleicht auch eine Ausnahme machen. Doch will ich's mir überlegen und danke Euch. Ihr seid ein erfahrener Mann, Nahor!“ Der Greis lächelte stolz: „Ich habe dem Joas Jerusalem erobern helfen — mit dem Kopf natürlich — ich werde auch Hosea, den Sohn Beeris richtig weisen können!“

Der vornehme Große nickte. „Von Stadteroberungen versteht er so viel, wie das Saumpferd vom Eierlegen. Aber auch kluge Männer haben Schwächen“ dachte er. Beeri war in jener Schlacht bei Bethsemes dabei gewesen, da Amazja, der König des kleinen Juda, sich mit Israel messen wollte; die Narbe an der Stirn zeugte, daß er mitgefochten — aber der alte Nahor .... Belustigt kam der Adlige nach Hause und hatte fast seines Sohnes Hosea nicht mehr gedacht.

* * *

Bald darauf lief Gomer mit trippelnden Füßchen zu ihrem Vater Diblajim und erzählte ihm die größte, wunderbarste Neuigkeit, die Samaria je durchlaufen, die Jerobeam ebenso kopfschütteln machte wie Amazja, den

Digitized by Google

ränkischen Amazja, den listigen Priester am Stierbild zu Bethel, der sich immer so ärgerte, daß er mit Judas König den gleichen Namen trug. Und in den Gassen der Residenz standen sie überall, steckten die Köpfe zusammen und beschwatzten das große Ereignis. Sacharja, der melancholische Sohn Jerobeams II., sollte gezittert haben, als er davon hörte, behauptete einer, ein anderer widersprach ihm, bis sie sich prügelten ob ihrer Uneinigkeit und die königliche Wache sie schließlich auseinanderjagte. „Des Narren Ärger gibt sich auf der Stelle kund, der Kluge aber verbirgt den Schimpf! lautet das Sprüchlein des alten Salomo!" meinte Nahor, der sich die Prügelszene belustigt angeschaut hatte und da lachten sie alle auf der Gasse den beiden Kampfhähnen nach, die ein Soldat grob vor sich hertrieb. Die heiße Mittagssonne hatten sie fast vergessen!

Das alles mußte die Gomer ihrem Vater erzählen und schüttelte sich noch jetzt über den greisen Nahor vor Lachen, während Diblajim ganz ungeduldig wurde: „Du bist ein dummes Weib, Gomer; hätte Jahwe an deiner statt einen Sohn im Mutterschoße gebildet! Was denn nun eigentlich geschehen ist, weiß ich immer noch nicht, nur daß solch' dummer Sykomorenmensch aus Thekoa am Herbstfest toll geworden ist. Was ist da dabei, da sind sie alle wie vom bösen Geist besessen!" Die Tochter, ein schönes, schlankes Mädchen mit stechenden Augen und langen, schwarzen Haaren, sah ihren Vater böse an und fühlte sich beleidigt: „Wenn du es nicht so hören willst, wie ich es erzähle, dann erzähle ich es eben überhaupt nicht!" Da fuhr der Vater ärgerlich empor und schrie sie an: „Was denkst du dir denn? zu gehorchen hast du oder ich verkupple dich an den nächsten Mann! du Kind der Scheol!" Diblajim war eine unwirsch herrische Natur, ein Parvenü und nur dort kriechend, wo er kriechen mußte, und der Gomer war schon manches Mal eine Sandale an den Kopf geflogen; sie kannte ihren Vater also und duckte sich ängstlich in die Ecke. Es war eine merkwürdige Stellung, in der Beeri die beiden fand, als er für seinen Sohn Hosea und mit dessen Zustimmung die Werbung machte und, um doch nicht gleich aufs Ziel loszugehen, was er für Unerzogenheit hielt, von Amos, dem Propheten von Thekoa aus Juda begann, der gerade in dem weihevollsten Augenblick des Festes von Bethel alles mit der schrillen, durchdringenden Totenklage über die gefallene Jungfrau Israel übertönt hatte.

* * *

Die Ehe zwischen Hosea, dem Sohn Berris, und Gomer war halb eine beschlossene Sache — halb, denn Diblajim hatte, um seine Freude über die vornehme Verbindung zu verbergen, sich bemeistert und um Bedenkzeit gebeten. Aber auch für ihn stand es fest, so sollte es werden. Es war ein leises zagendes Anpochen, mit dem der Träumer bei dem ungezogenen, schönen, lebenssprühenden Mädchen nach Verständnis und Liebe suchte, zarter, als man es in Israel gewohnt war, wo das Weib dem Manne gehörte und nicht als ebenbürtig, wenigstens voll ebenbürtig angesehen wurde. Wohl war das Verhältnis edler als rings herum die Hörigkeit der Frau — aber bis zu jener Stellung späterer Jahrhunderte hatte es sich noch nicht emporgerichtet, und der alte Nahor schüttelte mißbilligend den Kopf über seinen Schüler: „Wer wartet, verdirbt, Hosea!" Die Gomer jedoch schien anders zu denken; halb geehrt, halb erstaunt, sah sie das

Digitized by Google

ungewohnte Schauspiel, daß einer zaghaft sie um tiefste Liebe bat, daß einer nicht mit derber Faust sein zukünftiges Weib zu sich heranriß, sondern keusch und zurückhaltend um sie warb. Da ward die Tochter Diblajims nachdenklicher, denn sie je gewesen, und weicher, als sie je gemeint, es werden zu können, und ihr stieg ein Ahnen empor, wie Liebe doch ein großes, heiliges Ding sein könnte, kein Feilschen um Mitgift bloß und kein Handel zwischen den Eltern. Und Beeri schaute sie erstaunt an, was sich so entwickelt hatte, und wußte nicht, was er sagen sollte; als sie durch die Straßen Samarias gingen, begann er endlich einmal: „Hosea, was machst du nur mit der Gomer? Sie wird dich noch unter das Joch spannen, wie der Ackersmann seinen Ochsen, wenn sie dein Weib geworden! Ein Narr, wer auf Weibertreue baut, und ein Tor, wer einem Weibe nachgibt, er wird zuschanden werden wie das Steppengras — wenn die Sonne steigt, ist es dürr geworden und seine Dolden trägt der Wind davon!"

Der Sohn sah seinen Vater an mit einem bittenden Auge, das diesen an sein verstorbenes Weib erinnerte; so ähnlich hatte sie ihn manchmal angeblickt und er hatte es nie begriffen, was sie dann wollte. Als Hosea merkte, daß ein unangenehmes Schweigen einzutreten drohte, meinte er begütigend:

„Ich glaube, Ihr habt eine gute Wahl getan, Vater, daß Ihr mir die Tochter Diblajims freitet!"

„Jedenfalls bekommt er ausreichendes Geld dafür, daß er sie mir ließ; es ist nicht ohne Nutzen, wenn Beeri, der reiche Adelige, um eines Krämers Tochter wirbt! Sei vernünftig, Hosea, Du hebst sie empor mit der Ehe — — sie ist die, der Ehre widerfahren — darum erniedrige dich nicht!"

Der Sohn schaute den Vater kopfschüttelnd und düster an:

„Es ist merkwürdig, wie verschieden wir beide denken!"

„Ein Schade ist es und eine Schmach beinahe!" murrte Beeri, „aber auch du wirst noch einsehen lernen, daß die Väter weiser sind als ihre Kinder."

Hosea schwieg und sah zu Boden; dann trennten sie sich: Beeri ging in Jerobeams Palast, und der Sohn wanderte schweigend und still vor sich hin, bis ihn der alte Nahor anredete:

„Warum so ernst, meine Taube?" lachte der Greis. „Freu dich deiner Gomer — — — sie ist ein schlankes Weib mit runden Armen und flink wie eine Gazelle — — Was begehrt das Herz in solchen Jahren wie den deinen mehr wie ein Weib?"

„Meint Ihr?" knirschte der junge Mann fast lauernd aufblickend, daß der Alte ihn erstaunt anschaute. „Ihr sprecht alle so — — dann muß es wohl wahr sein!"

„Hat dich der Narr aus Thekoa etwa angesteckt — — der Rinderhirt, der einen Elias spielen möchte?" frug Nahor besorgt, um dann wieder behäbig zu lächeln: „Er weissagt uns den Tod, wo das Reich blüht, wo die Syrer geschlagen und die einfältigen Stolzen Zions in Sack und Asche trauern — — es ist lächerlich!"

Hosea schwieg und murmelte schließlich langsam:

„Ich möchte ihn wohl einmal hören. Es wird nicht viel solcher Rinderhirten und Sykomorenarbeiter in Israel geben, wie er ist."

Digitized by Google

„Er ist ein Judäer", meinte der Greis, während seine Mundwinkel verächtlich nach unten fielen. „Und in Juda hätte er bleiben sollen, wo ihn Jahwe hingestellt hat."

„Da fehlt mir das Urteil. Aber unter Spott und Nachstellung in das Reich der satt Behäbigen Israels zu gehen, dünkt mich ein tapferer Schritt — — auch für einen Narren!"

Nahor war wieder bedenklich geworden und kniff forschend die Augen zusammen, als wollte er sagen: Da scheint mir bei dir etwas nicht richtig! — aber er lächelte dann nur und brach die Unterhaltung mit herablassender Güte ab . . Am Abend suchte er Beeri auf.

* * *

Wenn einer in damaliger Zeit einen Einwohner von Samaria gefragt hätte: „Wer ist der höchste Mann in Israel!", so erwiderte der ihm sicher: „Eliab, der Sohn des Priesters aus Gilgal!" Das war ein starker, großer Mann, dessen kühne Taten im Kriege gegen die Syrer sich die kleinen Gassenbuben untereinander erzählten, und manche Schlägerei war unter ihnen entstanden, weil jeder Eliab aus Gilgal sein wollte, der an des Königs Seite saß, wenn dieser ausfuhr, um im Tempel zu beten. So sicher schritt kein Mann auf dem Wege dahin wie er, der Hüne mit dem glühenden, herrschsüchtigen Auge — und von seinen Liebesabenteuern raunte man manchen argen Spruch auf den Straßen; denn er hatte eine feurige Zunge, einen raschen Arm und konnte streicheln und weich tun, küssen und lachen wie eine Katze — und dann erzählte er so ruckweise, so kurz, daß man von einem Kampf in den andern gejagt wurde, aber der Blick staunend die gewaltigen Muskeln umspannte an dem braunen Arm, der solche Taten getan. Manche Mutter verhüllte ihr Gesicht, wenn Eliab aus Gilgal kam, denn gegen ihn war jedes Gericht taub, und wenn man dem sonst so feilen Richter einen Goldsäckel geboten hätte. Und das Volk liebte ihn, verehrte ihn und verlachte die Verführten, die seinen Küssen geglaubt; sogar der Kronprinz sollte gesagt haben: „Was wäre ein Held, wenn ihm die Weiber nicht zufielen wie das Korn auf die Sichel!"

Darum war der Blick finster und drohend, mit dem Diblajim seine Tochter am Arm faßte: „Ich habe dich mit Eliab von Gilgal gehen sehen, du elende Dirne. Was soll das?"

„Was kneifst du mich so, laß mich los!"

„Ich frage dich, was du mit ihm hast, Gomer? Glaubst du, ich hätte mich abgemüht, damit mir nachher die Leute auf der Gasse nachliefen: Er hat eine Dirne zur Tochter? — Willst du wohl reden, du Truthenne? Sonst bei Jahwes Zorn schlage ich dich, daß du Beulen bekommst!"

Die Tochter fing zu weinen an: „Nichts habe ich mit ihm; er hat mich nur angesprochen und gefragt, wer ich sei!"

Diblajim gab sich noch nicht zufrieden, sondern zerrte seine Tochter weiter mit sich im Zimmer herum: „Hat er dich geküßt? Hast du ihm gesagt, daß du Hoseas Weib seist, Beeris Sohn? Hast du ihn angescholten? Wie? Gelacht hast du und ihn angelächelt, ich habe es gesehen, und auf den Gassen standen zwei Weiber und stießen sich an: Da hat Eliab wieder eine."

Digitized by Google

„Das ist nicht wahr! Das ist erlogen!“ schrie Gomer. „Wenn doch Hosea hier wäre! Bin ich deshalb sein Weib geworden, daß ich mich von meinem Vater schmähen lassen muß?“

Sie hatte sich losgerissen und stand an der Tür mit rotglühendem Gesicht und zerzaustem Haar.

„Eine Schande ist solch ein Vater, beim Stier von Bethel, eine Schande ist das!“

Damit lief sie hinaus, während Diblajim ihr ruhig nachschaute.

„Es ist noch nichts geschehen, glaube ich. Aber wehe! Ich schlage sie tot, wenn sie sich vergißt! Sie ist meine Tochter!“

Damit verließ er verbissen das Haus, das Hosea und Gomer bewohnten, und schlug seinen Weg durch die Straßen ein: wo er sich mitten im Gedränge zwischen Maultieren mit Tragelasten, Fußgängern und einer einziehenden Ziegenherde verlor. Indessen saß Gomer mit wütendem Gesicht da und wartete auf Hosea.

„Das ist eine Schmach für mich — — das soll nicht sein — — Hosea muß ein Mann werden und Zähne zeigen — — sonst achtet ihn der Alte nicht! — — schlaff ist er, und ich koste es durch, daß mich mein Vater tritt wie einen Hund, weil er ihn nicht achten kann — doch ich will . . . .“

Aber Hosea kam nicht, und ein Eseltreiber brachte die Botschaft von ihm, daß er auf dem Wege nach Bethel sei und sein Weib sich nicht beunruhigen solle; er habe zwei Knechte mit und würde bald zurück sein. — Da hob die Tochter Diblajims wütend die Hände empor: „Er hat mich getäuscht und ohne Schutz gelassen, als wenn ich eine Dirne wäre! das soll er gewahr werden!“

Und bald heulend, bald knirschend warf sie sich auf ihre Kissen . . . .

* * *

Als Hosea zum Tor hinausritt, war sein Herz zaghaft, und er überlegte immerfort, ob es recht sei, wenn er so davonritt, ohne Gomer zu sagen, warum? und wohin? Aber es sollte ja geheim bleiben und auf die beiden Knechte, ein paar treuherzige, grobe Männer vom Karmel, konnte er sich verlassen: sie würden schweigen darüber, daß er gar nicht nach Bethel, sondern in die Steppe geritten war, um den Strafpropheten aufzusuchen. Der Vollmond ging wie eine blutrote Scheibe über dem Gebirge auf, und die Nacht hatte begonnen, als sie noch immer im Sattel saßen — ein kühler Wind streichelte die Gräser, über die ihre Schattenbilder dahinfuhren, und aus der Ferne jammerte bald ein Wüstenschakal, bald schrillte ein junger Strauß, den das Geräusch gescheucht hatte. Die Berge mit ihren nackten Zacken lagen vom Mondstrahl erst umgoldet, dann, als die Scheibe höher gestiegen war, silbern umflossen da — — und manchmal tastete mit jenem sicheren Instinkt, der den Pferden eigen, der Huf über Geröll und Steine einer Höhle hinweg, die mit gähnendem, schwarzem Schatten den Weg versperrte. Und Hosea sah das alles kaum — — — ihm war's, als geschähe das alles nur im Traum, einem großen, beängstigend großen Traum.

Was wollte er bei Amos? Eigentlich nichts als das eine erkunden,

Digitized by Google

ob Jahwe ihn gesandt, ob es wirklich wahr wäre, was er angedroht! Auch ihm hatte der Gedanke des Leides genug gebracht, daß gerade im äußeren Glanze, den Jerobeams II. Zeitalter ausstrahlte, ein Gift der Sittenlosigkeit emporgeschossen sei, ein lächerlich fades Geschwätz aus der Religion Altisraels geworden — ein Verneigen und Anbeten vor einem Kalbe, aus Menschenhänden gemacht — aber er war ja ein Träumer, ein Narr, und Nahor, der weise Lehrer in Samaria, hatte es tausendmal gesagt, daß Jahwes Pläne andere seien als die eines spintisierenden Buben und daß der Sohn des Königs Joas, der an der sterbenden Elisa Seite geweint, ein anderer wäre wie der Gemahl der Isebel, Elias Feind und Verfolger. Da schwieg der Jüngling vor der Erfahrung des Alters, bis jene Erkenntnis doch wieder aufdämmerte, eine peinigende, quälende Erkenntnis.

In Sichem wars, als er einmal sah, wie ein Vornehmer das Weib eines Knechtes mit der Geißel schlug, weil es ihm nicht zu Willen gewesen. — Da hatte Beeri, sein Vater, den weinenden Sohn beiseite gerissen: „Sei kein Schwächling, Hosea! Was heulst du wie ein Wüstenwolf?“ Und er sah, wie das Antlitz des Vaters zwischen Ärger und Besorgnis kämpfte, und schluckte den Schmerz hinunter, aber das laute Geschrei des gepeitschten Weibes verlor er nicht mehr aus dem Ohr; es war wie ein warnendes, drohendes Gespenst, das auch der greise Nahor nicht bannen konnte, als er stirnrunzelnd der Frau alle Bosheit und dem wütenden Manne alle Gerechtigkeit andichten wollte. Der Knabe glaubte ihm nicht — — der Schrei klang so anders.

„Und woran willst du erkennen, daß jenes Weibsbild nicht die Strafe verdiente?“ frug der Alte gespannt.

„Das weiß ich nicht!“ erwiderte Hosea damals, und Nahor schlug eine dröhnende Lache an, und alle andern Knaben lachten auch über diesen törichten, schwächlichen Jungen, der weinte, weil ein Weib heulte.

Das alles fiel dem Sohn Beeris ein, als sie so dahintrabten durch die dürre, leere Steppe. Plötzlich legte der eine Knecht die Hand auf die Schulter seines Herrn, damit er aufblickte.

„Dort sitzt ein Mensch!“

„Wo?“

„Dort drüben auf dem Stein! Ein großer Herdenhund liegt bei ihm! Seht Ihr nicht, Herr? Der Mond fällt mit vollem Lichte auf ihn! Jetzt kommt er auf uns zu!“

„Hosea, du Sohn Beeris!“ scholl es den Reitenden entgegen: „Wen suchst du nachts in der öden Steppe?“

Die Stimme klang scharf durch die Nacht, daß das Pferd des Angeredeten sich aufbäumte; der Hund hatte sich knurrend erhoben und fletschte im Bogen um die drei Reiter herum, bis ein Wort ihn wieder an des Rufenden Seite brachte, der hoch aufgerichtet im hellsten Mondstrahl vor ihnen stand.

„Ich suche Amos, den Propheten aus Thekoa!“ flüsterte Hosea schüchtern.

„Willst du in den Gassen Samariens von dem Trunkenen in der Wüste erzählen, prahlen, daß du ihn gesehen hast?“

„Ich wollte dich fragen — — An närrische Tändelein dachte ich

Digitized by Google

nimmermehr!" rief jetzt empört der Sohn Beeris und richtete sich im Sattel hoch auf, den Propheten fest anblickend.

Ein finsteres Lachen scholl ihm entgegen, bei dem der Hund bellend und fletschend aufsprang, aber auf einen Wink wieder schwanzwedelnd sich niederduckte. Hosea schwieg und Amos sah ihn prüfend an.

„Kehre um, du Sohn Beeris! Mein Ringen vor Jahren hat Israel nicht retten können, es wird verderbt werden, wie man die Trauben in den Küfen tritt, und wenn du winselnd im Staub vor mir lägst, es wird untergehen! — Was zauderst du?"

„Ich wollte — — — ich weiß nicht mehr, was ich wollte!" schrie Hosea entsetzt, während die beiden Knechte leise zu lachen begannen.

„Kehre um! Dein Weib Gomer buhlt mit Eliab, dem Sohn Jozadaks aus Gilgal! In Schande wird dich Jahwe rufen und in Schande sollst du ihm dienen, denn seine Hand beugt tief und sein Stachel schmerzt!"

Damit wandte sich der Prophet um und schritt langsam und ohne Gruß davon, während Hosea ihm erblaßt nachschaute und dann mit wildem Ruck sein Roß herumwarf und nach Samaria davonsprengte. Kaum konnten ihm die Begleiter folgen.

* * *

Im Palaste Jerobeams fand eine beratende Sitzung der Würdenträger des israelitischen Reiches statt; der König war anwesend, eine finstere, verbitterte Gestalt mit einem feinen ironischen, verachtenden Lächeln in den Mundwinkeln, ein merkwürdiger Mann. Herablassend verächtlich war der Spruch gewesen, mit dem er des Königs Amazja Herausforderung zum Kriege abwies, als das kleine Juda durch seine Edomitererfolge den Größenwahn bekam, und beim Einzuge der geschlagenen, zu Boden starrenden Fürsten zeigte des Siegers Hand dem Gefangenen spottend den Garizim: „Das ist unser Zion, auch wenn kein Sängermund dort von David plärren und von Salomo faseln kann!" Und der in Ketten eingeführte Davidide senkte verdüstert das Kinn. Ein großer Mann war Jerobeam — denn Aram mußte sich beugen vor ihm und Damaskus hatte gezittert vor seinen Siegen. Was einst ein Prophet, Jona ben Amitthaj ihm prophezeit an Glück und Ruhm, es war jetzt das Loblied geworden, das Samaria durchklang und das jüdische Vasallenreich erschreckte; aber um den Mund des Monarchen selbst hatte es jenen spöttisch herben Zug gezeichnet, den ein David nie gehabt. Er konnte grausam lachen. Als er noch Kronprinz war und hörte von Amazjas Vater, er sei ermordet, gerade in der Zeit, da Israel es brauchen konnte, daß das jüdische Reich sich verwirrte, da lachte er nur auf, strich sich den Bart und jagte dann in einem tollkühnen Ritt durch die Mauern Samarias, und als er wiederkam, lächelte er noch. „So mögen alle Feinde Israels enden — niedergemeuchelt!"

Die Würdenträger waren versammelt: da war Amazja, der Oberpriester von Bethel, ein hagerer, listiger Mann und Beeri, Hoseas Vater Sallum aus Jabes in Gilead, eine ränkevolle, aber sehr gewandte Persönlichkeit, vor der der alte Nahor den König einst gewarnt hatte. Auch Sacharja, der weichliche, haltlose Melancholiker, saß gelangweilt dabei, Jerobeams anders gearteter Sohn. Es handelte sich um den Aufruhr, den des neuen Propheten Drohsprüche im Süden des Landes erregt hatten

Digitized by Google

und der König hörte mit finsterem Hohn, was der Oberpriester aus Bethel über ihn verkündete.

„Er ist ein Narr, sage ich!" murmelte er.

„Aber ein tollkühner!" rief Amazja.

Jerobeam sah ihn verachtungsvoll an: „Ich kenne ihn. Der König von Israel braucht der Zwischenträger nicht — — ich habe ihn längst gesprochen!"

Die Gesichter wurden lang vor Erstaunen, und der Oberpriester blickte verwirrt den Monarchen an, als sei der irre geworden. Auch der Kronprinz war aufgestanden und wußte nicht, was er davon zu halten hätte.

„Du sagst — du sagst, du hättest diesen Wahnsinnigen . . . .?"

Der spöttische Zug um Jerobeams Mund trat scharf hervor.

„Seit meines großen Ahnherrn Jehu Zeiten sind wir ja mit den Propheten stets persönlich zusammen gewesen!"

„Aber dieser Amos ist doch kein wahrer Prophet?" meinte Amazja erstaunt; der König griff ihn lächelnd beim Handgelenk: „Hättest du etwa ein Gesicht von Jahwe gehabt, das ihn widerlegte, du, der doch den Stier von Bethel bedient und mit Elohim verkehren soll wie ein Knecht mit seinem Herrn?"

„Nein!" flüsterte der Priester verwirrt und suchte dem bohrenden Blicke des Monarchen auszuweichen, der sich ganz seltsam mit dem Lächeln vereinigte. Jerobeam ließ ihn los:

„Ein Narr ist Amos und weil er ein Narr ist, so laßt ihn laufen, ob Prophet oder nicht, er soll nach Juda flüchten oder ihn ergreift die Scheol."

Beeri sprang erregt auf: „Er ist ein Empörer, mein König, er soll sterben!"

Da schlug Jerobeam jenes grausame Lachen an: „Sag' deinem Sohne einen warmen Gruß von diesem Amos; seitdem Hosea ihn nachts in der Wüste aufsuchte, kennen sie sich ja gut. Er hat ihm auch einen guten Rat gegeben Diblajims Töchterlein betreffend, Beeri. Du glaubst, ich lüge? Ein König lügt nicht!"

Und mit herablassendem Gruße waren die Würdenträger entlassen, noch ehe sie recht zur Besinnung kamen. Als Beeri an jenem Abend nach Hause gelangte, nahm er eine Schnur und erhängte sich am Querpfosten des Gemaches . . . Die Schmach hatte ihn vernichtet!

* * *

„Was willst du mit deinem Weibe tun, Hosea?" frug Nahor, als sie vom Grabe des Vaters zurückkehrten; des Alten Gesicht war faltig und fahl geworden und der Sohn Beeris schaute finster zu Boden: „Sie hat meinen Erzeuger gemordet — — sie hat mich mit Schmach beladen — — die Gassenbuben höhnen mich aus und ich bin, als hätte Jahwe mich verstoßen!"

Nahor wurde ungeduldig: „Sei kein Weib und laß deine Klagen. Handle! Dein Vater hat die Schande nicht erleben wollen; wasche du dich rein von ihr!"

Hosea sah ihn an: „Sie hat gebuhlt, sie soll gesteinigt werden!"

Des Alten Augen leuchteten auf: „Du bist weiser als Salomo, meine

Digitized by Google

Taube! Sei ein Mann! Diblajim wird ihr keine Träne nachweinen, ich kenne den Emporkömmling und die Angst, daß sein Ruf nicht leidet. Sie war ihm nie viel; denn er wollte einen Sohn haben! Töte sie, laß sie steinigen, übergib sie dem Gericht!"

„Und Eliab, der Sohn Jozadaks, aus Gilgal?" frug Hosea finster.

Da fiel Nahor wieder zusammen, stieß einen Fluch aus und ächzte nur: „Also der war's? Jahwe, daß das deine Augen ansehen konnten!"

Der Greis fuhr sich mit der Rechten durch die spärlichen Haare und seufzte tief, und da er fühlte, daß seines Schülers Augen noch immer mit der gleichen Gespanntheit auf ihn geheftet waren, meinte er endlich kleinlaut: „Wenn es Eliab war — — dann — — dann hilft dir — — kein Gericht!"

Hosea sann vor sich hin: „Dann hilft mir keiner. Solange die Gomer ein hilfloses Weib war, da johlten sie: Auf zur Steinigung mit der Hure — — als sie aber ein Eliab geschändet hatte — preßte Israels Gerechtigkeit die Lippen zusammen — und schwieg. Das war das Gespenst von Sichem, das schon der Knabe begriff!"

Nahor hatte die Hand des Sohnes Beeris ergriffen: „Aber du mußt doch etwas tun, Hosea! Wenn sie nun weiter die Ehe bricht! Ziehe weg, fliehe, fliehe davon! Nimm sie mit dir!"

„Und dann?"

Der Greis sann nach und während er sann, die Hand an die Stirn gestemmt, zog es wie eine teuflische Freude über seine alten Züge; er stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte seinem Schüler zu: „Dann hast du ja freie Hand!"

„Wieso meinst du das? Ich verstehe dich, glaube ich — nicht recht. Oder solltest du etwa . . .?"

„Ja, ja, du wirst mich schon begreifen. Der Sohn Beeris ist kein Tor!"

Hosea biß sich auf die Lippen und ballte leise die Faust. „Ich verstehe dich, glaube ich, doch noch nicht so richtig, Nahor!" flüsterte er.

Der Alte stellte sich wieder auf die Fußspitzen und raunte ihm ins Ohr: „Dein Vater hat sich erhängt! Bei Bethel gibt's einen ganzen Wald mit Baumästen für die Tochter Diblajims, eine Schlinge . . ."

Er hatte nicht ausgeredet, als ihn schon Hosea mit kräftigem Griffe von sich geschleudert hatte: „Eine Natter bist du, Nahor! Gerechtigkeit wollte ich, nicht die Rache einer Viper. Verdorben ist Samaria, weil es vergiftet ist, und seine Hand wird Jahwe ausstrecken über Israel, weil es das Recht verdreht. Amos, Amos, du warst ein großer Prophet und wenn sie dich tausendmal im Schimpfe verjagt hätten!"

Und ohne seinen Lehrer eines weiteren Blickes zu würdigen, ging der Sohn Beeris davon, und das Wort des Hirten von Thekoa klang ihm wie dröhnend ins Ohr: „In Schande wird dich Jahwe rufen und in Schande sollst du ihm dienen; denn seine Hand beugt tief und sein Stachel schmerzt." — — — —

* * *

Als er zu Hause ankam, fand er Gomer zusammengekauert in der Ecke; sie sah bleich und hohläugig aus und schauderte, wie er eintrat und

Digitized by Google

sie lange anblickte. Aber unter den Blicken wuchs etwas, wie der Hohn der Verzweiflung in ihr empor, so daß sie mit gurgelnden Lauten zu reden anfing: „Mein Vater war schon hier — ich habe das Haus verschlossen — wenn mein Geliebter kommt, muß ich es öffnen — er strahlt wie die Morgensonne — — Hihi — — habt ihr schon die Steine gesammelt? — Warum hast du mich allein gelassen? Eliab ist ein schöner Buhle gewesen!"

Sie war wie irr, und Hosea schüttelte jetzt fast wehmütig das Haupt: So sah das Weib aus, welches er auf Händen tragen, dessen Herz er sich wie das eines Freundes erwerben wollte! Er trat leise zu ihr: „Gomer, was hast du mir bitter weh getan!"

Sie sah ihn wie geistesabwesend an: „Ich verstehe dich nicht, willst du mich quälen? Kleiner Narrkopf!"

Dann fing sie wieder an zu lachen: „Er spielt mit mir, der Geliebte — mit süßen Händen streichelt er mein Haupt — — — Da ist eine Axt, Hosea — — sie trifft gut — — ich habe sie gestern geschärft: Wetz! Wetz! Wetz!"

Da fuhr er sie rauh an: „Stehe auf, Gomer! Das Narrentum sei vorbei. Sie sündigen alle in Israel, von Jerobeam bis Nahor, du bist nicht verworfener denn sie alle! Man soll dich nicht mit Steinen werfen, weil du eine Dirne warst, wo ganz Israel Jahwe die Treue gebrochen, wie ein Weib ihrem Gatten! Er wußte, warum er dich huren ließ, er sei dir gnädig und langmütig, wie er es bei den anderen gewesen!"

Damit sprang er auf und stürmte, sie verdutzt und sprachlos lassend davon. — — — — — — —

Als er am Spätabend heimkam, war der Sohn Beeris ein Prophet geworden, von Jahwes Geist auserkoren, von Jahwes Spruch geleitet. Wie das geschehen, wer hätte es je erfahren? Nur daß seine Worte gewachsen waren wie die Zeder im Fruchtland und daß sein Mut einem Wildbach glich, den keines Menschen Hand eindämmen kann. Und er stand da und predigte weinend, strafend, scheltend, lockend von Jahwes Gerichten und Samarias Sturz; auf die Gassen trieb ihn der Geist, und wenn ihn das Volk bedrohte, stieg seine Stimme, wie ein Wasser anschwillt, wenn die Hochflut kommt, und er verkündete von dem ehebrecherischen Israel.

* * *

Als Jerobeam bald darauf auf dem Sterbelager lag, da lächelte er mit verzerrten Mienen seinen Sohn Sacharja an, der düster bei ihm saß.

„Zwei Propheten haben Israels Sturz verkündet — — ich habe sie laufen lassen — — aber wenn ich in die Zukunft sah, dann wurmte es mich, daß Jahwe recht behält!"

Sacharja fuhr empor. „Vater!"

„Du glaubst es nicht? Auch ich habe daran eisern festgehalten: Wehe dem Könige, der an sich selbst verzagt! Aber —" und das Gesicht des Jerobeam bekam einen bitter verächtlichen Zug — „daß sie bei meinem Sohne recht behielten, das habe ich geglaubt, so wahr Jahwe lebt!"

Er lachte auf, warf sich auf die andere Seite und als der Kronprinz seine Hand wütend emporriß, war der größte König der Jehudynastie eine Leiche; aber das Lächeln um den Mund war dem Toten geblieben!

Digitized by Google

Das Unbewußte in Mozarts künstlerischem Schaffen.

Ein Beitrag zur Philosophie des Unbewußten.

Von Carl Wilh. Marschner.

Überzeugender als irgend ein anderes schöpfergewaltiges Genie der Kunstwelt hat Mozart bewiesen, daß die von dem kürzlich verstorbenen gedankenreichen Philosophen Eduard von Hartmann behauptete Existenz des Unbewußten in der künstlerischen Produktion ein unschätzbares Gut des wahren Genies ist, und Hartmann konnte sich zur Befestigung dieser philosophischen Ansicht, die er in Bd. I, Abschnitt B, Kap. V seines Hauptwerkes dargelegt hat, mit gutem Rechte auf das eigene Zeugnis des himmlischen Sängers berufen.

Denn in einem hochinteressanten Briefe, dem aus jeder Zeile wahre, einfache, kindlich-herzgewinnende, um es kurz zu sagen, echt Mozartische Gesinnung spricht, gibt der unsterbliche Tondichter eine Schilderung der spielend leichten Art seines künstlerischen Schaffens, um die ihn gewiß viele moderne „geniale" Talente aufrichtig beneiden, die, wie Hartmann sagt: „nie aus dem gebahnten Gleise der Nachahmung zu schreiten, nie ein Original zu schaffen imstande sind."

Das Genie schöpft aus einem vollen, unergründlichen, aber ihm unbekannten Bronnen: aus dem Unbewußten! Das Genie kennt nicht das „Woher und wie; das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu," sagt Mozart. Und ganz im Sinne des Mozartischen Bekenntnisses ist die Darstellung, die der Philosoph Hartmann von der bewußten Kombination und der Konzeption aus dem Unbewußten bei der künstlerischen Produktion gibt:

„Die bewußte Kombination läßt sich durch Anstrengung des bewußten Willens, durch Fleiß und Ausdauer und dadurch gewonnene Übung mit der Zeit erzwingen, die Konzeption des Genies ist eine willenlos leidende Empfängnis, sie kommt ihm beim angestrengtesten Suchen gerade nicht, sondern ganz unvermutet wie vom Himmel gefallen, auf Reisen, im Theater, im Gespräch, überall wo es sie am wenigsten erwartet und immer plötzlich und momentan; — die bewußte Kombination arbeitet mühsam aus den kleinsten Details heraus und erbaut sich qualvoll zweifelnd

Digitized by Google

und kopfzerbrechend unter häufigem Verwerfen und Wiederaufnehmen des einzelnen allmählich das Ganze, die geniale Konzeption empfängt als müheloses Geschenk der Götter das Ganze aus einem Guß, und gerade die Details sind es, die ihm noch fehlen, schon deshalb fehlen müssen, weil bei größeren Kompositionen (Gruppenbildern, Dichtwerken) der Menschengeist zu eng ist, um mehr als den allgemeinsten Totaleindruck mit einem Blicke zu überschauen; — die Kombination schafft sich die Einheit des Ganzen durch mühsames Anpassen und Experimentieren im einzelnen und kommt deshalb trotz aller Arbeit nie mit ihr ordentlich zustande, sondern läßt immer in ihrem Machwerke das Konglomerat der vielen Einzelheiten durcherkennen; das Genie hat vermöge der Konzeption aus dem Unbewußten eine in der Unentbehrlichkeit, Zweckmäßigkeit und Wechselbeziehung aller einzelnen Teile so vollkommene Einheit, daß sie sich nur mit der ebenfalls aus dem Unbewußten stammenden Einheit der Organismen in der Natur vergleichen läßt."

Diese Darlegungen werden, soweit sie die Konzeption aus dem Unbewußten betreffen, vollauf bestätigt durch Mozarts hier in Rede stehenden Brief, den auch unser Philosoph zitiert, und der zwar aus Jahns Biographie, wo er Bd. III, S. 423 zu finden ist, schon bekannt sein dürfte, aber doch ein so kostbares kunstgeschichtliches Dokument ist, das er, in seinem wesentlichen Teile hier wiedergegeben, wohl auch an dieser Stelle dem lebhaftesten Interesse begegnen und von neuem den Beweis erbringen wird, daß das Unbewußte das wahrhaft Göttliche, Schöpferische im Künstler ist, und daß damit Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten, wenigstens in bezug auf die Konzeption aus dem Unbewußten, schon 100 Jahre vor ihm selbst durch das Kunstgenie Mozart eine deutliche und unanfechtbare Erklärung gefunden hat.

Mozart schrieb: „Und nun komme ich auf den allerschwersten Punkt in Ihrem Briefe, und den ich lieber gar fallen ließ, weil mir die Feder für so was nicht zu Willen ist. Aber ich will es doch versuchen, und sollten Sie nur etwas zu lachen drinnen finden. Wie nämlich meine Art ist beim Schreiben und Ausarbeiten von großen und derben Sachen nämlich? — Ich kann darüber wahrlich nicht mehr sagen als das; denn ich weiß selbst nicht mehr und kann auf weiter nichts kommen. Wenn ich recht für mich bin und guter Dinge, etwa auf Reisen im Wagen, oder nach guter Mahlzeit beim Spazieren, und in der Nacht, wenn ich nicht schlafen

Digitized by Google

kann, da kommen mir die Gedanken stromweis und am besten. Woher und wie — das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu. Die mir nun gefallen, behalte ich im Kopfe und summe sie wohl auch vor mich hin, wie mir andere wenigstens gesagt haben. Halt ich das nun fest, so kommt mir bald eine nach dem andern bei, wozu so ein Brocken zu brauchen wäre, um eine Pastete daraus zu machen, nach Kontrapunkt, nach Klang der verschiedenen Instrumente usw. usw. Das erhitzt mir nun die Seele, wenn ich nämlich nicht gestört werde; da wird es immer größer, und ich breite es immer weiter und heller aus, und das Ding wird im Kopfe wahrlich fast fertig, wenn es auch lang ist, so daß ich's hernach mit einem Blick, gleichsam wie ein schönes Bild oder einen hübschen Menschen, im Geiste übersehe, und es auch gar nicht nacheinander, wie es hernach kommen muß, in der Einbildung höre, sondern wie gleich alles zusammen. Das ist nun ein Schmaus! Alles das Finden und Machen geht in mir nur wie in einem schönstarken Traum vor, aber das Überhören so alles zusammen, ist doch das Beste. Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die mir unser Herrgott geschenkt hat. Wenn ich nun hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt, hineingesammelt ist. Darum kommt es hernach auch ziemlich schnell aufs Papier; denn es ist, wie gesagt, eigentlich schon fertig, und wird auch selten viel anders, als es vorher im Kopfe gewesen ist. Darum kann ich mich auch beim Schreiben stören lassen, und mag um mich mancherlei vorgehen, ich schreibe doch, kann auch dabei plaudern, nämlich von Hühnern und Gänsen, oder von Gretel und Bärbel und dergl. Wie nun aber über dem Arbeiten meine Sachen überhaupt eben die Gestalt oder Manier annehmen, daß sie mozartisch sind, und nicht in der Manier irgend eines anderen, das wird halt eben so zugehen, wie daß meine Nase ebenso groß und herausgebogen, daß sie mozartisch und nicht wie bei anderen Leuten geworden ist. Denn ich lege es nicht auf Besonderheit an, wüßte die meine auch nicht einmal näher zu beschreiben. Es ist ja aber wohl bloß natürlich, daß die Leute, die wirklich ein Aussehen haben, auch verschieden voneinander aussehen, wie von außen, so von innen. Wenigstens weiß ich, daß ich mir das eine so wenig als das andere gegeben habe. Damit lassen Sie mich aus, für immer und ewig, bester Freund, und glauben Sie ja nicht, daß ich aus anderen Ursachen abbreche, als weil ich weiter nichts weiß. Sie,

Digitized by Google

ein Gelehrter, bilden sich nicht ein, wie sauer mir schon das geworden ist."

Dieses in seiner schlichten Sprache klar durchsichtige Zeugnis von dem echt künstlerischem Schaffen aus dem Unbewußten, der Arbeit des Genius, die ein Spiel ist und wie in einem schönstarken Traum vor sich geht, steht in der Kunstgeschichte gewiß ziemlich vereinzelt, wenn nicht überhaupt einzig da, wie denn Mozart ja eine ganz einzigartige Erscheinung, eine rein mozartische Besonderheit ist, trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb weil er es nicht darauf anlegte, eine solche zu sein.

Von unbewußten Eingebungen gleichsam berauscht, wandelte Salzburgs großer Sohn „des Gottes voll" traumselig durch das Leben, und wie ein Zauberer, je noch Lust und Gefallen, hier oder dort, heute oder morgen, konnte er den „Sack seines Gehirns" öffnen und daraus seine Träume, den Strom herrlicher Gedanken aus dem Unbewußten, singend und klingend hervorsprudeln lassen und als ein Meister voll Schönheit und Stärke sie zu unvergänglichen Kunstgebilden formen. Wohl ist Mozarts Schaffen aus dem Unbewußten, sein schönstarker Traum, dasselbe, wie Shakespeares „holder Wahnsinn" und Goethes „Prometheusfeuer"; aber die kindliche Ehrlichkeit des Schöpfers der Zauberflöte bekennt freudig und frei, daß es nur die aus dem unbewußten „Woher und wie" ihm stromweis kommenden Gedanken sind, die seine Seele erhitzen, und die er dann immer größer und weiter und heller ausbreitet, immer leuchtender, bis sie in einem unverlöschlichen Sonnengestirn erstrahlen; und kehrt ein Mozart auch nicht wieder, so werden doch seine Werke, die mit solcher Leuchtkraft niedergingen, noch lange, lange auf die Nachwelt zurückleuchten und von der Macht und Gewalt des Unbewußten im echten Künstler zeugen.

Ist dieser von Mozart bezeugte eigentliche Hauptfaktor alles schöpferischen Kunstschaffens somit als unbedingt vorhanden erwiesen, so ist doch nicht zu verkennen, daß er in gleich starker Potenz, wie bei Mozart, nur höchst selten in die Erscheinung tritt, und daß im übrigen das Maß der Eingebungen aus dem Unbewußten sehr ungleich verteilt ist: aber keinerlei künstlerische Betätigung, die schöpferisch-eigenartig sich äußern will, wird jemals ohne Konzeption aus dem Unbewußten schaffen können, denn die dem gewöhnlichen Talente und dem gemeinen Dilettantismus geläufige bewußte Kombination kann für sich allein niemals ein wahres Kunstwerk hervorbringen.

Digitized by Google

Die politischen Parteien in Rußland nach dem 30. Oktober 1905.

Von Markus Wischnitzer.

Im Sommer 1905 erreichte die Gärung der öffentlichen Meinung in Rußland einen hohen Grad. Ein Strom von pilzartig aufschießenden, aber mächtigen und lebensfähigen politischen Organisationen ergoß sich über das aufgewühlte Land, und deutlich sah man die Massen um sie sich scharen. Doch von Parteien im eigentlichen Sinne des Wortes kann noch nicht die Rede sein. Denn die Semstwo- und Städtetage, die Konferenzen der professionellen Verbände, die Kongresse der Lehrer und Bauern sind keine ausgesprochenen Parteitage, wenn auch in den Debatten Ansätze zu Parteiprogrammen sich verfolgen lassen. Für die Entstehungsgeschichte der Parteien sind daher die Protokolle dieser Kongresse sehr lehrreich. Vergegenwärtigen wir uns kurz den Gang der Semstwo- und Städtetage, da, wie aus den weiteren Ausführungen folgen soll, aus diesen Organisationen die zwei wichtigsten bürgerlichen Parteien — konstitutionelle Demokraten und Oktobristen — hervorgegangen sind.

Die wesentlichsten Resolutionen des im Mai 1905 tagenden zweiten allgemeinen Semstwo- und Städtekongresses liefen darauf hinaus, eine allgemeine frei gewählte Volksvertretung zu berufen, um über den Friedensschluß und die Reorganisation des Staatswesens zu beraten, sämtliche Gesetze, Bestimmungen und Verordnungen zur Beschränkung der hauptsächlichsten bürgerlichen Freiheiten zu beseitigen, die Administration von Grund aus zu erneuern und zur Leitung des Staatswesens Personen zu berufen, die das allgemeine Vertrauen genießen. Eine in diesem Sinne abgefaßte Denkschrift wurde dem Zaren von einer Deputation des Kongresses überreicht, und Fürst Eugen Trubetzkoj hielt die bekannte Ansprache. Auf dem nicht lange darauf tagenden Städtekongreß wurde das inzwischen bekannt gewordene Bulyginsche Projekt der Reichsduma einer heftigen Kritik unterzogen, und für den dritten allgemeinen Semstwo- und Städtetag bereitete das Bureau eine ähnliche Resolution vor, die jedoch vorläufig abgelehnt wurde mit Hinsicht darauf, daß das Projekt von Bulygin noch nicht offiziell bekannt gegeben worden sei. Als das am 19. August geschah, war man in ganz Rußland mit diesem Regierungs-

Digitized by Google

geschenk sehr unzufrieden. Zeichneten sich die zuletzt genannten Kongresse durch eine wesentlich radikalere Stimmung aus, so war sie durchaus tonangebend auf den Konferenzen der professionellen Verbände, der sozialdemokratischen und sozialrevolutionären Parteien, deren Bestrebungen auf ein größeres Entgegenkommen der breiten Massen stießen. Den Gipfel erreichten die extremradikalen Tendenzen in dem Generalstreik im Oktober und in den Aufständen und Kämpfen in Polen, im Kaukasus und in den baltischen Provinzen.

Da kam das Oktobermanifest. Man kann noch heute, trotz der traurigen Eindrücke der folgenden Monate, in Rußland den Jubel nicht vergessen, mit dem das Manifest begrüßt worden ist. Wir fühlten uns frei, wir atmeten auf, wir glaubten, endlich freie Bürger zu sein, so hört man noch heute viele sprechen. Aber der schöne Traum war von äußerst kurzer Dauer und um so bitterer das Erwachen zu einem leidensvollen Dasein, dessen Ende noch immer nicht abzusehen ist. Die Regierung führte ihre Versprechungen gar nicht oder nur in ganz geringem Maße aus; sie befriedigte nicht die Wünsche des Volkes, das sich indes in den wenigen Freiheitstagen sehr gewandelt hatte. Seit dem 30. Oktober 1905 bemächtigte sich der breiteren Schichten des Volkes ein immer höher anschwellender politischer Instinkt, und mit diesem Moment waren die Bedingungen für eine klare Sonderung der Parteien mit fest begrenzter Plattform und genau bestimmter Taktik gegeben.

Von den bürgerlichen Parteien sind die konstitutionellen Demokraten wegen ihrer ansehnlichen Stärke, ausgezeichneten Organisation und rührigen Agitation an erster Stelle zu nennen. Die Partei der Volksfreiheit, wie die konstitutionellen Demokraten sich auch anders nennen oder, um die allgemein verbreitete Bezeichnung zu gebrauchen, die Kadettenpartei, ist aus den konstitutionellen Semstwoelementen und dem Verband (Sojus) Oßwoboschdenje hervorgegangen, der schon 1903 begründet worden ist und zur Hälfte aus konstitutionellen Semstwomännern, zur Hälfte aus Vertretern der Wissenschaft und der Literatur bestanden hat. Wir finden hier die hervorragendsten Führer der Kadettenpartei, aber auch Politiker aus dem sozialrevolutionären Lager, die sich heute zu den Kadetten ganz ablehnend verhalten. Der im Juli 1905 tagende Semstwokongreß faßte nach längerer Debatte den Beschluß, eine konstitutionell-demokratische Partei mit einem umfassenden Programm ökonomischer, finanzieller und nationaler

Digitized by Google

Fragen ins Leben zu rufen. Ein gleicher Beschluß ging von dem vierten Parteitage des Verbandes Oßwoboschdenje aus, wobei der Kommission, welche die Verhandlungen mit anderen politischen Organisationen zu leiten übernahm, das Programm des Verbandes als grundlegende Basis der vorbereitenden Schritte übermittelt wurde.*)

Die Verhandlungen führten in der Tat zur Bildung der Kadettenpartei. Ende Oktober fand die konstituierende Versammlung statt, in der das Programm angenommen wurde. Es zerfällt in acht Abschnitte: Grundrechte, Staatsverfassung, lokale Selbstverwaltung und nationale Autonomie, Gerichtswesen, Finanzpolitik, Agrargesetzgebung, Arbeiterfrage und Bildungswesen. Die wesentlichsten von den anderen bürgerlichen Parteiprogrammen abweichenden Punkte betreffen die Organisation der Volksvertretung, die Stellungnahme zu den nicht russischen Völkern, vor allem zu den Polen, und die Lösung des Agrarproblems. Die Kadetten fordern das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ohne Unterschied des Glaubens und der Nationalität und eine weitgehende gesetzgebende Prärogative der Volksvertretung. In der Frage, ob eine zweite Kammer zu entbehren sei, ist keine Einstimmigkeit erzielt worden. Ein Teil der Kadetten ist für eine zweite Kammer aus Vertretern der Selbstverwaltungskörper, für die jedoch ebenfalls das allgemeine Wahlrecht zu gelten hat. Polen erhält nach der regelrechten Einordnung der allgemeinen Volksvertretung autonome Verwaltung mit einem eigenen Landtage auf Grund des allgemeinen Wahlrechts unter der Bedingung der Erhaltung der Staatseinheit und der Teilnahme in der Zentralverwaltung auf gleicher Grundlage mit den übrigen Reichsteilen. Die Grenzen zwischen Polen und den Nachbargouvernements können in Übereinstimmung mit der Zusammensetzung der Volksstämme und dem Wunsche der Ortsbevölkerung reguliert werden, wobei jedoch in Polen die allgemeinen staatlichen Garantien Geltung behalten und die Rechte der Völker, welche Minoritäten bilden, auf kulturelle Selbstbestimmung gewahrt werden sollen. Das Agrarprogramm der Kadettenpartei gipfelt in dem Satze: Die Landnot der bäuerlichen Bevölkerung ist durch Austeilung von Staats-, Apanage-, Kabinetts- und Klosterländereien und durch

*) Das Wesentliche des Programms ist in meinem Aufsatz „Zur Entwickelung der Parteien in der modernen russischen Bewegung", „Deutschland" Juli, S. 430, angeführt.

Digitized by Google

Expropriation von Privatbesitz zu beseitigen. Der Staat kaufe gegen eine gerechte Entschädigung Land auf, das zu einem Staatsländereifonds zusammenzulegen sei. Die Prinzipien, auf Grund derer das Land an die Bevölkerung zur Verteilung gelangt (Eigen- oder Gemeindebesitz usw.), sollen sich nach den Eigentümlichkeiten des Landbesitzes und der Art der Landnutzung in den einzelnen Gegenden des Reiches richten.

Das Kadettenprogramm enthält, wie man sieht, die Hauptforderungen des Verbandes Oßwoboschdenje. Weshalb aus dieser Organisation die konstitutionellen Demokraten hervorgehen mußten und wie der Charakter dieser neuen Partei beschaffen sein sollte, führte Peter Struwe am Vorabend der Bildung der Kadettenpartei folgendermaßen aus: „Der Verband Oßwoboschdenje, hauptsächlich aus konstitutionell-demokratischen Elementen bestehend, stellt seinem Charakter nach eine unbestimmte Koalition dar. Eine konstitutionell-demokratische Partei soll aber eine wirkliche Partei sein und ihre Prinzipien nach rechts und links klar vertreten. Der Gedanke, daß Kompromisse mit den rechtsstehenden Parteien gefährlich und durchaus nicht wünschenswert sind, hat, wie es scheint, in den Kreisen der demokratischen Intelligenz festen Fuß gefaßt. Aber wir glauben, daß der Gedanke noch nicht genügend klar ist, daß auch Kompromisse mit den linksstehenden Parteien nicht zulässig sind und daß wir auch nach dieser Richtung prinzipiell sein müssen. Roditschew und Kotljarewski haben vortrefflich nachgewiesen, daß die konstitutionellen Demokraten eine Rechtspartei sein müssen. Die Rechtsidee ist unseren linken Parteien fremd, die sich auf ein anderes Prinzip stützen. Aber wir müssen unser Prinzip wohl im Auge behalten und fest dabei beharren." Auf diese Bemerkungen ist besonders hinzuweisen. Man greift die Kadettenpartei von allen Seiten heftig an. Sie spiele, sagt man, ein Doppelspiel und sei nicht ehrlich. Von revolutionärer Seite wird ihr zugerufen: „Euer parlamentarisches und gesetzmäßiges Vorgehen verlängert das gegenwärtige Regime, das nur auf gewaltsamem Wege zu beseitigen ist." Anderseits hört man in konservativen Kreisen folgende Äußerungen: „Die Kadetten stecken unter einem Dache mit den Sozialrevolutionären, sie sind Kryptorepublikaner." Halten wir an der vorhin angeführten Stelle fest: Die Kadetten sind eine Rechtspartei. Sie erstreben eine Regeneration Rußlands auf dem Wege des Rechtskampfes. Es ist ausgeschlossen, daß sie mit den Revolutionären Hand in Hand gehen. „Man kann uns allerdings zwingen," sagt Struwe, „auf

Digitized by Google

Gewaltstreiche in gleichem Sinne zu reagieren; wir können aber nicht den gewaltsamen Angriff zum leitenden Prinzip unserer Taktik erheben." Deutlicher läßt sich die scharfe Abgrenzung der Taktik der Kadetten nach links nicht bezeichnen. Aber die Kadetten sind durch und durch Demokraten. Ihr bauernfreundliches Agrarprogramm ist nicht nur aus Gründen der Taktik heraus, um nämlich die breitesten Massen für sich zu gewinnen, zu erklären, sondern aus der festen Überzeugung, daß das Landproblem radikal zu lösen ist zur Erhaltung eines wirklich gesunden Bauernstandes. In der Nationalitätenfrage haben sie sich ehrlich und tolerant gezeigt, was freilich die „echt russischen Leute", diese Träger des russischen Chauvinismus par excellence, nicht anerkennen wollen. Hier gesellen sich zu den Konservativen auch die gemäßigten Liberalen — Oktobristen und verwandte Organisationen.

Die Gegensätze zwischen Kadetten und gemäßigten Liberalen beherrschten die allgemeine Semstwo- und Städtekonferenz im November 1905 im hohen Maße. Während die überwiegende Mehrheit die im Sinne des Kadettenprogramms gehaltenen Resolutionen des Bureaus annahm, mahnte eine kleine Minderheit zur Mäßigung, befürwortete die Unterstützung des Grafen Witte und sprach sich entschieden gegen die Einberufung einer konstituierenden Versammlung aus. Die Majorität verwarf zwar diesen Antrag mit 137 gegen 90 Stimmen, aber es stimmten doch 199 gegen 23 dafür, daß die erste Volksvertretung konstituierende Funktionen ausüben soll. Einen erregten Charakter trugen die Debatten über die Polenfrage, da die Minorität ihren Standpunkt — Selbstverwaltung im weitesten Maße, jedoch Ausschluß der Autonomie — warm verteidigte. Die Reden der Minorität atmen überhaupt den Geist der Mäßigung — es wird auch von ihr verlangt, gegen den Streik Protest zu erheben — und bewegen sich in den Gedankengängen des Oktobermanifests. Wir können jetzt das Programm der Partei, die von diesem Manifest den Namen führt, näher beleuchten.

Der Verband des 30. Oktober sieht das Heil Rußlands in seiner Einheit und Unteilbarkeit. Wohl müsse die Selbstverwaltung im weitesten Umfange ausgestaltet, es dürfen aber keine territorialen Autonomien geschaffen werden. Die einzige Ausnahme bilde Finnland. Auch die Oktobristen fordern allgemeines Wahlrecht, aber die näheren charakteristischen Bezeichnungen fehlen im Programme, so daß dieser Punkt dunkel und lückenhaft bleibt. Die bürgerlichen Freiheiten müßten im Rahmen des Oktobermanifestes

Digitized by Google

verwirklicht und die Beratung der grundlegenden staatlichen und sozialen Reformen der einzuberufenden Reichsduma überlassen werden: Bauern- und Arbeiterfrage, Förderung und Ausbauung der Selbstverwaltung, Hebung der Volksbildung und Gerichts-, Verwaltungs- und Finanzreformen. Die Lage der Bauern sei durch Regulierung der kleinen Landpacht, Reform der Agrarbanken und Förderung der Übersiedelung der Bauern nach den östlichen Gouvernements und Sibirien zu heben, aber der Landnot sei durch Verteilung von Staats- und Apanageländereien und im Bedarfsfalle auch durch Expropriation von Privatbesitz gegen eine von der gesetzgebenden Gewalt festzustellende Geldentschädigung abzuhelfen. Gemäßigter sind die Bestimmungen des Arbeiterprogramms der Oktobristen. Der Gegensatz zu den Kadetten, die den Achtstundentag fordern, tritt hier scharf zutage. Dazu kommt bei den Oktobristen die Forderung, daß die Lage der Arbeiter staatlicher und kommunaler Unternehmungen wohl zu heben sei, daß man aber hierbei die höheren Staats- und Gemeindeinteressen im Auge behalten müsse.

Außer dem Oktoberverband sind die Handels- und Industriepartei, die fortschrittlich-wirtschaftliche Partei, die fortschrittliche Partei russischer Industrieller und Handeltreibender, der allrussische Verband für Handel und Industrie und die fortschrittlich-gemäßigte Partei zu nennen. Das gemeinsame Merkmal dieser politischen Gruppen ist, daß sie an das Oktobermanifest anknüpfen und daß ihre politischen und ökonomischen Forderungen einen gemäßigten Charakter tragen. Die vier zuerst genannten Parteien sind noch aus dem Grunde beachtenswert, weil wir in ihnen Interessenorganisationen sehen. Sie berücksichtigen auch in ihren Programmen ökonomische, kommerzielle und industrielle Fragen in besonderem Grade. Am besten scheint die Handels- und Industriepartei organisiert zu sein, die auch eine Anzahl von Vertretern in den Reichsrat geschickt hat. In ihrem Programme wird nach Aufzählung der notwendigen Maßnahmen zur Hebung des Bauern- und Arbeiterstandes, die recht farblos sind und das Gebiet nicht eingehend genug behandeln, folgendes Moment mit Nachdruck betont: „Die Verwirklichung der angezeigten Maßnahmen muß von der Steuerkraft der Bevölkerung abhängig gemacht werden. Da jedoch die Bevölkerung gegenwärtig mit hohen Steuern belastet ist, so müssen die Quellen zu einer Reform hauptsächlich in der Streichung und Abänderung unproduktiver Einnahmen gesucht werden." Am nächsten den Kadetten steht von den erwähnten

Digitized by Google

Organisationen die fortschrittlich-gemäßigte Partei. Sie wendet sich nur gegen autonome und föderalistische Bestrebungen und gegen den Achtstundentag, der aus dem Grunde undurchführbar sei, weil dadurch der russischen Industrie jede Möglichkeit, mit dem Ausland zu konkurrieren, abgeschnitten werde. Dagegen verlangt die Partei das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht und nähert sich auch im Agrarprogramm wesentlich der Kadettenpartei.

Den linken Flügel der konservativen Partei bildet die Partei der Rechtsordnung. Aus ihren Statuten ist zu entnehmen, daß sie ursprünglich, gleich anderen Organisationen, vom Gesetze nicht anerkannt war, daß sich ihr aber am Vorabend des 30. Oktober 1905 die Möglichkeit bot, eine konstitutionelle Partei mit einem festen Programm zu bilden. Die Rechtsordnung, sagt das Parteiprogramm, fordere einerseits Garantien für die persönliche Freiheit, wie sie im Oktobermanifest dargelegt sind, aber anderseits solche für die Stärkung des Staatswesens: Die Einheit und Unteilbarkeit Rußlands und eine starke Staatsgewalt. Die dringendsten Reformen seien die Regelung der bäuerlichen und Arbeiterverhältnisse, die Hebung der Volksbildung und die Vervollkommnung der Heeresmacht. Auch diese Partei tritt für eine Verteilung von Staats- und Privatbesitz an landbedürftige Bauern ein. Sehr scharf wendet sie sich gegen die polenfreundliche Haltung der Kadetten, sie läßt aber die Wahlrechtsfrage unberührt. In dieser Hinsicht ist die Partei der Zaristen oder monarchischen Konstitutionalisten — wohl eine der kleinsten Parteien in Rußland — konsequenter, indem sie die Einführung des allgemeinen Wahlrechts für eine Frage der fernen Zukunft hält. Charakteristisch ist die Stellung der Partei zur Judenfrage. Die Zaristen seien nicht Feinde der Juden, sie glauben aber, daß im gegenwärtigen Moment die politischen Ansichten namentlich der jüdischen Jugend Rußland zum Nachteil gereichen, und hoffen, daß die politischen Ansichten der Juden nach der allgemeinen Beruhigung gemäßigter sein werden. Die Zaristen seien vor allem Verfechter der Gesetzlichkeit und Ordnung. Mäßig sind die Forderungen zur Hebung der Bauern, und erwähnenswert ist der Vorschlag, in allen Zweigen der Staatsfinanzen Ersparnisse zu machen, jedoch mit Ausnahme der Ausgaben für Heer und Marine. Die Mißgeschicke der äußeren Politik Rußlands führen die Zaristen auf die Nichteinmischung in den Burenkrieg zurück. Rußland habe die Gelegenheit versäumt, für ein Häuflein Helden einzutreten und

Digitized by Google

zugleich Deutschland und Frankreich auf Kosten Englands zu versöhnen.

Wir nähern uns der rückständigsten russischen Partei. Der vaterländische Verband, dessen Programm wir näher ansehen wollen, ist das Zentrum der hohen Bureaukratie, der Latifundienbesitzer, der Hofpartei und der rückständigsten Elemente Rußlands, ja man kann ihn als eine der Quellen des Unheils betrachten, von dem Rußland so schwer heimgesucht wird. Die Ströme vergossenen Blutes von Polen, Juden, Armeniern, Tataren und auch von russischen Arbeitern sind zum Teil der Tätigkeit dieser Gruppe zuzuschreiben. Entstanden ist der Verband noch im April 1905 zum Zwecke der Bekämpfung der revolutionären Elemente, „deren Streben darauf abzielt, den gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsorganismus zu vernichten, und die den bewaffneten Aufstand zur vollständigen Zertrümmerung der Zarengewalt und zur Einsetzung der Willkür der rebellischen Menge und der Tyrannei der Straßendemagogen predigen". Die Mittel, die der vaterländische Verband zur Verwirklichung seines Zieles verfolgt, sind durchaus nicht einwandfrei. Die Revolutionäre kämpfen gegen Männer, während die Organe des vaterländischen Verbandes, die berüchtigten Hooligans, schwache Greise, unschuldige Frauen und unmündige Kinder in bestialischer Weise ermorden. Für den vaterländischen Verband gelten übrigens alle wahrhaft liberalen Parteien als revolutionär, und nur mit den Programmen der Oktobristen und der Partei der Rechtsordnung hält er es für nötig, sich auseinanderzusetzen. Er verwirft das allgemeine Wahlrecht, eine Forderung der Oktobristen, und die Gleichberechtigung aller Untertanen des russischen Reiches und das Prinzip der Landverteilung unter die Bauern — zwei Programmpunkte der Partei der Rechtsordnung. Dagegen fordert er nachdrücklich, daß die orthodoxe Kirche die privilegierte Staatskirche sein müsse, daß die Schule ihre Zöglinge im religiösen und patriotischen Geiste erziehen solle — man kennt die Wirkungen dieses trostlosen Erziehungssystems, an das sich die Namen des Grafen D. Tolstoi und Pobedonoszew knüpfen — und daß die Regierung unnachsichtig sein müsse und keine Konzessionen machen dürfe, da infolgedessen die Überzeugung von der Machtlosigkeit der Regierung überhandnehmen und die Frechheit der Rebellen wachsen werde.

Neben den erwähnten Parteien nimmt der Verband der Verbände (Sojus sojusow) eine besondere Stellung ein, keine Partei im eigentlichen Sinne des Wortes, aber doch eine macht-

Digitized by Google

volle politische Organisation, die in die Gestaltung der allgemeinen Parteiverhältnisse entscheidend eingegriffen hat. Er besteht aus je zwei Vertretern der verschiedensten professionellen Gruppen, Ärzte, Ingenieure, Eisenbahnangestellten usw., im ganzen zirka 16 Gruppen. Das führende Element bilden Intellektuelle, die zum großen Teil zu sozialdemokratischen und sozialrevolutionären Doktrinen neigen. Eine Resolution des Verbandes nach der Schlacht von Tsuchima lautete: Der Verband der Verbände ergreift zum Kampfe mit der Regierung alle Maßnahmen bis zu den revolutionären einschließlich. Wir verweisen gleich hier darauf, daß die Arbeitsgruppe der aufgelösten Reichsduma mit dem Verband der Verbände in einem Zusammenhange steht. Die Organisation war bereits im April 1905 vollendet. Im Laufe des Sommers und namentlich seit den stürmischen Oktobertagen wurde eine Reihe von Konferenzen abgehalten. Das Leitmotiv bildete immer der Ruf nach einer konstituierenden Versammlung auf Grund des allgemeinen Wahlrechts. Das Verhalten zur Duma war von Anfang an ein ablehnendes, und auch die Erweiterung des Wahlrechts auf Grund der Bestimmungen des 24. Dezember 1905 befriedigte den Verband der Verbände nicht. Bezeichnend dafür sind die Resolutionen der vierten Konferenz vom Januar 1906: Die Bevölkerung ist mit allen Mitteln über den Betrug der Regierung, wie er in den Bestimmungen über die Reichsduma vom August und Dezember zum Ausbruch kommt, aufzuklären, damit diese Institution jede Autorität in den Augen des Landes und Europas einbüße. Der Verband lehnt alle Beteiligung an der Duma sowie an den Wahlen ab. Die Wahlkampagne ist dahin auszunutzen, dem Volke den eben erwähnten Standpunkt klar zu machen, und für den Gedanken der konstituierenden Versammlung zu agitieren.

Den Boykott der Duma predigten auch die sozialdemokratische Organisation, mit Ausnahme einer kleinen Minorität, der sog. Menschewiki, der Bund, die polnische sozialistische Partei (P.P.S.) und die Sozialrevolutionäre.

Ganz anders verhielt sich zu dieser Frage die Kadettenpartei. Auf dem zweiten Parteitage im Januar 1906 wurde mit allen gegen eine Stimme beschlossen, sich an den Wahlen zu beteiligen. Dieser Parteitag ist noch aus dem Grunde beachtenswert, weil wir aus den Debatten erfahren, daß die junge Organisation sich bewähre und mächtig wachse. Von der Vortrefflichkeit ihrer Agitation legte die Partei während der Wahlkampagne Zeugnis

Digitized by Google

ab. Im Sturme wurden Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa, Charkow und andere Städte erobert, und die Provinz stand in dieser Hinsicht keineswegs nach. „Solche Erfolge", sagte der hervorragende Parteiführer Fürst Paul Dolgorukow zu einem Korrespondenten, „haben wir selbst nicht erwartet". Wie kläglich sahen daneben die Erfolge der Oktobristen aus, um von den anderen gemäßigten oder gar konservativen Parteien zu schweigen. Kein Wunder also, daß die Kadetten als die stärkste Partei in die Duma eingezogen sind. Aber sie fand eine andere Gruppe im Entstehen begriffen vor, die bald zu einer ansehnlichen linken Partei anwuchs, der bekannten Arbeitsgruppe.

Die Arbeitsgruppe setzt sich hauptsächlich aus Bauern, aber auch aus Arbeitern und Intellektuellen zusammen, die sich fast alle zu sozialistischen Ansichten bekennen, ohne auf eine bestimmte Doktrin zu schwören. Das Programm der Arbeitsgruppe zeichnet sich durch den Mangel theorischer Grundsätze aus, vielmehr ist es eine Anzahl praktischer Maßnahmen, zu deren Durchführung sich die Partei konstituiert hat. Besonders zu erwähnen ist das Agrarprojekt der Arbeitsgruppe. Sie verlangt die Verwirklichung des Prinzips der Nationalisierung des Landes. Die genaue Ausarbeitung der Agrarfrage und die vorbereitenden Schritte zur Realisierung des Problems sollen lokalen Organisationen überlassen bleiben. Das Volk wähle auf dem Wege des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechts Gouvernementsdistrikts und Wolost(Dorfgemeinden)komitees, die vollkommen unabhängig von den Einflüssen der Behörden das Material an Ort und Stelle sammeln und die Bedingungen, Methoden und Mittel ausarbeiten sollen, welche die Duma bei der Lösung der Agrarfrage leiten. Auch die Bedürfnisse der Arbeiterklasse seien durch solche Komitees zu studieren. Dabei sind aber im Programme der Arbeitsgruppe radikale Maßnahmen zur Besserung der Lage der Arbeiter aufgestellt.

Zieht man in Betracht, daß der linke Flügel der Duma durch eine sozialdemokratische Fraktion von 21 Mitgliedern verstärkt wurde — sie stammten zum größten Teil aus dem Kaukasus —, daß allmählich aus dem polnischen Klub (Kolo), den gemäßigten Parteien und den Oktobristen ein rechter Flügel sich bildete, so erschien die Kadettenpartei als das Zentrum der Duma. Die Einheit der Partei hat unter dieser Konstellation merklich gelitten. Der rechte Flügel der Partei suchte Anklang bei den gemäßigten Parteien, während der linke Flügel mit der Arbeitsgruppe

Digitized by Google

sympathisierte. Die Parteidisziplin ist mehrmals anläßlich wichtiger Fragen erschüttert worden. Einige Zahlen mögen zum Schluß das Verhältnis der Parteien in der Duma beleuchten. Man zählte 178 Kadetten, 101 Mitglieder der Arbeitsgruppe, 21 Sozialdemokraten, 49 Deputierte der Nordwestgouvernements (hauptsächlich Polen) und 40 Gemäßigte (Oktobristen inbegriffen). Der Rest der Dumaabgeordneten gehörte keiner Partei an.

Der 22. Juli 1906 war ein verhängnisvoller Tag für die aufstrebenden politischen Elemente Rußlands. Die Duma wurde aufgelöst, ihre Wiedereinberufung für den 5. März 1907 angesetzt und das schon so oft gemachte Versprechen, mit der Verwirklichung der Prinzipien des Oktobermanifests ernst zu machen, wiederholt. Die liberal sein wollenden Bureaukraten beabsichtigen jetzt, Rußland ohne die rebellischen Dumaabgeordneten zu regenerieren. Neue Phrasen, neue Versprechungen, neue Vorspiegelungen . . . . . Dabei herrscht noch immer das alte Willkürregiment. Der neue Premier hat liberale Reformen laut versprochen, aber nicht um ein Haar breit ist er in der Ausführung seiner hohlen Verheißungen weitergekommen. Es ist nicht unsere Aufgabe, auf diese Dinge näher einzugehen. Wir behandeln nämlich nicht — wie aus unseren Gesamtausführungen zu ersehen war — das Problem der russischen Revolution, sondern beobachten nur den Entwickelungsgang der politischen Parteien.

Welche Parteien bestehen gegenwärtig? Und welche von ihnen haben Aussichten, in der weiteren Entwickelung der Dinge eine entscheidende Rolle zu spielen? Die Kadetten werden vielleicht eine Anzahl von Anhängern verlieren, die den rechten und den linken Parteien zufallen werden. Die Hauptmasse der Kadettenpartei wird jedoch erhalten bleiben, und in Anbetracht ihrer bewährten Agitation und dank ihrer Beliebtheit in den liberal-demokratischen Kreisen des Volkes wird sie in der nächsten Wahlkampagne sicher abermals Erfolge erzielen. Ob diese freilich so glänzend ausfallen werden, wie bei den Wahlen zur ersten Duma, kann man nicht mit Bestimmtheit behaupten. Aber immerhin wird die künftige Volksvertretung mit der Kadettenpartei als einem angesehenen Faktor zu rechnen haben. Daneben werden aber auch andere Parteien an dem Wahlkampf teilnehmen, die Anklang in den breiten Massen und in den gemäßigten Schichten der Bevölkerung finden werden. Wir haben einerseits die Arbeitsgruppe, die Sozialdemokraten — die autonomen Organisationen wie den Bund und die polnische sozialistische Partei

Digitized by Google

inbegriffen — und Sozialrevolutionäre, anderseits die Partei der friedlichen Verjüngung, eine Schöpfung der allerletzten Wochen im Auge. Das Programm der Arbeitsgruppe haben wir oben erörtert. Auf die Programme der sozialdemokratischen und sozialrevolutionären Organisationen näher einzugehen, müssen wir uns versagen, da diese nicht Produkte der politischen Entwickelung der letzten zwei Jahre sind, sondern Gebilde älteren Datums darstellen. Überdies bietet die einschlägige sozialistische Literatur in den westeuropäischen Sprachen genug Aufklärung über Theorie und Praxis der sozialistischen Parteien Rußlands.*)

Es bleibt also die Partei der friedlichen Verjüngung übrig, deren Programm näher zu betrachten ist. Sie umfaßt einzelne Oktobristen, die abgefallenen Mitglieder des rechten Flügels der Kadetten und andere gemäßigte Elemente. Es bestehen Aussichten, daß diese Partei bei den nächsten Wahlen möglicherweise Erfolge erzielen wird. Erstens haben die Oktobristen — der eigentliche Kern der Partei — aus ihren Niederlagen in der letzten Kampagne vielleicht manches gelernt, sodann wird die Partei durch die allerdings sehr wenigen Kadetten, die sie gewonnen hat oder erst zu gewinnen hofft, doch einige Wahlkreise im günstigen Falle erobern, und endlich besitzen die Namen der Männer, die jüngst im Zusammenhang mit den gescheiterten Unterhandlungen des russischen Premiers genannt und von denen einige bereits als Minister bezeichnet worden sind, einen guten Klang. Wir wollen jedoch nicht prophezeien, denn man muß mit einem Faktor rechnen, der alle Prophezeiungen zuschanden macht, d. i. die jetzige Regierung. Solange sie sich nicht zu wirklichen Reformen aufrafft — es ist sehr zweifelhaft, ob sie das überhaupt vermag —, solange die Prinzipien des Oktobermanifests, die Grundrechte eines modernen Bürgers, in den Staub getreten und mißachtet werden, werden die Sympathien der weitesten Kreise Rußlands den radikalen Parteien sich zuwenden. Die Kadetten werden Einbußen erleiden, wenn sie Minister geworden sind. Bis dahin werden sie jedoch als eine stramme bürgerliche Oppositionspartei reichliche Unterstützung im Volke finden. Die nächsten in Betracht kommenden Gegner sind natürlich die Arbeitsgruppe und die revolutionären Parteien.

*) Eine kurze aber lichtvolle Zusammenfassung dieser Materie findet man in einem Aufsatz von J. Bourdeau, Le Tsarisme et les partis revolutionnaires in der Revue de deux mondes 15. Juni 1906.

Digitized by Google

Die Partei der friedlichen Verjüngung hofft indes alles Ernstes auf Erfolge. Sie besitzt noch kein festes Programm, ihre Führer haben aber Erklärungen abgegeben und Aufrufe erlassen, die einen Einblick in den Charakter der zukünftigen Partei gewähren. Die wichtigsten Forderungen sind die sofortige Verwirklichung des Oktobermanifestes und die Einberufung der Duma. Das Ministerium müsse aus der Duma hervorgehen und vor dieser verantwortlich sein. Das Prinzip der Landenteignung wird von den Parteiführern anerkannt. Ein charakteristischer Satz des letzten Aufrufes ist, daß die Partei der friedlichen Verjüngung sich gegen den Terrorismus von rechts und von links scharf wendet.

Ein Gedanke erfüllt die stattliche Zahl der allermeisten erörterten Parteiprogramme: Rußland muß ein Verfassungsstaat werden und die unselige Bevormundung, richtiger Bedrückung, durch die Bureaukratie muß ein Ende nehmen. Die wahnsinnige Politik der reaktionären Hofkreise — daß diese hinter den Kulissen tätig sind, weiß heute alle Welt — will jedoch diese mächtigen Rufe der verschiedensten und zahlreichsten Volksschichten überhören und drängt von Tag zu Tag die Reformbewegung zu einer revolutionären Erhebung, deren furchtbare Erscheinungen gar nicht abzusehen sind. Wir wissen ganz genau, daß die Machthaber die revolutionären Leidenschaften nur zu gern anschwellen sehen, um in dem anarchischen Chaos, das nach und nach das Land ergreift, die Militärdiktatur einzuführen. Auf diese Weise glauben die Kurzsichtigen, eine Bewegung zu unterdrücken, für welche Tausende von Männern und Frauen seit den Dekabristen ihr Blut vergossen haben.

Die Militärdiktatur wird weitere Tausende von Menschenleben fordern, aber weder den Autokratismus retten, noch Rußland beruhigen.

Digitized by Google

Die Uniformfrage für das Heer.

Von Rogalla von Biberstein.

Unter den neuesten Kaiserbildern bemerkt man solche, die den Kaiser in graugrüner Uniform darstellen, offenbar von der Art, wie sie zurzeit von einer Anzahl Truppenteile, und zwar den Regimentern Nr. 3 und 149, dem 3. und dem 5. Jägerbataillon und dem Lehrbataillon, bei einem Vergleichsversuch mit der „feldgrauen Uniform" zur Probe getragen wird, und wie sie seit einiger Zeit bereits einige Flügeladjutanten des Kaisers angelegt haben. Diese neue Uniform besteht im speziellen für die Truppe aus einem graugrünen Waffenrock ohne blitzende Knöpfe, desgleichen graugrünen Beinkleidern, ebensolchem Helm mit gelber Verzierung, desgl. Tornister und Lederzeug sowie graugrüner Patronentasche, Brotbeutel, Feldflasche und Kochgeschirr und naturfarbenen Lederstiefeln.

Somit scheint, da der Kaiser in dieser Uniform bereits abgebildet ist, und einige Flügeladjutanten sie tragen, die „graugrüne Farbe" vor der „feldgrauen" den Vorzug erhalten zu sollen, obgleich dieselbe, bei den rheinischen Kaisermanövern von einem Bataillon getragen, sich dort bewährt haben soll. Allerdings sind die Berichte über die Tragversuche erst zum 1. April dieses Jahres fällig, und überdies soll bei den jüngsten Kaisermanövern an maßgebender Stelle die Äußerung erfolgt sein, daß zurzeit wichtigeres wie die Uniformfrage vorliege. Neuerdings lauteten die Urteile über die geringere Sichtbarkeit des Graugrünen gegenüber der des Feldgraues bei uns für ersteres günstiger. Ein Versuch mit Khakibraun, von dem berichtet wurde, scheint sich nicht zu bestätigen.

In fast allen großen und kleineren Heeren, wie im deutschen, französischen, russischen, österreichischen, englischen, italienischen, schweizerischen und dem der Union usw. beschäftigt man sich heute mit der Einführung einer kriegsmäßigen Uniform von möglichster Unsichtbarkeit im Gelände, oder hat man sich, wie in der dänischen und schwedischen Armee, bereits für eine graugrüne bzw. für eine graubraune entschieden. Noch stehen sich in den europäischen Heeren graugrün und Nuancen von grau und blau in Probeversuchen einander gegenüber, während in einigen großen außereuropäischen Armeen, offenbar infolge ihrer besonderen

Digitized by Google

Grundfarbenverhältnisse des Geländes, an der Khakifarbe festgehalten wird, so im indobritischen, japanischen und nordamerikanischen Heere, dem sich das chinesische neuerdings anzuschließen beginnt. Außer den neuesten dahingehenden Erwägungen waren es namentlich die Erfahrungen des Burenkrieges, und weniger dagegen die des russisch-japanischen, die auf die Annahme einer möglichst unscheinbaren Uniform hinwiesen; denn aus den kritischen Darstellungen dieses Krieges geht bis jetzt nirgends mit Bestimmtheit das Moment starker Verluste infolge der zu starken Sichtbarkeit der im russischen Heere während der ganzen Dauer des Krieges, im japanischen Heere während der ersten Hälfte desselben in den bisherigen Farbentönen gehaltenen Uniformen hervor. Allerdings erwies sich die indigoblaue Uniform der Japaner auf den im Frühjahr, im Sommer und Herbst gelbgrauen Feldern der Mandschurei als zu auffällig, jedoch wurden erst zu Beginn des zweiten Kriegsjahres gelbbraune Khakiuniformen nachgesandt, und die Truppen, namentlich die Kavallerie, soweit möglich, damit ausgerüstet. Ungeachtet dessen scheint es, daß man dem Einfluß der Uniformfarbe auf die Abminderung der Verluste eine zu große Bedeutung beimißt. Die Deckungnahme der Japaner durch Geländebenutzung und Eingraben, und später auch die der Russen im Gelände, war eine so gute, daß der russische Kapitän Solowiew, der den ganzen mandschurischen Feldzug mitmachte, in einem in der Petersburger Militärakademie gehaltenen Vortrage schon für jenen Feldzug die „Unsichtbarkeit des Gegners als den charakteristischen Zug des heutigen Gefechts" bezeichnen konnte, obgleich beide Heere, und zwar, wie erwähnt, die erste Hälfte des Feldzuges hindurch das japanische, keine besonders unscheinbare Uniform trugen. Wenn die Entfernungen, auf die in jenem Kriege in den ersten Phasen der Gefechte gekämpft wurde, zwar sehr große, in den letzten dagegen oft außergewöhnlich geringe waren, so daß es mehrfach zur Verwendung des Bajonetts und selbst von Handgranaten kam, so war doch der Gesamtverlust der Japaner von ihrer schließlichen Kriegsstärke von 1 200 000 Mann, die nach den Angaben des japanischen Kriegsministers auf den Kriegsschauplatz gesandt wurden, bei einer Kriegsdauer von 19 Monaten, mit rund einer viertel Million an Toten*) und Verwundeten, ein im Verhältnis

*) Auch infolge von Krankheit; der betreffende japanische Bericht datiert vom 30. November 1905.

Digitized by Google

weit geringerer wie der deutsche von 1870 und 1871, wo schließlich 569493 Mann und inkl. Nichtkombattanten 823146 Mann in Frankreich standen, und der Krieg nur 7 Monate währte, der deutsche Gesamtverlust aber in runder Ziffer 120000 Mann betrug. Dabei waren aber beide Heere im ostasiatischen Kriege, im Gegensatz zu den Gegnern von 1870, mit Repetiergewehren, und das russische zum großen Teil mit Schnellfeuerkanonen ausgerüstet. Die beiderseitigen Verluste waren daher zwar hohe, jedoch keine außergewöhnlichen und vermögen keinen entscheidenden Grund für die Einführung möglichst unscheinbarer Uniformen zu bilden.

Dazu bemerkt eine schweizerische militärische Autorität, der Oberst Divisionär U. Wille, der 1905 unseren Kaisermanövern beiwohnte: „Zu der allgemein verbreiteten Meinung, für den Krieg sei eine möglichst wenig sichtbare Uniform notwendig, möchten wir ein Fragezeichen machen. Das ist ja selbstverständlich, daß eine Uniformfarbe, welche auf weite Entfernungen die Truppe leichter zu erkennen und auf die eigentlichen Gefechtsentfernungen den einzelnen Mann zu einem sich deutlicher abhebenden Ziel macht, besser vermieden wird. Aber die nachteiligen Folgen derartiger Uniformfarben sind ganz bedeutungslos gegenüber den anderen Faktoren, von denen der Gefechtserfolg abhängt. Hätte die Uniformfarbe die Bedeutung, die man ihr heute beimessen will, wie die bezüglichen Versuche in allen Armeen beweisen, dann wäre in allen modernen Kriegen seit 1866 bis heute die Verhältniszahl der Getroffenen zur Zahl der verfeuerten Schüsse eine viel größere gewesen. Denn die Theorie von der Bedeutung der Uniformfarbe für die Verluste im Gefecht ist nur dann zutreffend, wenn behauptet werden darf, daß auf den entscheidenden Gefechtsdistanzen die Mehrzahl der Schüsse sorgfältig gezielt abgegeben wird, und daß auf die größeren Distanzen gar keine anderen Faktoren als die mehr oder weniger große Undeutlichkeit des Ziels das Treffen ungewiß machen.

„Wenn die Theorie von der Bedeutung der Uniformfarbe in der Wirklichkeit ihre Richtigkeit hätte, so wäre dies sofort als eine der ersten Folgerungen aus den Erfahrungen der Kriege von 1866 und 1870 hervorgetreten, es hat aber 30 Friedensjahre gebraucht, bis aus dem Burenkrieg, aus dem überhaupt nichts für den Kampf moderner Truppen abgeleitet werden konnte, auch diese Lehre gezogen wurde. Wäre die Deutlichkeit des Zieles von solcher Bedeutung, wie sie haben muß, damit die Lehre von der Uniformfarbe berechtigt wird, so hätten die Deutschen in den

Digitized by Google

Schlachten bei Metz noch ungleich größere Verluste erleiden müssen, und wären gegenüber diesen kaum zum Erfolg gekommen; denn das wesentliche ihrer Kampfesart war, daß sie sich nicht scheuten, dem Gegner günstige Zielobjekte zu bieten. Wir möchten glauben, daß dies in einem solchen Maß der Fall war, daß die Farbe der Uniform hierbei gar nicht in Betracht kam. Jene Erwägungen, welche nach einer möglichst unscheinbaren Uniform rufen, waren bei ihnen gar nicht vorhanden, darin erblicken wir die Ursache der Erfolge, und wir meinen, daß bei einem Gefechtsverfahren, das von gleichem Geist durchdrungen ist, der Vorteil einer weniger sichtbaren Uniform nur sehr bescheidenen Einfluß auf die unvermeidliche Größe der Verluste haben kann. Auf der anderen Seite aber ist zweifellos, daß der Sinn, welcher die Anwendung solcher Mittelchen zur Verringerung der Gefechtsverluste hoch einschätzt, dazu führt, daß noch nach anderen solcher Mittel gesucht wird, und dann, ohne daß man es will, ganz von selbst, allgemein dem klugen Denken über die Bedeutung der Vermeidung von Verlusten, ein größerer Einfluß auf die Gestaltung der Gefechtshandlung eingeräumt wird, als die Erreichung des Erfolges es ertragen kann. Das ist die Gefahr der Theorie über die Bedeutung der Uniformfrage, und kann leicht die Folge des durch angestrengte Studien erreichten Triumphs sein, endlich und zuerst die günstigste Farbe herausgebracht zu haben."

Hierzu sei bemerkt, daß zwar nach den Kriegen von 1866 und 1870 durch Einführung der Repetiergewehre mit gestreckterer Flugbahn und neuerdings nochmals verbesserten Geschossen sowie nunmehr der Schnellfeuergeschütze die Geschoßzahl und die Treffwirkung der Feuerwaffen, die die Verluste erzeugen, sehr gesteigerte wurden, dagegen die Wirkung der Verluste, denen erfahrungsmäßig eine Truppe im Durchschnitt noch standhält, bis jetzt noch keine nachweisbare Steigerung erfahren hat. Ferner vollzog sich das für das Mürbemachen und somit die Überwältigung des Gegners entscheidende Feuergefecht im ostasiatischen Kriege auf Entfernungen, in denen kaum der gutgedeckte Feind, geschweige denn die Farbe seiner Uniformen erkennbar waren; allerdings gelten heute, unter europäischen Verhältnissen, 800 bis etwa 1300 m als für das Infanteriegefecht entscheidende Entfernungen. Immerhin aber drängt der Zug der Zeit auf die Unscheinbarkeit der Uniformen hin, und die Heeresverwaltungen haben mit Rücksicht auf das moralische Element der Truppen

Digitized by Google

Grund, ihre Truppen durch weit sichtbare Uniformen nicht dem Feuer von Gegnern mit unscheinbaren Uniformen auszusetzen.

Allein für die Wahl und Gestaltung der Uniform nach Farbe oder Schnitt usw. sprechen noch ganz andere, gewichtige Faktoren mit wie der ihrer Unscheinbarkeit, und das wesentlichste Erfordernis einer neuen Uniform ist keineswegs ihre möglichste Unscheinbarkeit im Gelände, die überdies durch die Verbesserung der Feldstecher beträchtlich herabgemindert wird. Es sind dabei vielmehr auch die anderen Zwecke, denen die Uniform dienen soll, auf das sorgfältigste zu berücksichtigen. Die Uniform soll, wie ihr Name besagt, in erster Linie nicht nur im allgemeinen dem Heere äußere Gleichartigkeit geben, sondern namentlich auch seinen verschiedenen Waffengattungen, und im erforderlichem Maße einzelnen, besonders wichtigen Heereskörpern, wie den Armeekorps und Regimentern, leichte Erkennbarkeit, die durch die Farbe der Achselklappen und deren Nummern erreicht wird, und bei der Verwendung jener ins Gewicht fällt. Allein noch einen anderen Hauptzweck soll die Uniform seit Alters erfüllen, sie soll dem Soldaten ein schmuckes Aussehen verleihen, ihn durch ihre Kleidsamkeit von der übrigen Bevölkerung abheben und ihn mit einem gewissen Stolz auf das Waffenkleid erfüllen. Schon seit jeher wurde der Kriegerstand bei allen Völkern durch äußeren Schmuck ausgezeichnet und damit der Wert ausgedrückt, den man auf ihn legte, ferner aber wählte man mit Einführung der stehenden Heere, die anfänglich, seit Ludwigs XIV. Zeit, Söldnerheere waren, besonders kleidsame, zum Teil selbst prächtige Uniformen, die die junge Mannschaft zum Eintritt ins Heer verlocken sollten und diesen Zweck auch erfüllten. Bei den Heeren mit allgemeiner Dienstpflicht fällt dieser Zweck für die Masse der Mannschaft des Heeres allerdings fort, und kommt nur für die freiwillig den Militärberuf Erwählenden in Betracht. In neuester Zeit hatte man sich in England, dessen verschiedene, mannigfache Kolonialkriege die Verwendung verschiedenartiger Felduniformen, je nach den Bedürfnissen der sehr verschiedenartigen Kriegsschauplätze, hervorriefen, trotzdem für die Einführung einer einheitlichen, unscheinbaren Uniform für die Armee entschieden, war jedoch, infolge des darauf weit geringeren Rekruteneintritts, zur Rückkehr zu der alten, geschmackvollen roten Uniform für Garnison- und Repräsentationszwecke genötigt, während man sich nunmehr mit der Annahme einer graugrünen praktischen Farbe für die Felduniform beschäftigt.

Digitized by Google

Aus Petersburg wird zur Uniformfrage von über russische Verhältnisse gut informierter Seite berichtet: „Im Jahr 1882 kam der verstorbene Kriegsminister Wannowski auf die unglückliche Idee, Husaren und Ulanen abzuschaffen und der ganzen Armee, mit Ausnahme der Garde, eine namenlos häßliche und armselige Uniform zu geben. Obgleich die Wichtigkeit der Uniformfrage von vielen bestritten wird, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß die Verunschönerung der Uniform, die bis ans Grenzenlose reichte, den Geist der Armee und besonders der Kavallerie ungemein abgeschwächt hat. Im Sommer 1905, und somit erst gegen Ende des Krieges, wurde zwar auf Veranlassung des General Linewitsch eine Kommission gebildet, um auf Grund der Gutachten der kommandierenden und anderer Generale Vorschläge für eine geeignetere Uniformierung und Ausrüstung zu machen, deren Ergebnis hinsichtlich der Uniform im wesentlichen das folgende war: Die Friedensuniform soll hübsch und elegant, die Kriegsuniform dagegen so einfach wie nur möglich sein. Die letztere soll graugelb sein, im Winter von Tuch, im Sommer von solider Baumwolle, ein Blusenrock mit niedrigem Kragen, ein weites, graugelbes Beinkleid, ein leichterer, ebenfalls gelblicher Mantel usw. Allein diesen offenbar für den mandschurischen Kriegsschauplatz bestimmten und zweckmäßigen Vorschlägen traten die von der in Petersburg unter dem Vorsitz General Batjanows tagenden Kommission nunmehr getroffenen Bestimmungen gegenüber, daß, da sich die graugrüne russische Uniform in der Mandschurei gut bewährt habe, die Farbe der Uniform unverändert bleibt, die Infanterie zweireihige Uniform mit Besatz in den Regimentsfarben, graublaue Beinkleider, für den Krieg statt der Metallknöpfe solche aus Horn, für den Sommer Khakiblusen erhält, eine Paradeuniform beibehalten, der graue Mantel mit schwarzem Kragen besetzt wird, der Säbel eine Metallscheide erhält.

Auch im Heere der Union, die sich zurzeit mit dessen Ausgestaltung eingehend beschäftigt, läßt man sich das Aussehen der Soldaten recht angelegen sein, und ist eine besondere Kommission mit der Uniformfrage beschäftigt, die Khaki für den Sommer und Tuch für den Winter sowie die Reformvorschläge eines ersten englischen Militärschneiders annahm, so daß die amerikanische Armee binnen Jahresfrist die am besten der Welt gekleidete sein soll. Allerdings hat man in der Union, die über ein Werbeheer verfügt, besonderen Anlaß, die Uniformen geschmackvoll zu gestalten.

Digitized by Google

In Italien ist dagegen eine sehr unscheinbare, dem Kaiser unlängst vorgeführte Uniform von der Farbe dichten Rauches bei einem Alpenbataillon in Versuch, während in Frankreich beim 43. Linienregiment eine „eisengraue" Farbe, eine Art stumpfes Blau erprobt wird, Österreich und die Schweiz dagegen der hechtgrauen Farbe der Kaiserjägeruniform den Vorzug gibt, daneben aber auch ein anderes Grau sowie Eisenfarben und Khakifarben erprobt.

Die jetzt bei uns zur Wahl stehende graugrüne Uniform sieht zwar neu ganz leidlich aus, ist jedoch wie alle hellen Uniformen empfindlich in der Farbe, und wird bei längerer Tragezeit, wie ähnliche Uniformstoffe bewiesen, so unansehnlich, daß sie den einen Hauptzweck der Uniform, die Kleidsamkeit, verfehlt. Wenn das auch im Felde keineswegs in Betracht kommt, so fällt es doch für die lange Friedenszeit der Heere sehr ins Gewicht. Denn der Soldat muß sich, wie nochmals betont sei, in seiner Uniform fühlen, auf Urlaub in seiner Uniform sich vor seinen Altersgenossen durch sie auszeichnen, und sie muß schmuck sein, auch um den freiwilligen Eintritt ins Heer, sei es als Unteroffiziers- oder als Offiziersaspirant oder in besondere Waffengattungen, anzuregen. Ganz besonders gilt dies für den Eintritt der dreijährig Freiwilligen in die Kavallerie, die ihnen ihr bestes Element verdankt, das als Söhne ländlicher Besitzer mit Pferden Bescheid weiß und oft Generationen hindurch in den Kavallerieregimentern dient. Auch der gute Offiziersersatz der Kavallerie wird sehr erheblich durch die schmucken Uniformen gefördert. Wenn auch das gleiche nicht hinsichtlich der Uniform unseres einzelnen Infanteristen gilt, so ist dieselbe doch, in Masse auftretend, eine stattliche, kriegerische. Überdies ist sie insofern praktisch, als sie mit einem neuen Besatz leicht wieder aufzufrischen und ansehnlich zu machen ist. Ihr Schnitt aber könnte verbessert, und auch durch hübschere Paspelierung, ähnlich der Uniform der italienischen Armee und anderer, leicht geschmackvoller gestaltet werden.

Wir sind daher der Ansicht, daß für die Exerzier- und die Garnisondienstzwecke, die des Wachtdienstes, und da wo die Truppe repräsentativ auftritt, eine kleidsame Uniform, und zwar unter geschmackvoller, unkostspieliger Ausgestaltung, etwa die jetzige, historisch überkommene und bewährte Uniform im Frieden beizubehalten ist, auch der Umstand, ob Bayern, wenn wir eine einzige graugrüne oder feldgraue Uniform annehmen, diesem Beispiel, in Anbetracht seines historischen Hellblaus folgen wird,

Digitized by Google

verdient Berücksichtigung, daß dagegen für den Krieg wie für die Manöver, den Felddienst und die Garnisonübungen, in Anbetracht des in fast allen Heeren dahinzielenden Strebens, eine besondere Felduniform, die unkleidsam sein kann, zu wählen ist. Zwar hat eine doppelte Uniform manche Unzuträglichkeit in der Anfertigung und ökonomischen Verwaltung im Gefolge, allein besondere, namhafte Kosten brauchten durch sie dem Lande nicht zu erwachsen. Denn von den fünf Uniformgarnituren, die die Truppen durchschnittlich besitzen, könnte nach Maßgabe der vorgeschriebenen Auffrischung die erste Garnitur in der neuen Felduniform als Kriegsgarnitur auf den Kammern lagern, und die vierte oder die fünfte Garnitur dieser Uniform für Manöver- und Felddienstzwecke verwandt werden. Wir würden somit durch die Annahme zweier Uniformarten keiner größeren Anzahl von Garnituren bedürfen, und die Einführung der neuen, nach Maßgabe des Ausscheidens der alten, allmählich stattfinden können und müssen, da für unsere gewaltige Kriegsstärke des Heeres enorme Uniformbestände auf den Kammern usw. lagern. Bürgert sich jedoch die neue Felduniform beim Heere mit der Zeit derart ein, daß sie dort beliebt wird und auch in der Bevölkerung bezüglich des freiwilligen Eintritts Anklang findet, so wäre gegen ihre allmähliche, ausschließliche Einführung nichts einzuwenden. Vor der Hand aber müssen wir für die lange Friedenszeit mit der Zierde, die die Uniform für den jungen Soldaten bilden soll, als einer der Imponderabilien rechnen, gegen die man nicht ungestraft verstößt.

Die Barmherzige Schwester.

Von Baranzewitsch.

Deutsch von M. Beßmertny.

I.

Drei Jahre lang trug sie nun schon das Abzeichen des Roten Kreuzes auf der Brust. Niemand, auch nicht ihre Mutter kannten den eigentlichen Grund, warum sie diesen Beruf ergriffen hatte. Alle glaubten, sie wäre in den Orden eingetreten, weil sie weder hübsch noch ganz jung mehr

Digitized by Google

war, weil sie auf eine Verheiratung nicht hoffen konnte und weil man doch schließlich leben muß!

Allerdings war die Lebensfrage wichtig! . . .

Jegor Iwanitsch Tjuken, ein armer Beamter, verschied ganz plötzlich in seinem 68. Lebensjahre, und seine Familie, bestehend aus seiner Gattin, zwei Töchtern und drei Söhnen, blieb gänzlich mittellos.

Es gelang der Witwe, eine kleine Pension zu erwirken, und sie reiste mit vier Kindern zu einer Verwandten nach der Provinz.

Mascha, die älteste Tochter, wurde zunächst Gesellschafterin bei einer reichen, liebenswürdigen, alten Dame. Sie machte zwar keinen Unterschied zwischen der Gesellschafterin und dem Stubenmädchen, aber Mascha unterdrückte das Gefühl der Beleidigung und schwieg. Sie schwieg überhaupt meistens, und das mißfiel ihrer Prinzipalin, die nie recht wußte, ob das junge Mädchen sich bei ihr wohl fühlte oder nicht.

Mitunter entdeckte die Alte Tränen in den Augen Maschas, die meistens blaß und niedergeschlagen aussah. Auf alle Fragen war jedoch die Antwort „ja", „nein" und ein erneutes Schweigen.

Die alte Dame versuchte durch die Mutter, die manchmal nach Petersburg kam, einen Einblick in Maschas Seele zu gewinnen.

„Sagen Sie, mein Täubchen," begann sie, „was ist denn eigentlich mit Mascha?"

„Nun, was denn?" fragte diese.

„Was? Aber ich bitte Sie, das Mädchen ist doch so sonderbar! Es tut und schafft unermüdlich und tadellos und läßt keinen Ton von sich hören!"

Durchdringend blickte die Alte die Mutter an, von deren bebenden Lippen sich die Worte entrangen:

„Ich weiß nicht, aber das Leben scheint ihr wohl wenig heiter zu sein! . . ."

„Haben Ihre andern Kinder es etwa besser? Und die sind doch froh und lebenslustig!"

„Nein, nein, meine Liebe, des Pudels Kern wird jener unglückselige Roman sein!"

„Ich kann es wirklich nicht sagen! . . ."

„Aber ich! Sie hat jenen elenden Menschen geliebt, und dieser Roman hat sie bis ins Innerste erschüttert. Sagen Sie, Herzchen, hat sie damals viel geweint und sich gegrämt?"

„Ich . . . ich weiß wirklich nicht! Sie hat sich damals gänzlich in Schweigen gehüllt und verändert. Früher war sie das heiterste Wesen, und ihr sprühender Humor und leuchtender Witz, der keine Rücksicht kannte, gaben meinem Manne und mir oft zu denken. Plötzlich aber schien das Feuer in ihr erloschen zu sein! . . ."

„Und sie verstummte! . . . Ja, es ist etwas in ihr gebrochen, das ist ganz klar! Sie interessiert mich, und wäre ich jünger, so hätte ich mich gern bemüht, ihr andere Seiten des Lebens zu zeigen, sie aufzurichten, aber — wo könnte ich alte, kranke Frau daran denken! Ich muß sehen, daß ich sorgfältig gewartet und angenehm unterhalten werde. So leid es mir tut, werde ich mich doch von Mascha trennen müssen!" —

Als das junge Mädchen allein und mittellos in Petersburg dastand, fand sie nichts anderes, als ihre Zuflucht zur Krankenpflege zu nehmen.

Digitized by Google

II.

Ihre großen brennenden Augen, die einst nur von Liebe und Vertrauen sprachen, blickten jetzt ängstlich und argwöhnisch auf alle Leute und auch auf die Kolleginnen im Stift. Sie hielten sie für eine übermütige Streberin, die sich durch ungewöhnliche Pflichttreue bei der Obrigkeit beliebt machen wolle, und wendeten sich gänzlich von ihr ab.

Nur zwei ältere Schwestern im Ordenshause, die schon vielerlei erfahren hatten, errieten, daß Maschа Tjukens Seele von den Dornen des Lebens zerrissen, daß ihre Hoffnung von einem vernichtenden Sturm geknickt war. Still und ruhig vollbrachte Maschа ihre Arbeit, die stets umfangreicher wurde, da sie gerade immer auf denjenigen Posten gestellt wurde, wo die Krankenpflegerin die schwerste Verantwortung fand und die größte Aufopferung auszuüben hatte. Dieser Vorzug erweckte den Neid der anderen Schwestern, die genau wußten, daß die Ärzte Maschas sanftes Wesen und heldenhafte Selbstverleugnung hochschätzten.

Oft fehlte diesem zarten jungen Mädchen die physische Stärke, einen Kranken auf die andere Seite umzuwenden oder ihm auf die Beine zu helfen, aber nie versagte ihre moralische Kraft, wenn es galt, mit himmlischer Geduld seine Klagen anzuhören und sie zu besänftigen, nächtelang mit offenen Augen an der Leidensstätte zu sitzen und bei der leisesten Bewegung des Patienten liebevoll und hilfsbereit seine Hand zu ergreifen.

Unter den Ärzten, die einstimmig ihre Leistungsfähigkeit bewunderten, war der vielbeschäftigte Dr. Sergeji Pawlowitsch Grosdjew, der sie unablässig beobachtete. Er konnte es nicht fassen, wie das kleine, magere, junge Geschöpf mit den großen Rehaugen immer neue Energie aus sich schöpfen konnte, um nach einer durchwachten Nacht noch einen schweren Tagesdienst zu erledigen. „Was mag sie wohl an der Seite des Kranken denken, der sie mit seinen Launen und überreizten Nerven quält und undankbar, wie die meisten Leidenden, ist?“ So dachte Grosdjew und fragte sich wiederholt:

„Sollte die reine christliche Barmherzigkeit sie zu dieser Liebesarbeit geführt haben oder vielmehr der Wunsch, durch diese das eigene gequälte Herz zum Schweigen zu bringen, einen Schatten, der ihr im Rücken stand, zu verscheuchen?“

Als sie beide einmal gemütlich miteinander plauderten, fragte er offen:

„Maria Jegorowna, welches Motiv führte Sie dazu, mit solchem Eifer sich der schwersten Aufgabe zu widmen?“

Sie schaute ihn mit ihren großen, strahlenden Augen an und erwiderte:

„Ich bedaure sehr die Kranken, alle Kranken, sie müssen es recht hart haben! . . .“

„Gewiß! Und es ist die Pflicht eines jeden, der es kann, dem Kranken zu helfen. Aber wie kamen Sie als gesunder Mensch auf den Gedanken der Krankpflege? Es ist doch natürlich, daß der Gesunde an Gesunde denkt, dem so viele Freuden offen stehen! . . .“

„Die Freuden sind vergänglich, und schließlich ist es immer dasselbe Ende — Krankheit und Tod! . . .“

Es schien ihm, als wollte sie noch etwas sagen, doch der günstige Moment entschlüpfte, und die mimosenhafte Seele des jungen Mädchens

Digitized by Google

schloß sich wieder. Es senkte den Blick und ging leise und unmerklich weg, umflossen von seinem dunkelbraunen Ordenskleide.

III.

Viele dieser braungekleideten Schwestern mit dem schwarzen Tuche über der weißen Haube und mit dem roten Kreuz am Ärmel versammelten sich an einem unfreundlichen Wintertage auf dem Güterbahnhof.

Leise knarrten die Schlitten, die auf dem Schneewege die Barmherzigen Schwestern und die Barmherzigen Brüder zum Bahnhof brachten. In einem dieser Schlitten saß auch Mascha Tjuken. Sie war so klein und unscheinbar, daß Grosdjew sie nur mit Mühe entdecken konnte.

Sie ahnte, daß er nur ihretwegen gekommen war, und ließ ihr Auge mit dem Ausdruck des Dankes lange auf ihm ruhen.

„Bereuen Sie nicht, daß Sie sich zur Reise entschlossen haben?" fragte er.

„Nein!" antwortete sie einfach und still.

Sie standen beide am Ausgang der Plattform, wo der heftige Zugwind über die Füße fegte und den Schnee in Klümpchen hineinjagte. Grosdjew empfand ein Gefühl des tiefsten Unbehagens. Plötzlich fiel ihm ein, wie Mascha einmal zu ihm gekommen war, um sich Instruktionen für die Behandlung eines Patienten zu holen. Er hatte sie genötigt, mit ihm den Tee zu trinken, und sie spielte anmutig die kleine Wirtin an dem summenden Samowar. An jenem Tage heulte der Schneesturm auch hinter den Fenstern, aber in seinem Eßzimmer war es warm und gemütlich. Sie sprachen vom Theater und von einem neuerschienenen Buche, dessen Autor das Glück zu definieren bemüht war. Mascha konnte die Betonung des engen Begriffs vom individuellen Glücke nicht billigen, und Sergeji Pawlowitsch lachte sie aus und sagte, das Glück verdiene nur seinen Namen, weil jeder einzelne es sich selbst schmieden müsse . .

Solche interessante Unterhaltungen und Debatten hätte er also nicht mehr zu erwarten, denn sie würde nicht mehr in seinem behaglichen Zimmer sitzen! Sie — ging den Schrecken des Krieges, der Entbehrung, vielleicht dem Hunger entgegen!

Und warum! Wieder quälte ihn die Frage, ob die allgemeine Not oder ein geheimer Grund sie auf diesen Weg geführt habe. Grosdjew begann die Menge zu beobachten. „Natürlich," sagte er sich, „ist ein gewisses „etwas" vorhanden, das diese bunte Masse, — den Bauer, den schneidigen Gardeoffizier, die elegante Dame und die Händlerin verbindet. Das ist die Anteilnahme am Kriege und an allem, was mit demselben zusammenhängt, ganz gleich, ob es sich um den Mann handelt, der die Depeschen an die Mauer klebt, oder um den Munitionstransport oder um die Militärbeförderung."

Sergeji Pawlowitsch richtete seine Aufmerksamkeit auf die Barmherzigen Schwestern. Die meisten waren junge Mädchen, deren Äußeres nicht eheverheißend war, und ihr Beruf war ihnen nur eine Brotstelle. Er kannte viele von ihnen als fleißige und tüchtige, aber auch als ganz unintelligente Personen. Von einer Idee hatten sie sich bei Beginn ihres Berufes ebensowenig leiten lassen als jetzt. Man schickte sie nach Ostasien,

Digitized by Google

und sie gingen, um der Obrigkeit zu gehorchen. Gern wären sie zu Hause geblieben und sahen daher betrübt und verweint aus. Die ganz jungen faßten die Sache leichtfertig auf, lächelten, scherzten, als freuten sie sich auf die frischen Eindrücke der bevorstehenden Reise.

IV.

Die Glocke läutete. Alle fuhren zusammen, drängten sich aneinander, und selbst die Jugend wurde feierlich gestimmt im Gefühl, daß sie den Mittelpunkt bilde, um den sich der Haufe der Begleitenden versammelt hatte.

„Maria Jegorowna, wollen Sie noch einige ärztliche Ratschläge hören? Sie werden Ihnen nützen!" sagte Grosdjew.

„Welche Ratschläge?" fragte sie.

„Gehen Sie nicht erschöpft an die Arbeit, trinken Sie kein rohes Wasser und hüten Sie sich vor Erkältung! . . ."

Er blickte verstohlen nach ihr hin und merkte, daß sie ihm gar nicht zuhörte, sondern daß ihre Gedanken weit, weit entfernt von dem waren, was er ihr sagte.

Er war sich in diesem Augenblicke selbst wohl bewußt, daß er nicht das sagte, was er sagen sollte und was er sagen wollte.

Die Warnung vor rohem Wasser war überflüssig, aber klipp und klar sollte er sagen: reisen Sie nicht, Sie haben dort nichts zu tun, während Ihre Anwesenheit hier notwendig ist . . .

Dieses Mädchen war nicht nur geeignet, physische, sondern auch psychische Schmerzen zu heilen. Sie gehörte nicht in das derbe Milieu des Kriegsschauplatzes hin . . . Der Krieg kam und wird vorbeiziehen, wie viele andere Kriege, ohne tiefe Spuren in der Menschenseele zu hinterlassen. Die blutigen Hekatomben von Tausenden von Menschenleben haben die Leute kaum klüger, geschweige, denn glücklicher gemacht!

„Ich danke Ihnen, Sergeji Pawlowitsch!" erwiderte das junge Mädchen kurz.

„Werden Sie meine Vorschriften befolgen?"

„Ich werde!"

„Und — vielleicht geben Sie die Reise auf! —" platzte er unwillkürlich herrus.

„Jetzt ist es zu spät!"

„Und früher? Es war doch Zeit genug zum Überlegen, zum Bereuen und — zum Aufgeben des Reiseplanes!"

„Warum? Alle reisen, und ich reise eben auch! Wenn jeder sein Wort zurückziehen wollte, das schriftlich bekräftigt werden mußte, würde schließlich niemand reisen! Und warum glauben Sie, daß ich besser täte, hier zu bleiben?"

„Nun . . . mir scheint, Sie fänden hier genug zu tun . . ."

„Dort sind mehr Leute, die der Pflege bedürfen!" erwiderte sie.

Es wurde zum zweitenmal geläutet.

„Ich muß einsteigen!" sagte sie, an den Wagen herantretend. — „Leben Sie wohl und — Dank, vielen Dank für alles!"

„Wofür danken Sie?"

Digitized by Google

„Für Ihre Aufmerksamkeit, für Ihr Interesse . . . leben Sie wohl."

„Glückliche Reise!"

Er drückte ihr herzlich die Hand und sagte: „Schreiben Sie, bitte . . . wie es Ihnen gehen wird . . . werden Sie schreiben . . .?"

„Ich werde schreiben!" antwortete sie kurz.

Die Begleitenden stürzten nach den Wagen, sie streckten die Hände aus, sie weinten und verabschiedeten sich bewegt von den Fortziehenden. Sergeji Pawlowitsch fühlte, wie sein Herz sich zusammenzog. Tränen traten in seine Augen, und er empfand ein tiefes Mitleid nicht nur mit Mascha, sondern mit all diesen jungen Mädchen, die genötigt waren, nach dem Kriegsschauplatze zu reisen. Er war jetzt mehr denn je überzeugt, daß sie alle einem Zwange und nicht dem inneren Drange folgten. Merkwürdig, er bemitleidete alle andern mehr als Mascha, denn es schien ihm plötzlich, als sei sie die einzige, die genau wisse, warum sie in den Krieg ging. Er schätzte ihren festen Sinn und ihre Verschlossenheit, die den wahren Grund ihrer Abreise nicht bekannt geben wollte.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Schwestern standen an den offenen Fenstern und winkten mit den Taschentüchern. Ein junger Mann riß den Mund weit auf und schrie: Hurra! Die Menge fiel in diesen Ruf ein, es flogen Mützen und Hüte in die Höhe, und die Frauen bekreuzten sich in stillem Gebet.

„So geht das Leben wie ein aufgezogenes Uhrwerk dahin!" dachte Grosdjew, als er nochmals Mascha einen Gruß zuwinkte und dann dem gewöhnlichen, öden Alltag entgegenging, den er hier im Augenblicke des anregenden Austausches und der bewegten Stimmung vergessen hatte. „Alle nach einer Schablone!" dachte er. „Und wozu auch anders sein? Da ist das Amt, die Praxis und das Kartenspiel . . . Maria Jegorowna aber hat den letzten Akt ihres Dramas ausgespielt, wie? — Das ist ihre Privatsache! Ihre Seelenpein hat sie fremden Augen zu entziehen verstanden, wie schweren Kampf es sie auch gekostet haben mag! Dort — wohin sie geht, schlägt jetzt der Puls des Völkerlebens, und es treiben die lebendigen Kräfte mit fiebernder Hast! . . . Ja, gerade dort werden starke Persönlichkeiten gebraucht, die mit Fanatismus an einer Idee hängen. Je mehr Leute dieses Schlages sich dort begegnen, desto besser für die Sache und ihren Sieg! . . .

Maria Jegorowna ist eine dieser zielbewußten, energischen Persönlichkeiten. Gott segne sie und schenke ihr Erfolg in ihrem heiligen Wirken!"

Aber — ihre Seele hatte sie behutsam vor jedem fremden Blicke dennoch verschlossen gehalten . . .

Digitized by Google

Heinrich von Kleist in seinen Briefen.

Von S. Rahmer.

Die Briefe Heinrich von Kleists liegen als fünfter Band der von Erich Schmidt herausgegebenen neuen kritischen Gesamtausgabe zum ersten Male gesammelt vor uns. Ein schmächtiger Band und eine geringe Ausbeute von nicht mehr als 195 Briefen, von denen viele nur Brieffragmente, briefliche Notizen sind, manche überhaupt ihrem ganzen Charakter nach nur Studien und Abhandlungen, an bestimmte Personen gerichtet. Das ist eine befremdende Erscheinung, gegenüber der Tatsache, daß Kleist mit einzelnen Familienmitgliedern, mit Freunden und Freundinnen gern und über die Straße weg auf das lebhafteste korrespondierte, daß er mit Behörden und Vorgesetzten vielfach in Verbindung trat, und daß er, mitten im Getriebe einer lebhaft bewegten Zeit, nach allen Richtungen hin die verschiedenartigsten Interessen vertrat. Die zahlreichen Lücken in der Korrespondenz sind um so bedauerlicher, als die Briefe, richtig gedeutet, das einzig sichere und zuverlässige Material zu einer Biographie des Dichters bieten, als wir hier wichtige Beiträge zu seiner geistigen Entwickelung und zum Verständnis seiner Werke finden, als diese flüchtig hingeworfenen Stimmungsbilder ungewöhnliche und einzigartige schwere, reiche und volle Ergüsse sind, die uns hineinblicken lassen in den tiefen und weiten Schacht einer ungewöhnlichen und komplizierten Menschenseele.

Die Briefe sind in der üblichen Weise chronologisch angeordnet. Mir wäre es richtiger erschienen, in der bisherigen Anordnung die Briefe an die Braut, an die Schwester, an die Behörden, an Freunde und Freundinnen zusammenzufassen. Einmal hat die chronologische Anordnung wenig Wert, wo so weite Lücken in der Berichterstattung klaffen, und wo die Datierung der Briefe vielfach zweifelhaft ist, dann aber vor allem schmiegt sich Kleist mehr als jeder andere Briefschreiber der Eigenart, dem Wesen, der Besonderheit des Adressaten an, er erscheint in jeder der Briefgruppen als ein anderer und zeigt sich jedesmal von einer neuen Seite: das eine Mal als Philosoph und Student, der an der eigenen Vervollkommnung arbeitet und mit peinlicher Dringlichkeit und einem überraschenden Ernste um die Heranbildung seiner jungen Braut bemüht ist, die er den Interessen des Gesellschafts-

Digitized by Google

lebens zu entreißen und in den Kreis seiner Gedankenwelt überzuführen sucht; das andere Mal wieder als der ringende und kämpfende Mensch, der in der Wahl eines Berufes hin- und herschwankte, und der in den Kämpfen und Widerwärtigkeiten des Lebens materielle Unterstützung bei der zärtlich geliebten Schwester suchte; und schließlich als der Dichter und Theoretiker, der, sonst so verschlossen, wo er auf Verständnis rechnen kann, uns durch tiefernste und geheimnisvolle kunstästhetische Betrachtungen überrascht. Nur auf diese letzte, leider sehr dürftige Gruppe von Briefen kann sich der Vermerk in der Einleitung des Herausgebers beziehen, daß die Briefe als ein Ersatz der verlorenen Geschichte seiner Seele gelten können. Denn, wenn in dem einzigen Bericht, den wir über diese wichtige Arbeit besitzen, gesagt ist, daß sie zu einem vollen Verständnis von Kleists Schriften erforderlich sei, müssen wir wohl annehmen, daß sie im wesentlichen kunstästhetische Betrachtungen enthielt, und daß sie uns einführen sollte in die Werkstatt seines dichterischen Schaffens.

Die wichtigste Errungenschaft der Sammlung sind die nach den Originalen verbesserten und ergänzten Briefe an die Braut. Freilich der Gesamteindruck wird dadurch nicht geändert. Wer wie Kleist mit der dürren Härte eines Doktrinärs langatmige Betrachtungen an seine Braut schreibt und nur bisweilen seinen Briefe, gleich als ob er sich besinne, einige zärtliche Lichter aufsetzt, wer seiner Braut den Zweck des Weibes mit einer gewissen Erhabenheit, aber dabei ohne Schmeichelei der Phantasie auseinandersetzt, wer die Bedeutung einer Gemeinsamkeit in Liebe so unverschleiert darlegt — der kann nicht eine wahre Zuneigung empfinden und täuscht sich über sein Gefühl. Kleist liebte in Wilhelmine mehr das Bild, das er sich von ihr abstrahierte, als sie selbst. Wie Jo nach dem Mythos den persönlich wirkenden Gott aus der ungestalten Wolke hindurchfühlte, so umarmte Kleist in der Begegnung mit einer Gestalt der leibhaften Wirklichkeit vielleicht nur Nebel und Dunst. In seinem offenen Geständnis, daß unruhige Wünsche ihn in seiner Beschäftigung stören, daß er ein Weib brauche, um moralisch gut zu bleiben, daß er deshalb die Notwendigkeit fühle, bald ein Weib sein eigen zu nennen — sehe ich den Schlüssel zu dem Rätsel von Kleists Brautzeit.

Die Briefe des Schülers Kleist zeigen ihn weniger als einen selbständigen Denker, denn als einen Nachempfinder, der alles der Lektüre, dem Einflusse seiner Lehrer und anderer verdankt. Selbst in der systematischen Jagd nach Bildern scheint er den Spuren

Digitized by Google

seines Vorfahren, des Dichters Ew. Christ. v. Kleist gefolgt zu sein. Denn schon von diesem berichtet Goethe (Aus meinem Leben, II. Teil), daß er diejenigen, welche ihn wegen seiner öfteren, einsamen Spaziergänge befragten, geantwortet habe: er sei dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Und Goethe fügt hinzu, daß er als Leipziger Student, an dieses Vorbild gemahnt, ernstlich aufgefordert wurde, auf die Bilderjagd auszugehen.

Die Schwesterbriefe waren durch Kobersteins Veröffentlichung in einem fast lückenlosen und ziemlich fehlerfreien Druck auf uns gekommen. Es berührt deshalb eigenartig, wenn der Herausgeber zu wiederholten Malen geflissentlich auf die Fehler früherer Ausgaben hinweist. Die Briefe sind uns nicht bloß die natürlichste und wichtigste Quelle für das Leben Kleists, sondern da sie, wie vielfach hervorgehoben wurde, zum Teil Studienblätter, zum Teil unter dem Einflusse dichterischen Schaffens und dichterischer Studien auf das Blatt geworfen sind, so bieten sie auch ungewollt manche Erklärung für seine Werke und seine poetischen Absichten. So scheint mir der Brief aus Omer (Nr. 71 der Sammlung) ein Licht zu werfen auf des Dichters Guiscard-Pläne. Wukadinovic*) hat nach Spuren des Guiscard in den späteren Werken des Dichters gesucht. Er vermutet, daß Kleist die Schlußszene seines Dramas nach seiner mutmaßlichen Quelle, dem Aufsatze Funcks in den Horen (1797), gestaltet hat. Nach dem Tode Guiscards stürzt das Heer, von panischem Schreck ergriffen, auf die Schiffe, ein fürchterlicher Sturm ergreift die Flotte, und nur ein kleiner Teil des mächtigen Heeres, das noch vor wenigen Tagen einem Kaisertum den Umsturz drohte, sieht die Heimat wieder; nur mit Mühe konnte man dem wütenden Elemente die leblosen Reste des Helden entreißen. — Dies ist der Vorwurf, der den Dichter beschäftigte und seinen Geist beherrschte. In dem zitierten Schreiben kündigt er der Schwester an, daß er sein Werk vernichtet habe, daß er französische Kriegsdienste nehmen und mit dem Heere nach England hinüberrudern werde — und da bei dem Gedanken an das Meer und ans Schiff kommt ihm die Guiscard-Reminiszenz, und er bricht seinen nüchternen Brief ab und schreibt in plötzlicher Ekstase: „— unser aller Verderben lauert über den Meeren, ich frohlocke bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab.“ Aus dem „prächtigen Leichenstein“ am Eingang des Fragments ist hier ein „unendlich prächtiges Grab“ geworden.

*) Kleiststudien, Stuttgart und Berlin 1904.

Digitized by Google

Wer nach Guiscard-Anklängen sucht, wird übrigens auch eine solche im vorausgehenden Briefe finden, wo Kleist von dem Prätendenten mit Ansprüchen unter einem Haufen von Menschen spricht, die sein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen.

So abstoßend der sophistisch-doktrinäre Ton in den Briefen an die Braut wirkt, so wohltuend berührt die liebevoll besorgte Anteilnahme in den Briefen an die Freunde, die schon während der Militärzeit sich gewöhnt hatten in ihn den Lehrer und geistigen Führer zu sehen, und die, wie ich aus sicheren Quellen erfahre, den weiten Weg von Potsdam nach der Residenz durch den märkischen Sand an freien Nachmittagen nicht scheuten, um bei ihm ein Kolleg über Kantische Philosophie zu hören. Über die Briefe hinaus erscheint mir auch der an Rühle gerichtete Aufsatz: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken usw., ein schönes Dokument des liebevollen und feinfühligen Freundes, der auf Umwegen und nach langen Ausführungen auf die Unzulänglichkeit der Prüfung und die ungerechte Beurteilung des Kandidaten im Examen zu sprechen kommt, offenbar um seinen Freund über ein schlecht bestandenes Examen zu trösten. Nirgendwo offenbart sich Kleists lautere Gesinnung, das liebevolle Herz, der hilfsbereite Sinn, der stets mehr gibt, als er empfängt, schöner und deutlicher als in seinem Verhalten und in den Briefen an seine Freunde. Als Schlotheim einen verunglückten Selbstmordversuch unternimmt, eilt er von Berlin an sein Krankenlager, wacht tage- und nächtelang bei ihm und ergreift vor der empörten Öffentlichkeit die Partei seines Freundes; während der Mühen und Drangsale der französischen Gefangenschaft steht er den mitgefangenen Offizieren mit Rat und Tat zur Seite — Ehrenberg hatte vom moralischen Standpunkte gewiß kein Recht, an die Hinterlassenschaft Kleists eine Forderung zu stellen —, das geringfügigste Mißverständnis im Verkehr mit Lohse und später als Redakteur der Abendblätter sucht er durch das weitgehendste Entgegenkommen aus der Welt zu schaffen, die ersten schwachen dichterischen Versuche Rühles begrüßt er mit freudigem Erstaunen und verfolgt das Geschick seiner Freunde nach 1806 mit liebevoller Besorgnis. Ja, gerade im Verkehr mit seinen Freunden macht sich gelegentlich eine an ihm befremdende übergroße Empfindlichkeit, eine überzärtliche Güte und eine gewiße Ekstase bemerkbar. Der Brief an Lohse, der allerdings in die Zeit größter seelischer Erschütterungen fällt, verrät eine nahezu weibische Empfindsamkeit, eine übertriebene Güte, die auf der Nadelspitze feinster Empfindlichkeit balanciert, um dann

Digitized by Google

unvermittelt in Bitterkeit und Widerwillen umzuschlagen. Und unter den hier zum ersten Male der Öffentlichkeit übergebenen Briefen an Pfuel — sie befanden sich seit Jahren in meinem Besitz (s. u.) und waren manchem Kleist-Forscher bekannt — verrät der erste eine Ekstase, die an manchen Stellen die Grenze zwischen Freundschaft und Liebe verwischt. Es wäre die Pflicht des Herausgebers gewesen, in einem ausführlichen Kommentar zu diesem Briefe (Nr. 80 der Sammlung) das Sexualleben Kleists zu untersuchen. Der einzige Hinweis auf die Gesetzgebung des Lykurgos im Kommentar genügt nicht, denn es finden sich in diesem Briefe verfängliche Stellen genug, die denen viel Stoff bieten, welche den sexuellen Zwischenstufen mit Eifer nachjagen. Es ist ja verführerisch genug, die Schwierigkeit des Kleistproblems dadurch zu lösen, daß man den Dichter denen beizählt, die an einer angeborenen Anomalie des Sexuallebens leiden. An Andeutungen in diesem Sinne hat es niemals gefehlt, und als ich den Briefentwurf Brockes' an Kleist veröffentlichte, erhielt ich anonyme Zuschriften aus literarischen Kreisen, welche scheinbar ganz unverfängliche Stellen im Sinne einer Homosexualität Kleists deuteten. Diese Erfahrungen waren der Hauptgrund, der, wie in nahestehenden Kreisen bekannt, mich so lange abhielt, mit den Briefen an Pfuel in die Öffentlichkeit zu treten. Der Herausgeber hätte die Pflicht gehabt, den Stier bei den Hörnern fassen und alle falschen Auslegungen vorweg zu nehmen. Die Entscheidung der Frage ist in letzter Reihe nicht Sache des Arztes und Psychiaters, sondern des Literarästheten. Hier handelt es sich nicht um eine materielle, sondern um eine funktionelle Diagnose. Gewiß kann man gegen Verdächtigungen mit dem vorliegenden Briefe alle möglichen und stichhaltigen Einwendungen aus dem Leben und den Äußerungen Kleists anführen, aber jede Auseinandersetzung in diesem Sinne ist erfolglos, und im Notfalle wird man sich auf beabsichtigte Täuschung und Simulation berufen. Ganz anders liegt es, wenn man Kleist in seinen Dichtwerken ins Auge faßt, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß auch im Sinnen- und Geistesleben zwischen physiologischer Leistung und physiologischem Bestande ein entsprechendes Verhältnis bestehen muß. In Kleists Werken, in einzelnen Gedichten, in manchen Szenen seiner Dramen herrscht eine kräftige, gesunde Sinnlichkeit, und alle seine Dramen lassen einen so ausgesprochenen heterosexuellen Zug erkennen, daß es einfach ein Widersinn wäre, dahinter einen sexuell-psychopathischen Dichter zu suchen. Platens sexuelle Veranlagung konnte man

Digitized by Google

seinen Werken entnehmen, bevor noch sein Tagebuch veröffentlicht war. Auch sonst entbehren die drei Briefe an Pfuel, dieser wichtigste Teil der neuen Veröffentlichung, des eingehenden Kommentars, der an verschiedenen Stellen notwendig gewesen wäre; der Kleist-Forschung bieten sie ein weites Feld der Betätigung.

Ähnliche Mängel bietet die Ausgabe in reicher Zahl, und sie drängen sich schon bei einer flüchtigen Durchsicht auf. Es ist nicht möglich, auf jede Einzelheit einzugehen. Nur einige kurze Hinweise:

In den Ergänzungen zu den Briefen an die Braut treten ganz neue Namen auf, bisher ganz unbekannte Personen. Es fehlt jede weitere Angabe.

In dem Briefe 71 ist die von fremder Hand gestrichene Anrede ohne sichtlichen Grund fortgelassen.

In den Briefen an Raumer sind ohne weitere Erklärung einzelne Daten geändert gegen die Separatausgabe der gesammelten Briefe. Auch stört es, daß bei Raumer nicht wie bei anderen die Antworten im Kommentar wiedergegeben sind.

Wenn das Blatt (Nr. 153) wirklich nur, wie der Kommentar angibt als Studie aufgefaßt werden soll, warum wird durch die die Aufschrift „An Adolfine Henriette Vogel" der Eindruck eines Briefes hervorgerufen?

Nicht viel Glück hat der Herausgeber mit der Angabe „bisher ungedruckt". Das Billett an die Sander ist bereits im Jahre 1890 von Zolling veröffentlicht worden, ebenso von mir das kurze Brieffragment vom Juni 1811 (Nr. 174 der Sammlung), das ich allerdings in den Juli verlegt habe (Euphorion IX, 4). Auch ist die wiederholte Angabe, daß ich eine „Abschrift Zollings" benutzt habe, nicht korrekt (vgl. Euphorion, ebenda). — Die Tagebucheintragung in Varnhagens Stammbuch, von der es im Kommentar heißt: „bisher ungedruckt (?)" ist an sichtbarer Stelle bereits von Bülow veröffentlicht. Ein kleines Gedicht Kleists als Tagebucheintragung fehlt gänzlich. Ich habe es an anderer Stelle der Vergessenheit entzogen.*)

Unangenehm wirkt ein gewisser Schulmeisterton, der über dem Dichter selbst zu Gericht sitzt, ihn gelegentlich in Notizen und Anmerkungen berichtigt oder eine Zensur erteilt, ebenso wie mit einer gewissen Wichtigkeit die Anmerkungen manches bringen, was unwillkürlich dem selbständigen und einigermaßen unterrichteten

*) Vossische Zeitung. Sonntagsbeilage 1906 Nr. 28.

Digitized by Google

Leser ein Lächeln abnötigt. Das alles aber kommt nicht in Betracht gegenüber der Tatsache, daß der Kommentar zu den Briefen, von dem man erwarten sollte, daß er das Fundament für die Kleist-Forschung der Zukunft abgeben sollte, sehr unvollkommen, ungenau ist und gerade in den wichtigsten Punkten völlig im Stich läßt. Dabei verrät er vielfach eine persönliche Voreingenommenheit, die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit sich schwer verträgt.

Die ganze Art, wie der Herausgeber zu Gericht sitzt über den Leistungen einzelner Forscher, wie er gelegentlich den einen gegen den andern ausspielt, wirkt befremdend in einem Kommentar, der uns ein objektives Bild von dem gegenwärtigen Standpunkt der Forschung geben soll. Hoffmanns Beiträge zu den kosmologischen Unterhaltungen Wünschs werden gründlicher genannt als die von B. Schulze. Das Verdienst als erster auf die Bedeutung Wünschs und seinen Einfluß auf Kleist hingewiesen zu haben, gebührt B. Schulze (Euphorion Bd. II); daß seine Forschungen später von Hoffmann fortgeführt und ergänzt wurden, kann sein Verdienst nicht schmälern. Auch zahlreiche neuere Untersuchungen über Kleists Sprache und Stil sind fortgeschrittener, als die Minde-Pouets aus dem Jahre 1897. Noch eigenartiger berührt es, wenn der Herausgeber, ohne irgend neues Material über die Persönlichkeit von Ludwig v. Brockes beizutragen, über meine sehr mühseligen und zum großen Teil dokumentarisch belegten Notizen urteilt, „er halte sie nicht für durchaus sicher". Daß ich Koblenz irrtümlich nach Mecklenburg statt nach Pommern verlegt habe, ist gewiß kein stichhaltiger Grund, und die Tatsache, daß die v. Eickstedt und v. Brockes verwandt waren, wird durch seinen Zweifel nicht widerlegt. Ein Stammbuch Brockes' aus seiner Göttinger Studienzeit mit zahlreichen Eintragungen Göttinger Studienfreunde, das ich inzwischen einzusehen Gelegenheit hatte, beweist übrigens, daß Brockes doch, wie es auch Kleist angibt, in Göttingen studiert hat. Alle gegenteiligen Behauptungen sind unrichtig.

Die Behauptung, daß Gleißenberg als Oberstleutnant in der Schlacht bei Leipzig fiel, findet sich nicht bloß bei mir (wie es im Kommentar zu Brief 35 heißt), sondern auch bei Zolling (Gegenwart 1883, 35) und bei Koberstein 13, 89.

Pfuels Liebe für Emma Koerner (Kommentar zu Brief 83) ist nicht bloß eine Vermutung, die „vielleicht bezeugt" wird durch Dora Stocks Testament, sondern eine feststehende, seit

Digitized by Google

langem bekannte Tatsache, über die sein Biograph Dr. Fr. Foerster (Berlin 1867) folgendes berichtet: Nach beendetem Kriege wurde die im Felde gemachte Bekanntschaft mit Pfuel in der Familie des Staatsrats Koerner, welche Dresden verlassen und ihren Aufenthalt in Berlin genommen hatte, erneut und fortgesetzt. Mir war nicht unbekannt geblieben, daß Emma, die Schwester Theodors, eine lebhafte Neigung für Pfuel gehegt, welche von demselben nicht unerwidert geblieben. Der frühe Tod Emmas, welche dem Bruder im nächsten Jahre (1814) in das Grab nachfolgte, zerstörte die schönen Hoffnungen der Eltern Pfuels, welche dieses Verhältnis hervorgerufen hatte. Das lebensgroße, von der Meisterhand der Schwester der Staatsrätin Koerner, Dora Stock, gemalte Porträt Emmas wurde durch das Testament der Mutter dem General Pfuel zuteil, mit dem Wunsche, daß es später in meinen Besitz übergehen möge.

Auch die Angaben zu Kleists Stellung zur Musik — als Kommentar zum Briefe Nr. 19 — sind nicht erschöpfend. Die Arbeit von Helene Zimpel „Kleist der Dionysische" ist angeführt, aber der sehr viel wichtigere und inhaltsreiche Aufsatz Lublinskis (Nation XX. Jahrg. Nr. 31) „Eine Kleist-Biographie" ist übergangen. Gewiß ist der Aufsatz Zimpels mit einer wohltuenden Begeisterung für den Dichter geschrieben, und ihre Bemühung, einzelne Punkte in seinem Leben und manche dunkle Briefstelle aufzuklären, soll nicht verkannt werden, aber doch gibt ihre ganze Auffassung von Kleist als dionysischen Dichter ein falsches Bild, schon deswegen, weil sie auf Nietzsches Entstehung der Tragödie zurückgeht, deren Inhalt den Bestrebungen Richard Wagners gilt, Kleist aber nicht im entferntesten an ein Musikdrama im Sinne Wagners gedacht hat. Indem hier Lublinski im Anschluß an Servaes' Biographie Klarheit schaffte, indem er hier zum ersten Male die Kämpfe und die Bestrebungen Kleists während der Guiscard-Epoche auf ihre wahren Ursachen zurückführte, bedeutet sein Aufsatz einen Merkstein in der Kleist-Literatur. Es ist nicht mehr angängig, einfach von einer musikalischen Neigung, von einer Vorliebe und einer gelegentlichen Beschäftigung mit der Musik zu sprechen, sondern der Widerstreit zwischen musikalischer und poetischer Veranlagung bei Kleist, sein Streben nach einem musikalischen Drama im schlichten Dichterwort und ohne musikalische Instrumente, sein Ringen nach einer höheren Kunstform, in der der dramatische Vorgang auf eine musikalische Unterlage gestellt und die Musik, die in jeder Poesie enthalten ist, nach bestimmten

Digitized by Google

Regeln gestaltet ist — darin müssen wir vor allem eine Erklärung sehen für den Zwiespalt in Kleists Natur, für das Rätsel des Guiscard-Dramas, für sein tief verschlossenes, eigenartiges und exzentrisches Wesen. Kleist war nicht bloß ausübender Musiker und Musiktheoretiker, der musikalische Wirkungen auf einfachste geometrische Formeln zurückführen wollte, sondern seine dichterisch produktive Stimmung setzte regelmäßig mit üppigen Gehörsillusionen ein, die ein ganzes Konzert mit allen möglichen Instrumenten darstellten, von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Kontraviolon. Den Beweis dafür, daß Kleist in seinem Guiscard ein modernes Drama aus dem Geiste der Musik entstehen lassen wollte, sieht Lublinski in dem Aufbau, der Anlage, der Durchführung des Fragmentes. Ich glaube, die Bestätigung in dem Briefe Kleists an Ulrike aus Genf (v. 5. Oktbr. 1803) herauszulesen, wo er ihr voller Verzweiflung schreibt, daß er seine Arbeit aufgibt, daß er von Einem zurücktritt, der noch nicht da ist, und sich, ein Jahrtausend im voraus, vor seinem Geiste beugt. Da sagt er wörtlich: Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel schenkt dem Menschen ein ganzes oder gar keins. Die Stelle bedeutet den Schmerzensschrei eines Dichters, der tausend Nächte an einer Erfindung auf dem Gebiete der Dichtkunst gearbeitet hat, zu der nicht ein, sondern mehrere Talente gehören — in diesem Falle das dichterische und musikalische — und der im Verlaufe der Arbeit sich überzeugt, daß seine Talente halbe sind, die nicht zu der Tat ausreichen. Lublinski macht für das Fiasko des Guiscard nicht die dichterische Kunst Kleists verantwortlich, sondern nach seiner Ansicht steckte der Fehler von Anfang her im Geistigen, in der starr einseitigen Auffassung seines Schicksalsgedankens. Ich glaube, daß der Dichter selbst in späteren Jahren anders urteilte. Aus dem August 1811 haben wir zwei Briefe oder Brieffragmente (Nr. 185 und 186 der Sammlung), die also etwa drei Monate vor seinem Tode geschrieben sind. Der Umstand, daß der zweite der Briefe (186) die allgemeine Absicht ausdrückt, ein Drama zu schreiben, der erste (185), wohl auf eine Erwiderung des Briefempfängers hin, sich im einzelnen ausläßt über Studien, die dieser Arbeit vorausgehen sollten, würde mich bestimmen, die Briefe umzusetzen, da wohl zweifellos der zweite der Sammlung eher als der erste geschrieben ist. In diesen beiden Briefen finde ich deutliche Reminiszenzen an die Guiscard-Periode. Kleist spricht die Absicht aus, etwas recht Phantastisches vorzunehmen. „Es weht mich bisweilen bei einer Lektüre oder

Digitized by Google

im Theater wie ein Luftzug aus meiner allerfrühesten Jugend an. Das Leben, das vor mir ganz öde liegt, gewinnt mit einem Male eine wunderbare herrliche Aussicht, und es regen sich Kräfte in mir, die ich ganz verstorben glaubte." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß nach diesen Briefstellen der Dichter in seinem letzten Lebensjahre auf dramatische Pläne und künstlerische Ideen wieder zurückgriff, die ihn in einer früheren Lebensperiode beschäftigt hatten, und wenn wir die unmittelbar darauf ausgedrückte Absicht hinzunehmen, alles auf ein Jahr oder länger ruhen zu lassen und sich ausschließlich mit der Musik als der Wurzel aller Kunst zu beschäftigen, so ist es klar, daß seine Pläne darauf ausgingen, dort wieder anzuknüpfen, wo er mit der Vernichtung des Guiscard geendet hatte. Von neuem schwebt ihm das musikalische Drama vor. Als gereifter Mensch und Dichter kommt er auf seine Jugendpläne zurück, er hadert nicht mehr über seine halben Talente, er fühlt sich im Vollbesitz seiner dramatischen Kraft, aber er hat einsehen gelernt, daß sein musikalisches Können nicht ausreicht, und er besitzt Selbstkritik genug, um die Notwendigkeit jahrelanger musikalischer resp. musiktheoretischer Studien zu erkennen. Die Briefstelle ist für uns bemerkenswert genug, einmal, weil wir aus ihr das Selbstbekenntnis des Dichters über das Guiscard-Fiasko herauslesen, und weiter, weil es uns zeigt, daß der Dichter anknüpfend an die kunstästhetischen Tendenzen seiner Jugend sich ein Vierteljahr vor seinem Ende mit ganz bestimmten dramatischen Plänen trug. So schreibt nicht ein Mensch, der, von der Selbstmordmanie in irgend welcher Form besessen, daran denkt, seinem Schaffen und seinem Leben ein Ende zu machen.

Die Notizen im Kommentar, die sich auf die Würzburger Reise Kleists beziehen, sind nicht ganz korrekt, und auch in der Einleitung zum ersten Bande findet sich die befremdende Behauptung, daß Kleist Rettung von einem geheimen alten Leiden suchte, das ihn jedenfalls untüchtig zur Ehe machte. Kein Zweifel, daß die ärztliche Interpretation der Würzburger Reise und ihres Zweckes gründlich mißverstanden worden ist! Meine eigenen Ausführungen zu diesem Punkte hatten in erster Reihe den Zweck, die an sich sehr bestechenden, aber nur teilweise richtigen Behauptungen Morris' zu widerlegen. Deshalb haben auch meine Darlegungen mit denen von Morris nichts zu tun, und es ist nicht angebracht, sie zusammenzustellen, wie es im Kommentar geschieht. Morris hatte den Standpunkt vertreten, daß Kleist an einer psychischen,

Digitized by Google

durch jugendliche Verirrungen herbeigeführten Impotenz litt, und daß er deswegen vor seiner Verehelichung Heilung in Würzburg suchte. Wenn diese Auffassung richtig wäre, so würde kein Arzt Anstand nehmen, den Dichter, der schon mit 23 Jahren an so hochgradigen Angstzuständen litt, trotz Morris' Apologie für einen ausgesprochenen Psychopathen zu erklären. Demgegenüber habe ich den zweifellosen Nachweis erbracht, daß Kleist nicht wegen eines nervösen Leidens, sondern weil er an einer, bestimmt nur geringfügigen Anomalie seines Sexualapparates litt, eine ärztliche Behandlung aufsuchte. Ich konnte darauf hinweisen, daß dieser Zweck so deutlich in Kleists Briefen ausgesprochen ist, daß schon der Nichtfachmann Bormann ihn vor langen Jahren mit aller Schärfe dargelegt hatte. Auf diese Weise konnte ich auch nach dieser Richtung die alte Legende von Kleists hochgradig neuropsychopathischer Verfassung, die in Morris, entschieden auch ohne seine Absicht, eine Stütze gefunden hatte, widerlegen. Es ist also nicht angebracht, meine und Morris' Auffassung von der Würzburger Reise in Parallele zu stellen, und noch weniger Kleist die Befähigung zur Ehe abzusprechen, nachdem er von einer sicherlich ganz belanglosen Anomalie (schwere Leiden waren der Chirurgie seinerzeit ganz unzugänglich) glücklich befreit worden war. Wenn der Kommentar ferner bemerkt, daß alle Rätsel der Reise nicht aufgeklärt sind, so ist das nur in gewissem Sinne zutreffend. Ich habe darauf hingewiesen, daß die ärztliche Behandlung nur ein Nebenzweck der Reise war, der allerdings Kleist und seinen Begleiter veranlaßte, die seit langer Zeit in Aussicht genommene Exkursion zu beschleunigen, daß es sich dabei aber im wesentlichen handelte um eine Ausbildung für die künftige Laufbahn und gleichzeitig um wichtige und absolut geheimnisvolle Aufträge Struensees. Mit dieser Auffassung läßt sich „auf alle Fragen, die immer noch hier und da in den Briefen sich aufdrängen", wohl eine befriedigende Antwort geben. Geheimnisvoll sind für uns lediglich die Aufträge Struensees, ihr Zweck und ihre Bedeutung; hier könnte nur ein glücklicher Fund die Neugierde befriedigen. Aber an sich wäre damit für die Biographie und Charakteristik Kleists wenig gewonnen. Soweit es für das Verständnis des Dichters erforderlich ist, ist die Reise Kleists ihres geheimnisvollen Schleiers entkleidet. — Befremdend wirkt es, daß der Kommentar die abweichende Deutung der Reise durch Paul Hoffmann, die auch von Berthold Schulze angenommen worden ist, vollständig unerwähnt läßt.

Digitized by Google

Unter den 195 Briefen, zum Teil nur Brieffragmenten und brieflichen Notizen der Sammlung, sind nicht weniger als sieben, bei denen es dem Herausgeber nicht geglückt ist, auch nur vermutungsweise den Adressaten anzugeben; er setzt statt des Briefempfängers ein Fragezeichen. Bei dem Briefe aus Chalons (Nr. 93 der Sammlung), den er Maria v. Kleist als Empfängerin zuspricht, scheint mir seine Konjunktur sehr zweifelhaft. Der wichtigste Gegengrund ist das „Sie" der Ansprache. Wenn der Herausgeber meint, daß das vertrautere „Du" erst die letzten Jahre gebracht haben könne, so mag dies für jeden anderen Fall gelten, hier aber, wo es sich um eine vertraute, verwandtschaftliche Beziehung handelt, die in die frühesten Jahre des Dichters zurückreicht, um das Verhältnis eines Pflegesohnes zu einer zweiten Mutter, wird es uns schwer, daran zu glauben, besonders wenn der Herausgeber den Standpunkt vertritt, daß Maria von Kleist dem Dichter bis an sein Lebensende die mütterlich besorgte Freundin geblieben ist. Es ist nicht angängig, die Tatsachen künstlich seiner eigenen Anschauung jedesmal anzupassen. Ganz unzutreffend ist aber der einzige vermeintliche Grund, der für Maria v. Kleist als Briefempfängerin sprechen soll. Sie soll die Briefempfängerin sein, weil der Brief zuerst von Tieck veröffentlicht worden, und weil ihn Maria nach der von Holtei publizierten Zuschrift an Tieck bei der Herausgabe von Kleists Werken unterstützte. Diese Darstellung des Herausgebers ist völlig aus der Luft gegriffen. Tieck hatte sich an Kleists Verwandte um Material und um Unterstützung bei der Kleist-Ausgabe gewendet. Er bekommt eine Antwort, die in dem umfangreichen ersten und zweiten Abschnitt gar nicht auf die Sache selbst eingeht, sondern der Verehrung Tiecks Ausdruck verleiht, gegen den Schluß erst auf die Kleist-Ausgabe kurz zurückkommt und hier in einer sehr gewundenen Erklärung und in dunklen, schwer verständlichen Worten der Sache selbst aus dem Wege geht. Mir scheint, daß der Brief von Holtei unvollständig und im letzten Abschnitt nicht korrekt abgedruckt ist; Sache des Herausgebers wäre es gewesen, ihn im Original nachzusehen. Wie er vorliegt, lese ich das Gegenteil aus ihm heraus als der Herausgeber, nämlich einen abschlägigen Bescheid, und muß bei der Annahme bleiben, daß Maria allen Grund hatte, ihr Material über Kleist der Öffentlichkeit vorzuenthalten. Ich will nicht leugnen, daß der Brief, um den es sich handelt, ebensogut an Maria wie an eine andere intime Freundin des Dichters gerichtet sein konnte; warum sollte nicht

Digitized by Google

ein Zufall ihn Tieck in die Hände gespielt haben? Die Gründe jedenfalls, die der Herausgeber angibt, stehen auf sehr schwachen Füßen. Übrigens hat er übersehen, daß schon Zolling im Jahre 1883 mit aller Bestimmtheit, aber ohne Gründe anzugeben, den Brief Maria v. Kleist zugeschrieben hat.

Unter den Briefen, deren Adressat unbekannt geblieben ist, befinden sich zwei Brieffragmente (Nr. 174 und Nr. 179 der Sammlung), beide vom Juni 1811, und beide ebenso wie die Ergänzungen zum Briefe 103 als nachträgliche Eintragung dem Handexemplare Bülows entnommen. Neben der Eintragung Bülows findet sich von seiner Hand die Bemerkung, daß er die Briefe von Schütz erhalten habe, und dazu die Frage: an wen sind die Briefe gerichtet? Die absonderliche Frage — denn was lag näher, als Henriette Schütz unter diesen Umständen als Briefempfängerin zu vermuten — veranlaßte mich zunächst, an alle anderen Freundinnen des Dichters zu denken. Aber zahlreiche Gründe, die ich im Euphorion (IX, 4) auseinandergesetzt habe, legten es nahe, worin mir auch der Herausgeber der gesammelten Briefe folgt, Henriette Schütz den Brief (Nr. 103) zuzusprechen. Die absonderliche und irritierende Frage Bülows ist nur so zu verstehen, daß ihm von einem langjährigen Freundschaftsbund Kleists zu der Schauspielerin nichts bekannt war. Wenn aber das erste Brieffragment (103) an Henriette Schütz gerichtet ist, so liegt es doch nunmehr ganz nahe, die beiden andern kurzen Brieffragmente (174, 179), die aus der gleichen Quelle stammen, derselben Briefempfängerin zuzuschreiben. Bülow hatte die Briefe von Schütz erhalten; Schütz hatte sich, wie aus dem oben erwähnten Briefe Maria von Kleists an Tieck hervorgeht, um die Kleist-Ausgabe große Mühe gegeben; alle äußeren Gründe sprechen dafür, daß Henriette Hendel-Schütz die Briefempfängerin ist. Auf die weitere Begründung will ich weiter unten zurückkommen.

Es bleiben noch vier Briefe übrig, die mit den besprochenen drei gewisse äußere Merkmale gemein haben. Im Gegensatz zu den übrigen Briefen handelt es sich bei allen sieben um Bruchstücke von Briefen, es fehlt bei allen nicht bloß die Adresse, sondern auch die Unterschrift; ferner sind sie alle, bis auf die winzigen Ergänzungen nach dem Handexemplar Bülows, von Tieck zuerst veröffentlicht, und schließlich lassen sie ohne weiteres erkennen, daß sie an eine zeitweilig abwesende Freundin gerichtet sind. Die beiden letzten Brieffragmente aus dem August 1811 (Nr. 185

Digitized by Google

und 186 der Sammlung) sind für uns besonders bemerkenswert, weil Kleist hier (vgl. oben) von seinen Plänen für die Zukunft spricht, und weil er hier kunstästhetische Betrachtungen anstellt, die wir sonst in seinen Briefen völlig vermissen. Der sonst so verschlossene Kleist kann sich hier nur einer Persönlichkeit eröffnet haben, bei der er auf ein tiefes Verständnis für seine dramatischen Absichten, auf ein kongeniales Fühlen, auf ein volles Erfassen musiktheoretischer Fragen rechnen konnte. Wer diese Persönlichkeit gewesen sein kann, wird uns ohne weiteres klar, wenn wir diese beiden letzten mit dem ersten Brieffragment aus dem Jahre 1807 vergleichen (Nr. 103). Das sind die einzigen Briefe, in denen er einen tiefen Blick gestattet in sein Dichtergemüt, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch die beiden letzten Bruchstücke von Briefen an die Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz gerichtet sind.

Ich will kurz darauf hinweisen, daß Kleists Beziehungen zu der genialen Darstellerin bis auf das Jahr 1807 zurückgehen, wo beide bei Boettiger in Dresden dem Studium der Antike oblagen; als die Schauspielerin mit Schütz eine neue Ehe geschlossen und ihr Wanderleben wieder aufgenommen hatte, verkehrte das junge Ehepaar im August 1810 kurze Zeit in Berlin mit Kleist; im Februar 1811 veröffentlichte der Herausgeber der Abendblätter einen langen, offenbar an ihn persönlich gerichteten Brief Henriettes mit einer Reiseschilderung von Wien nach Salzburg, und im April desselben Jahres erfolgte die pantomimische Darstellung der Penthesilea durch Henriette Schütz während einer öffentlichen Vorlesung ihres Gatten. Weiter d. h. aus der Zeit vom April bis August 1811 ist uns nichts bekannt von persönlichen Beziehungen beider, aber die kurze Notiz in einem Briefe des alten Körner: „Kleist habe eigentlich nicht die Vogel, sondern eine andere Frau — auch nicht die Hendel — geliebt", weisen darauf hin, daß diese Beziehungen doch bis zum Tode des Dichters anhielten. Spricht der Inhalt der Briefe für Henriette Schütz? Er setzt, wie bemerkt, eine Person voraus, die mit den ästhetischen Gesetzen der Musik wie der Dichtkunst vertraut war. Und das trifft zweifellos auf die geniale Menschendarstellerin zu, die mit dem Dichter zusammen in Dresden studiert hatte, und deren tiefes Wissen und Verständnis des antiken Dramas bewiesen wird durch ihre von der Akademie anerkannte Abhandlung über die Antigone des Sophokles. Im ganzen ist wenig biographisches Material über die Hendel erhalten, die man sich gewöhnt hat, nach den scharfen

Digitized by Google

sarkastischen Bemerkungen Goethes (an Zelter) etwas geringschätzig zu betrachten, aber die zahlreichen enthusiastischen Berichte bedeutendster Zeitgenossen lassen doch keinen Zweifel, daß sie nicht bloß eine hervorragende Schauspielerin und pantomimische Künstlerin war, sondern auch über ein tiefes Wissen verfügte. Ein musikalisches Verständnis konnte Kleist gewiß aber bei ihr voraussetzen, da sie in ihrer Jugend zunächst zur Sängerin ausgebildet und auch die Bühne zuerst als Opernsängerin betreten hat. Auch aus späteren Jahren findet sich bei dem in seinen Angaben sehr gewissenhaften Wilh. v. Bock*) die kurze Bemerkung, daß Goethe im höheren Alter sich an dem Gesange der Hendel-Schütz erfreute. Alles in allem genommen, haben wir ein Recht, die beiden fraglichen Brieffragmente der Schauspielerin Henriette Hendel-Schütz zuzuschreiben.

Und die beiden letzten Brieffragmente (Nr. 183 und 184 der Sammlung) aus derselben Zeit? Die äußeren Kennzeichen sind die gleichen, wie bei den anderen. Ihr Inhalt entspricht den kurzen Notizen 174 und 179; sie bringen keine dichterischen Geständnisse und kunstästhetischen Betrachtungen; es sind Stimmungsbilder, die einen tiefen Einblick gestatten in des Dichters Gemütszustand. Die Äußerung: „Sie helfen sich mit Ihrer Einbildung und rufen sich aus allen vier Weltgegenden, was Ihnen lieb und wert ist, in Ihr Zimmer herbei" paßt auf keine seiner Bekannten so gut, wie auf die Hendel, welche in einem freien Kunst- und Wanderleben die ganze Welt bereiste, und auch der Vermerk am Schlusse, wo Kleist die Hoffnung ausspricht, die Briefempfängerin wiederzusehen, deutet auf die Hendel, welche im Mai mit ihrem Gatten Berlin gegen Norden zu verlassen hatte, ohne freilich damals zu wissen, daß sie erst in zwei Jahren zurückkehren würde. Das letzte Fragment endlich (Nr. 184) enthält politische Andeutungen. Wenn wir in Betracht ziehen, daß auch der in den Abendblättern veröffentlichte Brief der Frau Professor Schütz — Kleist benutzt übrigens die Gelegenheit, um sich in einer Vorrede öffentlich als ihr Freund zu bekennen — Schilderungen von Truppenzügen und Landesbefestigungen bringt, die offenbar den politischen Intentionen des Dichters Rechnung tragen, so ist der Schluß berechtigt, daß sich der Gedankenaustausch der beiden auch auf dieses Gebiet erstreckte. Ich resümiere dahin, daß die Briefe 163, 174, 179, 183, 184, 185, 186 sämtlich an die Frau Professor Schütz gerichtet

*) Goethe in seinem Verhältnis zur Musik. Berlin, 1871.

Digitized by Google

waren, die leider in ihrem reich bewegten Wanderleben nur Fragmente der Briefe gerettet hat. Nur ein Einwand ließe sich gegen meine Beweisführung erheben: Maria von Kleist hatte, wie aus ihrem Schreiben an Tieck hervorgeht, im Jahre 1817 mit Schütz wegen der Kleist-Ausgabe verhandelt; da die Brieffragmente von Schütz offenbar an Tieck resp. Bülow ausgehändigt waren, so wäre es möglich, daß er sie von Maria von Kleist erhalten hätte. Aber alles, was ich oben angeführt habe, spricht dafür, daß die Briefe nicht an Maria von Kleist, sondern an die Hendel-Schütz gerichtet waren.

Über die Ursachen von Kleists Tode und die Motive, welche ihn zum Selbstmord trieben, spricht sich der Herausgeber nicht aus, er verweist auf eine zusammenhängende Darstellung, welche neues Material bringen soll. Hingegen aber tritt er mit aller Entschiedenheit der Vermutung entgegen, daß Maria von Kleist eine Schuld am Tode des Dichters treffe; sie sei stets nur seine mütterliche Freundin gewesen, seine selbstloseste Helferin, was übrigens niemand bisher geleugnet hat. Aus den Briefen Kleists an seine Cousine vom 9., 10., 12. November des Todesjahres will er nichts von intimen Beziehungen herauslesen. Ich glaube mich sehr vorsichtig ausgedrückt zu haben, indem ich schrieb: Kein Zweifel, hier bestand ein sehr inniges Verhältnis, das man deuten kann, wie man will: als eine verlangende Leidenschaft oder als den entsagungsvollen Bund zweier sich tief verstehender Menschen. Vor allem aber soll die Tatsache, daß die Ehescheidung Marias erst fast ein Jahr nach des Dichters Tode erfolgte, gegen jeden Zusammenhang zwischen seinem Tode und den ehelichen Differenzen in Marias Familie sprechen. Was beweist das? Es ist ja im Grunde genommen ganz gleichgültig, ob die Scheidung selbst oder doch die ehelichen Differenzen, welche die Scheidung herbeiführten, dem Selbstmord vorausgingen oder eine Folge des Selbstmordes waren. Was wissen wir davon, wie weit die Störungen der Ehe zurückreichten, oder davon, wie lange das gerichtliche Verfahren dauerte. Die definitive gerichtliche Scheidung ist ja für die inneren Vorgänge so belanglos, daß ich nicht weiß, wie man diesem Datum eine besondere Bedeutung beilegen kann. Und ebenso gleichgültig ist es, daß der Mann und nicht Maria für den schuldigen Teil erklärt wurde, und daß sie sich in der Gunst des Königs zu behaupten verstand. Man beurteile doch die Vorgänge bei der Ehescheidung, das gerichtliche Verfahren, die gesellschaftliche Auffassung nicht nach unserem

Digitized by Google

heutigen Standpunkte. Maria wußte sich auch nach der Ehescheidung das Vertrauen des Königs zu erhalten. Was bedeutet das für ihre vor der Öffentlichkeit geheimgehaltene Beziehung zum Dichter? Übrigens blieb auch ihr Mann, trotzdem ihm die Schuld zugesprochen wurde, in des Königs Diensten, er machte die Befreiungskriege als Regimentskommandant mit und erhielt nach der Schlacht bei Großbeeren das Eiserne Kreuz. Sind schon die Gegengründe, die gegen meine Kombination über Kleists Selbstmord vorgebracht wurden, alles weniger als stichhaltig, so lassen einzelne Angaben des Kommentars Maria v. Kleist in einem eigentümlichen Lichte erscheinen und bestätigen den absonderlichen Eindruck, den schon ihr Brief an Tieck hervorrufen muß. Sie schreibt, daß Kleists ganzem Sein und ganzer Natur Selbstmord zuwider war. Gegenüber der Tatsache, daß er ihr selbst schon zwölf Tage vor seinem Tode die Absicht zu sterben mitteilt, daß er ihr selbst nach seinem letzten Briefe vom 12. November nochmals den gemeinsamen Tod vorgeschlagen hat, kann diese sonderbare Äußerung an den König bestenfalls so gedeutet werden, daß Kleists lebensfroher Natur vor den Ereignissen des letzten Jahres jede Selbstmordabsicht ferngelegen habe. Wenn Maria aber gewußt hat, was gegenüber anderen legendären Berichten, die auch in die biographische Skizze des ersten Bandes aufgenommen sind, zweifellos richtig ist, daß Kleist mit Selbstmordgedanken niemals gespielt hat, dann mußte sie seine lange vor der Katastrophe geäußerten Absichten, von denen sie ihn vergeblich brieflich abzubringen suchte (vgl. Nr. 191), auch ernst genug nehmen, dann mußte sie seine Familie, seine intimen Freunde, die sie persönlich kannte, benachrichtigen, dann ist es unverständlich, wie (nachweislich) Kleists Tod aller Welt überraschend kommen konnte. Sie allein wußte um seine Todesabsicht, wie ist ihr Verhalten zu rechtfertigen? Und noch sonderbarer nimmt es sich aus, wenn sie nach Kleists Tode alle Schuld in dem Briefe an den König der Vogel zuschreibt und die schmählichsten Ausdrücke auf sie häuft. Ganz abgesehen davon, daß ihre Schilderung und Darstellung allen Berichten über die Vogel widerspricht, auch nicht einer von Kleists Freunden sieht bei dem unheilvollen Schritte in der Vogel die treibende Kraft, keiner spricht von ihr in herabsetzenden Ausdrücken, und jeder einzelne schreibt ihr bei der Katastrophe nur eine Statistenrolle zu. Und was von allen den Schmähungen, die sie auf die Vogel häuft, zu halten ist, geht am besten aus ihrer Bemerkung hervor, daß sie an einer „gräß-

Digitized by Google

lichen Krankheit" litt, die sie „den ekelhaftesten Tod voraussehen ließ". Diese auch sonst auftauchende Behauptung ist ganz unsinnig und aus der Luft gegriffen. Die Vogel war bis zum letzten Augenblick tätig, jedenfalls nicht bettlägerig; nach dem Sektionsbericht litt sie an einem occulten cancer. Wo gab es in jener Zeit den Arzt, der mit Sicherheit imstande gewesen wäre, an einer verborgenen Körperstelle die Geschwulst zu diagnostizieren? Darin sieht die medizinische Kunst eine Errungenschaft der letzten Jahre. Und wo gibt es überhaupt den Arzt, der einer jungen Frau von einer solchen Diagnose Mitteilung macht und ihr das bevorstehende Ende voraussägt?

Der Herausgeber will mit neuem Material zum Tode Kleists aufwarten; bis dahin wird es angebracht sein, sich zu gedulden; was er bis jetzt bietet, widerlegt nichts; und wenn er sich auf die Beziehungen Marias zum Hofe beruft, so sollte er nicht vergessen, daß in dieser Umgebung das Intrigenspiel jederzeit üppig gediehen ist. Was der Herausgeber an Material bisher beigebracht hat, ist nur imstande, den Verdacht zu bestätigen, daß Maria v. Kleist beim Tode des Dichters eine sehr zweifelhafte Rolle gespielt hat.

Als Zolling die Ergebnisse langjähriger Studien über Kleist der Öffentlichkeit übergab, da glaubte er sich zu der Behauptung berechtigt, „daß das vorhandene Material jetzt endgültig beisammen ist, daß gerettet wurde, was überhaupt zu retten war, und daß in Zukunft die Physiognomie des Dichters keinen wesentlichen neuen Zug mehr erhalten wird". Ähnlich behauptet der Herausgeber der gesammelten Briefe, daß wenigstens in der Familie des Dichters nun nichts mehr von seiner Hand aufbewahrt wird. Während Zollings durch die Tatsachen widerlegte Behauptung das berechtigte Selbstbewußtsein eines Mannes verrät, der unter schwierigsten Verhältnissen selbständig wertvolles neues Material ans Licht gefördert hat, spricht aus den Worten Minde-Pouets die Selbsttäuschung des Forschers, dessen Ergebnisse, wie sie in dem Briefbande vorliegen, außerordentlich dürftige geblieben sind. Dieser Band hat eine kleine Geschichte, welche uns lehrt, daß der Herausgeber selbständig, trotz langjähriger Bemühungen, den Kleist-Briefen nichts hinzuzufügen imstande war. Vergeblich war in allen Weltteilen nach den Briefen an Kleists Schwester, die nach Koberstein Veröffentlichung verschollen waren, gesucht worden.

Digitized by Google

Ich hatte sie ohne besondere Schwierigkeiten in systematischer Forschung aufgefunden, und in seiner Notlage hatte sich der Herausgeber persönlich an mich gewandt, hatte mit mir die Bearbeitung dieses Teiles der Briefsammlung in allen Einzelheiten verabredet, und ich hatte nicht Anstand genommen, auf Grund dieser Verabredung ihm die Briefquelle anzugeben. Der Herausgeber entzog sich jeder Verpflichtung, als — ich will nicht annehmen — meine Angabe, sondern ein günstiger Zufall im letzten Augenblick ihm die Brieforiginale in die Hand spielte.

Noch eigenartiger war sein Verfahren bei den Briefen Kleists an Ernst von Pfuel, die er zu den „glücklichen Funden" rechnet, welche „die Zahl der bekannten Briefe um einige höchst wertvolle und ergiebige ungedruckte Stücke" vermehrte. Die Briefe waren schon seit Jahren, wie der Herausgeber wußte, in meinem Besitze, und schon in meinem „Kleist-Problem" finden sich Andeutungen aus ihnen. Indem man den Besitzer der Briefe auf die hohe Bedeutung der neuen Ausgabe hinwies, indem man vorgab, daß die Briefe, zwar schon von mir veröffentlicht, doch einer Korrektur unterzogen werden sollten, verschaffte man sich den Einblick in die Originale. Und die Tatsache, daß die Briefabschrift nach dem Kommentar von Erich Schmidt vorgenommen wurde, beweist, daß der Herausgeber sich dabei einflußreicher Mitwirkung erfreute.

Ich würde nicht die Öffentlichkeit mit persönlichen Auseinandersetzungen behelligen — schließlich kann es ja der Forschung gleichgültig sein, von welcher Seite Kleist-Briefe veröffentlicht werden —, wenn es nicht bedauerlich wäre, daß dieser ganze Aufwand von Energie nur dazu benutzt wurde, fremden Besitzstand sich anzueignen, nicht aber neues Material ans Licht zu fördern. Denn kein Zweifel, mit dem Hinweis auf das neue monumentale Unternehmen hätten sich auch andere Archive dem Forschungseifer des Herausgebers geöffnet. Wer behauptet, daß in der Familie des Dichters nichts mehr von seiner Hand zurückgehalten wird, der darf nicht an der wichtigsten Quelle für die Kleist-Forschung, an dem Kleistschen Familienarchiv, auf dessen Bedeutung ich in meiner Arbeit hingewiesen habe, vorbeigehen. Darüber existiert doch kein Zweifel, daß in diesem von dem Sohne Maria v. Kleists angelegten Familienarchiv wertvolles Material vorhanden ist, von dem wir wichtige Aufklärung erwarten dürfen. Und wie vielen anderen Quellen hätte derjenige nachspüren müssen, der mit wahrhaft ernstem, von systematischen Studien geleitetem Forschungseifer an die Aufgabe herangegangen wäre, neues Material herbei-

Digitized by Google

zuschaffen. Welche für die Kleist-Forschung wichtigen Schätze mag das Archiv der Familie v. Radziwill bergen, wo sind die Dokumente für die zweifellos intime Freundschaft Kleists mit denen v. Humboldt, warum sind die Spuren, die nach Österreich weisen (Collin und andere), vollständig unbenutzt usw. Wir stehen nicht am Ende, sondern am Anfange der Kleist-Forschung, und wir müssen es bedauern, daß die Mittel, welche sich als wirksam erwiesen, um anderen die Früchte ihrer Arbeit zu entziehen, nicht benutzt wurden, neue Bahnen zu wandeln und neue Schätze der Kleist-Forschung zuzuführen.

Religion und Reaktion.

Von Chr. Boeck.

Immer wird es für den, der die Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien überschaut, ein erschütterndes und im letzten Grunde unerklärliches Schauspiel bleiben, zu beobachten, wie die reiche Blüte der Renaissance so bald zur Erde sank, ohne die Frucht zu bringen, die sie verhieß. Nach einem herrlichen Aufleuchten der Geister ein Versinken in das Dunkel gänzlicher Unproduktivität; nach der Entdeckung des modernen Menschen mit seiner Freiheit und Kraft die Herrschaft der mittelalterlichen Kirche mit Inquisition und Jesuitismus. Es ist die erschütterndste Tragödie, die sich da abspielt, die Tragödie der Weltgeschichte, in der es keine geradlinige Entwickelung gibt, wo auf einen Wellenberg ein Wellental folgt, diese Tragödie, die uns hier so besonders fühlbar wird, weil die Extreme, die der Umschwung aneinander rückt, so besonders schroff sind.

Es soll hier nicht der Versuch gemacht werden, die etwaigen erkennbaren Ursachen dieses Wechsels an das Licht zu bringen. Nur auf eines sei hingewiesen, auf den Punkt, von wo aus man die kirchliche Reaktion des 16. Jahrhunderts einigermaßen verstehen kann. Sie hat zunächst sicherlich ihre Kraft gesogen aus dem Widerstand gegen die deutsche Reformation, zu dem die Kirche

Digitized by Google

sich notgedrungen konzentrieren mußte. Aber vor allen Dingen ist ihr der Sieg deswegen so leicht geworden, weil die italienische Renaissance durchweg religiös indifferent gewesen ist. Die Humanisten, die aus dem neu entdeckten Römer- und Griechentum die alten Götternamen wieder in ihren Privatgebrauch nahmen, sagten sich innerlich von dem Glauben der Kirche los. Die Künstler, deren Kunst noch größtenteils kirchlichen Zwecken dienen mußte, malten ihre Madonnen sicherlich nicht alle aus reiner Andacht und um des heiligen Gegenstandes willen. Aber daß die einen mit ihrer Kunst direkt der Kirche dienten ohne den Zwang innerer Neigung, die andern ihrer Gegnerschaft gegen die Kirche, die sich oft genug in losen Spöttereien äußerte, nie prinzipiellen Ausdruck in sittlichem Kampfe gaben, daß sich alle so mit der Kirche abfanden, ohne aufrichtige Auseinandersetzung: dieser Indifferentismus hat der Kirche zuerst die äußere Macht gelassen, dann es nicht verhindern können, daß diese Macht sich zuletzt in der Inquisition kondensierte. Hätte die neue Geistesrichtung innerlich an dem Leben der Kirche teilnehmen können, dann wäre eine solche Entwickelung nicht möglich gewesen; hätte der Humanismus das Interesse und die Kraft gehabt, die mittelalterliche Kirche innerlich zu überwinden, so wäre wahrscheinlich ein Teil Italiens, analog der Entwickelung in Deutschland, von der kirchlichen Reaktion auf die Dauer verschont geblieben. Aber so hat der religiöse Indifferentismus, demzufolge der Strom des geistigen Lebens an der Kirche vorbeifloß, ohne sie zu erfrischen und zu verjüngen, selber mit die Möglichkeit geschaffen, daß die Kirche ihrer mittelalterlichen Instinkte wieder bewußt wurde und die Macht fand, die alte Herrschaft über die Geister und die Leiber wieder auszuüben.

Es sei gestattet, diesen Gedankengang die Einleitung zu einer zeitgemäßen Betrachtung sein zu lassen. Auch unsere Kultur wird von einer kirchlichen Reaktion bedroht, von der viele wohl einige Anzeichen sehen, die von den meisten aber für unmöglich gehalten wird, die jedoch nach Analogien in der Geistesgeschichte durchaus nicht ausgeschlossen erscheint. Dazu liefert eben die Entwickelung der Renaissance in Italien den Beweis. Was aber für die Entwickelung, in der wir stehen, ein besseres Ende, zunächst allerdings bei erhöhter Gefahr der Reaktion, erwarten läßt, das ist eine Strömung in dem Empfinden unserer Zeit, durch die sich unsere Kultur bedeutsam von der Renaissancekultur unterscheidet.

Das ist die religiöse Unterströmung, die durch unsere Zeit geht. Wer feine Ohren hat, der hört sie in der Tiefe rauschen;

Digitized by Google

der findet dann wieder in mancher Verschiebung, die die Dinge an der Oberfläche erleiden, ihre Wirkung. An dem bekannten Goetheschen Wort gemessen, geht die Entwickelung unserer Zeit entschieden auf eine Epoche des Glaubens hin, nachdem eine solche des Unglaubens vorhergegangen ist. Daß diese Tatsache sich nicht an einer zunehmenden Kirchlichkeit konstatieren läßt, verringert nicht ihre Bedeutung.

Was heißt Religiosität? Religiosität ist, mit Schleiermacher zu reden, das Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit. Religiosität ist das starke Empfinden dafür, daß wir mit unserer Endlichkeit eingetaucht sind in die Unendlichkeit. So ist Religiosität eine eigentümliche Bestimmtheit des Bewußtseins, eine besondere Färbung der Empfindung, in der auch das Moment der Sehnsucht bedeutsam ist, mit der wir uns über das Gewöhnliche, Alltägliche, über das Beschränkte unserer Existenz hinaussehnen. Das Gefühl für Religion liegt nach einer ganz bestimmten Seite unserer Seelentätigkeit hin, nämlich dort, wo wir mit dem Unbewußten, Mystischen, unter der Oberfläche Liegenden ringen, auf dem Pol unserer Seelenkräfte, der dem andern des reinen Denkens, der logischen Begriffsbildung entgegengesetzt ist.

Wenn so Religiosität in einer besonderen Richtung unseres Empfindungslebens liegt, dann ist es klar, daß man überall dort Religiosität vermuten darf, wo ähnliche Äußerungen unseres Seelenlebens in die Erscheinung treten. Wenn wir denn auch nicht imstande sind, die Religiosität unserer Zeit in destillierter Form darzustellen, so dürfen wir sie doch als vorhanden betrachten, sobald wir verwandte Stimmungen in unserer Zeit wirksam finden. Und wer will es leugnen, die Saiten unserer Seele, in deren Mitte wir auch die Saite der Religiosität vermuten müssen, zittern und schwingen mit intensiver Kraft, nachdem sie so lange unberührt geblieben waren.

Die Gesamtrichtung unseres Geisteslebens zeugt davon, daß das Schwergewicht von der einen Seite des Seelenlebens auf die andere verlegt ist. Nach einem Eingehen ins Detail, nach dem verstandmäßigen Durchforschen der Welt und ihrer Kräfte, nach der Beobachtung des Einzelnen, nach dem Bestreben, das Ganze zwecks klarerer Erkenntnis in die Teile zu zerlegen, wurde das Verlangen herrschend, das Einzelne wieder zusammenzufassen, sich des Ganzen einheitlich bewußt zu werden. Es regt sich das Bemühen, zu einer die einzelnen Teile zusammenfassenden Weltanschauung zu gelangen. So sucht mancher Naturwissenschaftler,

Digitized by Google

auf dem Grunde der zahlreichen einzelnen Erfahrungen und Beobachtungen ein einheitliches Welt- und Lebensbild aufzubauen. Die Geschichtswissenschaft, die sich in Einzeluntersuchungen erging, bemüht sich zum Teil wieder, die Entwickelung der Weltgeschichte als eine einheitliche zu verstehen. Aus der Analyse, die überall treu durchgeführt ist und unendliches Material herbeigeschafft hat, ringen wir empor nach einer das gewonnene Material zu einem einheitlichen Bau verarbeitenden Synthese. Dazu bedarf es der Intuition, jener Gruppe unserer Seelenkräfte, die dem diskursiv arbeitenden Verstande gegenüber gelagert ist.

Damit geht Hand in Hand das wachsende und allgemein werdende Verständnis für den intuitiv geschaffenen und wiederum nur intuitiv zu erfassenden Ausdruck des inneren Lebens, den wir Kunst nennen. Es ist das Bedürfnis gewachsen, solchen Lebensinhalt, der sich nicht in diskursiver Rede wiedergeben läßt, in Bild, Ton und sonst sinnenfälliger Form zum Reden zu bringen. Darin sind Boecklin, Thoma, Klinger Zeugen unserer Zeit, darauf deutet unsere ganze werdende künstlerische Kultur, die unsern Häusern und Möbeln, sowie allen Gegenständen des äußeren Lebens ihren Stempel aufdrückt. Und was hier in Formen gesprochen wird, das wird verstanden von einer immer größer werdenden Zahl von Menschen. Sie lernen die Sprache des innersten, geheimnisvollsten Lebens immer mehr verstehen, sie lernen jene intuitiven Kräfte ihrer Seele üben, die so lange geschlummert haben. Gerade nicht das Technische und Formalästhetische ist es, was die meisten Menschen heute in der Kunst suchen, sondern der Ausdruck verborgensten Lebens. Ist es nicht wunderbar, in wie weite Kreise gerade das Verständnis jener drei genannten Künstler reicht? Das ist wahrlich ein bedeutsames Zeichen unserer Zeit.

Diese Beobachtung, daß an die unteren Kräfte unserer Seele appelliert wird, die Tätigkeit dieser Kräfte geübt und gepflegt wird, bestätigt sich durch einen Blick auf die Literatur. Der Naturalismus, die genaue Zergliederung des auf der Oberfläche liegenden Wirklichen, wurde abgelöst durch den Symbolismus, der die äußeren Dinge als Zeichen eines inneren größeren Seins auffaßte. Wenn sich hier auch nur ein Versuchen zeigte, das kaum etwas Positives geschaffen hat, dies Bestreben, vom Einzelnen zum Allgemeinen, von den handgreiflichen Kleinigkeiten des Daseins zu einem Unaussprechlichen, Größeren fortzuschreiten, läßt das eigentümliche Bedürfnis unserer Zeit erkennen. Wenn wir ferner uns erinnern, was die literarischen Ereignisse der letzten Jahre

Digitized by Google

waren, so finden wir in dem einen Winter einen Roman den buchhändlerischen Markt beherrschen (Jörn Uhl),*) der schildert, wie ein Mensch sich die tiefsten Lebensfragen zu beantworten bemüht, der zugleich fast religiöse Tendenzen hat, und in dem andern Winter steht das Schauspiel eines Dichters im Mittelpunkt des Interesses, der bisher das Unbewußte, im dunkeln Teil der Seele Liegende in seinen Dichtungen zum Ausdruck bringen wollte und einen Glanz solchen mystischen Bestrebens auch in sein Schauspiel hinübergerettet hat (Monna Vanna). Läßt sich sodann nicht heute ein glücklicheres Schaffen und ein reicheres Verstehen auf dem Gebiete der Lyrik beobachten? Wir haben erfreulich viele Lyriker mit einer stark persönlichen Note und mit kräftiger Intuition, und sie finden ihr dankbares Publikum: der Sinn für Lyrik ist lebendiger geworden gegen früher. Da zeigen sich abermals die Kräfte unserer Seele tätig, die in jener Sphäre der Seelentätigkeit liegen, in der wir auch das Organ für Religion vermuten dürfen.

Es fehlen aber auch nicht direkte Zeugnisse einer vermehrten Religiosität in unserer Zeit, Zeugnisse, die gerade darum von besonderem Werte sind, weil sie von Männern herrühren, die mit Bewußtsein in der Arbeit der Wegbereitung zu einer neuen Kultur stehen. Ist es ferner nur Zufall, daß die Resultate der wissenschaftlichen Forschung, die auf die historische Stellung der Bibel geht, gerade jetzt ein Gegenstand der breitesten Diskussion geworden sind, nachdem sie so lange in der Enge der Gelehrtenrepublik ein stilles Dasein geführt hatten? Es ist das u. E. ebenfalls ein Zeichen der Zeit, in der religiöses Empfinden wieder rege wird, in der religiöses Interesse, Gedanken über Religion wieder Platz greifen.

So finden sich überall Zeichen davon, daß die Menschheit heutzutage mehr religiös bewegt ist als früher, und alles deutet darauf hin, daß das Werdende, das unsere Zeit gebären will, mit dem Geiste der Religiosität getränkt sein wird. Das sind erfreuliche Aussichten. Denn mehr Religiosität bedeutet reicheren Lebensinhalt, gesteigerte Lebenskraft, vermehrtes Lebensglück. Perioden des Glaubens sind Perioden des Aufstiegs in dem Auf und Ab der Zeiten.

Aber das ist die große Gefahr, die sich an diese erfreuliche Entwickelung knüpft: alle so ausgelöste Kraft kann schließlich der Reaktion zugute kommen. Das neu erwachte religiöse Leben

*) Der Aufsatz ist 1903 geschrieben.

Digitized by Google

sucht Anhaltspunkte und findet sie in den bestehenden Kirchen. Hier kristallisiert es sich zuletzt um die Punkte, in denen das Schwergewicht der jetzigen Kirchen liegt, um die massiven Größen Orthodoxie und Ultramontanismus. Dabei ist allerdings vorausgesetzt, daß die neue Frömmigkeit nicht imstande sein wird, neue Formen, neue Gemeinschaften des religiösen Lebens zu schaffen. Das ist aber durchaus nicht zu erwarten. Die bestehenden Kirchen haben die Macht der Tradition, der langen geschichtlichen Existenz für sich, und diese Macht wirkt magnetisch auf alles neu entstehende religiöse Leben.

Kennen wir nicht analoge Entwickelungen aus der Geistesgeschichte des verflossenen Jahrhunderts? Die Romantik bezeichnet unter anderen eine Periode religiöser Vertiefung und religiösen Aufschwungs. Aber wohin hat sich der neue Strom des religiösen Lebens damals ergossen? Er hat sich zum Meere kirchlicher Reaktion gebreitet. In der katholischen Kirche wurde damals der Ultramontanismus herrschend durch die Kräfte der Romantik, und in der evangelischen Kirche erwachte die Orthodoxie zu neuem Leben ebenfalls durch die Kräfte, die ihr aus der Romantik zuflossen. So haben wir hier ein Beispiel davon, wie vermehrtes religiöses Leben die kirchliche Reaktion emporhebt.

Eine solche Entwickelung ist psychologisch auch leicht zu begreifen. Wahre Frömmigkeit ist meistens mit nicht wenig Pietätsgefühl verbunden. Religiosität und Pietät haben etwas Verwandtes miteinander, so daß man diese Ausdrücke in gewissen Fällen promiscue gebrauchen kann. Das ist auch zum Teil der Grund, weswegen sich jede religiöse und kirchliche Gemeinschaft so langsam zu Reformen entschließt. In unserem Falle erklärt es, weswegen das verstärkte religiöse Empfinden sich oft gerade um die kirchlichen Gruppen konzentriert, die das Alte betonen und festhalten, die sich an die dogmatischen und geschichtlichen Formen der Vergangenheit anlehnen.

Sobald außerdem eine religiöse Welle sich über eine Periode flachen Mißverstehens religiöser Dinge emporhebt, ist sie geneigt, sich zu überschlagen. Von dem einen Extrem eilt der Pendel durch die gesunde und weise Mitte mit schnellem Schwunge zu dem anderen Extrem. Eine Periode planer Verstandeskultur wird nach diesem Gesetz abgelöst durch eine Epoche der Mystik und Schwärmerei. Darum folgte zu Beginn des letzten Jahrhunderts auf den Rationalismus in der evangelischen Kirche die

Digitized by Google

neue Orthodoxie, in der katholischen Kirche der Ultramontanismus.

Haben wir heute nicht etwas Ähnliches zu befürchten? Es wäre gar nicht zu verwundern, wenn das neue religiöse Leben, das wir zu beobachten glauben, zu einem Teile direkt in die katholische Kirche hineinflösse. Die Romantik war eine Zeit der Konvertiten. Auch heute ist es durchaus keine psychologische Unmöglichkeit, daß dieser und jener ergriffen von dem Strom religiösen Empfindens, der durch unsere Zeit geht, nach einem „weltlichen" Leben die Befriedigung seiner neu erwachten religiösen Bedürfnisse, nachdem er sie vorher anderswo vergeblich gesucht, erst in dem Schoße der katholischen Kirche findet. Denn hier ist tiefste Mystik und absolute Unweltlichkeit. So kann ein Geist, dem unsere protestantische, durch und durch nationale Kultur den erwachten mystischen Sinn nicht füllt, hier allein Genüge finden; und jemand, der, von plötzlichem Heilsverlangen beseelt, sein Lebensideal im sittlich freien Protestantismus nicht zu erreichen vermag, wird im Katholizismus einen neuen Stand der Heiligkeit zu erlangen suchen. Es wäre kein Wunder, kein Ereignis, das aus dem Nexus der historischen und psychologischen Gesetze herausfiele, wenn z. B. einzelne Feuerköpfe unserer literarischen Jugend, nachdem sie vielgewandt alle seelischen Situationen durchlebt und zur Darstellung gebracht hätten, schließlich, um das Letzte sich zum Erlebnis zu machen, im Katholizismus endeten.

Immer werden es natürlich nur einzelne sein, die diesen Weg gehen. Es wäre an ihnen auch nicht viel verloren. Groß jedoch ist und bleibt die Gefahr, daß von der neu erwachten Religiosität im letzten Grunde die kirchliche Reaktion allein den Vorteil hat. Das bedeutet: es ist möglich, daß im Katholizismus der Ultramontanismus vollends die Oberhand gewinnt und in der evangelischen Kirche die Orthodoxie herrschend wird mit der Folge, daß beide Mächte den Staat unter ihren Einfluß bringen und so durch ihn eine Gefahr für unsere ganze Kultur werden.

Indem wir dies als die mögliche Entwickelung bezeichnen, wird es uns gleich klar, daß sie zur einen Hälfte schon Wirklichkeit geworden ist. Im Katholizismus herrscht die Reaktion unbedingt. Es fragt sich, ob er überhaupt anders als reaktionär sein kann. Auch wenn man dies leugnet, muß man doch gestehen, daß der Katholizismus heute besonders reaktionär erscheint. Rom hat die deutsche katholische Kirche in der Hand, wie selten vor dem Vatikanum. Alle Regungen, die auf Bildung eines

Digitized by Google

fortschrittlichen Katholizismus gehen, werden streng danieder gehalten. Kenner der katholischen Kirche behaupten, daß der Reformkatholizismus eine Chimäre ist. Und wir sehen ja auch, wie die Männer, die den Katholizismus mit dem Fortschritt in der Lehre vereinigen wollen, einer nach dem andern sich unterwerfen müssen. Und dieser Katholizismus hat einen unheimlich starken Einfluß auf die Regierung des Deutschen Reichs gewonnen und hat so schon oft den Versuch gemacht, in feindlichem Sinne auf die Entwickelung unserer Kultur zu wirken. Es sei nur an den Vorstoß gegen die freie Kunst erinnert, der sich in der Form der geplanten lex Heintze vollzog. Allerdings wird man sagen, daß die geschlossene Reaktion im Katholizismus durch den Kulturkampf sich gebildet hat und daß seine ausschlaggebende Stellung im Reich eine Folge unserer unglücklichen Parteiverhältnisse ist. Aber der Katholizismus hat selbst den Anstoß zum Kulturkampf gegeben, und seine Erfolge innerhalb des Staats drohen größer zu werden, je mehr im allgemeinen das Verständnis für religiöses Empfinden wächst und je mehr man sich demzufolge scheuen wird, das religiöse Empfinden auch in katholischer Form zu verletzen.

Anders steht er in der evangelischen Kirche. Hier kann man zurzeit nicht unbedingt von einer herrschenden Reaktion sprechen. Auf den Universitäten, die sich allerdings, streng genommen, dem Einfluß der Kirche entziehen, herrscht durchweg die historisch-kritische moderne Theologie. Pastoren, die durch diese Theologie gebildet sind, sind an vielen Orten angestellt und werden täglich angestellt. Niemand hindert sie, ihrer Überzeugung nach zu predigen. So kann man sagen, daß hier im allgemeinen die Freiheit der Überzeugung unangefochten ist. Allerdings regen sich hin und wieder reaktionäre Bestrebungen. In der letzten Zeit mehren sich die Bemühungen, der Kirche auf die Anstellung von Universitätsprofessoren Einfluß zu verschaffen; und dann und wann wird liberalen Predigern, die aus einer Gemeinde in die andere gewählt sind, die Bestätigung vom Kirchenregiment versagt, wenn man sich auch in der Regel scheut, indem man andere, formelle Gründe nennt, Irrlehre als Grund der Nichtbestätigung anzuführen.

Hier ist also noch etwas zu verlieren. Hier findet eine kommende Reaktion noch Spielraum genug. Nun wird die vermehrte Religiosität, die wir erwarten, naturgemäß der Kirche wieder größeres Ansehen geben. Dieses Ansehen wird die vorhandene Orthodoxie möglichst zu ihren Zwecken zu benutzen suchen. Sie selbst wird aus dem religiösen Zustrom viele Kraft ziehen.

Digitized by Google

Und da sie politischer, agitationsfreudiger, eifriger zu sein pflegt, als die liberalen kirchlichen Parteien, wird sie mehr Aussicht haben als jene, das vermehrte Ansehen der Kirche auch auf dem Gebiete des Staates zu verwenden. So kann das neu entstandene religiöse Leben auch durch die evangelische Kirche der Reaktion in Staat und Gesellschaft ungeahnten Vorschub leisten.

Die Gefahr besteht. Diese Entwickelung ist möglich. Notwendig ist sie aber nicht. Dann wird sie vermieden, wenn alle religiös gesonnenen Menschen, soweit sie modern denken und kirchlich liberal sind, ihren Einfluß innerhalb der Kirche zur Geltung bringen. Das ist aber auch unbedingt erforderlich, wenn jene unglückliche Entwickelung unmöglich gemacht werden soll. Jeder, der religiös interessiert ist und in der modernen Kultur steht, muß an seinem Teile mit daran arbeiten, daß der Charakter der evangelischen Kirche mehr und mehr liberal und modern wird. Es gilt, den kirchlichen Indifferentismus, der eine Schwäche der liberalen und modern empfindenden Gemeindeglieder ist, abzutun und sich mit aller Energie in die Arbeit an der Kirche innerhalb der Gemeinden und der Synode zu stellen. Dann dürfen wir hoffen, aber auch nur dann, daß die drohende kirchliche Reaktion, verstärkt durch das neu erwachende religiöse Leben, glücklich an uns und unserer Kultur vorübergeht.

Es handelt sich um keine geringe Gefahr. Seien wir nicht sorglos im Gefühl unserer Kraft und im Gedanken an die Stärke unserer Kultur. Lassen wir uns das Schicksal der Renaissance in Italien eine Warnung sein. Sie ging zugrunde, und die kirchliche Reaktion triumphierte. Wir sind glücklicher als jene. Denn unter uns regen sich die religiösen Kräfte, und durch diese Kräfte haben wir die Macht, die Kirche zu reformieren und mit modernem Geiste zu erfüllen. Diese religiösen Kräfte können aber auch die Ursache werden, daß die kirchliche Reaktion, eben mit ihrer Hilfe, schneller und wuchtiger über uns hereinbricht.

Digitized by Google

Entwickelungsgesetze in der Kunst.

Von Dr. Berthold Weiß.

Gleich Pygmalions Statue erwacht der menschliche Körper in der Kunst ganz allmählich zum Leben. Steif und starr ist zuerst die Haltung des Kopfes, des Rumpfes, der Beine. Arme und Hände kleben an dem Leibe, der keine Knochen, keine Sehnen, keine Muskeln zeigt. Dann beginnen sich langsam Beine, Arme, Hände zu bewegen; die Gelenke biegen sich, Knochen und Sehnen treten hervor, die Muskeln schwellen an. Zu immer größerer Beweglichkeit geht der Körper über, während im Antlitz immer deutlicher sich die erwachende Seele malt; und gleichzeitig fügen sich die einzelnen Gestalten zu immer besser geordneten Gruppen zusammen.

Das ist der Weg der griechisch-römischen wie der christlichen Kunst. Er führt dort von den ägyptischen, hier von den byzantinischen Anfängen zu jener Entwickelungsstufe, die hier wie dort als die der Barockkunst bezeichnet werden kann.

Wie erklärt sich diese Übereinstimmung über die Jahrtausende hinweg? Wie erklärt es sich ferner, daß hier wie dort nach archaisch gebundenen Anfängen das Anschwellen einer naturalistischen Welle die Kunst zur Höhe des Idealismus erhebt? Daß hier wie dort die Landschaft zuerst als Hintergrund für menschliche Gestalten auftritt, während zuletzt die Menschen nur die Staffage der Landschaft bilden? Daß nicht nur Skulptur und Malerei, sondern auch die Dichtkunst vom Himmel zur Erde und auf der Erde zu immer niedrigeren Gegenständen hinabsteigt? Daß die Architektur von den ruhigsten und massigsten zu den unruhigsten und aufgelösteften Formen fortschreitet? Und daß endlich hier wie dort die Kunst auf allen ihren Gebieten mit naivem, heiligem Ernste beginnt und mit frivolem Virtuosentum endigt?

Diese Übereinstimmungen deuten auf bestimmte Entwicklungsgesetze in der Kunst hin, deren Darstellung von den folgenden Ausführungen erstrebt wird. Sie berühren Dichtkunst, Skulptur, Malerei, Musik sowie die Architektur, die zwischen der eigentlichen Kunst, wie sie von diesen vier Kunstarten vertreten wird, und dem Gewerbe in der Mitte, an der Spitze des Kunstgewerbes steht. Als die älteste aller Künste müssen wir wohl die Dichtkunst setzen. Bei den altorientalischen Völkern ist die Baukunst, in der Antike die

Digitized by Google

Bildhauerkunst, im christlichen Zeitalter die Malerei die führende Kunst, wie Schasler betont. Und seit dem 18. Jahrhundert steht die Musik, die spätreifste der Künste, in der vordersten Reihe.

Kunstwerke können unterschieden werden nach der Art des von ihnen erzeugten Kunstgenusses, nach Darstellungsart, Kunstrichtung, Gegenstand und Technik, endlich nach der Beschaffenheit der Kunstperiode, der sie entstammen.

Nur Kunstgenuß kann den Zweck eines Kunstwerkes bilden; jeder andere Zweck fällt aus dem Rahmen der Kunst hinaus. Dieser durch ein Kunstwerk hervorgerufene Genuß kann mehr triebhafter oder mehr verstandesmäßiger Art sein, sich mehr auf Gefühle oder mehr auf Vorstellungen beziehen. Im ersten Falle spricht man von der Stimmung, die durch das Kunstwerk erweckt wird. Den höchsten Grad von Stimmung kennzeichnet Selbstvergessenheit, bis zur traumhaften Entrücktheit über Ort und Zeit hinaus. Im zweiten Falle liegt die Quelle des Genusses in der Befriedigung des künstlerischen Verständnisses.

Von den Stimmungen sind die wichtigsten die häufig mit einem Einschlag von Trauer verbundene erhaben-feierliche und die niedrige, die meist zugleich heiter ist. Der feierlichen Stimmung entspricht besonders die religiöse Kunst, der hohe Stil, mystisches Dunkel, Gedanken von Tod und Trauer; der behaglichen die profane Kunst, der niedrige Stil, rationalistische Helligkeit und Vorstellungen von Leben und Lebensfreude. Größe und Kleinheit, heroische und idyllische Gegenstände setzen diese Gegensätze weiter fort.

Den verschiedenen Darstellungsarten geht eine symbolische Vorstufe voraus. Bei starker Phantasie und lebhaftem Gemütsleben kann durch bloße Zeichen Stimmung ausgelöst werden, die der Kunststimmung ähnlich ist, aber weit über sie an Intensität hinausgeht. Ein aus einigen Worten bestehender Schlachtruf; ein farbiger Lappen, der als Fahne dient; zwei kreuzförmig übereinander genagelte Stäbchen; der Ton eines Glöckchens, eines Hornes; ein zur Kapelle geweihtes Hüttchen bilden auf allen Gebieten der Kunst derartige Symbole, die Stimmungen höchster Intensität, aber unkünstlerischer Natur auslösen können.

Bei der Dichtung, der Skulptur und der Malerei, also bei den nachahmenden Künsten, kommt die phantastische, die idealistische und die naturalistische Darstellungsart vor, die sich auf die Wiedergabe des Wunderbaren, des Schönen und des Wahren richtet. An jeder dieser Darstellungsarten können, um die wich-

Digitized by Google

tigsten Gegenstände zu nennen, menschliche und tierische Gestalten einerseits, Landschaften andererseits teilhaben. Architektur und Musik erstreben unmittelbar nur Schönheit; mittelbare Beziehungen zum Wunderbaren oder zum Wirklichen ergeben sich bei ihnen durch ihre außerkünstlerischen Zwecke.

Die wichtigsten Formen der phantastischen Darstellung sind: Kombination der Körperteile von Menschen und Tieren oder von verschiedenen Tieren, Vervielfältigung der Gliedmaßen, endlich Steigerung über das natürliche Maß hinaus.

Die idealistische Darstellungsart geht bei allen Künsten auf Schönheit; bei den nachahmenden auf schöne Wirklichkeit. Schönheit ergibt sich aus bestimmten Verhältnissen von Teilen zum Ganzen. Solche Verhältnisse lassen eine Linie, eine Fläche, einen Körper, eine einzelne Farbe, einen einzelnen Ton, ein einzelnes Wort schön erscheinen; ebenso Kunstwerke, die aus einer Mehrzahl von Linien, Flächen, Körpern, Farben, Tönen, Worten zusammengesetzt sind. Im Naturschönen wie im Kunstschönen kann größere oder geringere Regelmäßigkeit, Schönheit von geringerer oder größerer Zusammengesetztheit in die Erscheinung treten. Von ganz besonderer Bedeutung für die Kunst ist die Gegensätzlichkeit der Teile und ihre Vereinheitlichung zu einem übergeordneten Ganzen, die Differenzierung und die Integration, wie es Spencer nennt, auf dessen Andeutungen wir bei Behandlung dieses Gegenstandes zurückkommen werden. Bei den bildenden Künsten ist noch wichtig das schöne Verhältnis des Dargestellten zum Raume, in dem es dargestellt ist.

Die naturalistische Darstellungsart geht auf die Wiedergabe des Wirklichen schlechthin. Sie differenziert und integriert nicht, sie wählt nicht aus und ordnet nicht. Streng durchgeführt kann sie nur Einzelnes, kein Ganzes, nur Skizzen, kein Künstlerwerk hervorbringen. In der Architektur und dem Kunstgewerbe kommt dieser Darstellungsart der nüchterne Zweckmäßigkeitsstandpunkt sehr nahe.

Nach Plinius hätte Lysippus gesagt: Polyklet habe den Menschen dargestellt, wie er ist, er aber, wie er sein sollte. Und Vasari urteilt über Masaccio: „Er hat erkannt, daß die Malerei nichts anderes sei, als die Nachahmung der Dinge, wie sie sind.“ Dieser Gegensatz in der Darstellung der Dinge, wie sie sein sollten oder wie sie sind, ist zugleich der Gegensatz des Idealismus und des Naturalismus.

Die Richtung auf das Wunderbare kommt stets zuerst zu

Digitized by Google

Bedeutung und erweckt am leichtesten Stimmung, ganz besonders bei Kindern, kindlichen Anfangsmenschen und kindlichen Frühepochen voll Phantasie. Dagegen ist die Richtung auf die Wirklichkeit, die später in den Vordergrund tritt, in hervorragender Weise geeignet, rationalistischen Kunstgenuß zu erzeugen beim nüchternen Alter und bei verstandesmäßigen Endmenschen und Endepochen. So ist auch klar, daß die schmucklose Erzählung eines wirklichen Vorganges dem phantasievollen, ein Märchen dem phantasielosen Zuhörer wenig oder nichts sagt. Mittel- und Gipfelepochen bringen das Schöne hervor. Und in dem Menschen mittlerer Entwickelungsstufe erweckt die idealistische Darstellungsart den höchsten Kunstgenuß, der sich hier aus emotionellen und rationalen Elementen zusammensetzt.

Fügen wir noch hinzu, daß die phantastische Darstellung, die auf das Wunderbare geht, in naher Beziehung zum mystischen Dunkel zur Nacht steht. Die Dunkelheit der Nacht fördert die Vorstellungen vom Wunderbaren, indem sie leicht Kombinationen von Gestalten oder ihre Steigerung ins Ungeheure hervorruft. Die naturalistische Darstellung dagegen ist der nüchternen Helligkeit des Tages verwandt. Das Wunderbare neigt zum hohen, das Wirkliche zum niedrigen Stil; bei jenem wird der Gegenstand, bei diesem die Technik von ausschlaggebender Bedeutung.

Der Gegenstand ist bei den nachahmenden Künsten unmittelbar gegeben, bei Architektur und Musik nur mittelbar durch ihre Zwecke. Der wichtigste Gegenstand für Dichtkunst, Skulptur, Malerei ist der Mensch, daneben ist das Tier von geringerer, die Landschaft von höherer Bedeutung. Die Kunst spiegelt die Gegensätze wieder von hoch und tief stehenden Gestalten, von Göttern, Halbgöttern, Königen und Helden gegenüber Angehörigen niedriger und niedrigster Stände. Diese Gegensätze erscheinen in Darstellungen religiöser und profaner Natur, kriegerischer und friedlicher Vorgänge, von Liebesszenen einerseits und Schmausereien und Trinkgelagen anderseits, sie wiederholen sich in abgeschwächter Weise bei Tierdarstellungen und erstrecken sich auf heroische und idyllische Landschaften. Überall erzeugt das Höherstehende eher Stimmung als das Tieferstehende und zugleich eher erhabene als niedrige Stimmung.

Der Technik fällt die Ausführung der künstlerischen Ideen zu, indem sie Bewußtseins- in Bewegungsvorgänge umsetzt. Die Technik umfaßt Wissen und Können, all das, was der Künstler in formaler und materieller Hinsicht lernen kann. Beherrschung

Digitized by Google

der Technik ist am wenigsten bei der phantastischen, am meisten bei der naturalistischen Darstellungsart, die möglichst getreue Naturnachahmung geben will, von Bedeutung. Die Technik kann gebunden oder frei, einfach oder kompliziert, besonders auch großzügig andeutend oder kleinlich ausführend sein. Großzügige Technik gibt eher Stimmung, und zwar erhabene Stimmung; sie verbindet sich meist mit der Richtung auf das Wunderbare, mit phantastischen Darstellungen hohen Stils. Kleinliche Technik liebt der niedrige Stil in naturalistischen Darstellungen des Gewöhnlichen, die eine heiterbehagliche Stimmung hervorbringen. Überschätzung der Technik, Geringschätzung des Gegenstandes kennzeichnet den naturalistischen Kunstenthusiasten, während der emotionelle die Bedeutung des Gegenstandes meist zu hoch, die der Technik zu tief ansetzt.

Zum Schluß wollen wir hinzufügen, daß die Kunstwerke sich auch noch unterscheiden durch Zugehörigkeit zu einer Früh-, einer Blüte-, einer Spät- oder einer Verfallsperiode.

Das Kunstwerk ist in jeder Hinsicht vom Künstler abhängig. Es versteht sich von selbst, daß im allgemeinen der naive, leidenschaftliche Künstler zu gefühlsmäßigem Kunstgenuß, aufs Wunderbare gehender Kunstrichtung, phantastischer Darstellungsart, zu hohen Gegenständen und einfacher Technik in naher Beziehung steht, während die Gegenpole in der Beschaffenheit des Kunstwerkes beim kühl überlegenden Künstler häufig in Erscheinung treten werden. Der naive Künstler wird auch oft mystisch veranlagt sein, während beim reflektierenden naturgemäß die rationalistische Weltanschauung vorzuherrschen pflegt. Gegenüber einseitigen Gefühls- und Verstandeskünstlern nehmen solche Künstler den Höhepunkt ein, bei denen sich Gefühl und Verstand vereinigt finden. Andere Kontraste ergeben sich durch Ernst und Frivolität, durch leicht fließende Einfälle und sparsame, erquälte Ideen. Alle diese Gegensätze finden sich auch innerhalb der verschiedenen Schulen und Stile, und das Vorherrschen von Künstlern der einen oder anderen Art bedingt die Natur der Kunstperioden.

Wir gehen nun auf die Entwickelungsgesetze in der Kunst über, und zwar zunächst auf die Entwickelungsgesetze bezüglich des Kunstwerkes. Später wollen wir die psychischen Bedingungen dieser Gesetze in der Entwickelung des Künstlers aufsuchen, der die Entwickelung der Kunstschule und des Kunststiles, des einzelnen Volkes, des einzelnen Kultursystems und der Menschheit, soweit sie zur Kunst in Beziehung steht, entspricht. Und daran knüpfen

Digitized by Google

wir schließlich den Versuch, die Entwickelungsgesetze in der Kunst auf allgemeine Entwickelungsgesetze zurückzuführen.

Zu Beginn verfolgt die Kunst außerkünstlerische Zwecke, besonders religiöse und auch patriotische. Im Laufe der Entwickelung nimmt das reinkünstlerische Interesse beständig zu, wenn auch immer wieder von Zeit zu Zeit und besonders in Jugendepochen außerkünstlerische Ziele sich bemerkbar machen. Auf dem Gebiete des rein künstlerischen Zweckes, des Kunstgenusses, geht die Entwickelung bei allen Künsten von stimmungsvoller Ergriffenheit zu verstandesmäßiger Befriedigung. Mystische Finsternis, in die kaum einige Strahlen rationalen Lichts fallen, kennzeichnet den Anfang aller Entwickelung, so auch auf dem Gebiete der Kunst. Dieser Anfang wird von Gefühlen und Trieben beherrscht, und ist ausschließlich emotionellen Kunstgenusses fähig. Rationalistische Helligkeit, die nur hin und wieder von vorüberziehenden mystischen Wolken verdunkelt wird, zeigt das Endstadium der Perioden und der Zeitalter an, in dem verstandesmäßiger Kunstgenuß herrscht. Die Stimmung selbst kann, wie wir wissen, mehr erhabener oder mehr niedriger Natur sein, zugleich ernst-feierlich oder heiter-ausgelassen und -behaglich. Bei beiden Arten nimmt die Intensität der Stimmung mit der Fähigkeit zur Stimmung selbst beständig ab innerhalb der kleinen wie der großen Kunstepochen: Tragödie und Satyrspiel werden immer mehr abgeschwächt zu sanfter Trauer und sanfter Heiterkeit.

Wenn auch beide Arten von Stimmung nebeneinander hergehen, so wie religiöse und profane Kunst, hoher und niedriger Stil, so geht doch eine Entwickelung von der ernst-feierlichen zur heiter-ausgelassenen und heiter-behaglichen Stimmung, wie von der religiösen Kunst und dem hohen Stil zur profanen Kunst und zum niedrigen Stil. Der religiösen Kunst sind die Kunstwerke mit höchstem Stimmungsgehalte entsprungen. Sie stellt im wesentlichen den Anfang aller Kunst dar, mit enger Beziehung auf die Vorstellungen vom Tode. Grabhügel, Grabkammern, tempelartige Gebäude; roh behauene Grabsteine, roh gezimmerte und roh bemalte Bildnisse aus Holz; Toten- und religiöse Gesänge aller Art bilden die Anfänge der Künste. Ferner steht die religiöse Kunst, der der erhabene Stil entspringt, auch in wesentlicher Beziehung zum Dunkel, wie die nächtlichen Mysterien und die fensterlosen Tempelbauten anzeigen. Und der Entwickelung zur Profankunst und dem profanen Stoffgebiet hin entspricht die Richtung von der Trauer zur Heiterkeit, vom Dunkel zur Helligkeit.

Digitized by Google

Die Entwickelung vom hohen zum niedrigen Stil zeigt sich in doppelter Weise: sie geht von erhabener zu niedriger Darstellungsart und von der Darstellung des Erhabenen zu der des Niedrigen. Für die erste Form finden wir Beispiele in der Gegenüberstellung der Venus von Milo und der Venus Kallipygos; der Magdalenen Giottos und Correggios; der Helden des trojanischen Krieges bei Homer und bei Meilhac und Halévy; des Orpheus bei Gluck und Offenbach. Die Entwickelung von der Darstellung des Erhabenen zu der des Niedrigen ist durch das vom Realismus bevorzugte Stoffgebiet bedingt.

Vom Dunkel zur Helligkeit geht ferner die Entwickelung. Dem Dunkel entspringen die phantastischen Schreckgestalten der Uranfänge infolge der Unbestimmtheit der Wahrnehmungen und ihrer Getrübtheit durch ungezügelte Phantasie. Traumgestalten wurden mit wirklichen verwechselt und im halbwachen Zustande mit ihnen kombiniert. Je näher dem Dunkel der Urzeit, um so unheimlichere Vorstellungen entquollen dem nächtlichen Grauen. Vom Dunkel zur Helligkeit, aus Nacht zum Licht geht die Entwickelung schon deshalb, weil das Dunkel Stimmung erweckt, das Licht sie vertreibt. Im Dunkel lauschen Kinder und kindliche Menschen und Rassen gern Gespenstergeschichten; die Stimmungskunst der Romantiker gipfelte in der mondbeglänzten Zaubernacht. Vischer sagt: „Dunkel ist das Merkmal aller Erhabenheit", und das Erhabene geht, wie wir gesehen haben, dem Niederen voraus. Die dunkle Unterwelt liefert der Dichtkunst und der Malerei weit stimmungsvollere Vorwürfe als der lichte Himmel. Vom Dunkel der Tempel und Kirchen schreitet die Architektur bis zur Helligkeit der Warenhäuser. Und welcher Stimmungszauber liegt in dem Halbdunkel Lionardos, Correggios, Rembrandts; wie nüchtern wirkt dagegen die moderne Hellmalerei!

Wie in der Natur die Alpen, das Meer durch seine Größe erhabene Naturstimmungen hervorrufen, so fördern große Maße beim Kunstwerk den Eindruck von Größe, der ähnliche Kunststimmungen erweckt. Kleine Maße führen leicht zur Kleinlichkeit. Alle Künste zeigen eine Entwickelung in dieser Richtung. Die Architektur geht gewissermaßen von den gewaltigen Tempeln und Kirchen bis zum Familienhaus und von Räumen, die durch ihre Höhe erhabene Stimmung begünstigen, zu niedrigen und behaglichen. Die primitive Skulptur liebt Riesenstatuen, die junge Malerei großangelegte Fresken, und beide endigen in Nippesfigürchen und Miniaturen. Die Dichtkunst beginnt mit Riesenepen und erfreut

Digitized by Google

sich in Dekadenceepochen an Epigrammen, wie die Musik an kleinen Niedlichkeiten. Schließlich zeigt sich noch bei den nachahmenden Künsten eine Entwickelung vom Heroischen zum Idyllischen und damit von wilden, kampfesfrohen zu immer ruhigeren und friedlicheren Stimmungen.

Der eigentlich künstlerischen Darstellung geht die symbolische voraus; sie vermischt sich aber auch später noch mit ihr. Die symbolische Darstellung ist von wichtiger Bedeutung für die Jugendepochen der Menschheit, des einzelnen Volkes und des einzelnen Menschen sowie für die große Masse als dem jugendlichen Bestandteile jedes Staates. Der Übergang von der symbolischen Vorstufe zum eigentlichen Kunstwerk führt von Darstellungen des Zeus, bei denen der Blitz, von Christus, bei denen die Gloriole mit dem Kreuz darin die Hauptsache bilden, zu solchen, bei denen die menschliche Gestalt immer bedeutungsvoller wird, während das Attribut in den Hintergrund tritt und schließlich ganz verschwindet. Durch Symbole können Stimmungen unkünstlerischer Natur hervorgebracht werden, die manchmal zu den lebhaftesten Bewegungsvorgängen führen; künstlerische Stimmungen müssen sich immer innerhalb von Bewußtseinsvorgängen halten. Indem sie von emotionellen zu rationalen Bewußtseinsvorgängen fortschreiten, nehmen ihre Beziehungen zu Bewegungsvorgängen beständig ab.

Wenn auch religiöse und profane Kunst nebeneinander hergehen, so erreicht doch überall die erstere Anerkennung vor der anderen. Steht nun die auf Wiedergabe des Wunderbaren gerichtete phantastische Darstellungsart zur religiösen, die auf Wiedergabe der Wirklichkeit gerichtete naturalistische Darstellungsart zur profanen Kunst in enger Beziehung, so ergibt sich von selbst, daß die Entwickelung im Ganzen der Kunst wie innerhalb einzelner Teilperioden vom Wunderbaren zum Wirklichen und von der phantastischen zur naturalistischen Darstellung geht, während das Schöne, wo die nachahmenden Künste sich zur idealistischen Gestaltung erheben, eine Mittelstellung einnimmt.

Der Mensch war früh bestrebt, die Dinge zu erkennen und sie darzustellen, wie sie sind. Rationalismus und Naturalismus waren der Absicht nach stets vorhanden. Doch nur dem Gewöhnlichen, dem Niedrigen gegenüber, kam es frühzeitig zur rationalistischen Erkenntnis und zur naturalistischen Darstellung. Wo aber Ungewöhnliches, Höheres in Frage kam, siegten Mystik und Phantastik überall. Der niedere Stil der Profankunst und

Digitized by Google

der hohe der religiösen Kunst laufen meist getrennt nebeneinander her. Aber in besonderen Fällen schwoll der Strom des niedrigen Stiles, der sich durch stets erneuerte Naturnachahmung und durch technische Fortschritte frei entwickeln konnte, immer höher an, während der hohe Stil, in dem die religiösen Typen durch das Alter geheiligt und gebunden waren, zu einem See erstarrte. Schließlich fielen die Dämme; und der hohe Stil, in neue Bewegung versetzt, vereinigte sich mit dem niedrigen in der idealistischen Kunst.

„Von Anbeginn ist Naturalismus vorhanden, als Suchen nach naturgetreuer Wahrheit," schreibt Colignon von der griechischen Plastik; „aber die großen Meister des 5. Jahrhunderts haben ihn dem Idealismus untergeordnet." Und in gleicher Weise verfuhren die großen Meister des Cinquecento mit dem Naturalismus der Frührenaissance. Hier wie dort kam dann der Naturalismus zur unbestrittenen Herrschaft, jetzt aber, im Gegensatz zur naiven Frühzeit, in verstandesmäßiger Gestalt.

Die meisten außereuropäischen Völker erstarren, wenn wir von den Ornamenten absehen, schon innerhalb der religiös-phantastischen Kunst mit bloßen Andeutungen in der Richtung der naturalistischen Profankunst. Bei den Ägyptern und Japanern entwickelt sich auch die letztere zu bedeutender Höhe; und bei den Japanern sind sogar schon Anfänge des Idealismus besonders auf dem Gebiete der Landschaft vorhanden. Die höchsten Stufen der idealistischen Darstellung erreichte die Kunst aber nur in Europa; schon daraus allein ist die Gipfelstellung des Idealismus zu entnehmen.

In der Regel folgen bei Mensch, Tier, Landschaft die phantastische, die idealistische und die naturalistische Darstellung aufeinander, wenn auch der Naturalismus, besonders bei niedrigeren Gegenständen häufig, vorgreift. Im Altertum war die Plastik, in der christlichen Zeit die Malerei die führende Kunst. Beide aber sind immer von der Dichtkunst abhängig, die den beiden anderen nachahmenden Künsten die Vorwürfe liefert, indem sie selbst die oben erwähnte Entwickelungsreihe durchläuft. Auch die Poesie geht von der Dichtung zur Wahrheit über ein Mittelstadium, in dem sich Wahrheit und Dichtung die Wage halten. Bei der Musik ist nur eine entfernte Beziehung zu dieser Entwickelung vorhanden, während das Kunstgewerbe mit der Architektur an der Spitze einen ähnlichen Weg geht, der hier zu immer größerer Nüchternheit und Zweckmäßigkeit führt. E. v. Hart-

Digitized by Google

mann sagt: „Bei jedem Dinge, das irgend welchen Zweck hat, ist die Zweckmäßigkeit zum Gebrauch die erste und unerläßliche Grundbedingung zur Schönheit.“ Diese Schönheit der Zweckmäßigkeit ist mehr innerlicher Art; Architektur und Kunstgewerbe sowie die Technik nehmen aber an äußerer Schönheit beständig ab, während sie an Zweckmäßigkeit zunehmen. Vom Marmor- zum Eisenbau, von der Quadriga zum Automobil, vom Segelschiff und der Windmühle zum Dampfschiff und zur Dampfmühle, von künstlerisch stilgemäßen zu einfacheren schmuckloseren, aber immer zweckentsprechenderen Formen im Kunstgewerbe hat bisher die Entwickelung geführt, und auf allen diesen Gebieten gehört die Zukunft dem Lokomotivenstil, wie ihn die Amerikaner nennen.

Auch innerhalb jeder einzelnen Darstellungsart findet Entwickelung statt. In der phantastischen Darstellung treten bei Mensch und Tier erst die Kombination,. dann die Vervielfältigung und endlich die Steigerung auf. In der naturalistischen Darstellung ist die Entwickelung einfach und von geringer Bedeutung: sie schreitet im wesentlichen nur von einfacheren zu immer komplizierteren Problemen und von naiver zu manierierter Auffassung vor. Dagegen ist die Entwickelung in der idealistischen Darstellung von besonderer Wichtigkeit.

Das Kunstschöne steigt in der gleichen Richtung wie das Naturschöne auf. Nach Spencer und Volkelt kennzeichnet Regelmäßigkeit eine ästhetisch tiefe Stufe. Tatsächlich sind die Stufen des Schönen in der Natur wie in der Kunst um so niedriger, je größere Regelmäßigkeit sie aufweisen. In der Natur beginnen die schönen Formen mit der Kugelgestalt der Himmelskörper, die zugleich die regelmäßigste ist. Von hoher Regelmäßigkeit im Raume sind noch die Kristalle, besonders Tetraeder und Würfel; Regelmäßigkeit in der Ebene zeigen viele kreisförmige Blüten. Bei Würmern und Schlangen findet sich fast noch volle Symmetrie im Querschnitt. Immer größer wird dann der Gegensatz zwischen Bauch- und Rückenteil; aber bis zum Menschen hinauf erhält sich die bilaterale Symmetrie zu beiden Seiten der Mittelachse. Gleichzeitig wächst in der biologischen Entwickelungsreihe beständig die Zusammengesetztheit der Organismen, die Gegensätzlichkeit der Teile und ihre Vereinheitlichung zum Ganzen. In der bildenden Kunst zeigt sich der Schönheitstrieb zuerst in Ornamenten. Hier spielen Kreis, Dreieck, Quadrat, Rechteck eine ähnliche Rolle, wie in der Architektur später Kugel, Pyramide, Würfel und Zylinder. Wie das Naturschöne, so steigt

Digitized by Google

auch das Kunstschöne zu immer geringerer Regelmäßigkeit, zu immer größerer Zusammengesetztheit, Differenzierung und Integration auf.

Besonders wichtig für die idealistische Darstellung sind Differenzierung und Integration. Die Entwickelung auf dem Gebiete der Differenzierung bringt immer neue Einzelheiten und eine immer größere Gegensätzlichkeit der Teile; man vergleiche auf diese beiden Gesichtspunkte hin Arme und Beine von Statuen aus einer Früh- und einer Spätperiode. Der Begriff der Integration läßt sich mit Worten Mendelssohns als Einheit im Mannigfaltigen definieren. Integration verlangt Taine, wenn er den Grundsatz aufstellt, daß in einem Kunstwerke alle Effekte konvergent sein müssen, vereinigt durch eine Idee. Ad. Hildebrand wünscht überall Integration zu einem „organischen Ganzen von Verhältnissen". Hierher gehört auch das Postulat E. v. Hartmanns, daß ein Gedicht aus einer wahrhaft poetischen Anschauung, wie aus einem Kristallisationszentrum, entstehen soll. Die Entwickelung auf dem Gebiete der Integration führt von der zu geringen Über- und Unterordnung und Vereinheitlichung der Teile in Frühperioden über den Höhepunkt der richtigen Mitte zum erstarrten Formalismus idealistischer Spätperioden. In der Dichtkunst zeigt sich die Differenzierung in den Gegensätzen von Hebungen und Senkungen, von weiblichen und männlichen Reimen, in der Verschiedenheit der Cäsurabschnitte im Versbau; besonders auch in der Gegensätzlichkeit der Figuren im Epos und Drama. Die Integration führt hier zur Vereinheitlichung einzelner kleinerer Dichtungen zum übergeordneten Ganzen. Der Zentralpunkt in der Dichtung ist durch den Helden gegeben. Das Drama stellt mit seiner Über- und Unterordnung der Personen und Vorgänge gegenüber dem Nebeneinander im Märchen und Epos einen Fortschritt auf dem Gebiete der Integration dar, wie Spencer hervorhebt. In der Architektur ergibt die Differenzierung die Gegensätze zwischen Haupt- und Nebenteilen des Gebäudes in der Fassade wie im Grundriß, während die Integration die Teile zusammenfaßt durch Betonung des Mittelpunktes der Fassade, oft auch durch einen zentralen Raum im Innern. In der Musik tritt Differenzierung schon innerhalb des Themas auf, das um so verwertbarer für die Durchführung erscheint, je verschiedenartigere Teile es enthält; noch mehr in der Durchführung selbst. Immer wieder wechseln Dur und Moll, Konsonanzen und Dissonanzen, Forte und Piano, hoch und tief gelegene Stellen miteinander ab,

Digitized by Google

ebenso Solostimmen mit vokalem oder instrumentalem Chor, Streicher mit Bläsern. Größere Werke zeigen auch den Gegensatz von schnelleren und langsameren Teilen. Zur Einheit wird das einzelne Stück zusammengefaßt durch das stets wiederkehrende Thema als Zentralpunkt. Darüber hinaus führt die Integration zu immer zusammengesetzteren Musikwerken, wie Messe, Requiem, Oper. Bei den bildenden Künsten offenbart sich die wachsende Differenzierung besonders in der zunehmenden Gegensätzlichkeit der Extremitäten. Allmählich wird dann der Kopf dem Leibe übergeordnet, in der Malerei wieder die Augen den übrigen Teilen des Gesichtes. Die Integration fällt mit der Komposition zusammen. Hier wollen wir mit einigen Worten die historische Entwickelung streifen.

Nachdem das Altertum, besonders in der Skulptur, schöne Anfänge nicht bloß in der Differenzierung, sondern auch in der Integration gegeben hatte — ich erinnere nur an die Laokoongruppe und Menelaus mit der Leiche des Patroklus —, mußte sich die christliche Kunst erst mühsam von neuem emporarbeiten. Wie störend wirkt noch der Mangel jeder Komposition bei dem herrlichen Triumph des Todes! Ein erstes Beispiel einer Schilderung, die, wie Philippi es ausdrückt, durch einen geistigen Mittelpunkt zusammengehalten wird, finden wir merkwürdigerweise bei dem Naturalisten Donatello in seinem Tanz der Salome. Das Cinquecento verlangt dann Einheit und Notwendigkeit in der Komposition, wie Wölfflin in seinem klassischen Werke über die klassische Kunst hervorhebt. Die gleichzeitige Ausbildung von Differenzierung und Integration zeigt besonders deutlich die Vergleichung des Abendmahles auf dem Steinrelief der Kirche St. Germain des près (Paris, 11. Jahrhundert) mit dem Gemälde Lionardos. Dort sitzt Christus, ebensowenig von den Aposteln unterschieden wie diese untereinander, in einer Reihe und gleicher Kopfhöhe mit ihnen; hier erhebt er sich aus der ganzen Komposition als der alles überragende Mittelpunkt heraus. Und rechts und links von ihm zeigen sich je zwei Gruppen von drei Aposteln, unregelmäßig in der Regelmäßigkeit und von größtem Reichtum der Kontraste in Charakteristik und Stellung. Den für alle Zeiten unübertrefflichen Höhepunkt der formalen Technik, soweit Differenzierung und Integration in Frage kommen, erreicht Michel Angelo in den Grabdenkmalen für die Mediceer, ganz abgesehen von der über alles Lob erhabenen Durchgeistigung des Marmors. Die gegensätzlich charakterisierten sitzenden Figuren

Digitized by Google

fassen als geistige Mittelpunkte die Kompositionen herrlich zusammen. Dazu kommt, daß bei den liegenden Figuren der Gegensatz der Glieder im Kontraposto bei jeder einzelnen Gestalt wie in der Beziehung von je zwei zusammengehörigen und endlich aller vier Gestalten in einer Vollkommenheit durchgeführt ist, die an die höchsten Künste der Bachschen Kontrapunktik erinnert. Auch in der Malerei verdanken wir Michel Angelo das Meisterwerk der Integration: das Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle. Beim jüngsten Gericht sind Integration und Differenzierung noch von hoher Bedeutung, wenn auch hier der rein formale Gesichtspunkt bereits zu einseitig betont erscheint. Raffael führt die starre Symmetrie der Frühzeiten, wie sie sich im Gegensatze der rechts und links von der zentralen Hauptfigur angebrachten Nebenfiguren ausspricht, zu immer freieren und höheren Formen des ästhetischen Gleichgewichts. Ebenso bildet er den Gegensatz des Oben und Unten weiter fort, besonders glücklich bei der Verklärung, wo er diesen Gegensatz mit dem überirdischer Ruhe und irdischer Unruhe kombiniert. Am herrlichsten vereinigt Raffael die Differenzierungsgegensätze des Rechts und Links und des Oben und Unten mit zentraler Integration in seiner Sixtinischen Madonna, die zugleich die höchste rhythmische Schönheit der Linien und Verhältnisse zeigt. Es ist bemerkenswert, daß unsere Zeit Entstellungen der Natur aus idealistischen Gründen, wie sie sich die größten Künstler aller Zeiten erlaubt haben, nicht mehr verträgt. Uns stören heute ebenso die zu kleinen Pferde der Rossebändiger, wie die zu kleinen Füße des Hermes von Praxiteles, der zu kleine Tisch auf dem Abendmahl Lionardos (der außerdem bühnenmäßig nur an drei Seiten besetzt ist), die zu junge Madonna in der Pietà Michel Angelos und das zu kleine Schiff auf dem Teppich Raffaels. Anderseits ist besonders die Integration mit der idealistischen Darstellungsart so eng verwachsen, daß der prinzipielle Naturalismus trotz der trefflichsten Einzelheiten zu keinem großen Ganzen kommen kann. Das zeigt sich bei den Webern von Gerhart Hauptmann, in denen absichtlich die Komposition vernachlässigt wird, und auch bei Meuniers Denkmal der Arbeit, das an der Unfähigkeit des Naturalismus zur Integration scheiterte.

Wir kommen zur Entwicklung des Gegenstandes beim Kunstwerke. Es wurde bereits früher bemerkt, daß die Kunst im antiken wie im christlichen Kunstzeitalter vom Himmel zur Erde hinabsteigt. Die Götter vermenschlichen sich: von phantastischen

Digitized by Google

Gestalten werden sie zu idealen und schließlich zu naturalistisch dargestellten Menschen. So wird Christus zuerst hauptsächlich durch den Nimbus gekennzeichnet; dann erscheint er als Verkörperung edler Menschlichkeit, während der auch vorgreifende Naturalismus ihn als gequälten Durchschnittsmenschen wiedergibt. Die Madonna mit dem Kinde schreitet vom phantastischen, byzantinischen zum idealen Schönheitstypus vor und endigt als einfache Frau aus dem Volke. In der Antike verwandelt, wie Colignon bemerkt, der Hellenismus den Hermes des Praxiteles in einen gutmütigen Silen und das Kind, das er hält, in einen schreienden, strampelnden Buben. Dieselbe Persönlichkeit wird in der Religion zum Gotte erhoben, dann in der Dichtung als Idealgestalt verklärt, um schließlich von der Geschichte auf das menschliche Maß zurückgeführt zu werden. Auf der Erde angekommen, schreitet die Kunst weiter hinab von den höchsten zu den niedrigsten Erdbewohnern. Die Antike beginnt mit Königen und Helden und endigt mit Sklaven und Barbaren; die christliche Kunst, deren Verlauf in dieser Hinsicht durch politische Momente wesentlich mitbestimmt wird, bringt nach dem Fürsten und dem Ritter den Bürger und den Bauern. Am Ende des 19. Jahrhunderts tritt der Arbeiter in den Vordergrund des Interesses in den Darstellungen von Meunier, Menzel und G. Hauptmann; und Gorki hat schließlich noch den arbeitsscheuen Landstreicher hinzugefügt. Deutlich zeigt sich dieses stufenweise Hinabsteigen auf dem Gebiete der christlichen Frömmigkeit. Zuerst sieht man den Kaiser Justinian anbetend auf den Boden hingestreckt. Ihm folgen viele andere Herrscher und Adelige; dann scheint die Frömmigkeit eine besondere Eigenschaft des Bürgerstandes zu werden. In unserer Zeit endlich hat Millet den frommen Bauer, Uhde den frommen Arbeiter geschildert. Und dieselbe Entwickelung nehmen die Darstellungen des Kampfes, der Liebe und schließlich des Essens und Trinkens.

Ähnlich ist der Entwicklungsgang bei der Tierdarstellung; besonders auch bei der Landschaft: von göttlichen zu immer gewöhnlicheren irdischen Landschaften. Gleichzeitig nimmt das Interesse an der Darstellung des Menschen ab, an der der Landschaft zu. Erst bilden die Landschaften den Hintergrund für heilige Gestalten, später Angehörige immer niedrigerer Stände die Staffage für die Landschaften. Wirklicher Natursinn konnte sich als Heimweh nach der Natur erst spät in den großen Städten entwickeln. Architektur und Musik nehmen nur mittelbar an dieser

Digitized by Google

Entwickelung teil; in unmittelbarer Weise aber die Dichtkunst sowohl im Epos, wie in der Lyrik und endlich auch im Drama. Die bildenden Künste beginnen in beiden großen Kunstzeitaltern mit Gegenständen des höchsten, des religiösen Bedürfnisses und enden, nachdem sie gleichmäßig von Stufe zu Stufe hinabgestiegen waren, mit Gegenständen des niedrigsten, des Nahrungsbedürfnisses. Wie beim Ausgange der Antike, so schließt beim Ausgange der Renaissance nach dem Genrebild und der Tierdarstellung das Stilleben die Reihe der künstlerischen Gegenstände. Um das Jahr 1700 ist in den Niederlanden die heilige Darstellung zum Mittelpunkt von Blumenstücken hinabgesunken, während das Stilleben in vorderster Linie steht und voll heiligen Ernstes gemalt und bewundert wird.

Am selbstverständlichsten ist die Entwickelungsrichtung bei der Technik. Es ist klar, daß in den Anfängen der religiösen wie der profanen Kunst bei geringster technischer Fähigkeit Andeutungen genügen müssen, bei der großen Phantasie aber auch wirklich genügen. Für kindliche Menschen und für Kinder stellen ein paar Striche einen Menschen oder ein Tier dar. Der roh behauene Holzblock als Götze, das aus ein paar Farbenflecken bestehende Madonnenbild riefen die intensivsten aus unkünstlerischen und künstlerischen Elementen gemischten Stimmungen hervor. Auf Gefühlsmenschen wirkt das kindlich Unbeholfene und Naive primitiver Technik rührend und ergreifend, die Sicherheit und Glätte später Perioden erkältend. Sie ziehen die einfache Waldkapelle der von Gold und Marmor schimmernden Barockkirche vor und das kunstlose Volkslied einer Decadencedichtung mit künstlichen Reimverschränkungen und tadellosem Versbau. Hierhin gehört auch, daß viele die Primitivität des Shakespeareschen Theaters den heutigen Ausstattungskünsten gegenüber vermissen.

Die Technik wächst am längsten fort, sie ist der letzte lebendige Trieb in den Herbstzeiten, wo der Stamm bereits abzusterben beginnt beim einzelnen Künstler und bei ganzen Schulen und Epochen. Und umgekehrt bezeichnet, wie Ruskin hervorhebt, die höchste Vollendung der Technik meist den Zeitpunkt des Rückganges. Der gefühls- und phantasiereiche Anfangsmensch, als Künstler wie als Publikum, dann Anfangsschulen und Anfangsperioden, die emotionellen Kunstgenuß anstreben, unterschätzen ebenso häufig die Bedeutung der Technik für ein Kunstwerk, wie verstandesmäßige Endmenschen, — Schulen und — Epochen sie überschätzen. Als Mittel zuerst wenig geachtet, wird sie zuletzt

Digitized by Google

Selbstzweck in der Kunst. Doch wenn der Diener zum Herrn wird, naht das Ende.

Die Entwickelung in der materialen Technik ist naturgemäß innerhalb jeder Kunstart verschieden. Holz, Stein, Metall folgen einander zwar im großen und ganzen in der Architektur und in der Skulptur, aber sonst ist kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen diesen Künsten. Für die Entwickelung der Malerei sind neben materiellen Fortschritten auch formale Probleme, so die Darstellung der Körperlichkeit, der Perspektive, der verschiedenen Lichtarten von großer Wichtigkeit. In der Poesie entwickeln sich Vers und Reim, in der Prosa Satz- und Periodenbau. Besonders schreitet auch die Technik der Erzählung und des Dramas bis zu Höhepunkten fort. Die Geschichte der Musik zeigt wachsendes Verständnis für die Behandlung der menschlichen Stimme, wie für die der Instrumente. Immer neue Kunstformen entstehen und werden immer vollkommener ausgebildet. Überall geht die Entwickelung zur Überwindung stets größerer Schwierigkeiten und von großzügig andeutender zu kleinlich ausführender Technik.

Der Weg der Technik führt bei allen Künsten von der Gebundenheit zur Freiheit. Die bildende Kunst hohen Stiles ist ursprünglich doppelt gebunden durch die mangelhafte Technik und durch die von Schnaase betonte Eignung architektonischer Gebundenheit in Skulptur und Malerei, religiöse Stimmung hervorzurufen. Darum greift die religiöse Kunst aller Spätzeiten gern auf die archaische Steife und Gebundenheit zurück, und darum widerstrebte überall die heilige Überlieferung der Loslösung vom gebundenen Typus. Die Befreiung des religiösen Stiles, die bei außereuropäischen Völkern überhaupt nicht eintritt, ging auch bei den Griechen und in der christlichen Kunst nur langsam und erst im Gefolge der profanen Darstellungen vor sich, um schließlich hier wie dort in die Zügellosigkeit des Barock auszuarten.

Ferner führt die Entwickelung der Technik von der Ruhe zur Bewegung. Der Grundsatz der wachsenden Bewegung, den Schasler aufstellt, erklärt, daß die Malerei stets ruhig, architektonisch beginnt, die Architektur voll Bewegung malerisch endet. Ebenso geht die Skulptur von architektonischer Frontalität und archaischer Ruhe in beiden Kunstzeitaltern zum malerischen Stil und zur Bewegtheit bis in die Fingerspitzen hinein. Gleiches gilt von Dichtkunst und Musik, die überall mit schweren, langsamen religiösen Rhythmen beginnen.

Digitized by Google

Es ist leicht verständlich, daß der hohe Stil, der früher zur Vorherrschaft gelangt, Ruhe für seine großen Gegenstände vorzieht und der niedrige Bewegtheit für seine kleinen. So sind auch starke, große Persönlichkeiten meist ruhig, während kleine versuchen, durch Lebhaftigkeit zur Geltung zu kommen. In gewissen Grenzen ist eine Umkehrung unmöglich: man denke sich einen in kleinlicher Geschäftigkeit unruhig bewegten Zeus oder einen archaistisch stilisierten, steif unbewegten Schuster. Darum wird auch, besonders in Übergangszeiten, innerhalb des einzelnen Kunstwerkes die göttliche Hauptfigur ruhig im Gegensatze zu bewegten Nebenfiguren gegeben, um ihre Erhabenheit zu kennzeichnen. So die Göttin auf dem aeginetischen Giebelrelief; Apollo gegenüber Marsyas; Christus gegenüber dem Pharisäer auf Titians Zinsgroschen, und immer wieder der gekreuzigte Heiland gegenüber den Schächern zu beiden Seiten.

Bei den bildenden Künsten folgen in der Darstellung aufeinander: erst der ruhige, dann der bewegte Körper, hierauf die Seele in tatsächlicher Erregtheit, und schließlich wird sogar versucht, die schlummernden Möglichkeiten seelischer Erregungen auszudrücken. Diese Entwickelungsreihe ist eines Teils bedingt durch die immer größeren Schwierigkeiten, die nur allmählich von der zunehmenden technischen Gewandtheit überwunden werden. Anderenteils zeigt sie den Zug nach wachsender Durchgeistigung, durch den im wesentlichen die Fortschritte der christlichen Kunst über die Antike in der Darstellung des Menschen bedingt sind und der sich auch auf anderem Gebiete geltend macht: in der Überlegenheit des christlichen über den griechisch-römischen Mythus, in dichterischen Figuren, wie Hamlet und Faust, endlich in den Schöpfungen Beethovens. In der griechischen Plastik bleibt die Darstellung des Kopfes hinter der des Körpers zurück. Der Kopf wird dem Leibe erst untergeordnet durch maskenhaften Gesichtsausdruck, dann in typischer Darstellung beigeordnet und nur in seltenen Fällen durch individuelle Durchbildung übergeordnet. Zwar strebt die antike Plastik der Spätzeit die Wiedergabe dramatischer Vorgänge und aktueller seelischer Erregung an. Doch beachte man mit Philippi, wie Michel Angelo selbst in der Ausdrucksfähigkeit der Glieder die Antike übertrifft, indem er die verhaltene körperliche Energie ahnen läßt. Darüber hinaus bringt er aber auch potentielle seelische Energie mit einer Meisterschaft zur Darstellung, die die Antike vielleicht nur in den Köpfen des Homer und des Zeus von Otricoli erreicht. Doch der Höhepunkt seelischen Aus-

Digitized by Google

druckes ist der Skulptur überhaupt unerreichbar, da sie auf die Wiedergabe des Blickes verzichten muß. Hier lag eines der wichtigsten malerischen Probleme. Der individuelle Seelenausdruck, wie ihn in der Antike etwa einige Köpfe der Alexanderschlacht zeigen, wird weitaus im christlichen Zeitalter übertroffen; die höchsten Darstellungen seelischer Potentialität bilden die Mona Lisa und Rembrandts Porträts. Das individuelle Porträt widersprach freilich dem künstlerischen Streben der Antike in seinem innersten Kerne, da es auf ideale Typen gerichtet war. Und anderseits wollten die Griechen den ganzen harmonischen Menschen geben. Der durch geistige Bedeutung übergeordnete Kopf stört aber die Harmonie des nackten Menschen. So bevorzugten die alten Künstler für die Darstellung des Nackten den Jüngling und die Jungfrau in außerordentlichem Maße, während die Homerbüste, wie die Statuen des Sophokles und des Demosthenes Bekleidung zeigen. Die Körper von Denkern gleichen Körpern von Greisen. Für unsere Zeit ist der Körper überhaupt störender Ballast geworden; und besonders der nackte Leib eines Beethoven oder eines Kant ist nicht mehr zur Wiedergabe geeignet, als es ein Greisenkörper wäre.

Die selbstverständliche Reihenfolge der Kunstperioden innerhalb eines Kunstzeitalters ist: Früh-, Blüte-, Spät-, Verfallsperiode. Der Fluß künstlerischen Gestaltens erstarrt, nachdem der Höhepunkt überschritten ist, in der Spätperiode. Bald zeigen sich hierauf als Symptome des Verfalls die Auflösungserscheinungen der Karikatur, der Parodie und der Satire in der Dichtung, in den bildenden Künsten und in der Musik. Ist gleichzeitig die schöpferische Kraft des ganzen Kultursystems in künstlerischer Hinsicht aufgebraucht, dann stellen sich als entscheidende Altersymptome eklektische Kunstnachahmung und kurze Pendelschwingungen zwischen Idealismus und Realismus ein, die dem Gesetze der psychischen Ermüdung und Gefühlen der Übersättigung, nicht mehr großen Entwickelungsströmungen entspringen. In Ecken und Winkeln wird noch Nachlese gehalten und manch schönes gefunden; aber die eigentliche Erntezeit im Garten der Kunst ist vorbei.

Die Entwickelung des Kunstwerkes wird bedingt und erklärt durch die des Künstlers. Bei Künstlern des niedrigen Stils ist alles Fortschreiten im wesentlichen an technische Vervollkommnung gebunden. Viel zusammengesetzter ist die Entwickelung bei den Künstlern des hohen Stiles. Sie beginnt mit einem Übergewicht der nach Innen gerichteten Gefühlselemente über die nach außen

Digitized by Google

gerichteten Vorstellungselemente, wie Wundt sagen würde. Ist Stimmung ein Komplex unbestimmter Gefühle, die von noch unbestimmteren Vorstellungen begleitet sind, so ist klar, daß die Anfangsstufe den gefühlsmäßigen Kunstgenuß bevorzugen muß und bei den nachahmenden Künsten die auf das Wunderbare gerichtete phantastische Darstellung. Hängt diese Darstellungsart doch von Vorstellungen ab, die bei einem Minimum von nüchterner Beobachtungsfähigkeit am meisten subjektiv entstellt sind durch ein Maximum von Phantasie. Wo solche von der Wirklichkeit am weitesten entfernte Vorstellungen mit Gefühlswärme zusammentreffen, dort entsteht die Mystik. Die Vorherrschaft der Phantasie erklärt bei jungen Künstlern und Zeiten auch das Interesse am hohen Stil, an erhabenen Stimmungen, an überirdischen Wesen als Gegenständen, die der Phantasie selbst entsprungen, sie am meisten anregen, sowie das Genügen an einfachster Technik.

Die Zunahme der objektiven Elemente in der Vorstellung bedingt die Fortbewegung der Zeitalter von der phantastischen über die idealistische zur naturalistischen Darstellung, indem den noch subjektiv gefärbten Idealgestalten immer objektivere und naturalistischere folgen. Die phantastische und die idealistische Darstellung passen die Wirklichkeit der Vorstellung an; in der naturalistischen wird endlich die Vorstellung der Wirklichkeit angepaßt. Überblicken wir den Weg der hohen Kunst, so können wir sagen: Am Anfang war die Phantasie; zum Schlusse überwiegt der Verstand, und der Höhepunkt liegt überall dort, wo, wie Hebbel sagt, die Phantasie Verstand bekommt. Die Technik und ihre Wertschätzung nehmen beständig zu, solange die Kontinuität gewahrt bleibt und das Interesse an der Kunst fortdauert.

Das allmähliche Hinabsteigen vom hohen zum niedrigen Stil wird außerdem durch die Sehnsucht nach neuem verursacht. Es erschöpft sich aber auch im Laufe der Zeit die Erfindungskraft und die Zahl der noch unbenutzten Motive; so fehlt für neues immer mehr die subjektive Fähigkeit wie die objektive Möglichkeit. Der an seiner Quelle mystisch-phantastisch glühende Fluß der Kunst endigt in rationalistischer und formalistischer Erstarrung, worauf auch Lamprecht schon hingewiesen hat. So ergibt sich die Aufeinanderfolge gefühlsmäßigen und verstandesmäßigen Kunstgenusses, aufs Wunderbare gerichteter phantastischer und auf das Gewöhnliche gerichteter naturalistischer Darstellung, der Bevorzugung erst von hohen, dann von niedrigen Gegenständen und erst von einfacher und schließlich von komplizierter Technik aus

Digitized by Google

der Aufeinanderfolge von Jugend und Alter beim einzelnen Künstler, bei Schulen und Stilen, wie bei der Kunst eines Volkes, eines Kultursystems und der Kunst der ganzen Menschheit.

Alte Kunst muß mit wenigen und erquälten Einfällen haushalten; junge Kunst schafft mühelos aus der Fülle. Wie Goethe von Byron sagte: „Zu seinen Sachen komme er, wie die Weiber zu schönen Kindern. Sie denken nicht daran und wissen nicht wie.“ Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß johannistriebartige Jugendrückfälle, z. B. in den Mystizismus, auch bei alten Künstlern und Zeiten vorkommen; daß einzelne Künstler das einheitliche Bild einer Periode dadurch stören, indem sie eigentlich als Nachzügler der eben vergangenen oder als Vorläufer der nächstfolgenden anzusehen sind; daß es Künstler gibt, die bis zum Tode jung bleiben, und Künstler, die alt geboren werden. Die Höhepunkte der Kunst werden von Künstlern und Zeiten erreicht, die reifend die Gefühle der Jugend bewahren und mit dem Verstande des Alters vereinigen. Dagegen tritt der Verfall dort ein, wo ernstes Künstlertum von frivoler Virtuosität und von Geschäftskunst verdrängt wird.

Die Richtigkeit dieser Ausführungen über junge und alte Künstler und Kunst beweist eine kleine Überlegung. Man versuche sich doch einmal vorzustellen, Shakespeare, Goethe, Schiller hätten mit dem Sturm, den Wanderjahren und der natürlichen Tochter, dem Wallenstein begonnen und mit Titus Andronicus, mit Götz und Werther und mit den Räubern geendigt. Oder man vertausche in Gedanken Michel Angelos und Raffaels Anfangs- und Endwerke miteinander; oder Beethovens erste und letzte Quartette; oder Wagners Rienzi und Parzival. Dasselbe gilt von Früh- und Spätperioden: die Barockzeit hätte der Frührenaissance ebensowenig vorausgehen können, wie das Alter der Jugend.

Haben wir im Vorstehenden versucht, die Entwickelung des Kunstwerkes durch die Entwickelung des Künstlers zu erklären, so wollen wir nun die seelischen Entwickelungsvorgänge des Künstlers auf die seelischen Entwickelungsvorgänge im allgemeinen zurückführen. Beim Künstler zeigte sich zu Beginn ein Übergewicht der Gefühle über die Vorstellungen; und innerhalb der Vorstellungen ging dann der Weg von phantastischen zu naturalistischen, von subjektiv entstellten zu objektiv richtigen, von mystischen zu rationalistischen. Diese Entwickelungsrichtung ist nicht auf Kunst und Künstler beschränkt, sondern kennzeichnet die psychische

Digitized by Google

Gesamtentwickelung des einzelnen Menschen, des einzelnen Volkes, wie die der gesamten Menschheit. Überall beginnt die psychische Entwickelung mit mystisch-phantastischen, gefühlsbeschwerten, durch Furcht und Hoffnung entstellten Vorstellungen. Die Religionen, auf derartigen Vorstellungen beruhend, werden einerseits selbst immer nüchterner, rationalistischer — ich erinnere nur an das Herauswachsen des Protestantismus aus dem Katholizismus —, anderseits verlieren sie in der antiken wie in der christlichen Zeit die Vorherrschaft erst an die synthetische und deduktive Philosophie, unter deren Vertretern Heraklit nicht allein der Beiname des Dunklen gebührt, dann an die analytische, induktive Naturwissenschaft, wie schon Comte gezeigt hat. Diese Entwickelungsreihe: Religion — Philosophie — Naturwissenschaft läuft ganz gleich der Entwickelungsreihe, die bei den nachahmenden Künsten von der phantastisch erfindenden über die idealistisch komponierende zur naturalistisch beobachtenden Darstellungsart führt. Auf allen Gebieten geht gleichsam die Bahn von der Poesie, die Hamann die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes nennt, zur Prosa; überall von höchster zu geringster psychischer Energie, soweit sie sich in innerer Bewegung darstellt; überall aus Nacht zum Licht: aus der Nacht überhitzter, blind wütender Gefühle und Triebe zum Lichte des kalten, nüchternen, lahmen Verstandes.

Voll fieberhafter Energie ist das Leben eines Volkes zu Beginn, sagt Ruskin. Er vergleicht seine Entwickelung der eines Lavastromes: zuerst glühend und ungestüm, dann hell und heiß, endlich langsam und dickflüssig mit erstarrenden Krusten. Dies Gleichnis gilt zunächst von dem künstlerischen Schaffen des einzelnen Künstlers, der einzelnen Schule, des einzelnen Stils, des einzelnen Volkes, wie von dem der ganzen Menschheit. Aber über das Reich der Kunst hinaus erstreckt sich das Gesetz der allmählichen Erstarrung auf alle Gebiete des seelischen Lebens überhaupt. Ja, es beherrscht nicht bloß die Bewußtseinsvorgänge, sondern auch die Bewegungsvorgänge, nicht nur die psychische, sondern auch die physische Welt: der Weltprozeß ist immer und überall, im kleinen wie im großen, ein Erstarrungsprozeß.

Digitized by Google

Der Krieg im Lichte der Sprache.

Von F. Kuntze-Weimar.

Daß die Sprache der Spiegel der Seele sei, ist ein altes, oft wiederholtes Wort. Und wenn es auch sicher ist, daß sie lange nicht ausreicht, um alle Regungen der Seele restlos zu offenbaren, an der Gültigkeit des Satzes im allgemeinen wird daran nichts geändert. Aber nicht allein was wir haben, sondern auch was wir hatten, deuten uns nach Goethes treffendem Ausdruck die Worte. Anschauungen und Gedanken, Glaubenssätze, Sitten und Lebensregeln längst vergangener Zeiten werden durch die Sprache oftmals lebendig wie durch Bilder, Kunstwerke, Waffen und anderes Gerät. Nur muß man ihre Zeichen zu deuten verstehen, und um das zu können, ist es nicht nur nötig, den verdunkelten Ursprung der einzelnen Wörter aufzusuchen, sondern auch den verlorenen Zusammenhang zwischen verwandten Gliedern wieder herzustellen. Das ist eine der wichtigsten Aufgaben der Sprachwissenschaft, an deren Lösung gerade in den letzten Jahrzehnten mit besonderem Erfolg gearbeitet ist und noch gearbeitet wird. Ein einzelnes Beispiel möge das eben Gesagte verdeutlichen.

Es ist nachgerade eine Binsenwahrheit geworden, daß kriegerischer Sinn und kriegerische Tätigkeit von alters her zu den Haupteigenschaften der Völker germanischer Rasse gehören. Nicht als ob sie alle anderen Völker an Tapferkeit überträfen. Es ist überflüssig, auf die Taten des Heroismus hinzuweisen, welche Griechen und Römer, Slawen und Romanen, Orientalen und andere im Dienste des Kriegsgottes vollbracht haben. Aber das kriegerische Feuer, das in den Adern der Germanen loderte, war doch von einer besonderen Art und Heftigkeit, ihnen war der Krieg Aufgabe und Beruf des Lebens, der ihnen nicht bloß die Mittel zur Existenz gewährte, sondern auch zu Ansehen, Ehre, Ruhm und Macht verhalf. Es war eine Schande für den germanischen Krieger, den Strohtod zu sterben, und die auf der Walstatt Gefallenen wurden von den Schlachtenjungfrauen in die Halle der Seligen geleitet, um dort mit den Göttern vereint weiter zu leben. Und auch dort gab es täglich Speerkampf und Schwerterschlag.

Diese ungewöhnliche Kampfesfreudigkeit mußte auch in der Sprache ihren Ausdruck finden. In der Tat gibt es schwerlich

Digitized by Google

ein anderes Volk, das eine solche Fülle von Wörtern besitzt, um die Begriffe von Kampf und Krieg auszudrücken, wie das germanische. Freilich ein großer Teil des alten Erbes ist im Laufe der Zeiten verloren gegangen; aber andere Ausdrücke sind nachgewachsen, ohne freilich für das Verlorene vollwertigen Ersatz zu bieten. Überfieht man aber die ganze Entwickelung, so zeigt sich doch ein Schatz von seltener Größe und Schönheit.

Da fällt nun der Blick zunächst auf fünf Wörter, die in den ältesten Denkmälern unserer Literatur vornehmlich den hier in Rede stehenden Begriffskreis vertreten, es sind die Wörter gund, hild, hadu, wig und badu, deren Lautstand durch die Zeit und die Landschaft, in der sie erscheinen, entsprechend den durch die Lautverschiebung geschaffenen Normen bestimmt ist. Sie bezeichnen alle den Begriff des Kampfes im weitesten Sinne des Wortes; aber sie sind heute aus der lebendigen Sprache verschwunden und nur noch in erstarrten Gebilden, in einigen Personennamen nämlich, für den Laien unverständlich, erhalten. Gund kommt vor in den Namen Gunther oder Günther (ahd. gunthari, Kampfheer), Gundomar (kampfberühmt, von mâri berühmt), Guntram (Kampfesrabe,*) ram ist gleich raban), Gustav (Kampfstab, entstanden aus gundstaf und aus dem Nordisch-Niederdeutschen entlehnt), Hildegund und Gunhild, beides tautologische Bildungen, die eigentlich Kampfstreit bedeuten, Gudrun das ist Gundrun (von rûna, das Geheimnis), und andere mehr. Auch ein Appellativum gibt es, in dem das Wort gund steckt, aber das ist keine deutsche, sondern eine romanische Bildung: es ist das italienische gonfaloniere, das eigentlich den Bannerträger, jetzt einen Gemeindebeamten, meist den Bürgermeister, bedeutet. Die Deutschen haben im Mittelalter das Wort gundfano (die Kampfesfahne) nach Italien gebracht, dort ist es romanisiert, erweitert und umgedeutet worden.

Hild oder Hilt finden wir z. B. in Namen wie Hildebrand und Hilderich, sodann in den bekannten Frauennamen Brunhild (d. i. Brünnekampf), Krimhild (Helmkampf), Hildegard (Kampfheim), Klothilde (Ruhmkampf von hluod, der Ruhm) Machthild, später Mathilde (d. i. Machtkampf) Thusnelda (= Thursinhilda, d. i. Riesenkampf) und in den schon genannten Gunhild und Hildegund; und Hadu steckt

*) In der altgermanischen Poesie spielt der Rabe bei Schilderungen von Kämpfen eine große Rolle. Er folgt den zum Kampf ausziehenden Heeren und wartet gierig der Beute.

Digitized by Google

in Hadubrant, Hadumod, Haduwig (= Hedwig) und anderen. Hadu ist auch identisch mit dem nordischen Hödr, dem Namen des blinden Gottes, der den Baldr tötet. Das Wort wîg oder wîo haben wir schon in der eben angeführten Doppelung Haduwig bemerkt, außerdem erscheint es namentlich in dem bekannten Mannesnamen Ludwig (= Hluodwig), aber auch in Herwig und Hartwig und als erstes Kompositionsglied in Wichmann, Wichgram (= Kampfrabe), Wicher, Wigbert (kampfglänzend) und einigen anderen, während das stammverwandte Wiegand Partizipium von wîgan (kämpfen) ist. Ganz veraltet sind die mit badu oder patu gebildeten Namen, wie Baduhild, Paturich, Patufrid, dies eine seltsame contradictio in adjecto, man hat sie auch in der Neuzeit mehr zu beleben gesucht.

Abgestorben wie die eben genannten Ausdrücke ist auch das Wort werra, das mit wirren zusammenhängt, und ursprünglich nicht sowohl den Kampf oder den Krieg als die Begleiterscheinungen des Krieges, die Unruhe, die Verwirrung meinte, also so ziemlich dem lateinischen tumultus entsprach. Rixas et dissensiones seu seditiones, quas vulgo werra vocant, heißt es in einem Kapitulare Karls des Kahlen. So mag denn, wenn der Feind ins Land brach und der Heerbann aufgeboten wurde, der Ruf werra, werra! durch die Lande geflogen sein. Dennoch hat sich die Bedeutung des Wortes in dieser Richtung nicht weiter entwickelt, es ist nicht wie das lateinische bellum auf den Begriff des Krieges festgelegt, und wo man es durch Krieg übersetzen kann, klingen doch die eben angeführten Vorstellungen der Unruhe und des Wirrsals als Nebentöne deutlich mit oder vor, wie es denn meist in Verbindung mit einem andern den Hauptbegriff noch präziser wieder gebenden Worte erscheint. Das gilt allerdings nur für Deutschland. In England ist bekanntlich war schon lange der stehende Ausdruck, wenn man den Volkskrieg meint, ja das deutsche Wort ist bekanntlich ins Romanische übergegangen und hat in der romanisierten Lautform guerra, guerre die Funktion des abgestorbenen lateinischen bellum übernommen. In der Zeit der Sprachmengerei hat man es zurückgeholt. Die spanische Verkleinerungsform guerrilla wird noch heute in der tautologischen Mißbildung Guerrillakrieg angewandt.

Noch weniger hat ein anderes Wort die ihm innewohnende Grundbedeutung zur Reife gebracht, das ist das Wort „Ernst“ (mhd. ernust). Es meinte ursprünglich die Anstrengung, den Eifer, den Kampf und galt in diesem Sinne noch auf der Höhe

Digitized by Google

des Mittelalters. Aber da es vorwiegend gebraucht wurde, um den blutigen Ernstkampf im Gegensatz zum Schein- und Turnierkampf auszudrücken, trat der Hauptsinn mehr und mehr gegen den zugetretenen Nebensinn zurück, bis er zuletzt gänzlich verdunkelt wurde. Heute empfinden wir bei der Nennung des Wortes nur, was zunächst als Nebensinn gemeint war, wie er im Gegensatze zu Schimpf oder Scherz zur Geltung kommt. Etwas mehr als im Deutschen hat im Englischen das Wort seinen Grundton festgehalten. Vollends aber im Nordischen hat es die ihm vorgezeichnete Bahn bis zum Ende verfolgt, wenn anders das nordische orrosta wirklich, wie man gewöhnlich annimmt, mit dem deutschen ernest identisch ist. Im Dänischen und Schwedischen verschollen, lebt es doch im Isländischen orusta fort und ist dort zum Deckwort für den Begriff des regelrechten Krieges (bellum) geworden.

Für diesen Begriff, d. h. für den Begriff des Volks- und Landkrieges, galt im Mittelalter das Wort urliuge. Wohl bedeutete es auch den Kampf im weiteren Sinne, aber es ist bezeichnend, daß es das eine Mal, wo es im Nibelungenliede vorkommt, von dem Volkskriege gegen die Sachsen gebraucht wird. urliuge ist ein aus den Fugen gegangenes Wort; es hätte urlage zu lauten als Oberstufe eines althochdeutschen urlagi, dem wiederum ein niederdeutsches orlag, ein angelsächsisches orlege, ein nordisches orlög entspricht. Das letzte Wort, eigentlich eine Pluralform, kennt man aus Bildungen wie Orlogsschiffe und Orlogsflotte, die aus dem Dänischen stammend gelegentlich auch im Deutschen verwendet worden sind. Alle diese Wörter bedeuten aber das Schicksal, eigentlich das Urgesetz oder wie das nordische orlög die Urgesetze — für den Krieg gewiß ein ebenso naheliegender als treffender Ausdruck. Ist doch auch heute noch trotz aller Bestrebungen der Friedensfreunde und Humanitätsapostel der Krieg, um mit Schiller zu reden, das Schicksal und Gesetz der Welt.

Heute ist das Wort gänzlich veraltet, es gilt dafür bekanntlich das eben erst wieder genannte und viel gebrauchte „Krieg“. Das ist heute ein Ausdruck von imponierendem Gewicht. Aber wenn man seine Geschichte überblickt, sieht man, daß es eigentlich ein Emporkömmling ist, der von bescheidenen Anfängen aus langsam zu seiner dominierenden Stellung aufgestiegen ist. Auch seine Sippe ist weder vornehm noch alt. Man kennt das Wort kaum in der althochdeutschen Zeit. An der Schwelle des Mittelalters,

Digitized by Google

wo es aufzutauchen beginnt, bezeichnet es in auffallender Sinnesverwandtschaft mit dem Worte „Ernst“ die Anstrengung, ein heftiges Streben und Widerstreben, oft mit Hartnäckigkeit (pertinacia) gepaart. So bedeutet es bald jeglichen Streit, namentlich auch den durch Tätlichkeiten geführten im Gegensatz zum bloßen Wortgefecht, aber auch den Rechtsstreit. Von hier bis zu der jetzt herrschenden Bedeutung ist, wie man leicht sieht, nur ein kurzer Schritt. Aber nur langsam ringt sich die neue Wertung des Wortes durch. Es tritt im 13. Jahrhundert gelegentlich als Variante des damals geltenden urliuge auf, im 14. Jahrhundert ist in einer Chronik schon von dem „Kriege“ die Rede, den die Könige von England und Frankreich geführt haben. Am Ende des 15. Jahrhunderts zeigt sich noch ein Schwanken zwischen altem und neuem Sprachgebrauch. Wird in einzelnen Wörterbüchern dieser Zeit das lateinische bellum noch durch streit und orleuge glossiert, nimmt in andern das Wort Krieg in der Reihe der gleichbedeutenden Ausdrücke schon die erste Stelle ein. In Malers Wörterbuch „die deutsch sprach“ (1561) wird es ohne Konkurrenten dem lateinischen bellum gleichgesetzt. Daß Luther es in der heute geltenden Bedeutung wiederholt angewandt hat, ist bekannt. Übrigens ist das Wort auch in die skandinavischen Sprachen übergegangen und hat auch hier das alte orlög so gut wie verdrängt.

Aus dem Worte Krieg ist bekanntlich das Zeitwort „kriegen“ hervorgegangen, das in seiner Entwickelung weit über das Grundwort hinausgegangen ist. Kriegen heißt natürlich zunächst nichts anderes als Kriegführen. Aber indem es als niederdeutsche Entsprechung einem oberdeutschen „erkriegen“ zur Seite tritt, bedeutet es bald auch wie dieses „etwas durch Krieg erobern oder erbeuten“. Dann erweitert sich der Sinn des Wortes in der Art, daß es wie noch heute jede Art des Erwerbens, des Empfangens ausdrückt und als Synonymum von „bekommen“ in Umlauf kommt. Vom Norden ist Wort und Bedeutung auch nach dem Süden vorgedrungen, hat das im Sprachgebrauch nur schwach gefestigte „erkriegen“ beseitigt und volles Bürgerrecht erlangt. Will man die Geschichte der beiden soeben besprochenen Wörter genauer verfolgen, muß man die sich darauf beziehenden Artikel Hildebrands im deutschen Wörterbuch lesen.

Dem Worte Krieg nähert sich in seiner Bedeutung das Wort Fehde. Es ist aber vornehmer als jenes und hat einen Stammbaum, dessen Wurzeln sich bis in die graue Vorzeit erstrecken.

Digitized by Google

Das altdeutsche vêhida ist einem Adjektivum vâh oder vêh entsprossen, welches den Doppelsinn von „bunt“ oder „gefleckt“ (pictus) und von „feindlich“ hat. Wie diese weit voneinander abstehenden Bedeutungen etwa zu vereinigen sind, braucht hier nicht erörtert zu werden. Das aber ist keine Frage, daß das abstrakte davon abgeleitete Hauptwort erst geprägt wurde, als die eben erwähnte Spaltung in der Bedeutung des Grundworts bereits vollzogen war. Denn vêhida hat mit der Bedeutung „bunt“ gar nichts zu schaffen, steht vielmehr völlig auf der andern Seite und meint demnach die Feindseligkeit, den Haß, sodann besonders den Zustand der Feindschaft, der durch geordneten Kampf zum Austrag gebracht wird. So nähert es sich, wie gesagt, dem Worte Krieg, ist jedoch exklusiver als dieses, indem es nicht sowohl den Krieg im großen Stil als die Streitigkeiten einzelner Personen, Städte oder Gemeinden bezeichnet. Vom Kriege unterscheidet sich die Fehde nicht nach der Qualität, aber nach der Quantität. Daß Neuere das ziemlich vergessene Wort wieder hervorgesucht und in freiester Weise verwendet haben, ändert daran wenig.

Nur im Vorbeigehen mag hier das Wort „Feldzug“ erwähnt werden, eine Bildung der neuhochdeutschen Zeit, wohl glückliche Übersetzung des französischen campagne, das ursprünglich wie das ältere Heerzug den Auszug zum Kriege meint, dann aber in seiner Verwendung vielfach mit dem Worte Krieg zusammenfällt.

Wichtiger ist eine Gruppe von Wörtern, die nicht wie die eben angeführten den ganzen Verlauf des Kriegszustandes, sondern die einzelnen Momente oder Aktionen des Krieges, nicht das bellum, sondern das praelium oder die pugna mit ihren Schattierungen ausdrücken. Da ist zunächst das Wort strît, neuhochdeutsch Streit. Ein altes Wort, welches in seiner Begriffsentwickelung den oben behandelten Ausdrücken ernst und krieg gleicht. Denn wie diese meint es ursprünglich das Streben, die Anstrengung, dann die Uneinigkeit und den Kampf in Wort und Tat. In der Poesie des Mittelalters werden die feindlichen Zusammenstöße der Gegner häufig mit diesem Worte bezeichnet. Dann paart es sich gern mit dem sinnverwandten „Sturm“, wie denn die Verbindung in Stürmen und in Strîten eine der gangbarsten epischen Formeln ist. Die Übertragung des Wortes Sturm, das ja eigentlich das heftige Wogen des Luftmeeres bezeichnet, auf den Anprall feindlicher Männer und Heerhaufen ist schön und charakteristisch, Verbindungen wie die sturmkuenen oder

Digitized by Google

die sturmmueden recken lösen auch ohne weitere Zutat eine besondere Stimmung aus. Heute gelten die beiden Wörter kaum noch in dem eben erörterten Sinn. Streit hat einen weiten Umfang bekommen und ist darum ziemlich farblos geworden, Sturm ist in seiner Verwendung wesentlich eingeschränkt, es wird jetzt bekanntlich nur noch von dem gewaltsamen Angriff auf befestigte Stellungen gebraucht.

Dazu gesellt sich schon im Mittelalter das hier schon mehrfach zur Umschreibung gebrauchte Wort Kampf. Es meinte zunächst den Zweikampf (duellum), wird aber dann mit Erweiterung des Sinnes für jeden Waffengang, jeden feindlichen Zusammenstoß, für Schwert- und Wortstreit verwendet. Aber die ältere Bedeutung dauert in Ausdrücken wie Faustkampf, Ringkampf, Hahnenkampf fort, und auch das Kompositum Kampfplatz weist darauf hin. Trotz erhobener Bedenken wird man gut tun, an der Herleitung des Wortes aus dem Lateinischen festzuhalten. Kampf ist das eingedeutschte campus. Man verstand darunter zunächst den Kampfplatz, dann erst die sich darauf abspielende Aktion.

Nuancen dieses Ausdrucks liegen in den Wörtern „Gefecht" und „Treffen" vor. Das erste war schon im Mittelalter als vehte (englisch fight) bekannt, das andere ist in diesem Sinne modern und bezeichnet eigentlich das Aufeinandertreffen feindlicher Heerhaufen. Wenn man will, kann man auch die Ausdrücke Geplänkel oder Plänkelei und Scharmützel hierher ziehen. Beide sind Nuancen des Wortes Gefecht: das Wort plänkeln geht auf das alte längst verlorene blenken, d. h. sich hin und her bewegen, zurück, woraus sich die heutige Bedeutung von selbst erklärt, das andere ist Eindeutschung des italienischen scaramuccio, das seinerseits wieder von dem deutschen schirmen abstammt. Es wurde übernommen, als das deutsche Wort noch der Turniersprache angehörte, indem es zunächst die Deckung durch Schild und Schwert, dann auch die angriffsweise Art des Fechtens bezeichnete. Heute gilt das Wort schirmen bekanntlich in beträchtlich erweitertem Sinne für Schutz und Deckung jeglicher Art, nur daß es größere Dignität besitzt als die sinnverwandten Wörter.

Die höchste Steigerung der hier zusammengestellten Ausdrücke ist das Wort „Schlacht", worunter man heute den geplanten und methodisch durchgeführten Kampf zweier aufeinander treffender Heere versteht. Die Schlacht ist der Sache wie dem Wortsinn nach die Ergänzung des Krieges: beide Wörter bedingen sich

Digitized by Google

gegenseitig wie die darin eingeschlossenen Begriffe, indem der Krieg die Schlacht notwendig macht, die Schlacht den Krieg zur Voraussetzung hat. Und wie das Wort Krieg hat auch das Wort Schlacht eine lange Geschichte. Abgeleitet vom Verbum schlagen (mhd. slagen) wurde das altdeutsche slahta dem slac gegenübergestellt wie das Schlachten dem Schlagen gegenübersteht. Unter slahta verstand man also zunächst die Tötung eines Menschen oder eines Tieres, ja Ausdrücke wie Sauschlacht oder Ochsenschlacht haben sich mundartlich bis in die neueste Zeit erhalten. Von dem mit Christus gekreuzigten Übeltäter Barrabas heißt es im altsächsischen Heliand, er habe viel des Mordes und der manslahta verübt, als Übersetzung von homicidium ging das eben genannte Kompositum in die Rechtssprache über. Noch Luther übersetzt: „Da nun David wieder kam von der Schlacht des Philisters." Aber schon frühzeitig wird der Sinn des Wortes modifiziert, indem eine zunächst akzessorische und zufällige Teilvorstellung, die der Menge und Zahl der Getöteten, sich an die Oberfläche drängt. Damit gesellt sich dem Worte der Begriff der Massentötung zu, das homicidium wandelt sich, um wiederum ein lateinisches Wort anzuwenden, in die strages. So wird der Bethlehemitische Kindermord schon von Olfrid von Weißenburg als slahta bezeichnet, und wenn es im Nibelungenliede von Kriemhild heißt: sine hêt der grôzen slahte alsô niht gedâht, so ist damit der Fall der vielen im Kampf erschlagenen Männer gemeint, ein Blutbad, wofür im Englischen noch jetzt das Wort slaughter gilt. Nun ist der Übergang zu der jetzt herrschenden Bedeutung deutlich markiert. Wiederum wird eine an sich unwesentliche Nebenvorstellung, die des Männerkampfes nämlich, zu einer wesentlichen und schließlich zur Dominante erhoben und damit der Sinn des Wortes endgültig festgelegt. Aus der strages virorum praeliantium tritt zuletzt der Begriff praelium abgesondert und siegreich hervor. Aber welch eine Fülle von Nebentönen erklingt, wenn wir den Grundton „Schlacht" angeben! Der Plan des Feldherrn, Anmarsch der Heere, Kommandorufe der Führer, Pulverdampf und Kanonendonner, Kampfgewühl und Hurrageschrei, Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden, Flucht und Verfolgung, Züge, die zumeist Schiller in das Gemälde seiner „Schlacht" aufgenommen hat.

Man spricht heutzutage in der Ästhetik der Malerei viel von „Werten" (valeurs) und meint damit die einzelnen, mehr oder minder bedeutenden Farben eines Gemäldes. Auch die Worte

Digitized by Google

der Sprache sind Werte, Werte von verschiedener Geltung, abgestuft und unterschieden nach ihrem Vorstellungsgehalt, nach der Dignität, die ihnen zukommt, nach der Stimmung, die sie wecken usw. In diesem Sinne genommen ist das Wort „Schlacht", wie schon hervorgehoben, ein Wert von besonders hohem Gewicht.

Als Nachzügler möge noch das Wort „Strauß" aufgeführt werden, das nur gelegentlich auch zur Bezeichnung des Männerkampfes verwandt wird. Abgeleitet von dem Verbum striuzen „sträuben" galt es zunächst wohl nur von dem Kampf des sich sträubenden Federviehs und anderer Tiere. Das niederdeutsche strût liegt in Eigennamen wie Struthan und Strutwolf vor. Auch der Blumenstrauß hat seinen Namen, wie hier extra causam bemerkt werden mag, wohl daher, weil die aufs Geratewohl vereinigten Blüten und Zweige sich wie die Federn des Vogels zu sträuben scheinen.

Sollen wir auch noch ein weit abliegendes, dem hohen Norden angehöriges, heute nur noch auf Island geltendes bardagi oder baratta und das englische struggle erwähnen? Die ersten gehörten zu dem nordischen berja schlagen, dem ein deutsches, heute ausgestorbenes bern entspricht, und deckt sich also begrifflich völlig mit unserem schlacht, das andere mag mit dem deutschen straucheln zusammenhängen und meint vielleicht ursprünglich die Rauferei.

Man sieht, es ist ein Schatz von seltener Größe, den wir geöffnet und besichtigt haben, und er birgt manch kostbares Stück. Damit kann schwerlich ein anderes Volk konkurrieren. Wie arm ist dagegen die Sprache der Griechen und Römer, von denen die eine kaum mehr als ihr πάλεμος und μάχη, die andere außer den stehenden Ausdrücken bellum, pugna und praelium als Ersatz höchstens noch ein tumultus, acies und certamen aufzuweisen hat. Und nun erst die romanischen Sprachen! Das Erbe der Muttersprache haben sie verloren, und der Ersatz ist kümmerlich genug, kaum ein halbes Dutzend Wörter wird man, wenn man alles zusammen nimmt, aufbringen können. Und diese sind nicht alle auf eigenem Boden gewachsen, sondern, wie schon gesagt, zum Teil aus dem Deutschen entlehnt. Es bleibe dem Leser überlassen, aus dem Vergleiche die Folgerung zu ziehen.

Digitized by Google

Der Gesichtsausdruck beim Natur- und Kulturmenschen.

Ein Beitrag zur Mimik.

Von Albert Borée-Berlin.

In einem sehr lesenswerten Buche von A. l'Houet „Zur Psychologie des Bauerntums" fand ich wiederum die oft ausgesprochene Behauptung von der äußeren Unveränderlichkeit der Bauerngesichter bei Empfindungen der Seele. „Wie ehern sind diese Gesichter! Durchaus nur mit einem Prozentsatz aller Körperbewegungen, einem Prozentsatz des gesamten Mienenspiels wird gearbeitet. Bei weitem der größere Teil bleibt ungenutzt," — — u. a. O.: „Es sind schwerfällige Züge, die nicht jedes neue Gefühl gleich verändert; sie sind alles andere wie ein empfindlicher Indikator, der auf die leisesten Seelenregungen reagiert."

Man vergegenwärtige sich nun einmal eines der Bilder, z. B. von Harburger in den „Fliegenden Blättern", das den Bauern in die Großstadt und in Lebenslagen bringt, die auf dem Lande entfallen, in Erstaunen über irgend etwas nie zuvor Erschautes oder zum Kosten eines Gerichts, das er nie gegessen und das ihm nicht schmeckt, — und sehe sich die grotesken Verzerrungen des Antlitzes an: wie er im ersteren Falle „Mund und Nase offen stehen" läßt, andernfalls Augen und Lippen zusammenkneift, alles in weit höherem Maße, als es beim Kulturmenschen zu beobachten ist!

Und diese Bilder sind durchaus nicht übertrieben, reizen aber dennoch zum Lachen, weil die Muskelverzerrung weit über das hinausgeht, was wir an unseren Mitstädtern zu sehen gewohnt sind.

Woher dieser Widerspruch in der Auffassung der Physiognomik?

Ziehen wir zum Vergleich einmal zwei schöne Blasinstrumente heran: für den Kulturmenschen die Pikkoloflöte, für den Bauern die Posaune.

Erstere gehorcht dem leisesten Odem und gibt zierliche, leicht bewegliche Töne von sich.

In die Posaune muß man gehörig hineinpusten, damit sie überhaupt erschallt, dann aber entsteht ein gewaltiger, ungefüger Ton, der uns zur Heiterkeit zwingt.

Da haben wir's.

Und sehen, daß schließlich jeder der beiden Physiognomiker recht behält.

Zur Wiedergabe eines durchgeistigten Kulturantlitzes eignet sich die Feinmalerei des Pastells, der Stahlstich, — für das Bauerngesicht der Holzschnitt à la Dürer.

Die ganze Klaviatur der Muskeln reagiert beim Naturmenschen viel schwerer, arbeitet aber, einmal erregt, unendlich intensiver.

Deshalb, wenn wir den Spiegel der Seele ungetrübt im Antlitz finden wollen, müssen wir zum Bauern, zum Kinde oder zum Naturvolk gehn.

Als vor einigen Jahren die erste japanische Schauspielergesellschaft

Digitized by Google

unter Frau Sada Yacco in Deutschland gastierte, fand das Publikum die „Gesichtsverzerrungen" der Mimen stark übertrieben, unnatürlich, wurde zum Lachen oder zum Abscheu gereizt, beides, dem Sinn des aufgeführten Trauerspiels nach, am unrechten Platze, verstand die Mimik jedenfalls durchaus nicht und verließ das Theater: „So was gibt's nicht!"

Und doch gibt's so was, sonst wär's ja nicht vorhanden.

Die Japaner, die wir hinsichtlich der Schauspielkunst und der damit zusammenhängenden Gebiete, im Gegensatz zu ihren sonstigen Kulturleistungen, wohl ruhig als Naturvolk ansehen dürfen, haben durchaus nicht übertrieben, sie haben vielmehr die Mimik in ihrer Ursprünglichkeit, in ihrem Naturzustande gegeben, unverändert einstweilen durch die Kultur.

Was *wir* an Erregungen der Seele durch das Antlitz äußern, ist stark beeinflußt durch Erziehung: durch die der Kultur im allgemeinen und dann noch einmal durch die des Individuums.

Wir sind gewohnt, unser Gesicht „in der Gewalt zu haben"

Unser Kulturzustand verbietet uns, unwillkürlich oder bewußt, uns „gehen zu lassen", wie in anderen Sachen, so auch hier.

Wenn wir des „gebildeten Europäers" Mimik in seiner *ursprünglichen Fesselosigkeit* beobachten wollen, so muß er entweder in einem derartigen Zustande hochgradiger Erregung sein, daß sein momentaner Gesichtsausdruck alle Schranken seelischer Erziehung und Beschränkung niederreißt, oder — er muß betrunken oder sonst „seiner Sinne nicht mächtig" sein, so daß die Wechselwirkung zwischen Seele und Antlitz und damit die Beherrschung der Muskeln aufgehört hat.

Warum lächelt man über den Betrunkenen?

Weil seine Mimik, seine Gebärden so grotesk, so ungezähmt erscheinen, daß sie uns übertrieben vorkommen; nun beobachte man einen vollkommen nüchternen, aber geistig tiefstehenden Menschen: ganz dasselbe, uns unnatürlich erscheinende Muskelspiel, die geballte, auf den Tisch sausende Faust, der stiere Blick, der den Gegenübersitzenden zu durchbohren scheint, der beim Sprechen, beim Lachen weit aufgerissene Mund, die unnötig großen Kopfbewegungen, dazwischen das schlaffe Ausruhen des Körpers, des Gesichtes mit herunterfallenden Augendeckeln.

Warum erschreckt uns der in hochgradiger Erregung befindliche Freund?

Weil wir sein Antlitz in Verzerrungen sehen, die wir nicht an ihm gewohnt sind, die momentan keine Erziehung, keine dadurch bedingte Beherrschung meistert. Sein Gesicht erscheint uns „unnatürlich", genau so, wie das der japanischen Mimen, und doch ist es bei beiden gerade die Natur, die uns anblickt, — nur sind wir die ungezügelte Natur hierin nicht mehr *gewöhnt*, wir kennen nur die durch die Kultur gemäßigte, die uns als die richtige erscheint.

Das Kind in der Wiege schreit. Schreit aus vollem Halse.

Wir müssen trotz alles Mitgefühls darüber lachen, warum? Weil uns das Schreien des Kindes outriert erscheint, und doch ist es gerade absolut *natürlich*, denn der Säugling *kennt* keine Übertreibung.

Der Kulturmensch schreit nicht, nicht mal beim Zahnarzt, seine Erziehung verbietet ihm das. Er wimmert oder stöhnt. Vide Lessings „Laokoon".

Das Kind brüllt, wie der Hund bellt, wie die Hyäne in geisterhafter Weise lacht, wie der Hahn kräht.

Digitized by Google

Und man beobachte einen Hahn, zumal einen jungen, wie er ansetzt, den ganzen Körper strafft, die Augen verdreht und loslegt, — unwillkürlich müssen wir lachen, warum? Weil uns die Begleitbewegungen des Krähens furchtbar grotesk und deshalb unendlich komisch vorkommen.

Die „Gesichtsverzerrungen" der Naturvölker, des Negers erscheinen uns völlig deplaziert, zwecklos, reizen uns gleichfalls zum Lachen, und doch sind es keine „Verzerrungen", sondern seine natürliche, unbewußte, unerzogene Mimik, die der Niggerclown aufnimmt, vielleicht etwas vergröbert und ebenfalls seines Lacherfolges gewiß ist.

So auch der Bauer.

Was Othello, in seinen Grundzügen ja auch ein Naturmensch, von seinem Charakter sagt: „der nicht leicht argwöhnte, doch einmal erregt, unendlich raste," — das hat Geltung auch beim Bauern, beim Spiegel seines Charakters, bei seiner Mimik.

Gewiß: Die Züge des Bauern sind schwer in Bewegung zu setzen, die Vorfälle des ihn umgebenden Lebens sind dazu nicht imstande; anderseits bemüht er sich nicht etwa, seine Gefühle irgendwie zu verbergen und äußerlich ruhig zu erscheinen wie der Kulturmensch, — nein, die Saiten seines Seelenlebens sind nicht so fein, um auf geringfügige Eindrücke überhaupt zu reagieren. Werden sie aber durch außergewöhnliche Ereignisse einmal in Bewegung gesetzt, so entbehrt er der dämpfenden Sordine der kulturellen Erziehung, und die starke Schwingung seiner Psyche tritt in dem Ausdruck des Gesichtes in ihrer ganzen derben Natürlichkeit zutage.

Dann entsteht das Bauernantlitz mit seiner uns übertrieben dünkenden Verzerrung, das Brüllen des Kindes, die Grimassen des Naturmenschen, des Negers, des Japaners.

Nicht sie übertreiben, sondern wir sind gewöhnt, unsere Züge so im Zaum zu halten, daß bei uns der echte Ausdruck, das unmittelbare Antlitz der Natur, mit den beiden oben erwähnten Ausnahmen, nur stark gemildert, im eigentlichen Sinne: unnatürlich, in die Erscheinung tritt.

Beim Kulturmenschen zeigt sich auch hier in der Beschränkung der Meister.

Unsere Mimik, wie dem aufmerksamen Beobachter nicht entgeht, ist eigentlich fortwährend in Tätigkeit; unsere Gesichtsmuskeln gehen auf die leisesten Regungen der Seele ein, oft fast unmerklich: das Zucken einer einzelnen kleinen Muskel, die minimale Vertiefung einer Falte, ein flüchtig übers Gesicht huschender, sofort vergehender Schatten (die sogenannten „ehernen" Antlitze sind selten beim Kulturmenschen, die selbst den Anflug der Erregung zu unterdrücken wissen), — und wir sind uns dieses beständigen Muskelspiels kaum bewußt, es ist die unwillkürliche Rückwirkung unserer Empfindungen.

Sobald wir merken, daß unser Antlitz der Dolmetsch der Seele werden will, besonders wenn es sich um geheime Gefühle handelt oder um solche, die in unangenehmer Weise zur Erscheinung kommen könnten, — sofort fangen wir an, uns zu beherrschen, ebenfalls meist unwillkürlich, falls wir mit dieser Beherrschung nicht einen anderen bewußten Zweck verfolgen als den der reinen Ästhetik.

Digitized by Google

Bei uns genügt ein Leuchten der Augen, wo der Bauer den Mund aufreißt vor Erstaunen; wo der geistig Tiefstehende mutvoll die Zähne fletscht, runzeln wir nur die Brauen; wir lächeln, wo das Kind sich vor Lachen ausschüttet; wir halten an uns beim körperlichen Schmerz, zumal wenn wir uns beobachtet wissen; wir beherrschen uns, wo der Naturmensch sich gehen läßt.

Und aus diesen Gründen der Erziehung erscheint uns einerseits die Starrheit des Bauernantlitzes bei kleineren Regungen der Seele unverständlich, oft als Empfindungslosigkeit, selbst Gefühlsroheit, — stellt sich uns anderseits die gewaltsam erzeugte, ungehemmte Mimik des Kindes, des Naturmenschen als übertrieben, gewaltsam, grotesk dar, — wir lachen oder erschrecken darüber.

Aber die Unnatürlichkeit liegt nicht in dem, was wir sehen, — denn das ist echt, sondern darin, wie wir es sehen, das ist durch Kultur und Erziehung beeinflußt, das ist das eigentlich Unnatürliche!

Kunstberichte.

Berliner Kunstausstellungen.

Von Max Osborn.

Bei Keller & Reiner waren die Wandbilder ausgestellt, die Ludwig von Hofmann für van de Veldes neue Weimarer Museumshalle gemalt hat. Man kannte die Arbeiten bereits von der Dresdener Kunstgewerbeausstellung des letzten Sommers her; hier in Berlin machten sie nicht denselben starken Eindruck wie dort. Ich weiß nicht recht zu sagen, woran das lag. Wahrscheinlich an dem veränderten Licht. Und überdies an der veränderten Umrahmung. Denn in Dresden sah man sie in den fertig aufgeführten Hallenbau eingelassen, der selbst durchaus nicht einwandfrei war, in den aber ihre koloristischen Harmonien vorzüglich paßten. Jetzt ist der ganze Weimarer Museumsbau, wie es scheint, leider völlig ins Bereich der schönen Träume gerückt. Die unsympathischen Vorgänge am Musenwitwensitz an der Ilm, in deren Verlauf der verdienstvolle Graf Keßler auf noch nicht ganz aufgeklärte Weise kaltgestellt worden ist, haben weitere Kreise gezogen und den Hoffnungen auf eine energische Aufwärtsentwickelung der Weima-

Digitized by Google

rischen Kunstverhältnisse einen empfindlichen Stoß versetzt. Auf diese Weise sind Hofmanns Wandgemälde zurzeit beruflos geworden, sie sind „zu verkaufen", und so wollen sie denn auch in der neutralen Umgebung beurteilt sein, in die sie Keller & Reiner mit bewährtem Geschmack eingebaut hatten.

Die Dresdener Wirkung also war hier nicht zu spüren. Trotzdem: wer macht in Deutschland heute dergleichen besser? Mehr noch: wer macht es so schön wie Hofmann? Die Antwort lautet ganz schlicht: niemand! Und solch relative Wertung schließt zugleich auch eine absolute in sich. Gewiß, die Franzosen kommen in dekorativen Bemühungen dieser Art weiter; man braucht nur an die raumschmückenden Arbeiten Besnards zu denken, der nicht einmal ein Meister ersten Ranges ist. Aber den entsetzlichen Allegorien und lebenden Bildern gegenüber, die in Deutschland und besonders in Preußen in öffentlichen Gebäuden immer noch „unentwegt" angebracht werden, ist Hofmanns Zyklus ein Labsal. Er komponierte einen Kranz von sechs Gemälden und schuf daraus eine leichte Phantasie aus dem unbekannten fernen Märchenreich, dessen Entdeckung wir ihm danken. Wie in den kleineren Bildern für das Trauzimmer in Ludwig Hoffmanns Standesamt an der Fischerbrücke, gab er auch diesen Visionen einen gemeinsamen landschaftlichen Hintergrund, der sie miteinander verbindet. Vom hellblau-grünlichen Himmelsfond hebt sich ein gelbgrünlich schimmernder Gebirgszug ab, auf dem die volle Sonne steht, und vor ihm dehnt sich zum Vorderrande des Bildes ebenes Land, leicht gewellt, in dunkelblau-grünliche und zart violette Schatten getaucht. Und hier nun tummelt sich eine glückselige Gesellschaft schöner Menschen. Jünglinge und Mädchen von knospender oder reifer Anmut, in königlicher Nacktheit oder von leichten, farbigen Gewändern umhüllt, die lustig im lauen Frühlingswinde flattern. Rings Jugendlust, Tanz, Gesang, Reigen und Saitenspiel und frohes Leben, „von jedem Zweck genesen". Wie lebendig gewordene Akkorde einer idyllischen Musik schreiten Gruppen von weiblichen Gestalten einher. Neigen sich, beugen sich, stürmen vor und bewegen sich in gemessenen Rhythmen. Hier knüpft man Girlanden und schlingt sie zu sanften Linien. Dort sammelt man sich um Maréessche Bäume, pflückt goldene Früchte aus ihren blühenden Zweigen, die schlanke Mädchen in Körben auf ihren Häuptern davontragen. Dort tönt der Flöte lieblicher Ton, und zwischen den Tanzenden sinken Rosen zu Boden. Alle diese Herrschaften kennen keinen Beruf als glücklich zu sein in ihren paradiesischen Gefilden, ihre weich modellierten Körper als Reliefs von der Elysiumslandschaft abzuheben, die ihre natürliche Heimat ist, und schöne Bewegungen zu machen.

Im einzelnen ist dabei nicht alles geglückt. Die zwei kleinen Bilder sind in den Farben wie in den Umrißlinien der Gestalten feiner zusammengestimmt als die vier größeren. Auf diesen geht es in manchen Ecken koloristisch ein bißchen unruhig zu, die Wirkungen der Kaseïnfarben sind in der Verteilung auf die breiteren Flächen nicht mit völliger Sicherheit berechnet. Und in der Zeichnung der Akte gibt es starre und leere Stellen, die den Zusammenklang schädigen. Dennoch ist das Ganze das Werk einer souverän schaltenden künstlerischen Schöpferkraft, bei dessen Anblick sich das Herz weitet. Man möchte wünschen, daß Hofmann reichliche Gelegenheiten zuströmten, die hier erprobte Fähigkeit, einen großen Raum zu schmücken, in Ruhe und Muße weiter zu entwickeln.

Digitized by Google

Bei Gurlitt fand man eine große Kollektivausstellung der Worpsweder. Sie zeigte die Mitglieder der bremischen Malerkolonie zum Teil beim Suchen neuer Wege. Am weitesten war dabei Otto Modersohn gekommen, der sich aus schweren Dunkelheiten zu hellerem und zarterem Licht, aus den massigen und trägen Tönen der früheren Zeit zu leichterem und mannigfaltigerem Farbenspiel durcharbeitete. Manches kam auch dabei noch etwas grob heraus, aber Stimmungen wie die Frühlingsbilder aus Worpswede und von der Heide, deren braunes Feld mit dem lichtblauen Himmel kontrastiert, wiesen vorwärts. Wie stark der Fortschritt war, der bei Modersohn erzielt wurde, erkannte man an den Bildern Fritz Overbecks, die noch immer in der älteren, ein wenig trockenen, klanglosen Schwere befangen waren. Es kommen dabei wohl gewisse lyrische Stimmungen heraus, doch man sieht sie oft auf Kosten der malerischen Noblesse erreicht. Hans am Ende stand zwischen Modersohn und Overbeck. Er ist dabei, sich aus der Konvention, die sich in Worpswede einzunisten begann, loszulösen; aber man sah noch nicht recht, wo es hinausgeht, und wird sich darum lieber aus Abwarten verlegen.

Energischer ist Heinrich Vogeler auf Weiterentwickelung bedacht. Es ist sehr anerkennenswert, daß er sich nicht wohlgefällig in dem romantischen Kreise einspinnt, dem er seine Erfolge verdankt. Eine ganze Reihe von Arbeiten seiner Hand, die mit der Jahreszahl 1906 signiert waren, zeigten ihn bei dem ehrlichen Bemühen, sich streng in malerische Zucht zu nehmen und seine Farbe an den Erscheinungen der Wirklichkeit zu üben. Dabei waren sehr respektable Resultate zu verzeichnen. So etwa ein Stilleben mit einem Papagei, ein lustiges Geflacker greller Farbendissonanzen. Dann ein anderes Stilleben mit den Primeln, eine geschmackvolle Interieurstimmung braun in braun mit dem helleren Akkord der Blüten auf dem Tische. Weiter ein Gartenausschnitt und ein paar freie Landschaftsblicke, darunter ein „Heideweg", der im Vortrag noch zu massiv war, aber eine ehrliche und kräftige Naturanschauung verriet. Das große Bild des „Sommerabends", eine Symphonia domestica in Triptychonform, die schon im vorigen Jahre in Weimar hing, ließ erkennen, wie solche ernsten Studien Vogelers biedermeierisch angehauchte Poesien befruchten. Leider sah man nicht auch Proben der kunstgewerblichen Tätigkeit, die der Künstler seit neuestem in seinem schönen Hause am Weyersberg in Worpswede entfaltet, und von der ich kürzlich in Hamburg bei Hulbe außerordentlich feine Erzeugnisse fand.

Auch Fritz Mackensen ist dabei, seine Farbe zu lockern. Doch auch er ist noch im Tasten. Seine große „Bergpredigt" hat mehr malerische Behutsamkeit als die älteren Werke. Aber es fehlt ihr dafür die Kraft und Eindringlichkeit, die starke Herbheit, durch die er sonst auf uns wirkte, und die nur an einigen Stellen der geschickt komponierten Gruppen von Bauern und Arbeitern durchklang. Bei dem Porträt des Freiherrn Marschall von Bieberstein, das Mackensen hersandte, vermißte man wiederum das rechte malerische Rückgrat. Eine Frau war diesmal den Worpswedern beigesellt: Frau Paula Modersohn, die sich mit männlicher Begabung in Cézanneschen Stillebenmotiven übt.

Im Salon Cassirer sah man zwei interessante Kollektivausstellungen. Die eine umfaßte eine größere Reihe von Werken des jungen Berliner Malers Max Beckmann, der schon im vergangenen Sommer die Aufmerk-

Digitized by Google

samkeit der Kunstfreunde in der Berliner Sezession und auf der Künstlerbundausstellung in Weimar auf sich gelenkt hatte, und der damals mit der einzigen Prämie belohnt worden war, über welche der Künstlerbund verfügt: mit der Verleihung eines Ateliers in der Villa Romana zu Florenz. Stärker noch als damals zeigte sich jetzt bei der größeren Überschau über seine bisherigen Arbeiten das bedeutende Talent Beckmanns, in dem etwas von der genialen malerischen Begabung der besten Meister aus den jüngsten Jahrzehnten schlummert. Dieses Talent ist gewiß noch vielfach unkultiviert und tritt in der überschäumenden Lust, mit der es an die Erscheinungen der Wirklichkeit herangeht, gar zu wild und ungebärdig auf. Es ist auch kein Zweifel, daß Beckmann in vielen Fällen gründlich daneben haut. Das vermindert aber nicht die Freude an der Kraft und Entschiedenheit seiner farbigen Anschauung, an der entschlossenen Wucht seines lapidaren Pinselstrichs und an dem ernsten, männlichen Geschmack seiner koloristischen Anordnungen. Seine Akte, die er in den großen Bildern einer Kreuzigung und einer Gruppe junger Männer am Meeresstrande, beide Male von durchaus anderem Gesichtspunkt aus, gemalt hat, verrieten eine Beherrschung der Formen des menschlichen Körpers und seiner malerischen Qualitäten, die den höchsten Respekt erforderte. Seine Porträts waren nicht frei von Starrheiten in Haltung und Blick und von Gewaltsamkeiten in der Art, wie grünliche und gelbliche Töne in die rosigen und grauen Fleischtöne hineingefegt waren. Aber man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß diese Bildnisse etwas von der Kraft mancher Jugendporträts Manets besitzen. Noch stärker vielleicht und selbständiger zeigte sich Beckmanns großes Talent in einigen Blumenstilleben, Landschaftsausschnitten und Meerbildern. Namentlich eine „Buhne in Dänemark" imponierte durch die sichere Geschlossenheit des Ausdrucks, die das Motiv zu bedeutender Wirkung steigerte. Wie hier das massive Balkenwerk auf seinen malerischen Effekt hin behandelt war, das deutete auf einen ungewöhnlichen künstlerischen Instinkt, dem aber auch gelegentlich bereits ein Können von natürlicher Reife zur Seite steht.

Die zweite Kollektivausstellung galt dem belgischen Bildhauer Georg Minne, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der modernen Plastik. Minne gehört zu den Bildnern, die, den jüngsten Malern vergleichbar, über die impressionistischen Bemühungen der Älteren: Rodins, Meuniers und der anderen Meister, wieder energisch zum Stil streben. Seine merkwürdigen, fleischlosen, oft wie in einem Prokrustesbett auseinandergezerrten Gestalten setzen den malerischen Tendenzen in der Plastik das Statische und Tektonische des menschlichen Körperbaus mit starker Absichtlichkeit gegenüber. Die Skulpturen der gotischen Epoche, die auch schon auf Rodin wirkten, von diesem aber ganz anders verwertet wurden, bilden dabei den Ausgangspunkt. Bei Minne ist alles auf die scharfen Linien des Umrisses gestellt, auf ein Sichtbarmachen des Knochenbauorganismus, der aber sogleich wieder mit großem Zuge vereinfacht wird. Oft hat man das Gefühl, als gehe er mit dem menschlichen Körper wie ein Ingenieur um, der seine Phantasie an der Logik der Eisenkonstruktion entzündet hat. Dann wieder ist er wie ein Baumeister, der die Fügung plastischer Formeu der architektonischen Massengliederung anähneln möchte. Während Rodin den Stein malerisch lockert und daraus Skulpturen erwachsen läßt, bringt Minne

Digitized by Google

architektonische Ordnung in die Materie, um dann in steilen Linien Figuren, Glieder, Gesichter auftauchen zu lassen. In vielen Fällen entfernt sich dieser Belgier mit einer fiebernden Absichtlichkeit, die neue Sensationen hervorzaubern möchte, nicht nur von der Realität des Wirklichen, sondern überhaupt vom Boden der Natur. Um seltsame, unausgeschöpfte, überraschende Bewegungsmotive zu finden, verrenkt er seinen Gestalten ohne Erbarmen Glieder und Gelenke. Aber es bleibt überall ein kühner, eigenwilliger Geist sichtbar, der das Gegebene aus bestimmter subjektiver Anschauung heraus neu gestaltet und in seinen eigentümlichsten Schöpfungen plastische Symbole für verzwickte Formeindrücke und -empfindungen gibt. Daß Minne daneben „bürgerlicheren" Aufgaben ebenso gewachsen ist, ja, daß er hier sehr einfach und schlicht als ein Plastiker von wunderbarer Bildkraft zu schalten weiß, erkannte man an seinen Porträtbüsten der belgischen Königsfamilie, in denen er durch die Klarheit und Ruhe der Flächen- und Linienanordnung nahe an seinen Landsmann Lagae heranrückte.

Noch ein dritter Künstler trat bei Cassirer mit einer Kollektion neuer Werke auf: Ulrich Hübner, der sich seit einiger Zeit fern von Berlin in der Einsamkeit von Travemünde einen festen Stoffkreis für seine malerischen Studien geschaffen hat. Hübner ist der Typus eines geschmackvollen Künstlers, der mit den Lehren der Großen erfolgreich und sympathisch zu wirtschaften versteht, ohne daß er selbst eigentlich Neues hinzufügt. Es fehlt uns gerade an solchen Talenten in Deutschland, wo im allgemeinen neben den großen Führern sofort die unübersehbare Masse der geringen Begabungen steht. Wir wollen es wohl zufrieden sein, wenn unter dem Einfluß der schulbildenden Kraft des Impressionismus jetzt Erscheinungen wie diese auftreten, welche die Lücke schließen und eine Erhöhung des weiteren Niveaus bewirken. Man hat bei Hübner fortwährend die Namen der Meister auf der Zunge, an denen er sich geschult hat. Bald denkt man an Manet und Monet direkt, oder auch an die Stilleben von Fantin-Latour, oder an die lauschigen Boudoirs von Stevens — bald, bei einer Landschaft mit flackrigen gelben Lichtern, an Slevogt, bei einer „Bleiche" mit der Gestalt einer Bäuerin an Liebermann und so fort. Aber überall erfreut der Geschmack des Arrangements, die Delikatesse der Farbenzusammenstellung, die zarte und behutsame Behandlung des Lichts, die feinfühlige Betonung koloristischer Kontraste ohne aufdringliche Unterstreichung.

Musik.

Von Gustav Dippe.

Berlin ist inzwischen um einen großräumigen Konzertsaal reicher geworden. Man hat ihn — wohl in der Hoffnung, seine Ertragsfähigkeit zu steigern — „Mozart-Saal" genannt. Der erste Eindruck, den diese neue Kunststätte hervorruft, ist überraschend günstig. Die Idee, jede der vier Seiten durch eine gewölbte Nische zu beleben, ist an sich schon eine glückliche zu nennen, zudem ist sie in gutem Raumverhältnis durchgeführt. Im

Digitized by Google

ersten Augenblick wirkt auch die Dekoration wohltuend: zu einer weißen, goldverzierten Architektur sind die Holzteile und Stoffdekorationen und ebenso die wenigen, diskret zurücktretenden Wandmalereien in vielfach schattierten, milden, roten Tönen gehalten. Bei genauerer Betrachtung findet man allerdings, daß einzelne Schmuckglieder nicht sonderlich liebevoll, sondern etwas schablonenhaft erledigt sind; geradezu bösartig aber sind die Gruppen von je einem Männlein und einem Weiblein, mit denen der oberste Teil der wandteilenden Pilaster bedacht wurde. Diese unglückseligen Basreliefs wirken trotz ihrer unsinnigen Ausdehnung lediglich wie der traditionelle Ausputz von Lübecker Marzipan.

Eine Schwäche der Gesamtanordnung muß es genannt werden, daß das Podium für die Musiker sich unscheinbar und fast zufällig dem Saale einfügt, während ihm doch eine beherrschende Stellung zukäme. Die Beseitigung dieses Übelstandes wird sich wohl von selbst ergeben, sobald durch Vergrößerung des ständig konzertierenden Orchesters oder häufigere Heranziehung eines Sängerchores ein erweiterter Raum für die Mitwirkenden geschaffen werden muß. Einstweilen ist das „Mozartsaal-Orchester" in den Streichern etwas dürftig besetzt. Daß die Qualität der Orchestermitglieder die Mängel der Quantität auszugleichen geeignet wäre, kann füglich nicht behauptet werden. Wohl aber haben sich die Unternehmer einen vortrefflichen Dirigenten in Paul Prill, dem bisherigen Kapellmeister der Schweriner Hofoper und Nachfolger Zumpes, gesichert. Die künstlerische Energie, mit der Prill an seine Aufgaben herantritt, läßt für die Zukunft des Konzertunternehmens „Mozart-Saal" das Beste erhoffen; vorausgesetzt freilich, daß das Interesse des Publikums für diese musikalischen Veranstaltungen eine angemessene Steigerung erfährt.

Im sechsten Symphonieabend der Königlichen Kapelle brachte Felix Weingartner eine Symphonie von Sibelius (E-Moll Nr. 1) zum erstenmal an dieser Stelle zu Gehör. Das Werk wirkt nicht eigentlich wie eine Symphonie: die einzelnen Gedanken sind vollkommen rhapsodisch aneinandergestellt und entstammen gar zu abweichenden Stimmungssphären. Insbesondere gilt dieses von dem ersten Satz, bei dem der Mangel an symphonischem Zusammenschluß des Gedankenmaterials besonders empfindlich ist. Melancholie in allen Schattierungen bildet den Inhalt und eine unfeine Schwülstigkeit gelegentlich die unerwünschte Zutat. Diese Symphonie wurde mit spärlichem Beifall und lebhafter Opposition aufgenommen. Das Zischen war unangebracht gegenüber einer Schöpfung, die allenthalben Talent und Können verriet. Eine zweite Neuheit dieses Abends, die zugleich eine „Manuskript-Uraufführung" war, bildete die „Symphonische Dichtung" (Nr. 5) „Pompeji" von Paul Ertel: Aus der beigegebenen „Erläuterung" erfahren wir, daß der Komponist seine Anregung durch das Schillersche Gedicht „Pompeji und Herkulanum" empfangen hat. Das Ganze ist als „Traumphantasie" gedacht. „Der Träumer . . . sieht an seinem Auge . . . Serenaden, Volksgetümmel, Schauspiele und Tänze, lauter Momente frohester Lebenslust bis zum Ausbruche bacchantischen Taumels (Tarantella) vorüberziehen. Von Zeit zu Zeit grollt in der Ferne der Vesuv ein furchtbares Memento mori; eine Bittprozession soll das unterirdische Toben beschwichtigen, allein die Katastrophe bricht jäh herein, und die entfesselten Naturgewalten zerstören die lebensfreudige, jetzt wiederum zu einem Trümmer-

Digitized by Google

haufen verurteilte Stadt . . .“ Das Programm ist, wie es wohl der Stoff auch nicht anders hergab, ausschließlich auf äußerlich sichtbare Momente gestellt, das ist es, was dem Werk eine leichte und zweifellose Verständlichkeit gegeben hat, und, da es ja nicht immer nötig ist, daß mit einer symphonischen Dichtung die tiefsten Probleme des menschlichen Daseins angerührt werden, ist ein interessantes und fesselndes Orchesterstück zustande gekommen. Schade ist ja freilich, daß nach den Zerstörungen, die den „Trümmerhaufen“ geschaffen und die sich im Orchester natürlich nur als ein pompöser Lärm darstellen, nichts Eigentliches mehr zu sagen war. Ein paar verlorene, unheimlich gedämpfte Klänge über dem Grabe alles Organischen stumpf brütend, müssen für das ruhig-breite Ausklingen, das man hinter der großen Aufregung des Orchesters erwünscht hätte, in Zahlung genommen werden. Besonders lobend zu erwähnen ist die Instrumentation; sie ist reich und maßvoll zugleich. Das Werk fand lebhaften Beifall.

Die Neuheiten, die sonst nur eine Beigabe zu oft gehörten Werken zu bilden pflegen, machen in den „Orchesterabenden“ von Ferruccio Busoni den eigentlichen Inhalt der Programme aus. Der zweite dieser immerhin anregenden Abende wurde mit einer „Lustspiel-Ouvertüre“ des Veranstalters eröffnet. Auf dem Programm war diese Ouverture als „neu bearbeitet“ bezeichnet. Nun, die Bearbeitung dürfte fast ausschließlich dem Schlusse des Stückes gegolten haben. Ob aber dadurch ein Gewinn erzielt ist, daß das zierliche, klassisch-durchsichtige, heiter-sorglose Werkchen nunmehr einen prätentiösen, modern-geräuschvollen Ausgang bekommen hat, ist zum mindesten zweifelhaft. Es folgten zwei Sätze aus einer E-Moll-Symphonie von Hermann Behr. Der Satz Adagio molto begann wie ein düsterer Trauermarsch mit fremdartigen Harmonieverbindungen in schwerfälligen Rhythmen; ganz ordentlich, aber nach keiner Richtung hin hervorragend. Demnächst jedoch wuchs das Adagio molto in einem gedehnten Mittelteil zu einer imponierenden Größe musikalischen Ausdrucks heran; die leicht an den unvergleichlichen zweiten Satz des „Deutschen Requiems“ von Brahms gemahnende Diktion war von echter Tragik erfüllt. Der zweite der beiden Sätze, ein Scherzo, wirkte nach der Bedeutsamkeit des Vorhergegangenen ein wenig solide-kleinbürgerlich. Johan Wagenaar aus Utrecht führte an dritter Stelle seine Tondichtung nach Rembrandts Gemälde „Saul und David“ vor. Eine böse Nachbildung Richard Straußscher Kunst. In lärmenden Dissonanzen reichte Wagenaar reichlich an sein großes Vorbild heran, im übrigen aber vermißte man schmerzlich die Genialitäten, mit denen Strauß auch den eingeärgertsten Zuhörer immer wieder hinreißt. Von besonders kläglicher Charakterlosigkeit war das Harfenspiel des frommen David. Dieses stil- und phantasielose Geklimper, das in der beigefügten programmatischen Gebrauchsanweisung herausfordernd als „Harfenphantasien“ bezeichnet wird, kann unmöglich die „wilden Gedanken“ des „düsterem Wahnsinn verfallenen Königs“ besänftigt haben.

Die letzte Neuheit dieses Abends war ein Phantasiestück für Violine und Orchester von Hugo Kaun. Die Komposition führt den deutungheischenden Titel „Es war einmal“. Wenn ich diese Bezeichnung richtig verstanden habe, so muß sie mit den deutlichen, in der Mitte des Werkes befindlichen Anklängen an die Venusbergmusik aus Tannhäuser in Verbindung gebracht werden. Der Zuhörer ist jedoch einerseits nicht in der

Digitized by Google

Lage, das daraus folgende delikate Bekenntnis nachprüfen zu können, anderseits mag es ihn leicht chokieren, daß er zum Mitwisser einer Tatsache gemacht wird, die nach althergebrachten Sitten als ein Geheimnis der allerengsten Häuslichkeit betrachtet wird. Das Stück gefiel sehr und wurde von Professor Michael Preß, solange der Komponist eine natürliche Sprache zeigte, wunderschön gespielt. Bei der raffinierten Schwierigkeit und etwas forcierten Kompositionstechnik des Mittelteils ließ die Sauberkeit des Spiels, die gerade zu Beginn so bezaubert hatte, ein wenig zu wünschen übrig.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Man schilt so viel und so bitter von zünftiger und unzünftiger Seite über das Königliche Schauspielhaus, über seine Trägheit und Verschlafenheit gegenüber der neueren Kunst. Und man muß ja zugeben, daß die Ausflüge, die die Hofbühne in den letzten Jahren in das Land der jungen dramatischen Poesie unternommen hat, nicht sehr glücklich zu nennen sind. Aber man unterschätzt die ständige Arbeit, welche dies Theater für die Pflege unserer Klassiker mit unverdrossenem Bemühen und schönen Erfolgen leistet. Hier ist Schiller und Shakespeare, Goethe und Hebbel, Kleist und Grillparzer die Stätte bereitet; hier wird nicht experimentiert, hier waltet die ruhige, ihrer selbst gewisse Treue. Ich empfinde es nicht als einen Mangel, sondern als eine Stärke, wenn in einer Stadt wie Berlin verschiedene Bühnen sich ein bestimmtes Arbeitsgebiet abstecken, in seiner Durchdringung und künstlerischen Bewältigung ihre Lebensaufgabe sehen und darin eine konservative Beharrlichkeit entfalten. Man schilt auch Otto Brahm, wenn er sein Theater zu einer Heimat für Ibsen, Sudermann und Hauptmann liebevoll ausbaut und daneben für andere Autoren nur wenig Raum läßt. Dieser Tadel ist ungerecht; wer in der Beschränkung den Meister zeigt, entgeht auch den schwächenden Wirkungen der experimentellen Vielgeschäftigkeit. Direktor Reinhardts Interessen strahlen nach so verschiedenen Richtungen aus, und andere Theaterleitungen folgen ihm auf diesem Wege mit mehr oder weniger Glück, daß für die Neuen und Neuesten und für das Neue und Neueste der Platz gewiß nicht mangelt. Wer sich um eine gerechte Würdigung bemüht und weder anbeten noch verdammen will, sondern verstehen; wer sich auch davon überzeugt hält, daß das Theater nicht die Summe des Lebens ist, sondern nur ein bestimmter Ausschnitt des Lebens, neben welchem es noch sehr erhebliche andere Lebensinteressen gibt, die das Theater nicht zu befriedigen imstande ist (das ja nicht einmal das Kunstganze umschreibt), der wird den verschiedenen Richtungen willig ihr Recht einräumen, statt die eine Art gegen die andere lärmend auszuspielen. Das Schauspielhaus bereitet, „noch“ unter der Direktion Barnay, eine Neuaufführung der Wallensteintrilogie vor, deren Ereignis Adalbert

Digitized by Google

Matkowsky als Wallenstein ist. Nach der Neueinstudierung von Wallensteins Tod, die im Werke ist, wird am selben Nachmittag und Abend das ganze grandiose Werk in neun Stunden über die Bühne gehen. Das ist zwar anstrengend für die Schauspieler und das Publikum, erscheint mir jedoch als die einzige ideale Lösung gegenüber dieser Dichtung. Ich habe als Student in Basel im dortigen Stadttheater, das ja inzwischen abgebrannt ist, einmal diese einheitliche Aufführung erlebt und denke noch heute mit Begeisterung an den tiefen Eindruck der vielen Theaterstunden. Und andere Städte haben denselben Weg mit Erfolg beschritten. Das ist jedem klar, daß man das „Lager" nicht abtrennen darf von den „Piccolomini", ohne eine Einheit zu zerreißen. Denn das Lager ist nur der wundervolle Auftakt zum Ganzen und drängt stürmisch in die Verwickelung der nachfolgenden Begebenheiten hinein. Wir würden mit einer Verheißung ohne Erfüllung nach Hause gehen, wenn man uns auf den Helden, dem alle Herzen im Feldlager entgegenschlagen, nur vorbereitet, ohne daß wir ihn sehen. Aber mir erscheint eine Abtrennung der „Piccolomini" von „Wallensteins Tod" fast noch störender. Legt man einen Tag oder gar acht Tage mit der Unruhe und der Arbeit zwischen den zweiten und dritten Teil, so bedeutet das einen tiefen Riß. Denn es ist unschwer zu beweisen, daß auch der Wallenstein der Piccolomini und die Gestalten um ihn letztlich nur abermals eine große Exposition darstellen, die gebieterisch nach der Auflösung der gewaltigen Dissonanz im Schlußteil der Dichtung verlangt. Das Schauspielhaus bietet eine würdige und sehenswerte Aufführung der beiden ersten Teile. Es verdient dafür aufrichtigen Dank. Die Lagerszenen entfalten bunteste Bewegtheit, ohne doch die Sprechrollen zu ersticken. Als Kapuziner ist für Herrn Pohl Hermann Vallentin eingetreten, der sich als ein derber und geschickter Volksredner ausweist. Otto Sommerstorff, den wir uns also aus Graz glücklich wieder zurückgeholt haben, gibt seinem wallonischen Küraſſier alle sympathische Herzlichkeit und Sonne seines Wesens. Nuscha Butze macht die Marketenderin Gustel. Aus den „Piccolomini" verdienen ehrenvolle Erwähnung Frau Willig als Gräfin Terzky und Herr Stägemann als Max, ebenso der Buttler von Herrn Pohl. Arthur Vollmer bot wieder ein Kabinettstück mit seinem Kroatengeneral Isolani, der die pfiffige Verschlagenheit mit der naturhaften Ursprünglichkeit des großen Kindes meisterhaft zu mischen wußte. Matkowskys Wallenstein kommt in interessanter Maske, akzentuiert scharf die genialische Überlegenheit des absoluten Generalissimus und läßt vom ersten Augenblick an keinen Zweifel darüber, daß dieser Kriegsheld, dessen abergläubische Schwäche seiner soldatischen Kunst das Gleichgewicht hält, sich verbluten muß.

In einer Unterredung mit der Wiener Presse hat jüngst Direktor Max Reinhardt sich über seine Auffassung der Theaterdekoration dahin ausgesprochen, er halte daran fest, daß dem Stil der Darstellung in der Gestaltung der Umgebung, in der sie sich bewegt, eine Atmosphäre geschaffen werden müsse. Jedes Stück habe und verlange eine völlig neue Luft. Darum gebe es bei der Inszenierung kein festes Programm, der Regisseur müsse jedesmal „mit völlig neuen Augen sehen". Realistisch oder stilisiert — das lasse sich nur von Stück zu Stück entscheiden. „Wie die Rolle den Schauspieler braucht, braucht das Stück den bildenden Künstler." Plastische Dekoration, richtige und reiche Verwendung von Farbe und Beleuchtung,

Digitized by Google

Zusammenklang aller Stimmungsmomente; das Kunstwerk der Bühne eine Einheit, mit dem Schauspieler als Hauptakkord. Wie eine Probe aufs Exempel wirkt Reinhardts Goetheabend im Deutschen Theater zu diesen klugen Programmworten. Die Probe wurde glänzend bestanden Wir haben wirklich mit Goethe ein paar feine Stunden verlebt (Die Geschwister; Die Mitschuldigen), wir waren in seinem Haus, an seinem Tisch, mit seinen Menschen zusammen. Diese unbedingte Stilechtheit, wenn sie nur der Rahmen für Spiel und Spieler sein will, erhöht die Illusion und verschafft einen köstlichen Genuß. Die trennenden Schranken der Zeit und des Raums sind gefallen; wir erleben, als wären wir dort und damals, wir wandeln im Zauberland der Phantasie. Der Einakter von den beiden Geschwistern, die keine sind und die sich über der Werbung des Hausfreundes als Liebende finden und umschließen, ist reich an zarter Seelenkenntnis. Goethes Freundschaft mit Charlotte von Stein hat die Worte gefärbt. An zwei Oktobertagen 1776 ist die zierliche Dichtung entstanden, bei deren Erstaufführung (im Liebhabertheater zu Lauchstädt) Goethe selbst den Wilhelm spielte. Der Sturm der ersten Periode lag also bereits hinter dem Dichter, er ist auf dem Wege zu einem ruhigen Kunststil. Mit wie einfachen und sicheren Mitteln erschließt der 27jährige Mann die Seele der Marianne, die Wilhelms Bild in allen Erscheinungen ihres kleinen und doch reichen Lebens schaut, und wie gibt er dem eigenen wogenden Herzen in den beiden edelgesinnten Freunden der Wertherzeit die künstlerische, erlösende Spiegelung! Lucie Höflich wird zuweilen von ihrem Direktor mit Aufgaben betraut, die sie nicht bezwingt; alles spitzig Mondäne und raffiniert Vulgäre ist ihrer Natur fremd. Als schlichtes Menschenkind jedoch, das mit gesunden Sinnen und goldenem Herzen unbewußte Heiterkeit ausatmet oder auch mit bewußter Schelmerei den Widerstand besiegt, ist sie jedesmal unbestreitbar. Darum ist ihre Marianne von süßem Liebreiz, auch wenn Goethe sie sich noch um etliche Linien vornehmer und feinnerviger gedacht haben sollte. Die hausmütterliche Betulichkeit für den verehrten Bruder und ihre die reinste Mädchenseele erschließende Beichte vor Wilhelm, nach Fabricens Antrag, das ist nicht holder auszudenken, als die Künstlerin es uns gab. E. von Winterstein ist als Bruder und Brautwerber ihr würdiger Partner. — Das kleinpariserische, in glatten Alexandrinern sich aufbauende kecke Lustspiel Goethes von den Mitschuldigen im Gasthof zum schwarzen Bär folgt dem Dramolet. Es steht seit einem Jahre in Reinhardts Spielplan. Dieselbe altväterisch minutiöse Ausstattung und so viel harmlos pikante Drolerie, jene Stimmung, mit der Frau Rat Goethe ihrem Sohn aufträgt, seinen „Bettschatz“ in Weimar zu grüßen. Lucie Höflich und von Winterstein tragen auch hier die Hauptrollen (Sophie und Alceste) in sicheren Händen. Als neugieriger, ebenso zungenfertiger wie behender Wirt stellt sich mit breiter Komik Viktor Arnold recht munter vor — Georg Engels ist nämlich inzwischen unheilbar erkrankt, am „Husarenfieber“. Das Publikum erholt sich sichtlich bei Altmeister Goethe von all dem Verbogenen und der Ausländerei der letzten Zeit.

Im Lessingtheater spielt man ein geistreiches und schlagkräftiges neues Lustspiel, die romantische Komödie von Ludwig Fulda: „Der heimliche König.“ Aus dem Talismandichter, der ein Märchenerzähler und sanfter Humorist war, ist ein schärferer Satiriker, ja ein mutiger

Digitized by Google

Parodist geworden. Wie jüngst Max Dreyer in seiner „Hochzeitsfackel", so packt auch Fulda das Königsproblem bei seiner komischen Seite an. Könige entstehen, indem — doch diese Geschichte des Königtums, die frei ist von Liebe und von Haß, muß erst noch geschrieben werden. Der Sinn für Ordnung und der Zwang der Arbeitsteilung sind wohl die letzten Gründe, daß die Gruppe der Gleichgestellten einem aus ihrer Mitte die Verwaltung der Geschäfte und die Vertretung des Stammes nach außen auf Zeit übertrug. Aus dieser republikanischen Wurzel ist das Königtum emporgewachsen, das sich mit Hilfe der Kirche — die ebenso natürlichen Ursprungs und unebener Geschichte ist — im Laufe der Zeit all den romantischen Nimbus zugelegt hat, der es leider heute noch für manche als sogenanntes Gottesgnadentum wie eine Gloriole umstrahlt. „Der heimliche König" ist die gesunde Volkskraft, die hinter die Kulissen blickt und sich nicht immer respektvoll benimmt. So will es unser Dichter. Artus X., König der Briten, ist ein kraftloser Greis, der niemals ein Mann gewesen. Als abgeschlossener Sonderling, ohne Energie zur Liebe und zum Leben hat er im Schloß seiner Väter gehaust. Nur einmal am Tage durfte das Volk seine Sänfte anschmachten, in der er sich dicht verhüllt durch die Residenz tragen ließ. Die „Untertanen", die ihn nie gesehen, verehren ihn um so inniger. Doch die Künste des Leibarztes und die Messen des Hauskaplans können das fliehende Leben des Erben jenes sagenhaften Schlachtenhelden Artus nicht aufhalten. Der Seneschall und die übrigen Minister wissen, daß ihre letzte Stunde in der Volksgunst geschlagen hat, wenn sie den Tod des Königs proklamieren. Man wird für allerlei Rechenschaft von ihnen fordern. Dazu ist das Reich von außen bedroht: der neue Herrscher der benachbarten Angelsachsen besteht auf der Erfüllung einer alten Friedensbedingung, nach der die Briten ihnen alle 15 Jahre die „Menschensteuer" zu leisten haben in Gestalt von 200 Jünglingen und 200 Jungfrauen neuester Ernte. In der höchsten Bedrängnis kommt die Hilfe. Des Seneschalls munteres Töchterlein Sigune, die sich im Schlosse bei der gefrorenen Feierlichkeit redlich langweilt, hat bei ihren Spaziergängen den Hirten Peredur kennen gelernt, in dem sie das gesunde Leben sieghaft begrüßte. Sie lockt ihn listig in den Palast, und er gibt den Hilflosen den Rat, ihren toten König sein Scheinleben fortsetzen zu lassen. Eine geschickt fabrizierte Puppe mit angemaltem Wachsgesicht sitzt täglich in der Sänfte und wird vom Volke, nachdem ihm die Genesung des kranken Fürsten verkündet, mit erhöhtem Jubel begrüßt. Da aber Artus nur einen geistesschwachen Neffen, den vertrotteten Prinzen Lanzelot, doch keinen Sohn besitzt, bestürmt ihn das treue Volk, sich zu vermählen. Nun ist, wie das Sprichwort sagt, erst recht Holland in Not. Das sträfliche Hirtenverhältnis Sigunes empfängt „in Anbetracht der außergewöhnlichen Umstände" im Staatsrat die diplomatische Weihe, und die Kirche segnet den Skandal: Sigune wird die Gemahlin des toten Königs, behält aber als heimlichen Prinzgemahl den sehr muskulösen Peredur als überaus lebendigen persönlichen Gatten. Alles funktioniert nach Wunsch. Aber die schlimmen Angelsachen und der Paragraph mit der Menschensteuer! Dramatisch ist die Szene, in der Cynewulf als Herold im gehörnten Widderhelm mit den Reisigen die Forderung seines Königs vertritt. Als die Gesandten die britischen Höflinge höhnisch nach ihrem König fragen, tritt — Peredur in der schweren, strahlenden Artusrüstung mit geschlossenem Visier auf die

Digitized by Google

Freitreppe, das Volk ist selig, und der heimliche König erkämpft den ehrenvollen Frieden in der Feldschlacht. Sigune schenkt dem Lande den ersehnten Erben, „Artus“ den Kleineren. Mit dem Mutterstolz jedoch wird der Wunsch in ihr wach, das falsche Spiel zu enden — alle sollen Peredur kennen und anerkennen! Die geschickt betriebene Demaskierung mit ihren Wirkungen auf die „Volksseele“ bringt den dramatischen Höhepunkt. Fulda hat das Byzantinertum nach oben wie nach unten beherzt und mit Geist verspottet. Die gewandten Verse bergen viele glückliche Treffer. Hans Marr ist eine Prachtfigur als Hirt, Prinzgemahl und König, Ida Wüst eine berückende Sigune mit einer leichten Neigung zur Soubrette hinüber, die ihren königlichen Gewändern pikant steht, Karl Forest ein erheiternder Barde Schaffilor.

Streiflichter.

Über Wahlkampf und Wahlergebnis wäre ein interessantes Buch zu schreiben. Begnügen wir uns mit — Streiflichtern.

Die rasche Tat vom 13. Dezember hatte eine gewaltige Erregung hervorgerufen. Nicht, daß eine Reichstagsauflösung an sich so erregend wirkt. Es war das Warum der Auflösung, das die Geister weckte: Die Regierung zerschnitt das Tischtuch zwischen sich und der an Kopfzahl und Einfluß mächtigsten Partei, dem Zentrum, also derjenigen Partei, mit der sie bisher, zur Entrüstung aller national Gesinnten und Kulturfreunde, Arm in Arm gewandelt war. Also eine regelrechte Ehescheidung, eine separatio a thoro et mensa. Und Dernburg—Bülow unterbreiteten die eigenmächtig vollzogene Scheidung dem höchsten Richter, dem deutschen Volke, zur Bestätigung. Wie ein Sturmwind ging es durch die Lande: wider das Zentrum! Man atmete auf! Endlich erkennt auch die Regierung, daß das Wort unseres Bismarck ein wahres Wort ist: „Ich habe gelernt, daß mit den Grundsätzen des Zentrums weder das Deutsche Reich, noch der preußische Staat bestehen können, daß kein Bund mit dem Zentrum zu flechten ist, ohne die Existenzbedingungen des Reiches zu gefährden“ (Reichstag, Nov. 1885). Kein verständiger und vor allem kein religiös toleranter Mann dachte auch nur an einen Kampf gegen die katholische Religion. Sie hat ja auch in ihrem richtigen Verstande mit dem Zentrum nichts zu tun. „Wider das Zentrum“ hieß: wider den Ultramontanismus, wider den größten und gefährlichsten Feind nationaler

Digitized by Google

Selbständigkeit und Kultur. Nicht wegen der taktischen Haltung des Zentrums, nicht weil es einige Millionen verweigert hatte, die es, wenn es in seinen Kram gepaßt hätte, ohne Zögern bewilligt haben würde, hatte Dernburg in die „Eiterbeule" gestochen. Nein, Natur und Wesen des Zentrums war erkannt worden und der Krieg ihm angesagt als Verkörperung eines internationalen, weltlich-politischen Machtsystems, das unter Mißbrauch der Religion seine vaterlandsfeindlichen und antikulturellen Herrschaftsziele anstrebt. So glaubte man, so mußte man glauben! Aber man hatte die Rechnung wieder einmal ohne den „Wirt" d. h. ohne Bülow gemacht. Wo hat dieser seichte, grundsatzlose Opportunist überhaupt schon Festigkeit, Grundsatztreue bewiesen? Wer hat, wenn er sich auf ihn stützte, jemals etwas anderes gefunden, als ein schwankes, bieg- und schmiegsames Rohr, als Halbheit in Person? War es da zu verwundern, daß auch bei dieser großen, grundsätzlichen Angelegenheit Bülow sich als Bülow erwies? Ich habe mich nicht darüber gewundert; ich habe es vorausgesagt. Unausrottbar steckt in mir das Mißtrauen gegen den aalglatten Mann voll Pose und Eitelkeit, der in seiner ganzen Diplomatenlaufbahn den Spitznamen des „Obenaufschwimmers" getragen hat, gegen den Reichskanzler mit der intim-ultramontanen Umgebung. Und so kam, was bei Bülow kommen mußte: er schrieb seinen Silvesterbrief und hielt seine Tischrede vor dem „kolonialpolitischen Aktionskomitee". Nie wohl hat in großer Zeit, in der ein Volk, in tiefer Erregung, wuchtige Sprache verlangte, derjenige Mann, der diese Sprache zu sprechen hatte, mattere, blutleerere Worte gesprochen. Auch nicht ein zündender Gedanke findet sich in beiden Kundgebungen. Und was weit schlimmer ist: sie lenken geflissentlich von der Hauptsache ab.

Zwar wird im Silvesterbrief an vierter (!) Stelle auch noch das Zentrum als Gegner genannt. Aber nicht als grundsätzlicher, sondern nur als taktischer Gegner, mit dem, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft, ganz gut sich zusammengehen läßt: „Jedenfalls," schreibt Bülow, „darf nicht vergessen werden, daß die wichtigsten Aufgaben nur mit Hilfe des Zentrums gelöst worden sind." Nichts von dem, was jeder erwartet hatte, was auf aller Lippen lag: Absage an das Zentrum wegen seiner Natur und seines Wesens. War es zu verwundern, daß solcher Kundgebung des Reichskanzlers gegenüber sich die Zentrumspresse sehr befriedigt zeigte? „Das Zentralorgan der Zentrumspartei", die „Germania" schrieb (3. 1. 1907): „Wir gestehen, dieser Silvesterbrief gefällt uns gar nicht so übel. Das Zentrum kann in Anbetracht der Umstände sehr damit zufrieden sein. Wird ihm doch von autoritativer Seite bezeugt, daß es die wichtigsten nationalen Aufgaben, die an den Reichstag herantreten, hat lösen helfen. Damit verpufft die Wahlparole: ‚Gegen die ultramontane Herrschaft und das unnationale Zentrum' in die Luft." Und sie war in der Tat schon jetzt so gut wie völlig „verpufft", aber für Bülow noch nicht völlig genug. Als sich nämlich schon durch die Hauptwahl herausstellte, daß das Zentrum zum mindesten in alter Stärke wieder in den neuen Reichstag einziehen werde, da verschwand die Regierungsfeindschaft gegen die ultramontane Schar vollständig; denn die Schar war — köpfereich. Die Partei, die wegen

Digitized by Google

ihrer „unnationalen“ Haltung die Auflösung des Reichstags veranlaßt hatte, wurde von der Bülow dienstbaren Presse, flugs und als sei nichts geschehen, sogar wieder zu den „national-bürgerlichen“ Parteien gerechnet. Es erschien die bewegliche Aufforderung, bei den Stichwahlen sollten alle „staatserhaltenden“ Parteien zusammenstehen und deutlich gab man zu verstehen, daß auch das Zentrum „staatserhaltend“ sei. Kurz, das gestern noch hochgeschwungene Kriegsbeil lag wieder tief begraben in der Erde und man leugnete fast, es jemals in der Hand gehabt zu haben. Die kurze Spanne Zeit vom 13. Dezember bis 25. Januar mit ihren Wahlergebnissen hatte genügt, die Regierung wieder einmal von sich selbst abfallen und den Rückzug vor dem Zentrum antreten zu lassen. Höhnisch wandte die kampflustige Zentrumspresse auf Bülow, den „vir tenax propositi“, das Wort an: „deine Seele ist matt wie deine Limonade“.

Bei ihrem Umfall und Rückzug kam der Regierung die Wahlniederlage der Sozialdemokratie sehr zustatten. In Zeitungen und nächtlichen Reden zum Fenster hinaus verkündeten offiziöse Artikelschreiber und Reichskanzler um die Wette: „Es ist erreicht! Was die Reichstagsauflösung bewirken sollte, le voilà! die Niederwerfung der Sozialdemokratie. Sie ist der Feind, jetzt nur so weiter gegen diesen Feind bei den Stichwahlen und der völlige Sieg ist unser!“

Man verstehe mich nicht falsch. Auch ich freue mich über die sozialdemokratische Niederlage. Aber ich lasse mir durch die Freude den Blick nicht umnebeln. Nach wie vor sehe ich klar und deutlich: 1. daß die Regierung hauptsächlich gegen das Zentrum hatte vorgehen wollen, daß ihr aber der Nerv fehlte, bis ans Ende zu gehen; und 2. daß die Niederlage der Sozialdemokratie in keiner Weise Verdienst der Regierung ist.

Seit Jahren vertrete ich die Ansicht, daß die Sozialdemokratie mit dem Jahre 1903 den Höhepunkt ihrer Erfolge erreicht hat und daß die damals errungenen Erfolge bei der nächsten Wahl herabgemindert werden, teils durch Zusammenstehen der nationalen Parteien, teils durch die innerhalb der „Genossen“ selbst wachsende Erkenntnis von der Hohlheit der sozialdemokratischen Theorien und der skrupellosen Unwahrhaftigkeit der sozialdemokratischen Zeitungen und Hetzer. Der 25. Januar und 5. Februar 1907 haben mir Recht gegeben: die sozialdemokratischen Stimmen haben, wenn auch nicht im ganzen, so doch an manchen Orten, selbst in „roten“ Hochburgen, erheblich abgenommen. So sind in Sachsen, dem „roten“ Königreiche von 1903, die sozialdemokratischen Stimmen von 71 % auf 48 % gesunken. Ja auch die Zunahme der Sozialdemokratie im ganzen bedeutet, mit der Bevölkerungszunahme verglichen, einen Stillstand der sozialistischen Bewegung überhaupt. Seit Jahren vertrete ich ferner die Ansicht, daß nicht die Sozialdemokratie, sondern der Ultramontanismus der gefährlichste und vor allem der widerstandskräftigste Feind ist. Und auch in diesem Punkte habe ich recht behalten: das Zentrum ist um 6 Köpfe gewachsen und zieht 110 Mann stark in die deutsche Volksvertretung ein; die Sozialdemokratie hat 37 Sitze verloren!

Was haben wir jetzt, d. h. für die Zukunft zu tun? Ich sage „wir“, denn die Regierung bleibt als grundsatzlos außer Spiel. Wollen wir

Digitized by Google

ernsthaft die Weiterentwickelung nationaler Selbständigkeit und Kultur, so müssen wir antiultramontaner sein, denn je; wir müssen mit steigender Energie den Kampf gegen den internationalen Feind weiter führen, und zwar durch das einzig wirksame Mittel: durch Aufklärung über das Wesen des Ultramontanismus. Ehe nicht die Menge der Gebildeten sich durch gründliche Belehrung, die sie sich verschafft, zur Überzeugung von der eminenten Kulturgefährlichkeit des Ultramontanismus gelangt, wird es nicht besser. Und gerade in bezug auf diese durch Kenntnis des Ultramontanismus erworbene Überzeugung von seiner Staats- und Kulturgefährlichkeit ist es in weiten und gerade in den einflußreichsten Kreisen noch immer sehr schlecht bestellt. Presse wie Volksvertretung leisten im Kampfe wider den großen Gegner auch nicht entfernt das, was sie leisten müßten. Es fehlt auf der ganzen Linie der grundsätzliche, unentwegte Kampf, d. h. der Kampf, der ohne Rücksicht auf irgendwelche opportunistisch-taktische Momente sein in der erkannten Natur des Gegners begründetes: ceterum censeo, Ultramontanismum esse delendum in die Öffentlichkeit hinausruft. Recht betrübende Anzeichen opportunistischer Taktik machen sich schon jetzt, gleich nach der Wahl, in der Parteipresse bemerkbar. Das Zentrum gebietet über 110 Stimmen, da heißt es, sich nicht allzu schlecht mit ihm stellen; vor allem muß ihm der Präsidentenstuhl im Reichstag eingeräumt werden. Daß die erste Stelle in der deutschen Volksvertretung nicht derjenigen Partei gebühren darf, die auch ihren politischen Mittelpunkt außerhalb Deutschlands, in Rom, besitzt, geht gewissen Herrschaften nicht in den Kopf. Geschieht vollends, was gewisse Blätter andeuten, daß Herr von Hertling Präsident wird, dann bedeckt sich der Reichstag mit Schande, er beweist handgreiflich, daß er von den offenkundigen Tendenzen dieses Herrn nichts weiß. Hertling ist Vorsitzender der „Görresgesellschaft", die ein „Staatslexikon" herausgibt, das nationale Selbständigkeit und Kultur offen leugnet. Und den intellektuellen Urheber dieser Lehren machen nationale Kulturparteien zum Leiter der höchsten nationalen und kulturellen Körperschaft. Eine Taktik, welche die Ehre preisgibt, ist eine schimpfliche! Gewiß sollen die 110 Zentrumsstimmen nicht ausgeschaltet werden, aber dieser antinationalen Masse, weil sie Masse ist, den Ehrensitz einräumen, ist Grundsatzlosigkeit in der Potenz. Mag der Brauch, der stärksten Partei den Vorsitz einzuräumen, noch so alt sein; fort mit ihm, wenn die Ehre durch ihn verletzt wird!

Und jetzt noch einmal zurück zum Zentrum. Wie schon so oft, so hatte man ihm auch diesmal, wenn nicht den Tod, so doch schwere Verwundung prophezeit. „Mauerfraß", „klaffender Riß" im Zentrumsturm, so lauteten die Überschriften vieler Artikel. Ihr Herren, ihr kennt das Zentrum nicht! Erst dann wird der Turm ins Wanken geraten, wenn auch in sein Dunkel die Aufklärung eingedrungen ist, wenn die bisherigen Zentrumswähler selbst zu unterscheiden lernen zwischen katholischer Religion, die nicht angegriffen wird und dem weltlich-politischen Ultramontanismus, dem allein der Angriff gilt. Was hat man nicht für Hoffnungen gesetzt auf die National-Katholiken, oder wie die ultramontane Presse sie nennt, die Dernburg-Katholiken. Eitel waren die Hoffnungen! Das ist keine „Prophezeiung" post eventum, sondern ich habe das schon am 22. Januar in den „Leipziger N. N." ausgesprochen. Ich schrieb da:

Digitized by Google

„Der wirkungsvolle Kampf gegen das Zentrum kann nur unter der Voraussetzung begonnen werden, daß der Kampf sich richtet gegen den Ultramontanismus selbst und sein Grundprinzip, die Verquickung von Religion und Politik. Der Ultramontanismus selbst aber und sein Grundprinzip heißt Rom; nicht das religiöse, sondern das weltlich-politische Rom. Zu einer solchen Stellungnahme wider Rom wird sich aber kein einziger der „nationalen" Katholiken aufraffen, obwohl er seine Religion durch diese Stellungnahme in nichts verletzen würde. Ich spreche aus genauester Kenntnis der Dinge und — Personen. Lange Zeiträume werden voraussichtlich noch vergehen, ehe aus dem Katholizismus selbst heraus das Papsttum von seiner weltlich-politischen Anmaßung weg und in seine lediglich religiösen Schranken hinein verwiesen wird; und um so länger werden diese Zeiträume sein, als die Regierungen, die Reichsregierung an der Spitze, in unheilvollem Unverstand den „souveränen" Papst in seiner weltlich-politischen Machtstellung stützen. Ehe wir den hellen Kulturweg Frankreichs wandeln, das den Papst offiziell als „geachteten Privatmann" behandelt, müssen Kaiser und Kanzler noch vieles lernen. Staatskatholizismus, Reformkatholizismus, Nationalkatholizismus und was sonst in dieser Richtung das Licht der Welt noch erblicken mag, bleiben totgeborene Kinder, die zu töten Rom sogar der Mühe überhoben ist. Denn aus all diesen Bewegungen tönt kein scharfer, heller Kampfesruf wider die seit einem Jahrtausend im Papsttum verkörperte internationale politische Weltmacht. Nur auf dem Huttenschen Worte: „Ich hab's gewagt" und auf seiner Umsetzung in Tat ruht Zukunftsverheißung. So bleibt uns anderen (nochmals sei es wiederholt) nichts übrig, als durch unablässige Aufklärungsarbeit das Heraufziehen der besseren Zukunft vorzubereiten. Für staatliche Selbständigkeit und Kultur! Wider Rom und seine unreligiöse Macht!"

Einem Wahlergebnis muß ich noch einige Worte widmen. Ich fühle mich dazu publizistisch verpflichtet.

Im 10. sächsischen Wahlkreis (Döbeln) ist Herr Everling, besoldeter Direktor des Evangelischen Bundes, gewählt worden.

Der E. B. lehnt es ab, immer wieder und wieder, Politik zu treiben; und da läßt er seinen ersten besoldeten Beamten in den Reichstag wählen! Alles, was Herr Everling im Reichstag tun und sprechen wird, schreibt, und zwar mit vollem Recht, die Öffentlichkeit auf das Konto des E. B. als solchen. Man denke an die besoldeten Beamten des Bundes der Landwirte im Reichs- und Landtag; ihre Äußerungen sind Äußerungen des Bundes der Landwirte. Ferner, der E. B. will nichts wissen von Parteipolitik. Und sein besoldeter Direktor wird gewählt als Mitglied der nationalliberalen Partei. Damit ist er, auch in kirchenpolitischer Beziehung, auf ein bestimmtes Parteiprogramm festgelegt. Will der E. B. den unschönen Vorwurf der Arbeit mit doppeltem Boden vermeiden, so muß er den Reichstagsabgeordneten Everling veranlassen, sein Amt als **besoldeter** Direktor niederzulegen. Ich betone die besoldete Stellung des Herrn Everling. Sie bedeutet ein offizielles Abhängigkeitsverhältnis zu dem Verein, von dem er besoldet wird; sie drückt seinem Auftreten im Reichstag diesen Stempel als

Digitized by Google

character indelebilis auf, so lange er die besoldete Stellung inne hat. Um die Person des Herrn Everling oder um die Frage, ob er ein nützliches oder unnützes Glied des Reichstags sein wird oder nicht, handelt es sich nicht. Es handelt sich um die Stellung des E. V. zur Politik. Ich persönlich habe ja stets sein Eintreten in die politische Tätigkeit gewünscht, aber wie meine Ausführungen im Septemberheft 1906 dieser Zeitschrift beweisen, auf wesentlich anderer Grundlage, als der E. V. sie gegenwärtig hat. Die leitenden Kreise des E. V. haben diese meine Forderung stets bekämpft, obwohl ihre Handlungen eine andere Sprache führten. Und jetzt, trotz der lauten Zurückweisung der Politik, die Hineinstellung seines besoldeten Direktors mitten in den Brennpunkt der Politik! Aber das sind Widersprüche, die der E. V. mit sich selbst ausmachen muß; will er sie auf sich nehmen, so ist es seine Sache. Etwas anderes in dieser Angelegenheit ist aber Sache der gesamten Öffentlichkeit.

Der evangelische Bund ist ein wesentlich konfessioneller Bund mit konfessionellen Zielen und konfessionellen Mitteln. Dieser konfessionelle Bund tritt jetzt in der Person seines besoldeten ersten Beamten, also offiziell in die Politik ein. Damit ist die konfessionelle Politik mit allen ihren Schäden, diejenige Politik, die wir dem Zentrum und dem Ultramontanismus zum Vorwurf machen, auch auf evangelischer Seite eingeleitet. Ein evangelisches Zentrum — ein wahres Unglück — ist in greifbare Nähe gerückt. Wir alle — auch die besonnenen Kreise innerhalb des E. V. — haben Recht und Pflicht, vor diesem verhängnisvollen Schritte zu warnen und die Forderung zu erheben: der Reichstagsabgeordnete Everling muß seine Stelle als erster besoldeter Beamter des E. V. niederlegen, der E. V. muß dem Reichstagsabgeordneten die besoldete Stellung kündigen.

Vielleicht, und hoffentlich sind diese Zeilen schon jetzt überflüssig, indem Niederlegung und Kündigung schon jetzt erfolgt sind. Der von mir vertretenen Sache war ich die Zeilen aber schuldig; ich lasse mein klares Programm und meine klare Stellung durch nichts trüben und gehe meinen Weg ohne jede Rücksichtnahme. Wo ich eine Schädigung der großen antiultramontanen Sache und einen Fehler in der politischen Bekämpfung des Ultramontanismus sehe, da spreche ich.

Noch eine Bitte. Just als der Reichstag aufgelöst wurde, bildete sich ein „Antiultramontaner Reichsverband“ (A. U. R.), dessen Aufgabe es ist, Aufklärung über den Ultramontanismus durch Wort und Schrift zu verbreiten. Er ist vollkommen konfessions- und parteilos. Christ wie Nicht-Christ, Konservativer wie Sozialdemokrat sind willkommen. Der A. U. R. will das antiultramontane Ferment im öffentlichen Leben und in seinen kulturellen und politischen Betätigungen sein. Dringend bitte ich die Leser von „Deutschland“ sich dem Verbande anzuschließen und andere zum Anschlusse zu veranlassen. Er kann, wenn er weite Kreise zieht, zu großem Segen werden für unsere national-kulturelle Entwickelung. Meldungen zum Beitritt sind zu richten an den Geschäftsführer des A. U. R., Herrn Redakteur Horn, Berlin SW., Hallesches Straße 21; von ihm sind auch die Satzungen usw. zu erhalten. Beiträge für den A. U. R. sind, in beliebiger Höhe zu senden an das Bankhaus von C. N. Engelhard,

Digitized by Google

Berlin C., An der Schleuse 13. Der A. L. R. hat in den wenigen Wochen seines Bestehens schon einen erfreulichen Aufschwung, besonders in Süddeutschland genommen. Machen wir ihn zu einem Riesenbunde!

10. 2. 07. Graf von Hoensbroech.

☛ **Das Märzheft erscheint Mitte März.**

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg-Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Lützowstraße 9.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

Digitized by Google

Zum Abschied.

Von Graf von Hoensbroech.

Mit diesem Heft stellt „Deutschland“ sein Erscheinen ein. In Übereinstimmung mit dem Verlag, der 4½ Jahre lang, ohne Rücksicht auf Gewinn oder Verlust, nur aus Interesse an der Sache, die Zeitschrift „Deutschland“ unter Aufwendung bedeutender Mittel, verlegt hat, bin ich nach reiflicher Überlegung zu der Überzeugung gekommen, daß die immer größer werdenden Anforderungen, welche die wachsende antiultramontane Bewegung in Deutschland und darüber hinaus an mich stellen, die Herausgabe einer so großen Zeitschrift wie „Deutschland“ ist, mir fürderhin nicht mehr gestatten.

Dazu kommen umfangreiche, noch zu vollendende schriftstellerische Arbeiten: Fortsetzung meines „Papsttums“, Abfassung eines Werkes über den Jesuitenorden und vielleicht die Leitung eines mehr volkstümlich gehaltenen antiultramontanen Unternehmens. Die Erfüllung dieser großen literarischen Aufgaben gehört zu meinem Lebenswerke; sie erheischt aber eine so zusammenhängende und intensive Vorbereitungsarbeit, daß ich — jeder hat eben nur seine Kräfte — die von Monat zu Monat wiederkehrende Besorgung einer großen Zeitschrift nicht noch nebenher gewissenhaft und voll erledigen kann.

So lege ich für „Deutschland“ die Feder nieder, um sie für Deutschland und für seine durch den Ultramontanismus gefährdeten Kulturinteressen um so unermüdlicher weiter zu führen.

„Deutschland“ hat in fast fünfjährigem Bestehen, dank der Mitarbeit vieler hervorragender Kräfte, seinen Platz unter den großen Zeitschriften ausgefüllt; es hat auf politischem, sozialem, religiösem, wirtschaftlichem, künstlerischem und wissenschaftlichem

Digitized by Google

Gebiete die Entwickelung unseres kulturellen Lebens gefördert. An Vielseitigkeit ist es von keiner anderen Zeitschrift übertroffen worden. Und an Einseitigkeit steht „Deutschland", zu seinem bleibenden Ruhme, unerreicht da. Denn „Deutschland" war die einzige Zeitschrift großen Stiles, die den gewaltigsten und gefährlichsten Feind unserer nationalen Weiterentwickelung, den Ultramontanismus, ohne Rücksicht auf links oder rechts, auf oben oder unten, auf Gunst oder Ungunst von Presse, Regierung und Parteien sachgemäß und unentwegt bekämpft hat.

Die 54 Deutschland-Hefte, vom Oktober 1902 bis März 1907, sind und bleiben eine reichhaltige Fundgrube zur Gewinnung von Kenntnis über den Ultramontanismus. Und in dieser beharrlichen Kenntnisverbreitung liegt „Deutschlands" bleibendes Verdienst.

Wie Aufklärung überhaupt das Mittel ist, geistigen Fortschritt und Kultur zu fördern, wie ohne Aufklärung — das besagt schon das Wort — die Finsternis das Licht auf allen Gebieten besiegen wird, so ist es auch auf dem Kampfgebiete wider den Ultramontanismus.

Allen „Deutschland"-Lesern rufe ich zum Abschied die dringende Mahnung zu: Unterrichtet euch über den großen Gegner, studiert das gewaltige ultramontane System, das nicht, wie vielfach leider noch immer geglaubt wird, nur auf religiösem und kirchenpolitischem Gebiete wirksam ist, sondern dessen unheilvolle Tätigkeit sich über das gesamte Kulturleben erstreckt; scheut weder Zeit, noch Mühe, noch Geld, um aus ultramontanen Werken heraus euch gründlich vertraut zu machen mit dem Feind, mit seinem Wesen, seiner Kampfart, mit seinen Zielen und Mitteln; haltet fest, daß der antiultramontane Kampf kein religiös-konfessioneller Kampf, kein Angriff auf die katholische Religion ist; dringt darauf, daß die Zeitung, die ihr lest, daß die Abgeordneten, die ihr in Reichs- und Landtag schickt, sich, weit mehr als bisher, dem Fortschreiten des Ultramontanismus zielbewußt und energisch widersetzen, laßt euch im antiultramontanen Kampfe nicht schrecken durch die öde Beschuldigung, ihr wäret „Kulturkämpfer", ihr triebet „Kulturkampf". Jawohl, wir alle wollen Kulturkämpfer sein, denn wir alle wollen und sollen kämpfen für unsere nationale Kultur, nicht mit Polizeistock und Strafgesetzen (wie vielfach leider im Kulturkampf der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geschehen ist), nicht in religiös-konfessioneller Befehdung, sondern durch Verbreitung von Licht und Wahrheit. Der

Digitized by Google

„Kulturkampf", der geschichtlich anrüchige Kulturkampf ist tot, es lebe der Kulturkampf!

Schließlich danke ich Lesern und Mitarbeitern herzlich für ihre Treue. Wir haben eine geistige Gemeinschaft gebildet, wir haben gemeinsam das Banner der Freiheit hoch gehalten. Äußeres Band bindet uns nicht mehr, innerlich bleiben wir verbunden, und was die $4^1/_2$ Jahre an Gleichartigkeit des Denkens, an Einmütigkeit des Wollens geschaffen haben, das möge, in Geschlossenheit des Handelns, fortwirken im öffentlichen Leben zu unseres Vaterlandes Heil, zum Segen der Kultur!

Großlichterfelde, den 10. März 1907.

Digitized by Google

Friedrich der Große und die englische Politik.

Von X. Y. Z.

Der bedeutende Einfluß, den die Politik Englands während des 18. Jahrhunderts auf die Staatskunst des großen Königs ausübte, soll in nachfolgender Studie zusammenhängend dargestellt werden. Ich folge dabei den anerkannt besten Quellen, dem Generalstabswerke über die Kriege Friedrichs des Großen, sowie Koser, Schaefer und anderen.

Nach dem Breslauer Frieden 1742 trat Preußen in den Mittelpunkt der europäischen Politik. Maria Theresia suchte sich für den Verlust Schlesiens zunächst an Bayern schadlos zu halten; Kaiser Karl VII., Kurfürst von Bayern, ihr Vetter, war aus seinem Erblande vertrieben und befand sich als Flüchtling zu Frankfurt am Main. Frankreich, zum Frieden geneigt, gab ihn, dessen Sache es bisher geführt hatte, auf. Die Königin von Ungarn aber wollte keinen Frieden, dazu hielt sie die politische Lage für viel zu günstig! Sie hatte vor allem das mächtige England für sich, dessen Herrscher Georg II., Kurfürst von Hannover, der Onkel Friedrich des Großen, Preußen durchaus abgeneigt war, und sich im Vereine mit seinem abenteuerlichen Minister Carteret bald bereit erklärte, Österreich auch mit Geld zu unterstützen. Karl VII. hatte seinen Vorschlag, mit Frankreich zu brechen und ein Bündnis mit Österreich und England einzugehen, als seiner Ehre zuwiderlaufend abgelehnt.

Die Niederlage der Franzosen in der Schlacht bei Dettingen am 27. Juni 1743 führte zur Neutralitätserklärung Bayerns gegenüber Österreich. Die weitere Folge dieser Niederlage war

Digitized by Google

der Vertrag von Worms, worin England sich verpflichtete, 300 000 Pfund jährlicher Subsidien an Österreich zu zahlen und einen Geheimbund mit dieser Macht und Sachsen, dessen Kurfürst zugleich König von Polen war, einzugehen. Als Friedrich von diesen Absichten seiner Gegner erfuhr, schloß er 1743 ein neues Bündnis mit Frankreich und Karl VII. und erklärte 1744 Österreich zum zweiten Male den Krieg. Er erzwang mit 80 000 Mann den Durchmarsch durch Sachsen und fiel in Böhmen ein, indem er, einem im 18. Jahrhundert allgemein üblichen Gebrauche folgend, sein Heer für kaiserliche Hilfstruppen erklärte. Frankreich, das zuvor nicht zu bewegen gewesen war, seine Hauptkräfte in Deutschland zu verwenden, versprach nun, sobald Österreich seine Truppen infolge der preußischen Kriegserklärung aus Flandern zurückzöge, den Rhein mit einem Hilfsheer zu überschreiten und in Bayern einzufallen. Dies geschah auch. Die Franzosen nahmen München; Friedrich eroberte Prag. Da nun aber der weitere Beistand der Bundesgenossen ganz versagte, so war er genötigt, Böhmen Ende 1744 wieder aufzugeben.

Im folgenden Winter trat in England Lord Harrington an die Stelle Carterets, der lediglich hannoversche Hauspolitik getrieben hatte, und Friedrich versprach sich von diesem Wechsel gute Aussichten für den Frieden. Als der unglückliche Karl unerwartet am 20. Januar 1745 starb, war er zum Friedensschlusse geneigt, falls England seine Vorschläge unterstütze. Georg ging scheinbar auf diese ein, obgleich er am 8. Januar einen neuen Geheimvertrag zu Warschau unterzeichnet hatte, worin er sich mit Österreich, Sachsen und Holland zu gemeinsamem Vorgehen gegen Preußen verpflichtete.*) Friedrich erfuhr von diesem Komplott erst, als das englische Parlament Beschluß über die an Österreich zu zahlenden Subsidien fassen sollte. Dieser Umstand veranlaßte ihn, sich abermals mit Frankreich zu verbünden.

In Bayern hatte man inzwischen den jungen Kurfürsten Maximilian Joseph, Sohn Karls VII., durch unwahre Darstellungen über die preußische Politik so einzuschüchtern gewußt, daß er am 22. April in einem Separatfrieden mit Österreich allen Erbansprüchen auf Österreich entsagte, seine Truppen in den Dienst der österreichisch-englischen Allianz zu stellen sich ver-

*) Auch Rußland war aufgefordert worden, dem Bündnisse beizutreten, hatte aber nur seinen späteren Beitritt in Aussicht gestellt.

Digitized by Google

pflichtete und versprach, dem Gemahl Maria Theresias, dem Herzog Franz Stephan von Lotheringen-Toskana seine Stimme bei der Kaiserwahl zu geben. Österreich schien seinen Zweck erreicht zu haben und begann die Operationen im Frühjahr mit großer Siegeszuversicht. Ihr Erfolg sollte die Verbündeten bitter enttäuschen. Schon der Sieg des Marschalls Moritz von Sachsen bei Fontenay am 11. Mai über die pragmatische Armee dämpfte den Kriegsmut Englands und Hollands gewaltig, aber in Wien und Dresden verließ man sich auf die Finanznot Preußens und auf allerlei Gerüchte über Krankheit und Unzufriedenheit im preußischen Heere, bis der Sieg von Hohenfriedeberg am 4. Juni die scheinbar glänzenden Aussichten der Verbündeten mit einem Schlage vernichtete. Aber den Frieden konnte er doch nicht herbeiführen.

Das neue Bündnis mit Frankreich erwies sich als ganz nutzlos. Conti blieb untätig am Rhein stehen und entsandte von da noch unnötigerweise Truppen nach Flandern. Zuletzt ging er wieder über den Strom zurück, weil Frankreich nicht gewillt war, Österreich die deutsche Kaiserkrone länger streitig zu machen. Auch zur Subsidienzahlung wollte sich Ludwig XV. nicht bequemen. Nun trat Harrington Anfang Juli bei der Anwesenheit des englischen Hofes in Hannover an den dortigen preußischen Gesandten mit dem Anerbieten heran, England wolle zwischen Österreich und Preußen vermitteln. Er meinte diesen Antrag auch aufrichtig und stellte ihn im Namen und mit Wissen seines Königs. England war in Not, die Aussichten Frankreichs in den Niederlanden waren günstiger als je. Ostende war bedroht. Die Nachricht von einer Landung des Prätendenten Karl Eduard in Schottland vermehrte die Verlegenheiten. Eine Trennung Preußens und Frankreichs erschien günstig.

Aber Georg unterzeichnete gleichzeitig den von seinen hannoverschen Ministern ausgearbeiteten Entwurf eines Vertrages mit Sachsen über die Teilung preußischen Besitzes für den Fall, daß Friedrich unterliege. So hatte dieser wohl Recht in seinem Mißtrauen gegen den Oheim, dem er kurz zuvor in einem Briefe an den Minister Podewils folgenden Ausdruck gegeben hatte: „Mein Onkel ist der Rädelsführer dieses verruchten Triumvirats, welches nach meinem Untergange trachtet.“ Aber von Frankreich verlassen, gab er Anfang August den wiederholten Vorschlägen Harringtons doch Gehör. Am 26. August unterzeichneten dieser und der preußische Gesandte in Hannover einen Vertrag, worin

Digitized by Google

Georg sich verpflichtete, Österreich unter Zugrundelegung der Breslauer Friedensbedingungen zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, wogegen Preußen seine Kurstimme zur Kaiserwahl dem Gemahl Maria Theresias geben sollte. Dieser Vertrag besiegelte den Bruch Friedrichs mit Frankreich, das sich nun eben bereit erklärte, Subsidien zu zahlen. Allerdings sollten es statt der geforderten 4 Millionen Taler nur 500 000 Livres sein, so daß Friedrich dem französischen Gesandten Valory gegenüber spöttisch äußerte, eine solche Unterstützung sei vielleicht für den Landgrafen von Hessen angemessen, sie reiche für 4 Bataillons und 3 Husarenregimenter aus, aber nicht für die Unterhaltung der preußischen Armee.

Maria Theresia wies die Anerbietungen des englischen Gesandten kurz ab. Wußte sie doch genau, daß Georg sie selbst nicht ehrlich meinte. Dieser hatte Anfang August, als Harrington schon mit Preußen unterhandelte, seinen hannoverschen Minister v. Münchhausen beauftragt, er solle nach Erledigung der Kaiserwahl die Reichsacht gegen Friedrich beantragen und Hannover und Sachsen mit deren Vollstreckung beauftragen lassen. Er fügte sich nur äußerlich dem Willen des englischen Parlaments, dessen Meinung Harrington vertrat; hinter dessen Rücken verfolgte er seine hannoverisch-partikularistischen Interessen weiter. Darum erklärten schon am 18. August der österreichische und der sächsische Gesandte in Hannover, ihre Höfe könnten zum Frieden mit Preußen nicht die Hand bieten. In den letzten Augusttagen wurde in Wien und Dresden ein weiterer Geheimvertrag unterzeichnet, in dem Österreich und Sachsen sich zur Fortsetzung des Krieges auch während des Winters verpflichteten.

Indessen wartete Friedrich in seinem Lager von Semonitz bei Königgrätz Anfang September auf die Wirkung der englischen Vermittelung. Wiederum regte sich der berechtigte Verdacht in ihm, daß Albion falsches Spiel spiele. „Ich fürchte, wir werden die Getäuschten bei diesem Geschäft sein, denn die Feindseligkeiten dauern fort," schrieb er am 8. September an Podewils. Mit Frankreich wieder anzuknüpfen, war es zu spät. Österreich hatte nun selbst dort Verhandlungen begonnen, im Einverständnis mit Georg, dem jedes Mittel, Preußen von Frankreich zu trennen, genehm war. Allerdings verliefen sie ergebnislos. Am 23. September verlangte Friedrich kurz und bündig durch seinen Gesandten in Hannover Antwort, wie es mit den Vermittelungen Englands

Digitized by Google

in Wien stehe, mit welchen Mitteln dieses Österreich zur Annahme der Bedingungen zu zwingen und ob es überhaupt die Abmachungen von Hannover zu erfüllen gedenke? Georg war inzwischen nach England abgereist; vor vier Wochen war Antwort nicht zu erwarten. Er hatte mit seinen hannoverschen Ministern und Wasner, dem österreichischen Gesandten in London, die Bemühungen Harringtons untergraben, auch nicht verfehlt, Maria Theresia durch Wasner im höchsten Vertrauen eröffnen zu lassen, „seine hannoverschen Minister hegten böse intentiones," er empfehle der Königin von Ungarn, „sich mit ihren Antworten auf die Vorschläge Harringtons in Obacht zu nehmen". So scheiterten Harringtons ehrliche Bemühungen. An Podewils schrieb der König aus dem Lager bei Staudenz am 23. September: „Immerhin habe ich schon zuviel getan, um die Unterhandlungen Andriés*) abzubrechen, bevor ich nicht überzeugt bin, daß mein Onkel mich betrügt. Voilà ma résolution: ich erwarte den Rest der ‚Konjunkturen' und in der Person des Königs von England Ehrlichkeit oder den schändlichsten Verrat, den jemals ein Fürst angezettelt hat." Und am 29. Oktober schreibt er aus dem Hauptquartier Rohnstock an Andrié: „Auf welche Art soll ich diese Widersprüche vereinigen und soll ich den König von England als eine oder zwei Persönlichkeiten ansehen?" In der 1746 verfaßten ersten Niederschrift seiner „Histoire de mon temps" aber schreibt er: „Man täuscht sich, wenn man seinen Feind damit zu besänftigen glaubt, daß man ihn, die Waffen in der Hand haltend, schont: Gewalt und Zwang sind die besten Friedensunterhändler."

Die Friedensaussichten waren durch die Doppelzüngigkeit seines eigenen Onkels ins Ungewisse verschoben. Hätte Friedrichs gutes Schwert bei Soor und Kesselsdorf nicht entschieden, er wäre der politischen Intrige unfehlbar zum Opfer gefallen.

* * *

Seit dem Abschlusse des Friedens von Dresden 1745 war König Friedrich entschlossen, dem ferneren Kampfe um die Habsburgische Erbschaft mit Gewehr bei Fuß zuzusehen. Wesentlich erleichtert wurde ihm diese Haltung dadurch, daß der weitere

*) Preußischer Geschäftsträger in London.

Digitized by Google

Verlauf des Krieges ein annäherndes Gleichgewicht herbeiführte, das beide Teile wünschen ließ, Preußens Streitkräfte von neuem Eingreifen zu gunsten eines Gegners fernzuhalten. Als sich aber Frankreich und England über den Friedensschluß einigten und Österreich dem Drucke nachgeben mußte, änderte sich plötzlich die günstige politische Lage Preußens. Wenn auch der Friede zu Aachen vom 18. Oktober 1748 dem augenblicklichen Ruhebedürfnis Frankreichs wie Englands entsprossen war, so waren beide Staaten nicht erschöpft, und ebensowenig konnte Österreich die Friedensbedingungen als endgültig ansehen. Aber die Erwerbung Schlesiens hatte die Garantie Europas erhalten und damit war Preußens Emporsteigen unter die Großmächte anerkannt.

Da trat 1749 die nordische Frage in den Vordergrund. Der russische Staatsminister Betuschew hielt die Lage Schwedens für geeignet zu tatkräftigem Eingreifen Rußlands, was ihm zugleich willkommene Gelegenheit zu bieten schien, Preußens Macht zu brechen. Denn dieses war nach dem Vertrage von 1747 verpflichtet, Schweden, im Falle dieses von Rußland angegriffen würde, beizustehen. Betuschew hatte schon im Juni 1748 den Gesandten Österreichs, Englands und Dänemarks seine Absicht angedeutet, und Friedrich glaubte nicht anders, als daß Österreich hinter diesen russischen Absichten stecke.

Die sofort nach dem Friedensschlusse zu Aachen zwischen England und Frankreich in Kanada ausgebrochenen Grenzstreitigkeiten, besonders die Frage wer Herr des Ohiotales sein sollte, führten endlich am 28. Mai 1754 zum ersten blutigen Zusammenstoße auf den grünen Wiesen. Als dann am 18. Juli 1755 in Paris die Nachricht eintraf, daß bei Louisburg zwei französische Schiffe von den Engländern weggenommen worden seien, brachen beide Mächte ihre diplomatischen Beziehungen ab.

Im Juli 1755 entstand während der Anwesenheit Georgs in Hannover unter dem Einfluß seiner dortigen Minister und des sächsischen Gesandten, Grafen Flemming, der aus Wien zur Verlängerung des englisch-sächsischen Subsidienvertrags dort war, ein Plan zu ausgiebiger Kriegführung auf dem Festlande. Er scheiterte aber an dem Widerstand der englischen Minister und mehr noch des Parlaments, das Ende August Österreichs Vorschläge schroff abwies. Da die Wege beider Staaten nun auseinandergingen, so erwog Georg eine Annäherung an Preußen. Gleichzeitig hatte die Kaiserin Maria Theresia sich an König

Digitized by Google

Ludwig XV. mit der Anfrage gewandt, ob Frankreich Preußen im Falle eines österreichischen Angriffes preisgeben wolle, wenn Österreich einen Teil der Niederlande an Ludwigs Schwiegersohn, den Infanten Don Philipp abtrete. Man war in der Hofburg zu einem Systemwechsel entschlossen, weil zwei Monate verstrichen waren seit einer Anfrage in London, unter welchen Bedingungen England sich am Kriege gegen Preußen beteiligen wolle, ohne daß eine Antwort eingegangen war. Am 21. August entwickelte Graf Kaunitz in einer Konferenzsitzung und in Gegenwart beider Majestäten den Plan der völligen Vernichtung Preußens mit der Beihilfe Frankreichs, der zum Ausgangspunkte des Siebenjährigen Krieges werden sollte. Kaunitz betonte scharf die Notwendigkeit, Preußen auf seinen Besitzstand vor dem Dreißigjährigen Kriege zurückzuführen, wenn Österreich aufrecht stehen solle. Heiße man in Paris diesen Plan gut, dann müsse Rußland veranlaßt werden, mit Österreich gemeinsam über Preußen herzufallen.

Ludwig XV. hatte aber einstweilen noch nüchterne Überlegung genug, einen so mächtigen Bundesgenossen wie Preußen nicht ohne weiteres preiszugeben. Kardinal Bernis antwortete am 9. September durchaus ablehnend, Ludwig bäte um ausdrückliche Beweise für die behauptete Treulosigkeit Friedrichs. Aber trotzdem suchte man in Paris Österreich zu gewinnen, ganz entsprechend der damaligen unklaren Politik Frankreichs, denn die Aussicht auf einen Teil der Niederlande wollte man sich doch nicht entgehen lassen. Dabei ließ die französische Regierung Friedrich noch immer im unklaren über ihre Absichten, ohne daran zu denken, daß auch er auf seine Sicherheit bedacht sein mußte. Als dann die Thronrede Georgs keinen Zweifel darüber ließ, daß England zum Kriege entschlossen sei, sandte man den Herzog von Nivernois am 23. November nach Berlin, um das Bündnis mit Preußen zu erneuern, aber auch um zu sondieren, ob Preußen sich mit England in Unterhandlungen eingelassen habe. Die Nivernois mitgegebene Instruktion war jedoch unklar genug und zeigte, daß die französische Regierung am Ende des Jahres 1755 überhaupt nicht recht wußte, was sie wollte.

Kaunitz hatte schon während seiner Gesandtenzeit in Paris die Marquise de Pompadour als die klügste Frau am Hofe erkannt und die Überzeugung gewonnen, daß sie beim Könige alles durchsetzen könne. Schon damals war er mit ihr übereingekommen,

Digitized by Google

Ludwig allmählich für ein Bündnis mit Österreich umzustimmen. Es ist recht wohl möglich, daß auf diesen die Persönlichkeit Friedrichs bedrückend wirkte, wenn er seine eigene Unbedeutendheit damit verglich. Jedenfalls sind es nicht staatsmännische Gründe sondern Stimmungen gewesen, die zur Abwendung Frankreichs von Preußen führten. Vermutlich ist auch das plötzlich in sehr bestimmtem Tone gehaltene Ultimatum an England vom 21. Dezember der Pompadour zuzuschreiben. Darin wurde die englische Regierung aufgefordert, alle seit Beginn der Feindseligkeiten gekaperten Kriegs- und Handelsschiffe wieder herauszugeben. Eine abschlägige Antwort werde als Kriegserklärung angesehen. Am 28. Dezember konnte der österreichische Gesandte in Paris bestimmte Vorschläge nach Wien melden, die Frankreichs Willen kundtaten, engere Fühlung mit Österreich zu gewinnen.

Friedrich war, wie aus seiner politischen Korrespondenz hervorgeht, den Ereignissen mit der größten Spannung gefolgt. Bei den Verwickelungen, die er als aus dem englisch-französischen Zwist entstehend mit Sicherheit voraussah, wollte er, wenn irgend möglich, neutral bleiben, wenn er sich auch die Schwierigkeiten eines solchen Verhaltens nicht verschwieg. Zur Erreichung seines Zieles, Preußen den Frieden zu erhalten, bot sich Mitte August 1755 ganz unerwartet ein neuer Weg, indem ihn England durch den regierenden Herzog von Braunschweig zu dem Versprechen auffordern ließ, nichts gegen Hannover zu unternehmen und auch Frankreich von einem derartigen Versuche abhalten zu wollen. Dabei war nicht einmal von einer Gegenleistung die Rede. Vorsichtig vermied er eine amtliche Antwort, bat vielmehr den Herzog, in einem vertraulichen Schreiben zu erwidern, die Engländer würden ihm nie die verlangte Erklärung entwinden, aber es sei in Preußens Interesse, sie nicht aller Hoffnung zu berauben. Am 25. August erfuhr er aus Dresden, Frankreich unterhandle mit Sachsen über einen Subsidienvertrag. Da er vor kurzem noch in Paris dringend vor einer Verbindung mit Sachsen hatte warnen lassen, so gab er nun seinem Pariser Gesandten Anweisung, seine Trennung von Frankreich anzukündigen, falls dieses mit Sachsen abschlösse. Vermutlich hatte er militärische Gründe zu einer derartigen Sprache; im Falle eines Krieges mit Österreich mußte er Sachsen rasch besetzen. Er überzeugte sich immer mehr, wie geringen Wert Frankreich auf gutes Einvernehmen mit Preußen legte, und am 1. September gab er dem Herzog von Braunschweig seine Geneigtheit zu erkennen, auf die Neutralität

Digitized by Google

Hannovers einzugehen, falls England vernünftige Vorschläge machen wolle. Aber Mitte September hatte er wieder Grund, an der Aufrichtigkeit Albions zu zweifeln: er erfuhr, der englische Staatssekretär Lord Holderneſſe habe dem österreichischen Gesandten erklärt, England würde sich Preußen gegenüber auf die Rücksichten beschränken, zu denen Hannovers Lage zwänge. Dazu kam noch, daß Friedrich vom Abschlusse eines englisch-russischen Subsidienvertrages erfuhr, der allerdings nur bezwecken sollte, die Ruhestörer in Deutschland im Zaume zu halten. Endlich brachte die erwähnte Thronrede Georgs auch ihm Klarheit: England wollte den Krieg nur zur See und in den Kolonien führen. Er hoffte also von neuem, neutral bleiben zu können. Da meldete ihm sein Gesandter Mitchell in London, Georg sei nicht allein wie früher zur Gewährleistung des Besitzstandes Preußens bereit, sondern auch zu engerer Annäherung. Er wies darauf Mitchell an, seine Bereitwilligkeit zum Abschlusse eines Vertrages zu erklären, so lange die gegenwärtigen Streitigkeiten währten. Es sollten aber weder Franzosen noch Russen in dem Vertrage genannt werden, damit sich niemand verletzt fühle, und daß es Friedrich möglich sei, noch an der Aussöhnung der beiden entzweiten Mächte zu arbeiten. Die Nachricht, die er unmittelbar nachher erhielt, Rußland sei entschlossen, sofort über Preußen herzufallen, gleichgültig, ob Friedrich einen Verbündeten Rußlands angreife oder ein solcher ihn, mußten ihn auf dem eingeschlagenen Wege bestärken. So konnte die Rücksicht auf England dem russischen Kriegseifer vielleicht noch Halt gebieten.

Am 16. Januar 1756 unterzeichneten Preußen und England den sogenannten Westminstervertrag, worin sie sich gegenseitig verpflichteten, für die Dauer des gegenwärtigen Krieges den Frieden in Deutschland aufrecht zu erhalten und sich dem Einmarsch und Durchzug fremder Truppen zu widersetzen. Friedrich war noch immer fest überzeugt, daß es trotz dieses reinen Defensivbündnisses noch zur Erneuerung seines abgelaufenen Vertrages mit Frankreich komme; er glaubte seine politische Lage besonders günstig gestaltet zu haben. Aber kaum erfuhr Graf Starhemberg, der österreichische Gesandte in Paris, das preußisch-englische Abkommen, als er sofort, ohne Instruktionen abzuwarten, die französischen Minister davon zu überzeugen suchte, Preußen habe nicht nur aus Furcht vor Rußland diesen Schritt getan, sondern der Vertrag enthalte noch einen geheimen Artikel, wonach Friedrich sich die Möglichkeit neuer Eroberungen an Englands

Digitized by Google

Seite verschaffen wolle, nachdem er eingesehen habe, daß Frankreich ihm seine Hilfe hierzu versage. Dieses gewandte Verhalten Starhembergs hatte den gewünschten Erfolg, er konnte schon Mitte Februar nach Wien berichten, die französische Regierung erkenne den Ehrgeiz, die Falschheit (mauvaise foi) und die gefährlichen Absichten Friedrichs in vollem Maße an. Frankreich war zum Bruche mit Preußen entschlossen, die scheinbaren Instruktionen, die Nivernois von nun an noch erhielt, bezweckten nur, die Angelegenheit hinzuziehen. Bernis erklärte aber Starhemberg, wenn Frankreich Preußen aufgebe, so erwarte es dasselbe von Österreich bezüglich Englands. Der Vertrag von Westminster hatte die Eitelkeit der Franzosen stark verletzt, sie dachten nicht entfernt daran, daß Friedrich, der doch die Ehre hatte, ihr Verbündeter zu sein, auch eine von Frankreich unabhängige Politik treiben könne. Nüchterne und unbefangene Staatsmänner hätten doch erkennen müssen, daß eine Erneuerung des Vertrages mit Preußen, trotz der vorgemalten Schreckgespenster, vielmehr im Interesse Frankreichs lag, als der Anschluß an das Haus Habsburg. Nur in einem Punkte stießen Österreichs Vorschläge auf bestimmten Widerstand: Frankreich wollte sich nicht auf die „Ekrassierung" Preußens einlassen, die Kaunitz forderte, denn von Preußen glaubte es nie etwas fürchten zu müssen, wohl aber konnte ihm Habsburgs Macht mit der Zeit gefährlich werden. Da Kaunitz das Bündnis nicht für stark genug hielt, Preußen niederzuwerfen, so beeilte er sich, Frankreich klar zu machen, die kleineren Staaten seien nur durch Aussicht auf Ländergewinn zur Teilnahme am Kriege zu bewegen, sie müßten daher auf Kosten Preußens entschädigt werden.

Schon am 1. Mai wurde der Neutralitäts- und Defensivvertrag, bekannt unter dem Namen Vertrag von Versailles, zu Paris unterzeichnet. Frankreich versprach darin, die Niederlande und alle österreichischen Besitzungen während des Krieges nicht zu betreten, Österreich, völlig neutral zu bleiben. Erfolge ein Angriff eines Teils, so sollten 24 000 Mann dem anderen zu Hilfe kommen. Ein Geheimartikel versprach diese gegenseitige Unterstützung auch während des gegenwärtigen Krieges. Kaunitz hatte damit erreicht, was er angestrebt hatte: Österreich war für die Dauer des englisch-französischen Krieges ungefährdet, und nach einem weiteren Geheimartikel verpflichtete sich Frankreich, seinen Vertrag mit Preußen nicht zu erneuern. Für sich selbst hatte es gar nichts erreicht, nur Preußen gezeigt, daß es ihm entbehrlich

Digitized by Google

sei. Starhemberg erhielt gleichzeitig eine Note, worin sich Frankreich bereit erklärte, unter gewissen Bedingungen auf den früher angedeuteten Plan eines weiteren Geheimvertrages einzugehen. Man gab sich im Rate des Königs einer vollständigen Täuschung über die Tragweite des abgeschlossenen Vertrages hin, er schien den meisten, einen Krieg zu verhindern. Nur der Kriegsminister Graf d'Argenson äußerte richtig, anstatt sich den Frieden, den man immer gewünscht habe, zu verschaffen, gehe der Entwurf auf einen allgemeinen und zwar auf einen Religionskrieg hinaus. Einweilen war jedoch Kaunitz noch weit entfernt vom Losschlagen. Der geheime Kabinettssekretär Baron Koch legte Mitte Mai der Kaiserin-Königin eine Denkschrift über die augenblickliche militärische Lage Österreichs vor, woraus hervorging, daß in diesem Jahre die Offensive noch nicht ergriffen werden könne. Kaunitz erklärte sich vollkommen einverstanden, und Maria Theresia stimmte ihren beiden Ratgebern bei: sie verfügte den Aufschub des Angriffes auf 1757. Rußland, das schon im laufenden Jahre angreifen wollte, willigte widerstrebend in den Aufschub.

Nun lag für Friedrich der Gedanke nahe, die bisher nur lose gestalteten Beziehungen zu England enger zu knüpfen. Alles was er von bedenklichen Schritten Österreichs und Frankreichs erfuhr, teilte er nach London mit und suchte bei der dortigen Regierung damit wegen Hannover Besorgnis zu erregen. Doch rechnete er bis Anfang Juni mit einem Kriege für dieses Jahr noch nicht. Er reiste am 5. Juni noch nach Stettin ab, um die alljährlichen Truppenbesichtigungen zu beginnen, und hatte Tags zuvor Anordnungen für die im August bei Spandau abzuhaltenden Manöver getroffen. Da machten ihn am 7. aus dem Haag erhaltene Nachrichten über ernstliche Annäherung Rußlands an Frankreich stutzig, aber an unmittelbare Kriegsgefahr glaubte er noch immer nicht. Erst bei seiner Rückkehr nach Potsdam am 19. Juni erhielt er wirklich ernste Nachrichten über Rüstungen und Märsche der Österreicher und Russen, und der im Mai bei ihm eingetroffene, neu beglaubigte englische Gesandte Andrew Mitchell war ehrlich genug, zu gestehen, daß es in Petersburg für England nicht zum besten stände. Zwar schien sich Ende Juni die Lage nochmals aufhellen zu wollen. Sein Gesandter in Wien Graf Klingraeffen meldete aber am 17. Juli, daß man sich in Wien so stelle, als ob man nur aus Vorsicht der preußischen Kriegsvorbereitungen wegen rüste, um König Friedrich als Angreifer

Digitized by Google

ausgeben zu können. Der Graf erhielt darauf sofort Befehl, bei der Kaiserin in besonders zu erbittender Audienz anzufragen, ob die Rüstungen zu dem Zweck geschähen, Preußen anzugreifen. Die am 2. August eintreffende Antwort war ausweichend. Auf die zweite Anfrage erhielt er eine noch viel nichtssagendere Antwort, und befahl darauf am 26. August, eine dritte Anfrage zu stellen und zu erklären, der böse Wille des Wiener Hofes sei dem König jetzt klar und er werde die nötigen Gegenmaßregeln ergreifen. Nur wenn Österreich erkläre, ihn weder dieses noch nächstes Jahr angreifen zu wollen, werde er seine Truppen wieder zurückziehen. Zwei Tage nachher stieg er vor dem Potsdamer Schlosse zu Pferde, setzte sich an die Spitze der Garnison und führte sie über die Lange Brücke auf den Weg nach Sachsen, dem Kriege entgegen, der in sieben schweren Jahren Preußens Ehre und Dasein verteidigen sollte.

Der Feldzugsplan, den Friedrich im November 1756 auf Wunsch König Georgs entworfen hatte, zeigte sich 1757 undurchführbar, denn die Preußen mußten die Festung Wesel, mit der gerechnet worden war, räumen. Zudem verzögerten die hannoverschen Minister die Rüstungen absichtlich, in der Hoffnung, in Wien noch günstige Neutralitätsbedingungen zu erreichen, bis König Georg diese verwarf. Endlich begann Mitte April die Versammlung der „Observationsarmee" an der Weser. Schon dieser Name versprach keine allzulebhafte Tätigkeit. Am 30. April überschritt ihr Führer, Herzog von Cumberland, die Weser. Georg benutzte die zuversichtliche Stimmung nach der Prager Schlacht, auf die früher von Podewils schon angeregte Frage einer Vergrößerung Hannovers durch Einverleibung mehrerer westfälischer Stifter zurückzukommen. Kolin und der Rückzug der Observationsarmee hinter die Weser veränderten aber die Lage, und es wurde vorerst nichts aus den Plane. Friedrich hatte dagegen seit dem Frühjahr immer wieder ein englisches Geschwader in die Ostsee verlangt, als Schutz gegen die russische Flotte. Jetzt betonte er, die Ungeduld, seinen Verpflichtungen gegen seine Verbündeten nachzukommen, sei der Hauptgrund für seine Eile, den Dingen in Böhmen ein Ende zu machen, gewesen; nach der jetzigen Lage müsse er abwarten, was der Feind vorhabe.

Unterdessen war durch einen Ministerwechsel in England Pitt, der Preußen günstig gesinnt war, ans Ruder gekommen, und auf ihn gründeten sich alle Hoffnungen, daß das durch unverantwortliche Mißgriffe in der auswärtigen Politik tiefererschütterte

Digitized by Google

Ansehen Englands wiederhergestellt werde. Pitt war auch von Anfang an für die weitere Befestigung des Bündnisses mit Preußen, aber er betonte, die Hauptschläge gegen Frankreich müßten zur See und in den Kolonien fallen, und auf die Vorstellungen Georgs über die bedrängte Lage Hannovers nach der Schlacht bei Hastenbeck war er wohl zur Subsidienzahlung in beliebiger Höhe an Preußen bereit, aber weder zur Entsendung eines Geschwaders in die Ostsee noch von Landtruppen zur Verstärkung der Observationsarmee. Mitchell berichtete Friedrich bei einer Unterredung über dies englische Anerbieten, worauf dieser in seiner ironischen Art bitter äußerte: „moutarde après diner"; er erinnerte an frühere Versprechungen Englands und antwortete, ehe nicht eine Entscheidung zu seinen Gunsten gefallen sei, möchte er die Großmut seiner Verbündeten nicht in Anspruch nehmen. Mitchell berichtet über diese Audienz: „Ich war befriedigt aber nicht erstaunt über die edle Würde, womit diese Antwort gegeben wurde, denn ich habe den König von Preußen groß im Glücke gesehen, aber noch größer in Widerwärtigkeiten."

Auf Friedrichs Bericht über seinen Rückzug aus Böhmen, den er König Georg von Pirna aus erstattete, hielt dieser die Sache seines Neffen für verloren und beauftragte seinen Gesandten in Wien, die Neutralität Hannovers nachzusuchen, erbot sich sogar, die Observationsarmee aufzulösen, und gab auch ähnliche Erklärungen durch Dänemarks Vermittelung in Paris ab. Auch Cumberland erhielt diesen Auftrag. Mitchell schrieb auf die Nachricht von diesen Absichten seines Königs in sein Tagebuch: „Es liegt so viel Unredlichkeit in der Maßregel an sich und sie wurde mit so gemeinen und niedrigen Künsten eingeleitet, um sie vor dem Könige von Preußen zu verbergen, daß ich auf die ganze Sache nur mit Verachtung und Abscheu blicke." An Holderneſſe aber schrieb er: „Was wird die Nachwelt von einer Regierung sagen, die zur Sicherung Hannovers den Vertrag von Westminster abschloß und duldete, daß die hannoverschen Minister offen sagen, sie hätten keinen Vertrag mit dem Könige von Preußen? — Mit Unterhandlungen ist es nun vorbei: nach solchen Vorgängen wird uns niemand mehr trauen. Ich weiß nicht, wie ich dem Könige von Preußen ins Gesicht sehen soll, und Ehre, Mylord, wird nicht mit Geld erkauft." Friedrich war nicht im geringsten überrascht. Er schrieb am 28. August aus Harthau an Finckenstein: „Ich habe seit langer Zeit das Ausreißen der Hannoveraner geahnt, ich sehe all' ihre Niedrigkeit und

Digitized by Google

schlechten Willen, aber ich habe Grund zu glauben, daß die Franzosen Einwände machen werden und daß sie keinen Frieden haben wollen, es sei denn ein allgemeiner; also heißt es unterhandeln, und mittlerweile habe ich vom Herzog von Richelieu nichts zu fürchten." Georg hatte seinem englischen Ministerium die Absicht, für Hannover einen Sonderfrieden einzugehen, angezeigt. Die Minister mißbilligten einstimmig diesen Entschluß und ließen sich vom König ermächtigen, Mitchell mitteilen zu dürfen, England werde sich nicht von den Interessen Preußens trennen. Mitchell erhielt entsprechende Anweisung mit dem Hinzufügen, daß Preußen Subsidien in derselben Höhe zur Verfügung stünden, wie Österreich sie jemals erhalten habe. Der Gesandte berührte gelegentlich der nächsten Audienz diesen Punkt von neuem, worauf der König erklärte, er sei nun zu seinem Bedauern genötigt, das Anerbieten anzunehmen, weil die Franzosen und Russen so große Teile seines Gebietes besetzt hielten, daß seine Hilfsquellen allmählich versiegten. An Georg, der das Los seiner westdeutschen Verbündeten beklagte, schrieb er am 30. August, er möge doch seine eigenen Gebietsverluste im Westen nicht übersehen. Er habe von Anfang an erklärt, die westdeutschen Verbündeten nur dann kräftig unterstützen zu können, wenn ihm der Rücken gegen den Einfall der Russen gedeckt würde. Ein am selben Tage vom hannoverschen Gesandten in Wien vorgelegtes Neutralitätsgesuch zögerte Kaunitz absichtlich durch Vertröstung auf die Rückkehr der Kaiserin hin, ebenso die von Cumberland einlaufenden Bitten um Befürwortung eines Waffenstillstandes.

Trotz des Sieges bei Hastenbeck, an dem d'Estrée allerdings am wenigsten selbst schuld war, hatte Richelieu diesen Anfang August als Führer des französischen Hauptheeres ersetzt. Nachdem Cumberland bis hinter die Aller zurückgewichen war, hatte Richelieu die Verfolgung zwar aufgenommen, aber lässig betrieben, weil ihm für dieses Jahr nur noch daran gelegen war, bald Winterquartiere zu beziehen, um sein disziplinloses Heer neu zu organisieren. Während seines Vorrückens hatte er den französischen Gesandten in Kopenhagen, Ogier, gebeten, einen Neutralitätsvertrag mit Cumberland zu vermitteln, und Ogier beeilte sich, diesen Wunsch dem Könige von Dänemark vorzutragen. Er fügte übertreibend hinzu, England unterhandle bereits mit Österreich und Frankreich wegen eines Sonderfriedens oder wenigstens wegen allgemeiner Neutralität für sich und seine Verbündeten. Friedrich von Dänemark war die Gelegenheit, sich Frankreich und England

Digitized by Google

gleichzeitig zu verpflichten, äußerst willkommen. Er beauftragte am 3. September seinen Statthalter in Oldenburg, Grafen Lynar, mit der Vermittelung. Die Verhandlungen erledigten sich überraschend schnell, und ihr Ergebnis war ein vollständiger Neutralitätsvertrag des verbündeten Heeres, wie ihn Richelieu gewünscht hatte. Das Abkommen, bekannt als Vertrag von Kloster Zeven, wurde am 8. und 10. September von Cumberland und Richelieu unterzeichnet und bestimmte, daß die hannoverschen Truppen in der Gegend von Stade und im Herzogtum Lauenburg stehen bleiben, die anderen Kontingente aber in ihre Heimat zurückmarschieren sollten. Am 20. September wurde der Braunschweigsche Neutralitätsvertrag in Wien abgeschlossen. Er bestätigte die Besetzung von Braunschweig und Wolfenbüttel durch die Franzosen auf Kriegsdauer und die Einverleibung des herzoglichen Kontingentes in die Reichsarmee. Sein Abrücken zu ihr verhinderte bekanntlich Herzog Ferdinand. Auf Graf Kaunitz' Rat sollte dasselbe Abkommen mit Gotha und Hessen getroffen werden. Auch dies kam nicht zustande.

Unterdessen hatte Friedrich durch Vermittelung seiner Schwester, der Markgräfin von Bayreuth, die wieder den Reichsgrafen von Wied, ihren Kammerherrn, Mirabeau, Voltaire und andere in Bewegung setzte, nochmals den erfolglosen Versuch gemacht, Frankreich die Hand zum Frieden zu bieten. Aber als demütig Bittender sich seinen Feinden zu nahen, ein solches Verhalten wäre ihm als schmachvolle Erniedrigung erschienen. Nie vielleicht ist er größer gewesen, als da er Voltaires Vorschläge, auf einen Teil seiner Länder zu verzichten und dadurch den Frieden zu erkaufen, mit den Worten beantwortete:

„Pour moi menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage
Penser, vivre et mourir en roi."

Am 5. November fiel die Entscheidung bei Roßbach. Georg sah urplötzlich zu seinem Erstaunen, daß Preußen trotz der Menge seiner Feinde noch nicht verloren und ihm doch noch von Nutzen sein könne. Außerdem hatte er sich überzeugt, daß der Vertrag von Zeven und seine Bemühungen, die Neutralität für Hannover zu erreichen, die Franzosen keinen Augenblick hinderten, sein Kurfürstentum weiter zu brandschatzen. König Friedrich war ihm zudem schon am 16. Oktober dadurch entgegengekommen, daß er ihm geschrieben hatte, Lewaldt könne, sobald die Schweden aus

Digitized by Google

Pommern vertrieben seien, über die Elbe gehen, um den Franzosen in ihre Winterquartiere zu fallen, wenn zugestanden werde, daß sich die hannoversche Armee mit ihm vereinige. Dies sei ein Weg, der des Königs von England würdiger sei, als die Genehmigung des Zevener Vertrags. Wohl infolge dieses Vorschlages hatte Georg dem Vertrage bisher seine Genehmigung versagt und nun erklärte er ihn für null und nichtig. Er bat seinen Neffen, die Führung des verbündeten Heeres dem Herzog Ferdinand von Braunschweig übertragen zu dürfen, was dieser gern zusagte. Georg hatte im Sommer, als die Franzosen Hannover angriffen, in leicht begreiflicher Aufregung über die von ihnen verübten Übergriffe aller Art Cumberland unbegrenzte Vollmacht zu einem Vergleiche mit Frankreich gegeben, nun mußte dieser, sein eigener Sohn, zum Sündenbock herhalten.

Aber die Hoffnungen auf Frieden, die Friedrich nach dem Siege von Leuthen am 5. Dezember gehegt hatte, zerschlugen sich binnen weniger Wochen, jedenfalls schrieb er schon am 7. Februar seinem Bruder Heinrich, er hoffe Ende März 1758 wieder 96000 Mann ins Feld stellen zu können, ohne die Garnisontruppen zu rechnen. In seiner bei Eröffnung des Parlaments am 1. Dezember 1757 verlesenen Thronrede erwähnte Georg neben dem festen Willen, alles aufzubieten, was die Seeinteressen Englands angehe, sei sein Entschluß, die Erhaltung der protestantischen Religion und Freiheiten in Europa und darum die kräftigste Unterstützung seines Bruders und Bundesgenossen des Königs von Preußen, so wie seine Geistesgröße und sein tatkräftiger Eifer für die gemeinsame Sache es verdienten. Mitchell berichtete am 11. Januar aus Breslau, wo Friedrich den Winter über Hof hielt, daß dieser nun geneigt sei, englische Subsidien anzunehmen, aber noch immer die Entsendung englischer Kriegsschiffe in die Ostsee verlange. Als er nun am 23. Januar im Auftrage seiner Regierung als Gegenleistung für die zu zahlende Summe ein preußisches Hilfskorps für den westdeutschen Kriegsschauplatz erbat, antwortete Friedrich schriftlich, seine gegenwärtige Lage und die Zahl seiner Feinde gestatteten durchaus nicht ein derartiges Versprechen, und er werde seine Ehre niemals für Geld verkaufen. Die geschilderten Meinungsverschiedenheiten bewirkten, daß sowohl Mitchell wie Michell die Uneinigkeit ihrer Auftraggeber entgelten mußten. Friedrich warf diesem unter anderem vor, seine Berichte klängen wie die eines Sekretärs des Herrn Pitt und nicht wie die eines Gesandten des Königs von Preußen. Mitchell aber

Digitized by Google

sollte von seinem Posten abberufen werden. Pitt selbst war entschlossen, um Enthebung seiner Stellung zu bitten, da er hannoversche Gegenströmungen argwöhnte, und nur Michells Versicherungen, daß dies nicht der Fall sei, hielten ihn vorerst davon zurück, aber er bemerkte, einige Truppen müsse Preußen auf den westlichen Kriegsschauplatz senden, damit das englische Volk merke, daß beide Herrscher tatsächlich verbündet seien, und ebenso müsse König Friedrich als gleichwertig für englische Nationaltruppen englische Hilfsgelder annehmen. Dieser war über das Ansinnen Pitts, Preußen möchte Frankreich den Krieg erklären, höchlichst erstaunt. Er lehnte es mit dem Bemerken ab, die Franzosen würden dafür bloß ein mitleidiges Lächeln haben, wenn er den Herzog Ferdinand um einige tausend Mann verstärken wollte. Die Angelegenheit wurde jedoch in Paris ganz anders beurteilt, dort hieß es, dies wäre eine der besten Maßregeln, denn dann würde England tun, was Friedrich wolle, und die Sache bekäme ein ganz anderes Gesicht.

Wenn auch Pitt die Verwendung britischer Nationaltruppen für hannoversche Sonderzwecke nie zugeben konnte, so war er prinzipiell nicht gegen Entsendung englischer Schiffe in die Ostsee, erklärte dies nur augenblicklich für unmöglich. Nun ließ Friedrich am 3. März seinem Londoner Geschäftsträger schreiben, er sei ohne Bedenken mit einem engeren Anschluß an England einverstanden, als dem einzigen Mittel für beide Staaten, sich aus der augenblicklichen Lage zu ziehen. Bei Zurückweisung britischer Hilfsgelder habe ihn einzig der Gedanke geleitet, seinem Verbündeten solange nicht lästig fallen zu wollen, als er noch einen anderen Ausweg sehe, jetzt sei er aber bereit, das Anerbieten anzunehmen. Außerdem schlug er vor, das hannoversche Heer um 10000 Mann zu verstärken, wobei anzunehmen sei, daß Georg hierzu die Mittel finden werde, weil es sich um die Kriegführung in des Königs deutschen Landen handle. Sodann teilt er mit, er habe Herzog Ferdinand um eine Kavalleriebrigade von 15 Eskadrons verstärkt und außerdem seinen Bruder Heinrich beauftragt, die Unternehmungen Ferdinands zu unterstützen und eine Diversion von Hildesheim aus zu machen, da er nach den neuesten Nachrichten glaube, die Franzosen gingen in kurzem über die Weser zurück. Schließlich beauftragte er Michell, sich für Mitchells Bleiben zu verwenden, da ihm dieser sehr sympathisch sei; diese Bitte hatte auch Erfolg. Ende März erklärte er dann, auf die augenblickliche Sendung von Kriegsschiffen in die Ostsee

Digitized by Google

verzichten zu wollen. England legte dagegen 900 Mann als Besatzung nach Emden, worauf die dortige französische Besatzung eiligst zurückging. Auch rüstete Georg 5000 Mann aus eigenen Mitteln für Hannover aus, abgesehen von den 10000 beim Parlament beantragten. Ihre Erfolge während des Sommers bewiesen, daß Friedrich diese Truppen bedeutend unterschätzt hatte.

Bereits am 8. März war Baron Knyphausen, früher preußischer Geschäftsträger in Paris, beauftragt worden, als außerordentlicher Gesandter nach London zu gehen. Am 11. April unterzeichneten er und Michell zusammen mit den britischen Ministern einen Vertrag, wonach England die Zahlung von 670000 Pfund jährlicher Subsidien übernahm, während sich Preußen verpflichtete, die Summe für Vermehrung und Unterhalt seiner Truppen zu verwenden. Beide Teile versprachen, Georg zugleich als Kurfürst von Hannover, für sich allein weder Waffenstillstand noch Frieden zu schließen. Aber Friedrich mißtraute seinem Oheim noch immer und wollte sich so lange als möglich für einen Sonderfrieden mit Österreich die Hand freihalten. Erst im Juli, als der Kampf gleichzeitig mit dieser Macht und Rußland entbrannte, wies er seinen Gesandten an, die erste Rate entgegenzunehmen, deren Zahlung Anfang August erfolgte.

Zu Beginn des Jahres 1759 schrieb Friedrich an Georg: „Bei der Zahl und Überlegenheit unserer Gegner ist es gewiß, daß auf dem Festlande all unsere Anstrengungen nur zureichen, uns gegen den Feind zu behaupten. Herzog Ferdinand ist genötigt gewesen, zwei stärkeren Heeren die Stirn zu bieten, ich habe vieren widerstehen müssen und ich würde Euer Majestät gröblich hintergehen, wollte ich Sie damit schmeicheln, daß wir im nächsten Feldzuge größere Fortschritte machen könnten. Es bedarf im Kriege notwendig eines Verhältnisses der Stärke, zufällige Ereignisse können Ausnahmen schaffen, aber keine Regeln.“ Das englische Ministerium schlug vor, den neutralen König von Spanien um Friedensvermittelung zu bitten, indem den Höfen von Neapel und Turin eine Schilderhebung und ein Teilungsvertrag auf Kosten Österreichs vorgeschlagen werde, wobei dem Hause Bourbon Toskana, dem Hause Savoyen Mailand zufallen sollte. Friedrich sandte auch George Keith nach Madrid und den Hauptmann von Cocceji nach Turin, aber an einen Erfolg wagte er nicht zu glauben. Dagegen beschäftigte ihn anhaltend der Gedanke an einen Türkenkrieg. Er ließ in London und Konstantinopel vorstellen, daß er ohne Türkenhilfe erliegen

Digitized by Google

müsse. Bei einer Unterredung mit Mitchell im Mai stellte er ebenso offenherzig als dringend sein Verlangen nach Frieden und fragte, ob denn die britischen Minister diesen schließen könnten? Mitchell bejahte, und Friedrich fiel ein: „Ich hoffe, ich werde nicht vergessen," sofort hinzufügend: „nein, ich bin in keiner Gefahr, Herr Pitt ist ein Ehrenmann und fest, meine Interessen sind in seiner Hand sicher." Gleichzeitig sagte er, er sehe bei einer Fortdauer des Krieges nur eine Rettung, ein Bündnis mit der Pforte. Sein geheimer Agent hatte ihm mitgeteilt, der neue Sultan Mustapha sei einem Abschluß geneigter, wünsche aber Beitritt oder doch Garantie Englands, wogegen aber die englischen Minister Bedenken hegten. Je geringer die Aussichten auf guten Fortgang der Unterhandlungen waren, um so mehr suchten Knyphausen und Michell in ihrem Gebiete den Friedensgedanken zu stärken, indem sie auf die Gegensätze im britischen Kabinett hinwiesen, die noch in alter Schärfe herrschten, besonders auf die Eifersucht des Herzogs von Newcastle auf den viel jüngeren Pitt. Sie fürchteten bei einem Siege der Partei des Herzogs einen überstürzten Frieden oder eine nochmalige geheime Sonderabmachung Georgs. Sie baten dringend, nie wieder Mitchell gegenüber von einer Erschöpfung Preußens zu sprechen, da er dies nach Hause berichten müsse und die Gefahr entstehe, daß die Friedrich abgeneigte Partei ihn als lästigen Bundesgenossen hinstelle. Friedrich schrieb am 20. Juni 1759 ganz in diesem Sinn an Georg und freute sich der zustimmenden Antwort. Die glänzenden Waffenerfolge Englands in Amerika ließen die Regierung hoch aufatmen, und die preußischen Vertreter in London zeigten trotz der Mißerfolge von Kay und Kunersdorf und trotz der an sie ergangenen verzweifelten Aufforderung Finckensteins, Pitt als Friedensstifter anzurufen, sich völlig kaltblütig und zuversichtlich. Friedrich erging sich mittlerweile in Entwürfen über den Austausch verschiedener Gebietsteile im Falle eines allgemeinen Friedens, auf den status quo meinte er immer noch herabgehen zu können, und England brauche sich bei seiner glänzenden Lage nicht zu übereilen. Aber am 17. November ließ Pitt mitteilen, schleuniges Vorgehen auf der vorgezeichneten Linie sei die einzig sichere Bürgschaft gegen die fortwährenden Umtriebe Newcastles und gegen die Gefahr eines einseitigen Abschlusses mit Frankreich, wozu Georg neige. Für die Überreichung sah man Schloß Ryswijk in Holland und den Prinzen Ludwig von Braunschweig aus. Er verlas am 25. No-

Digitized by Google

vember den Vertretern Österreichs, Frankreichs und Rußlands die Urkunde, worin seine Auftraggeber sich bereit erklärten, über Mittel und Wege zu einem allgemeinen und dauerhaften Frieden zu beraten. Der Augenblick war für England günstig gewählt, Quebec hatte kapituliert, und am 20. November war das letzte zur Landung in Schottland bestimmte feindliche Geschwader bei Quiberon zertrümmert worden. Aber am 20. kapitulierte auch Finck bei Maxen, und Österreich wie Rußland waren darum Verhandlungen abgeneigt. Frankreich schien dazu bereit; sie blieben aber ergebnislos. Nach dem Siege bei Liegnitz schrieb der französische General Montazet aus Dauns Hauptquartier, man habe gut reden, Friedrich sei schon halb zugrunde gerichtet, aber sein Geist, der alles belebe, bleibe derselbe, und unglücklicherweise sei dasselbe im österreichischen Lager der Fall. Der Torgauer Sieg brachte so schwere Verluste, daß Friedrich darüber schrieb, er betrachte den 3. November mehr als ein Ereignis, das die Preußen vor großem Unglück bewahrt habe, denn als Triumph. Am Schluß des Feldzuges war er ziemlich in derselben Lage wie am Anfang, trotz der bedeutenden Leistungen seines Heeres.

Unmittelbar nach der Torgauer Schlacht erhielt Friedrich am 25. November die Kunde vom Tode seines Oheims Georg von England. Ihm folgte dessen 22jähriger Enkel als Georg III. Zwar bewilligte das Parlament für 1761 die Subsidien noch anstandslos, aber Pitt ließ durch Knyphausen anfragen, wie der König über die Ansprüche Österreichs und Sachsens im Hinblick auf den in Aussicht genommenen Kongreß denke. Er wisse wohl, daß Friedrich jede Gebietsabtretung verweigern werde, aber bei solcher Gesinnung müsse er von seinen englischen Feinden die Erklärung erwarten, daß unter derartigen Umständen die Nation nie zum Frieden gelange. Friedrich ließ antworten, er habe den Krieg bis jetzt mit Ehren geführt und sei noch nicht so heruntergekommen, daß er seinen Feinden nicht auch ferner die Stirn bieten könne. Er erinnerte an die gegenseitig übernommene Gewähr für Aufrechterhaltung des Besitzstandes. Der Sommer verging ohne bedeutende Ereignisse. Am 5. Oktober legte Pitt sein Amt nieder, weil er im Gegensatz zu seinen Amtsgenossen den Krieg an Spanien erklärt haben wollte. Zu diesem Schritt mußte sich das Ministerium drei Monate nachher doch entschließen. Pitts Nachfolger wurde Lord Bute. Friedrichs Lage war verzweifelt. Sachsen war nicht mehr in seinem Besitz; Brandenburg und ein Teil Schlesiens verwüstet, den anderen

Digitized by Google

Teil Schlesiens hatten die Österreicher inne; im Westen aber standen die Franzosen vom Rhein bis nach Gotha und Göttingen hin. Aber Friedrichs Geschäftsträger in Konstantinopel berichtete von einem Einfall der Türken im kommenden Jahr, auch ein Abgesandter des Tatarenchans Kerim Gerai erschien aus der Krim, einen Einbruch der Tataren in Rußland verkündend. Mit gewohnter Lebhaftigkeit setzte Friedrich alle seine Hoffnungen auf diese Ereignisse.

Da erlag die Zarin Elisabeth am 5. Januar 1762 einem Blutsturz; ihr folgte Zar Peter III., von jeher ein Bewunderer Friedrichs. Schon am 5. Mai unterzeichneten der zum Obersten und Flügeladjutanten ernannte Legationsrat v. d. Goltz und der russische Großkanzler Woronzow die Friedensurkunde, worin der Zar sich verpflichtete, Ostpreußen und Hinterpommern zurückzugeben. Aber seine Regierung war von kurzer Dauer. Durch eine von seiner eigenen Gemahlin Katharina angestiftete Verschwörung abgesetzt, starb er schon am 17. angeblich an den Folgen eines Kolikanfalles. In Wahrheit erdrosselten ihn, allerdings ohne Vorwissen Katharinas, gelegentlich eines Gelages einige Gehilfen des Staatsstreiches.

Katharina hatte zwar keine Lust, für Österreich zu kämpfen, da sie einsah, daß im Innern Rußlands genug zu tun sei; sie ließ auch die Festungen im Herzogtum Preußen, Peters Befehlen gemäß, von preußischen Truppen besetzen, aber gebot dem Führer ihres Heeres, General Tschernyshew, der sich kurz zuvor mit den Preußen vereinigt hatte, nach Rußland zurückzukehren. Dieser zeigte den Befehl gleichzeitig mit dem Thronwechsel am 18. Juli Friedrich an, verschob jedoch dem König zu Gefallen den Abmarsch um drei Tage und trug so durch seine untätige Gegenwart zum preußischen Siege bei Burkersdorf am 21. bei, denn nach dem Befehl Katharinas hätte er, falls er sich nicht unauffällig von Friedrichs Heer trennen konnte, sich „auf die füglichste Art" mit den Österreichern vereinigen sollen. Nach dem Kampfe verließen die Russen in der Dämmerung das Lager; ihr Führer wurde von Friedrich reich beschenkt. Jetzt erst war dieser imstande, Schweidnitz zu belagern; sein Sieg bei Freiberg am 29. Oktober war die letzte Niederlage der Österreicher und Reichstruppen.

Georg III. und Bute, der seit dem Rücktritt Newcastles auch erster Lord des Schatzes war, bereiteten die Waffenerfolge in West- und Ostindien gegen die Franzosen und auf Kuba gegen

Digitized by Google

die Spanier große Verlegenheit. Da Albions Feinde stets zahlreicher wurden, mußten sie Frieden suchen. Falls Frankreich in Deutschland Vorteile errang, konnte man einige Eroberungen in Asien und Amerika zum Tausch anbieten. Auch die inneren Verhältnisse ließen den Frieden wünschen, denn die Whigs verließen sämtlich das Ministerium, und ihre Partei begann, einer Regierung, die wagte, der Nation Trotz zu bieten, Schwierigkeiten zu machen. Im französischen Heere hatte Broglie den Oberbefehl an den unfähigen Soubise abgeben müssen, und diesen hatte Herzog Ferdinand zurückgedrängt. Hierdurch geriet das englische Ministerium in fast ebenso große Verlegenheit, wie der Herzog von Choiseul, der gleichfalls sehnlich den Frieden wünschte und deshalb mit Bute im geheimen unterhandelte. Dieser machte dem Herzog heftige Vorwürfe über die Ungeschicklichkeit des französischen Feldherrn, und Soubise erhielt Befehl, um jeden Preis wieder vorzurücken, vermochte aber nicht einmal seine Stellung zu behaupten. Es war ihm daher sehr willkommen, daß trotz der Fortschritte seiner Gegner schon am 3. November die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England zustande kamen. Herzog Ferdinand war ebenso wie das englische Volk über dieses Verfahren der Regierung erbittert und legte sein Kommando sofort nieder. Dem König von Preußen brachte der Abschluß der Präliminarien zwar die Befreiung von den Franzosen, aber er blieb von jetzt an ganz auf die eigene Kraft angewiesen. Spanien wie Frankreich kamen mit einem viel glimpflicheren Frieden davon, als sie nach dem eigenen Geständnis ihrer Staatsmänner aus Pitts Händen je zu empfangen gehofft hatten. Der Londoner Pöbel bewarf Butes Wagen zwar mit Steinen und Kot, das Parlament aber beugte sich vor der vollendeten Tatsache und beschloß Dankadressen. Vergebens nannte Pitt am 9. Dezember in viereinhalbstündiger Rede das Verfahren des Ministeriums gegen Friedrich „hinterlistig, trugvoll und verräterisch", denn man habe ihn vom Frieden ausgeschlossen, während Amerika doch in Deutschland erobert worden sei. In der Tat würde Frankreich nur mit einem Teil seiner Hunderttausende, die es dem Wiener Hofe zuliebe und aus Haß gegen Friedrich alljährlich nach Deutschland sandte, Kanada allemal behauptet haben.

Das Verhältnis zwischen Preußen und England wurde von nun an offen feindselig. Bute, der in seinem schwarzen Kabinett den Schriftverkehr der preußischen Gesandten mit ihrem Könige

Digitized by Google

Zeile für Zeile durchmustern ließ, wußte, daß sie mit Pitt unausgesetzt in Verbindung standen und nichts sehnlicher wünschten, als ihn selbst durch Pitt gestürzt zu sehen. Wohl hatte sich Friedrich 1742 durch einen Sonderfrieden einem Kriegsbündnis entzogen, aber doch in ganz anderer Lage, als die jetzige Englands es war. Er gesteht ja schon in seinem Antimacchiavell zu, es könne schlimme Notwendigkeiten geben, worin ein Fürst seine Verträge und Bündnisse brechen müsse, doch dürfe dies niemals geschehen, ohne daß ihn das Heil seines Volkes dazu zwinge. Ein derartiger Fall lag jedoch bei England nicht vor. Er schreibt selbst hierüber: „Gewiß, wenn die Sache sich so verhielte, daß England seinen Frieden infolge eines unglücklichen Krieges schließen müßte, dann könnte man einen derartigen Schritt mit dem Zwange der Not entschuldigen; aber daß man unter den gegenwärtigen Umständen, da Englands Waffen zu Wasser wie zu Lande überall glücklich waren, die Interessen seiner Freunde und Verbündeten leichten Herzens preisgibt, das ist ein Ding, weswegen man lediglich den bösen Willen einiger Leute anklagen muß, die sich ein ganz anderes System der Rechts- und Völkerkunde erdacht haben, als bisher erkannt und gebilligt wurde."

Österreich hatte gegen den Friedensschluß beider Mächte nichts einzuwenden, da Frankreich weitere Subsidienzahlung für Kriegsdauer versprach, und die Kaiserin willigte in den Vorschlag, die preußischen Rheinlande besetzen zu lassen, freudig ein. Aber gar bald begann sie für ihre Niederlande zu fürchten, da preußische Truppen durch Westfalen dem Rheine zu marschierten. Nun konnte sie ebenfalls nicht erwarten, den Frieden, „den wir alle nötig haben," abgeschlossen zu sehen.

Wir sehen, die damaligen Verhältnisse ähneln insofern den heutigen, als König Georg III. nach vielfach verbreiteter Ansicht kein Freund Deutschlands sein soll, ebenso wie Georg II. und sein Enkel niemals aufrichtige Freunde Preußens waren und an diesen Tatsachen werden die verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden jetzigen Herrscher, trotz des oft zitierten: „Blut ist dicker als Wasser," ebensowenig etwas ändern, als sie dies damals zu tun vermochten. Es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Beziehungen den Gegensatz noch verschärfen werden, daß die Entfremdung mit der Zeit noch größer wird. Gerade unter Menschen, die sich nahe stehen, gehören derartige Erscheinungen nicht zu den Seltenheiten und beruhen auf psychologischen Gesetzen. Es sehen heute gerade die besten, gesinnungstüchtigsten Teile des deutschen

Digitized by Google

Volkes manchen Akt der Höflichkeit gegenüber dem Auslande mit banger Sorge, weil er dort bisweilen in ganz anderem Sinne gedeutet wird, als er gemeint war. Als unser jetziger Kaiser sich seine Lebensgefährtin aus einem kleinen, wenn auch entthronten deutschen Fürstenhause erkor, anstatt sie an einem der großen Höfe Europas zu suchen, war der Jubel groß in deutschen Landen und nicht minder groß war er, als seine drei Söhne diesem Beispiel folgten, indem sie sich gleichfalls mit Prinzessinnen aus kleinen deutschen Fürstenhäusern verlobten. Man hat seinerzeit behauptet, bei der Wahl des Kaisers habe Fürst Bismarck mitgewirkt. Wenn dies wirklich der Fall war, so ist das unbedingt unter seine politischen Großtaten zu rechnen.

Das Stefan Georgesche Gedicht.

Von Eugen Kalkschmidt.

Man kann in der Tat von „dem" Gedichte sprechen, das Stefan George als eine neue Art unter die große Gattung lyrischer Poesie gestellt hat. Und wer besonders heftig vom Reize dieser seltsam neuen Art entflammt ist, mag auch wohl von einer neuen lyrischen Gattung sprechen, vom Anfange einer neuen Form für unsere Poesie schlechtweg. Wir wollen aber einstweilen vorsichtiger sein in der Liebe, und möglichst zurückhaltend im Hohn und im Haß: gerade diese abwehrenden Gefühle in meist recht kümmerlich philisterlichem Zuschnitt sind Stefan George und seinem Kreise so reichlich zuteil geworden, wie das bei uns mit den Suchern neuer Pfade die Regel zu sein pflegt.

George und sein Kreis — verweilen wir zunächst bei ihm bevor wir sein Gedicht betrachten.

„Daß ein Strahl von Hellas auf uns fiel: daß unsere Jugend jetzt das Leben nicht mehr niedrig, sondern glühend anzusehen beginnt: daß sie im Leiblichen und Geistigen nach schönen Maßen sucht: daß sie von der Schwärmerei für seichte allgemeine

Digitized by Google

Bildung und Beglückung sich ebenso gelöst hat, als von verjährter landsknechtischer Barbarei: daß sie die steife Geradheit sowie das geduckte Lastentragende der Umlebenden als häßlich vermeidet und freien Hauptes schön durch das Leben schreiten will: daß sie schließlich auch ihr Volkstum groß und nicht im beschränkten Sinne eines Stammes auffaßt: darin finde man den Umschwung des deutschen Wesens bei der Jahrhundertwende".

Dieser Leitsatz war der letzte von denen, die Stefan George im Jahre 1897 einem Hefte der „Blätter für die Kunst" (I./II. 4) voransetzte. Ein Strahl von Hellas — schöne Maße — seichte Bildung und Beglückung —: das Evangelium klang sehr anders, als das der eben auf die Bühne gestürmten Modernen, der Naturburschen mit der sozialen Brandfackel. In vornehmer Abkehr vom allzu hastigen Lärm der Straße und des Bühnenmarktes, aus dem starken Bewußtsein der Gegensätzlichkeit zur Modernität dieses gröblich einherstampfenden Naturalismus ward hier in aller Stille ein aristokratisches Ideal des Lebens und der Dichtung verkündet und im kleinen Kreise Seelenverwandter gepflegt. In aller Stille; denn, wie es auf dem Umschlage der seltenen Hefte in der wunderlich zurückgeschraubten Schreibweise der Gemeinde hieß: „Diese zeitschrift im verlag der herausgebers hat einen geschlossenen von den mitgliedern geladenen leserkreis."

Wir blättern in dem Hefte von 1897. Da begegnen uns Namen, die wir hier kaum gesucht haben würden: Hugo von Hofmannsthal; Karl Gustav Vollmoeller; Ernst Hardt — Namen, die manchem Leser aus den Theaternachrichten, wo nicht, wie bei Hofmannsthal, von den Brettern selbst bekannt sein werden. Diese Jünger also sind dem Meister untreu geworden, sind hinausgegangen in die Welt, auf eignen Pfaden; sie haben die äußerlichen Wertzeichen der Gemeinde abgetan, schreiben ihre Verse längst nicht mehr als esoretische Mystiker, in eigner Orthographie und Interpunktion, sondern auf die profane Art der „Andern". Die Schule Stefan Georges scheint also nicht die Kraft gehabt zu haben, gerade die stärkeren Talente dauernd zu fesseln und stilistisch zu beeinflussen. Wie hätte sonst z. B. Ernst Hardt ein Drama*) in ganz gewöhnlicher Alltagsprosa schreiben können. Und Hofmannsthals strenge Verse verraten bei weitem mehr fortzeugende Kraft der Sprache Goethes im zweiten Teil des Faust, als Einflüsse Georges.

*) Der Kampf ums Rosenrote. Leipzig, Inselverlag.

Digitized by Google

Es scheint auch, als habe George sehr bald den Bruch in seiner Gemeinschaft empfunden; als 1899 seine Auslese aus den „Blättern für die Kunst" 1892—98*) herausgegeben wurde, mit dem offenkundigen Zwecke, gekauft und gelesen zu werden, empfand man sich doch schon historisch und jedenfalls nicht unwichtig, noch unbekannt. Die Künstler mußten sich entschließen, heißt es im Vorwort, „den weg der öffentlichkeit zu beschreiten weil sie durch die zahlreichen bedeutungsvollen besprechungen der letzten Zeit ohnehin ihre schranken verlassen und in unsere dichtung und unser schrifttum so fühlbar eingegriffen haben daß das verlangen usw." Der stattliche Band, dem inzwischen ein zweiter mit der Auslese aus den Jahren 1898—1904 gefolgt ist, läßt auf den ersten Blick erkennen, daß Stefan George mit Recht als das Haupt der Gruppe gilt. Das zeigte sich noch deutlicher, als seine Gedichte gesondert von denen der übrigen dem breiteren Publikum in billigeren Ausgaben zugänglich wurden: Die Fibel; Hymnen, Pilgerfahrten, Algabal; Die Bücher der Hirten; Das Jahr der Seele, Der Teppich des Lebens**) — das sind die Titel der vier Bände.

Ein Titel ist ein Aushängeschild, und man wird zugeben müssen, daß diese Titel in ihrer etwas preziösen Feierlichkeit mindestens die Neugier reizen. Sie enttäuschen nicht, insofern die Gedichte in der Tat durchtränkt sind von einem getragenen, weltentrückten Pathos, von selbstbewußter hoheprieſterlicher Würde.

Gib mir den großen feierlichen Hauch,
Gib jene Glut mir wieder, die verjünge,
Mit denen einst der Kindheit Flügelschwünge

Sich hoben zu dem frühsten Opferrauch.
Ich mag nicht atmen als in deinem Duft,
Verschließ mich ganz in deinem Heiligtume!
Von deinem reichen Tisch nur eine Krume!
So fleh ich heut aus meiner dunklen Kluft.

Inbrünstig zu seinem Engel spricht der Dichter so. „Augen so trüb und sonder, in die sich die Musen versenken" so sichtet er einen Neugeborenen. „Vergißt es nicht" — ruft er dem Jünger zu —: „Du mußt deine frische Jugend töten . . ." „Ich zeige euch," heißt es dann, „in der Erfüllung das grausamste Schicksal

. . . des, der angetan mit der Könige Purpur
Das schwere bleiche Antlitz senkt auf den Purpur."

*) Berlin, Georg Bondi.
**) Sämtlich bei Bondi, Berlin.

Digitized by Google

Die Würde des Amtes eine wehe Bürde. Das Gefühl des Berufenseins, das poetische Messiasbewußtsein beherrscht ihn, bestimmt seine Stimmungen. Wie Hostien teilt er geweihte Worte aus vom tiefen, geheimnisvollen Borne eines schmerzlich erlesenen Fühlens und Wissens. Er sucht und preist das Mysterium. Der Dichter ist ihm wiederum der „Seher" der Dinge, der Seher und der „Sager". Wie ist es gesagt, nicht etwa im Überschwange lyrischen Vollempfindens gesungen, noch mitgeteilt, sondern mit großer Sprachgewalt und spürbar künstlerischer Klangberechnung „gesagt", wenn es heißt:

Es lacht in dem steigenden Jahr dir
Der Duft aus dem Garten noch leis.
Flicht in dem flatternden Haar dir
Eppich und Ehrenpreis.

Die wehende Saat ist wie Gold noch,
Vielleicht nicht so hoch mehr und reich.
Rosen begrüßen dich hold noch,
Ward auch ihr Glanz etwas bleich.

Verschweigen wir, was uns verwehrt ist,
Geloben wir glücklich zu sein,
Wenn auch nicht mehr uns beschert ist
Als noch ein Rundgang zu zwein.

Verweilen wir bei diesem Gedichte, das ich des öfteren als eines der schönsten von George habe rühmen hören. Meine Meinung ist das nicht, ich glaube nur, es ist eines der am schnellsten verständlichen Stücke.

Mit der Erweckung eines feinsinnlichen Gefühles beginnt der Dichter: Es lacht dir . . . der Duft . . . noch leis. Das ist schön in der Empfindung wie im Ausdruck. Es ist eigen, ist „dicht" gesagt, daß der Duft aus dem Garten noch leis lache. Das kurze „noch" besonders weitet das Gebiet der bewegten Empfindung. Nur das „steigende Jahr" steht etwas fremdkörperlich, massiv begrifflich da. Man lese halblaut wie vorhin weiter: Flicht in dem flatternden Haar dir . . . Ich koste die Alliteration, aber beim Versuch, das Flattern des Haares mir vorzustellen, gerate ich etwas in Widerstreit mit dem leisen Gartenduft, der mich schmeichlerisch umwehte, anlachte. Ein gehöriger Wind, der das Haar flattern macht, zerstört, fürchte ich, den leisen Duft des Gartens halb, und halb meine seelische Empfänglichkeit für ihn. „Eppich und Ehrenpreis" — auf den Klangreiz hin nicht übel; beides schöne Worte. Aber was stellen

Digitized by Google

sie vor? Was schauen wir durch sie an? Wäre der so schönbenannte und so bescheidene Ehrenpreis zum Kranze in Eppich verflochten worden, wenn er zufällig anders hieße? Etwa Ritterſporn? Ich glaube, sagen zu dürfen, daß beim Dichter das Klangbedürfnis und nicht das der Anschaulichkeit diese letzte Zeile noch rücksichtsloser bestimmt hat als die vorletzte.

Nun aber in der zweiten Strophe verfällt der Poet mehr und mehr seinem rhythmisch klanglichen Gepränge und scheint nicht zu merken, wie er dabei fast in die Prosa versinkt. „Die wehende Saat ist wie Gold noch . . .“ ist zwar wiederum dichterisch erfaßt, erfühlt. Dann: „Vielleicht nicht so hoch mehr . . .“ Vielleicht, sagt der nachdenkliche Poet. Er überlegt sozusagen sein Gefühl, er bemißt es genauer, ebenso genau wie das für die „noch holden“ Rosen: „Ward auch ihr Glanz etwas bleich.“ Etwas, es ist, wie wenn man einen betulichen Gärtner begütigen hörte: nur ein wenig, nur etwas bleich! Aber sonst noch sehr schön, die Rosen.

In der dritten Strophe wendet sich der Poet von der Gegenständlichkeit, die er, trotz allen Abirrungen, doch bisher im Sinne gehabt hat, ab zur didaktischen Wertung seines Gefühlskomplexes und mahnt die Genossin, der er die Herrlichkeit des „Noch“ ringsum zu zeigen bemüht war, mit dem resignierten Troste des, der all dieses schon durchlebt und durchlitten hat; „Verschweigen wir, was uns verwehrt ist; Geloben wir glücklich zu sein . . .“ These und Antithese, der sprachlichen Form nach klar kontrastiert und bewältigt. Eine gedankliche Zusammenfassung, eine unverkennbare Eigenheit in der Selbstbescheidung des Glück-„Gelobens“. „Wenn auch nicht mehr uns beschert ist. Als noch ein Rundgang zu zwein.“ Das ist ein feiner und gehaltvoller Ausklang, aus dem erst die Tiefe der Beziehungen zwischen der angeredeten Person und dem Poeten erhellt. Auch hier wieder ein „Noch“, aber eines mit einem zart verdämmernden Horizont menschlichen Liebesglücks.

Nun kann man fragen, und man hat es mit Recht gefragt: Muß denn alle Poesie durchaus anschaulich, d. h. also doch: allein dem inneren Auge bedeutsam sein? Kann es nicht poetische Wirkungen geben, völlig losgelöst von aller klar begrenzten und zusammenhängenden Bildhaftigkeit des Ausdrucks? Ganz gewiß. Man denke an Klärchens „Freudvoll und leidvoll.“ Oder noch besser an die seltene lyrische Zeile in Mörikes „Um Mitternacht“. „Ihr (der Nacht) klingt des Himmels Blaue süßer

Digitized by Google

noch . . ." Hier nehmen drei Sinne teil an der Konzeption wie an der Rezeption der lyrischen Form. Die Bläue des Himmels stellen wir uns auf Grund von Gesichtswahrnehmungen vor, das Klingen der Bläue fordert die Erfahrung des Gehörs, das süße Klingen wiederum die des Geschmacks heraus. Trotzdem sprechen wir auch hier von Anschaulichkeit und zwar von höchster Anschaulichkeit gerade darum, weil drei Sinne zu einer sehr einheitlich geschlossenen Vorstellung zusammenwirken, einer Vorstellung, die aber nicht mehr nur durch bloßes Sehen lebendig zu erwecken ist, sondern durch ein nachgestaltendes Empfinden; durch ein inneres Schauvermögen, das auch Wahrnehmungen andrer Sinne in seinen einheitlichen Schaubezug zu setzen, sie zu veranschaulichen weiß.

In diesem Sinne gehört also die virtuos gehandhabte Melodie und Harmonie der Klänge, der Charakter der Rhythmen bei Stefan George genau so zur Anschaulichkeit seiner Poesie wie die spezifischen Gesichtsbilder. Nur dürfen diese das in einer bestimmten Richtung hin bewegte poetische Nachempfinden nicht ablenken; sie müssen es, glaube ich, unterstützen, es vertiefen. Und gegen diese künstlerische Grundforderung scheint mir Stefan George, von seiner sehr ungewöhnlichen Formbegabung, wie von seiner Sucht nach der Wiedergabe allererlesenster seelischer Impressionen gleicherweise verführt, sehr oft und allem Anscheine nach bewußt und absichtsvoll zu verstoßen.

Er ist ja überhaupt so bewußt Künstler, wie kaum einer unserer doch manchmal genügend bewußten und auch selbstbewußten Poeten. Gegen diesen unnahbar kühlen gemessenen Symbolismus erscheint Dehmel in den temperamentvollen Dunkelheiten seiner beladensten Verse fast wie ein naiver Volkspoet. Und wie alle derartigen Formkünstler scheint auch George ein sehr Frühvollendeter gewesen zu sein. Ich habe unter seinen frühen Stücken nicht eines gefunden, das man als „Jugendprodukt" ansprechen könnte. Nicht das kleinste Gelegenheitsgedicht, das verriete: hier trug der Dichter seine Stola noch nicht, er sprach und spielte wie einer, der einen hübschen Einfall hat und ihn zu eignem und eines lieben Menschen Ergötzen von der Phantasie gemächlich schaukeln läßt. Immer hat er die Attitüde, die ausgesuchte Stellung jenseits von Natur und planer Wirklichkeit, und wenn er, ein melancholischer Narziß, aufhört, sich selber zu suchen und zu spiegeln, wenn er lebendige Eindrücke der Umwelt in seine einsamen Sphären erhebt, so streift er ihnen sozusagen vorher die

Digitized by Google

natürliche Haut ab und stilisiert sie sich in sein festlich schwermütiges Ritual.

Indes kann es nicht anders sein, als daß das Leben in seiner Fülle an dem, der ihm von nur einer sehr künstlich gefärbten Seite beikommen zu können vermeint, eine stille Gerechtigkeit vollzieht. Wie es ganz überwiegend die Stimmung fühlsamer Selbstverknäuelung ist, die George immer neu geheimnisvoll zu gestalten sucht, so sind auch seine Mittel dafür begrenzter, als es bei ihrer klugen Abhandlung scheinen möchte. Die stille Insel, der gelobte Port — die Bucht, wo unsere Reigen schwangen — mit unsrem überquellend vollen Kahne — du stehst am Strand, die Segel blähen im Porte. — Das sind Bilder, die so häufig wiederkommen, daß man spürt: des Dichters Anschauungsmaterial, sein lyrisches Rüstzeug ist mehr prächtig als reich, als vielgestaltig. Man denke an die unerschöpfliche Fülle und Frische der Naturbilder, wie sie Liliencron nur so aus dem Ärmel schüttelt. Er hat alles aus erster Hand und kargt nie, eher im Gegenteil. George deckt die lyrischen Blößen wieder und wieder mit dem Spärlichen, das er, oft mit schöner Finderkraft, aus den Winkeln unseres Sprachschatzes hervorgesucht und neu vergoldet hat. So kommt's, daß er oft unleidlich begrifflich und erkältend ein Gefühl vermitteln will.

Zu traurigem Behuf
Erweckte Sturm die Flur . . .

Das ist sein Anfang. Weiter freilich bringt er dann die schöne Strophe:

Kaum zeigt der Hügelrund
Der grauen Stunden Flucht.
Ein Baum tiefhängend sucht
Nach Halmen überm Grund.

Dieser Baum ist poetisch belebt, ist anschaulich. Ich gebe ein weiteres Probestück, das vollendet wäre, wenn es nicht eine schwerverdauliche Anschauung gleich zu Anfang enthielte.

Die Steine, die in meiner Straße staken,
Verschwanden alle in dem weichen Schoß,
Der in der Ferne bis zum Himmel schwillt . . .

Ich bitte, sich einen fern schwellenden „Schoß" vorzustellen, in dem die Pflastersteine verschwinden. Was ist gemeint? Die nächste Zeile antwortet:

Digitized by Google

Die Flocken weben noch am bleichen Laken.

Und treibt an meine Wimper sie ein Stoß,
So zittert sie, wie wenn die Träne quillt . . .
Zu Sternen schau ich führerlos hinan,
Sie lassen mich mit grauser Macht allein.
Ich möchte langsam auf dem weißen Plan
Mir selber unbewußt gebettet sein — —
Doch wenn die Wirbel mich zum Abgrund trügen,
Ihr Todeswinde mich gelinde träft:
Ich suchte noch einmal nach Tor und Dach.

Wie leicht, daß hinter jenen Höhenzügen
Verborgen eine junge Hoffnung schläft!
Beim ersten lauen Hauche wird sie wach.

Abgesehen von der verunglückten ersten Strophe gibt es keine Silbe im Gedicht, die man anders wünschen könnte. Wie aufrichtig ist es und wie schlicht in der Empfindung! Nicht mehr die anspruchsvolle Märtyrerpose, sondern ein fast selbstvergessenes seelisches Bekenntnis.

Und beseelt erscheinen auch, unvermutet oft, umgeben von gesuchtem Schwulst, die erlesenen Bilder, mit denen er seine byzantinische Wortornamentik prächtig und zart durchwirkt:

Der Dunkelfalter zwei, die sich verfrühten,
Verfolgen sich von Halm zu Halm im Scherz.
Der Rain bereitet aus Gesträuch und Blüten
Den Duft des Abends . . .

Oder: „Da taucht aus grünen Wogenkämmen Ein Wort, ein rosenes Gesicht . . .“ „Des Dunkels dichte Mähne“ zeigt sich. Was für einen anmutigen Gobelin entfaltet der Dichter, wenn er sagt:

Und von der Insel moosgekrönter Steine
Verließ der Schwan das Spiel des Wasserfalls
Und legte in die Kinderhand, die feine,
Die schmeichelnde, den schlanken Hals . . .

Daneben fehlen freilich nicht die bedenklichen „Lichter, die aus deinen Wunden „strahlen“ und die Führer sind in Finsternissen. Die „zerknitterte Seele“ hat für mich schlechtweg etwas Komisches. Was soll man ferner sagen, wenn unser priesterlicher Poet in folgendes ernste Reimspiel verfällt:

An dem Wasser, das uns fern klagt,
Wo die Pappel sich lind wiegt,
Sitzt ein Vogel, der uns gern fragt,
Der im Laube sich dem Wind schmiegt.

Digitized by Google

Und so weiter, vier Strophen lang. In „Traum und Tod" heißt es ähnlich: „Jung und groß schaut der Geist ohne Vogt auf die Flur, auf die Flut, die umwogt." Das sind die wunderlichen Gewaltsamkeiten, die zu allererst zum Spott und weiterhin zur Verkennung dieser eigenen Poesie herausfordern müssen.

Denn eigen ist sie, daran kann kein Zweifel sein, eigen trotz ihrer äußerlichen Verwandtschaft mit ähnlichen poetischen Bestrebungen in Frankreich und England. Aber was außer etwa dem l'art pour l'art-Prinzipe der Baudelaire und Mallarmé, der Rossetti und Dowson, außer Mallarmés Erfindung: die Interpunktionszeichen zum bessern Verständnis wegzulassen — hätte George von ihnen lernen können? Schon Lamprecht hat darauf hingewiesen, daß das Spezifikum der Franzosen: der starke sinnliche Kult des Ewig-Weiblichen, bei der deutschen Gruppe dieser Ästheten völlig fehlte, ja, daß George auch national empfinde. Das aber ist ein Empfinden, das nur aus dem gefühlsmäßig gesteigerten Bewußtsein einer Gemeinschaft erstehen kann, für die es zu leben und zu schaffen gilt. Wir sehen also, daß unser weltabgewandter Häretiker doch ein wenig von dem sozialen Öle unserer Zeit gesalbt ist.

Er weist, scheint mir, auf die Mystiker des Mittelalters zurück, wie er denn auch äußerlich durch seine die Schreibweise des Mittelhochdeutschen erneuernde Art, alle Hauptwörter klein zu schreiben, einen zeitlich und künstlerisch distanzierenden Eindruck erwecken will. Derlei Äußerlichkeiten entstammen einer verfehlten Opposition gegen die eigene Zeit, die für jedes gesunde Lebensgefühl am Ende doch die beste bleiben und krankhafte Sondergelüste, wenn sie dabei Lebenskeime enthalten, immer wieder auf einen gesunden Boden zurückzwingen wird. Abgesehen von der mehr äußerlichen Einwirkung der Franzosen ist einem sehr deutschen Poeten die geistige Patenschaft bei George zuzuschreiben: Jean Paul. „Du bist der Führer in dem Wald der Wunder Und Herr und Kind in unserm Saatgefild" . . . bekennt der Dichter von ihm. Es würde zu weit führen, zu untersuchen, wie weit der romantisch krause Überschwang des Epikers Jean Paul und die steile Gemessenheit des Lyrikers George einander zugehören. Jedenfalls bleibt die große Verehrung Georges im besonderen für Jean Paul, nicht etwa für Novalis oder Hölderlin oder auch für Platen, dem er vielleicht am wesenverwandtesten ist, charakteristisch genug.

Auch als Vermittler fremdsprachiger Lyrik ist Stefan George

Digitized by Google

aufgetreten. Ein dorniges Amt. Denn echte Lyrik läßt sich niemals ohne Rest in einer Sprache sagen, die ihr nicht gleichsam auf den Leib gemessen ist. Kommt hier noch erschwerend hinzu der starre Subjektivismus des dichtenden Vermittlers. Er hat ja fast eine eigene lyrische Terminologie ausgebildet, lyrische Grundbegriffe, Grundanschauungen und eine eigene Sprachbehandlung, eine Sprache innerhalb unserer Muttersprache. Dabei aber will er seinem eigenen Vorbekenntnisse nach getreuer sein im Geist und in der Wahrheit der Dichtungen als andere Übersetzer: „Weder die verjährte Breite der biedern Nachfahren noch der täuschende Schwung der hurtigen Lehrlinge lassen den neuen Geist durchbrechen —" ruft er unwillig aus. Dennoch nennt er seinen Band Baudelaire*) „Umdichtungen" und könnte auch die beiden Bände „Zeitgenössischer Dichter"**) getrost so nennen: ihre gemeißelten Verse verleugnen den Geist der Patenschaft Georges nicht. Aber manche wie Baudelaire, Rossetti, der Name Verhaeren verlieren nicht dabei, selbst der starke Schwung Swinburnes teilt sich uns mit, wenn wir erst einmal eine gewisse Fremdheit, die George ja auch um seine eigene Dichtung wie einen feierlichen Wall aufzuführen liebt, überwunden haben. Den süß versonnenen Volksliederton Verlaines trifft er freilich nicht, aber den ihm anscheinend wesensverwandteren Polen Waclaw Rolicz überträgt er so, daß sich die Lieder fast wie Originale lesen, allerdings wie Georges Originale. Bei Vergleichungen mit anderen Übersetzern besteht George trotz einiger Willkür durchaus, und es ist schließlich sein gutes Recht, denjenigen Eindruck in seinen Übersetzungen festzuhalten und zu betonen, der ihm den eigentlichen Kern der lyrischen Empfindung zu vermitteln scheint.

Es ist nicht uninteressant, zu vergleichen, wie das Georgesche Gedicht da und dort bewertet wird. Der Historiker Karl Lamprecht sieht in ihm einen psychologisch-impressionistischen Idealismus, der „die letzte völlig abgeschlossene Errungenschaft unserer dichterischen Kultur" darstelle. Adolf Bartels spricht von einer „Art esoterischer Haschischpoesie" und hält „den begabten, aber meist dunkeln und kindischen Stefan George . . . doch halb und halb für einen poetischen Charlatan." Dann schreiten andere zur erbitterten Vernichtung mit Hilfe des Spittelerschen Zitates „Ein

*) Die Blumen des Bösen. Berlin, Bondi.
**) Ebenda.

Digitized by Google

feierlicher Kerl ist niemals groß"; Martin Möbius z. B. in seinen „Steckbriefen" meint George so überaus witzig mit dieser Gebärde anrempeln zu dürfen: „Feierlich sein ist alles! Sei dumm wie ein Thunfisch, temperamentlos wie eine Qualle, stier besessen wie ein narkotisierter Frosch — aber sei feierlich, und du wirst plötzlich Leute um dich sehen, die vor Bewunderung nicht mehr mäh sagen können." Ein klein wenig besser spottete Rudolf Presber über den „Neutöner" so:

Mit düftelosen blumen spielt dein lieben
dein herbst ist ohne frucht dein lenz nicht jung
doch daß du jedes hauptwort klein geschrieben
das macht mich sprachlos vor bewunderung

Alfred Kerr schrieb kürzlich ganz begeistert über den steilen Stefan, diesen „Lyriker ohne Vertraulichkeit": „Vor meinen Augen wandelt er oft wie ein verstorbener junger Seneschall". Und die beiden Bewunderer, die unter dem Namen Kuno Zwymann eine umfängliche ästhetische Einführung zum Georgeschen Gedicht verfaßt haben,*) legen dar, daß dieses ihren Regeln entspreche, nämlich: indem daß es als ein „Bedeutungskunstwerk, ein Schallkunstwerk und ein Knüpfungskunstwerk" betrachtet werden könne oder müsse. Genügt's?

Ich fasse zusammen: Wir haben in Stefan George einen Kulturpoeten von selbständigem, wenn auch begrenztem Talente. Er bedeutet ein Ende, keinen Anfang. Einen kleinsten Schritt über ihn hinaus begänne die lyrische Anarchie, wo die Worte nur mehr dekorativen Klangwert und keine tiefere sinnlich-seelische Bedeutung haben. George aber bleibt unter allen Umständen das Verdienst einer zwar oft gewaltsamen aber doch persönlichen und dichterischen Neubeseelung unseres lyrischen Sprachschatzes. Er hat innere Klänge erlauscht, die ganz neuen, sehr modernen seelischen Impressionen einen rücksichtslos neuen Ausdruck geben. Erstaunlich, wie meisterhaft er seiner nicht reichen, überreifen Begabung durch ernsteste künstlerische Arbeit doch eine gewisse Mannigfaltigkeit abzuringen und seinen Versen eine gewisse Dauerbarkeit einzuhämmern gewußt hat. Noch kaum jemals sind deutsche Worte so selbstgewiß als lyrisches Ornament auf Goldgrund gemalt, noch nie sind so bewußt mit ihnen reine Teppichwirkungen erstrebt worden. Wäre George ein schlechterer Poet, als er ist, so würde er kaum zu den schönen Bildungen gelangt

*) Berlin, Axel Junker.

Digitized by Google

sein, die vom ahnungsvollen Hauche echt lyrischen Empfindens durchweht sind, obwohl sie vielleicht theoretisch nur als lyrische Knüpfteppiche gedacht waren. Ein Grund aber, mit aufrichtiger Verachtung diese seltsamen und befremdenden Gedichte einfach als höheren lyrischen Blödsinn abzulehnen, besteht meiner Meinung nach zu Recht nur für den, dem die Natur das Organ für Kunst und Schönheit versagt hat.

Anweisung, die Kantische Philosophie in einer halben Stunde zu lernen.

Von Friedrich Nonnemann.

Bedarf es einer Rechtfertigung dieses Unternehmens?
Eigentlich nicht.

Allein allen Rückständigen sei sie hiermit gegeben!

Sie liegt in dem Worte „modern".

Wer nicht bei lebendigem Leibe eine Mumie sein will, hat die Pflicht, modern zu sein. Modern ist aber nur, wer einen modernen Geist hat, und einen modernen Geist hat nur, wer alles Moderne weiß, das ganze Milieu des heutigen Wissens in sich aufgenommen hat.

Nur so ist ja auch völlige demo-, ochlo-, pluto-, und sonstige -kratische Gleichheit zu erzielen, und die wollen wir doch wohl alle.

Dem widerspricht auch nicht, daß eine Weltanschauung jetzt bei uns Fortschritte macht, die gewiß nur von böswilligen Menschen als Ultramontanismus verschrien wird. Wer in ihr eine rückschrittliche Bewegung sieht, der ist selbst ein — ja natürlich ohne Frage, er ist ein Rückschrittler. Gibt es nicht graue Tierchen, die sich freuen sollen, wenn sie Heu und Disteln zur Nahrung bekommen?

Nein — freuen wir uns der sacht fortschreitenden römischen Aufklärung, dieser echt modernen, das ganze Volk beglückenden Erscheinung!

Also modern sein! Alles Moderne in sich aufnehmen!

Digitized by Google

Aber ein Hindernis ist da, nämlich die Zeit, die man nicht hat. Das ist nämlich ein abscheulicher Zug der Moderne, daß sie einerseits durchaus verlangt, von den Gehirnen besessen zu werden, und anderseits die Gehirne mit Vereinssitzungen, Generalversammlungen, Bodenspekulationen, Kuponabschneiden, Agitationen, Organisationen, „Gilka", und „Henkell trocken", Streikpostenstehen und Fabrikation von Toleranzanträgen, Büreaukratenfreuden, Verbrecherkultus und andern Perversitäten so besessen hält, daß . . . . doch, lieber Leser, du weißt schon, wie es steht.

Da gibt es nur eine Hilfe: es müssen kurze Extrakte aus allem modernen Wissen so herausdestilliert werden, daß man es auch wirklich und schnell verstehen und in sich aufnehmen kann. Man nannte das früher: popularisieren. Wir wollen es lieber vervolken nennen, ohne damit etwa auf das Wort verpöbeln abzielen zu wollen.

Man kommt damit jedenfalls einem der vielen „tiefgefühltesten" Bedürfnisse entgegen, wie sich ein solches ja auch in dem lebhaften Besuche der Zentrums- und Kongregationsversammlungen, der sozialdemokratischen Bildungsvereine, der Panoptikum benamsten Sammelstätten von Kunst und Wissenschaft, der öffentlichen Verbrecherhochschulkurse, der populären Vortragsabende, Schneiderakademien und Warenhäuser kund gibt. Denn würde wohl das erleuchtete deutsche Volk solche ethisch und sozial zum Teil und bisweilen nicht ganz einwandfreien Unternehmungen unterstützen, wenn es nicht das Bedürfnis hätte, ein ganzes Universum von Wissen oder Waren gewissermaßen als leicht übersehbaren Mikrokosmos vor Augen zu haben und so seine Kenntnisse zu bereichern?

Es ist immer der gleiche Zug derer, die nicht alle werden, nämlich der Wissensdurstigen, und er bedeutet in seiner echt modernen, praktischen Auswirkung: viel für wenig haben wollen, mag nun dies Wenig in Zeit, Arbeit oder Geld bestehen. — Leider bekommt man freilich manchmal auch nur wenig und Minderwertiges dafür.

Da dies so ist, und da nun schon so viel erlauchte Genien — — lieber Leser, verzeih' diesen gegen die Lehre vom Milieu verstoßenden Atavismus, dessen ich mich nur der Deutlichkeit wegen schuldig mache — — im Namen der Bildung aller vervolkt sind, so ist es ganz berechtigt, dies auch mit Kant zu tun.

Und dies um so mehr in einer Zeit, die sich daran erinnert hat, daß ungefähr vor hundert Jahren ein wirklicher, großer

Digitized by Google

Dichter gestorben ist, und die ihren Schiller im Schillerjahre durch die großartigsten Veranstaltungen zum Gemeingut der Masse gemacht hat. Ja, gerade Schiller mahnt uns, Kants nicht zu vergessen. Wissen doch die Menschen von heute ganz genau, wieviel der große Dichter, für dessen philosophische Schriften und Gedichte sie eine entschiedene Vorliebe haben, dem großen Denker verdankt.

Also Kant!

Er ist zwar so, wie er ist, nicht mehr ganz modern.

Seine Originalwerke sind für unsere Zeit viel zu weitschweifig und tiefgründig und können einem modernen Leser leicht allzu ungelenk, knorrig und kantig erscheinen. Da er aber doch eine Anzahl ganz wertvoller Gedanken hervorgebracht hat, und fast alle Gelehrten, welcher Richtung sie auch angehören, sich auf ihn berufen, so ist es wünschenswert, daß er modernisiert werde, d. h. daß seine Gedankengänge verkürzt, geglättet und vor allem aus der Tiefe an die Oberfläche gebracht werden, damit selbst ein Leser der trefflichen General- und Lokalanzeiger oder der Bonifatiusblättlein ihn verstehen kann.

Außerdem ist es doch nur berechtigt, wenn die in behäbiger Breitspurigkeit durch unsere Tage wandelnde schwarze und rote Demokratie, die das Lächeln der Selbstverständlichkeit und des Sieges auf dem Antlitz trägt, die Früchte für sich verarbeitet, die jener Aristokrat des Geistes in einem Leben der Pflicht und Weisheit hat reifen lassen, um sie in ärmlicher Überhebung dem gesunden Menschenverstande vorzuenthalten. Sie triumphiert dadurch gewissermaßen über jenen Philosophen, der besagten gesunden Menschenverstand sogar den gemeinen genannt hat (Prolegomena: „Auflösung der allgemeinen Frage"), und belehrt den Hochmütigen eines besseren, der da meinte: es sei nicht nötig, daß jedermann Metaphysik studiere.

Ihn gründlich zu vervolken, wollen die folgenden Zeilen ein Scherflein beitragen in der Hoffnung, daß dadurch — — doch, lieber Leser, ich will nicht vorgreifen.

Ich denke, um so eher deine Zustimmung, lieber deutscher Leser, zu finden, als ich mich bemühen werde, mich in meiner Ausdrucksweise nicht vom Geiste der deutschen Sprache tyrannisieren zu lassen, sondern in edler Fremdwörterduldung so ähnlich zu sprechen, wie Herrn Meier, Erzberger und Komp. der Schnabel gewachsen ist. Ob es mir freilich gelingen wird, weiß ich nicht. In diesem Falle bitte ich um gütige Nachsicht.

Digitized by Google

Wenn du die Lehre eines Mannes verstehen willst, mußt du vor allem erkennen, was die Verhältnisse, die persönlichen und unpersönlichen Kräfte der Umgebung aus ihm gemacht haben.

Da ist nun bei Kant wenig zu sagen. Das Milieu war recht schwach.

Aber: kleine Ursachen — große Wirkungen!

Vor allem ist zu merken, daß sein Vater Sattler war, also offenbar viel mit Pferden zu tun hatte. So erklärt es sich nach dem alles erklärenden Gesetze der Vererbung, daß Kant hernach das widerspenstige Pferd der Philosophie mit leidlicher Sicherheit geritten hat und wahrscheinlich geeignet gewesen wäre, schon damals das staunenswerte Phänomen zu erzielen, das wir an den durch Volksschulunterricht gebildeten Pferden bewundern.

Seine Mutter war eine gute, aber leider in religiösen Vorurteilen sehr befangene pietistische Frau; das erklärt manche Inkonsequenz seines Systems und seine Schwäche für das sogenannte Sittengesetz.

Überhaupt das Sittengesetz und die Freiheit!

Wäre Kant wenigstens einer ultramontanen Familie entsprossen! Dann wäre er nicht in Gefahr gewesen, den Wert der sittlichen Freiheit des vernünftigen Menschen in so, man kann fast sagen, „grotesker“ und „exorbitanter“ Weise zu übertreiben, als er es getan hat. Er hätte dann besser gelernt, daß der Mensch sich fügen muß, und daß es meist heilsamer ist, wenn man das Selbstdenken denen überläßt, die kraft ihres heiligen oder unheiligen Amtes nicht falsch denken können.

Trotzdem muß man gerecht sein und anerkennen, daß er es in sittlicher Beziehung wenigstens ehrlich gemeint hat, und daß er im übrigen — wie gesagt — immerhin kein untergeordneter Denker gewesen ist.

Übrigens aß er als Königsberger gern Löffelerbsen und Speck, ein Gericht, das wegen seines Gehaltes an phosphorsauren Salzen auf die Entwickelung des Gehirns sehr günstig einwirkt. Auf der Eisenbahn ist er nie gefahren, ging also des Bildungswertes, den Reisen haben, verlustig. Daher manche Beschränktheit und Langsamkeit seines Denkens.

Er hat eine ganze Reihe von Werken geschrieben, unter denen sich recht gute, noch heute lesenswerte befinden, wenn auch schwerlich eins an Bebels „Frau“, Rothschilds Taschenbuch oder an Haeckels Schriften heranreicht, geschweige denn an Thomas von Aquino oder an die Werke des heiligen Reinheitsapostels

Digitized by Google

Liguori. Übrigens werden ihm neuerdings einige Jugendwerke abgesprochen.

Kästle, jener große Professor der Theologie, der durch einen wahrhaft faszinierenden Nachweis den echten pauliniſchen Stil und zugleich die Unechtheit aller Schriften des neuen Teſtaments feſtgeſtellt hat, hat herausgefunden, daß zum Beiſpiel „die allgemeine Naturgeſchichte und Theorie des Himmels“ (1755) unmöglich von Kant ſein könne.

Sie iſt vielmehr — wie er bewieſen hat — von einem gewiſſen Doktor der Theologie Jakobſohn verfaßt, der in echt antiker Denkweiſe die Benutzung berühmter Namen für eigene Werke für völlig unbedenklich hielt. Jene Schrift hat ja auch — gerade wie bei Goethe die ihm fälſchlich zugeſchriebene „Werthers Leiden“ im Vergleich zu den echten „Wahlverwandtſchaften“ — ſtiliſtiſch und inhaltlich einen ganz andern Charakter, als die Kritik der reinen Vernunft.

Damit ſind wir auf Kants Hauptwerk gekommen, und wenn du dies begriffen haſt, lieber Leſer, weißt du genug von Kant. Ich will daher verſuchen, dir den weſentlichen Inhalt, befreit von dem krüppelhaften Deutſch des Originals und herausgeſchält aus der hohlen Form Kantiſcher Architektonik, nahe zu bringen.

Man kann dieſen Inhalt unter zwei große Überſchriften bringen:

a) du, o Menſch, biſt ein großer Dummkopf,

b) du, o Menſch, biſt der ſouveräne Weiſe.

Das ſieht aus wie ein Widerſpruch, iſt es aber nicht.

Das wirſt du verſtehen, wenn du erſt die Ausdrücke: a priori, transzendental, ſynthetiſch, analytiſch, Rezeptivität, Spontaneität, transzendentale Apperzeption, Ding an ſich, Erſcheinung und andere begriffen haben wirſt.

Zuerſt präge dir den Begriff „Ding an ſich“ ein; er iſt ſehr nützlich. Er bedeutet nicht ſo viel als: „eine Sache für ſich“. Wenn z. B. einige der letzten Gründe des ruſſiſch-japaniſchen Krieges vielleicht in einem uns befreundeten Inſellande zu ſuchen ſind, ſo iſt das nicht etwa eine von vielen Veranlaſſungen zu dem Entſchluſſe ganz Europas, unſern lieben Vetter ein wenig wachſam und gewappnet zu beobachten, ſondern nur eine gänzlich unweſentliche Sache für ſich.

Ebenſo iſt es eine Sache für ſich, die man beileibe nicht der Frauenbewegung in die Schuhe ſchieben darf, wenn Anita Augspurg durch ihr beſcheidenes, echt weibliches und durchaus

Digitized by Google

geist- und charaktervolles Auftreten allgemeine Sympathien erweckt.

Auch die Marokkofrage ist kein Ding an sich, sondern eine sehr empirische Erscheinung, über deren Entwickelung wir uns gar nicht zu wundern und aufzuregen brauchen.

Von solchen Fragen und Begriffen mußt du hier ganz absehen. Denn „das Ding an sich" ist etwas völlig Anderes, Unvergleichbares.

Wage es nur nicht etwa, irgendwelche Vorstellungen mit ihm zu verbinden, und drängt sich dir doch eine Vorstellung von ihm auf, so laß sie ganz schwarz und formlos sein. Je unklarer dieser Begriff bleibt, um so besser. Gerade wie es für die Zwecke der Sozialdemokratie am besten ist, wenn das Begriffsvermögen ihrer Gefolgsleute in möglichst großer Unklarheit und Unselbständigkeit erhalten wird. Er — nämlich der Begriff des Dinges an sich — taugt so angesehen nach heutiger Auffassung eigentlich nicht viel. Er hat nur das Gute, daß er für moderne Geister eine bequeme Hilfe in der Not ist, wenn man nicht weiterdenken kann. Eigentlich darfst du zwar diesen Begriff gar nicht denken, da er dich immer in die Irre führt und deiner Vernunft Sprünge zumutet, die über ihre Kraft gehen. Allein dieses mißgebildete Wesen von Vernunft hat trotzdem die innere Nötigung, immer wieder bei jenem Begriff anzuklopfen. Jedenfalls ist es so das Vorteilhafteste: man denkt sich gar nichts bei diesem Begriffe und braucht ihn in stolzer Wissenschaftlichkeit als imponierendes Wort, das sich zu der bekannten rechten Zeit einstellt.

Leichter zu verstehen ist a priori. Kannst du Latein, lieber Leser? Ja — nun dann weißt du, was prius heißt — früher, zeitlich früher, nicht wahr? Damit hat aber a priori nicht viel zu tun. Wenigstens bekommt man ein schiefes Bild, wenn man die Sache zeitlich auffaßt. Eher macht man sich die Sache klar, wenn man an Prioritäten denkt. Die sind doch etwas wert, wenigstens sollten sie es sein, nicht wahr? So ist es auch mit Erkenntnissen a priori. Das sind solche, die einen größeren Wert haben als die a posteriori; denn sie sind die schlechthin notwendigen und allgemein gültigen Erkenntnisse gegenüber den zufälligen.

Du kannst danach die Meinung mancher Juristen und Mediziner verstehen, daß der moralisch und erblich belastete Mensch unter dem Drucke einer aprioriischen Erkenntnis handelt, wenn er mordet, Bankdepots für sich verbraucht oder Kinder zu Tode

Digitized by Google

quält. Es ist aber anderseits auch eine recht aposteriorische Sache, ob er gefaßt und gestraft wird. Meistens wird er ja übers Wasser nach Amerika entkommen, oder er lebt vergnügt in Stettin oder geht in die freie Schweiz oder wird ultramontan, d. h. er übersteigt die Alpen. Und nun kann ich wieder an deine lateinischen Kenntnisse anknüpfen.

Transcendere heißt bekanntlich überschreiten, von dem, was diesseits liegt, nach dem Jenseitigen übergehen. Daher kommt der Ausdruck das „Transzendente," das also eigentlich das Jenseitige bedeutet.

Wenn irgend eine europäische Regierung sich in Liebedienerei gegen — nun sagen wir — gegen Rom gar nicht genug tun konnte, so verdiente sie den Ehrennamen transzendent, während man eine Politik, die auf dem gesunden Selbstbewußtsein und der sittlichen Selbstbehauptung des Volkes beruht, immanent nennen müßte.

Und ebenso könnte man eine Partei, die die Richtung ihres nationalen Wirkens jenseits der Berge bestimmen läßt, die transzendente Partei nennen. Es ist jedoch, um Mißverständnissen vorzubeugen, besser, dies nicht zu tun. Man müßte denn die Fähigkeit, politische Handelsgeschäfte geschickt zu betreiben, auch für transzendent halten.

Das wäre indes unzutreffend, und der philosophische Begriff „transzendent" hat doch noch eine etwas andere Bedeutung. Er ist eigentlich das Nichterkennbare, das der Erfahrung Unzugängliche. Damit sind wir wieder beim „Ding an sich" angelangt.

Aber eine viel größere Rolle als „transzendent" spielt bei Kant das Wort „transzendental". Bemerke wohl den Unterschied und vermische beide Ausdrücke nicht; du würdest sonst als ein sehr oberflächlicher Kantkenner gelten.

Höre: „transzendental" bezieht sich nie auf einen Gegenstand unmittelbar, sondern auf unsere Erkenntnis davon. Wenn also — verzeih den hinkenden Vergleich — Fürst von Bülow einst sagte, daß seinem Erkenntnisvermögen das Verhalten des deutschen Volkes damals im Burenkriege als „Rummel" erschienen sei, so mag man diesen Ausspruch entschuldigend als transzendental gelten lassen; wenn heute aber ein Politiker in kühner Verstandeseinseitigkeit die gewaltigen Imponderabilien gesunder Gefühlsäußerungen des Volksgeistes gegenüber dem Zentrum und der Sozialdemokratie für unerheblich und falsch erklärte, so hätte er sich in das ihm Unbegreifbare, für ihn Transzendente verirrt.

Digitized by Google

Wie gesagt, der Vergleich hinkt ein wenig; aber du wirst dir die Sache daran doch klar gemacht haben. Denn du sollst mir nicht bloß rezeptiv d. h. empfangend zuhören, sondern das Gehörte mit deinem Geiste verarbeiten, d. h. spontan sein, genau so, wie es dein Verstand gegenüber dem ihm von deiner rezeptiven Sinnlichkeit überlieferten Material von Anschauungen macht.

Verzeih übrigens, daß ich hier den Ausdruck Sinnlichkeit gebrauche. Aber Kant denkt dabei wirklich nicht an Böcklins Spiel der Wellen oder an Anna Bojes heilige Wochen in Hilligenlei, und es liegt ihm völlig fern, etwa alte Tanten männlichen und weiblichen Geschlechts erröten machen zu wollen.

Er würde gewiß ein Verständnis haben für die heute so häufige Gesinnung derer, die aus edler Rücksicht für das ästhetische und ethische Wohl der Mitmenschen ihr rohes, in allem Reinen Unreines witterndes Empfinden durch die liebenswürdige Heuchelei polizeischmachtender Prüderie verdecken. Auch für die, die sich in sicher überaus gerechtfertigter Empörung darüber ereifern, daß sogar katholische Maler das Jesusknäblein nackt dargestellt haben.

Er würde anderseits allerdings auch Nachsicht üben — denn alles verstehen, heißt alles verzeihen — gegenüber den Enthüllungen, die bei offiziellen Theateraufführungen von kunstverständigen Logenschließern zu gunsten der Tugend und des Anschauungsunterrichtes veranstaltet werden. Aber mit derartigen Sinnlichkeiten hat die von Kant nichts zu tun.

Er nannte vielmehr Sinnlichkeit die Fähigkeit unseres Geistes, Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen.

Apropos, weißt du, was eine Anschauung ist? Eine Anschauung ist nicht etwa die Ansicht, daß alles, was Bebel redet, schreibt und denkt, hohles Phrasengeklingel und halbverdautes Wissen ist. Auch nicht die Meinung, daß der edle Ton, dessen sich sozialdemokratische Blätter befleißigen, höchstens noch von manchen ultramontanen überboten werde. Eine Anschauung im philosophischen Sinne ist etwas ganz Anderes. Sie ist die durch die Sinnlichkeit gewonnene Vorstellung und besteht, wie so vieles im Leben, aus zweierlei. Ich nehme an, du wärest der Jude, an dem König Friedrich Wilhelm I. einst Unter den Linden seinen Krückstock maß. Da würde dir zuerst deine Empfindung dartun, daß deine Nerven in unangenehmer Weise gereizt werden. Damit wäre eine empirische Anschauung gegeben.

Mit Herstellung dieser empirischen Anschauung ist deine

Digitized by Google

Sinnlichkeit aber noch lange nicht am Ende. Im Gegenteil, sie hat schon etwas bereit, worin sie jene Reize unterbringt. Sie sagt dir, daß jene Reize an irgend einer Stelle deines Körpers stattfinden, daß sie der Außenwelt angehören und gerade jetzt dich treffen. Ohne diesen Akt der Sinnlichkeit, vermöge dessen du deine Prügel als im Raum und in der Zeit empfangen ansehen mußt, würde überhaupt gar keine Ordnung in deinen Eindrücken und Vorstellungen sein, du würdest schlechterdings nichts haben und merken, als jene dann ganz rätselhaften, unangenehmen Reize. Nun aber wirst du verstehen, wenn ich sage: zu der empirischen Anschauung der Empfindung tritt deine reine Anschauung, wie sie genannt wird. Durch sie wird also alles Geschehene als in Raum und Zeit erfolgend vorgestellt. Die Sache ist ja ganz einfach, und ich will dir das Verständnis nicht dadurch erschweren, daß ich die schwierigeren Probleme dieser Theorie heranziehe. Für die Vervolkung der transzendentalen Ästhetik, wie Kant diesen Teil nennt, genüge dies!

Nun kann ich dir aber einen schwierigen Begriff nicht ersparen, den der transzentalen Apperzeption. Erstlich die Apperzeption! Das ist, um es schön wissenschaftlich auszudrücken, eine Funktion. Aber die meisten Menschen springen mit ihr übel um. Wenn z. B. Haeckel eine einzellige Amöbe perzipiert, d. h. einfach wahrnimmt, so apperzipiert er: „aha, das gesuchte Urtier!" Oder wenn gute, fromme Deutsche jene mit Phrasen von Toleranz und Friedfertigkeit eingeleiteten Schachzüge schlauer Fremdlinge perzipieren, so apperzipieren sie echte Friedenstöne und wahrhafte Duldsamkeit, und das weiche Herz fließt ihnen über vor Rührung und Vertrauensseligkeit.

Auch im Verhältnis des Bürgertums zur edlen Sozialdemokratie kann man oft genug die Folgen einer falschen Apperzeption beobachten.

Oder blicke ins tägliche Leben!

Da kannst du an manchen streitbaren und liebevollen weiblichen Gemütern gut den tatsächlichen Verlauf des Verhältnisses von Perzeption und Apperzeption wahrnehmen. Bringt die erste Funktion einen Widerspruch zum Bewußtsein, den die betreffende weibliche Persönlichkeit erfährt, so verbindet die zweite sofort und unlöslich damit die Behauptung: die oder der andere hat unrecht; wird vermöge der ersten ein Kind oder ein Schoßhund, Ferkelchen oder Papagei wahrgenommen, so macht die zweite ohne weiteres daraus einen Gegenstand zum Liebkosen und

Digitized by Google

Küssen. Die Apperzeption verschwistert sich eben auch sehr gern mit allerlei Willensregungen und Neigungen, die in der sinnlichen Seite der menschlichen Natur begründet sind.

Jedenfalls ersiehst du aus diesen Beispielen zweierlei: erstens, daß die Apperzeption oft und gern mißbräuchlich angewendet wird, und zweitens, wie sie tätig ist. Sie reiht nämlich bloße Eindrücke in unsere Vorstellungsreihen vergleichend und verbindend ein. Damit sie das aber kann, formt sie den betreffenden Eindruck, bis er zur Einreihung geeignet ist. Das geschieht, indem sie das Mannigfaltige des Eindrucks zu einer Einheit zusammenfaßt, eine Tat, die bekanntlich weder dem österreichischen Staat in bezug auf seine Nationalitäten, noch auch den Schweden und Norwegern gelungen ist, und die auch bei uns in Ansehung von Nord und Süd, der nationalen Parteien, ja bisweilen sogar von Schwarz und Rot Schwierigkeiten macht. Damit nun aber der Verstand eine solche Einheit herstellen kann, muß er doch diese Einheit als Vorstellung besitzen. Und woraus entsteht diese Vorstellung? Aus dem Bewußtsein, das allem Erkennen zugrunde liegt: daß ich es bin, der in diesem Perzipieren, Apperzipieren aufnimmt, formt, verbindet, einreiht, kurz der denkt.

Hast du schon einmal über diese merkwürdige Aufgabe, die dein Ich beim Denken zu erfüllen hat, nachgedacht?

In diesem Sinne ist also selbst ein offiziöser Redakteur eine Einheit, d. h. sobald er wirklich denkt.

Wie wundervoll doch alles, was die Philosophie gefunden hat, dem denkenden Beobachter durch das Leben bestätigt wird!

Blicke z. B. auf das Zentrum! Welche gewaltige Denkeinheit! Weiß es doch ganz genau: Ich bin es, der das deutsche Volk an unnötiger Macht- und Ehrentfaltung hindert, ich bin es, der die köstlichen Nationalgüter des Bieres und Tabakes vor drohender Besteuerung bewahrt! Und das andere Ich, das rotgefärbte, stimmt jubelnd bei: „Was ist das Leben ohne Bier und Zigarren! Im Zusammenschluß um diese heiligen Güter finden wir alle unsere Einheit!“

Doch zurück zu Kant!

Wir sahen vorher, daß das Transzendentale sich nicht auf Gegenstände, sondern auf das Denken von Gegenständen bezieht. So bedeutet die transzendentale Apperzeption auch nicht die Einheit oder — merke dir auch den Ausdruck — die Synthesis der einzelnen, von der Sinnlichkeit dem Denken dargebotenen Gegenstände, sondern das Bewußtsein von der Einheit des Denk-

Digitized by Google

aktes, der die Vorstellungen verbindet. Hoffentlich ist dir die höchst einfache Sache klar!

Jetzt aber, lieber Leser, übe in Herbartscher Weise Vertiefung und Besinnung, indem du dir erstens noch einmal die behandelten Begriffe so einprägst, daß sie als vollendete Klarheiten vor deinem Geiste stehen. Das ist ja schnell gemacht. Und dann sei recht besinnlich und spanne deine Aufmerksamkeit für den folgenden Überblick über die reine Vernunft an. Kant, dessen Sprache du nun verstehst, zeigt zuerst, daß nicht all unser Wissen aus der Erfahrung stamme, sondern daß es sowohl in unserer Sinnlichkeit als in unserem Verstande von der Erfahrung unabhängige Elemente gäbe, die doch ihrerseits Erfahrung erst möglich machten. So erklärt es sich nun in deinem Geiste gewiß, daß der Mensch verrückte Ideen, z. B. die vom Zukunftsstaat haben kann. Meinst du nicht auch, daß ein Trost für die Armen, die auf diesen Staat hoffen und harren, in der Kantischen Lehre liege? Denn ebenso wie jene unabhängigen Elemente Bedingungen dafür sind, daß man Erfahrungen macht, ebenso wird der Zukunftsstaat selbstverständlich durch das Denken seiner Idee und das Reden von ihr Erfahrungstatsache werden. Oder sollte die Analogie falsch sein?

Daß aber jene Elemente nicht aus der Erfahrung stammen, zeige ihre durch die Erfahrung nie zu liefernde Apriorität. Diese aprioriſchen Elemente seien in der Sinnlichkeit die Anschauungen „Raum und Zeit", im Verstande die Kategorien. Es würde zu weit führen, letztere hier zu deduzieren; aber wissen mußt du sie. Merke dir nur alle wissenschaftlichen Ausdrücke gut! Lerne die Kategorientafel auswendig.

Selbst im theologischen Examen wird sie manchmal verlangt — d. h. selbstverständlich nur bei den Katholiken.

In den medizinischen Prüfungen verzichtet man meistens auf sie, was sehr bedauerlich ist. Daher nämlich der naive Realismus der Mediziner!

Nun hast du also Sinnlichkeit und Verstand, die Anschauungen und die Kategorien.

Glaubst du, du könntest damit schon Erkenntnis schaffen?

Weit gefehlt! So leicht, wie jener Partei, die in Deutschland alles konnte, was sie wollte, ist es dir nicht gemacht. Denn es sind zwei Welten: die bunte, volle Außenwelt, die dir deine Anschauungen so schön zurecht machen, und die dunkle, leere Welt

Digitized by Google

der Kategorien. Wie kommen die zusammen? Wie bringt Kant sie zusammen?

Ja — wie kommen z. B. der grüne Tisch und das grüne Leben der Wirklichkeit zusammen? Ich muß dir nun eine sehr betrübende Entdeckung machen. Der große Kant kommt hier zu einer seltsamen Überschätzung des Schemas. Wem fallen dabei nicht scheußlich unwirtliche Bureauräume, verstaubte Aktenbündel und verknöcherte Bureaukraten ein? Aber Kant versüßt diese tatsächlich abscheuliche Ideenassoziation allerdings dadurch, daß er das Zauberwort „transzendental" zufügt. Er sagt: das transzendentale Schema ist nicht ein solches Schema, wie es in Steuer-, Gerichts- und Polizeisachen in Anwendung kommt, sondern es ist einfach die transzendentale Zeitbestimmung, und da diese etwas von den Anschauungen hat, nämlich die Zeit, und auch etwas von den Kategorien, nämlich sofern sie aprioriſch und intellektuell ist, so ist sie geschickt, die Anwenduug der Kategorien auf die Anschauungswelt zu ermöglichen. Ganz im Gegensatz zur russischen Militärverwaltung und Beamtenwelt und auch zu manchen Bankinstituten hält sich der reine Verstand immer rein und befaßt sich nicht unmittelbar mit der unreinen empirischen Welt. Er wird aber durch Vermittelung jenes Schemas zum Gesetzgeber, der alle Eindrücke nach bestimmten Regeln, Grundsätze nennt sie Kant, zu Erkenntnissen macht. Diese Grundsätze: die Axiome der Anschauung, Antizipationen der Wahrnehmungen, Analogien der Erfahrung und Postulate des empirischen Denkens überhaupt, mußt du nun wieder — du bekommst bei Reclam eine billige Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft — auswendig lernen. Das genügt und ist entschieden leichter, als wenn du die betreffenden, erklärenden Abschnitte ganz durcharbeitest.

Bist du mir aufmerksam gefolgt, so wirst du zunächst einsehen, inwiefern der Mensch eigentlich furchtbar dumm ist. Einfach, weil er weder das Ding an sich, noch überhaupt irgendetwas so erkennen kann, wie manch einer wohl möchte. Denn überall stehen wie ein paar greuliche Hexen die Anschauungen Raum und Zeit bereit und passen auf, daß nichts in den Kopf komme, was sie nicht in ihrem Sinne zurechtschneidern. Wer weiß, ob es nicht bloß ihr Werk ist, daß die Redaktion deine Schrift zurückweist, daß dein Portemonnaie leer und dein Schädel kahl ist, und daß dir opulente Mahlzeiten nicht mehr bekommen. Ebenso sind vielleicht die Steuerschrauben, die hohen Mieten, das Pech beim Pokern, die Beängstigungen, die manche bei dem

Digitized by Google

Worte „akademische Freiheit“ empfinden, die Anglomanie der Deutschen und die Schwarzfärbung unseres öffentlichen Lebens nur Vorspiegelungen dieser finsteren Wesen, womit sie uns verirren und einschüchtern. Dies Vielleicht ist aber ein schlechter Trost; denn du kannst dich den beiden Mächten nicht entziehen.

Nun kommt aber noch das sonderbare Schema hinzu und stutzt das zu Erkennende steif und folgerichtig zurecht. Schließlich zerkauen die grauen Katzen der Kategorien das ganze zu einem Brei, den du als richtige Geistesnahrung auf Treu und Glauben hinnehmen mußt. Du merkst aber gewiß jetzt schon, daß der Begriff, wie er es so gern bei Kants übergroßem Fortentwickler, der wieder auf dem alten, aber freilich imposant umgestalteten Dogmatismus anlangte, nämlich bei Hegel, tat, hier in sein Gegenteil umschlägt. Denn gerade jene Dummheit ist deine Weisheit. Schließlich bist du es doch, der in den Anschauungen und Kategorien wirkt, und so bist du der Schöpfer deiner Vorstellungswelt, ja der ganzen Natur und all ihrer Gesetze, aller Dinge. Aber freilich eins entzieht sich der Macht deiner souveränen Weisheit immer noch: das Ding an sich; und das ist betrüblich.

Dies Ding an sich muß doch ein ganz gefährliches Wesen sein, das überall seine Hand im Spiele hat und nirgends recht greifbar ist, das auf alles bestimmend einwirkt und sich mit aalglatter Gewandtheit allen Versuchen entzieht, es zu durchschauen und seiner habhaft zu werden. Sollte es vielleicht im Jesuitismus seine Inkarnation gefunden haben? Doch nein, durch diese Behauptung würde man sich einer Unterschätzung schuldig machen — natürlich gegenüber dem Jesuitismus. Denn er besitzt entschieden viel praktische Fähigkeiten, während sich das Ding an sich immer im bloß Denkbaren bewegt.

Ja, in der Tat, es ist ein sehr unpraktisches Ding. Es versteht sich weder auf Erbschaften, noch auf Frauen und ist auch durchaus nicht hoffähig. Auch ermangelt es wahrscheinlich gänzlich jenes edlen Geschäftsgeistes, den wir an manchem unserer Mitbürger so innig schätzen. Um so mehr ist es verwunderlich, daß dein Geist sich immer noch darum bemüht; und da er es ebensowenig erreichen kann, wie die in dem Roman „Das Priestererbe“ geschilderten, um ihr Erbteil betrogenen Verwandten das ihnen von Rechts wegen Zustehende, so sollte er sich ergeben in sein Schicksal finden.

Aber er hängt nun einmal zu sehr an diesem Dinge an sich.

Digitized by Google

Fürwahr eine aussichtslose, unglückliche Liebe!

Das ist betrüblich.

„Jawohl, betrüblich!“ meint auch deine reine Vernunft. Denn du hast außer deinem reinen Verstande auch noch eine reine Vernunft. Das ist nun ein sehr vielseitig beanlagtes Wesen, das nicht in Gefahr ist, sich gleich den musikalischen Wunderkindern in stumpfsinniger Einseitigkeit und Virtuosität allen Geist aus dem Leibe zu spielen. Aber sie besitzt — wie es ja auch bei Beamten eines Kultusministeriums vorkommen soll — neben ihrer reichen Beanlagung eine unglaubliche Naivität, was man aus ihrer — d. h. der Vernunft, nicht der Beamten — unausrottbaren Liebe zu jenem spröden Ding an sich sehen kann. Außerdem schäkert sie gern mit Paralogismen und Antinomien — die Worte sind auswendig zu lernen! —, was sie doch lieber lassen sollte. Kant hat sich den Scherz gemacht, über diese „-ismen“ und „-ien“ längere und nicht ganz leichte Abschnitte zu schreiben, und hast du einmal Zeit und willst du eine reine Freude genießen, so versuche dich an der Auflösung einiger Antinomien.

Die reine Vernunft ist aber auch entschieden kunstbegabt, und es würde lehrreich und anziehend sein, ihre Stellungnahme zur akademischen Kunstauffassung unserer Tage oder zu der von Berlin W. zu beobachten, wenn sie einmal die allerdings unwahrscheinliche Gelegenheit fände, in dieser zur Geltung zu kommen.

Aber diese Begabung ist wieder ihr Schade.

Denn dadurch wird sie verleitet, die Ideen, die sie hat, in die Wolken zu projizieren, so eine Schattenwelt zu erbauen und sich mit meisterlichem Sprunge über das Nichts in diese Welt zu versetzen.

Kant meint freilich, daß sie sich dabei wieder ins leere und kalte Nichts setze.

Aber er gibt doch anderseits selbst zu, daß man mit Hilfe der praktischen Vernunft — habe Geduld, dies ist der letzte Begriff, dessen Einprägung ich dir zumute, aber ein sehr schöner und brauchbarer; wenn man ihn richtig benutzt, kann man, für gute Zwecke natürlich, viel Geld sammeln und Orden und sonstige Auszeichnungen bekommen — daß man mit Hilfe der praktischen Vernunft, sage ich, auch in jenem Nichts etwas finden kann, weil man es finden will.

Ja, es wird behauptet, daß dort das Beste in der Welt zu finden sei, daß auch das rätselhafte „Ding an sich“ dort etwas

Digitized by Google

deutlicher und zugänglicher auftauche, und daß dort kein Gericht einen Vater verurteile, der den gemeinen Beleidiger der Ehre seiner Tochter nachdrücklich gezüchtigt habe. Doch das zu schildern, überschreitet den Rahmen dieser Lehrstunde. Außerdem gilt es heutzutage ja weder als vorteilhaft noch als gebräuchlich, viel zu reden; in der Politik und überall, wohin du schaust, siehst du die schweigenden Männer der Tat.

So will auch ich lieber schweigen und mich freuen, wenn das Werk mir gelungen ist, dir etwas Kantische Vernunft beizubringen. Ich wünsche dir eine gesunde Apperzeption dieser Sache und reinen Verstand.

Aber wenn du dich nun durch diesen zum Vernunftgesetzgeber deiner Welt berufen fühlst, vergiß eins nicht: nämlich liebevoll für das Transzendente zu wirken, d. h. unter dem Gesichtspunkte der praktischen Vernunft, für das Ultramontane. Denn sieh, wenn du dich mit diesem gut stellst, so ist das vielleicht auch heutzutage noch praktisch für dich. Es ist aber auch deine sittliche Pflicht. Denn deine Beschäftigung mit Kant und dein Leben nach Kantischen Grundsätzen wird dich zu der leuchtenden Erkenntnis bringen, daß die ultramontane Weltanschauung noch unendlich tiefer, edler, schöner ist, als die Kantische. So führt dich Kant nach Rom; dort kann dann deine von den transzendentalen Anstrengungen ermüdete Seele vergnügt auf den Polstern jesuitischer Moral und im Nirwana seligen Nichtdenkens ausruhen. — Vergiß aber auch das nicht: dich mit deinen hier gewonnenen Kenntnissen, die an Übersichtlichkeit ersetzen, was ihnen an Tiefe abgeht, sehen zu lassen und fleißig die schönen, eindrucksvollen Wörter zu gebrauchen: aprioriſch, Apperzeption, Ding an sich und wie sie alle heißen mögen, vor allem aber das tiefsinnige, Geist und Kenntnisse in unschätzbarer Weise offenbarende Wort: transzendental!

Digitized by Google

Denkmäler.

Von Friedrich Bernt (Weimar).

Gestern Abend ging ich meinen altgewohnten Spaziergang nach Goethes Gartenhaus jenseits der Ilm, von da zurück nach der Stadt, am Wohnhaus und Todeshaus des Faustdichters und am Theater vorbei, das man jetzt niederreißt, um ein neues, größeres zu errichten, daher die Thespisstätte auch schon den Eindruck eines Torso erweckt. Davor standen, wie immer und treulich nun schon seit fast einem Jahrhundert in Frost und Hitze, die Dioskuren auf ihrem Postament: innig gepaart, so wie sie's in den letzten zehn Jahren von Schillers Schaffenszeit ja tatsächlich gewesen sind.

Mir ist Ernst Rietschels Meisterdenkmal teuer. Wie manchen Abend, wenn ich durch die kleinstädtisch toten Straßen Weimars wanderte, bin ich nicht davor stehen geblieben und habe sie betrachtet, die beiden Reinen, Hochgesinnten, wie sie stolz und hoch hinaus ins Weite schauen: was sie wohl sagen würden zu unsern Tagen des Dampf-, Elektrizitäts- und Kraftfahrzeugbetriebs? Weimar ist ja — Gott sei's gedankt! — durchweg noch nicht angesteckt von der modischen Hatz; aber eine Elektrische hat es auch schon, und Berlin ist nur 3 Stunden Schnellzugsentfernung weit. Was sie wohl sagen würden, die zwei, zu ihrem Deutschland, ihrem Weimar von 1906? Es ist jetzt 101 Jahre her, seit Schiller, 74, seit Goethe uns leiblich entschwunden sind. Wie würden ihnen unsere Tage und ihr Treiben behagen?

Und andere Fragen tauchen auf. Wenn Einen Zweifel überkommen in Stunden ernster Selbstprüfung, da ist es mitunter gut, wenn man vor das Rietschel-Werk tritt und stumme Frage an die zwei Edeln richtet. Das ist phantastisch, mancher mag's sentimental heißen; soviel ist gewiß: manchmal empfängt man stumme Antwort. Und jedenfalls wird man kein schlechter Kerl, tut man nichts Unanständiges, wenn man täglich an den ragenden Mahnern vorbeigeht. —

Noch ein anderer Abend fällt mir ein aus meinem Göttinger Jahr. Ein Sonntagabend, an dem ich durch die Weenderstraße ging, hinters Weendertor zu dem alten, stillen Friedhof. Gleich beim Eingang empfängt den Besucher, zwischen Bäumen und Gebüsch, Gottfried August Bürgers Denkmal: dürftig, unscheinbar,

Digitized by Google

bescheiden. So ist's recht, und hierher gehört es: das Wahrzeichen eines glückverlassenen Lebens der Not und Entbehrung. Was Schuld trug: Leichtsinn und Willensschwäche oder Schicksal, wer mag darüber rechten! Die Elemente mischen sich im Menschenleben wundersam, und es tritt hinzu, was die Alten ὕβρις nannten, und das Schicksal schlägt den Erdenwurm vollends zu Boden . . . Weit und breit war kein Mensch, kein Laut; in dieser Stille sprach das Bürger-Denkmal zu mir.

Und dann denke ich meines Jahres in Halle, wo mich täglich der Weg an den Kliniken vorbeiführte, vor denen Richard v. Volkmann sein Denkmal hat, der ein so großer Heilkundiger und als Richard Leander ein so reizender Märchenerzähler war. Das Denkmal ist gut und wertvoll: es fügt sich organisch ein an diese Stätte, an welcher Volkmann mit reichem Segen gewirkt und gelehrt hat.

Ein neues Bild steigt auf: das war ein herrlicher, sternklarer Winterabend, als ich in Heidelberg auf dem Schloßberg herumstieg. Ich wanderte an der Terrasse vorbei, auf der einst Goethe mit Marianne von Willemer heitere Gespräche gepflogen, und kam an die Stelle, wo man Scheffels Denkmal errichtet hat. Da schaut er hinab, der treffliche Mann, der in Heidelberg vielleicht die schönsten Stunden seines Lebens verbracht hat, geschwärmt in seliger Jugendeselei, im „Engern" mit wackeren Kumpanen fröhlich gezecht — hinab auf das weit sich dehnende Musenstädtchen, von dem man nur gedämpften Schall vernimmt, hier und da ein Hundebellen, ein Kindergeschrei, das Läuten der Straßenbahn, und von dem man nur zahllose funkelnde Lichter sieht aus den Häusern und Straßen. Die Leute, die unsern lieben Josef Victor hierher setzten, hatten Geschmack: hierher gehört er. Das Denkmal hat Stil.

Wo sie hingehören, da loben wir uns die Monumente: da haben sie Leben, sprechen sie zu uns. Da möchten wir sie nicht missen, nein, trotz Ferdinand Kürnberger nicht! So empfand auch Kürnbergers größter poetischer Landsmann, Grillparzer, als ihm die Enthüllung des Beethoven-Denkmals in Heiligenstadt bei Wien am 23. Juni 1863 die Verse auslöste:

Hier ging er, stand und schrieb, saß nieder;
Unhörbar schwebten ringsum ew'ge Lieder.
Den Weg, wir haben ihn mit ihm gemacht,
Indem wir hörten, was er hier gedacht.

Digitized by Google

Nur arm der Platz, kaum schön zur Ruhestatt:
Und wer sind wir, die wir ihn weihten!
Der Ort, den je ein edler Mann betrat,
Er ist geweiht für alle Zeiten.

Das ist er: und darum müssen wir ihn bezeichnen für die Nachwelt. Wie kann das besser geschehen als durch ein würdiges Denkmal! „Es wird eine Zeit kommen, wo man, gerechter als heutzutage, irgendwo in Deutschland eine Statuengruppe errichten wird, welche drei Männer Hand in Hand auf einem Piedestale vereinigt zeigt: Haydn, Mozart und Beethoven, die drei ebenbürtig großen Meister der klassischen Wiener Tonschule." Mit diesen Worten *forderte* einst ein kluger und feiner Schriftsteller (W. H. Riehl, „Musikalische Charakterköpfe," Stuttgart 1878, Bd. III S. 18) ein Monument für die großen Schöpfer. Und Riehl wird niemand den Geschmack absprechen wollen. Er hielt das Denkmal, dessen Errichtung er voraussagte, für eine notwendige Kulturtat: die übrigens nun durch Siemerings Haydn-Mozart-Beethoven-Denkmal im Tiergarten zu Berlin ausgeführt worden ist.

Natürlich hat A. Bettelheim recht, tausendmal recht, wenn er sagt*): „Die notwendigen, d. h. echtem, künstlerischem Bedürfnis entstammenden Denkmale, die nicht immer mit dem Meißel gearbeitet sein müssen, Stiftungen, Volksausgaben, Biographien, Briefsammlungen . . . zeugen früher oder später für die Gesinnungen, die Geschiedene über das Grab hinaus zu wecken wußten." Da ist kein Zweifel: mehr, unendlich mehr als tönende Goethe-Feiern mit Reden, Gesang und Enthüllung frommt dem deutschen Volke, wenn etwa der Hessesche Verlag in Leipzig einen vollständigen, gebundenen Goethe für 20 Mark, einen Eckermann für $1^3/_4$ Mark bietet, wenn etwa die Stuttgarter Deutsche Verlagsanstalt Hebbels sämtliche Werke für 4 Mark zur Verfügung stellt. Und wie reichen Segen hat nicht die Deutsche Schiller-Stiftung in Wahrheit „gestiftet", indem sie Poeten wie Raabe, irre ich nicht, auch Keller unterstützen konnte. Das sind nationale *Taten*, wie sie uns nottun. Vor 5 Jahren feierte man mit unendlichem Schwung Wilhelm Raabe, nachdem man ihn etwa ein halbes Jahrhundert hatte im finstern Winkel sitzen lassen. „Ich wollte, der Klimbim wäre schon vorüber!" sagte der alte Herr, und er wollte zum Festmahl zuerst durchaus

*) Im Aufsatze „Notwendige und überflüssige Denkmale" („Beilage zur Allgemeinen Zeitung" Nr. 60 vom 14. März 1906), der zu den hier ausgesprochenen Gedanken die Anregung gab.

Digitized by Google

keinen Frack anziehen, weil er derartige Möbel nie beſeſſen und ſtets gehaßt hat. Damals erſchollen dithyrambiſche Hymnen auf den Schöpfers Horackers, die ſchon nicht mehr ſchön waren, meiſt auch von Leuten ausgingen, welche augenſcheinlich in letzter Stunde raſch in der Literaturgeſchichte nachgeleſen hatten, was Raabe alles geſchrieben. Nun iſt der Klimbim vorüber — und was blieb? Jüngſt frug ich in einer großen Buchhandlung einer viele „Gebildete“ beherbergenden Stadt, was von Raabe da ſei. Nichts war da — „wird ganz ſelten verlangt, müßte ich Ihnen erſt beſtellen.“ Aber Georgys unſterbliche „Berliner Range“ war da, „Götz Krafft“ war da und Sachen eiusdem generis. Welcher Lärm herrſchte am 9. Mai 1905 in der Preſſe und gerade in Weimar; im Weimarer Theater aber gibt man einmal den „Tell“ und ſechsmal „Die Kinder des Kapitän Grant“, ein ſcheußlich rührſeliges Machwerk. —

Nein, Bettelheim hat recht: weniger Lärm, mehr lebendige Denkmale. Warum bleiben die köſtlichen Erzählungen von Marie von Ebner-Eſchenbach in breiteren Kreiſen ganz unbekannt? Weil die Paetelſche Verlagsbuchhandlung die Einführung dieſer gottbegnadeten Poetin durch unerſchwingbare Preiſe — 5 und 6 Mark für dünne Bände — einfach unmöglich macht. Eduard Mörike war der Mehrzahl deutſcher Gebildeten lange Schall und Rauch, ein tönender Name: nun ruht er 30 Jahre lang im Grab, nun erobert er ſich allgemach den Platz im Herzen ſeines Volkes, der ihm ſeit vielen Jahrzehnten gebührt hätte. Dazu mußte er erſt 30 Jahre tot ſein! Inutile est satiram scribere.

Aber gerade bei Mörike ſehen wir, daß alles zwei Seiten hat. Als am 4. Juni 1880 ſein Stuttgarter Denkmal enthüllt ward, da ſagte ſein wortgewaltiger Freund Friedrich Viſcher in der Rede zur Einweihung:

„Vor fünf Jahren, als wir ihn begruben, da lautete mein Wort: ‚So biſt du nun geſchieden, ganz Geiſt geworden und lebſt und webſt unkörperlich im Weiten, in Geiſt und Herzen der Menſchen.‘ Doch nicht ſo ganz nur Geiſt wollteſt du bleiben. Du erſchienſt einem Künſtler, der dich mit Augen nie geſehen, erſchienſt ihm, wie du leibteſt und lebteſt, und der Künſtler hat dein Bild erfaßt und hingeſtellt, daß es hier leuchte, daß der Freund wieder in unſerer Mitte ſei und daß wir ihn ſchauen. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So ſei nun gern hier in dieſem ſtillen Halbkreis im Grünen, an

Digitized by Google

diesem Platze, den wir dir ausersehen und mitwirkend mit uns wohlwollende, geistliebende Männer, für den Schmuck der Stadt bedacht, . . . in der du so manches Jahr gelebt hast. Du warst gern einsam. Doch ja! Du warst auch gern unter deinen Menschen. Du wirst hier nicht immer einsam, du wirst in manchen Stunden unter dem Volke sein. Sonntags, ‚wenn die Bürgersleute ruhig vor der Stadt spazieren gehen', werden sie dich begrüßen und du wirst gern sein unter deinem Volke. Warum auch nicht? War doch der Hauch und Duft des Volksliedes, der Atem deiner Lieder und war doch deine Muse zu Hause in der Sagenwelt, der Märchenwelt, der Volksphantasie, der Welt der Elfen, Nixen und Erdmännlein."

Kann man eine bessere Erklärung für das Denken des Dichters vom „Maler Nolten" geben, als es Vischer mit diesen Worten tat?

Ferdinand Kürnberger war ein grundsätzlicher Gegner des Denkmalsetzens. Seine „Literarischen Herzenssachen" (ich habe dieses leider ganz aus dem Buchhandel verschwundene, einer Neuauflage dringend bedürftige ausgezeichnete Werk einmal durch Zufall bei einem Antiquar erstanden) wettern leidenschaftlich in einer ganzen Reihe von Aufsätzen dagegen: in dem „Vom Denkmalbettel" (S. 330—338) überschriebenen geißelt er die Zudringlichkeit der Leute, die ihr halbes Leben mit dem Schnorren um Beiträge zu Monumenten verbringen und denen man etwas gibt, um sie nur loszuwerden; die zwei sehr langen Aufsätze „Das Denkmalsetzen in der Opposition" (S. 338—374) weisen alle Denkmäler ab als phrasenhafte, innerlicher Wahrheit entratende Nachahmung der statuarischen Griechenkunst. „Die war," so sagt Kürnberger, „ein Organ der Publizität. Sollte eine Person oder ein Ereignis dem Gedenken der Nachwelt überliefert werden, so ließ das Mittel dazu fast gar keine Wahl übrig. Es war immer und immer wieder das Denkmal . . . Bei uns ist es umgekehrt . . . Es ist da fast unmöglich, daß ein ausgezeichneter Toter vergessen werde. Wir besitzen ein Schulsystem, von dessen Entwickelung die Alten nicht entfernt eine Ahnung hatten und welches jede Generation in den Stand setzt, das Denkwürdigste aller vorhergegangenen Generationen genau und sicher zu wissen. Alle Erzgießereien der Welt werden kindisch, ja wahrhaft absurd, wenn sie in der Produktion des Andenkens mit dem modernen historischen Schulunterricht konkurrieren zu können sich einbilden" (S. 341).

Digitized by Google

Ich ehre Kürnberger hoch, er war ein Mann festen Charakters, starken Temperaments und reinster Gesinnung. Aber hier muß ich widersprechen. Der moderne Schulunterricht gibt meines bescheidenen Erachtens einen ganz unzulänglichen Begriff von Goethes, Mörikes, Beethovens Bedeutung. Aber selbst wenn der Schüler wirklich aus der Unterrichtsanstalt träte mit dem genauen Wissen, was diese Großen sind und geschaffen: macht das Rietschels Werk, macht es Beethovens Denkmal in Wien, Mörikes in Stuttgart, Scheffels auf dem Heidelberger Schloßberg überflüssig? Ich sage nein! Wenn, nebenbei, Kürnberger (S. 351) an Rietschels Goethe-Schiller-Denkmal mäkelt, es rage Schiller fast um Kopfeslänge über Goethe hinaus, und daran die Bemerkung knüpft: „Weil Schiller in seinem Leben den längsten Leib gehabt, deshalb steht er neben Goethe — als der größere Dichter! Das fühlte unser Künstler nicht, daß in der Kunst alles Symbol und jede Kunstdarstellung eine symbolische ist! So fremd ist diese Griechenkunst den Barbaren des Nordens, und so positiv dürfen sie die ersten Grundsätze derselben verkennen!“ — so muß ich Rietschel in Schutz nehmen gegen einen unberechtigten Angriff, der zweifeln läßt, ob Kürnberger das Weimarsche Denkmal überhaupt je gesehen hat. Ich habe auf seinen Vorwurf hin die Untersuchung vorgenommen, die zeigte, daß Schiller und Goethe auf dem Monument in der Körpergröße sich nicht unterscheiden. Kürnberger ist offenbar ungerecht: hat man doch gerade Rietschel den Vorwurf gemacht, er habe durch das Kranzmotiv — Schiller lehnt den Lorbeer ab, den Goethe ihm darbietet — Goethe zu ungunsten Schillers erhoben. Die Voraussetzung für Kürnbergers Schelten auf die „Barbaren des Nordens“ entfällt, darum sind auch die Folgerungen haltlos.

Gegen Rietschels Denkmal haben sich ja auch andere gewichtige Stimmen außer der Kürnbergers erhoben: so tadelte der geistreich-charaktervolle Viktor Hehn („Gedanken über Goethe,“ Berlin 1887, S. 93) die Nebeneinanderstellung der beiden Dioskuren: „Gewiß ist Schiller mit Recht ein Liebling des Volkes . . .: dennoch schickt es sich nicht, sie beide . . . als Doppelstatue auf ein Postament zu stellen, wie sie zu Weimar in abstoßender realistischer Äußerlichkeit zu schauen sind.“ Ohne Zweifel unzutreffend: es war im Gegenteil ein glücklicher und schön ausgeführter Gedanke, auf einem Postament zu vereinigen Goethe und den einzigen Freund, der seiner wahrhaft würdig war.

Kürnberger wollte durch seinen Widerspruch ja zweifellos

Digitized by Google

Irrtümer des öffentlichen Lebens oder was ihm so erschien, bekämpfen: daß er es gut und ehrlich meinte, zeigt der Schluß seines Aufsatzes über „Moritz Hartmann", der so lautet:

„Ja, ich höre, nicht einmal seine ‚gesammelten Schriften' (Verlag von Cotta) verkaufen sich so gut, als es ihr gutes Recht wäre. Wahrlich traurig! Den ehrliebenden Verleger, der einem toten Dichter aus seinen eigenen Werken ein Denkmal setzt, läßt man im Stich, pfropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reklamesüchtigen Aufsehenmachern, welchen man die Tür zu weisen zu schwach ist" („Literarische Herzenssachen" S. 238).

Da hat Kürnberger wieder recht, und ähnliche traurige Beispiele aus unseren Tagen ließen sich anführen. Das literarische Denkmal ist das erste und höchste: davon läßt sich nichts abdingen: und darauf müßte man die Großschwätzer verweisen, die „reklamesüchtigen Aufsehenmacher", die protzigen Lärm erheben um das Denkmal eines Großen, dessen Geistes sie nimmer einen Hauch verspürt. Diese Leute hat schon Goethe durchschaut:

Ja! Wer eure Verehrung nicht kennte!
Euch, nicht ihm, baut Ihr Monumente."
(Sprichwörtlich.)

Und in stolzem Bewußtsein seiner selbst rief der Faustdichter den Aufsehenmachern zu:

„‚Zu Goethes Denkmal was zahlst Du jetzt?'
Fragt dieser, jener und der. —
Hätt' ich mir nicht selbst ein Denkmal gesetzt,
Das Denkmal, wo käm' es denn her?"
(Zahme Xenien, V.)

Freilich: „wo käm' es denn her?" Dennoch hätte Goethe nach meiner Überzeugung Rietschels Werk nicht mißbilligt, sondern im Gegenteil sich seiner gefreut. Ein Gegner des Monuments war er nicht: so unterhielt er sich mit seinem Sohne und Eckermann am 22. Februar 1824 lange über Rauchs Modell zu seiner für Frankfurt bestimmten Statue. (Welche, in Parantheſe, nicht zur Ausführung kam, sondern Schwanthalers Entwurf.) Und eine seiner zahmen Xenien (V) sprach die kräftige Mahnung aus:

„Ihr könnt mir immer ungescheut,
Wie Blüchern, Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen."

Digitized by Google

Kürnbergers Denkmalabscheu scheint übrigens in seinem Heimatlande keine Schule gemacht zu haben: während ich dies schreibe, lese ich in der „Neuen freien Presse" den Aufruf vieler Wiener Ärzte für ein Hermann Nothnagel-Denkmal. Hoffentlich dreht sich der Verfasser der „Liter. Herzenssachen" nicht im Grabe herum!

Es bleibt dabei: wo das Denkmal nicht hingehört, ist es Phrase, Barbarei. Der Berliner verspottet die Siegesallee als „Puppenallee" und hat vollkommen recht. Welcher sinnlose Aberwitz, diese Steinhäufung für Männer, die zum Teil recht dunkle Ehrenmänner waren und sittliche Verfehlungen begingen, die unser Strafgesetzbuch mit harter Sühne bedroht! Aber gerade in Berlin sah ich jüngst die Meunier-Ausstellung und empfand Freude und Staunen vor dieser ungeheuren, machtvollen Monumentalkunst. Und wer möchte Michelangelos Moses missen? Es bleibt auch dabei, daß die ersten Denkmäler aller Geisteshelden ihre Werke sind. Allein, wo das Monument aus wahrhaftiger Empfindung hervorging, wo es sich organisch mit dem Platze verwächst, an dem es errichtet ward: da ist es nicht Phrase, sondern der berechtigte Ausdruck des ehrfürchtigen Gedankens der Volksgenossen, die dem Verewigten für höchste Offenbarungen und Bereicherung ihres besten Wesens danken und seinen Namen durch ein lebendiges Wahrzeichen den Kindern und Enkeln vors Auge rücken wollen.

Die Sozialdemokratie im Lichte der Demographie.

Von Dr. Ferdinand Goldstein.

Die Bevölkerung ist nach dem übereinstimmenden Zeugnis aller Nationalökonomen und aller Staatsmänner die Grundlage jedes Staats. Daher können soziale Veränderungen und innerpolitische Umwälzungen erst dann als richtig verstanden gelten, wenn es gelungen ist, sie aus der Bevölkerung heraus zu erklären, und die Frage, ob eine heroenlose Geschichte denkbar ist, ist, soweit

Digitized by Google

sie sich auf die inneren Verhältnisse eines Volks bezieht, schon deshalb nicht zu beantworten, weil sie falsch gestellt ist; richtig gestellt müßte sie lauten, besteht eine Wechselbeziehung zwischen Veränderungen, die die Struktur einer Bevölkerung treffen können, und dem Wirken einzelner Männer. In der äußeren Politik liegen die Verhältnisse anders, wiewohl auch manche von ihren Erscheinungen die Bevölkerung als alleinige Ursprungsquelle hatten.

Unter normalen Bedingungen verläuft in bestimmten Perioden die natürliche Bewegung einer Bevölkerung, wie sie uns im Entstehen und Vergehen von Individuen, in Natalität und Mortalität, entgegentritt, gesetzmäßig. Auch ihre bürgerlichen und sozialen Äußerungen stehen unter Gesetzen; die Zahl der Eheschließungen, der Verbrechen, die Höhe des Einkommens wechselt von Jahr zu Jahr nur sehr wenig, sogar die Zahl der Menschen, die freiwillig aus dem Leben scheidet, bleibt im Verhältnis zur Einwohnerzahl fast die gleiche. Unter diesen Umständen ist die Annahme, daß auch der Stand der Bevölkerung in einem Lande von einem Gesetze abhängt, folgerichtig, um so mehr, als ihre Zunahme in gleichen Zeiträumen ungefähr die gleiche zu sein pflegt, obgleich sie sich nicht nur nach dem Geburtenüberschuß, sondern auch nach Ein- und Auswanderung richtet.

Lange Zeit hindurch hat die Lehre von Malthus, nach der die Zahl der Einwohner in einem Lande von den Nahrungsmitteln reguliert werde, bei vielen als Gesetz gegolten. Heute hat man sie für veraltet erklärt, trotzdem zugegeben wird, daß der Grundgedanke richtig ist. Das ist ein Widerspruch, denn wenn der Grundgedanke einer Lehre richtig ist, so darf sie nicht im ganzen als veraltet beiseite gelegt werden. Man braucht ja auch nur auf Deutschland oder England zu verweisen, um zu zeigen, daß Malthus recht hatte. Aber auch diese so überaus einfache Wahrheit ist dadurch verdunkelt worden, daß man auf den Import von Lebensmitteln aus anderen Ländern hingewiesen hat und dadurch die Malthusische Lehre zu widerlegen wähnte. Damit aber verließ man den Boden, auf dem Malthus stand, denn Malthus hat niemals geleugnet, daß Länder importieren werden, wenn die Notwendigkeit dazu an sie herantritt, und andere Länder in der Lage wären, ihnen von ihrem eigenen Überfluß abzugeben. Er hatte ja ausschließlich die Fruchtbarkeit der Menschen der Fruchtbarkeit ihres eigenen Bodens gegenübergestellt, nicht der der ganzen Erde, und da beispielsweise Deutschland nicht imstande ist, seine Bevölkerung durch seine eigenen Bodenprodukte

Digitized by Google

zu ernähren, und daher gezwungen ist, die Nährprodukte anderer Länder in Anspruch zu nehmen, so wird dadurch die Malthusische Lehre nicht widerlegt, sondern gerade bestätigt. Aber daraus folgt auch sofort, daß sie nicht für alle Länder richtig sein kann, denn sonst könnte kein Land dauernd Nahrungsmittel ausführen. Der grundlegende Irrtum der Malthusischen Lehre, aus der sich alles Weitere von selbst ergeben wird, ist, daß sie den Menschen bei Beschaffung seiner Nahrungsmittel vollständig mit dem Raubtier der Wildnis auf eine Stufe stellte. Die Gesetze der Verdauung haben beim Menschen einige Ähnlichkeit mit denen des Fleischfressers, die Gesetze der Nahrungsbeschaffung sind bei beiden aber grundverschieden. Das Tier stürzt sich auf seine Beute, zerreißt sie und verschlingt sie, die Nahrungsmittel des Menschen dagegen unterliegen dem Begriff des Eigentums, er muß sie erwerben, wie es Gesetz und Gesittung gebieten, er muß sie kaufen, ja der Kauf der rohen Nahrungsmittel genügt noch nicht, denn sie müssen, um dem Konsum dienen zu können, durch Zubereitung in Speisen verwandelt werden. Es ist denkbar, daß ein Besitzer großer Viehherden verhungern muß, wenn ihm nicht Schlächterei und Küche das Fleisch der Tiere genießbar machen, und für uns wäre der Weizen der ganzen Erde wertlos, wenn er nicht durch Mühle und Bäckerei zu Brot umgeformt würde.

Das Kaufmittel ist das Geld. Aber Geld ist dem Menschen nicht von der Natur gegeben, sondern er muß es erwerben, das ihm von der Natur gegebene Kaufmittel ist die persönliche Arbeitskraft. Wer Arbeit hat, kann sich und seine Familie ernähren, gleichgültig, ob die Nahrungsmittel im eigenen Lande gewachsen sind oder nicht, und wer keine Arbeit hat, muß hungern, auch wenn im Lande ein noch so großer Überfluß ist. Wer aber imstande ist, nicht nur mit seiner persönlichen Kraft zu arbeiten, sondern noch die von anderen Menschen in seinen Dienst zu stellen, dessen Lage wird besser als die des Einzelarbeiters, und wer viele Menschen sich dienstbar machen kann, wird wohlhabend oder reich. Da also die Arbeit das Mittel ist, durch das sich der Kulturmensch erhält, so wird ein Staat, der vielen Menschen Arbeitsgelegenheit bietet, dicht bevölkert sein, wenn wenigen, dünn. Deutschland hatte im Jahre 1900 104 Einwohner auf einem Quadratkilometer, England 132, Belgien 227. Diese Industrieländer also sind dicht bevölkert. Die exportierenden Agrarländer dagegen sind dünn bevölkert, im europäischen Rußland kommen auf 1 qkm 19 Einwohner, in Ungarn 59, in Argentinien sogar nur 1,6.

Digitized by Google

Der Grund für diese Verschiedenheit liegt darin, daß Industrieländer viel mehr Arbeit verlangen als Agrarländer. Der Bauer bestellt sein Feld und versieht das Vieh, aber die Hauptarbeit leistet in der Landwirtschaft die Natur. Sie läßt das Getreide keimen, wachsen, reifen, sie bewirkt die Vermehrung des Viehs, füllt die Euter der Kühe, läßt den Schafen die Wolle wachsen. Ganz anders verhält sich die Industrie in ihren meisten Zweigen. Hier liefert die Natur in der Regel nur die Rohstoffe, während ihre Verarbeitung Pflicht des Menschen ist. Allerdings hat auch unsere Industrie nur dadurch ihren gewaltigen Aufschwung nehmen können, daß wir gelernt haben, die Naturkräfte Dampf und Elektrizität uns dienstbar zu machen. Um das aber zu können, war zuvor der Bau von Maschinen notwendig, dieser aber erfordert viel Arbeit. Dadurch wurden also vielen Menschen die Existenzmittel gegeben, mußte also die Bevölkerung zunehmen, und sie nahm um so mehr zu, je mehr die Industrie sich ausdehnte. Dadurch wurden wieder Handel und Verkehr angeregt, die wieder viel Arbeit erforderten, also wieder vielen Menschen die Existenzmittel gaben, und so mußte die Bevölkerung der Industrieländer steigen. In exportierenden Agrarländern ist von solcher Entwickelung keine Rede. Denn abgesehen davon, daß die Landwirtschaft weniger Arbeit verlangt als die Industrie, verlangt sie auch annähernd Jahr für Jahr dieselbe Menge. Denn der Umfang des Bodens bleibt ungefähr immer derselbe, er bringt, wenn man von den Einflüssen des Wetters absieht, Jahr für Jahr dieselben Mengen Rüben, Kartoffeln, Getreide hervor, er erfordert demnach auch Jahr für Jahr immer dieselbe Arbeit. In Ländern, in denen noch weite anbaufähige Flächen liegen, kann sich allerdings die ländliche Bevölkerung noch vermehren. Auch beim Übergange vom extensiven Betriebe zum intensiven muß die Bevölkerung zunehmen, weil letzterer mehr Arbeit verlangt. Ist der intensive Betrieb aber durchgeführt, kann die Bevölkerung nur in minimalem Umfange zunehmen, ja sie kann abnehmen, wenn sich der maschinelle Betrieb ausdehnt, da durch ihn menschliche Arbeit gespart wird. Auf dieser massenhaften Produktion von Lebensmitteln durch eine verhältnismäßig kleine und klein bleibende Bevölkerung beruht die Exportfähigkeit der Agrarländer, denn wüchse sie so stark, daß sie allein die Bodenprodukte konsumierte, wäre ein Export unmöglich. Daher können exportierende Agrarländer, die ihre Exportfähigkeit behalten sollen, auch niemals unter das Malthusische Gesetz kommen, denn lange

Digitized by Google

bevor es in Kraft treten könnte, muß die Bevölkerung durch die Zahl der notwendigen Arbeiter reguliert, d. h. niedrig gehalten worden sein. Das Regulierungsmittel kann Auswanderung sein oder Abwanderung, in Rußland aber ist es eine hohe Sterblichkeit; Rußland hat von allen europäischen Staaten die höchste Sterblichkeitsziffer. Eine allgemeine Übervölkerung in Malthus' Sinne auf der ganzen Erde kann demnach nur dann Platz greifen, wenn auch die heute exportierenden Agrarländer zu Industrieländern würden, denn dann würde die eigene Bevölkerung so stark wachsen, daß sie allein die landwirtschaftlichen Erzeugnisse verzehrte. Diese Zeit kann aber deshalb niemals kommen, weil dazu der Bedarf der Menschen an industriellen Produkten nicht groß genug ist. Die heutigen Industriestaaten erzeugen viel mehr Fabrikate, als sie im eigenen Lande nötig haben, sie sind daher auf ihren Export angewiesen. Entwickeln sich nun die heutigen Agrarstaaten zu Industriestaaten, so befriedigen sie zunächst den heimischen Bedarf. Dadurch werden aber die heute dorthin exportierenden Industrien zurückgedrängt, sie gehen zurück und mit ihnen die Bevölkerungen. Entsteht eine allgemeine Weltkonkurrenz, so werden einige Industrien noch weiter zurückgehen, womit der weitere Rückgang der betroffenen Bevölkerungen wieder untrennbar verbunden ist. Schließen sich endlich alle Staaten durch Zollmauern ab, so arbeitet jeder für den heimischen Markt, weder die Industrie noch die Bevölkerung kann sich in größtmöglichem Umfange entwickeln.

Worin das Wesen der Übervölkerung besteht, kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein. Sie liegt dann vor, wenn von der Bevölkerung mehr Arbeit angeboten wird, als die Gesellschaft gebrauchen kann. Diese Übervölkerung also, die einzige, die praktische Bedeutung haben kann, wird durch die Gesellschaft, nicht durch die Natur hervorgerufen, für sie eignet sich daher der Name soziale Übervölkerung. Sie ist ganz unabhängig von der Dichte der Bevölkerung, die dünn bevölkerten Agrarländer können sehr wohl sozial übervölkert sein, ja sie leiden ganz regelmäßig unter diesem Übel. Deutschland ist zum Industriestaat geworden, daneben aber hat es sich seine starke Agrarbevölkerung erhalten. Letztere ist ungemein fruchtbar, und während sich in den Städten die Geburtenzahl vermindert, bleibt die auf dem Lande ungefähr dieselbe. Da nun aber in der Landwirtschaft Jahr für Jahr annähernd dieselbe Arbeiterzahl verlangt wird, und neue nur insofern gebraucht werden, als der eiserne Bestand sich durch Tod oder andere Ursachen gelichtet hat, dieser Abgang

Digitized by Google

aber wesentlich geringer ist als der Zugang durch die Geburtenzahl, so müssen überflüssige Arbeitskräfte entstehen oder das Land befindet sich dauernd im Zustande sozialer Übervölkerung.

Was geschieht mit den Menschen, die keine Beschäftigung finden? Vom Lande flutet alljährlich ein breiter Wanderstrom in die Städte, besonders in die Großstädte, letztere würden langsam wachsen, ja in manchen Fällen vielleicht zurückgehen, wenn nicht die Zuwanderung vom Lande wäre. Für diesen Wanderprozeß hat man die verschiedensten Ursachen angeführt. Das Landvolk sei anspruchsvoll geworden, es will sich amüsieren und zieht deswegen in die Stadt; dieser Zug in die Stadt soll sogar zu einer Landflucht ausarten. Andere behaupten, die kleinen Bauern seien überschuldet, müßten ihr Gut aufgeben und als Lohnarbeiter in die Städte ziehen. Wieder andere behaupten, die Latifundien seien der Ruin des Bauernstandes, sie verschlingen die kleinen Güter und vertreiben ihre Besitzer. Alle diese Behauptungen werden durch die Statistik widerlegt, denn die Bevölkerungsverhältnisse auf dem Lande sind fast ganz unverändert geblieben. Nach den amtlichen Erhebungen gab es im Jahre 1882 in der Berufsabteilung Land- und Forstwirtschaft usw. 2,2 Millionen Selbständiger, im Jahre 1895 aber 2,5 Millionen, es ist also eine Zunahme von 300000 Personen festzustellen. In demselben Zeitraum hat das Verwaltungs- und Aufsichtspersonal um 30000 Köpfe zugenommen, dagegen ist die Zahl der Arbeiter von 5,8 Millionen auf 5,6 Millionen gesunken. Als Grund für diese Verminderung führt das Statistische Amt die Einführung landwirtschaftlicher Maschinen an, in dem Zeitraum von 1882 bis 1895 ist die Zahl der Betriebe, die Dreschmaschinen benutzten, um 8,3 %, die Mähmaschinen benutzten, um 0,26 % gestiegen.*) Ebenso wie die Zahl der in der Landwirtschaft Erwerbstätigen ist auch die gesamte ländliche Bevölkerung um ein kleines zurückgegangen. Die Reichsstatistik zählt Gemeinden unter 2000 Einwohnern als ländliche Gemeinden. Die Zahl der Personen, die in solchen Gemeinden wohnten, betrug

1871	26219352	1890	26185241
1875	26070188	1895	26022519
1880	26513531	1900	25734103
1885	26376927		

*) Die Deutsche Volkswirtschaft am Ende des 19. Jahrhunderts. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. S. 13, 51.

Digitized by Google

Aus diesen Zahlen geht mit großer Deutlichkeit hervor, daß die ländliche Bevölkerung seit dem Bestehen des Deutschen Reichs fast ganz unverändert geblieben ist, sie hat von 1871 bis 1900 infolge Ausdehnung des maschinellen Betriebes nur um rund 500000 Personen abgenommen. Das ist ein ganz selbstverständliche Erscheinung, wenn man erwägt, daß die Landwirtschaft annähernd immer dieselbe Arbeiterzahl verlangt, daß der Boden in nicht nennenswertem Grade zunehmen kann, und daß der intensive Betrieb schon so weit vorgeschritten ist, daß durch ihn keine irgendwie erhebliche Zunahme der Arbeitskräfte veranlaßt werden kann. Man kann das aus dem Umfange der Brache ersehen. Beim extensiven Betriebe nimmt sie etwa 33% des gesamten Ackerlandes ein, im Jahre 1883 nahm sie aber zusammen mit Ackerweide nur noch 12,7% ein, und ihr Umfang sank bis zum Jahre 1900 auf 8,7%. Der intensive Betrieb hatte also bereits im Jahre 1883 so große Fortschritte gemacht, daß durch seine weitere Ausdehnung kein nennenswerter Mehrbedarf an Arbeitskräften entstehen konnte.

Nun aber zeugt die Landbevölkerung sehr viele Kinder, und diese sind, sobald sie herangewachsen sind, Arbeiter. Sie finden aber an Ort und Stelle nur zu einem Teile Beschäftigung, die übrigen sind überflüssig und müssen sich anderwärts Arbeit suchen. Diese finden sie in den Industriezentren, den Städten, da deren Fruchtbarkeit nicht ausreichend ist, um ihren großen und immer größer werdenden Arbeitsbedarf zu decken. Hierhin wenden sie sich also, werden hier ansässig, zeugen hier wieder Kinder, alljährlich erfolgt neuer Zuzug vom Lande, und so wachsen die Städte, insbesondere die Großstädte, in erster Linie durch die Fruchtbarkeit des Landvolks, in zweiter erst aus der eigenen. Man kann den Wanderprozeß noch deutlicher machen, wenn man die Bevölkerung und ihre Bewegung in den ländlichen Gemeinden eines einzelnen Regierungsbezirks verfolgt. In den reinländlichen Gemeinden des Regierungsbezirks Frankfurt z. B. lebten nach der Volkszählung vom Jahre 1885 708000 Personen, nach der vom Jahre 1890 704000, es hatte also infolge Einführung landwirtschaftlicher Maschinen eine Abnahme um 0,5% stattgefunden. In derselben Zeit hatte sich aber die Bevölkerung durch Geburtenüberschuß um 45000 vermehrt, aber der gesamte Zuwachs ist dem Regierungsbezirk durch Abwanderung arbeitsfähiger Personen wieder verloren gegangen. Die Landwirtschaft konnte eine Überschreitung ihres eisernen Bestandes an Arbeitskräften nicht

Digitized by Google

zulassen. Natürlich schadet ihr die Abwanderung überflüssiger Menschen nichts, weder der Ernteertrag noch die Viehzucht sind zurückgegangen, sondern beide haben zugenommen, und die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Fläche ist um ein kleines gestiegen. Nun klagen allerdings unsere Landwirte viel über Arbeitermangel, aber diese Klagen sind verhältnismäßig jungen Datums, während der Wanderprozeß seit Einführung voller Freizügigkeit, in Preußen also seit dem Jahre 1867 verläuft. Er kann also nicht die Ursache der Leutenot sein. —

Die glatten Zahlen des Bevölkerungsgesetzes, unter dem das Deutsche Reich seit seiner Wiederaufrichtung steht, enthalten eine unsägliche Fülle von Kummer und Herzeleid, von Enttäuschung und Unglück. Kinder haben von ihren Eltern, Liebende voneinander sich trennen müssen, sie haben die einfachen Verhältnisse des Dorfes mit dem rauschenden Leben in den Städten vertauscht, sie sind in den Dienst fremder, egoistischer Menschen getreten, sind zahllosen Verführungen ausgesetzt worden, und wie viele erliegen ihnen! Diese Gefahren werden durch die mangelhafte Bildung der ländlichen Bevölkerung stark gesteigert. Der Unterricht, der in der Dorfschule erteilt wird, ist für unsere Zeit ganz unzulänglich, man denke nur an die Antworten, die Rekruten in der Instruktionsstunde auf die einfachsten Fragen geben! Die Zahl der Analphabeten ist allerdings in Preußen im Sinken, aber die Analphabetie ist heute überhaupt kein Maßstab mehr für die Bildung, wer heute noch nicht einmal lesen und schreiben kann, steht nicht viel höher als die Papuas und Maoris. Immerhin ist es sehr lehrreich, daß die Provinzen Preußens, deren Bevölkerung verhältnismäßig am zahlreichsten in der Landwirtschaft beschäftigt ist und sich am zahlreichsten in Abhängigkeit befindet, also sicher auf die Dorfschule angewiesen ist, auch die meisten Analphabeten stellen. Nach den Berufszählungen vom Jahre 1882 und 1895 hatten Ost-, Westpreußen und Posen verhältnismäßig die stärkste Agrarbevölkerung mit den wenigsten Selbständigen, und diese stellten auch die meisten Analphabeten. Von 1000 eheschließenden Männern konnten (1882—98) in Ostpreußen 62,1, in Westpreußen 120,0, in Posen 109,6 nicht ihre Heiratsurkunde unterschreiben, dann folgte in weitem Abstand (18,3) Schlesien. Bei den Frauen ist die Unbildung noch schlimmer. Diese Menschen ziehen in die Städte, und hier erwartet sie außer zahllosen Kämpfen und Versuchungen der sozialistische Agitator. Der Kunstgriff, dessen er sich bedient, ist, daß er niemals an den Verstand der Massen

Digitized by Google

appelliert, sondern stets an ihr Herz greift. Das positiv Politische aber, das er bietet, ist stets Zerstörung, niemals Aufbauung. Etwas Anderes verlangen die Dörfler in den Städten nicht. Der Gedanke, daß sie sich ein besseres Los bereiten könnten, ist für sie unfaßbar und sogar abstoßend, schon Lassalle klagte, daß dem deutschen Arbeiter der Trieb nach Verbesserung seiner Lage fehle, daß er zufrieden sei, wenn er ein Glas Bier und ein Stück Wurst habe, und hielt ihm den französischen und den englischen Arbeiter als Muster vor*).

Wir können durch die Statistik die Veränderungen, die in den Erwerbsverhältnissen der Menschen vorgehen, erfassen, keine Zahl aber belehrt uns über die geistigen Veränderungen, die damit Hand in Hand gehen. Und doch muß die Vertauschung des Landes mit der Stadt eine vollständige Revolution im Denken der Menschen hervorrufen. Der Landbewohner hat von alters her eine gewaltige Hochachtung vor allem Städtischen, mag er auch in seinem Dorf höhnisch über die Städter reden, wenn er in die Stadt übergesiedelt ist, den Trennungsschmerz überwunden hat und erst einige Zeit „Bürger" ist, so fühlt er sich als höherer Mensch und würde die Rückkehr in sein Dorf als persönliche Erniedrigung ansehen. Dazu kommt etwas unverdauter Lesestoff, der seinen Dünkel noch erhöht, und der Boden für die Sozialdemokratie ist fertig. Treitschke sagt von den Dorfschullehrern, daß sie sich über die breiten Massen erheben, daß ihre höhere Bildung aber von den Bauern nicht anerkannt wird, und daß sie dadurch verstimmt und innerlich unzufrieden werden. Sie haben etwas Schiller und Goethe gelesen und glauben, nun alles besser zu verstehen als der Bauer, auch in solchen Dingen, in denen der schlichte Bauer gescheiter ist als sie. Das führt zu jener Halbbildung, die den Menschen unzufrieden macht und ihm nur eine ungeheure Einbildung gibt. In diesen Kreisen findet die Sozialdemokratie und der gemeine Radikalismus seinen großen Anhang.**) Ein analoger Grund ist es, der die Dörfler in den Städten zu Sozialdemokraten macht.

Man hat eifrig nach den Gründen geforscht, warum sich in England keine Sozialdemokratie ausbilden kann, obgleich dort das Leben in den großen Städten noch mehr ausgebildet ist, und

*) Reden und Schriften. Herausgegeben von Eduard Bernstein, II, S. 543 f.

**) Politik I, S. 362.

Digitized by Google

noch mehr Menschen sich durch die Industrie ernähren als bei uns. Man hat je nach der Parteistellung die Regierung oder den Liberalismus oder die Religion oder die Gewerkschaften dafür verantwortlich gemacht. Aber wir haben vor 1878 eine liberale Zeit gehabt, das Ausnahmegesetz ist erlassen worden, daß das Kirchentum bei uns zu wenig gepflegt wird, wird schwerlich jemand behaupten, und Duncker und Hirsch haben Gewerkvereine nach englischem Muster gegründet, dennoch ist in all den verschiedenen Zeitperioden die Sozialdemokratie vorwärtsgeschritten, während in England bis auf den heutigen Tag keine Spur von ihr existiert. Der wichtigste Grund, man darf wohl sagen, der Grund liegt in der verschiedenen Verteilung der Bevölkerung. In England ist die ländliche Bevölkerung gering. Im Jahre 1891 waren in England und Wales 1,3 Millionen in der Berufsabteilung Land-, Forstwirtschaft und Fischerei beschäftigt, d. i. 10,4 Prozent aller Erwerbstätigen, und die Zahl war im Jahre 1901 auf 1,1 Millionen = 8,0 Prozent der Erwerbstätigen gesunken, während in Deutschland im Jahre 1882 43,4 Prozent und im Jahre 1895 37,5 Prozent der Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt waren. Die englischen Städte wachsen also zum überwiegenden Teil aus eigener Fruchtbarkeit, die deutschen dagegen durch die des Landes, und außerdem können in England gar nicht alljährlich große Massen von Dörflern künstlich in Städter verwandelt werden, weil das englische Volk schon ganz überwiegend in Städten wohnt; im Jahre 1891 lebten nur 28,0 Prozent der Bevölkerung in ländlichen Sanitätsdistrikten, dagegen 72,0 Prozent in städtischen, und die Zunahme betrug in jenen 3,0 Prozent, in diesen 15,4 Prozent (1881—91).*) In England kann also nicht die geistige Revolution in den Menschen vor sich gehen, die in Deutschland mit der starken Abwanderung vom Lande verbunden ist, die Arbeiter behalten ihren nüchternen Verstand, und der bildet den sichersten Riegel gegen das Eindringen der sozialistischen Lehren in ihre Reihen. Denn ihre eigentlichen Träger sind die Arbeiter; die Unzufriedenheit führt ihnen wohl eine Anzahl Mitläufer zu, aber es sind eben Mitläufer, sie könnten die Sozialdemokratie nicht stärken, wenn sie nicht bereits einen festen Stock hätte, dem sie sich anschließen können.

Das Bevölkerungsgesetz ist, nachdem die wirtschaftlichen

*) v. Mayr, Statistik und Gesellschaftslehre, II, S. 60.

Digitized by Google

Verhältnisse in Deutschland einmal die gegenwärtige Entwickelung genommen haben, ebensosehr Naturgesetz wie das der Schwere oder der Spiegelung, und daher müssen alle Versuche, sein Resultat auf politischem Gebiet, die Sozialdemokratie, zu bekämpfen, erfolglos bleiben, wenn uns das Bevölkerungsgesetz selber nicht das richtige Mittel gegen sie in die Hand gibt. Bisher wurden falsche Mittel angewandt. Der Kampf wurde entweder mit Gewalt geführt. Aber mit Gewalt läßt sich die Natur nicht meistern, und daß man neue, große Volksbewegungen gewaltsam nur unterdrücken kann, wenn man gleichzeitig den Staat ruiniert, lehrt die Geschichte. Oder man wandte geistige Waffen an. Diese mußten aber ebenfalls wirkungslos sein, weil die Sozialdemokratie nicht mit geistigen Mitteln arbeitet. Ursprünglich schwang sie allerdings das Geistesschwert, aber diese Zeit ist längst vorbei, jetzt arbeitet sie nur noch mit dem allgemein menschlichen Gefühl, und wenn man gegen dies geistiges Geschütz auffährt, so verfährt man etwa so, wie wenn man eine Geisteskrankheit durch Granaten heilen will. Endlich war man bestrebt, das Los des Arbeiters durch wirtschaftliche Maßnahmen zu bessern. Diese Versuche sind sämtlich gescheitert, aber selbst wenn sie geglückt wären, so hätte man die Sozialdemokratie nicht geschwächt, denn diese beruht nicht auf wirtschaftlicher Basis, sondern auf demographischer. Selbst wenn es gelungen wäre, durch Gründung zahlreicher Genossenschaften viele Proletarier dem Elend zu entreißen, vom Lande wäre der Wanderstrom doch alljährlich in die Städte geflutet, und auch den irrealen Fall gesetzt, man hätte das ländliche Proletariat durch agrarische Siedelung an das Land fesseln können, so wären diese Ansiedler wieder Kindererzeuger gewesen, und der Proletarierstrom hätte sich womöglich noch ergiebiger in die Städte ergossen. Unsere Sozialreformer haben sich bisher immer vorgestellt, die Armut sei eine Schöpfung der wirtschaftlichen Macht. Das ist ein Irrtum, die Armut wird geboren, und da sie sich in Deutschland meist der Sozialdemokratie anschließt, so kann man auch sagen, der Sozialdemokrat wird geboren. Daß es überhaupt Arme und Reiche gibt, liegt in der gesamten menschlichen und historischen Entwickelung begründet, ist also nichts unserer Zeit Eigentümliches. Daher kann die Sozialdemokratie nicht durch Besserung der Lage des erzeugten Proletariats geschwächt werden, sondern durch Verminderung seiner Erzeugung; nur wenn man erreicht, daß mehr Kinder von Nichtproletariern in die Welt gesetzt werden, kann man auf wirkliche Erfolge gegen sie

Digitized by Google

hoffen, und da die Proletarierquelle Deutschlands auf dem Lande ist, so kann nur durch vollständige Umgestaltung der ländlichen Verhältnisse etwas Positives gegen sie geschaffen werden.*)

Die größte Gefahr aber würde es in sich schließen, wenn man gewaltsam in das Bevölkerungsgesetz eingriffe und durch Verminderung der Freizügigkeit den Wanderstrom aufhielte. Solche Zeiten haben bekanntlich früher in Deutschland bestanden, wir können daher aus ihnen lernen, welche Folgen daraus für uns entspringen würden. Bis zum Dreißigjährigen Kriege gab es neben den Leibeigenen einen ziemlich zahlreichen freien Bauernstand, nach dem großen Kriege bestand die große Masse der Bauern aus Leibeigenen, während die Zahl der Freien stark zusammengeschrumpft war. Um die Prokreation der Leibeigenen einzuschränken, hatte man ihre Verheiratung von der Erlaubnis des Grundherrn abhängig gemacht. Die Bestimmung war gewiß sehr hart, und erwägt man die allgemeine Roheit jener Zeit, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie oft genug in empörendster Weise gemißbraucht wurde. Indessen wird das Urteil über sie vielleicht doch etwas milder ausfallen, wenn man an die damaligen Bevölkerungs- und Arbeitsverhältnisse denkt. Jeder Grundherr wußte damals so gut wie heute, wie viel Arbeiter für sein Gut notwendig waren, und daß ein Überschreiten ihrer Zahl nicht nur für ihn, sondern auch für die überflüssigen Hörigen eine schwere Last war. Denn was hätten sie tun sollen? Das Gut war mit Arbeitern versehen, die anderen Güter ebenfalls, das Handwerk in den Städten war so überfüllt, daß die Zünfte zwar nicht in der ersten Zeit, wohl aber später der Aufnahme große Schwierigkeiten in den Weg legten und besonders den Wanderzwang einführten. Daher waren die Grundherren bestrebt, die Erzeugung von Menschen auf ihren Gütern einzuschränken, indem sie die Eingehung der Ehe von ihrer Erlaubnis abhängig machten, und sie wurden mit ihrer Erteilung sparsam, sobald sie bemerkten, daß ihr Gut mit Arbeitern gesättigt war. Da das aber bei der Fruchtbarkeit der Menschen und namentlich der niederen Volksschichten auf dem Lande stets der Fall gewesen sein dürfte oder richtiger, da trotz der Ehehindernisse die Zahl der angebotenen Arbeitskräfte den Bedarf übertraf, so erhielt sich der Heiratskonsens für Hörige viele Jahrhunderte hindurch.

*) Die Schwächung, die sie durch die neue Reichstagswahl erfahren hat, ist nur ein scheinbarer Erfolg, denn ihre Stimmenzahl ist trotz Absprunges der Mitläufer um $^1/_4$ Million gestiegen.

Digitized by Google

Der freie Bauernstand, der, wie gesagt, bis zum Dreißigjährigen Kriege in ziemlicher Stärke in Deutschland existierte, war weder künstlichen Ehebeschränkungen unterworfen, noch in der Freizügigkeit behindert, dennoch litt auch er unter seiner starken Vermehrung. Denn hatte ein Bauer mehrere Söhne, so erbte nur einer, in der Regel der älteste, das väterliche Gut, während die jüngeren eine Summe Geldes erhielten und sehen mußten, wie sie durchs Leben kamen. Daß das für sie recht schwer war, und daß sie daher der Gefahr der Verwilderung in hohem Grade ausgesetzt waren, liegt auf der Hand. In analoger Lage befand sich der Adel. Seine Söhne wurden wohl in den Vorurteilen, die mit ihm untrennbar verbunden sind, erzogen, nach dem Tode des Vaters aber erbte nur ein Sohn das Allod oder Lehngut und konnte das ritterliche Leben fortsetzen, für die anderen war es nicht möglich.

Was geschah nun mit diesen vielen überflüssigen Menschen?

Die gesamte Geschichte Deutschlands zeigt den Gegensatz zwischen Schaffenden und Raubenden, erst unsere Zeit hat ihn ausgeglichen bzw. erheblich vermindert. Von der Unsicherheit der Landstraßen in jener Zeit können wir uns heute kaum eine Vorstellung machen. Reisen war nur in Waffen möglich, Mord und Raub gehörten zu den alltäglichen Ereignissen. Kein Bürger wagte sich nach eingetretener Dunkelheit aus den Stadtmauern hinaus, die Tore mußten des Nachts gut verschlossen werden, nur so war die Stadt vor Überfällen sicher. Warentransporte waren stets der Gefahr der Plünderung ausgesetzt. Sie erhielten zwar von dem nächsten Landesherrn bewaffnetes Geleit bis an die Stadtgrenze, und die Eigentümer ritten ihnen mit ihren Knechten entgegen, um sie heimzuführen, dennoch war ihre glückliche Ankunft für die Bürger ein ebenso freudiges Ereignis wie heute ein günstiger Abschluß der Gemeindefinanzen. Zur Zeit der Reformation erhielt Deutschland eine bessere Polizei, aber das Räuberunwesen wurde dadurch eher schlimmer als besser. Es entstanden jetzt wohlorganisierte Genossenschaften von Bösewichtern, die unter sich Zusammenhang hatten, durch geheime, dem ältesten Heidentum entlehnte Zeichen sich verständigten und sich für Geld zu einzelnen Schandtaten anwerben ließen. Scheunen, Dörfer, sogar große Städte wurden von ihnen angesengt oder bis auf den Grund niedergebrannt. Gerieten sie in Gefangenschaft, so warteten ihrer unmenschliche Strafen, aber die Furcht vor ihnen konnte diese verzweifelten Menschen nicht von dem einzigen

Digitized by Google

ihnen offenstehenden Gewerbe zurückhalten, immer waren die Räuberbanden in großer Stärke und großer Anzahl da, und manche Hauptleute gelangten zu einer gewissen Berühmtheit. Die Schandtaten Nickel-Lists oder Lips Tullians erfüllten den gut gesinnten Bürger mit gerechtem Abscheu, aber die Poesie hat das Räuberleben mit ihrem Zauber umgeben, und das stets warm menschlich empfindende Volk hatte Verständnis für ihn. Als Schiller seine Räuber geschrieben hatte, entging er nur mit Mühe dem Schicksal Schubarts, aber als sie aufgeführt wurden, jubelte ihm das Publikum zu, und sie bilden noch heute ein Lieblingsstück auf deutschen Bühnen. Und wie der Räuber, so lebt auch das Räuberliebchen noch heute im Liede.

Ein anderer Abzugskanal für die Beschäftigungslosen und Verkommenen waren die Söldnerheere. Allgemeine Wehrpflicht kannte das Mittelalter nicht. Aber der Krieg war zum normalen Zustande geworden, längere Friedenszeiten gab es nicht, Soldaten wurden immer verlangt, trotzdem übertraf das Angebot stets die Nachfrage. Denn obwohl sie wußten, daß der versprochene Sold sehr oft nicht gezahlt wurde, so fehlten sie doch niemals den kriegführenden Parteien. Die Werbetrommel wurde gerührt, und sie waren

von Süden und von Norden
zusammengeschneit und geblasen worden,

verlorene Männer, dem Trunk, dem Aberglauben, dem Spielteufel ergeben, zu Gewalt- und Schandtaten bereit, die nur durch die erbarmungslose Strenge des Profoßen in Zaum gehalten werden konnten. Mit ihnen zogen Scharen gefallener Mädchen. Die Verpflegung der Heere jener Zeit unterschied sich dadurch sehr wesentlich von der heutigen, daß nicht die Kompagnie für den einzelnen Mann sorgte, sondern jeder für sich Wirtschaft führen mußte. Diesen standen die Lagerfrauen vor, gepeitschte, durch die Zähne gebrannte, gesunkene Frauenzimmer, in denen jede Spur von Weiblichkeit erloschen war, und die nur deshalb sich dem Heere anschließen mußten, weil jedes ehrliche Gewerbe ihnen verschlossen war. Denn die soziale Übervölkerung des Landes traf das weibliche Geschlecht natürlich ebensogut wie das männliche. Töchter von Leibeigenen oder von Bauern, die keine Beschäftigung fanden und nicht geheiratet wurden, waren ebenfalls der Gefahr der Verwilderung in starkem Grade ausgesetzt. Ihr Los im Lager war das denkbar härteste. Sie kochten und buken für den Soldaten, mußten mitmarschieren oftmals mit wunden Füßen und

Digitized by Google

noch dazu Kind und Gepäck tragen. Die Roheit des Soldaten herrschte schrankenlos über sie, Schläge waren etwas Selbstverständliches. Brach Zank unter den Lagerfrauen aus, so prügelte sie der Hurenweibel zum Frieden, hatte aber eine sich ein größeres Vergehen zuschulden kommen lassen, so wurde sie mit Hunden aus dem Lager gehetzt und war, da es einen tieferen Stand nicht mehr gab, dem sie sich hätte anschließen können, jedem Menschen und jedem Tier als Beute preisgegeben. Trotz dieses entsetzlichen Lebens waren Mädchen massenhaft gezwungen, der Trommel zu folgen. Mädchen, die Räuberhöhle und Kriegslager fürchteten, aber kein ehrliches Leben führen konnten, eröffnete die Verzweiflung eine dritte Erwerbsquelle: die Prostitution. Heute ist sie auf die Städte beschränkt, auf dem Lande gibt es keine Prostituierten, aber in früheren Jahrhunderten zogen massenhaft Dirnen im Lande umher oder standen den Männern in den heute verschwundenen Badestuben der Dörfer zur Verfügung.

Das war die Wirkung, die die unzulängliche Arbeitsgelegenheit auf das Landvolk hatte. Um das Bild vollständig zu machen, sei daran erinnert, daß aus den Reihen des Adels die Raubritter hervorgingen. Allerdings darf bei der Verwilderung, der so viele Menschen verfielen, die natürliche Veranlagung nicht übersehen werden, aber daß schlechte Veranlagungen durch die große Schwierigkeit, sich durch Arbeit einen ehrlichen Erwerb zu sichern, sehr erheblich noch verschlechtert wurden, und daß auch trotz guter Veranlagungen der unfreiwillige Müßiggang oft genug zum Laster führte, wird niemand bestreiten. In den Städten gestalteten sich die Populationsverhältnisse anders, es erübrigt sich indessen, auf sie einzugehen. Wird heute die ländliche Bevölkerung unter analoge Verhältnisse wieder gesetzt, so reagiert sie auf sie auch in analoger Weise wieder. Denn die menschliche Natur bleibt immer dieselbe, der Geschlechtstrieb ist eine Naturkraft, die durch menschliche Gesetze nicht beeinflußt werden kann, die Kindererzeugung schreitet weiter, auch wenn man den Menschen das Eingehen einer Ehe erschwert, können sie den Geschlechtstrieb nicht auf legalem Wege befriedigen, so betreten sie den illegalen, und da sie ferner, um sich ernähren zu können, Geld brauchen, so müssen sie es sich, wenn ihnen Arbeitsgelegenheit nicht gegeben oder vorenthalten wird, durch Raub und Diebstahl nehmen. Die Erschwerung der Freizügigkeit müßte in Deutschland also zu den schlimmsten Folgen führen, sie würde die Bevölkerung ruinieren und sie außerdem unter höchst verderb-

Digitized by Google

liche sanitäre Verhältnisse setzen, sie kann in der Bekämpfung der Sozialdemokratie keine Rolle spielen.

Wir haben demnach nicht die Kraft, den Strom, den das ländliche Proletariat in die Städte sendet, abzulenken*), und da durch ihn der Sozialdemokratie Jahr für Jahr neue Truppen zugeführt werden, so gibt es kein anderes Mittel, sie zu bekämpfen, als die Verminderung des ländlichen Proletariats. Wenn es gelingt, die tiefstehende ländliche Bevölkerung durch eine höhere zu ersetzen, würde man die massenhafte Erzeugung geld- und wissensschwacher Menschen vermindern, würden mehr Kinder der Mittelschichten erzeugt werden, würde also die Sozialdemokratie an der Wurzel gefaßt werden. Dieses Ziel kann nur durch innere Kolonisation erreicht werden, durch Besiedelung des Landes durch die Mittelschichten. Es würde also mit der Verminderung des ländlichen Proletariats die Vermehrung des Mittelstandes Hand in Hand gehen, und zwar eines unabhängigen Mittelstandes. Die Zahl wirtschaftlich abhängiger Menschen geht in Deutschland mit Riesenschritten vorwärts. Nach der Berufszählung vom Jahre 1882 gab es in der Urproduktion 5,1 Millionen erwerbende Selbständige gegen 5,4 Millionen im Jahre 1895, die Steigerung betrug also 5,8 %; die Zahl der Angestellten und Arbeiter dagegen ist von 11,0 Millionen auf 13,4 Millionen, also um 21,8 % gestiegen, und wenn nicht alles täuscht, ist diese Entwickelung bis heute gewaltig fortgeschritten. Man hat sich mit ihr abgefunden, da sie die Geldverhältnisse der Menschen nicht verschlechtert sondern gebessert hat. Aber mit der wirtschaftlichen Abhängigkeit ist die geistige untrennbar verbunden. Daher ist selbständiges Denken heute zu einer großen Seltenheit geworden, und da wirklicher Wohlstand nicht nur materielle Güter, sondern auch geistige Bildung verlangt, letztere aber infolge des herdenmäßigen Denkens keineswegs in demselben Verhältnis zugenommen hat wie die ersteren, so kann es recht zweifelhaft sein, ob die Vermehrung nur reicher Menschen und die Zunahme der Einkommen als Fortschritt zu bezeichnen ist. Durch die große Überfüllung der künstlerischen und Gelehrtenberufe wird das selbständige Denken noch weiter beeinträchtigt. Wenn man heute von Übervölkerung spricht, so denken die meisten Menschen an das Proletariat, aber alle Menschen, sofern sie

*) Ob wir ihn durch Aufhebung des Abtreibeverbots verflachen lassen sollen, ist eine andere Frage, die besondere Behandlung verlangt. Ich bemerke jedoch, daß ich sie bejahend beantworte.

Digitized by Google

nicht von ihren Renten oder Pensionen leben, erhalten sich durch Arbeit, und demnach leidet jeder unter der Übervölkerung, sobald sein Beruf überfüllt ist.*) Dieses Übel aber bedrückt, wie von keiner Seite bestritten wird, schwer Künstler und Gelehrte. Gelingt es nun, das Land durch die Mittelschichten zu bevölkern, so würde sich für sie ein neues Feld erschließen. Denn heute fallen die 26 Millionen auf dem Lande für Kunst und Wissenschaft so gut wie ganz aus, siedelt sich aber dort eine höhere Bevölkerungsschicht an, so wird Nachfrage nach ihnen entstehen. Aber das Proletariat ist zu innerer Kolonisation überhaupt nicht befähigt, daher können bei ihr nur die Mittelschichten in Frage kommen. Als Japan mit der Kolonisation Hokkaidos begann, glaubte die Regierung, daß man nur Menschen dort anzusiedeln brauche, ohne nach ihrer Qualität fragen zu müssen. Man forderte also mittellose Menschen zur Übersiedelung auf, gewährte ihnen freie Überfahrt, Geld, Acker- und Hausgeräte und sogar die tägliche Reisportion. Die Folge dieser Politik war, daß man in den Leuten die Vorstellung erweckte, der Staat, der sie zur Auswanderung bewogen hätte, hätte auch die Pflicht, sie zu unterhalten, sie wurden liederlich und verloren den Trieb zur Arbeit. Dieselben Erfahrungen würde man zweifellos auch bei uns machen, daher können bei innerer Kolonisation nur die Mittelschichten in Frage kommen.

Die Kolonisation darf aber nicht in der Gründung rein landwirtschaftlicher Genossenschaften bestehen. Zwar ist die Sorge um soziale Übervölkerung bei den Mittelschichten nicht so groß wie beim Proletariat, denn die Bildung stellt, wie Westergaards Untersuchungen in Kopenhagen bewiesen haben, ein gutes Präservativmittel gegen den allzu großen Kinderreichtum dar; von den drei Provinzen mit den vielen Analphabeten haben Posen und Westpreußen die höchste Geburtenziffer in Preußen; und daß soziale Übervölkerung nicht unbedingt mit der Landwirtschaft verbunden zu sein braucht, lehrt das Beispiel Frankreichs. Indessen würde eine rein landwirtschaftliche Genossenschaft mit demselben Übel zu kämpfen haben, das heute die Güter unrentabel macht. Man hat für die Agrarkrise die verschiedensten Ursachen verantwortlich gemacht: Landflucht, Börse, überseeische

*) Vgl. des Verfassers Arbeit: Die Übervölkerung Deutschlands in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik". 3. F. Bd. 29.

Digitized by Google

Konkurrenz, Überschuldung, Verschwendung, aber den wichtigsten Grund hat man mit großer Konsequenz verschwiegen: den Raubbau, auf den unsere Landwirtschaft gerichtet ist.*) Da beim intensiven Betriebe die Erschöpfung des Bodens nur verhütet werden kann, wenn ihm die durch die Ernte entzogenen Düngesalze wieder zugeführt werden, diese aber weit verschleppt werden und in den städtischen Kloaken liegen, so muß der Landwirt Kunstdünger kaufen, und dadurch steigern sich seine Ausgaben. Könnte man die Güter von den Städten aus berieseln, so wäre das Agrarproblem in seiner Hauptsache gelöst. Das ist aber nur in beschränktem Umfange möglich.

Rein industrielle Genossenschaften auf dem Lande hätten den Vorzug vor den städtischen, daß sie nicht mit der hohen Grundrente zu rechnen haben, dem schweren Ballast aller städtischen Gründungen. Sie würden indessen erstens nicht den Zweck erfüllen, die tiefstehende ländliche Bevölkerung durch eine höhere zu ersetzen, da sich neben der neuen industriellen die alte agrarische erhalten und ihre überschüssigen Arbeitskräfte in die Städte entsenden würde. Zweitens würden die ländlichen Industriegenossenschaften durch schlechte Zeiten ebenso schwer geschädigt werden, wie es in der Regel bei städtischen der Fall ist. Der Einzelunternehmer leidet unter ihnen ebenfalls, aber nicht so schwer wie eine Genossenschaft, denn er ist imstande, durch Arbeiterentlassung seinen Betrieb einzuschränken. Eine Genossenschaft kann es aber nicht, sie muß immer dieselbe Zahl von Genossen ernähren, und deshalb wirken stille Zeiten auf sie ruinös, während sie für den Einzelunternehmer nur eine Verringerung der Einnahme bewirken.

Alle diese Übelstände werden überwunden, wenn man Landwirtschaft mit Industrie verbindet, d. h. wenn man ein Gut erwirbt und hier eine Fabrik errichtet, Personen des bäuerlichen und bürgerlichen Mittelstandes ansiedelt, von den Bauern die ländlichen, von den Bürgern die industriellen Arbeiten verrichten läßt, sie alle aber zu einer einzigen Genossenschaft verbindet, d. h. allen gleichen Teil an den Einkünften des Anwesens gibt. Dann ist es erstens möglich, die heutige ländliche Bevölkerung durch eine neue allmählich zu ersetzen, zweitens fällt der Raubbau weg,

*) Conrad, Leitfaden zum Studium der Volkswirtschaftspolitik (1905) S. 9.

Digitized by Google

denn das Gut wird durch die Fabrik mit einer hinreichend großen Menschenzahl bevölkert, ihre Fäkalien bleiben an Ort und Stelle und können dem Acker wieder zugeführt werden, drittens können die stillen Zeiten der Industrie nicht so schweren Schaden zufügen. Denn wenn sie die Menschen auch zur Einschränkung zwingen werden, so sind sie doch vor Not geschützt, da die Landwirtschaft ihnen in natura oder in Geldform ihre Nahrung liefert, und da außerdem ihre Häuser auf dem Gut erbaut werden — andernfalls würden ja die Düngesalze verloren gehen —, so verursacht ihnen auch die Zahlung der Miete keine Schwierigkeit. Ferner würde die Landwirtschaft zur Verwohlfeilerung der industriellen Fabrikate beitragen. Das Gut wird den größten Teil des Kapitals einer Gründung verschlingen, aber es frißt keine Zinsen wie der städtische Boden, in dem ebenfalls ein großer Teil des für die Betriebe investierten Kapitals steckt, sondern er bringt reichen Ertrag, und dieser wird auf die Fabrikationskosten in Anrechnung gebracht. Ähnlich steht es mit der Wohnung. Die Miete wird in der Stadt von Arbeitern oder Handwerkern an fremde, an den Betrieben gänzlich uninteressierte Leute gezahlt, bei den geplanten Genossenschaften jedoch, durch die ein Teil des Ackerlandes in Bauland verwandelt werden muß, fließen die eventuellen Abgaben für die Wohnung an die Genossenschaft zurück und können ebenfalls auf die Fabrikationskosten angerechnet werden, so daß die Konkurrenzfähigkeit der neuen Industrien mit den alten als gesichert gelten kann. Als Produktionsbranche eignet sich aus gleich zu erörterndem Grunde die Bekleidungsindustrie.

Ist eine größere Zahl solcher Betriebe gegründet, so wird man zweifellos eine Schwächung der Sozialdemokratie herbeiführen. Woher aber sollen die bedeutenden Kapitalien für ihre Gründung kommen? Vom Staat kann man sie nicht erwarten, nicht weil bei Staatshilfe der „Staatssozialismus" käme, sondern weil weder die Regierung noch die Volksvertretung an die neue Idee herantreten wird. Das könnte erst geschehen, wenn sich die Betriebe bewährt haben. Auch vom Kapital kann man nicht verlangen, daß es sich selbst Konkurrenz verschafft, also kann nur die Bevölkerung im ganzen als Geldgeber in Frage kommen, handelt es sich doch um ein Reformprojekt, das ausschließlich ihrem Interesse dienen soll. Wäre allerdings das mächtige Anschwellen der Sozialdemokratie das einzige Übel unserer Zeit, so würde sie es weder einsehen, noch würde es sich lohnen, um ihre Phrasen weniger wirkungsvoll zu machen, Himmel und Erde in Bewegung

Digitized by Google

zu setzen. Aber die moderne Entwickelung hat andere Übel gezeitigt, unter denen das gesamte Bürgertum schwer leidet, d. i. die räumliche Übervölkerung der Städte und die Überfüllung fast aller bürgerlichen Berufe. Die Frage, was die Söhne werden sollen, bildet schon lange die schwere Sorge der Eltern, denen ihr Fortkommen am Herzen liegt. Musiker, Sänger, Maler, Bildhauer, Ärzte, Juristen, Ingenieure, Beamte, Handlungsgehilfen alle klagen über Überfüllung, während Ladenbesitzer und Handwerker nicht sowohl über Überfüllung als vielmehr über Kleinerwerden des Profits klagen, das eine Folge der mit großem Kapital arbeitenden Fabriken und Warenhäuser ist. Die räumliche Überfüllung der Städte aber, namentlich der Großstädte, kommt in den hohen Mieten zum Ausdruck. Gegen sie kämpft die Bodenreform. Der Hauptfehler, den sie macht, ist, daß sie in einen natürlichen Prozeß mit Gesetzen eingreifen will. Die riesige Verteuerung des Bodens in den Städten ist die selbstverständliche Folge der riesigen Nachfrage, und diese ist wieder die selbstverständliche Folge der riesigen Menschenansammlung. Wenn, wie beispielsweise in Berlin, auf 1 qkm 29000 Einwohner kommen, so muß der Preis des Bodens gewaltig gesteigert werden, und verfaßt man dagegen Gesetze, so wird man dadurch wahrscheinlich andere Schäden erzeugen, die noch schlimmer sind als der bekämpfte. Die materielle Lage der Menschen hat sich gebessert, aber benutzt man die Kriminalstatistik als Messer für ihren Kulturgrad, so läßt sich keine Erhöhung desselben erkennen. In den Jahren 1882/91 kamen auf 100000 strafmündige Personen der Zivilbevölkerung 1087 Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze, 1892/1901 dagegen 1251. Und wird ihre materielle Lage dadurch noch weiter gebessert, daß man ihre Ausgaben für Wohnung gewaltsam zurückdrückt, so wird die Kriminalität womöglich noch höher steigen. Es genügt eben nicht, die matariellen Verhältnisse der Menschen zu bessern, gehen damit nicht die geistigen Hand in Hand, so macht man sie hochmütig und anmaßend und schadet ihnen dadurch mehr, als man ihnen nützt. Früher legte man im Volke auf die geistige Bildung den größten Wert, aber heute ist sein Interesse fast nur auf Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage gerichtet; damit wird der Geist schon allein kommen. Es ist das eine der giftigsten Früchte, die aus der sozialistischen Drachensaat hervorgegangen ist. Eine rationelle Entlastung der Städte dagegen, die also nicht einseitig an der Börse der Bürger zu fühlen ist, würde durch die projektierte

Digitized by Google

Besiedelung des Landes herbeigeführt werden. Denn da die Mittelschichten nicht annähernd die Fruchtbarkeit des ländlichen Proletariats haben, und da durch die Kolonien reichliche Arbeitsgelegenheit auf dem Lande geboten wird, müßte die Nachfrage nach städtischem Boden sich allmählich vermindern. Auch eine der furchtbarsten Krankheiten, unter denen das Menschengeschlecht leidet, wird durch die großstädtische Entwickelung sehr gefördert, der Krebs. Als Ursache des Krebses der Gebärmutter, die bei weitem am häufigsten von allen Organen von dieser verderblichen Geschwulst befallen wird, sprachen Scanzoni und Schröder Kummer und Sorgen an, und da die Stadtbevölkerung mit ihnen viel mehr zu kämpfen hat als die auf dem Lande, so wird sie auch viel mehr vom Krebs heimgesucht,*) da ferner Deutschlands Bevölkerung immer mehr städtisch wird, so nimmt auch die Häufigkeit der Krebskrankheit im ganzen zu. Auch die Säuglingssterblichkeit steht in engster Beziehung zur Bevölkerung, die Milchverbesserung ist gegen sie durchaus unzulänglich; schon Henoch hatte erkannt, daß sie einen Teil des großen sozialen Problems bilde.

So liegt also die Besiedelung des Landes im ureigensten Interesse der Bevölkerung, und erkennt sie das, so steht zu hoffen, daß sie ihr Interesse dem Reformprojekt zuwendet. Der Reichskanzler hat vor längerer Zeit im Reichstag gesagt, daß uns eine wirtschaftliche Organisation ohne politische Zwecke fehle. In Deutschland ist die Vorstellung sehr verbreitet, man könne durch Politik die soziale Lage der großen Masse wesentlich heben. Sie ist den Menschen durch die Sozialdemokratie beigebracht worden und zählt ebenfalls zu ihren verderblichsten Irrlehren. Überzeugt sich das Volk, daß das Übel, von dem es Befreiung sucht, in ihm selbst steckt, daß es demnach ganz allein selber sich bessere Zustände schaffen kann, so wird es sich vielleicht zu einer einzigen großen wirtschaftlichen Organisation im Sinne des Reichskanzlers ohne politische Zwecke vereinigen lassen, um zunächst Kapitalien zusammenzutragen und mit ihrer Hilfe die innere Kolonisation des Landes zu beginnen. Die Mitglieder dieser Organisation würden gleichzeitig die Abnehmer der Fabrikate bilden. Deswegen eignet sich für die Genossenschaften die Herstellung von Dingen,

*) Finkelnburg im „Zentralblatt für allgem. Gesundheitspflege" 1894 S. 254 ff.

Digitized by Google

die dem persönlichen Bedarf dienen, und da der Vertrieb nach einem neuen, den Zwischenhandel im wesentlichen ausschließenden Modus geschehen muß, über den ich vorläufig noch schweigen werde, so müssen Erzeugnisse der Bekleidungsindustrie hergestellt werden.

Auf Grund dieser wirtschaftlichen Organisation könnte sich vielleicht später eine politische Partei erheben, aber sie ist nicht ihr Zweck, sondern wäre ihre Folge. Entsteht sie nicht, dann nicht.

Hier will ich meine Ausführungen abbrechen und zum Schluß nur noch kurz einen Punkt berühren. Die Gefahr der geplanten Gründungen, vor der nur der Demagoge nicht zurückschrecken wird, ist, daß trotz aller Berechnungen und Erwägungen in der Praxis doch der Absatz der Fabrikate auf Schwierigkeiten stoßen, und damit die Rentabilität der Kolonien in Frage gestellt wird. Es wird daher notwendig sein, die erste oder die ersten Gründungen nicht mit dem ganzen Train von Gut und Fabrik auszustatten, sondern zunächst einen oder einige Versuchsbetriebe mit Lohnarbeitern in gemieteten Räumen zu gründen, der aber so geführt und verwaltet wird, als ob er definitiv wäre. Seine Kosten werden gering sein. Sollte sich dann ergeben, daß sie nicht lebensfähig sind, so werden die Kapitalien zurückgezahlt, unter Abzug einiger Prozente, die der oder die Versuchsbetriebe gekostet haben, und nur wenn sie rentieren, wird mit der inneren Kolonisation begonnen.

Digitized by Google

Rechts und links.

Von Adalbert Meinhardt.

Die meisten Geschichten, die man liest, und die man hört, fangen mit dem Anfang an. Im Leben aber liegt der Anfang oft weit zurück, in Kindertagen, liegt unbewußt in Einem selbst, tief im gedankenlosen Empfinden verborgen; dann plötzlich, ganz plötzlich ist man mitten drinnen, eingefangen in der Verstrickung, bis sie ebenso plötzlich abreißt, auch unerwartet, auch in der Mitte. Und der Lebensroman ist zu Ende, fast bevor er begonnen.

„Wollen Sie mich heiraten?“ fragte sie.

Er sah sie an. Er glaubte kaum, richtig gehört zu haben. „Ich? .... Sie? .... Komtesse Lisa!“ ....

Sie errötete ein wenig, so zart wie nur sie erröten konnte, blickte auf ihren Teller nieder und begann mit dem russischen kleinen emaillierten, goldenen Löffel das Gefrorene zu zerteilen.

Sie waren nämlich bei einem Diner.

Er hätte wahrscheinlich auch essen sollen. Er tat's aber nicht. Der Diener bog sich ihm über die Schulter, um Champagner einzuschenken. Er griff nach dem Glase, setzte es an und goß es hinunter.

„Komtesse Lisa!“ sagte er.

Sie sah auf das rosa und grüne Fruchteis lächelnd hinunter. „Ja, — — — war das denn nicht Ihre Absicht?“ fragte sie mit derselben leisen, doch klingenden Stimme, „meinten Sie das nicht bei dem, was Sie vorhin zu mir sagten?“

„Doktor!“ rief über den Tisch der Hausherr, „was denken Sie denn von den neuen Wahlgesetzen?“

Er griff sich an den Kopf. Wahlgesetze? gab es so etwas? Er hatte noch heute geleitartikelt für seine Partei und für seine Meinung. Er hatte nämlich eine gehabt, noch heute vor Tisch, eine eigene Meinung ... Jetzt — und wenn man ihn totgeschlagen hätte, er hätte nicht gewußt, was sie war. Aber er sprach. Das kann man manchmal ohne zu denken. Sonderbar, daß man lange Sätze bildet und dabei selber nicht ahnt, was sie sagen. Nur das eine kurze Wort: Lisa! das durfte nicht von seinen Lippen kommen, das eine nicht!

Seine Nachbarin zur Linken fragte ihn halblaut, wie lange er die Komtesse schon kenne. „Gar nicht!“ rief er. Und verbesserte sich: „Von jeher. Seit hundert Jahren. So lange ich lebe. Seit sie ein Kind war.“

Aber Lisa, die auch inzwischen mit dem anderen Nachbarn gesprochen, doch trotzdem nach Frauenweise wohl zugehört hatte, wandte sich herüber und lachte, — ganz herzlich und ganz unbefangen: „Herren haben kein Gedächtnis für dergleichen. Ich kenne den Doktor zwanzig Jahre. Ich weiß es genau. Ich war nämlich zwei, als Sie mich aus der Schaukel warfen;“ setzte sie nur für ihn hörbar hinzu.

Digitized by Google

So, also zweiundzwanzig war sie. Sie sah älter aus. Oder jünger, vielleicht auch jünger. Er hatte über ihr Alter niemals nachgedacht, überhaupt nicht viel an sie gedacht all die langen Jahre. Und sie an ihn?

Er hörte, wie sie nach rechts hin dem Hausherrn von dem Besitztum ihrer Eltern erzählte, auf dem er als des Pfarrers Sohn jeden Strauch und Baum so gut kannte wie sie. Und die Steine und die Bäume dort, die waren Teile seines Wesens, waren Erlebnisse, waren lebendig. Aber sie? . . . bis heute? —

Die Nachbarin zur Linken suchte neugierig ihn über Lisa auszufragen. Eine Komtesse ist in hanseatischen Kreisen eine ungewohnte Erscheinung. Frau Else Dühren, die Gastgeberin, sei beinahe etwas überrascht gewesen, als ihre Reisebekannte vom Sommer brieflich fragte, ob sie ihr den gesprächsweise erbetenen Besuch jetzt abstatten dürfe. Und reich sei sie auch und elternlos? Und weshalb sie denn noch nicht geheiratet hätte?

Und reich ist sie auch — — — und elternlos! . . . . und — — — — weshalb hat sie nicht geheiratet bis heute? — — — meinetwegen? fragte er sich unwillkürlich. Er drehte den Kopf um. Ihre Augen blickten in seine . . . . . Der Saal versank, der Lichterglanz, der Tisch mit all seinem Silber, Kristall und Blumen . . . . . Sie gingen im Wald, er und sie. Da, wo der dichte Tannenschlag endet, steht einzeln eine alte Buche. Der Boden fällt hier plötzlich ab, der Blick geht weit hinaus über die Felder. Sie blieben unwillkürlich stehen. Und das Kind lehnte sich an den rissigen Stamm, verschränkte die Hände hinter dem Kopf und sah hinaus mit großen Augen. Wirst du hier stehen, auch wenn ich fort bin? hatte er sie gefragt, wirst du so hinaussehen wie heute, kleine Lisa, und an mich denken? Und er meinte in ihren Augen heute die Antwort von damals zu lesen: Immer und immer, — wenn nur du an mich denkst!

Ihm ward sehr weich und warm ums Herz. Er beugte sich vor zu ihr, wollte sprechen, fand nicht die Worte . . . .

„Nehmen Sie ein Knallbonbon?“ fragte seine Dame zur Linken.

Und Lisa nahm es an seiner Statt, drehte die Papierhülse fester und reichte es ihm.

„Wollen Sie auch?“ fragte sie leise. Und es klang wie ein Zweifel in ihrer Stimme.

„Ob ich will! Komtesse, nein, Lisa, ich . . . . Laß mich nur erst . . . Ich muß es dir sagen . . . .“

„Hier nicht und heute nicht. Schreiben Sie mir. Das heißt, wenn Sie wissen, daß Sie . . . . was Sie wollen. Morgen reise ich. Und wenn es so plötzlich war, so auf einmal . . . . und gar noch nicht vorher? nein? — dann war es unrecht, daß ich das fragte. Es schickt sich ja eigentlich nicht für ein Mädchen. Aber . . . . . .“

Er hatte mit unwillkürlichem Eifer an dem bunten Papierendchen gerissen, daß sie ihm noch hinhielt. Es gab einen Knall, so stark, daß sie sich erschrocken zurückbog. Und zugleich knallte es rings um die Tafel und schwirrte von Lachen, von Stühlerücken. Man stand auf. Er bot ihr den Arm:

„Was du tust schickt sich, was du sagst ist recht, was du willst, ist gut, wie du blickst, das ist schön, wie du gehst, ist Musik und wenn du dich auf meinen Arm lehnst, so ist das . . . . .“

Digitized by Google

Weiter konnte er ihr nichts sagen. Hätte auch vielleicht das weitere, die Steigerung nicht zu finden gewußt, in dieser Umgebung nicht aussprechen mögen. Sie löste schon ihre Hand aus seinem Arm, kaum daß er sie an sich drücken wollte, ging auf die Hausfrau zu, streckte der die Rechte hin und deren Gatten und anderen Herren zum gleichgültigen shake hands. Er stand, sah ihr zu, wußte sich ihr näher als alle, wußte sich in einem Traum, in einem bebenden, schwebenden Zustand, aus dem er bald erwachen mußte, aus dem er nicht erwachen wollte!

Sie kam, ein winziges Kaffeetäßchen in den Händen, quer durch den ganzen Salon auf ihn zu: „Hier. Ist das so recht? Ein Stück Zucker, ein Tropfen Rahm — nicht wahr? Ich habe es richtig behalten. — Oh, ich habe nichts vergessen!" Dazu ein Lächeln .... ein Lächeln, daß sie und ihr ganzes Leben ihm freudig anbot und das wie eine feste Mauer sie doch umhegte mit der Wehr ihres unberührbaren, freien, unverletzlichen Mädchentums.

Er hatte keine andere Antwort als wieder nur ihren Namen: „Lisa!" ....

Und als ob sie alles verstände, was das Wort aussprach, nickte sie ernsthaft vor sich hin: „Ja, es hat Sie überrascht. Und vielleicht auch ein wenig verletzt, daß ich das aussprach, was Ihre, als des Mannes Sache gewesen wäre, mich zu fragen. Es kam mir nur so. Nach allem, was wir gesprochen hatten und was Sie sagten. Und was ich fühlte! .... Nicht heut und gestern, nein, von jeher. Und so war es wirklich nicht übereilt, für mich nicht überraschend, wie es Ihnen, scheint es, geklungen hat ....."

„Nein, Komtesse Lisa! Nein, nein, ich ....."

Aber sie wies ihn mit einer leichten Handbewegung zurück: „Ich weiß, wie es ist. Ich sehe es ja. Ich habe wieder einmal meine Lippen oder meine Zunge, oder was es sonst ist, mit mir durchgehen lassen, habe anstatt geduldig zu warten, wie es sich gehört für ein Mädchen, ausgesprochen, was ich wußte, nein, was ich glaubte, daß Sie ..... Nein, nein, nein," unterbrach sie fast heftig, als er etwas entgegnen wollte, „es ist, wie es ist. Was Sie auch sagen, ich weiß es doch. Aber ich — ich nehme es deshalb nicht zurück ..... Nein, das nicht .... Ich habe es gesagt. Ich habe es gemeint. Und Sie ... Axel, mein Freund — versteh mich recht .... Ich will Wahrheit von dir, du bleibst mein Freund, mein alter Freund. Auch wenn wir uns von heut an nie wiedersehen."

Und wieder das Lächeln, nur etwas stolzer, etwas ferner. Und doch fast kindlich! Ihre unbehandschuhte Rechte streckte sie ihm hin. An dem weißen schlanken Arm klirrten die Diamantarmbänder, als sie seine Hand schüttelte. „Gute Nacht, Doktor," sagte sie mit vernehmlicher Stimme. — Sie hatte bis dahin vollkommen tonlos, mit kaum sich bewegenden Lippen gesprochen, so daß keiner in der Gesellschaft sie hören konnte. — „Gute Nacht, Doktor. Und leben Sie wohl."

Mit raschen, leichten Schritten wandte sie sich von ihm fort, die Schleppe ihres weißen Kleides streifte ihm noch den Fuß — schon war sie von einem Kreis von Herren rings eingeschlossen, er konnte nicht mehr zu ihr gelangen.

Die Hausfrau kam, bedauerte, daß er wirklich so früh, gleich nach dem Diner, wie er's vorher gesagt, auf seine Redaktion zurück mußte. —

Digitized by Google

Ein so fataler Zwang, gerade heute! — Sie dankte ihm, daß er ihr so liebenswürdig beigestanden, der Komtesse die Kunstschätze der Stadt zu zeigen . . . sie hätte das ja nie so gekonnt, hätte gar nicht geahnt, wieviel Sehenswertes es hier in ihrer Vaterstadt gäbe — „die alten Häuser, die malerischen Winkel und Gassen . . . . ja, ja, ein Dichter sieht so etwas. Und die Komtesse, — ist es nicht merkwürdig, ein junges Mädchen und so feines Verständnis für alles? Nicht wahr, Sie bewundern Komtesse Lisa so sehr wie ich?"

„Sehr!" Er verbeugte sich zum Abschied. Noch einmal sah er durch den Salon. Von dem weißen Federkrönchen in ihrem Haar sah er zwischen etlichen Herrenglatzen die höchste Spitze, weiter nichts. Und dann stand er draußen auf der Straße im Regen. . . . .

* * *

Auf der Redaktion waren ein paar Depeschen eingetroffen, die für die Morgenzeitung eine Umstellung des gesamten Inhalts verlangten. Der Tod des Parteiführers, den man ihm da meldete, erheischte einen sofortigen Nachruf an der Spitze des Blattes. Er setzte sich hin und fing an zu schreiben. Der Setzer stand wartend neben ihm, nahm die erste Seite fort, während er an der zweiten noch schrieb. Dann brachte man schon die Korrektur des Anfangs. Und wie er das durchlas, war es ihm, als habe er niemals so gut geschrieben, nie so warm. Er klagte so nicht um den Mann, den er wenig gekannt, der ihm nichts gewesen war. Um das Leben klagte er! Es lassen müssen, das so reich ist, so unfaßbar reich und voll, entsagen müssen, bevor man all die Möglichkeiten gekostet hatte, die unmöglichen Möglichkeiten, die einem armen Sterblichen plötzlich wie Sternenkronen aus dunklem Himmel auf sein ahnungloses Haupt niederfallen, es krönen und segnen . . . . Wieder fragte er sich — zum wievielten Mal in diesen zwei Stunden! — was er gesagt, was er gefragt, angedeutet haben konnte, daß sie zur Antwort jene Frage stellen ließ? Er wußte es nicht. Saß da in seinem von Zigarrendunst erfüllten, häßlichen Redaktionszimmerchen, wartete auf den Druckerjungen mit der letzten Korrekturfahne, sah sie vor sich mit ihrem Lächeln, hörte ihre leise Stimme: Wollen Sie? . . . . und beobachtete gedankenlos, wie sie das rosa Gefrorene langsam, ebenso gedankenlos mit ihrem kleinen Löffel zerteilte . . . .

Der junge Feuilletonredakteur kam aus dem Theater. Die Vorstellung sei langweilig gewesen. Das Stück, die Inszenierung, die Schauspieler, die Hitze im Saal und die Toiletten — alles öde. Bis auf das eine, pikante Gesichtchen. — „Sie wissen schon. Wenn Sie Ihre kleine Freundin heute abend sehen, so sagen Sie ihr, Doktor, ich legte mich ihr in Verehrung zu Füßen. Ach, wer auch so ein Mädel hätte! . . . . ."

Der Doktor stand auf. Er hatte es eilig. Den Schluß des Artikels konnte der Korrektor lesen. Er grüßte kaum noch, als er den Überrock wieder über dem Frack zuknöpfte, seinen Hut vom Nagel riß und zur Tür hinauseilte. „Beneidenswerter!" rief der junge Genosse ihm nach.

Er stand wieder im Regen draußen. Der Weg war nicht weit. Ihn dünkte, er hätte Blei in den Gliedern. Besitzt der Mensch einen freien Willen? Er wollte nicht, er wollte nicht! Aber seine Füße schritten

Digitized by Google

den gewohnten Weg, wie jeden Abend. Und der Regen fiel dazu in eintöniger Melodie. — Und die Pfützen gaben blinkend ihm das Licht der Laternen zurück — nicht das Bild von Sternen, nein, das nicht. Du irrst dich, lächelten spöttisch die Pfützen, dein Weg geht hier unten und geht nicht dort oben. Im Himmel möchtest du sein, du Narr, weißt nicht, daß du mit bespritzten Füßen auf sehr gewöhnlichem Pflaster zu gehen hast! Indem er den Fahrweg kreuzen wollte, kam um die Ecke unerwartet, urplötzlich, die elektrische Bahn. Wäre er nicht zurückgeprallt, der Wagen hätte ihn umgestoßen, die Räder hätten über seinen Leib gehen müssen und alles wär' aus . . . . . Nun sie vorbei war, mit Geratter und Sausen, sprühenden Funken unten wie oben, nun stand er da und sah dem vielfarbig bunten Leuchtgefährt nach, wie es da um die nächste Ecke seinen Augen schon wieder entschwand. Wäre er nicht zurückgeprallt? . . . . Aber nein, er nahm sich zusammen. Heute nicht, gerade heute nicht! Und wenn auch Zweifel und die Ahnung von Leiden und Schmerzen ihn rings mit höhnischem Drohen umstarrten, Glücklichseinkönnen, auch das ist etwas, wofür es sich lohnte, zu leben, zu leben! — — —

* * *

Auf dem Bahnhofsperron stand Frau Else Dühren mit ihren Schwestern, Nichten, Verwandten vor dem Eisenbahncoupé, das die Komtesse davontragen sollte. Im letzten Augenblick kam noch Herr Dühren — er hatte nur den Schluß der Börse abwarten müssen — auch er mit Freunden, die in seinem Hause seinem adeligen Gast vorgestellt waren. Sie brachten große Rosensträuße. Lektüre und Näschereien hatten ihr die Damen schon in den Wagen gelegt. Man winkte, rief ihr noch Abschiedsworte und auf Wiedersehen zu. Sie stand mit beiden behandschuhten Händen auf den Fensterrahmen der kleinen Eingangstür fest gestützt, bog ihren Oberkörper hinaus und sah mit einem suchenden Blick über die Gruppe der Freunde hin, bis sich der Zug in Bewegung setzte. Da mußte sie von der Tür zurücktreten.

Die Dagebliebenen gingen langsam die breite Bahnhofstreppe hinunter. Die Komtesse sei ersichtlich ungern geschieden, bemerkten alle zu Frau Dühren. Und diese, geschmeichelt, meinte, einer so verwöhnten jungen Dame hätte sie ja nicht viel zu bieten gehabt, nur das Behagen des bürgerlichen Kaufmannshauses sei der von aristokratischer Strenge und Korrektheit Eingeengten doch vielleicht wohltuend erschienen. Man hatte es ja sehen können, wie Komtesse Torring all die vierzehn Tage hindurch immer heiter, zu jedem Unternehmen bereit, immer in bester Laune gewesen und nur heute morgen so ernsthaft . . . . . —

Lisa war aus dem kleinen Eingangsraum in ihr Coupé zurückgeschlichen. Sie schob die bunten Journale bei Seite, die Bonbonschachteln und die Blumen. Eine ihrer Nachbarinnen — es waren nur Damen in dem Coupé, das Frau Dühren ihr vorsorglich ausgesucht hatte — fragte sie, ob es sie störe, wenn sie, die Dame, ihre Füße auf dem Sitz ausstrecke?

„Oh, bitte, mich stört nichts," sagte Lisa mit ihrem gewohnten, höflichen Lächeln und war der leidenden Dame behilflich, sich hinzulegen. Dann saß sie auf möglichst schmalem Raum, an die Wand gedrückt, hielt ihre

Digitized by Google

Hände in ihrem Schoß ineinandergefaltet und starrte auf die Wand gegenüber .... B. H. B. .... Berlin-Hamburger Bahn. Das Rad mit den Flügeln ist dem Stoff eingewebt. Die lateinische Eins und die Zahlen darunter bedeuten Klasse und Nummer des Wagens. Wie oft der solche Strecke wohl fährt? Und was für Leute in ihm fahren, so viele verschiedene ... Vielleicht hat da, auf diesem Platz, schon ein Mädchen einmal gesessen, zu dem ein Mann gesprochen hatte: willst du mich? Er zu ihr, nicht sie zu ihm. So eine wohl nicht, so eine nie früher, niemals bis heute und auch wohl nie wieder.

Die kranke Dame beugte sich vor zu ihr: „Fehlt Ihnen etwas?"

„Nichts. Mir? Nein, gar nichts."

Und die gegenüber sagte: „Der Abschied hat Sie wohl angegriffen? Ich sah, Sie hatten so viele Freunde. Ja, wenn man jung ist!" — Die Dame wollte eine Unterhaltung beginnen.

Lisa machte die Augen zu. Es ist besser so. Non veder, non sentir .... Der Vers des Michelangelo klang ihr im Kopf. Ah, wenn man nichts sehen und fühlen könnte! Gegen die Menschen und ihre Reden vermag man wohl sich die Ohren zu verstopfen, kann die Augen zudrücken. Aber gegen die Stimme dadrinnen .... und gegen das, was man einmal gesehen hat, das —

Sie riß die Augen mit einer heftigen Bewegung auf, nur das nicht sehen, sein Staunen von gestern. B. H. B. ... I. 426. Rauchen verboten. Notbremse. Fahrplan. Das las sie sich vor. Durch das Fenster — ihr Platz war an der Seite des Ganges, so daß zwei Scheiben sie von der Außenwelt trennten — durch das Fenster sah sie die Stadthäuser, Brücken, Straßenübergänge .... Dann ein zweiter Bahnhof, der Zug hielt, ihre Nachbarinnen bogen sich hinaus, machten Einkäufe, grüßten Bekannte. Sie nicht. Sie saß und las die Zahlen: I. 426, Rauchen verboten, B. H. B. .... Und wieder begann der Zug sein Rütteln und sein eintönig Lied, als er sich nun in Bewegung setzte. So ist das von heute an, das Leben bleibt weit draußen liegen, hinter zwei verstaubten Fenstern, sie fährt im dumpfigen Gefängnis ihrer Einsamkeit daran vorüber, sieht nichts und hört nichts, als das da drinnen, das sie abtrennt von allen Menschen, von allem Lachen, von allem Freuen .....

„Komtesse Lisa?"

Da sie seine Stimme hörte, glaubte sie's noch nicht. Er hatte die Tür zurückgeschoben und stand vor ihr. „Es ist hier wohl kein Platz für mich? Kommen Sie, Komtesse," sagte er und hielt ihr die Hand hin, daß sie von ihrem Sitz aufstehen mußte. „Wir wollen es irgendwo anders versuchen. Es kann doch nicht überall alles besetzt sein. — „Komtesse," fragte er leiser, „liebe Lisa!" — sie standen draußen im Gang und er beugte sich zu ihr, die im Schwanken des Zuges sich nicht aufrecht zu halten vermochte, „was hast du nur? Du konntest doch nicht glauben, daß ich — daß ich weder schreiben noch kommen würde, daß ich einfach, nach gestern? .... — Nein, das konntest du nicht glauben."

Sie schüttelte den Kopf: „Nein, nein, ich hätte es nicht denken sollen."

Er verhandelte mit dem Schaffner. Es wären wirklich in dem D-Zuge nirgends mehr zwei Plätze nebeneinander frei; die Herrschaften müßten, wenn sie nicht getrennt werden wollten, in den Speisewagen gehen, dort

Digitized by Google

fänden sie noch unbesetzte Tische. Axel hatte sich so gestellt, daß der Mann ihr tränenüberströmtes Gesicht nicht sehen konnte. „Komm," sagte er wieder, „sei vernünftig. Was du für ein Kind bist, Lisa! Das wußte ich ja gar nicht."

Er schob sie vor sich her durch den Gang, über die schwankende kleine Brücke in den nächsten Wagen hinein, an lauter offenen Coupétüren vorüber, in denen Leute saßen und lagen, Karten spielten, aßen, gähnten — und alle, alle sie anstarrten.

Im Restaurationswagen war es noch ziemlich leer. Er richtete es so ein, daß sie mit dem Rücken zur Eingangstür saß, er ihr gegenüber, so daß sie ungesehen blieb, er im Gegenteil den ganzen Raum überblicken konnte und jeden, der eintrat, bemerken mußte.

Bei dem Kellner, der geschäftig gleich herzugestürzt kam, bestellte er Tee und Sandwiches und gab ihr Zeit, indessen ihre verwirrten Sinne zusammen zu nehmen. Als der aber fort war und sie sich hastig über den Tisch bog und eine Entschuldigung für ihren Tränenausbruch, für ihre gestrige, übereilte Frage, für jedes und alles stammeln wollte, machte er eine Handbewegung, die ihr Schweigen gebot. Ihr Verhältnis hatte sich umgekehrt. Jetzt war er der Herr, kraft seines Männerrechtes, sie die sich fügende, weiblich Ergebene, die seinem Wort sich unterzuordnen hatte. Und wie ein Mann und Herr, der weiß, was er will — er hatte es vor zehn Minuten, als er an ihre Coupétür herantrat, noch nicht gewußt — griff er über den Tisch hin, nahm ihre Hand und drückte sie, küßte sie nicht, wie er gestern ritterlich es getan, nein, drückte sie nur.

„Ich bin im Unrecht," sagte er, „daß ich nicht schrieb. Ich dachte aber, ein Brief von mir, in aller Frühe, der könnte im Hause dort Aufsehen erregen. Das wollte ich nicht. Und dann hatte ich keine Zeit, denn — daß ich's dir ehrlich gestehe, Lisa, ich habe dir so viel zu sagen, so viel — daß ein Brief von hundert Seiten auch nicht ausgereicht hätte!"

„Laß mich erst dir sagen ....."

„Nein, hör du mir zu." Wieder war er der Führende. Auf dem mäßig reinen Tischtuch standen die blauen, dicken Teetassen, in denen die schlechtversilberten Löffel klappernd vom Fahren geschüttelt wurden. Die Kellner rannten schwankend vorüber, stießen mit ihren Saucenschüsseln an den Tisch an. Die Reisenden kamen, gingen, aßen, tranken, sprachen, lachten, rauchten. Er fand nur kurze, fast trockene Sätze. Es dünkte ihn, sein Nachruf gestern Abend für jenen ihm kaum bekannten Herrn, der hätte wärmer geklungen.

„Lisa," schloß er, „Komtesse Lisa," ich .... nein, ich fasse es noch nicht!"

Da blickte sie auf.

Und er atmete erleichtert. Er sah es, daß ihr seine Worte Erlösung brachten. Sie war entsühnt, ihre Frage, die wie ein Verbrechen auf ihr gelastet, war, nun er gekommen, keine Schande mehr für sie. Und was er ihr gab und wenn er auch selber heimlich wußte, daß es nicht genug sei, nicht alles — ihr fiel es wie ein Tau von oben in ihr dürstendes, junges Gemüt.

Wieder streckte er über den Tisch seine Hand aus und berührte leise die ihre. — „Laß uns auch einmal vernünftig sprechen. Hast du dir es

Digitized by Google

denn überlegt? Und du meinst es im Ernst? Und du hältst es für möglich? Was wird dein Vormund denn dazu sagen?"

„Mein Vormund? Aber ich bin ja doch schon mündig. Ich erzählte es dir gestern."

„Natürlich, natürlich. Deshalb sagtest du das von deinen Jahren? Du Gute, Liebe! Immer dachtest du an mich, bei allem und jedem, indessen ich . . . ."

Sie sah in ihre Teetasse hinunter und zerrührte den Zucker. „Ich weiß das. Es scheint, daß es immer so ist. Mädchen sind anders. Ich weiß genau, es kann nie ganz gleich sein." — Es gehörte zu ihrem Wesen, daß sie das Tiefste nur sagen konnte, wenn es leise, bei alltäglichem Tun, wie eindruckslos, wie unwichtig von ihren zitternden Lippen kam. Das ward ihm erst bewußt, während sie sprach und er daran dachte, in wie ähnlicher Weise sie gestern ihm jene Frage gestellt hatte. Diese ihre zurückhaltende und absichtlich nicht gefühlvolle Art war das, was ihn am meisten und tiefsten zu ihr hinzog. Kein heißer Blick, kein Liebeswort hätte ihn so ihr gewinnen können.

„Und noch etwas," . . . . . fügte sie hinzu. Sie errötete, hob den scheuen Blick nicht zu ihm, vielmehr zu den anderen im Wagen, nach rechts und links zu den Reisenden, ob die sie beobachteten, und bog sich dann vor, weil er bei dem Rollen des Zuges sonst ihre zitternde Stimme nicht gehört hätte. „Etwas, was ich fragen muß. Die Leute erzählen . . . . . natürlich, ich sollte es nicht hören — wir Mädchen dürfen so etwas nicht wissen. Wir wissen es doch. Daß du — — daß Sie nicht frei wären, Doktor. Wenn das so ist . . . . Ich hab's nicht geglaubt. Bis diese Nacht. Wir Mädchen können so etwas nie glauben. Aber, Axel, wenn das wahr ist . . . . . Nicht wahr, dann sagen Sie es mir ehrlich — und fahren zurück?" — —

Nun sah sie ihn doch an, voll und forschend. Er fühlte, es war an ihm, zu erröten. Ein anderer hätte vielleicht gelogen. Er konnte das nicht.

„Es ist so," sagte er einfach. Aber rasch, als sie sich umwandte, als ob sie aufstehen wollte, bat er sie, ihn noch anzuhören. „Es ist so. Bei vielen Männern. Wir leben anders. Wenn du meine Frau bist, so wirst du's begreifen. Ich hätte es deinem Vater gestanden, wenn der noch lebte. Er hätte darin kein Ehehindernis gefunden. Meiner vielleicht, aber deiner gewiß nicht. Und er war ein Ehrenmann, Lisa, das weißt du doch. Und er hat seine Frau, deine Mutter, sehr, sehr glücklich gemacht. Du weißt auch das. Trotzdem er vorher . . . . . Hat so etwas auch vorher bestanden . . . . Die Ehe ist anders . . . . Dann ist es vorbei."

Sie lächelte schmerzlich. „Ich danke dir, daß du mit mir wahr bist. Du mußt es dir aber erst überlegen, was dir wichtiger ist und näher . . . . nein, laß mich jetzt sprechen. Ich muß dir das sagen, wirklich, ich muß. Als ich gestern die Frage tat, da begriff ich ja nicht, wie . . . . . wie sie dich überraschen würde. Eine Nacht und ein Morgen, wie dieser heute — warum soll ich es leugnen, was du doch gesehen hast, Axel? — Die machen einen ernster und . . . . reifer. Ich glaube auch reifer. Ich bin Komtesse Torring-Löwenhausen. Deshalb wirst du es nicht tun, nicht wahr? — Ich bin reich — Onkel General hat, als er die Vormundschaft niederlegte, mir die Summen vorgerechnet — ich glaube, ja wirklich, man nennt das sehr

Digitized by Google

reich. Die Güter fielen an die Rabenhausener — auch unser altes, liebes Waldschloß, aber meiner Mutter ganzes Vermögen und so viel wie frei war, von Papa. — Deshalb tust du es ebensowenig, ich kenne dich. Es bleibt nur: ich. Die wäge, die prüfe, die mußt du erst wirklich kennen lernen, ob sie dir das wert ist. Was bin ich denn? Was kann ich denn? Musik lieben und verstehen, ja, das vielleicht. Und ein kleines bißchen Geige spielen. Sonst aber nichts! — Und du bist frei. Daß ich gestern diese Frage stellte, das darf dich nicht binden. Es weiß ja kein Mensch. Der Zug hält in Spandau. Da steigst du .... nein, da steigen Sie aus und fahren zurück. Und wenn mich meine Tante Generalin in Berlin am Lehrter Bahnhof empfängt .... nun, es ist alles so, wie sie's erwartet .... Ich bitte Sie, Doktor, dringen Sie nicht in mich, jetzt nicht. Ich möchte zurück in mein Coupé, zu den alten Damen. Und Sie bleiben hier. Und Sie sollen es bedenken. Nur was besser für Sie ist, nur das. Ich verlange die Wahrheit. Die volle Wahrheit. Ob ich, ob ..... die andere. Das müssen Sie sich erst überlegen. Ich bin kein Dieb. Ich will nicht hinterrücks etwas stehlen, was mir nicht gehört. Ich kann, kann das nicht."

Sie war so entschieden, daß er nichts zu erwidern vermochte. Sie stand auf, schob sich zwischen Tisch und Stühlen hinaus, er folgte ihr. Er hatte noch nicht gezahlt. Der Kellner kam hinter ihm her. Sie öffnete schnell die Tür. In dem Vorraum, in welchem die Raucher saßen, hob sich ein breiter, stark paffender Mann aus seinem Lehnstuhl und vertrat ihnen den Weg.

„Na, Doktor, wie geht's? Die Zeitung ein bischen im Stich gelassen? Habe Sie schon beobachtet da drinnen bei Ihrem Tee, den Sie beide nicht tranken. Hatten, wie es schien, mit dem Fräulein Allzuwichtiges zu bereden, um solchen alten Herrn nur zu sehen?"

„Herr Direktor Groß, der Verleger meiner Zeitung," stellte er vor, „Komtesse von Torring-Löwenhausen, meine Braut."

Und dann brachte er sie zu ihrem Coupé, ging nur zurück, um den Tee zu bezahlen, kam wieder und stand in dem schmalen Gang am Fenster vor ihrer Tür, nur von Zeit zu Zeit sich zu ihr beugend, um irgendeine kurze Bemerkung, ein Liebeswort ihr zuzuflüstern.

* * *

In Spandau war er doch ausgestiegen, wie sie ihn gebeten hatte, nicht um zurück, sondern um mit einem andern Zug nach Berlin zu fahren. Sie hatte ihrer Tante lieber allein entgegentreten wollen. Er verbrachte den Abend mit Briefschreiben in seinem Hotel. Der Brief an sie, in dem er noch einmal schwarz auf weiß es ihr sagte, daß er sie lieb habe — denn er wußte es jetzt, er hatte sie lieb — und daß er sie zu heiraten wünsche, der fiel ihm nicht schwer. Ebensowenig der an den General von Freyen, ihren Oheim, den er ihr einlegte, mit der Bitte, ihn abzugeben. Eigentlich ist's ja ein starkes Stück für einen jungen Literaten, der als Redakteur sein mäßig-auskömmliches Gehalt bezieht und allenfalsige Extrafreuden mit Kritiken, Novelletten und einem Bändchen lyrischer Gedichte sich bezahlt machen kann, um die Erbin der Torrings und der Freyens anzuhalten. Aber es schien ihm nicht seine Sache, diese Frechheit hervorzuheben, sondern

Digitized by Google

die seines Gegenparts, eben des Generals von Freyen. Und daß der Pastorssohn das schöne adelige Schloßfräulein bekommt, das ist im Grunde ein so viel benutzter Schluß von Romanen und Dramen, daß man sich nicht gar so viel darüber wundern, höchstens es altmodisch finden kann. Nein, der Brief machte ihm keine Mühe. Aber der dritte . . .

Er hatte zehnmal angefangen, strich durch, schrieb neu, zerriß das Blatt. Und sprang auf und lief durch das Zimmer. Du mußt wägen, ob dir das wert ist, hatte Lisa zu ihm gesprochen, ob ich . . . ob die andere! Aber ich fordere die ganze Wahrheit. — Ja, sie war es ihm wert, ja, tausendmal ja. Ihr blasses, ernsthaftes Gesicht, ihre feine, schlanke Gestalt, die Zurückhaltung in Worten und Blicken, die alles erraten ließ, nie sich preisgab, die ungewollte, ungesuchte Vornehmheit, in jeder Bewegung, im Fühlen und Denken, die würde das Alltäglich-Gemeine und Platte in seinem Leben nie Gewalt gewinnen lassen, würde auch in ihm das Beste erwecken, kräftigen. Und bei allem, was er tun und schreiben würde, stellte er sich vor, wie sie mit ihrer linden, süßen Stimme, die so bescheiden, so zurückhaltend war, ein Produkt altererbter Kultur und feiner Sitte, ihn ehrlich tadelte, ehrlich lobte. Wenn er dagegen die Stimme jener „andern" hörte! Er stellte sich's vor, wie sie schrie und lachte, wie sie aufkreischte um jede Lappalie, mit was für Ohnmachtsanfällen und Tränen, mit was für häßlichen Worten sie seinen Brief aufnehmen würde . . . .

Nein, er konnte ihr nicht schreiben. Er hatte sie lieb gehabt, weil . . . . Ja, im Grunde, weshalb redet man sich denn ein, so ein Mädel lieb, wirklich im Herzen lieb zu haben? Weil man ein gedankenloser, junger Kerl ist, der noch nichts Besseres kennt und nicht ahnt, was er sich selber fürs Leben antut, wenn er sich eine solche Kette fesselnd und hemmend um den Hals legt.

Er schrieb ihr nicht. Den Feuilleton-Redakteur Doktor Wilhelmy bat er in einem kurzen Billett, das Fräulein Adèle aufzusuchen und ihr möglichst schonend zu erklären, er, Axel Heller, gedenke nicht zu ihr zurückzukehren. Die finanziellen Schwierigkeiten dieser Auseinandersetzung möge jener nach seinem Ermessen möglichst günstig für Adèle schlichten.

Er trug, so spät es nach Mitternacht war, diesen Brief selber bis zum Postkasten am Stadtbahnhof, ging dann über die schweigenden Linden in sein Hotel zurück. Dabei dachte er, ob sie jetzt schlief oder an ihn denkend wache, ob sie schon mit ihren Verwandten gesprochen hatte? Und wie sie ihn morgen empfangen würde? So mädchenhaft scheu, so damenhaft vornehm, wie sie heute ihm gegenüber gesessen hatte?

Dann im Traum — es wollte tagen, als er sich endlich ins Bett gelegt hatte und darauf sofort todmüde einschlief — im Traum kam sie zu ihm. Aber nicht vornehm und scheu und gehalten. Sie zitterte vor Verlangen nach seinen Küssen, sie warf sich über ihn und preßte ihren Körper an seinen, daß ihm der Atem schwinden wollte. Und dann schluchzte sie herzzerbrechend, weil er ihr zu lau war, weil seine Küsse sie nicht brannten, weil er sie nicht in die Lippen gebissen hatte. Und erhob sich und zog ihn mit sich, über einen weiten, totstillen Platz in einen wildverwachsenen Wald, in dem die Zweige beim hastigen Vorübereilen — sie zerrte ihn, er folgte ihr keuchend — ihm schmerzlich in die Augen schlugen, ihm die Backen und Lippen ritzten. Sie kamen durch enge, hallende Gänge. Immer

Digitized by Google

vorwärts, immer vorwärts riß sie ihn mit. Nun stand sie oben, auf einer Treppe. Sie wollte ihn nachziehen. Aber die Wände waren grausam zusammengerückt, die Decke hatte sich vorgeschoben, er konnte nicht durch. Sie, oben auf den Stufen stehend, hielt mit langausgestreckten Händen seine Hand noch eisenfest. Er wollte nach, er mußte nach. Und die harte Balkendecke litt es nicht, er stieß mit dem Kopf an. Die weißen, kalten, gekalkten Wände engten ihn ein. Er versuchte die Stufen zu steigen. Sie rief nach ihm, er hörte den Vorwurf in ihrer Stimme. Ich komme! rief er. Nein, er wollte nur rufen, er konnte auch das nicht. Nicht vorwärts, nicht rückwärts, nicht zur Seite, nicht zu ihr, die nach ihm begehrte. Seine Stimme erstarb ihm im Halse, daß er kein Wort herausbringen konnte, ihr zu sagen, wie er sich mühte, weshalb er nicht kann. Einen letzten Versuch noch. Er stemmte sich gegen die lastende Decke mit seinem Kopf. Dabei hatte er seine beiden Ellbogen nötig, beide Arme, beide Hände, um die hölzerne Schwere der Wendeltreppe in die Höhe zu heben. Und hatte dazu ihre Hand losgelassen. Und sie die seine. Sie war verschwunden . . . . .

Lisa, wo bist du! Lisa, Lisa! — — — Mit dem Aufschrei war er erwacht. Die schwere, seidene Federbettdecke hatte er auf den Boden geschleudert. . . . . .

* * *

Das Arbeitszimmer des alten Herrn von Freyen, General a. D., sah nach rückwärts auf Gärten hinaus. Draußen stand das oktoberfarbene Laub gelb und rotgolden in der Sonne. Dem Hausherrn an seinem Schreibtische umspielte das Licht sein schlohweißes gebücktes Haupt. Bis zu dem anderen, der ihm gegenübersaß, reichte es kaum, von dem Halbdunkel fühlte er sich wohltuend umhüllt. Und wußte doch, wie die Augen, kluge, gütige, verstehende Augen des alten Herrn durch ihre großen Brillengläser die ganze Zeit mit prüfender Sorge auf ihm ruhten, ihm bis ins Herz zu dringen suchten. Er mußte sich zusammennehmen, um nicht wie ein Knabe sich vorzubeugen und zu betteln: verzeih, sei nicht bös, ich weiß, es ist unrecht, aber ich war es ja nicht, der es tat! — Doch es brauchte keiner entschuldigenden Worte. Exzellenz hatten den Brief erhalten, gelesen und schon vorher von seiner Nichte gehört, daß Herr Doktor Axel Heller um die Hand der Komtesse bei ihm anzuhalten wünsche. Exzellenz wußte, daß Komtesse Lisa entschlossen sei, diesem Wunsche Gewährung zu geben. Exzellenz und Ihre Exzellenz, die Frau Generalin, liebten diese junge Nichte über alles. Komtesse Lisa sei mündig und selbständig, sei klug und gut. Wenn sie einen Mann erwähle — sie hätte, wie der Herr Doktor wohl wisse, die besten, die höchsten, allerhöchsten Anträge zurückgewiesen — — wenn sie einen wähle, so werde es kein Unwürdiger sein. — Exzellenz hatten den Pastor Heller wohl gekannt, ein vortrefflicher Mann. Vielleicht etwas eng in seinen Lebenssitten und Regeln, anders als man heute ist.

„Ich war jünger als er," schloß der General. „Sie — — Sie sind viel jünger als ich bin. Meine Ansichten vom Leben und dessen Pflichten werden Ihnen wahrscheinlich enger erscheinen, als mir vor einem Vierteljahrhundert die Ihres Vaters scheinen wollten. Ich finde gegen Ihre Verbindung von meinem Standpunkt aus so vieles einzuwenden, so un-

Digitized by Google

endlich vieles, das Sie nicht anerkennen würden. Junge Verliebte haben von jeher das Recht besessen, ihre Unvernunft gegen alle Vernunft der Alten zum Siege zu führen. Ich möchte nun Ihre Gründe hören, die dafür reden, ich wünsche mich überzeugen zu lassen, bis alle meine Gründe dawider schweigen müssen."

Es war eine Aufforderung für ihn, zu sprechen. Gründe dafür? Ja, wußte er welche? Wenn er nun bei der Prüfung durchfiel, wenn er jetzt am Ziel noch unterlag! Er wollte etwas sagen und stockte. Wie heute Nacht im Traume wollte ihm seine Stimme im Halse ersterben. Aber er mußte, er wollte siegen! Er nahm sich zusammen.

„Mein Vater . . . . . Exzellenz haben recht. Er hätte mein ganzes Leben getadelt. So auch diesen Schritt. Es ist nicht vernünftig, ist unvernünftig, sehr, sehr, ich weiß das. Aber . . . . Lisa! Sie sagen, sie ist gut. Das ist sie. Ich, nein, ich bin leider nicht gut, so nicht, bin ihrer nicht würdig. Ich hätte es auch nie gewagt, nicht im Traume, wenn nicht . . . . Exzellenz, Sie überzeugen kann ich nie und nimmermehr. Dazu bin ich viel zu wenig selbst überzeugt. Nur eben . . . . . Lisa! Und sie wünscht es. Und ich habe sie lieb."

Mit diesen wenig würdevollen Worten erzielte er mehr, als er gedacht. Der alte Herr stand auf, hielt ihm die Hand hin und drückte die seine. „Ich glaube Ihnen. Sie meinen es ehrlich. Nun, wir wollen sehen."

Er klingelte. „Ich lasse Komtesse Torring bitten."

Und als das junge Mädchen hereinkam, gefolgt von ihrer Tante, der Generalin, einer hübschen, rundlichen Dame, die sehr leicht weinte und noch leichter lachte, ging der General auf sie zu: „Mein Kind, wir sind übereingekommen, Doktor Heller und ich, daß es in dieser bedenklichen und schwierigen Sache nur eine entscheidende Stimme gibt: deine; nur einen Willen, der weiß, was er will — deinen! Ich werde über Doktor Heller von verschiedenen Seiten Erkundigungen einziehen. Ich hoffe, daß sie günstig ausfallen. Im übrigen . . . . . du weißt, was an deinem Schritt ungewöhnlich und beängstigend ist. Deine Tante da schluchzt. Dein erwählter, zukünftiger Gatte sagt mir selbst, es sei unvernünftig. Deine Freundinnen und Bekannten werden dich vielleicht auslachen. Das wirst du, wie ich dich kenne, ertragen. Die Zukunft muß zeigen, ob du töricht, ob du sehr weise gehandelt hast. Und nur du, nur du, Lisa, mein armes Kind, wirst zu leiden haben, wenn dein Herz sich täuschte."

„Nein," sagte sie ernsthaft, „weshalb denn nur ich? Er ebensogut, er vielleicht mehr noch. Ihr denkt immer nur an mich. Wie schrecklich viel eine Gräfin aufgibt, die Frau Doktorin wird, das bedrückt ihn selber wie euch. Ich finde es aber gar nicht so schrecklich. Und wenn er einmal, wie er hofft, zum Abgeordneten erwählt wird, zum Vertreter des Volkes, im wahrsten Sinne, so will ich stolz sein. Wirklich, Tante Virginie! Ich gebe ja nichts auf, was mir sehr wert ist, euch hätte ich für jede Heirat verlassen müssen. Aber verlieren kann ich euch nie. Er aber — er wird etwas aufgeben müssen, was einem Mann das Teuerste ist und was ich im Gegenteil durch ihn gewinne — die Freiheit! Ist das nicht viel, ist das nicht alles! Ich meine, er sollte sich wohl besinnen, wenn er es tut.

Digitized by Google

Und tut er's dann doch und tut er's freudig — — — oh! so müssen wir ihm danken, ihr Beide mit mir."

* * *

Sie waren also verlobt. Doktor Axel Heller und Komtesse Lisa Torring-Löwenhausen. Er saß an seinem Redaktionstisch in seinem Bureau mit der verräucherten Tapete, dem eisernen Öfchen in der Ecke, den Bücherstapeln, den Broschüren, Briefen, Gesuchen, Geschäftsannoncen, in hohen Haufen, die sich in den beiden Tagen seiner Abwesenheit angesammelt hatten. Die Spezial-Redakteure kamen und gingen. Musikreferent Doktor Lüders wetterte, daß sein Konzertbericht nicht erschienen sei. Heller mußte ihn begütigen. Er hatte die Zeitung von heute morgen ausgebreitet vor sich liegen — aber nicht auf der ersten Seite, wo anstatt seines gewöhnlichen Leitartikels ein recht schwächlicher politischer Essay seines Vertreters zu lesen war, vielmehr auf der letzten. Da standen die Verlobungsanzeigen. Seine noch nicht. Es war ihm ein gräulicher Gedanke, alle Welt in seine intimsten Herzenserlebnisse einzuweihen. Lisa, der General und die Generalin stimmten, jeder wohl aus andern Gründen, darin mit ihm überein, daß diese Verlobung nicht eine heimliche bleiben solle, doch ebensowenig gleich schwarz auf weiß angezeigt und gedruckt werden müsse. Trotzdem las er auf dem ausgebreiteten Zeitungsblatte deutlicher als die Namen aller Meyers, Schulzes und Müllers, die ihr Liebesglück hier der Welt mitteilten, ihre beiden:

Komtesse Lisa Torring
Axel Heller.

Las sie und sagte sie laut vor sich hin und schüttelte den Kopf. Ein Seufzen stieg ihm tief aus seiner Brust auf. — Es ist ja nicht möglich! Es kann ja nie werden! — — —

„Guten Tag, Doktor, da sind Sie wieder," rief eintretend der junge Feuilletonredakteur Doktor Wilhelmy; „war das ein Schrecken, als Sie vorgestern morgen nicht kamen! Und nun gar gestern noch Ihr Brief! Ich meinte wirklich, Sie wären ein bischen . . . na, — — krank geworden. Sagen Sie, das, das mit Fräulein Adèle? Es ist doch nicht Ihr Ernst?"

„Haben Sie meinen Auftrag nicht ausgeführt?"

„Aber natürlich, was sollte ich denn machen? Nur . . . sie lachte mich aus. Sie glaubte die Sache ebensowenig. Wir hielten es beide für einen guten Witz und haben dann zusammen soupiert. In dem Austernkeller an der Ecke. Es war sehr fidel. Fräulein Adèle meinte auch, Ihnen würde es leid tun, daß Sie nicht mit dabei gewesen wären. Wir tranken auf Ihre baldige Genesung und Rückkehr."

Komtesse Lisa Torring
Axel Heller . . .

„Was sagen Sie da?" fragte Doktor Wilhelmy.

„Nichts. — Oder doch . . . . . Ich sagte etwas, ich meine etwas. Wilhelmy, Sie wollen mir also diesen Dienst nicht leisten?"

„Aber Sie wissen doch, bester Doktor, wie ich Ihnen verpflichtet bin, Sie wissen auch, ich wäre noch gar nichts, wenn Sie mich nicht hierher gebracht hätten. Und ich . . . . Doktor Heller, muß es denn sein? Ein

Digitized by Google

Mädchen, so reizend, so warmherzig, so . . . . . Na, gerade heraus, ich bin sonst nicht sentimental, aber ich, an Ihrer Stelle, ich brächte so etwas nicht übers Herz."

Axel stützte den Kopf in die Hand. Der hübsche Bursche da vor ihm, mit dem dichten braunen Haar, von dem nur eine volle Locke schöngeschwungen tief in die Stirn fiel, mit dem hochhinaufreichenden Kragen, der graugemusterten Dichterweste aus der Biedermeierzeit, der nannte sich unsentimental. Und war es wirklich, trotz dieser poetischen Äußerlichkeiten, trotz seiner weltschmerzlichen Gedichte. Er war vielmehr sehr real und recht praktisch. Aber er hätte es nicht getan, so etwas, das ein junges liebendes Weib plötzlich rechtlos, schutzlos macht. In Offiziers- und adeligen Kreisen findet man ein Abstoßen früherer Verpflichtungen vor der Ehe selbstverständlich. In seinen nicht. Er beging also schon eine Handlung, die einer neuen Moral entsprach, einer, die sonst nicht die seine gewesen. Und doch mußte sie die seine nun werden. Es half nichts. Durch!

Wieder sagte er sich ihre beiden Namen gleich einer Zauberformel vor. Laut fragte er: „Ist das wahr? Das von dem Lachen und dem Souper?"

„Ich sollte es Ihnen so erzählen. Sie bat mich darum. Was konnte ich tun?"

„Und — — — — sonst? Was ist wahr?"

„Ich habe ihr den Brief gezeigt. Es schien mir das Klügste. Sie wollte mir wirklich anfangs nicht glauben. Dann weinte sie. In meinem ganzen, ganzen Leben habe ich noch keinen Menschen so weinen gesehen. Das war echt. Liebster Doktor, das war echt! Ihr Herz schien zu brechen."

Axel nickte vor sich hin. Er kannte ihr Weinen. „Sie ist auch echt," sagte er seufzend, „ihr Herz zerbricht auch. Aber es läßt sich dann vielleicht kitten. Sind Sie sofort nach dem Weinen gegangen?"

„Ja," sagte der junge Mensch, „natürlich. Wie hätte ich denn wagen sollen . . . . . ."

„Schade. Wären Sie ein bischen länger geblieben, so hätte das Austernsouper wohl auch noch zu den Möglichkeiten desselben Abends zählen können. — Aber ich sehe, seine eigenen Liebessachen muß man lieber selber zu Ende führen. Und seine eigenen Artikel besser selber korrigieren. Ich bitte Sie, was sind da wieder für schreckliche Druckfehler stehen geblieben! Und da, in meinem Nachruf ist plötzlich ein ganzer langer Satz ausgefallen. Nun ist da der bare Blödsinn zu lesen! Tun denn weder Sie, noch Lüders, noch all die anderen die Augen auf, wenn's Ihre eigene Arbeit nicht gilt? Diese Kerls in der Druckerei haben, scheint es, gar keine Idee, was Sinn ist, was nicht. Drehe ich einen Tag nur den Rücken, passiert gleich so etwas. Es ist doch zum Verrücktwerden, wahrhaftig!"

Er klingelte heftig nach dem Faktor und kanzelte darauf den alten Mann gehörig herunter. Der Korrektor und der Metteur en page bekamen seinen Ärger zu fühlen. Wilhelmy war noch dageblieben. Er stand etwas abseits; er spürte wohl, daß dieser ungewohnte Zornesausbruch seines Chefs im Grunde nur ihm galt. Und als die anderen gegangen waren, kam er wieder vor zu dem Schreibtisch und legte die Hand auf Hellers Stuhllehne:

Digitized by Google

„Doktor, wirklich, was sollte ich machen? Können Sie mir denn nicht vergeben?“

„Machen Sie ein Gedicht drauf, Wilhelmy, das ist noch das Beste, was Sie tun können,“ rief Axel geärgert. „Warum ließ ich's mir auch einfallen, Sie, gerade Sie, würden mir die Sache ordnen, die Geldfrage rasch und praktisch lösen.“

„Doktor,“ sagte der junge Mensch gekränkt, „Sie wissen, ich bezahle immer am ersten. Nur dieses Mal — ich denke, ich habe doch sonst bisher Ihren Vorwurf nicht verdient!“

„Nein, nein, nein!“ Axel sprang auf und ergriff seine Hände, „das meint' ich doch nicht, daran dacht' ich doch gar nicht. Sprechen Sie nicht mehr von der Bagatelle. Nein, wirklich, Wilhelmy, eine so schlechte Meinung dürfen Sie nicht von mir haben. Ich bin nur heute — wie soll ich es sagen — aus meiner Bahn gerückt, verwirrt, ja verzaubert! Es geht mir alles drunter und drüber, ich möchte mich mit jedem Menschen zanken und ich bin doch allein schuld . . . . . Gehen Sie jetzt. Sie machen nichts besser. Was ich mir selber eingebrockt habe, werde ich auch selber wohl auslöffeln können. Es war eine Torheit, war ein Unsinn, zu denken, daß Sie . . . . . Übrigens — — Ich muß meinen Leitartikel noch schreiben. Auf Wiedersehen nachher. Und — nicht wahr? — Nichts für ungut.“ — Damit schob er ihn aus dem Zimmer.

Er saß dann wieder die Zeitung anstarrend, die vor ihm lag. Ob es die erste Seite war, ob die letzte, wußte er nicht. Denn die beiden ungedruckten, verschlungenen Namen, die alles andere unlesbar gemacht, die sah er jetzt nicht mehr leuchtend deutlich über alle Zeilen geschrieben. Was da stand, das erschien grau und unerfreulich.

* * *

Der Leitartikel, der am nächsten Sonntag Morgen erscheinen sollte, handelte davon, daß jeder Staat wie jeder Mensch und Deutschland vor allem von den Sünden seiner eigenen Vergangenheit in Fesseln geschlagen sei. Und daß zu dem für Staat und Menschen einzig errettenden Vorwärtsgehen eine gewisse Dosis von Härte, eine gewisse scheinbare Pietätlosigkeit notwendig sind, wie sie Bismarck gelehrt hat. Staat und Mensch brauchen, um zu gesunden, die Freiheit, ihren Weg so zu richten, wie an jedem jungen Tage ihr Lebensbedürfnis es erfordert. Und sollten auch hundert arme Leben, die sich früher dem ihren verknüpften, darum hinwelken und verbluten, gleich Waldbäumen, die zu eng gepflanzt sind, sie beide dürfen des nicht achten, der Staat nicht, der Mensch nicht, dürfen sich nicht ängstlich umsehen, jene zu retten, ihr Recht ist ihr Leben, ihr Leben ist recht!

Er saß und las die Korrektur, abends spät. Phrasen, Phrasen! Herzlos bleibt herzlos. Er sprang auf und lief durch das Zimmer, drehte die elektrische Lampe in der Mitte ab, weil ihm der Schein allzu grell in die Augen stach, drehte sie sofort wieder an, weil die eine Birne an seinem Schreibtisch die Zimmerecken in allzu gespenstischem Dunkel ließ. Auf dem Stuhl lagen sein Handkoffer, Hut und Überrock schon bereit. Er wollte mit dem Nachtzuge wieder nach Berlin. Inzwischen tat er, was er all die Abende her als liebste Herzstärkung nach des Tages Wirrsal sich zur Pflicht

Digitized by Google

gemacht hatte, er schrieb an Lisa. Dann fielen all die anderen Pflichten, all die Sorgen, Zweifel und Kümmernisse von ihm ab. Was sie ihm war, das fühlte er am klarsten, wenn er sich hinsetzte, ihr zu schreiben. Er sagte ihr alles. Ehrlich sein ihr gegenüber, schien ihm die einzig mögliche Art, ihr seine Liebe zu beweisen. Er berichtete ihr, wie bös ihm zu Mut war, wie wenig ihm seine Arbeit genügte, seit er, was er schrieb, mit ihren Augen beurteilte. Die Korrekturfahnen seines morgigen Artikels legte er ihr ein. Adèles Namen nannte er nicht, so wenig wie bisher in den Briefen. Daß sie trotzdem ihn verstehen würde, das fühlte er. — So sorge dich doch nicht, hatte sie ihm gerade heute morgen geschrieben, als könnte ich je mit Bedauern oder mit Reue zurückblicken. Ich habe immer gefunden, was war, das ist vorbei. Es gut zu machen, dafür gibt es nur ein einziges Mittel, all seinen Willen, all seine Kräfte vorwärts richten auf das, was sein wird. — Es waren beinah dieselben Worte, die er gebraucht. Und wie ein Jüngling hielt er den herzstärkenden Bogen an seine Lippen und — küßte ihn. Er konnte nicht anders. Etwas von ihrer schüchternen Schönheit, von ihrer süßen, mutigen Frische klang für ihn aus jeder Silbe, duftete ihn an aus dem starken, weißen, mit zierlicher Handschrift bedeckten Papier. Er fühlte sich kräftiger und befreit durch ihre Worte. Und er schloß den Brief an sie rasch. Steckte er ihn in den Kasten am Zuge, so erreichte sein Schreiben sie früher als er selbst, der Verlobte, schicklicherweise bei seiner vornehmen jungen Braut anklopfen durfte.

Von Adèle hatte er auf verschiedene Briefe, die er in diesen Tagen an sie gerichtet, keine Antwort erhalten. Nun hatte er schließlich einen Advokaten beauftragt, mit ihr zu verhandeln. So war auch das abgetan, würde bald geordnet sein. Er fühlte sich befreit, erleichtert.

Und nun war's Zeit, er mußte eilen, wollte er, wie er sich vorgenommen hatte, zu Fuß zur Bahn gehen, um nach dem heißen Arbeitstage ein wenig frische Luft zu atmen. Seinen Brief hatte er in die Brusttasche geschoben, er zog den Rock an, griff nach seinem Hut. Es klopfte. Der Faktor noch einmal, dachte er ärgerlich: „Herein!"

Da stand das Mädchen mitten im Zimmer. —

Sie ließ ihm keine Zeit, etwas zu sagen, flog auf ihn zu, fiel ihm um den Hals: „Da hab' ich dich endlich! Du wollt'st mir verbieten, zu dir zu kommen? Als ob ich mir das verbieten ließe!"

Er schob sie von sich fort, wich zurück, suchte ganz kühl zu sein: „Bitte! Laß das, du weißt doch schon . . . . . ."

„Ach was," rief sie und stampfte mit dem Fuß, „ich weiß gar nichts. Ich will auch nichts wissen und will auch nichts hören. Das ist ja undenkbar. Du und ich! Wir leben bald vier Jahre zusammen. Du kannst mich doch nicht so, mir nichts, dir nichts, zum Haus hinaus werfen."

„Das tue ich auch gar nicht," sagte er leise, „die Wohnung bleibt dir, die Einrichtung auch. Ich hatte Doktor Wilhelmy gebeten . . . . . ."

„Ja der! So ein dummer Junge. Macht mir den Hof und will dich ersetzen. Ich hab' ihm die Tür gewiesen. So bin ich nicht. Und überhaupt, und überhaupt! — Was willst du denn ohne mich anfangen! Heiraten wohl? Eine reiche Partie? Wen denn, wenn man fragen dürfte? Die muß ja eine schamlose Person sein! Na, ich will es ihr

Digitized by Google

schon sagen, daß du nicht frei bist, und daß du mich lieb hast, mich allein, vier lange Jahre. Und bis vor acht Tagen. Mich! Keine sonst!" —

Er stand an der Tür, die Hand am Drücker. Die Augen hielt er fest auf die Kaminuhr geheftet. Wenn es Zeit war, so wollte er fort, gleichviel was sie sagte, gleichviel wie sie weinte. Daß er sie einmal lieb gehabt hatte, schien ihm jetzt kaum denkbar. Ihre rotblonden Haare (sie waren nicht gefärbt, sondern echt rot) gingen ihr auf in der Erregung. Er kannte den Trick und ließ sich nicht rühren. Sie riß ihr Federbarett herunter, warf die schwere Pelzjacke ab und stand da im kurzen, schwarzen Kleide, von dem rotgoldenen Mantel ganz umhüllt, ein Bild, eine Farbensymphonie. Und dennoch .... sie sah, daß er sie nicht schön fand. Es war wie ein Strom, der unsichtbar die beiden miteinander vertrauten Menschen in dem gleichen Augenblick verband und trennte. Sie kannten sich so gut, daß er wußte, dieses ist nun ihr letztes Mittel — daß sie an dem Ausdruck in seinen Augen ihre völlige Machtlosigkeit erkennen mußte. Und jedes spürte sich dem andern meilenfern und jedes fühlte für den andern etwas wie Haß in dem empörten Herzen aufquellen.

Er setzte den Hut auf: „Ich muß jetzt gehen."

Sie schrie: „Ich will's nicht, ich will's nicht, ich will's nicht!" Und trampelte mit beiden Füßen und weinte und schluchzte und warf sich nieder und wand sich auf dem Boden in Krämpfen.

* * *

Als er in der Bahn saß und kaum wußte, wie es ihm gelungen war, Adèle zu beruhigen, sich loszureißen und zur rechten Zeit noch zum Zuge zu gelangen — als er im Coupé saß, überkam ihn so ein Gefühl, als hätte er sich aus brausenden Strudeln auf einen rettenden Felsen geflüchtet. Das Klappern der Maschine klang ihm nervenberuhigend, ein Wiegenlied, wie es in fernen, graufernen Tagen seine blonde Mutter im Pfarrhausgarten ihrem Jüngsten gesungen hatte. So ein sonntäglicher Frieden schien ihm in dem dumpfen Coupé zu herrschen wie einst daheim, wenn er nach wildvertobten und wütend durcharbeiteten Semestern ins Pfarrhaus kam und dann auf der Parkwiese hinter dem Hause zum Träumen und Nichtstun sich in die Sonne hingelegt hatte. Er fühlte mit der Hand nach Lisas Briefen, die er in seiner Brusttasche trug. Frieden, Ruhe, Freiheit .... alles war in diesen Briefen, war in ihr. Ist es wahr, kann es denn jemals Wahrheit werden? — fragte er sich. Ja, ich will, ich will, daß es werde. — Zu diesem Texte rollten die Räder, klopften die Achsen, tickten, knackten, knirschten die Wände, die Türen und Fenster des Eisenbahnzuges ihre gleichmäßige Melodie. Wer aber vermöchte so eine lange, lange wache Nachtfahrt hindurch, wer nur eine einzige Stunde, stets dasselbe zu hören, das eine zu fühlen? Der Schaffner kommt und guckt ins Coupé. Ein Mitreisender schnarcht. Die Welt und die Gedanken lauern vor der Tür draußen.

Du willst, du willst? — Er mußte sich die Ohren zuhalten, um das klappernde Rollen, das spottende Rütteln, das höhnische Knirschen nicht ewig zu hören.

Du, Menschlein, was hilft dir all dein Wollen, hat es das Schicksal dir anders beschlossen.

Digitized by Google

Du mußt, du mußt, du mußt und wirst müssen, vielleicht was du nicht willst, gewiß, was du nicht willst! — so ächzt und krächzt die Lokomotive.

* * *

Im Hotel hatte er nur wenig geschlafen. Er fühlte sich aber nach Bad und Toilette ganz erfrischt, als er im kühlen Herbstsonnenschein quer durch die Alleen seinem Ziel entgegenging. Warum sollte denn das Glück nicht möglich sein? Warum ihm nicht möglich? Er war Manns genug, es stolz zu tragen! Als er durch den tiefen Vorgarten kam, an dem weißen, altmodisch-vornehmen Hause die Glocke zog, und als er dann in der Bibliothek mit dem Blick auf den Garten doch ein wenig warten mußte und sich an dem offenen Kaminfeuer wärmte, da konnte er über sich selber lächeln. Ein Mann von der Linken! Das mag man aus Überzeugung sein, für Gleichheit schwärmen, Reichtum und äußere Formen verächtlich als Zwang empfinden. Aber wie wohl trotz alledem so ein bißchen Vornehmheit tut! Wie behaglich man sich in das gutgeregelte Gefüge altgewohnten Reichtums hineinpaßt. Wie selbstverständlich und vertraut uns die scheinbar strengen Gesetze plötzlich erscheinen, sobald sie unserer Eitelkeit schmeicheln! Der Diener im Vorsaal, der mit so unbeweglicher Miene seinen Rock nimmt, seinen Hut aber (den er eben ablegen wollte) höflich ihm wieder in die Hand drückt (weil es guter Stil ist, den Hut mit in den Salon zu bringen), der Diener selbst gehört mit zu dem neuen, wohligen Ganzen, das ihn über sein altes Ich hinaushebt.

Und dann kam Lisa.

Als sie da war, fühlte er keine Neuheit mehr, fühlte weder freudig noch traurig, daß er an andere Kreise gewöhnt war. Sie kam durch das tiefe, dämmernde Zimmer, zwischen den hohen, eichengeschnitzten Bücherständern mit all ihren farbigen Lederrücken zu ihm ans Fenster in das Licht, ein Lichtstrahl selbst. Ein Lichtstrahl mit einer kleinen Herrenkrawatte, in einem ganz schlichten, graumelierten, wollenen Kleide, das fehlerlos saß. Sie lächelte, mehr mit ihren Augen, als mit den Lippen, lächelte und kam zu ihm und lehnte sich an ihn . . . .

„Nicht wahr," sagte sie leise, „wir wollen gar nichts Vernünftiges sprechen. Wir wollen wieder wie als Kinder die Vögel in den alten Linden zwitschern hören und über die große Schloßwiese laufen und hinterm Heuhaufen verborgen, still, ganz still am Weiher sitzen, neben der Schaukel — weißt du noch? — und gar nichts sagen. So ist mir zu Mut. Ich weiß nicht, wie dir ist? Aber mir ist so."

Er wußte es selbst nicht. Ihm war wie im Traum. Auf der tiefen Fensterbank saßen sie nahe beieinander. Er nahm ihre Hände und beugte sich nieder und legte seine Stirn auf die Hände: „Mir ist wohl. Alles ist mir recht, was du willst. Ich bin ja zu Hause bei dir, in der Heimat!" — —

* * *

Nach dem Frühstück, bei dem der General den Doktor ebenso höflich wie in der vorigen Woche behandelte, war es mit der Traumstimmung vorbei. In einem kurzen Beiseite machte der alte Herr ihm die erfreuliche Mitteilung, daß die Auskunft sehr günstig gelautet habe. Sogar seine Kandidatur für den Reichstag hielte man jetzt, nach dem Abgang des bis-

Digitized by Google

herigen Parteihauptes, für recht aussichtsvoll, da er so allgemein beliebt sei. Und wenn es freilich bedauerlich bleibe, daß er gar so weit links sitzen werde, so könne man ihm doch nur gratulieren, wie richtig und tüchtig er seine Chancen beurteilt habe. Axel verbeugte sich etwas steif. Es klang aus dem allem ein Ton, der ihm mißfiel, eine Möglichkeit des Zweifels, so als ob vielleicht die Auskunft auch anders hätte lauten können, anderes zutage fördern, als er selber gesagt. Seine leicht reizbare Haut war ihm körperlich schmerzhaft berührt. Die Generalin kam — wieder mit ihrem Taschentuch an den Augen — sie hätten auf den Wunsch der Komtesse deren Freundinnen und Cousinen mit ihren Männern zum Essen geladen. Und — das wäre in ihren Kreisen einmal so Sitte — vielleicht sei es ja überflüssig, aber doch .... ob er sich, allenfalls, irgendwie, irgendwo, einen Frack noch heute, am Sonntag, verschaffen könne?

Er verbeugte sich, abermals mit zusammengeschlagenen Hacken. „Ich habe einen Frack mitgebracht."

Man soll nicht empfindliche Haut besitzen, sagte er sich und biß die Zähne übereinander, die Ritzung des kindischen Nadelstiches nicht zu fühlen, Aber dann war's Lisa selber, die mit ihrem sonnigsten, kindlichsten Lächeln, ihren unschuldig liebenden Händen ihm eine Wunde beibrachte, eine Wunde, von der sie nichts wußte, doch die bis ins Blut ging.

„Was wollen wir tun? Sag', Axel, was willst du? Tante Exzellenz muß jetzt schlafen. Und dann die Sonntagsvisiten empfangen. Brrr, das ist schreckhaft, wir wollen entfliehen. Wir haben zwei Stunden, zwei ganze, runde, volle Stunden frei für uns allein. Sag' du, was magst du — still sitzen hier im Zimmer?"

„Ich mag, was du magst, im Zimmer, draußen — nur was du willst!"

Sie dankte ihm wortlos mit einem Blicke. „So wollen wir hinaus ins Freie, recht, recht weit hinaus, wo's nicht so voll ist von Sonntagsmenschen. Ich bestelle mein Automobil."

„Dein Automobil?"

„Ja," sagte sie. „Wundert's dich, daß ich eines habe? Gefällt dir das nicht von einer Dame? Ich habe es nicht aus Sport gekauft. Solche Sehnsucht nach Luft bekam ich hier in der Stadt! Onkels zwei Füchse, die gehen in gar zu ehrbarem Trott. Unsere Pferde natürlich sind draußen geblieben, in Löwenhausen. Und mir neue zu verschaffen, ohne Papa, der sie sonst für mich ausgesucht hat ... Da wollt' ich lieber ganz was anderes, was mich gar nicht an früher erinnert."

„Und da kaufteſt du dir ein Automobil?"

Sie nickte nur, schellte, befahl dem Diener, den Chauffeur zu sofort zu bestellen.

Wie hätte sie's denn auch ahnen sollen, was ihn beleidigte und kränkte! Wie hätte sie es nachfühlen können, daß es ihn beschämend traf, wie ein Hieb ins Gesicht, wenn seine Braut immer und immer die Gebende war, er nur eben mitgenießen durfte, was nach seiner Ansicht er, der Mann, hätte geben und spenden müssen! —

* * *

Durch die Tiergartenalleen, deren Bäume in rotgolden herbstlichem Blätterschmucke standen, rasten, sausten sie dahin. Unter dem grünen,

Digitized by Google

dichten Schleier, mit dem sie sich zum Schutz den kleinen Hut festgebunden hatte, glühte ihr junges Gesicht von der Fahrt und dem Wind; ihre Augen schienen vor Lust zu tanzen. Er hatte sich schweigsam in seine Wagenecke gedrückt. — Und wenn sie so glücklich und wenn sie so reich war — war er denn so kleinlich, ihr das zu neiden? Gönnte er ihr deshalb nicht die Freude, weil er sie ihr nicht schaffen konnte? Mußte er nicht vielmehr ihr danken, ihr und dem Himmel oder dem Schicksal, das sie so hatte werden lassen, und das sie, mitsamt dem Automobil und dem Grafentum und mit diesem Gesicht und mit diesen Augen, ihm darbringen wollte?

„Nicht wahr, nicht wahr, es macht dir auch Spaß? Es ist doch schön, so die Welt zu durchfliegen. Und nun bist du mir nicht mehr böse, Axel, daß ich das Automobil gekauft habe?" Sie drehte sich zu ihm um mit der Frage, sah seinen Blick und mußte erröten.

„Woran denkst du?"

„An dich!" sagte er. Er sprach ganz leise, obwohl eine Glaswand sie davor schützte, daß der Chauffeur sie hören konnte. „An wen sollt' ich sonst denken, Lisa?"

„Und das macht dich ernst?"

„Du fährst so strahlend dahin und lächelst. Aber das Leben, das du erwählt hast — leicht wird dir's nicht sein. Lisa, weißt du denn, was du tust?"

„Ja," sagte sie. „Ich weiß es gut. Ich kenne dich. Und ich habe dich lieb. Ich tu', was alle Mädchen tun möchten. Nur — daß ich dir's sagte, noch eh' du gefragt hast . . . das . . . . freilich, das . . . . ."

„Nein," rief er leidenschaftlich, „das nicht, das war nur schön, nur gut, nur dir ähnlich. Du tust, was alle Mädchen tun möchten, den Mann sich wählen, der ihnen gefällt. Meinst du denn, daß eine, eine unter hunderttausend, den Mut besäße, wie du zu tun? Nein, laß mich ausreden, einmal muß ich's. Du sagst, du kennst mich. Und hast ja nicht die kleinste Ahnung davon, wie ein Mann ist, noch minder, wie ich bin. Deine Vettern und selbst deinen Onkel siehst du nur in Paradestimmung, im Salon. Mich wirst du abends und morgens sehen, bei Tag und bei Nacht, in jeder Beleuchtung, verliebt und verärgert, im schäbigen, an den Ellenbogen zerschlissenen Büreaurock und . . . . . Komtesse Lisa, bedenk es dir wohl! Du kennst mich, sagst du? Zwischen den Kaufleuten in Hamburg da gefiel ich dir gut. Weil ich deine Art noch kannte, weil ich mich gerader hielt als die anderen, weil ich mit dir von Löwenhausen plaudern konnte, von den Wiesen, von der Schaukel, von damals! . . . . Aber wenn du erst meine Frau bist, mich leidenschaftlich und heftig siehst und kleinlich, nur an Groschen gewöhnt, wo du mit Tausendmarkscheinen umgehst, und oft von der Schwere des Menschendaseins zu Boden gedrückt . . . (Du nennst mich Dichter, ich bin's vielleicht darin, daß ich alles Leid heißer empfinde, als ich es sollte, da ich's doch nicht zu ändern vermag); . . . . oft verstimmt, geärgert, eifersüchtig auf dich, auf jeden deiner Bekannten von früher, jeden adeligen Leutnant! Und siehst mich ängstlich bedacht, meine Ehre, meine Stellung in meiner Partei mir zu wahren, daß ich Redakteur bleibe, willst du ja selber — und herrisch, launisch, dich bewachend, daß du nicht eleganter gekleidet, nicht vornehmer auftrittst, als Redakteurfrauen sonst sich zeigen, daß man nicht mich an deiner Seite lächerlich finde . . . .

Digitized by Google

Komtesse Lisa, wenn es dir nur dann noch leicht fällt den Plebejer lieb zu behalten!"

„Ich will's darauf wagen," sagte sie stolz.

Er atmete schwer. Ihm graute davor, daß er je so sein würde, wie er sich selber neben ihr in dem dahinsausenden Fuhrwerk fühlte: ein Geringerer als sie.

„Alle Menschen haben Fehler," sagte sie. „Ich gewiß und sehr viele. Ich bin herrisch, selbstsüchtig, verwöhnt. Auch du kennst mich nicht ganz. Auch du wirst überwinden müssen, wirst dich erst wundern und dich dann gewöhnen und mir es verzeihen. Meine Schwächen gehören zu mir und deine zu dir. Das ist einmal so. Darein müssen sich Eheleute eben schicken und einander geduldig tragen."

„Wären wir nur erst Eheleute," flüsterte er. — — —

„So bald du willst, so bald du denkst .... Tante Virginie wird weinen ... Das tut sie auch später, wohl nach einem Jahr noch. Das abzuwarten, währt uns zu lange. Sag', wann du willst. In einem Monat? Dann ist meine Aussteuer nicht fertig. Stört dich das sehr? Man schickt sie mir nach."

„In einem Monat?" Der Gedanke benahm ihm den Atem. „Nein, Lisa, das nicht. Es ist zu rasch. Auch äußerlich. Man soll dich nicht tadeln und mich nicht tadeln. Verzeih mir, das geht nicht. Ich könnte so schnell auch nicht Urlaub bekommen ..."

„Dann in drei Monaten ungefähr. Ist dir das recht? Im Januar? Gut!" Sie fragte das ohne jede Spur von Verletztheit, obschon es ihr Verlobter war, der die Heirat hinausschob. „Verzeih nur du mir, daß ich schon wieder bestimmen wollte, was deines Amtes ist, zu bestimmen. Da siehst du mich nun. Ich bin zu selbständig geworden, viel zu selbständig die Jahre her. Ich will immer mit dem Kopf durch die Wände, will immer gleich tun, was allmählich, vorsichtig schonend, viel besser getan wird. Du mußt mich gewöhnen, hörst du, Axel, sanfter zu sein, weiblicher, mich dir unterzuordnen."

Und wieder nahm er ihre Hände und beugte sich nieder auf sie und sagte: „Du sollst dich mir nicht bedingungslos fügen. Ich will dir folgen, da, wo du recht hast. Jeder soll durch den anderen wachsen, sich freier fühlen und nicht gebunden."

* * *

In Tegel stiegen sie aus. Vor dem Wirtshaus hielt eine ganze Wagenburg. Aber drinnen im Park auf den halbdunklen Wegen war es still. Die Stimmen der Sonntagsvergnügler klangen nur hin und wieder zwischen den fast schon entlaubten Bäumen zu ihnen her. Unter ihren Füßen hatten die gelben Blätter einen weichen Teppich gebreitet. Es hing eine sanfte Feuchte wie tränenschwer über den Wipfeln, aber doch stahlen sich Sonnenstrahlen hin und wieder durch das winterliche Gezweige, und das Gelb der Blätter am Boden und das Gelb und Rotgelb und Rot der Blätter, die noch an den Bäumen waren, leuchtete, flammte, wie pures Gold in einer zauberischen Pracht. Sie gingen, nah aneinander gelehnt, schweigend die gewundenen Wege. Ein Park ist nicht so feierlich wie ein Wald, weil ihm die Größe fehlt und die Masse. Doch ist er fast schöner,

Digitized by Google

denn jeder Baum spricht seine Sprache freier als ein Einzelwesen. Und wo sie in Reihen beisammenstehen, da gehen die Gedanken unwillkürlich zu den Menschen hin, die solche Alleen angelegt haben. Man sieht sie, in ihren altertümlichen Trachten, die Männer in langen braunen Fracks und hohen Binden und Vatermördern, die Damen in hochgeschnürten Kleidern, die vollen Locken zu beiden Seiten der weißen Stirnen unter den vorragenden Dächern der Hüte aufgesteckt, miteinander spazieren gehen. Und man selber wandelt doppellebig, das Heute genießend, das Damals empfindend, durch die alten Wege hin. Ein Park hat immer seine eigene Melancholie, spricht immer von früher, wie alte Bilder im Ahnensaal.

Und als sie zu der Grabstätte kamen, mitten im Grün, wo zu Füßen einer hohen Säule, die Thorwaldsens Statue der Hoffnung trägt, alle Gräber der Humboldts und Bülows liegen, da fühlte er, daß sie sich noch näher, gleich wie bangend, an ihn schmiegte. Es waren Kinder da, die gingen sorglos rund um das Viereck der Gräber, nannten die Namen, lasen die Daten laut mit unbekümmerten Stimmen. Sie zwei standen still vor dem Gitter.

„Löwenhausen!“ sagte Lisa.

Er nickte nur. Er sah die alte Kapelle mit ihrer griechischen Tempelfront vor sich, deren weiße Säulen ihn als Knaben so geheimnisvoll angelockt hatten. Da drinnen ruhten Lisas Eltern jetzt bei ihren Ahnen. Wo würden sie liegen, er und sie?

„Oh,“ sagte sie plötzlich, als fühle und wisse sie seine Gedanken und faltete wie betend die Hände — „wo es auch sein mag, wie es auch sein wird — du und ich — oh, nur beieinander!“

Über die dichtgereihten Gräber warf er einen raschen Blick hin: „So beieinander!“ — Er dachte an die Kinder und Enkel und Urenkel. Und er sah sie erröten. Wieder verstand sie seine Gedanken.

Sie gingen weiter, vorüber an dem altmodischen Hause mit den Windgöttern aus Athen an den Giebeln und all den Spuren der edlen Menschen, deren Denken wir in ihren Schriften, in ihren Briefen mitgedacht haben. Hinter den großen dunklen Fenstern lag es aufgehäuft, Schätze von Weisheit, Schätze von Erinnerungen.

„Wie wird dir's sein, Lisa, in einem fremden, neuen Hause, das keiner der Deinen vor dir geweiht hat, wie wird dir's sein auf Gartenwegen, die dir kein Ahnherr ebnete?“

„Da werde ich denken: wir sind die Ersten. So wollen wir's weihen!“ sagte sie tapfer. Sie hob die Augen frei zu den seinen, frei und stolz.

Er dankte ihr wortlos.

„Lisa, aber Lisa, wisse,“ — er sprach mit ihr im Weitergehen — „ich bin kein Humboldt! Ich bin nicht berühmt, wer weiß, ob ich's je werde. Täusche dich nicht. Und stelle mich nicht höher, als wo ich stehen kann. Ich bin ein Journalist und Parteimann und weiter nichts.“

Sie ließ ihn los, ganz blaß und zornig. „Warntest du mich nun endlich genug? Du bist, wie du bist. Und ich habe dich lieb, so wie du bist. Was einmal kommen kann, das weiß niemand im voraus. Willst du dich wohl dagegen wehren, daß ich dir später Vorwürfe mache, du hättest mich hineingeredet? Sei ruhig, das werde ich dir sicher nicht sagen.

Digitized by Google

Ich tat es ja, ich. Und muß ich's bereuen und wirst du's bereuen — nur ich allein habe die Verantwortung zu tragen!" —

„Lisa," sagte er nur.

„Ich weiß," rief sie, „ich weiß, du sprichst nicht so, um mich wieder los zu werden. Aber man kann auch in Ärger geraten! Von Tante Virginie lasse ich mich warnen den langen Tag lang. Es ist das ihr Metier als Tante. Aber von dir . . . ."

Und dann versöhnten sich die Beiden, wie Liebespaare sich immer versöhnen. Über dem See ging schon die Wintersonne zur Rüste. Zwischen den Wolken sah die rote runde Scheibe traulich hervor. Ein breiter Lichtstreifen quer über den Wellen floß wie ein Strom von flüssigem Kupfer zu ihnen hinüber, bis vor ihre Füße. Die Wege rings um die dunkelnde Seefläche waren wie gestickt mit fernen, heiter wandelnden Menschengruppen. Hinter ihnen die ernste Wand der Bäume, mit ihrer vielfarbigen Pracht von herbstlichem Laube, schloß das Bild ein und schloß sie selbst ein in ihren feierlichen Rahmen, der diesen Tag und der ihre Liebe abschied von dem alltäglichen Leben.

* * *

Das Diner verging dann viel besser, als Heller es erwartet hatte. Die gesellschaftlichen Formen engen nicht nur ein, sie können auch schützen. Keiner der Geladenen ließ es Komtesse Lisas Verlobten empfinden: du gehörst nicht zu uns. — Wenn im Gespräch sich hin und wieder doch ein Abstand verraten wollte, so überbrückten ihn alle sehr höflich und gaben zu verstehen, daß heute der Adel jede Geistesarbeit zu schätzen wisse. Die jungen Frauen flüsterten nach Tisch mit Lisa: „Du, der ist ja nett! Er hält sich wie dein Onkel General. Und so geistreiche Augen! Und so einfach natürlich, nicht eckig, wie sonst Bürgerliche. Und so verliebt!" —

Lisa strahlte. Sie war in übermütigster Laune, Kind und hoheitsvolles Prinzeßlein und demütige Braut zugleich. Gräfin Eva, eine zierliche Brünette, plauderte mit dem Bräutigam. „Ja, Sie können sehr stolz sein! Wirklich und wahrhaft. Wir dachten alle, Lisa wolle überhaupt nicht heiraten. Sie hat doch solche Ideen von Frauenrechten und Selbständigkeit. Schon vor zwei Jahren gab sie meinem Schwager in aller Form einen Korb. Dem Minister Guido Rabenhausen. Obwohl ihm Löwenhausen gehört! Das wußten Sie gar nicht? Ja, er ist der Älteste von unserer Linie. Und nun erben wir es, mein Mann und ich, denn er heiratet nie, da sie ihn nicht wollte. Sie oder keine, das weiß ich, das hält er. Aber denken Sie nur, den Minister und Löwenhausen auszuschlagen. Und alles aus Liebe! Ich könnte das nicht!" — — —

Als er nach Mitternacht in der Bahn saß, hörte er die Worte wieder: Guido Rabenhausen, den Minister auszuschlagen! Und aus Liebe zu dir! — Es war ein Stolz in ihm, der ihn erhob. Und zugleich fühlte er drückende Angst. Es ist nicht möglich, es kann nicht wahr sein, ist alles nur Traum. Guido Rabenhausen, den Minister! Der zugleich Löwenhausen besitzt. Er hatte sich die Tatsache bis heute nicht klar gemacht, daß dieser, gerade dieser von allen den Torrings, der Majoratserbe war, vor

Digitized by Google

dem Komteſſe Liſa als Tochter hatte weichen müſſen. Er kannte Guido Rabenhauſen, oh, nur zu gut. Als Knaben hatten ſie ſich geprügelt, weshalb wußte er kaum. Er begriff es erſt heute. Weil damals ſchon der junge Graf Guido ſich als Herrn auf Löwenhauſen betrachtete und den Pfarrersſohn wie alle Welt als Untertanen behandeln wollte. Sie waren ſpäter nur einmal wieder zuſammengetroffen, das war in Axels zweitem Semeſter, bei einem Feſt auf der Univerſität. Guido, der um ziemlich viel älter war, ſtand ſchon im Amt. Auf des jungen Studenten begeiſterungsvolle, von Freiheitsdurſt erfüllte Rede hatte er mit einer Schroffheit geantwortet, die dieſem keinen Ausweg ließ, als am nächſten Morgen ihm ſeine Sekundanten zu ſchicken. Aber — er ſchlage ſich nicht mit Knaben, hatte der Graf ihm ſagen laſſen. Als aus dem Knaben ein Mann und Journaliſt geworden und aus dem jungen Legationsrat der allmächtige Miniſter, da gehörten ſie ſelbſtverſtändlich den entgegengeſetzteſten Parteien an. Ob Graf Guido alle die Leitartikel je las, in denen Axel Heller gegen ihn und ſeine Handlungen wetterte, wußte dieſer natürlich nicht. Daß er ihm aber ſo feindlich wie vordem geſinnt ſei, das hatte er bei einem Prozeß verſpüren müſſen, in dem er wegen Beleidigung der Regierung angeklagt war und in dem Graf Guido Rabenhauſen ſelber ſich herabgelaſſen hatte, zu ſeinen Ungunſten zu zeugen. Die paar Wochen Gefängnis, die ihm damals zudiktiert wurden, die mußte er aber ſeinem hochgeſtellten Gegner eher als Wohltat anrechnen. Sie hatten ihm die Muße gegeben, jenes erſte Bändchen poetiſch-idylliſcher Kindheitserinnerungen zu ſchreiben, das ihm, neben ſeinem täglichen Beruf, den Namen und Ruhm eines Dichters verſchaffte. Und ohne dieſe „Pfarrersſohnträume“ hätte ſchwerlich Komteſſe Liſa Torring ſo genau gewußt (oder genau zu wiſſen gedacht), was und wie ihr Geſpiele im Laufe der Jahre geworden war.

Er dachte das alles bei ſeiner nächtlichen Heimreiſe durch. Innere Zuſammenhänge, die er nicht gewußt oder vergeſſen, innere verborgen geheime Gegenſätze begriff er erſt jetzt. — Hatte nicht die kleine Komteſſe in ihrem weißen kurzen Kleidchen auf der Freitreppe vor dem Schloß geſtanden, als er den Guido verhauen hatte und hatte ſie nicht bei ſeinem Siege in die Hände geklatſcht und gejauchzt? Und war nicht der Anlaß des Kampfes damals Chéri geweſen, ihr Löwenhündchen, das der lange Guido mit ſeiner Reitpeitſche züchtigen wollte, weil es ihm in die Beine gefahren war? Wie man ſolche Sachen vergißt! Und plötzlich ſtehen ſie wieder da, lebendig, wichtig und ſpielen eine Rolle im Leben und machen uns ſelber zu ihren Dienern, zu ihren Schuldnern. Weil er den kleinen Hund verteidigt, war ihm deshalb dies Glück geworden? Und Guido Rabenhauſen, der Miniſter, der große Mann, der Staatenlenker, auf deſſen Wort ganz Deutſchland, ganz Europa hörte, der reiche Erbe von Löwenhauſen — mußte er deshalb zurückſtehen, weil er als ein halber Knabe ſeine Peitſche gegen das kläffende, zähnefletſchende Untierchen, das ihn in die Waden zu beißen drohte, erhoben hatte?

Wie wunderlich das Leben unſere Wege lenkt! Und wie wunderlich ſich dieſes Leben in jungen Weibesaugen ſpiegelt! Wer war denn nun in Wirklichkeit der beſſere Mann? Jener in ſeiner weltgebietenden Stellung? Oder er, der nichts regierte als kaum ſeine Feder und der jenen anklaffte wie einſt der Schoßhund?

Digitized by Google

Als man ihm am nächsten Morgen auf seinem Büreau Depeschen brachte, aus denen er las — gestern in Berlin hatte er keine Zeitung angesehen — daß neue, verschärfte Preßgesetze erlassen seien, schüttelte er den Kopf. Er ergriff nicht sofort seine Feder, um dagegen zu schreiben. Ob Graf Rabenhausen schon wußte, was für einen Preis er, der arme Journalist Axel Heller, davongetragen? Und ob er ihn mit dieser Verschärfung ganz persönlich treffen wollte? Gleichviel, er schrieb nicht, heute nicht, gegen den Minister. Es wäre ihm ungroßmütig erschienen. Er war der Sieger, jetzt wie damals. Aber während er als Knabe den Besiegten einfach ausgelacht hatte, tat er ihm heute leid. Ihm, dem Redakteur Axel Heller, tat der Minister Graf Guido Rabenhausen leid! —

„Das Hinabsteigen ist die Poesie unserer Tage," sagte der alte Doktor Lüders. Sie saßen spät, nachdem das Blatt für den nächsten Morgen fertiggestellt war, noch wie so häufig um den Redaktionstisch beisammen, die drei guten Freunde: Heller, Lüders und Wilhelmy und sprachen von einem Märchen des letzteren. „Ja," fuhr der Alte fort, „Ihre Prinzessin erhört des Schäfers Flehen, kommt zu ihm in seine räucherige Hütte, und er darf auf der Holzbank am Herde in seinem Fellkleide dicht neben ihr sitzen. Früher, da hätten ihm sicher die Pagen Seidengewänder umgehangen. Jetzt eben ist das Volk die Losung, jeder will es kennen und schildern. Der Bildhauer meißelt in seinem Marmor nicht mehr göttliche Leiber, sondern solche, die von der Arbeit gekrümmt und geschwächt sind. Der Maler malt, selbst wenn er Idealgebilde darstellt, sie schlecht und recht mit den eckigen, häßlichen Zügen, die ihm sein hungriges, blasses Modell zeigt. Und der Dichter muß, wenn er Leser finden will, von Not erzählen, von schwerer Krankheit, von Todesqualen, muß Dirnen oder Dienstmädchen schildern und Diebe und Mörder lieber als anständige Leute. Da aber die sogenannte gute Gesellschaft — obschon sie, Goethes Meinung nach, „zu dem kleinsten Gedicht nicht die Gelegenheit gibt", doch einmal existiert, und weiter existieren möchte, so sucht auch sie der Zeitströmung zu folgen. Ehedem haben sich junge Mädchen einen Prinzen gewünscht, einen Lohengrin und in Ermangelung eines solchen sich wohl in den Tenor verliebt, der doch zum mindesten allabendlich einen Helden tragiert. Nun sind die Helden und die Tenöre im Kurse gesunken. Heute wählt sich eine Prinzessin, so ein goldenes, hoch- und wohlgeborenes Fräulein gerade mit Vorliebe einen Mann, wie in Ihrer Novelle, Wilhelmy, der zum Volke gehört, der auf der weiten, grauen Heide seine schwarzen Schäflein hütet. — Ein Mann der Arbeit, das ist es, das will sie, welche Arbeit er treibt, ist ihr gleich, sie kann sich auch unsereinen erkiesen. Warum denn nicht? Sie folgt nur der Mode."

Heller stand auf und ging zum Ofen und streifte seine Zigarrenasche in die eiserne Lade ab. Er stieß die Tür mit dem Fuß wieder zu. Er sagte nichts.

„Fragt sich nur," sagte Doktor Wilhelmy in einem etwas scharfen Ton — „ob so ein Prinzeßchen seinen Zweck, einen echten Volksmann zu ehelichen, jemals erreichen wird. Ich spreche hier gar nicht von meiner eigenen Erzählung, die ist ja ein Märchen, spielt in idyllischen Hirtenzeiten,

Digitized by Google

ich spreche überhaupt vom Leben, wie's heute ist. Ob der Mann der Arbeit nicht vielmehr seine Arbeit und Gesinnung sofort über Bord wirft, mit Sack und Pack zu ihr hinübergeht ins Lager der Rechten und Aristokrat wird? — Jedenfalls, einfach bürgerlich, sagen wir im kleinbürgerlichen, ehrenhaften Sinne, ferner zu handeln, das wird solchem Manne nicht gerade leicht sein."

Doktor Axel Heller legte seine Zigarre fort. — „Sie sprechen von mir?"

„Von Ihnen? Ich wüßte wirklich nicht, bester Doktor, was Sie hiervon berühren könnte. Ihr Handeln als Mensch und Parteimann ist mir bis heute stets als bewundernswert erschienen. Ich setze nur den Fall. Wär' es möglich, Demokrat der Gesinnung zu bleiben bei aristokratischer Lebensführung?"

„Lassalle," begann der alte Lüders, der gern etwas weitausholend theoretisierte. „Sie wissen, meine Herren, Lassalle . . ."

„Ein schlechtes Beispiel," rief Wilhelmy, „der ist daran zugrunde gegangen, daß er die Sitten und Unsitten der Vornehmen nachmachte. Er fiel im Duell. Ich meine gar nicht so heroisch-romanhafte Begebenheiten, ich meine so im gewöhnlichen Leben . . . . ."

„Ob einer ein ehrlicher Kerl bleiben könnte?" fragte Heller. Er stand wieder auf, ging wieder zum Ofen und kam zurück und lehnte sich an den Tisch unter der elektrischen Lampe. Er war blaß.

„Meine Herren, ich habe Ihnen noch nicht mitgeteilt, daß ich mich verlobte. Wie mir scheint, ist die Kunde davon doch wohl schon bis zu Ihnen gedrungen. Ihr Gespräch betrifft mich allerdings. Meine Braut ist die Komtesse von Torring-Löwenhausen."

Für eine Minute herrschte ein etwas bedrückendes Schweigen. Dann erhob sich der Alte, schwerfällig und langsam wie gewöhnlich, streckte über den Tisch seine Hand aus, schüttelte Axels und wünschte ihm Glück. Der junge Kollege räusperte sich und tat desgleichen.

Axel dankte. „Aber," sagte er nach einer Pause, „damit ist's nicht abgetan. Ich muß auf das Gespräch von vorhin zurückkommen. Ob meine Braut aus Mode, wie Sie behaupten, Lüders, oder aus welchen sonstigen Gründen sie mich nimmt, das ist schließlich gleich. Sie hat mir ihr Jawort gegeben. Und sie ehrt mich dadurch. Ich darf mir — ich kann mir — selbst im theoretischen Disput nicht deshalb die Ehre abschneiden lassen."

„Wollen Sie sich auch gleich duellieren?" schrie der Alte, die Hände erhebend.

Axel schüttelte den Kopf. „Ich möchte nur meinen jungen bisherigen Freund, Doktor Wilhelmy, ersuchen, seine Meinung von dem, was ich tat und künftig vielleicht einmal tun werde, nicht gar zu schnell und entscheidend zu fassen. Auch im bürgerlichen, streng bürgerlichen Sinne, dünkt mich, wird man einen Menschen nicht unehrenhaft schelten, der um heiraten zu können, sein . . . . . der frühere . . . . . sagen wir, der reinen Tisch macht."

Doktor Wilhelmy beeilte sich, zu erklären, daß er durchaus nichts persönlich Beleidigendes anzudeuten beabsichtigt habe; wie hätte ihm so etwas einfallen sollen!

Und der Alte, der sich rühmte, ein eingefleischter Weiberhasser zu sein erklärte, so unbequem drückende Liebesketten abzuschütteln, sei vielmehr höchst anständig.

Digitized by Google

„Wenigstens wüßte ich nicht, wie ich anders hätte handeln können," sagte Heller mit möglichst kühler Stimme. „Ich werde, wie ich es Wilhelmy gleich schrieb, für Fräulein Adèles weiteres Fortkommen sorgen — so gut ich's vermag."

„Oh, Sie brauchen sich augenblicklich um ihren Unterhalt gar nicht zu bekümmern," entgegnete Wilhelmy, noch kühler. „Augenblicklich ist sie geborgen — sie liegt im Krankenhaus." —

„Im Krankenhaus! Was ist denn geschehen? Wie kam das? Was fehlt ihr?" rief Axel erschrocken.

„Nun, ... das Fräulein wird sich wohl aufgeregt haben. So etwas kommt vor. Ich hörte, ihr Herz sei angegriffen," sagte der andere achselzuckend, in demselben absichtlich höflich fremden Ton.

„Ich werde morgen gleich nach ihr sehen," versetzte Heller.

Und dann sprachen sie von politischen Dingen und von der Haltung, die das Blatt dem neuen Erlaß des Ministers Rabenhausen gegenüber einnehmen werde. Aber auch dieses Gespräch ward nicht wie sonst geführt. Die drei, die bisher Gesinnungsgenossen gewesen waren, schienen jeder dem anderen gegenüber etwas im Rückhalt zu haben und keiner sagte ganz, was er dachte. Der Alte meinte zwar, ein Leitartikel von der Sorte, wie sie Heller zu schreiben verstehe, der werde der Regierung bald zeigen, auf diesem Wege dürfe sie nicht weiter gehen. Wilhelmy wußte auch gleich ein paar kräftige Sätze aus einem früheren derartigen Herzenserguß seines Chefs aus dem Gedächtnis herzusagen. Aber Heller schwieg zu allem.

Als er nach Mitternacht allein vor dem Briefbogen saß, auf dem er Lisa schreiben wollte, da konnte er's nicht. Er hatte ein so trockenes Gefühl im Halse. Er bildete sich ein, nicht wohl zu sein, oder wollte sich's einreden und ging zu Bett. Durch das Halbdunkel, das die kleine Lampe gab, sah er den Bogen auf dem Tisch weiß und leer schimmern. Er wollte aufspringen und ihn doch noch hastig voll schreiben . . . Und blieb wieder liegen. — Wie es war und wie ihm zu Mut war, das konnte er ihr doch nicht sagen. Und um sie mit Worten, die Wahrheit umgehend, kühl abzuspeisen, dazu war sie ihm zu lieb und war er sich zu gut.

Er schrieb ihr dann erst am nächsten Abend. Da konnte er's besser. Freilich was er den Tag getan hatte, das erwähnte er auch jetzt nicht. Aber wie der Trennungstag ihm die Sehnsucht nach ihr neu angefacht hatte und wie er bei jedem einzelnen Menschen, den er sah, sich denken mußte: Lisa ist reiner, Lisa ist klüger, sie kennt mich intimer, versteht mich besser, fühlt tiefer mit mir und ist ehrlicher, ehrlicher als alle anderen, als Freunde und Genossen, als Frauen und Mädchen, — das konnte, mußte er ihr schreiben.

Er war nämlich im Krankenhause gewesen.

In dem langen, von der Herbstsonne durchfluteten Pavillon lagen und saßen die Patientinnen auf ihren Betten mit gespannten Blicken die Eingangstür beobachtend. — Es war Besuchstag. Und sobald jemand eintrat, hob sich da, dort, im Hintergrunde, ganz weit hinten, irgend eine Gestalt in die Höhe, und ein blasses Gesicht verkündete, lang bevor der Besucher bis zu ihm gelangt war: der ist für mich, der kommt zu mir. Adèle hatte auch so wartend aufrecht gesessen. Zum Glück besaß Heller zwei sehr scharfe Augen, hatte sie und ihre gespannt aufmerkende Haltung und in ihrem rot-

Digitized by Google

blonden Haar die himmelblaue Schleife erkannt, noch bevor er eintrat, vom Flur aus, wo er die Pflegeschwester gerade nach ihr fragen wollte. Als er dann zu ihrem Bett kam, lag sie von ihm abgewendet, teilnahmlos da — blaß, mit schmerzverzogenem Gesichte leise in ihre Kissen weinend. Er stand bei ihr ein Weilchen wartend. Aber sie schien ihn gar nicht zu sehen. Er berührte ihre Schulter. Sie fuhr auf, heftig zitternd wie im Fieber, erkannte ihn, warf sich auf seine Hände, küßte sie, hielt sie an sich gepreßt, weinte heftiger, stoßweise schluchzend, wie krampfgeschüttelt. Die Schwester kam und sprach ihr zu, sie zu beruhigen, und bettete sie liebevoll wieder. Die Frauen in den anderen Betten, die Besucherinnen und Pflegerinnen horchten auf, spähten zu ihr hin, sprachen leise voll Mitleid von ihr. Er blieb da stehen, so kalt wie ein Stein. Denn er hatte bemerkt, daß die Schleife in ihren Haaren verschwunden war. Also hatte sie bei seinem Anblick sie schnell entfernt. Also war sie bemüht, auf ihn den Eindruck trostlosen Schmerzes zu machen. Also erwartete sie noch einen, dem sie gern gefallen wollte. Was so ein kleines hellblaues Bändchen, das gar nicht da ist, doch alles verrät!

Unter ihrem krampfhaften Weinen fand sie doch die Kraft, ihm zu sagen, das Geld, das er ihr geschickt, reiche nicht für eine bessere Station im Krankenhause. Wie hart es ihr falle, der Zartgewöhnten, hier mit so vielen anderen Frauen in einem Raum beisammen zu liegen, das könne sie ihm gar nicht schildern Er gab ihr, so viel er bei sich hatte. Sie aber weinend: „Ist das alles? Du wirst doch so reich! Da könntest du wirklich mehr für mich tun.“

Sie unterstützen von dem Vermögen seiner Braut? Er gab keine Antwort. Sich selber begriff er nicht, daß er durch Jahre, daß er bis vor wenig Tagen es ausgehalten hatte, in dieser ihrer Luft zu atmen, mit einem Wesen beisammenzuleben, dessen Ansichten und Begriffe so andere als seine waren.

Er hatte sonst so eine Art von heimlichem Stolz darüber gefühlt, freier zu denken, als es einst den Seinen daheim wohl gefallen hätte. Nun merkte er aber, die „Pfarrhausmoral“, gegen die er gekämpft und gewettert hatte, die saß ihm tiefer in seinem Blute, als er gewußt. Seine innere Stufenleiter von Gut und Böse, seine tiefehrlichste Ansicht von dem, was er selber tun oder unterlassen mußte, die war ihm nicht in dem Kampf seines Lebens, nicht im Parteistreit, nicht in der Kneipe, noch am Redaktionstisch geworden. Sondern er hatte sie mitgebracht von zu Haus, aus dem Hinterstübchen zu ebener Erde, das auf den dämmernden Park des alten Grafenschlosses hinaussah und in dem sein Vater, der etwas „eng“ war, wie der General gesagt hatte, an dem mit Büchern beladenen Schreibtisch Sonnabends seine Predigt verfaßte.

Als er wieder draußen stand, in dem trotz des Novembers von blühenden, farbenfrohen Blumen erfüllten Garten, der die einzelnen Gebäude des großen Krankenhauskomplexes umgab und trennte, mußte er sich förmlich besinnen, daß er kein Knabe mehr sei, der den alten Pfarrer um seine Zustimmung bitten konnte, sondern allein und ein Mann. Seinem eigenen Gewissen hatte er zu folgen, sonst nach keinem Menschen zu fragen.

Im Fortgehen traf er einen Arzt, den er gut kannte, und den er um ein ehrliches Urteil über Adèles Zustand bat. Das war aber nicht so leicht

Digitized by Google

zu erhalten. Denn der junge Herr interessierte sich zu lebhaft für seine allerliebste Patientin, und wollte vielmehr über ihre Grazie und Anmut sprechen.

Die Herzkrämpfe? Ach, gefährlich seien die nicht gerade. Nur mit dem Singen würde es wohl nun nicht mehr viel werden und an die Bühne sollte sie lieber nicht weiter denken. Im Auf- und Niedergehen vor den Türen des Pavillons hob sich der kleine bewegliche Doktor etwas auf den Zehen und versuchte hineinzuspähen: „Da, da sehen Sie, wie sorglos heiter sie wieder ist. Irgendein Bekannter ist bei ihr, vielleicht ein Bruder, so jung sieht er aus, so lustig sind beide. Man muß es ihr gönnen. Es bleibt für solches, wirklich vornehm gebildetes Mädchen doch ziemlich hart, sich — wie sie mir sagte, durch den Geiz eines früheren Bekannten — gezwungen zu sehen, in einem Saal dritter Klasse zu liegen."

Auch Heller sah hinein, durch den Vorraum in den langen Krankensaal. Doktor Wilhelmy saß jetzt bei Adèle. Halb auf ihrem Bett saß er und streichelte ihr die Hände. Sie lachte. Die hellblaue Schleife hatte sie wieder links über der Stirn in ihrem roten Haarschopf befestigt.

„Weißt du," sagte Lisa, „weißt du, mir ist es immer, wenn du kommst, als hätte ich die ganze Woche im Dunkeln gelebt und erst am Sonntag schiene die Sonne. Und im Tiergarten die Raben, die krächzen sonst, ich höre sie nachts oft vor meinen Fenstern und kann nicht einschlafen vor ihrem häßlichen Geschrei. Aber am Sonntag, wenn du da bist — — — ja, dann sind Raben und Dohlen verschwunden! Irgendein wunderschöner Vogel hebt sich mit großen, goldenen Flügeln ins Blaue hinauf, und die Stimmen in den Lüften klingen wie Zwitschern und klingen wie Jubeln. Sag mir," — sie drückte leise im Gehen seinen niederhängenden Arm — „sag doch, Axel, meinst du nicht auch, unser Leben künftig das muß ein einziger Sonnentag werden, sommerlich hell und sonntäglich friedvoll?"

Sie schlenderten langsam durch die Tiergartenalleen, Seite an Seite. Die Herbstblätter waren fortgefegt, gelber, frischer Sand gestreut, und geputzte Kinder und hübsche Damen und geschniegelte junge Offiziere gingen spazieren und Liebespaare wie sie beide. Die sonnigfestliche Sonntagsstimmung wollte auch ihm die Brust erfüllen. Er nahm ihren Arm und zog ihn in den seinen. „Wenn wir erst beisammen sind!" Er mochte und konnte nicht weiter denken. Es lag ein Nebelland unkenntlich vor ihm. Das Glücklichsein scheint doch so einfach. Warum drohende Wolken vor sich sehen, wenn man im Sonnenschein dahingeht und zu zweit und geliebt ist! —

Zu dem Abend waren auch wieder Verwandte bei dem General geladen. Lisa entwarf ihrem Verlobten im Weitergehen ein Bild von jedem einzelnen, damit er sich ihnen gegenüber nicht fremd fühlen sollte.

„Nur einen," sagte sie nach einer Pause, „einen wirst du auch heute nicht treffen. Er ist eigentlich die Hauptperson in unserer Familie — der Erbe von Löwenhausen nämlich, Guido, der Minister Rabenhausen. Er und ich — — — wir sind etwas auseinandergekommen."

„Ja," sagte Axel leise, „ich weiß."

Digitized by Google

„Ach, das weißt du schon, wirklich? Sieh, ich mochte es dir nicht sagen, scheute mich davor, dich zu bitten, ihn politisch, für eine Zeitlang wenigstens, in deinem Blatte möglichst zu schonen . . . . . ., daß er nicht denken soll, du triumphierst. Er wird ohnedies mir und dir nicht gerade . . . . . Da ist er."

Sie standen am Rand des erhöhten Fußwegs, um die Siegesallee zu kreuzen. Er saß in seinem offenen Wagen, in Uniform, mit sämtlichen Orden. Er sah — auch er hatte scharfe Augen — unter all den Spaziergängern die Zwei Arm in Arm. Und während er, seine Verwandte und nur sie zu grüßen, die Hand an seinen glänzenden Helm hob, ging sein Blick mit einem unsäglich geringschätzigen, spöttischen Ausdruck von ihr zu dem Plebejer hinüber, der die Komtesse zu führen wagte.

„Ihn schonen?" fragte Axel Heller, „ihn schonen? Nein! Ich verspreche es dir nicht."

Das Glücklichsein erscheint so einfach, so natürlich und selbstverständlich. Aber auch, wenn man im Sonnenscheine am Sonntag dahingeht, zu zweit und geliebt, Wolken, finstere Wolken schweben über den glatten, über den wohlgebahntesten Wegen und kein Licht ist je ohne Schatten.

Lisa spielte Violine. Der weißhaarige General saß am Flügel, seine ebenso greise Gemahlin neben ihm, um die Seiten zu wenden, ein Kreis von Offizieren und jungen Damen rings umher und er stand weit hinten, am äußersten Ende des langen Saales in die Fenstergardinen gedrückt. Was für ein Stück das war, das sie spielte? Er wußte es nachher nicht mehr zu sagen. Doch kannte er's lang und hatte es lieb. Jeder Ton und jede Note klang durch den Saal von ihr zu ihm, trug ihm ihr Fühlen zu, sprach seines aus, verband sie, verwebte ihre Herzensfibern fester, inniger noch ineinander. Gleichwie beim Föhn eine große Wolke Berg auf Berg rasch fortschreitend einhüllt, so überfluteten die Töne ihn und sie mit einer süßen, starkduftenden Südluft, in der sich alles kleinlich Beengte von ihm und ihr löste, die trennenden Grenzen, die sich die Menschen errichtet haben, versanken und schwanden und nur ihre zwei Herzen, das Innerste ihres inneren Wesens sich klar und frei gegenüberstanden.

Wie sie so spielte, lichtumflossen, da war ihm dies schlanke braune Mädchen nicht Komtesse mehr, und nicht reich und nicht fern — sie war ihm nur die Verkörperung dessen, was er an Glück, was er an Frieden und an Poesie je im Leben erträumt.

Und unser Leben soll Poesie sein, und das Leben soll und darf schön sein! Und der, der das Glück mit wachen Augen vor sich sieht und packt's nicht am wehenden Gewande und hält es nicht fest mit all seinen Kräften, der wär' ja ein Narr! Das sagte er sich mit lauter Stimme, als er nachts zurückreiste. Der Zug rüttelte stark. Er fuhr dritter Klasse, hatte er doch ein paar Tage vorher im Krankenhause seine letzte Monatseinnahme fortgegeben. Neben ihm und gegenüber saßen, lagen zusammengekauert die dunklen Gestalten fremder, schlafender Menschen, denen diese Fahrt wahrscheinlich nicht einen Wechsel aus Licht in das Dunkel, aus Reichtum und

Digitized by Google

Musik in Arbeit und Streit und Fehde bedeutete. Und ist denn zum Dasein die Fehde notwendig und könnte man nicht im Frieden leben, vor dem „bösen Nachbarn" die Tür verschließen und sich nur stolz seines Glückes erfreuen? Wozu ist man eigentlich hier auf der Erde? Was ist im Grunde Kern und Endzweck dieses rätselhaft zwecklosen, unerforschlichen, zielbewußten Lebens — Leitartikel gegen die Regierung zu schreiben, wider verkehrte Gesetze ankämpfen, die ein einzelner doch kaum aufhebt, und arbeiten, entbehren, arbeiten, entbehren, bis man umsinkt, vergessen, übergangen wird und ein anderer den Platz einnimmt, der ebenso schuftet, ebenso sich quält und abmüht — zu gar keinem Ende? Ist's da nicht besser, rein zu genießen, was die Liebe rein uns darbringt, und einen Menschen, ein schuldlos junges, liebendes edles Menschenherz glücklich zu machen, anstatt für die Millionen Gleichgültiger, Fremder vergeblich gegen das Schicksal anzukämpfen, das man doch nicht besiegen kann? —

„Verdammt kalt ist das hier. Ja, ja, so ist das — erste Klasse, da sind Samtpolster und da heizen sie tüchtig," sagte ein Mann, der neben Heller auf der Bank lag. Er hüstelte in seine grauwollene Decke hinein: „nich wahr, Sie möchten auch woll lieber erste fahren? Wenn man bloß die Wahl hätt, wenn man bloß die Wahl hätt!" —

Und Axel sagte sich: Man hat keine Wahl. Man tut, was man muß. Und mein „Muß" heißt von jetzt an im Wohlleben schwelgen.

An dem ersten Tag auf der Redaktion fiel es ihm jedesmal schwer, sich in seine Arbeit zurückzugewöhnen. Die rauhe Stimme des alten Lüders tat ihm weh. Wilhelmys feindselige Kühle beleidigte ihn, der Direktor Groß kam und jammerte täglich, die Zeitung habe wieder Abonnenten verloren und wenn nicht bald ein paar rechte „Schlager" erscheinen würden, sei's um ihre ganze Parteistellung getan und — schlimmer noch! — um ihre Einnahme auch zugleich. Er wie die Herren Redakteure könnten gefälligst dann betteln gehen. — Im Flur und auf den Treppen des großen Zeitungsgebäudes roch es so muffig, in dem Setzersaal nach Menschen, nach feuchten, viel getragenen Kleidern, im Maschinenraum nach Dampf oder Öl und im Redaktionsbureau qualmte der Ofen. Gar das Mittagsessen, das man ihm im Restaurant vorsetzte, schien ihm schlechter als früher zubereitet, fett, unappetitlich. Doch alles das nur die ersten paar Tage. Dann war er wieder in der Tretmühle seines Berufes, roch nichts mehr von den schlechten Gerüchen, merkte kaum mehr die geheimen Gehässigkeiten der Kameraden, arbeitete an seiner Arbeit, die ihm wie vordem den Inhalt seines Denkens bildete, und konnte manchmal jenes andere Dasein vergessen, das ihm das Leben ausfüllen sollte.

Lisa hatte Wort gehalten, von vernünftigen Dingen und „Praktischkeiten", wie sie das nannte, bei seinen kurzen Sonntagsbesuchen nicht mit ihm zu reden. Brieflich fragte sie hin und wieder um seine Zustimmung an, die er unweigerlich erteilte. Hätte er denn auch nein sagen dürfen, wenn seine Braut von ihrem Gelde für das Behagen ihres künftigen Lebens sorgte? Frau Else Dühren, ihre frühere Gastgeberin, hatte sich ihr zur Verfügung gestellt. Die romantische Heirat der jungen Komtesse machte

Digitized by Google

für den ganzen Winter das Tagesgespräch ihres Kreises aus, so fühlte sie sich geehrt und gleichsam geadelt, wenn sie sich hilfreich erweisen durfte. Zudem war Lisas einstige Erzieherin, ein würdiges Erbstück noch aus der Familie ihrer Mutter, in Löwenhausener Tagen mit Axels Eltern wohlbekannt, herübergekommen, und mit echt weiblichem Entzücken an allem, was Heirat und Hausstand betrifft, machten die alte und die sehr viel jüngere Dame sich an ihre Arbeit. Sie hatten bald eine neue, kaum fertig gebaute Villa ausfindig gemacht, mit einem großen Gartenterrain, das ihnen als Heim für das junge Paar so besonders geeignet vorkam, weil doch Komtesse Lisa von ihrer Kindheit her Landleben, Garten und freie Luft so sehr liebte. Axels Zustimmung zu ihrer Wahl verlangten sie aber. Der meinte, wenn es nur groß und schön genug für Lisa sei, so wäre es ihm recht. Alles das, was reich und gut und köstlich war, schien ihm passend für sie, alles, was für ihn nicht paßte! — Daß er, der Redakteur Axel Heller, auch auf der herrschaftlichen Besitzung leben sollte, daran dachte er kaum. Die verbündeten zwei Damen ließen ihn aber nicht in Frieden, bis er endlich selbst hinausfuhr, sich das Grundstück anzusehen.

Von der Station der elektrischen Bahn mußte er noch eine Strecke durch den Schnee gehen; über eine Brücke, dann etwas nach rechts hin. Auf einem früheren Wiesengelände hatte man seit kurzem erst neue Straßen angelegt und Bauplätze aptiert. Gleich der erste war's. Ein hübsches, überdachtes Eingangstor in modernem schlichten Holzstil, daneben Stallung und Kutscherwohnung. Und dann jenseits des weißbeschneiten, runden Rasenfleckes das Haus, breit hingelagert, mit Balkonen und Erkern und einem vorragenden Glasdach, das die flachen Stufen bis zur Auffahrt überdeckte. Er ging nicht hinein. Was sollten die leeren Räume ihm sagen, in denen Lisa noch nicht war! Aber am Haus vorbei über die verschneiten Gartenwege schritt er nachdenklich langsam bis hinunter zum Fluß. Nur eine Reihe alter Weiden, gekrümmt und verbogen, war noch von früher hier stehen geblieben, sonst ragte aus der weißen Fläche kaum ein Strauch auf. Es war ein unbeschriebener Bogen, auf den seine Zukunft erst die Linien ziehen mußte. Da stand der Steg, der ins Wasser ragte — es fehlte das Boot, das hier im Sommer liegen sollte, in dem sie beide wohl am Abend hinausrudern würden. Durch das dünne, knirschende Eis zog ein kleiner Dampfer vorüber. Wenn er mit dem von der Stadt herauskäme und Lisa lehnte hier am Gitter, ihn erwartend! —

Die Sonne blickte, eine runde, rotglühende Scheibe, kaum tellergroß, von dem grauen Schneehimmel herab. Ihm aber war, als sähe er sie sommerheiß strahlend. Da am Stege blühten Iris, tiefblau, mit großen Blumenblättern, die Rosen standen an ihren Stöcken, jede mit dem Namen versehen, darunter war der ganze Boden so dicht mit Reseda bepflanzt, daß bis hinüber zu dem eiligen kleinen Dampfer ihm der Duft vom leichten Westwind hingetragen ward. Auf dem lichtgrünen, flachen Rasen drehte sich die Gartenspritze, ihre feinen Wasserstrahlen weithin versprühend. Und die Allee, die vom Haus herabführte — waren es Weiden? Waren's nicht Linden? — die bildeten ein schattig Dach von oben sich dicht verflechtenden Zweigen. Durch ihre grüne Dämmerung, die golden fleckige Lichter tanzend erfüllten, kam die junge Frau gegangen, ihre Geige hatte sie an die Schulter gesetzt, strich sie mit leichtem, festem Bogen, und ihre

Digitized by Google

Augen grüßten die seinen. Und neben der Mutter lief ihr Knabe, an einer Falte ihres weißen Kleides sich haltend . . .

Sein, alles sein! Die Melodie, von der die Sommerlüfte erklangen, die tanzenden Lichter, die gründuftigen Schatten, die Blumen, das Gras. Sein Weib, sein Kind, sein Haus, sein Gartenland! Sein das Glück — und Glück all sein Leben! — — —

* * *

Ein paar Tage nur, nachdem er so auf dem verschneiten, noch unwirtlichen Gartengelände im freudigen Vorgefühl des Besitzes zum erstenmal sein Glück als sicher, als greifbar wirklich vorausgenossen, wurde ihm der Kaufvertrag über das neue Haus vorgelegt. Das Grundstück war auf seinen Namen geschrieben. Es wäre ihm wie eine Lüge erschienen, das zu unterzeichnen. Er schickte die Papiere zurück, daß sie neu ausgefertigt würden. Da Komtesse Torring das Haus gekauft hatte, mußte sie auch dessen Besitzerin sein und bleiben.

Trotzdem stand schon eine Woche darauf in einem Winkelblatte zu lesen, der Herr Doktor Heller, der sich bisher als Mann des Volkes aufgespielt hatte, sei vom Minister Rabenhausen, dem Erben der bekannten schwerreichen Löwenhausener Torrings, wohl ein wenig „beeinflußt" worden (sollte deutlicher heißen: bestochen). Er hätte daher die Polemik gegen die neuen Preßgesetze unterlassen, sich lieber einen großen Grundbesitz mit einer Villa angeschafft und ließe diese nun prächtig möblieren mit solchem Kunstgeschmack und so kostbar, wie gewöhnlich Redakteure von ihrem Verdienst sich's nicht leisten könnten.

Das einzige, was Axel fühlte, als Wilhelmy — wer hätte es sonst ihm bringen sollen — dieses Blatt vor ihn hinlegte, war: Gott sei Dank, daß wir Zeitungsschreiber so häufig falsch berichtet sind! — Der gute Mann wußte ersichtlich nicht, daß eine Dame, eine Komtesse Torring existierte und daß es diese war, nicht der Minister, die ihn so plötzlich umgewandelt und ihn — nun ja — ihn bestochen hatte.

Und er schob die Zeitung beiseite: „Lassen wir das. Ich werde nichts dagegen schreiben. Ich ersuche Sie, Wilhelmy, es auch nicht zu tun. Sie wissen, ich bin nicht gern persönlich. Wenn ich mich verteidigen wollte, müßte ich andere Namen hineinziehen und . . . . . besser nicht!"

„Ganz wie Sie wollen," sagte Wilhelmy.

„Soll mich überhaupt wundern," brummte der alte Lüders, „wie Sie da sich noch durchwinden wollen: — Redakteur bei uns und Prinzessen- — pardon! Komtessenehemann? — — Es gehört ein hübsches Stück Courage dazu, die Doppelaufgabe fertig zu bringen. Gegen das Getuschel und Geklatsche von Freund und Feinden sich die Ohren zu stopfen, wird einen Haufen Baumwolle kosten. — Na, Sie haben es ja dazu!"

Hätte er, wie Lisa es gewünscht, im ersten Rausch des Zusammenfindens sie geheiratet, vielleicht wären alle die Schwierigkeiten jetzt längst schon überwunden gewesen, bevor er wie sie so recht zum Bewußtsein derselben gelangten. Nun aber schien ein jeder Entschluß, ein jeder Schritt vorwärts von einem unübersteigbar großen grauen Berge von kleinlichen Sorgen gehemmt. Nicht als ob Lisa gebangt oder sich auch viel besonnen hätte, mit rechter Jungmädchenunbekümmertheit um die Realitäten des

Digitized by Google

Lebens schien sie, von ihrer Liebe getragen, auf einer lichten Bahn, die gemeine Erdenniederungen im stolzen Bogen überbrückt, frei und leicht dahinzuwandeln. Er sah sie da oben im Sonnenschein gehen, sah sie, bewunderte und beneidete ihren Mut, aber konnte es ihr nicht nachtun. Ihn wollte es schwindeln, ihn zog es nach unten.

Und jeden Sonntag, den er bei ihr war, fühlte er's inniger, wie sie war, wie er sie liebte, leidenschaftlicher, schmerzlichtiefer, als den Sonntag vorher und wie er sie brauchte für sein Leben. Jede Montagsnacht, die er davonfuhr, kam es ihm undenkbarer vor, daß sie jemals, jemals ein Leben wie seines mit ihm führen sollte.

Die Zeit rückte vorwärts. Nur einen Monat noch, nur drei Wochen, nur zwei. Nur eine!

Einmal, noch dieses eine Mal fuhr er als ihr Verlobter zu ihr. Am nächsten Samstagabend würde sein Urlaub beginnen. Dann reiste er hinüber, um sich mit ihr trauen zu lassen. Die eine Woche noch. Und dann .... Ob die acht Tage bis dahin vergehen würden, wie alle die anderen vergangen waren, und das Ziel, dies märchenhaft unwahrscheinlich Ziel, zur Wahrheit werden?

Eben als er davonfahren wollte, hatte ihn Direktor Groß zu sich berufen, der Verlags- und Zeitungsdirektor, der damals im Speisewagen ihn mit Lisa gesehen hatte, derselbe Mensch, der mit seinem faunisch vieldeutigen Lächeln ihn dazu veranlaßt hatte, kurzweg sich und sie als Verlobte vorzustellen. Es hatte schon seit einiger Zeit Reibereien gegeben, da Groß behauptete, die Abonnentenzahl des Blattes sei in der Abnahme begriffen. „Sehen Sie," sagte der dicke Mann heute mit seiner unverschämt selbstzufriedenen fetten Stimme, „man kann das den Leuten ja gar nicht verdenken. Die wollen eine Zeitung, die immerfort schimpft und jeden Tag von der Regierung das Schlechteste erzählt. Das ist ja auch viel amüsanter. Und glauben Sie nur nicht mehr, mein bester Heller, daß die Partei Sie nächstesmal in den Reichstag schickt. Ih was, damit ist's nun vorbei. Es war so eine Idee von mir, wär' ja auch für die Zeitung von Vorteil gewesen. Leider da Sie nun ..... hm, ja, ja ..... — Sie sind ein Idealist natürlich, Sie werden Ihre Meinung nicht ändern, auch wenn Sie morgen Fürst werden sollten. Aber wer glaubt Ihnen das von den Lesern? Nicht ein einziger! Ich nicht mal. Und ich kenne Sie doch. Und ich weiß, wie Sie sind. Ich weiß, was ich an Ihnen habe, ganz genau. Ich kündige Ihnen mein Lebtage nicht. Aber, wenn ich Ihnen raten sollte ..... Warum wollen Sie denn durchaus noch Redakteur bei so 'ner Zeitung von der linkesten Linken bleiben? Das haben Sie doch, Gott sei Dank, nicht mehr nötig. Opposition machen und Polemik treiben, ist gut für Leute ohne Vermögen. Es bringt sie vorwärts, es macht sie bekannt. Aber mit so 'ner feinen Heirat! Das Fräulein soll ja kolossal reich sein. Sie kommen da in eine schiefe Stellung. Und wir auch und .... kurz und gut, es wäre klüger, klüger für Sie ....."

„Ihnen, Herr Direktor, ist es lieber, wenn ich gehe," gab er kurz zur Antwort. Er war von seinem Stuhl aufgestanden. „Was für mich klug oder unklug gehandelt ist, das überlassen Sie mir gefälligst zu entscheiden. Da es aber Ihnen, Ihnen für Ihr Blatt und für Ihre Einnahme

Digitized by Google

wünschenswert scheint, so tue ich Ihnen Ihren Willen. Ich kündige hiermit zum ersten Februar meine Stellung."

Als er das ausgesprochen hatte, während der Herr Groß sich noch weitschweifig lang in Ausdrücken des Bedauerns und in Entschuldigungen erschöpfte — klang es ihm in Kopf und Herzen sehr vernehmlich. sehr deutlich: Das war übereilt gehandelt, das durftest du nicht tun. Du bist damit brotlos und rechtlos geworden.

Im großen Redaktionsbureau, durch das er, von der Direktionsstube kommend, hindurchgehen mußte, hatten Wilhelmy und Lüders und andere lebhaft redend beisammengesessen. Die Unterhaltung stockte bei seinem Erscheinen. Sie blickten zur Seite, räusperten sich. Sie wußten also, um was es sich bei der Unterredung da drinnen gehandelt hatte. Nun freuten sie sich, daß er zum Fortgehen gezwungen wurde, und machten sich bereit, seine Erbschaft unter sich zu teilen, das heißt von dem Erfolge zu profitieren, den er dem Blatte eingebracht. Und daß man ihn, den Gatten einer Aristokratin, fortgejagt hatte, darauf bildeten sich diese dumm-pfiffigen Gesellen wohl gar noch was ein? Sie würden das als Reklame ausnutzen?

Er ging, ohne sie zu grüßen, hinaus.

Aber Wilhelmy war ihm nachgeeilt, hielt ihn auf, dicht vor der Tür.

„Doktor, was heißt das, haben Sie mich beleidigen wollen?"

„Sie?" — — — er blickte ihm groß ins Gesicht — „haben Sie ein so schlechtes Gewissen? Fühlen Sie sich irgendwie schuldig mir gegenüber?"

„Oh, Doktor, das denken Sie doch im Ernst nicht! Sie wissen ja, wie hoch ich Sie schätze. Es wird mir sehr leid tun, unendlich leid tun. Aber zugleich .... Es könnten ja doch Konflikte entstehen. Nämlich, Sie wissen ja noch nicht .. Und ich möchte es Ihnen doch sagen. Wir ... Fräulein Adèle und ich ... wir heiraten uns. Herr Direktor Groß erhöht meine Stellung. Und ich kann's dann ganz gut. Und sie so verlassen zu sehen ..... ich ertrug das nicht mehr. Ich hoffe, die Arme durch meine Liebe ihrer Kunst und dem Leben zurückzugewinnen."

* * *

Als Axel zur Nacht in seiner Bahnecke sitzend diese Erlebnisse ü erdachte — erst die Unterredung mit dem Direktor, dann die mit Wilhelmy — kam er sich so komisch vor, daß er fast laut hinausgelacht hätte. Also von seiner Partei verstoßen, aus seinem Beruf davongejagt, von Freund und Liebchen hintergangen, so einer war er. Und dieser verunglückte Pfarrerssohn, der nichts, nichts mitbrachte, als ein rotgebundenes Goldschnittbändchen von Jugendgedichten, der sollte nun die Braut heimführen und glücklich sein und selber brotlos in ihrem Reichtum sich wohlsein lassen? — Er sprang auf, er lief in dem engen Coupé hin und her — zum Glück war er allein — er setzte sich wieder, zog sein Notizbuch und fing an zu rechnen. Wenn ihm nur so viel noch bliebe, um mindestens für seine eigene Notdurft nichts von ihr annehmen zu müssen, um sich ernähren und kleiden zu können! Vermögen hatte er nie besessen, hatte von der Hand in den Mund gelebt, wie junge Menschen es sorglos tun. Und was allenfalls von den Mehreinnahmen der letzten Jahre doch zurückgeblieben war, das hatte er jetzt für Adèle verausgabt — für diese selbe rotblonde Adèle, die nun, nachdem sie mit ihren Schmerzen, Krämpfen und Tränen ihn weich

Digitized by Google

gemacht und möglichst viel aus ihm herausgelockt hatte, es ihrem noch ärmeren Liebhaber brachte — der ja auch besser zu ihr paßte. So sind die Frauen. Nein, solche wie diese Adèle sind so — andere nicht. In ihrer lichten Reinheit stand Lisa hoch über ihm, daß es ihm wohl tat, in dieser Stunde selbst, an sie zu denken.

Denn er wußte, sie würde ihm sagen: was ist das Geld? Willst du das Geschenk meiner Liebe, meines Leibes, meines Lebens annehmen und fühlst dich entehrt, weil du mein Vermögen mit in den Kauf erhalten sollst? Sieh, ich, ich empfange dankbaren Herzens von dir dein Herz. Und hast du deinen Beruf mir geopfert, nennst du denn das mit leeren Händen zu mir kommen, wenn du von nun an dein ganzes Leben nur mir weihen willst?

Er kannte sie, so würde sie sprechen. Und hatte recht. Von Herz zu Herzen gab er ihr, was sie gab, das gleiche und mehr vielleicht. Aber wir Menschen sind nicht nur Geschöpfe, die Herzen haben, die ihre Herzen reden lassen dürfen. Es spricht so viel anderes mit! Wir hören neben der Stimme des Gemütes so viele lautere! Der Ehrgeiz fordert seine Rechte, die Sucht etwas zu sein, die Sucht etwas zu scheinen! Wie unser Bild in anderer Augen aussieht, das bestimmt uns, beherrscht unser Handeln. Denn in uns selber ist ein Spiegel, der gibt es uns wieder, bald groß und schön, bald klein, geschwärzt, verzerrt, verhäßlicht, daß wir vor dem Abbild erschrecken müssen, daß wir uns wehren, es so zu erblicken. So, so sah er sich selbst, den Pfarrerssohn, der ein wildes, unerlaubt wildes Leben geführt, der allen heimischen Traditionen zuwider zu handeln als sein gutes Recht betrachtet, der trostlos Schiffbruch gelitten hatte und der nun die Gutsherrntochter freite — wie in Wilhelmys Märchen der Schäfer die goldene Prinzessin heimführte, heim in sein elendes Schäferleben.

Und nun kam ihm der Minister, kam ihm Guido Rabenhausen wieder in den Sinn, der sich einmal geweigert hatte, sich mit ihm zu schlagen. Würde der den Mann seiner Base heute satisfaktionsfähig finden? Weil er seine Partei im Stich ließ, ihn, den Minister, nicht mehr bekriegte, nicht mehr Arbeiterfreund und Redakteur eines sozialistischen Blattes, sondern nichts war, nichts — als der Gatte einer Gräfin?

Dem Grafen Guido und seinesgleichen würde es ganz natürlich erscheinen, daß ein Mensch den Volksfreund spielte, um nachher im Reichtum zu schwelgen, daß einer roter Demokrat war und morgen den Aristokratenrock anzog. Die würden denken, er hätte durch Schlauheit sein Glück sich ergattert, und ihn wohl gar noch respektieren für solchen Geschäftskniff. Respektieren, ihn? So? Und er sah den alten General Freyen vor sich, diesen echten Aristokraten, der ihm gesagt hatte, Komtesse Lisa werde nur einen Mann erwählen von wahrem Charakter, von lauterer Ehre . . . . . Er, er — war er das?

Es schüttelte ihn ein plötzliches Grauen. Er sah immer wieder sie, wie sie damals mit dem Eislöffelchen gespielt: Wollen Sie — — wollen Sie mich heiraten? Und sah sich in jener Stunde. Da war er, er selber, da war er schuldlos, da hielt er sein Leben und seine Ehre in seinen Händen, eine Ehre, die vielleicht nicht jedes Mannes Sache war, die aber ihm, vor seinem Gewissen fleckenlos, glänzend rein erschienen. Und in dem Augenblick des Glücks und in der Stunde, da sich ein Märchenkranz dem dummen Hans auf das Haupt gesenkt hat, da ward der Ehrenschild getrübt, denn

Digitized by Google

er hatte um Geld und um Gut — und doch um Liebe, nein nur um Liebe — sein eigenstes Selbst dahingegeben. Das Grauen in ihm war — ihm bangte, daß er Lisa eines Tages noch hassen könnte. — Wirklich sie hassen. In dieser Nacht auf der Bahn, allein im Coupé, allein mit seinem gepeinigten Herzen gestand er es sich — er, Axel Heller, der Mensch, der er von jeher gewesen, der hatte diese reine Klarheit nie verdient und nie begehrt. Ein kleines Mädel, das ihn anlog, ihm eine Szene von Tränen und Krämpfen vorspielte, um ihm das Geld aus der Tasche zu locken, und sich in ihre rotgoldenen Haare ein himmelblaues Schleifchen steckte, damit er's auch wüßte, daß sie ihn hintergehen wollte, paßte die nicht viel besser zu ihm? Sie ließ ihn frei, zu sein, der er wollte, der er war. Um ihretwillen würde ihn die Partei wohl nicht ausgestoßen haben, hätte er die Hoffnung auf den Reichstag, auf Ansehen und Einfluß niemals aufzugeben brauchen!

Die Nacht ging hin, es kam der Tag. Nein, Tag noch nicht, ein Januarmorgen, schwarz und kalt. Die Laternen brannten. Ein Dienstmann nahm ihm den Handkoffer ab und brachte ihn zu einer Droschke. Er nannte wieder den Namen des Hotels Unter den Linden, in dem er jedesmal abgestiegen. Warum denn auch heute nicht? Früher freilich, wenn er einmal in Sachen seines Blattes nach Berlin gekommen war, hatte er in einem anderen, billigeren Wirtshaus gewohnt. War er etwa noch frei, das zu tun, wenn er es wollte? In eine Volksversammlung zu treten und von der Tribüne hinab gegen den Minister zu donnern, offen, als Mitglied seiner Partei seine Meinung auszusprechen? War er frei genug, um jetzt, gleich jetzt im Fahren aus der Droschke zu springen, sich ein Billett nach Amerika zu kaufen und all dem Kram und Gram und Zank hier Valet zu sagen? Oder, noch kürzer, in die Bahnhofshalle zurückzukehren und sich vor dem nächsten Zuge einfach auf die Schienen zu werfen, um ein Ende zu machen?

Ja, wenn man sich es wählen könnte, ja, wenn man sich es wählen könnte! hatte der alte Handwerksmann im Coupé dritter Klasse geseufzt. — Man wählt eben nichts, nicht geboren werden, nicht leben, nicht sterben, nicht einmal sein Glück!

Er war so todmüde, wie zerschlagen, daß er, im Hotel angelangt, sich augenblicklich auf das Bett warf, obwohl er meinte, nicht schlafen zu können. Er wollte denken, nachdenken über seine Zukunft. Als Komtesse Lisas Mann zu leben, ohne jeden Beruf, das erschien ihm unmöglich. Die Politik war ihm durch seine Heirat verschlossen. Schreiben? Ja, was denn? Für wen? Wozu? Das Dichten, wie er's früher geübt, aus Lust am Kling-Klang, aus Freude an dem eigenen Können, aus dem Bedürfnis heraus, zu sagen, was ihn schmerzte, das kam ihm so knabenhaft vor, so zwecklos. Was brauchte er's aller Welt zu gestehen, wie er sich seiner Schwäche, seiner Gefangenschaft schämte und wie er doch diese Gefangenschaft liebte. Ihr wollte er's sagen, ihr allein, die würde ihn verstehen, mit ihm fühlen, ihm wohltun mit ihren linden Händen. Er kniete sich hin, drückte ihr den Kopf auf die Knie und sagte ihr . . . . . Er sagte gar nichts, sie wußte es alles. An ihrem Lächeln konnte er's sehen, daß

Digitized by Google

sie es wußte. Komm, sagte sie, wir wollen gehen, es gut zu machen. Sie gab ihm die Hand und sie gingen zusammen durch das Haus. Es war das neue, hübsch eingerichtete, mit den weißlackierten Wänden und dem hellblauen Treppengeländer. Die Zimmer waren alle so neu, so hell, so modern. Überall glänzte es wie Gold und wie Marmor. Leider nur, in den hübschen Zimmern saßen all seine alten Sorgen, in jedem eine, seine Reue, seine Schmerzen. Als sie in die Studierstube kamen, blickte sein toter Vater vom Schreibtisch auf: Du? Was hast du hier zu suchen? Du bist doch der Sohn nicht, den ich erzog, dem ich meine Ehre als höchstes mitgab? Die Stimme klang fremd, das Gesicht war ein anderes, er hielt sich viel gerader. Aber es war doch sein Vater .... Lisa zog ihn weiter; er sollte nicht so viele Predigten hören. Sie kamen ins Eßzimmer. Direktor Groß und Guido Rabenhausen, der Minister, tafelten vergnügt zusammen. Sie waren es nicht. Ja, sie waren es doch. — Der Zeitungsverleger hatte seine Serviette in den Halskragen oben gesteckt, goß sich ein Glas Wein hinunter, daß man die rote Welle deutlich ihm durch die Gurgel fließen sah, und lachte und prustete vor Lachen: Der! Ja, mit dem sind wir glücklich fertig, den wollen wir uns aufs Butterbrot schmieren, sonst taugt er zu nichts.

Der Mensch spricht ja Unsinn, sagte Axel. — Aber Graf Guido stützte schwermütig sein Haupt in die Hand. — Es tut weh, sprach er leise, ich hatte ihn lieb, ich hatte auf ihn gezählt, ich dachte ... Was er gedacht, das war nicht zu hören, denn seine Stimme erstarb ihm in Weinen. Oder weinte er selber, Axel? Das war doch nicht möglich. Schwächlinge weinen. Und wenn ihnen auch das Herz bricht, Männer, die fühlen über Geschehenes keine Reue, die klagen nicht, die sehen nicht rückwärts, streben nur vorwärts, Im Automobil. Vorwärts über alle Hindernisse, über Stock und Stein. immer vorwärts, gradeaus. Wie hieß es doch noch? Der Staat und der Mensch, sie dürfen sich nicht von ihrer eigenen Vergangenheit sklavisch in Ketten schlagen lassen. Ihr Recht ist ihr Leben, ihr Leben ist recht! — Komm, sagte Lisa, was horchst du auf die alten Phrasen! So komm doch! Oder willst du dich fürchten? — Da waren sie unten im Keller des Hauses. Die Wände schimmerten nicht von Marmor, sondern von Feuchtigkeit, die Tropfen rannen an den Ziegeln herunter. Man ging durch eine klebrige Lache von Schnee und Schmutz. Es raschelte in den Ecken von Ratten, von ekelm, stinkendem Getier, die Luft war zum Ersticken. Er fühlte, wie der Schweiß ihm ausbrach bei dem Anblick der Krankenhausbett n, die da in Reihen und Reihen standen. Ja, bin ich denn krank, soll ich da liegen? — Daß er Fieber hatte, das wußte er lange. Es schauderte ihm vor dem düsteren Raum, vor den Betten, vor all den Gestalten. Wo willst du denn bleiben? fragte Lisa, du siehst ja, die Plätze sind sämtlich belegt, und du kennst ja auch die Kranken, du bist es, der sie alle miteinander hierher gebracht hat Ich? fragte er erschrocken, ich? Er ging zu dem nächsten nah heran. Aber ein wildfremdes Gesicht glotzte ihn an. Es lag ein nacktes Totengerippe in diesem Bett, in jedem Bett, und den grinsenden Totenköpfen leuchteten in ihren Augenhöhlen je zwei kleine elektrische Lämpchen. Oder glühten sie in seinen eigenen brennenden Augen? Da er müde von dem endlosen, endlosen Wandern seinen schmerzenden Kopf niederlegen wollte, litt Lisa es nicht. Bleib doch nicht da unten bei all den Leichen,

Digitized by Google

Du hast sie geliebt, du hast sie verdorben, getötet, vergessen. Und nun wirst du mich auch wohl vergessen, oder mich nicht? — Dazu lachte sie. Nein, nein, Lisa konnte unmöglich so lachen. Es war ja Adèle, die rote Adèle, mit der himmelblauen Schleife in dem gebrannten, gekräuselten Haarschopf. Die hatte ihn gefoppt, die hatte ihn mit sich weitergezerrt, durch häßliche Gänge, durch finstere Höhlen, steile Treppen, hinauf, hinunter, wieder hinauf. Lisa war unten auf einem der Betten liegen geblieben. Und er fand den Weg nicht zu ihr zurück und er schrie nach ihr: Lisa! Lisa! Dich vergesse ich nicht, dich niemals, niemals!

Und dann wachte er auf. — In dem Traum, den er die erste Nacht hier geträumt, war sie ihm entschwebt. Diesmal hatte er sie unten gelassen in einer unheimlichen Versenkung. Endeten alle Träume damit, daß sie getrennt wurden, er und sie, so sollte die Wirklichkeit des Lebens sie beide vereinen — für immer, untrennbar! — Ob zu seinem Glück? Ob zu ihrem? Wer ahnt das vorher . . . .

Als er in die Haustür trat, die ihm der weißhaarige Diener mit einem vertraulichen Lächeln aufriß, kam sie ihm entgegen, die breite teppichbelegte Treppe herunter: „Du!“ Und mit ihrem strahlendsten Lächeln hieß sie ihn willkommen. Er lächelte wieder. Wie sollte er nicht! Die Zähne schlugen ihm aufeinander noch wie im Fieber seines Traumes, aber er nahm sich gewaltsam zusammen, daß sie es nicht merkte. Er wollte zärtlich sein und sie küssen. — „Vor den Dienern!“ flüsterte sie. Und ging voran auf die Bibliothek zu, die ihr besonderes Revier war. — Wie wunderlich wir Menschen sind! — Wenn man noch eben verzweifeln wollte, so glücklich zu sein! Aber mußte er's denn nicht sein, wenn er sie ansah, wenn er dies reiche, überreiche Maß von Liebe empfand, das sie ihm mit frohen Händen entgegentrug.

„Ich danke dir!“ sagte er tief aufseufzend, „was auch kommt und wie es wird — ich danke dir!“

Sie saßen auf dem Fensterſitze, gleich Kindern sich an den Händen haltend. Draußen lag der Garten im Schneekleid, der Himmel hing grau und schwer herunter, der Sturm bog Bäume und Büsche nieder und rüttelte an den großen Scheiben. Hier drinnen war's still, geborgen, von Blumenduft erfüllt und voll Frieden. Im Kamin knisterten die Scheite. Von der Höhe der Bücherregale blickten die Köpfe griechischer Weisen in ernster Marmorruhe hernieder, predigend vom Zeitenwandel, von der Kleinheit und Schwäche des Menschen. Oder auch davon, daß Zeit und Menschen sich wenig wandeln, daß jeder, der's will, sein Schicksal in seine Hände nehmen und modeln kann, so er nur sich selber vertraut. — Kann denn etwas unrecht sein, was dein Gewissen dir als recht und als notwendig vorschreibt? Ja, aber gegen dein Gewissen, gegen dein eigenes Empfinden handeln, das ist's, was du nicht kannst, noch darfst.

Sie hatte den Kopf an die Fensterumrahmung zurückgelehnt; sie sprach zu ihm, aus ihrem tiefsten, ihrem innersten Fühlen heraus: -- „Was du denkst, das denke ich mit dir! — Jetzt schon bin ich deine Genossin, meine so oft, es erraten zu können, was du morgen in deinem Blatte aussprechen wirst. Und es macht mich froh und stolz, zu wissen, unser Lebensziel, unser

Digitized by Google

beider, wird nicht Vergnügen, nicht Eitelkeiten, Jagden, Diners und Rennen sein, sondern das Wohl der ganzen Menschheit, bessere Rechte, bessere Nahrung für die Ärmsten, Gleichheit und Frieden und Segen für alle."

Er aber beugte seine Stirn auf ihre kühlen, wohltätigen Hände.

„Was ist dir?" rief sie erschrocken, „du fieberst! Sag', Axel, was hast du?" Und als er kein Wort ihr antworten konnte, sondern tiefer nur und tiefer den Kopf in ihre Finger drückte, die auf ihren Knien lagen, da neigte sie sich zu ihm nieder:

„Du, sei kein Kind! Heut in acht Tagen, was? Glaubst du's denn noch nicht, heut' in acht Tagen!" — Es klang, wie wenn ein kleines Mädchen von Weihnachten spricht.

„Wenn es wahr werden könnte!" stöhnte er.

„Axel, Axel, was soll denn noch kommen von heute bis zum nächsten Sonntag? Meinst du, ich könnte dir abwendig werden durch irgend, irgend, irgend etwas? So sei doch nicht so. Du sollst nicht zweifeln, ich will es nicht mehr."

Er hob den Kopf und sah sie an. Mit trübem Lächeln blickte er in ihre glänzenden Augen, voll von unsagbar barmherziger, hingebend reicher Weibesliebe.

Hätte er ihr sagen sollen: Ich zweifle an dir nicht, sondern an mir! Das schöne Leben der Menschenbeglückung, von dem du träumst, es ist mir Traum und Schaum geworden. Denn sie, für die ich kämpfen wollte, und die, mit denen ich Seite an Seite zu kämpfen begonnen, sie haben mich hinausgewiesen, haben mir Arbeit und Freude genommen, wollen an meine Ehrlichkeit, an meine Aufrichtigkeit nicht mehr glauben. Sie wähnen mich abtrünnig, falsch und feindlich, weil ich reich werden soll durch dich, Liebste, wähnen sie mich von dir bestochen. Ich aber, ich selber, ich weiß daß ich's bin! — Hätte er ihr das sagen sollen? Sein Wort zurückfordern und seine Freiheit? Und ihr Glück morden, wie das all der nächtigen Traumgestalten, die tot in ihren Spitalbetten lagen?

„Ist dir nicht wohl?" fragte sie ihn wieder. „Sag mir, sag es mir, was dir fehlt!"

„Mir ist immer wohl, wenn ich bei dir bin. Dann liegt alles andere dahinten, weit, weit fort. Und ich atme im Licht!"

* * *

Zu dem Frühstück, das den General und die Generalin wie immer mit den Verlobten vereinte, waren heute ein paar jüngere Offiziere, nahe Verwandte, geladen worden. So konnte er nicht, wie er gewollt, dem einstigen Vormund seiner Braut das Geständnis machen, daß er ohne Stellung sei, daß er seine kleine, sichere Einnahme verloren habe. Es bot sich eben keine Gelegenheit, den alten Herrn allein zu sprechen. Oder er, Doktor Axel Heller, hatte den Mut nicht, hatte nicht den rechten Willen, um solche Gelegenheit zu finden. Das sagte er sich selber erst deutlich, als es zu spät war. Sie unterhielten sich über Tisch von Menschen und Dingen, die er nicht kannte. Wer bei Hof gegessen hatte, wer mit einer Prinzessin getanzt und wen der Kaiser jüngst beim Rundgang angehalten, um ihm einen gnädigen Witz ins Ohr zu flüstern. Warum sollen denn

Digitized by Google

junge Leutnants nicht Leutnants sein und von dem reden, was sie angeht? Ja, aber einer, den's gar nichts angeht, der nicht vom Adel ist, noch vom Hofe, der sollte eben nicht tun, als wäre er ihresgleichen, sich nicht anmaßen, oder auch erniedrigen, mit an ihrem Tische zu sitzen.

Lisa suchte das Gespräch auf andere Gebiete zu wenden, aber sie hatte kein Glück damit. Sie fragte nach dem Reichstag und den Wahlen, und der eine der jungen Verwandten brach in ein begeistertes Lob des Ministers aus, des Ministers Rabenhausen, der es verstände, die Kerls, die verdammten Sozialistenbengels, Volks- und Truppenaufwiegler, gehörig niederzuducken.

„Mein Verlobter ist Sozialist," sagte die Komtesse mit ihrer hellen, vernehmlichen Stimme.

„Oh, pardon, pardon! Ich meinte es nicht als persönliche Kränkung, das wollte ich nicht sagen. Es ist nur — natürlich kann der einzelne, der Theoretiker, höchst ehrenhaft sein, wenn auch die Menge . . . . . Also, ich bitte sehr um Verzeihung, geehrter Herr Doktor, wie konnt' ich denn ahnen! . . . . . Wissen Sie, wir im Regiment, wir stecken so drinnen im selben Gleise, im selben Kreise, sind alle ein und derselben Meinung und müssen es sein. — Da kommt man denn gar nicht auf den Gedanken, daß andere vielleicht anders gesinnt sind."

Heller verbeugte sich. Die Art, wie der junge Mensch seine Beleidigung gut zu machen suchte, gefiel ihm.

„Aber," sagte der zweite Vetter, der etwas älter, steifer und nicht so nachgiebig war, wie jener — „wie geht denn das? Guido Rabenhausen ist doch am Ende Familienchef. Gibt er das zu? Es kann, unter Umständen, doch für ihn selber Unbequemlichkeiten haben, daß ein Sozialist sein Verwandter ist, kann ihm in seiner Stellung schaden."

„Und mir in meiner," sagte Heller.

„Ihnen?" Der Offizier starrte durch das Monocle den Doktor an. „Ich denke mit dem leitenden Minister verwandtschaftlich verbunden zu sein, das müßte auch bei den extremsten Parteien einen gewissen Wert besitzen, den Führer fördern, anstatt ihn zu hindern. Wenn Sie Ihre Karten ein wenig geschickt zu mischen verstehen, ich glaube, Sie können Karriere machen durch solche Verwandtschaft."

„Meinen Sie? Leider habe ich das Kartenmischen so gut nicht gelernt, wie man sagt, daß die Herren Offiziere es verstehen. Und das Karrieremachen ist bis heute uns Sozialpolitikern — mit und ohne Ministerverwandte — niemals Lebensinhalt gewesen."

Der General hob die Tafel auf. Er schob seinen Arm in den Axels: „Mein Bester," sagte er halblaut, indem er den jüngeren Mann mit sich in den Salon führte, „mein Bester, Sie dürfen sich nicht so ereifern, Sie haben ja vielleicht ganz recht von Ihrem Standpunkt auf der Linken. Leutnant Graf Torring steht aber rechts, so gut wie ich selbst, und er hat eben auch recht. Ich bin alt, Sie können mir's glauben — in jeder Partei, in jedem Bekenntnis, in jeder Volks- und Kastensitte liegt etwas Wahrheit, liegt etwas Schönheit; es kommt nur darauf an, von welcher Seite her man sie betrachtet, ob von rechts oder links. Der outsider, der dieser Partei, dem Bekenntnis, dieser Kaste nicht angehört, sieht deshalb alles verkehrt oder halb, er kann sehr vieles verwerflich finden, was wir, die

Digitized by Google

wir hier rechts stehen, lieben. Und ich zweifle nicht, daß es auch dort drüben, ganz links, manches Gute gibt, manchen edlen Funken, den wir ebenso verkennen müssen. Deshalb," — fuhr er fort, lauter redend, daß auch die anderen ihn hören sollten — „deshalb habe ich meinem Mündel keine Opposition gemacht, als sie sich mit einem Manne verloben wollte, der in all seinen politischen Ansichten, in allem das Gegenteil ist von dem, was wir als Recht erkannten. Wenn er nur ein Gentleman ist, als Gentleman handelt — ich meine, Doktor, Sie und ich, und die zwei jungen Leutnants und Vetter Guido, wir besitzen doch als Männer von Ehre und von Bildung so vieles gemeinsam, daß wir auf dieser verbindenden Basis immer am selben Tisch sitzen und ein Glas Wein — oder jetzt eine Tasse Kaffee — miteinander in gutem Frieden leeren dürfen."

Die beiden jungen Leutnants versicherten, daß sie Exzellenz nur zustimmen könnten. Axel sagte nichts. Es war wieder der Ton von Duldung, von höflicher Nachsicht, der schon ein paarmal, wo er gerade ihm wohltun sollte, ihn schneidend schmerzlich beleidigt hatte. Weil er wund und so überempfindlich war, das gestand er sich selbst ein. Denn eigentlich — auch das empfand er — hätte es ihn nicht verletzen sollen, daß der alte Edelmann den Gentleman über alle Rangunterschiede hinweg in ihm zu erkennen wußte. Aber die Luft in dem Offizierskreis bedrückte ihn doch, der Duft der Zigarren und Zigaretten betäubte ihn. Er streifte die Asche am Kamin ab und sprang auf und ging zum Fenster. — Ja, gehörte er denn wirklich hierher? Durfte er hier ihren Mokka schlürfen? Ein Gentleman! Ist einer, der nichts hat und sich die holdeste Gräfin heimholt, ein Gentleman? Ein Märchenschäfer darf so handeln, ein Künstler, — ein Poet, der braucht nicht an Geld und Rang zu denken. Aber, einer, der mit beiden Füßen im Leben, im hellen Leben steht und weiß, was das sagen will, gar nichts besitzen, und weiß auch genau, was das sagen will: reich sein!

„Was hast du? Was denkst du nur?" fragte Lisa, „du bist nicht du selbst, es ist etwas mit dir vorgegangen. Ich bin deine Frau, ich bin's in acht Tagen — ich will meinen Anteil an jedem, jedem, was dich bedrückt und ängstigt. Sag' mir's."

Da rief der General die beiden: Der Rechtsanwalt sei gemeldet worden.

Sie gingen über den Flur hinüber in die Bibliothek. In dem von hohen Bücherwänden traulich umschlossenen stillen Raum, in dem die Verlobten so oft, und noch heute, kaum vor einer Stunde, am Fenster beisammen gesessen hatten, wortlos, Hand in Hand, nur einander denkend, einander fühlend, stand jetzt der Advokat am Tische, eine Aktenmappe vor sich.

Rund im Kreise gereiht, feierlich, ließen sie sich alle nieder, Brautpaar, Elternstellvertreter und Zeugen. Der Rechtsanwalt las den Ehekontrakt vor . . .

Die guten Stunden, die an den Bücherwänden wie in Blumengirlanden sich verschlingend noch schwebten, die traumhaften Stunden, die gewesen, die hoffenden, märchenhaft hoffenden Stunden, die noch nicht waren, doch kommen sollten — sie schienen verschleiert, verklungen im Nebel. Sechs Menschen, die von Geldsachen sprachen, und der Raum war entheiligt und der Glückstraum wollte verfliegen! . . . . . .

Axel Heller saß stramm in die Höhe gerichtet. Bei Geldsachen träumt

Digitized by Google

man nicht. Zuhören oder ehrlos handeln. Was las der Mann da? Von Gütergemeinschaft?

„Es ist unmöglich."

Der Advokat sah auf von der Akte, befremdet, vorwurfsvoll. Eine Pause.

„Aber, Axel, aber . . . ." bat sie.

„Ich dachte, es wäre so alles abgeredet worden," sagte der General in bedauernd höflich abweisendem Ton. „Lisa wünschte es."

Die Offiziere, die wenig von der Sache verstanden, räusperten sich.

Axel stand auf. Im Stillsitzen konnte er das nicht sagen.

„Gütergemeinschaft," begann er, „Gemeinschaft zwischen zweien, von denen der eine aber nichts hat."

„Pardon, daß ich unterbreche, Sie bringen, wie ich von der Komtesse erfuhr, Ihre Jahreseinnahme als Redakteur mit. Ich erwähne das auch im Kontrakte. Gestatten Sie, daß ich weiterlese." — Der Jurist fühlte sich ersichtlich von dem Einwurf des Laien beleidigt.

„Ich bringe nichts mit, es ist ein Irrtum, nichts, gar nichts," sagte Axel heiser. „Meine Stellung habe ich verloren — gestern — ich habe selber gekündigt."

„Das ist recht," rief der General, „das nenne ich einmal vernünftig gehandelt. Ich gratuliere, daß Sie los sind von dieser Bande!"

Aber Lisa — sie war auf einmal sehr bleich geworden — trat zu ihm hin. „Du hast das meinetwegen getan? Glaubtest du — nein, das konntest du nicht glauben, daß ich dich lieber nicht mehr bei dem Blatte sähe? Oder . . . . oder," als er nicht das Wort ihr zu antworten fand, kam sie ihm rasch näher — „oder sie waren es, jene, die es dich fühlen ließen, daß ich . . . daß wir hier Verwandte von Guido Rabenhausen sind, du merktest, daß das in ihrer Partei dich unbeliebt machte? Und da . . . . Oh, ich weiß, wie dein ganzes Herz dir an dieser Arbeit hängt, an deiner Partei, an deiner Zeitung."

„Laß das," sagte er. „Es ist so. Sie haben recht von ihrem Standpunkt. Wie Seine Exzellenz vorhin sagte, es sieht ein jeder die Welt nur von seinem Standpunkt. Und jene, meine Parteigenossen von gestern, die denken natürlich: wie kann einer ehrlich zu ihnen gehören, wenn er so — lebt." Er zeigte mit einer Handbewegung den ganzen Raum und die Herren und sie. — „Damit ist es nun aus. Ich werde schreiben. Wenn ich das noch kann! Ich habe keine Stellung mehr, kein Einkommen mehr. Ich bitte also den Herrn Rechtsanwalt, den Passus zu ändern: Der Gatte bringt nichts mit. Von Gütergemeinschaft ist also demnach nicht die Rede. Wie sollte ich über ein Vermögen als mein Eigen verfügen, zu dem ich keinen Pfennig beisteuere."

Der Advokat stand ebenfalls auf: „Bevor ich einen neuen Kontrakt entwerfe, darf ich wohl Komtesse Torring ersuchen, die Fassung nochmals mit mir zu besprechen."

„Ja," sagte sie, „gleich, am besten hier gleich. Bleiben Sie noch. Ich muß nämlich erst wissen, ob . . . . nicht nur wie . . . ." Sie nahm die Akte, als wenn sie darin lesen wolle. Doch griff sie nur die gedrehte Schnur, wand sie sich um den kleinen Finger, knüpfte den Knoten auf und zu. Die Augen auf die Schnur geheftet, schien sie in den Drehungen derselben ihres wie seines Lebens Fäden, die schwarzen, die weißen, entwirren zu wollen.

Digitized by Google

„Axel," begann sie, „Axel, du weißt — ich bin es gewesen, du weißt es — ich sprach. Ein Mädchen sollte das nicht. Ich tat es. Und büße es nun. Du — sag hier vor meinem Onkel die Wahrheit — hätte ich damals bei Tisch dich nicht gefragt, du — du hättest nicht um mich geworben?"

„Nie!" brach es aus ihm heraus. „Lisa, Lisa! wie kannst du noch fragen, das mußt du doch wissen. Ich um dich! Einen Gentleman nannte dein Oheim mich vorhin. Ich danke ihm für das Wort. Ich selber .... Ich weiß nicht, ob ich's bin. In den Augen der Leute stehe ich als ein Elender da, ein Mitgiftjäger. Das aber, das zum mindesten bleibt mir: — ich tat es nicht, ich hätte nie, nicht im Traum es gewagt, je nach deiner Hand zu begehren."

Und wieder ein Schweigen. Die Blumenkränze, die unsichtbaren der vergangenen Liebesstunden, sie waren verwelkt, verdorrt, verschwunden. Um seine sogenannte Ehre zu retten, das, was die Welt den Gentleman nennt, hatte er einen Mord begangen.

Sie hielt sich an der hohen Lehne des Ledersessels. Ihre Hände zitterten. Sie wollte sprechen, und schien's nicht zu können.

„Kind," sagte der General, „Kind, Lisa, was regst du dich auf! Laß es doch gut so. Es ist ja eine Wohltat für alle. Wirklich, es war ein zu schiefes Verhältnis — dein Mann bei so einer Arbeiterzeitung! Er wird sich selbst nicht lang darum grämen. Und wir wollen schon alle sorgen, daß er bald hier eine standesgemäße Stellung bekommt."

Sie machte mit der Hand eine Bewegung, als ob sie den Oheim um Schonung bäte. Dann ging sie zu Axel hin. Sie legte ihm ihren Arm um die Schulter, wie sie es nie, noch nicht ein einzig kleines Mal vor fremden Augen getan. „Axel," bat sie leise, „Axel! ich liebe dich. Und du liebst mich. Ich weiß, ich weiß es. Nur doch nicht ganz so. Wir möchten beide glücklich werden, du und ich, heute in acht Tagen .... aber wenn ich dich heute fragte — du sagst mir die Wahrheit, ich kenne dich, du kannst mich nicht täuschen! — Wenn ich dich ehrlich frage .... Axel .... Gäbe ich dir heute deine Freiheit, sag — würdest du mich hassen, oder .... oder Axel ... würdest du mir danken?"

Und er, sie liebend wie noch nie vorher, Auge in Auge mit ihr, bezwungen von ihrem wahrheitfordernden Blick, sinnverloren, halb bewußtlos, aber doch wissend, was er da tat .... er beugt sich auf ihre zwei Hände, die auf seiner Schulter liegen, nimmt sie, löst sie sich vom Halse, küßt sie, küßt sie leiser noch einmal.

„Ich danke dir," sagte er.

Dann sah er sich um nach dem Hut, den er beim Eintritt — vor wie vielen Stunden, vor wie vielen Jahren war das gewesen! — auf den Stuhl neben der Tür gelegt hatte. Er dachte sonst nichts, wußte gar nichts, sah sie nicht mehr, wie sie in den Sessel sank, sah nicht die anderen, verneigte sich linkisch nur gegen alle, und ging hinaus. Im Vorzimmer kam der Diener gelaufen, erstaunt, bestürzt. Er zog ihm den Rock an, er machte die Tür auf — zum letztenmal. Axel ging die Stufen hinunter, durch den Garten, quer über die Straße durch die Tiergartenalleen, im Schnee des rotdämmernden Winternachmittags ...., fort, allein, geradeaus, ohne Ziel .....

Digitized by Google

Das Gefecht an der Göhrde und Eleonore Prohaska.

Militärisches Gefechtsbild aus den Freiheitskriegen.

Von Moritz von Kaisenberg.

Am 10. August 1814 war der Waffenstillstand zwischen Napoleon und den Verbündeten zu Ende gegangen, der Krieg konnte von neuem beginnen. Der Kronprinz von Schweden Bernadotte hatte uns mit seinen Truppen, um nach Leipzig zu ziehen, verlassen. Unsere auf dem rechten Elbufer stehenden Truppen bestanden nur noch aus 14000 Mann, von denen ungefähr 10000 Mann englisch-hannoversche Landwehren waren, der Rest waren preußische und russische Regimenter. Den Oberbefehl über dieses Gesamtkorps hatte der General Graf Walmoden-Gimborn erhalten. Wäre es nicht vorteilhafter gewesen, wenn an seiner Stelle einer der englischen Prinzen den Oberbefehl über diese detachierte Armee bekommen hätte? Ja, wo waren denn diese Prinzen, die doch in erster Linie dazu berufen gewesen wären, diese Stelle einzunehmen? An der Spitze unseres Korps standen sie jedenfalls nicht. Und das war recht schade. Es wäre für die ganze Erhebung gewiß recht vorteilhaft gewesen, wenn ein Prinz des alten Welfenhauses den Oberbefehl über seine treuen Hannoveraner übernommen hätte, um sein Stammland von den verhaßten Franzosen zu befreien.

Das war unser aller Ansicht. Aber der Name des Generals Walmoden als Sohn des „Mannes von Artlenburg", war schon allein nicht für die Stellung geeignet. Wir Niedersachsen konnten Artlenburg nicht vergessen. Ich will ja sonst nicht gerade etwas gegen den Mann sagen, er hat sich ja nachher bisweilen als ein umsichtiger Führer, wenn auch nicht gerade als ein mit allzu großer Initiative bedachter Feldherr bewiesen. Es ist ja auch nicht jedermann zum Feldherrn geboren. Aber er hätte doch nicht immer nach England hinüberschielen brauchen, von wo er stets auf eine Zusendung neuer Truppen hoffte. So warteten wir denn von Tag zu Tag auf seinen Befehl zum Vorgehen, aber der kam und kam nicht. Ich will zur Entschuldigung seines Zögerns zugeben, daß General Davouts Korps in Hamburg, das von dort aus das ganze linke Elbufer beherrschte, stärker als

Digitized by Google

das unsrige war. Was war das aber ursprünglich für eine Bande von Truppen, die nachgerade erst zu Soldaten wurde. Die hätten uns doch nicht so im Schach zu halten brauchen, daß wir während dieser ganzen Wochen tatenlos in unseren Kantonnements verblieben und so gut wie nichts unternahmen. Kleine Putsche kamen ja hier und da vor, aber viel war es nicht. Da wurde von uns einmal ein Übergang über die Elbe ausgeführt, und kleine Kavallerieabteilungen drangen sogar bis Lüneburg vor, aber was wollte das sagen? Das machte den Kohl doch nicht fett; die Gesamtheit der Truppen verblieb in ihrer Untätigkeit, und diese Putsche wurden sogar von dem Oberkommando nicht einmal gern gesehen. Begeisterung ist aber eine Ware, die nicht abständig werden darf, sonst verdampft sie. Es ist Sache eines Obergenerals, sie zu erhalten und darauf so recht Napoleons Ausspruch anzuwenden: „Ein guter General ist eine ganze Armee wert". Ob das gerade Walmoden war, möchte ich bezweifeln.

Waren unsere Truppen auch nur schwach an Zahl, so herrschte doch bei ihnen eine Begeisterung, mit der der Obergeneral hätte rechnen müssen. Es war ja das Gefühl deutscher Stammeszusammengehörigkeit, das uns alle beseelte; das den Gedanken an Rang und Stand vergessen und nur den Wert des Mannes als solchen zur Geltung kommen ließ. Dieses Gefühl schärfte auch das Auge des einzelnen Mannes für die Eigenschaften des Führers, den man an unsere Spitze gestellt hatte. Dieses Gefühl machte uns nicht blind gegen seine Fehler in dieser Epoche. Waren wir doch deutsche Männer, die sich hatten anwerben lassen, um die verhaßten Franzosen zu vertreiben; waren wir doch alle von dem einen Gedanken beseelt: „Vorwärts, nur vorwärts gegen den Feind!" Da gab es keine Standes- und Rangunterschiede mehr, keine zwischen Arm und Reich, Vornehm und Gering. All der Hochmut, der die Schichten des Volkes im Frieden trennt, war wie weggeblasen, als der Krieg endlich sein heldenhaftes Haupt erhob. Die Menschen waren alle gleich, wie in der Badehose, die ja bekanntlich auch sehr egalisierend wirkt. — — Vorwärts wollten wir, und nicht untätig bleiben. Diese Begeisterung verstand aber Walmoden nicht auszubeuten. Ich muß noch einmal darauf zurückkommen, der Herzog von Cumberland, das wäre der geeignete Mann für diese Stellung gewesen. Der hätte nicht lange gezappelt, sondern gleich zu Anfang den Davout mit seinem Gesindel über die Weser gejagt. Ich gehöre wahrhaftig nicht zu den Liebedienern, die den Herzog in seinen Feldherrn-

Digitized by Google

eigenschaften einem Friedrich dem Großen an die Seite stellen; aber Ernst August war ein ganzer Mann, der wußte, was er wollte. Was hatte denn unser Prinz damals in dem preußischen Hauptquartier zu Kulm zu tun? Dort wäre er abkömmlich gewesen, bei uns aber fehlte er. Gott's Donner, wie anders wäre es gekommen, wenn der als Prinz des angestammten Herrscherhauses sich an die Spitze seiner Hannoveraner gestellt hätte, da wäre noch so mancher Wankelmütige, deren es damals noch eine ganze Menge gab, zu den Waffen geeilt und hätte sich bei den Werbebureaus anwerben lassen. Ja, weshalb geschah das nicht? Das ist so eine Frage, die wir uns damals vorlegten. Vielleicht war die Spannung zwischen dem Herzog und dem Grafen Münster daran schuld? Ich weiß es zwar nicht, und Sie wissen es auch nicht.

Endlich kam zu Anfang September ein anderer Dreh in die Sache. Ich will hier nicht auf die Gefechte bei Vellahn und Goldenboom sowie auf das bei Rollenhof und Dannenberg näher eingehen, von denen namentlich das erstere von einer gewissen strategischen Bedeutung war, sondern will mich gleich dem Tage an der Göhrde zuwenden, der ein unverwelkliches Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Erhebung bildet. Es wurden seit Beginn des September von uns 3. Husaren der Legion, den Kielmannsegger Jägern und einigen uns zugeteilten Kosakensotnien weite Streifzüge in das Land jenseits der Elbe unternommen, wobei wir die Franzosen aus ihrer Ruhe aufjagten, ihre Magazine plünderten und einen besonderen Sport darin fanden, französische Kuriere abzufangen. Bei solcher Gelegenheit gelang es dem Kornett Schmidt von den Estorf-Husaren, einen französischen Ordonanz-Offizier zu greifen, in dessen Satteltasche sich ein Brief Davouts an den Kommandanten von Magdeburg mit der Mitteilung befand, daß der General Pecheux mit seiner Division am 15. September gegen Dömitz vorgehen, die dortige, von uns geschlagene Schiffbrücke zerstören und die Verbindung mit Magdeburg herstellen werde. — — — Diese Meldung wurde sofort an den General Walmoden geschickt, und dieser faßte denn auch den Entschluß, Pecheux' Division anzugreifen. Er ließ die schwedische Division, 6000 Landwehrtruppen und ein Kosakenregiment an der Stecknitz zurück und konzentrierte die übrigen Truppen bei Dömitz. Das Detachement bestand aus unserem Regiment (3. Husaren), drei Schwadronen Estorf-Husaren, zwei Schadronen v. d. Bussche-Husaren, drei Regimentern Kosaken, sieben

Digitized by Google

hannoverschen, sechs Bataillonen und zwei Schwadronen der russisch-deutschen Legion, einem englischen Linienregiment, dem Lützowschen Freikorps, 28 Geschützen, unter dem General v. Arentsschild. Am 15. früh wurde der Marsch von Dömitz auf Dannenberg angetreten, von wo Patrouillen unseres Regiments den Anmarsch des Feindes gemeldet hatten. Unser Regiment wurde vorausgeschickt und stießen wir zwischen Göhrde und Dalenburg auf die ersten Spitzen des Feindes. Graf Walmoden disponierte nun folgendermaßen: Er teilte seine Truppen bei weiterer Entwickelung des Feindes in zwei Kolonnen, von denen die eine unter General Tettenborn den Feind in der Front angreifen und die zweite unter General v. Arentsschild durch den Wald marschieren und gegen die feindliche rechte Flanke vorgehen sollte. Der General Dörnberg erhielt den Befehl, mit der gesamten Kavallerie und dem Lützowschen Freikorps die feindliche linke Flanke anzugreifen. — — — Ich kann, als in der Front der 3. Husaren reitend, nur das Vorgehen dieser Kolonne schildern.

Wir trabten an, entwickelten uns zu Echelons und ritten, die Eskadrons von Biela und von Hugo an der Tete, gegen die feindlichen Schützenlinien an. Signal Galopp, — — sie wurden niedergefegt. Da sahen wir uns plötzlich auf einem vor uns liegenden Höhenrand drei feindlichen Karrees gegenüber, während wir aus einem Gehölz in unserer rechten Flanke mit einem Hagel von Kugeln überschüttet wurden. Schon aber war General von Dörnberg vor unserer Front, er hob den Säbel und rief mit lauter, das Kleingewehrfeuer übertönender Stimme: „Dritte Husaren zur Attacke", die Schwadronen von Biela und von Hugo marschierten auf und die Trompeten bliesen „Galopp" da gingen wir hin — — los auf die Karrees — — Marsch, Marsch. Schon hatten wir solch ein blitzendes, von Rauch umgebenes, hin und her schwankendes Ding, Karree genannt, dicht vor uns, wir konnten bereits die Tschakos der Franzosen erkennen, und richteten uns schon in den Bügeln auf, um unsere Säbel auf sie niedersausen zu lassen, da lag plötzlich ein zehnfüßiger, unpassierbarer Graben vor unserer Front, da war nichts zu machen. Ein höhnisches Gelächter der Franzosen ertönte. O, es war eine Schmach, die 3. Husaren mußten zurück. Na, also kehrt und zurück, was die Pferde laufen wollten, die Kugeln der Franzosen waren hinter uns her, und so mancher Husar räumte den Sattel. Schnell genug gelangten wir in den Schutz des inzwischen von

Digitized by Google

den Lützowern genommenen Gehölzes. Der Kommandeur ließ Appell blasen, beide Schwadronen sammelten sich hinter ihm, und wir gingen, da sich die Verhältnisse da vorn inzwischen geändert hatten, von neuem in mehr westlicher Richtung vor. Zwei unserer anderen Schwadronen hatten dort bereits tüchtig aufgeräumt, sie waren auf keinen Graben gestoßen und hatten eins der anderen Karrees in Grund und Boden geritten. Aber auch wir sollten noch zur Attacke kommen. Kaum zeigten wir uns, da erhielten wir bereits wieder Feuer, in unserer rechten Flanke stand abermals ein Karree. Sofort schwenkten wir dahin ein, und „die Säbel hoch" ging es in der Karriere auf den heftig feuernden Menschenknäuel los. Bald waren wir mitten darin, und unsere Säbel begannen aufzuräumen. Da erhielt ich plötzlich einen heftigen Schlag, als wenn mich einer mit der geballten Faust auf den Arm geschlagen hätte, er warf mich vom Pferde, da lag ich. Wie lange, das wußte ich nachher nicht mehr anzugeben. Es ist damit ja solch eine eigene Sache. Ich weiß nur noch, daß ich in dem Augenblick, da ich den Schuß erhielt, (denn das war es) bis zu dem, als ich in Ohnmacht sank, eine Menge von Phantasiebildern zu sehen glaubte. Ich sah mein Elternhaus, und selbst das süße Gesicht meiner kleinen Londoner Cousine Ady stand lächelnd vor mir. Es sind das in solchem Moment der Gefahr ganz eigentümliche Halluzinationen, die sich da einzustellen pflegen.

Ich habe das später bei so manchem Sturz mit dem Pferde, bei einer Verwundung im Duell und bei solchen Gelegenheiten ähnlich empfunden. Man kann das nicht recht erklären. Es drängt sich in solchem kurzen Augenblick da so mancherlei zusammen, an das man vorher gar nicht gedacht hat, Bilder einem nahestehender Menschen, und sonst was Liebes.

So mochte ich wohl einige Stunden in meiner tiefen Ohnmacht gelegen haben, der starke Blutverlust trug wohl auch dazu bei, als ich endlich erwachte. Es mochte späte Nacht sein, ich lag in der niedrigen Stube eines Bauernhauses (in Dannenberg, wie ich später hörte) auf einem Bett. Ich war gleich ganz munter und wollte mich schon aufrichten, da empfand ich einen starken, pochenden Schmerz in meinem linken Arm, und sah bei dem Licht einer kleinen Öllampe blutige Tücher um meinen Arm gewickelt. Man hatte mich wohl verbunden, und dann wieder dem Schlaf überlassen. Da hieß es denn still halten und ruhig liegen bleiben, bis jemand käme. Ich versank auch wieder in eine Art von Halbschlummer und weiß nur noch, daß meine Augen

Digitized by Google

zuletzt auf einem zweiten, in der Kammer stehenden Bett hafteten, das da drüben aufgestellt war. Ich muß dann wieder eingeschlafen sein. Auf einmal schreckte ich empor, es war wie ein Schrei, oder so etwas ähnliches, was ich zu vernehmen glaubte, genug, ich erwachte, und wurde mir auch schnell meiner Lage bewußt.

Da vernahm ich es von der Richtung des anderen Lagers her zuerst wie ein leises Murmeln, und dann leise geflüsterte Worte, vermischt mit einem Wimmern, wie ein Hauch: „Mutter, — — — — liebe — — — liebe Mutter", denen ein herzzerbrechendes Schluchzen folgte. Ich richtete mich in atemlosem Staunen, so gut wie es mein verwundeter Arm eben zuließ, auf und starrte nach dem Bett hinüber, das von dem ersterbenden Licht nur schwach beleuchtet wurde. Was ist denn das? fragte ich mich, bin ich denn hier nicht allein, hat man etwa noch einen anderen armen Verwundeten hierhergebracht? Ich starrte hinüber und glaubte auf der Bettdecke da drüben ein mit blutgetränkten Binden umwickeltes Bein liegen zu sehen, während der dazu gehörende Körper bis zu dem Gesicht hinauf im Schatten war. Also auch dort lag solch ein unglücklicher Leidensgefährte, der gleich mir in dem Kampfe verwundet war! Und nun begann der Kranke von neuem in seinem Fieberschlaf leise Worte vor sich hin zu flüstern. Er schien von seiner alten Mutter zu träumen, denn es wiederholten sich die Worte: „Mutter, liebe Mutter!" begleitet von herzzerreißendem Schluchzen. Nun bin ich darin von meiner frühesten Kindheit an ein komischer Kerl gewesen, ich kann noch heute keinen Menschen weinen sehen. Das greift mir ins Herz, und ich muß solchen Unglücklichen gleich zu trösten suchen. So kraxelte ich denn auch, meine Wunde brannte zwar ganz infam, so gut es ging aus meinem Bette heraus, und tappte mich schwankend nach dem anderen Bett hinüber.

Ich fröstelte, mochte wohl etwas Wundfieber haben, und war ja auch fast unbekleidet, genug, ich fror, daß mir die Zähne klapperten. Aber einerlei, ich kam doch hinüber, und sah nun das ganze Unglück vor mir. Ja, da lag der Unglückliche, dessen Bein wohl angeschossen sein mochte, auf seinen Kissen und warf den vom Fieber gerötеten Kopf hin und her. Große, dunkelblaue Augen starrten weitgeöffnet in das Leere, und der Angstschweiß stand in hellen Tropfen auf seiner weißen Stirn, auf der sich kleine, blonde Löckchen ringelten. Der Verwundete mußte ein noch junges Bürschchen sein, denn in seinem weichen, rosigen Gesicht

Digitized by Google

war noch nichts von einem Barte zu sehen. Ich starrte noch immer schmerzbewegt auf das junge Gesicht hinab und mußte dabei an den Schmerz seiner Angehörigen denken, die in ihm vielleicht den einzigen Sohn verlieren sollten. Daß seine Verwundung eine schwere, ja sehr schwere sein mußte, sah ich an den blutigen Tüchern und Binden, die rings umherlagen. Ich empfand ein tiefes Mitgefühl mit dem armen Jungen, beugte mich zu ihm nieder, legte meine Hand auf seine heiße Stirn und suchte ihm die weitgeöffneten Augen zu schließen, damit er im Schlafe Ruhe fände. Meine Bemühungen blieben aber wirkungslos, er fuhr in seinen Phantasien fort. Ich hatte mich auf den Bettrand seines Lagers niedergelassen, seine linke Hand in die meine genommen und tastete an dem Arme, einem weichen, vollen Arme, herum, um nach seinem Pulse zu fühlen. Da schien er ruhiger zu werden; vielleicht daß das Streichen ihn in jenen Zustand versetzte, den man ja jetzt wohl Hypnose nennt. Seine Atemzüge wurden ruhiger, und die Augen begannen sich zu schließen, er schlief ein.

So saß ich, seine Hand in der meinen, und strich noch immer mit der anderen an seinem Arme auf und nieder. Da kam plötzlich ein ganz eigentümliches Gefühl über mich; ich weiß nicht, wie ich das so beschreiben soll. Es war so ein Gefühl tiefster Zärtlichkeit für diesen armen jungen Kameraden, der, vielleicht in meinem Alter, sein Leben für das Vaterland dahin geben sollte. Dieses zärtliche Gefühl veranlaßte mich, mich über ihn zu beugen und meine Lippen auf seinen Mund zu drücken. Bei diesem Kuß wurde mir ganz merkwürdig zu Sinn. Ich kann das nicht so erklären, aber ich vermochte nicht, meine Lippen von den seinen zu trennen.

Während so meine Lippen noch auf seinem heißen Munde ruhten, legte sich plötzlich ein Arm um meinen Hals, der Arm zog mich zu dem Verwundeten hinab, ich empfand, wie seine Lippen meinen Kuß zurückgaben, und leise kamen die zärtlichen Worte von des Soldaten Munde: „Heinrich, mein Heinrich, bist du da? O diese Seligkeit, du mein einzig Geliebter!“ Dabei hatte sich der Leidende aufgerichtet, sein Gewand verschob sich, und ein weißer Mädchenbusen verriet sein Geschlecht. Es war ein Weib, ein junges schönes Weib, das da in der Verkleidung eines Lützower Jägers vor mir lag.

Mein Erstaunen war grenzenlos, ich konnte mich gar nicht in die Situation hineinfinden. Ein Mädchen in der Uniform dieser

Digitized by Google

wegen ihrer oft zügellosen Wildheit bekannten Lützower Jäger, und dabei diese reinen, unschuldigen Züge! Ich konnte mir keinen Vers daraus machen. Ich löste sanft ihren Arm von meinem Halse und tappte mich fröstelnd in mein Bett zurück, in dem ich dann mit fiebernden Pulsen wachend lag und auf den erwachenden Morgen wartete. Von Schlaf war natürlich keine Rede. Meine Gedanken konnten mich nicht Ruhe finden lassen. Wie war nur dieses Mädchen in die Uniform hineingekommen, wie war es möglich, daß scheinbar ihr Geschlecht bis dahin nicht entdeckt wurde. — — — Aber sie lag doch an ihrer Verwundung schwer danieder, die Ärzte hatten sie doch verbunden, die mußten doch dabei hinter des armen Kindes so sorgsam gehütetes Geheimnis gekommen sein? Und was nun, was nun? Was konnte ich tun, um sie zu schützen, ihr zu helfen? So lag ich in tiefen Gedanken und lauschte immer nach dem Lager hinüber, von wo die fiebernden Atemzüge der Schlafenden zu mir drangen. Als der Morgen zu grauen begann, schlich ich mich wieder leise zu ihr hinüber, hatte sie sich doch soeben mit leisem Stöhnen hin und her geworfen und schien erwacht zu sein. Vorsichtig trat ich zu ihr heran. Sie sah mich mit großen, bangen Augen an, aus denen das Fieber gewichen zu sein schien. Da bemerkte sie ihre noch immer halb entblößte Brust, stieß einen Schrei aus, zog ihr Gewand bis zu dem Halse hinauf und brach in ein wimmerndes Schluchzen aus: „O, verraten Sie mich nicht, verraten Sie mich nicht!“ — — — „Sei ruhig, du armes Kind,“ erwiderte ich schmerzbewegt und legte meine Hand leicht auf ihre zitternden Finger. „Ich werde dein von mir zufällig entdecktes Geheimnis bewahren, ich will dir helfen, wie ich nur immer kann. Ich bin verwundet gleich dir, man hat mich hierher getragen und ich habe in der Nacht durch einen Zufall dein Geschlecht erfahren. Aber, du armes Kind, ich verstehe dich nicht, begreife dieses alles nicht. Wie ist es möglich, daß du ein Soldat und nun gar ein Lützower Jäger geworden bist? So erzähle doch, wie war das alles möglich?“

Und da, in der nächtlichen Stille des grauenden Morgens, wo nur hier und da das Krähen eines Hahnes den beginnenden Tag verkündete, erzählte mir das arme Kind, oft von schmerzlichem Wimmern unterbrochen, die Geschichte ihres jungen Lebens.

„Ich heiße Eleonore Prohaska und bin die Tochter eines Spielmanns von dem zweiten Bataillon Garde in Potsdam. Ich wurde, während mein Vater bei der Rheinarmee im Felde stand,

Digitized by Google

in dem Militärwaisenhause zu Potsdam erzogen. Nach der Rückkehr meines Vaters wohnte ich wieder mit meiner Mutter bei ihm und begeisterte mich an seinen Erzählungen der für ihr Vaterland kämpfenden Tirolerinnen und Spanierinnen, die an der Seite ihrer Väter und Brüder an deren Guerillakämpfen teilnahmen. Meine ganze Liebe besaß ein Unteroffizier von Schills tapferer Schaar, Namens Heinrich Harms, ein Pächterssohn, wir liebten uns zärtlich und schwärmten zusammen bei des kühnen Parteigängers Taten. Als aber mein Heinrich seit der Erstürmung Stralsunds verschollen und, wie es hieß, in die Hände der Franzosen gefallen war, schwor ich dem Feinde Rache zu, und der Entschluß reifte nachgerade zur Tat heran, mich in Männertracht bei dem Korps des Majors von Lützow anwerben zu lassen.

„Ich verließ Vater und Mutter und flüchtete zu meinem Bruder, der Akziseeinnehmer in Tangermünde war, dieser billigte meinen Plan und war mir bei dessen Ausführung behilflich."

Hier unterbrach ich ihre begeisterte Erzählung und fragte, wie es ihr denn möglich gewesen sei, ihr Geschlecht bei der Anmeldung zu verbergen. „Ja", erwiderte sie errötend, „das ging besser, als ich erwartete. Ich bin von Natur kräftig, kräftiger als mancher Mann. Da schnitt ich mir denn mein langes Haar kurz ab, besorgte mir den Anzug eines Jägers und eine Büchse und meldete mich eines Tages bei dem Hauptmann, der die Werbestelle in Tangermünde hatte, als Freiwilliger unter dem angenommenen Namen ‚August Renz'. Es wurde damals mit den Papieren und der ärztlichen Untersuchung der sich Meldenden nicht so genau genommen, und mein tiefes Organ unterstützte mich auch dabei. So bin ich denn ein Jäger geworden, lernte bald schießen und exerzieren und machte alle Streifzüge der Jäger mit."

„Ja, wie war es denn aber in den Biwaks, in den Quartieren und bei allen andern Gelegenheiten, bei denen Sie doch Tag und Nacht mit lauter Männern zusammen sein mußten?" fragte ich erstaunt.

„Auch das ging besser, als ich dachte," erwiderte Eleonore, „ich hatte mir den Jüngsten des Bataillons, einen erst 15jährigen Knaben namens Arnold, als Kriegskameraden genommen, mit ihm hielt ich stets zusammen, und so gelang es mir, alle die anderen Jäger zu täuschen. Ich wurde mehrfach wegen bewiesener Tapferkeit von unserm Major belobt, und gelang es mir oft, die Zügellosigkeit einzelner Kameraden zu steuern, wenn diese zuweilen

Digitized by Google

bei der Beschaffung von Lebensmitteln gegen die Bauern allzu hart und rücksichtslos verfuhren oder sich gegen deren Frauen und Töchter Unziemlichkeiten erlaubten. Ich wurde bisher nie verwundet," fuhr das Mädchen mit leiser Stimme fort, „und war stets fröhlich und guter Dinge, hoffte ich doch, noch einmal meinen Geliebten wiederzufinden. Aber vor wenigen Tagen, da kam es über mich. Ich sah im Traum meinen Heinrich auf der Totenbahre, und da wußte ich, daß auch ich bald sterben würde. Diese Gewißheit stand so fest vor meiner Seele, daß ich sogar meinem Bruder von dieser meiner Ahnung schrieb. Und so wird es denn auch kommen," sagte Eleonore traurig. „Als wir gestern jenes Gehölz stürmten, dabei immer von neuem von den Franzosen zurückgeschlagen wurden, und die Jäger nicht mehr vorzubringen waren, da ergriff ich die Trommel unseres gefallenen kleinen Tambours, und ließ immer von neuem den Avancierruf erschallen. Dieser Ruf und das Beispiel der Offiziere fachte den Mut der Jäger von neuem an, sie schlossen sich zusammen, alles stürmte von neuem vor und der Wald wurde genommen. Ich aber lag wimmernd vor Schmerz im Grase, ein Kartätschschuß hatte mir das Bein zerschmettert. Im Fallen erfaßte ich noch den Arm des neben mir vorstürmenden Leutnants Förster und rief ihm zu: ‚Herr Leutnant, helfen Sie mir, ich bin ein Mädchen!' Aber er hörte nicht auf mich und stürmte weiter. Als er endlich zurückkehrte, fand er bereits den Wundarzt von den Husaren, Ripking heißt er, um mich beschäftigt und der hatte mein Geschlecht erkannt. Förster aber hat sich seiner Verschwiegenheit versichert, und so haben mich denn beide hierher getragen, wo ich verbunden wurde. Es ist ja aber doch alles einerlei, ich weiß ja, daß ich sterben werde. Was soll ich auch noch hier auf — — Erden? Erwartet mich doch mein Heinrich — — schon — — da oben. Haben Sie Dank für Ihre Güte. — — —"

Immer leiser waren zuletzt ihre Worte geworden, sie sank wieder in ihren Ohnmachtsschlaf zurück. Das tapfere Heldenmädchen sollte recht behalten. Wie eine Heldin ertrug sie noch die Schmerzen der Amputation ihres linken Beines und ist dann am 5. Oktober sanft entschlafen. Ihre letzten Worte lauteten: „Ich — — — gehe — — — zu ihm. Du, mein Vaterland, aber wirst frei werden".

Ich war bereits zu Anfang Oktober so ziemlich von meiner leichten Wunde genesen und konnte, mit dem Arm in der Schlinge

Digitized by Google

dem Begräbnis des mir so teuer gewordenen Mädchens, der Heldin von der Göhrde, beiwohnen. Die Leichenfeier war ihrer würdig. Außer mir folgte das ganze Offizierkorps der Lützower und das des deutsch-russischen Jägerkorps mit dem Kommandeur, Oberst Grafen v. Kielmannsegge, an der Spitze und fast sämtliche Jäger. Auch hatte sich der preußische grand maitre de la garderobe Graf Grote dazu eingefunden. Unser Feldgeistlicher hielt eine herrliche Rede, in der er den Heldenmut der deutschen Jungfrau hervorhob und sie ihren tapferen Kolleginnen, der Ilse Hornbostel und der kühnen Verteidigerin Lüneburgs Maria Staegen, an die Seite stellte. Als endlich die drei Salven über dem Grabe der tapferen Kämpferin ertönten, da mußte ich traurig jener Nacht gedenken, in der mir das arme Mädchen ihre Erlebnisse erzählte. Ihr war nun wohl, und ihre letzte Tat hier auf Erden war die Teilnahme an der Viktoria des Gefechtes an der Göhrde. Dieses Gefecht wird in den Annalen unserer hannoverschen Geschichte stets ruhmvoll verzeichnet stehen. Besonders aber wird man dabei des Namens der Eleonore Prohaska und der Taten des 3. Husarenregiments gedenken. Das Regiment machte an diesem Tage 900 Gefangene, unter denen sich auch der General Miluzinski befand. Es eroberte auch mehrere Geschütze. Aber auch unser Verlust war bedeutend; drei Rittmeister fielen, wobei leider auch mein tapferer Schwadronschef von Biela, 4 Offiziere und 75 Husaren wurden verwundet. — — Acht Tage nach dem Begräbnis Eleonore Prohaskas kehrte ich über Dömitz zu dem Regiment zurück, und wir feierten im Offizierskorps noch oft den ersten Sieg unserer Hannoveraner über die Franzosen, den Tag des Gefechtes an der Göhrde.

Digitized by Google

Frauendichtung.

Von Ludwig Lorenz.

Es hat nicht an mannigfachen Versuchen gefehlt, zu erklären, warum die Frauen in Plastik, Malerei und Musik bisher nur sehr wenig, in der Poesie dagegen zum mindesten seit Beginn des 19. Jahrhunderts recht Bedeutendes geschaffen haben. Man wies darauf hin, daß die Überwindung der Konvention im Technischen auf den Gebieten der Plastik, Malerei, Musik ein höheres Maß von Willens- und Phantasiekraft voraussetze, als den Frauen eigen sei. Die besondere Begabung und Neigung aber für Poesie würde, wie ich glaube, aus der besonderen Art ihrer innersten Bedürfnisse zu erklären sein. Das Weib neigt vielmehr als der Mann dahin, in der Kunst subjektive Bekenntnisse zu geben. Die Frau will zunächst ihr Herz frei machen von dem, was sie erlebt und erlitten hat. Sie sucht symbolisch zu äußern, was sie in der Wirklichkeit nicht sagen mag, weil es ihr an den rechten Worten, wie an den rechten Hörern gebricht. Schon darum wird sie das poetische Schaffen den bildenden Künsten vorziehen; jenes gestattet ja eine viel unmittelbarere Konfession. Ein eng begrenztes, fast durchweg in Haus und Familie sich abspielendes Leben findet wohl überhaupt in Plastik und Malerei kaum einen Stoff, der für eine tiefere Offenbarung als Gefäß erscheinen könnte. Auch die Musik, in deren Vortrag und Genuß sich weibliche Gemütskräfte herrlich betätigen, vermag der schaffenden Frau nicht recht zu dienen. Sie bedarf des Wortes, um darzustellen, was sie, nicht allgemein menschlich betrachtet, sondern als bestimmtes weibliches Individuum erlebt hat, was sie in ihren ganz besonderen Lebensverhältnissen an Glück und Leid erfahren hat. Nur die Poesie kann ihr mannigfach beengtes, aber dafür wieder oft überreiches Leben mit allen seinen Besonderheiten widerspiegeln.

Wenn so der Bekenntnischarakter als ein Grundzug weiblicher Poesie erscheint, so ist leicht einzusehen, daß die Frau nicht in gleichem Maße wie der Mann zum eigentlichen „Gestalten", d. h. zum Erschaffen für sich bestehender, vom Individuum in hohem Grade losgelöster Kunstwerke befähigt ist. Das Weib trägt in sich die Bestimmung zur innigen Hingabe an die junge Generation. Die liebevolle Sorgfalt und unendliche Geduld, mit

Digitized by Google

der die Frau seit Jahrhunderten jede Regung des neugeborenen und langsam wachsenden Kindes belauschte, ist dem Geschlechte in Fleisch und Blut übergegangen, und in diesem Sinn hat sich das weibliche Grundwesen mit seinen Überreizen persönlicher über die sachlichen Vorstellungen herausgebildet. Es kommt dazu, daß die konventionelle Abhängigkeit vom Mann und mangelnde Muskelübung die körperlich bedingte Willensschwäche noch erheblich gesteigert, die etwa vorhandene Neigung zu selbständigem Denken aber vielfach im Keime unterdrückt hat. Nun fordert das künstlerische Gestalten ein Absehen von allen individuellen Neigungen, eine reine Sachlichkeit, ein strenges synthetisches Denken, wie es der Mann in jahrhundertelanger Arbeit erworben hat. Dieses synthetische Denken, welches sich freilich in der Kunst nur halb bewußt äußern darf, mangelt der Frau bis zu einem gewissen Grade. Dies zeigt sich einmal in der Komposition, sodann in der Charakteristik. Weibliche Autoren pflegen in ihren Romanen die einzelnen Kapitel nur lose aneinanderzureihen, haben an einer kunstvollen Gliederung selten ein tieferes Interesse. Durch eine Episode, die ihnen am Herzen liegt, den Bau zu stören, macht ihnen kein schweres Bedenken. Sie sind verliebt in ihre Erinnerungen, möchten nichts missen, was ihnen mitteilenswert dünkt. Und ähnliches gilt auch von der Charakteristik. Jene organisierende Tätigkeit, das geheime Zuzählen und Abzählen, durch welches nach Vischer aus regen hin- und herflutenden Bildern Gestalten werden, vollzieht sich bei Frauen nicht mit der gleichen Sicherheit und Genauigkeit wie bei Männern. Es wäre ja eine kühle Besonnenheit vorauszusetzen, die weiblichen Naturen im Schaffensfeuer selten standhält. Mannigfache persönliche Gefühle treten hemmend auf, ethische Zu- und Abneigungen mischen sich störend ein, unmotivierende Übergänge, gewaltsame Übertreibungen sind die Folge. Darum bleiben die Charaktere in der Frauendichtung oft skizzenhaft. Sie bieten eine Fülle anschaulichen Details, aber es erscheint nicht in genügendem Maße geordnet, nicht recht durch dominierende Vorstellungen vereinheitlicht und übersichtlich gemacht. Insbesondere wird es Frauen schwer, die sich in ethischen Ideen äußernden Wirkungen des objektiven Geistes auf den einzelnen Menschen überzeugend zu schildern, sie bleiben durchweg im Naturgeistigen, in der Region der Neigungen befangen, die ja bekanntlich auch Goethes Können am reichsten offenbart.

Diese Schwächen weiblichen Schaffens sind aber nun keineswegs immer in so hohem Grade vorhanden, daß wirklich be-

Digitized by Google

deutende Leistungen dadurch verhindert würden. Bisher freilich blieben solche, wie ich sehe, auf zwei Gebiete beschränkt: Lyrik und Novelle (oder Erzählung). Das Drama erscheint der dichtenden Frau vorläufig unzugänglich. Echte Leidenschaft, mächtige Willenskraft, Weite des geistigen Blickes, metaphysischer Sinn und dialektische Begabung; man kann sich kaum eine Frauenseele vorstellen, die alles dies in sich vereinigte, wie es das Drama fordert. Der Roman dagegen, sollte man meinen, entspräche der weiblichen Natur mehr. Wenn dieser aber nicht nur eine erweiterte Novelle sein will, muß er ein Weltbild geben, d. h. eine Fülle teils individueller, teils typischer Gestalten unter großen Gesichtspunkten gegliedert darstellen. Nur eine Romandichterin hat sich bis jetzt diesem Ideale einigermaßen genähert: George Elliot. Sie ist ein großes episches Talent und gibt gestaltenreiche Bilder englischen Landlebens auf gut gezeichnetem Naturhintergrunde. Aber die Frauen sind glaubwürdiger als die Männer, und eine Vorliebe für das Nebensächliche und Unbedeutende zeigt, daß es ihr an Weite des Blickes fehlt. So läßt es sich gut verstehen, wenn Marie von Ebner-Eschenbach, unsere größte Erzählerin, die Form der „Erzählung", nicht die des Romans bevorzugte. Und Annette von Droste-Hülshoff, die vielleicht alle Dichterinnen der Neuzeit an Ursprünglichkeit überragt, betätigte sich nur auf den Gebieten der Lyrik und Erzählung. Gerade die lyrische Dichtung ist eigentlich prädestiniert, Bekenntnissen des Verfassers als Organ zu dienen. In den Gedichten der Droste-Hülshoff erkennt man in der Tat den Konfessionscharakter sehr deutlich; was Hebbel als Generalisierung des subjektiven Gefühls bezeichnet, tritt bei ihr nicht häufig ans Licht. Sie gibt ihr Innenleben mit allen seinen Besonderheiten und ist darum oft schwer verständlich. Von lebenden Lyrikerinnen möchte ich Ricarda Huch nennen; sie ist in keiner Weise mit der Droste zu vergleichen, erhebt sich aber durch die knappe, prägnante Form ihrer Gedichte weit über die mitstrebenden Genossinnen, gerade diese Eigenschaften sind ja an Frauendichtungen selten zu entdecken.*)

Ähnlich wie die Lyrik bieten auch Novelle und Erzählung der weiblichen Seele, die ihr Eigenstes geben will, reiche Gelegenheit. Beide Formen geben einen begrenzten Ausschnitt des Lebens, fordern nicht die starke Objektivität des Romans. Hier

*) Auch von der Lyrik der Sappho scheint oben Gesagtes zu gelten.

Digitized by Google

sind es nun nicht selten weltfremde Naturen und wunderliche Käuze, in deren Schicksalen und Charakteren die Frauen ihre Erlebnisse zu gestalten suchen: ich nenne „Silas Marner" von G. Elliot, „Salin Kaliske" und „Der schöne Valentin" von Helene Böhlau; die Beispiele sind leicht zu mehren.

Wenn die dichterischen Fähigkeiten der Frau, wie ich nicht bezweifle, tiefer in den Kräften des Gemüts wurzeln als die des Mannes, so entspringen daraus natürlich auch mancherlei Vorzüge, die den unersetzlichen Wert der Frauendichtung bedingen. Voran stellen möchte ich die Fähigkeit, das Atmosphärische im Menschen und Dingen mit höchster Stimmungsintensität zu geben. Seiner Umgebung steht das Weib naiver gegenüber als der Mann; denn das objektivierte Denken ist in ihm nur schwach entwickelt. Die Frau gibt sich mit ungeteilter Seele hin an das, was sie sieht, hört, fühlt und gebiert es wieder, durchtränkt mit allen Kräften ihres Innenlebens. So sind die Gedichte Annettes von Droste-Hülshoff überreich an intimen Einzelzügen, und es strahlt eine seelische Wärme aus jedem Wort, die ohnegleichen ist. Am nächsten kommt der westfälischen Dichterin vielleicht Helene Böhlau in ihren Landschaftsbildern, ich erinnere an das verschneite Gehöft und seine Waldumgebung im ersten Kapitel des „Rangierbahnhofs". Auch George Elliots farbenfrohe Schilderungen englischen Pächterlebens im „Adam Bede" dürfen nicht vergessen werden, und von unseren neuesten Dichterinnen sei Helene Voigt-Diederichs mit ihren feinsinnigen Bildern aus dem schleswig-holsteinischen Dorfleben hervorgehoben.

Die andächtige Liebe zum Kleinen und Unbedeutenden bedingt die Fähigkeit der Frau für humoristische Schilderung kleinstädtischen Treibens. Darin bieten namentlich Helene Böhlaus Weimarer Geschichten und manche Erzählungen der Ebner-Eschenbach gute Beispiele. Der Humor der Frau wirkt sich eben mit Vorliebe in familiären Verhältnissen aus; es fehlt ihr, wie schon F. Th. Vischer bemerkt, die höchste Form, die den ganzen Weltlauf ins Auge faßt. Da ihr der weit überschauende Blick mangelt, vermag sie sich um so inniger in die Seele des Kindes zu versenken. Schon manche Dichterin hat hier naiv erfassend vortreffliches geschaffen und ist in keiner Weise hinter den männlichen Kollegen zurückgeblieben: man betrachte „Das Gemeindekind" von M. von Ebner-Eschenbach, welches sogar der alte Gottfried Keller für etwas „Gutes" hielt. Insbesondere das ganz junge Kind, das noch nicht sprechen kann, poetisch darzustellen, bleibt wohl

Digitized by Google

der Frau vorbehalten; ich denke da z. B. an Mario in Ricarda Huchs „Vita somnium breve“. Die hingebende Teilnahme für das Hilflose, die sich hier kundtut, beseelt auch viele Erzählungen von armen, verwahrlosten Kindern, die wir weiblichen Autoren verdanken. Und schließlich nenne ich noch ein Gebiet, das nur der Frau zugänglich ist: die ausführliche Entwickelungsgeschichte einer Weibesseele. Da werden sich künftige Poetinnen noch manchen Ruhm erwerben. Das Weib kann eben auf diesem Felde viele geheime Vorgänge aus persönlichen Erfahrungen heraus gestalten, während der Mann beispielsweise den jähen Stimmungswechsel in der Seele eines jungen Mädchens immer als etwas seiner Natur nicht völlig Adäquates empfinden und darstellen wird. Und ebenso ist es begreiflich, daß die Frauen männliche Charaktere bei weitem nicht so gut erfassen als weibliche. Am wenigsten gilt das von M. v. Ebner-Eschenbach, aber sonst lassen sich selbst begabte Romandichterinnen den Blick leicht trüben und verfallen ins vage Idealisieren oder gar ins Karikieren des anderen Geschlechtes. Wenn künftig häufiger Frauen von gestählter Willens- und Denkkraft auftreten, werden die Poetinnen unter ihnen wohl auch in der Charakteristik von Männern hervorragendes, vielleicht unersetzliches leisten. Natürlich ist es auch erwünscht, daß wir Ehegeschichten in weiblicher Beleuchtung erhalten. Hier das stoffliche Interesse zu überwinden, wird der Dichterin schwer; aber wir stehen ja erst in den Anfängen weiblicher Kultur und wissen nicht, was den Frauen noch möglich ist.

Ich erwähnte oben, wie sehr das Weib befähigt ist, Schicksale armer verlassener Kinder nachzuleben. Man darf vielleicht verallgemeinernd sagen: das Mitleid ist einer der Grundzüge weiblicher Poesie, sei es, daß die Dichterin sich liebevoll ihrer Geschöpfe erbarmt oder daß es als treibende Kraft eines dargestellten Charakters erscheint. Religiöse und politische Probleme, geistige Bildungskämpfe der verschiedensten Art sind Sache der Männer und ihrer Dichtung. Die Offenbarung alles dessen, was unmittelbar aus dem Herzen kommt und im Mitgefühle Leben weckt, ist des Weibes herrlichste Aufgabe. Wenn die Frauen in diesem Sinne, unbeirrt von Sensationslust und Modelaune, Natur und Menschheit spiegeln, werden sie eine notwendige Ergänzung männlicher Dichtung geben, und wenn unsere Dichterinnen zugleich innerlich tüchtige Menschen, Frauennaturen der edelsten Art sind, werden sie uns lehren, das Weib besser und tiefer zu verstehen.

Digitized by Google

Hat der Teufel ein Recht auf die Seele des Faust?

Von Max Schultz (Berlin).

Ein jüngerer Bekannter, der sich an die Lektüre des zweiten Teils des Faust gewagt hatte, setzte mich kürzlich ein wenig in Verlegenheit, indem er dabei beharrte, daß doch eigentlich der Teufel die Wette gewonnen habe und die Engel mit Unrecht das Unsterbliche des Faust seinem rechtmäßigen Besitzer entführt hätten. Ich konnte im Augenblick wenig Stichhaltiges erwidern und beschränkte mich auf einige allgemeine Bemerkungen, daß Faust doch der Typus des Menschen sei und Goethe, hätte er die Seele des Faust dem Teufel überliefert, zugleich das düsterste Verdammungsurteil über den Menschen und sein Ringen und Streben ausgesprochen hätte. Etwas glücklicher war vielleicht noch mein Hinweis auf die edlen Triebe in der Seele des Faust; wer „immer strebend sich bemühe", könne eben nicht ewig verloren sein. Ich glaube nicht, daß ich meinen jungen Freund überzeugt habe. Meine Entgegnungen treffen eben nicht den Kern des Einwandes: Hat Goethe nicht doch in der Komposition der Fabel seines Dramas einen Mißgriff begangen, indem er anscheinend den Teufel die Wette gewinnen und doch diesen nicht zu seinem Recht kommen läßt? Es ist dabei nebensächlich die Art und Weise, wie Faustens Seele von den Engeln gerettet wird. Man hat auch das Auftreten der Engel getadelt; ihr Erscheinen erinnere an den bekannten deus ex machina. Dieser Einwand ist indes belanglos; das Auftreten der Engel hat nur allegorische Bedeutung; nur weil der Teufel in Wirklichkeit kein Recht auf die Seele des Faust hat, können die Boten des Himmels dieselbe den höllischen Mächten entführen. Das ist freilich gerade der Punkt, der bestritten wird. Ist nicht dem Teufel seine Absicht wirklich gelungen? Hat er in der Tat kein Recht auf die Seele des Faust?

Ein Advokat, der Faustens Sache zu vertreten hätte, könnte sich vielleicht an ein einzelnes Wort klammern. Er könnte ausführen, daß es doch noch nicht ganz erfüllt ist, was der Teufel versprochen hat; denn Faust hat seine Pläne noch nicht ganz verwirklicht; nur im Geiste schaut er das Gewimmel des fleißigen Volkes, das auf dem neuen Boden wohnen wird, und er spricht:

Digitized by Google

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!"

Der Teufel wäre also zu ungeduldig gewesen; er hätte warten sollen, bis Faust seine Pläne ganz zur Ausführung gebracht und dann die verhängnisvollen Worte der Wette wirklich gesprochen hätte. Allein dieser Einwand ist Buchstabentüftelei. Das Werk des Faust naht sich der Vollendung; keine Hindernisse stehen ihm mehr entgegen. Auch gewährt ihm ja das Vorgefühl dieselbe Freude wie das vollendete Werk; er ist voll befriedigt, ist glücklich. Faust spricht dies selbst aus:

„Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick."

Es sind indes gar nicht derlei Advokatenkünste nötig, um die Nichtigkeit der Ansprüche des Teufels zu beweisen. Der Teufel hat kein Recht auf die Seele des Faust. Faust hat nicht seine Seele ohne weiteres dem Teufel verschrieben. Goethe weicht hier mit vollem Bedacht von der alten Volkssage ab. Zwar nach mittelalterlicher Anschauung genügt es, daß Faust einen Bund mit dem Teufel schließt; der Teufel ist sein Diener während seines Lebens; dafür ist Faust nach seinem Tode dem Teufel verfallen. Goethes Faust ist vorsichtiger; er schließt mit dem Teufel einen bestimmten Vertrag, und zwar in der Form einer Wette, und nur, wenn der Teufel sein Versprechen einlöst, will Faust ihm verfallen sein. Nun aber hat Mephistopheles nicht erfüllt, was er versprochen und verheißen hatte; denn was Faust verlangt, was der Teufel leisten sollte, ist nicht allein dies, daß Faust sich befriedigt fühlt, sondern daß er im Genuß sich glücklich fühlt und im Genuß ausruht. Man beachte wohl die Worte, welche der Abmachung vorausgehen:

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!"

Faust bietet dem Teufel die Wette an und schlägt unbedenklich ein; er ist sich dessen gewiß, sein Tatendrang werde ihn davor bewahren, daß er je im trägen Genußleben Befriedigung findet. Unermüdliches, redliches Streben ist der Kern seines Charakters;

Digitized by Google

diesen kann Mephistopheles nicht verändern, mag er auch Faust durch die niedrigsten Vergnügungen schleppen und seine Seele mit Sünde umstricken. Daß sich Fausts innerstes Wesen bis zu seinem Ende gleich bleibt, lesen wir auch im zweiten Teil des Faust; noch kurz vor seinem Tode ruft er aus:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Welch einen gewaltigen Plan hat Faust noch zuletzt gefaßt: Neuen Boden will er für ein tüchtiges Volk schaffen; durch unermüdliche Arbeit soll das Land dem Meere abgerungen werden; dann aber will Faust seiner Herrscherwürde freiwillig entsagen; auf dem neuen Boden, der keinem Herrn untertan ist, soll ein freies Volk leben! Wahrlich, dieser Mann liegt nicht in den Banden des Teufels; Mephistopheles hat sein Versprechen nicht eingelöst. Übrigens spricht Goethe seine Ansicht am Schluß deutlich aus durch den Chor der seligen Knaben:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Hiermit ist meines Erachtens die Frage, ob der Teufel ein Recht auf die Seele des Faust hat, völlig entschieden. Nicht nur, weil an sich der Himmel nicht zugeben kann, daß ein edles Glied ewig verloren geht; der Teufel hat auch sein Versprechen nicht erfüllt; es ist ihm nicht gelungen, „den Geist des Faust von seinem Urquell abzuziehen". (Prolog im Himmel.)

Es sei indes anhangweise noch auf zwei verwandte Fragen eingegangen:

1. Wie denkt Faust selbst über seinen Vertrag mit dem Teufel und über seine Wette?

2. Welches ist die Ansicht des Teufels?

Nicht ohne Absicht läßt Goethe den Faust in der Todesstunde genau dieselben Worte gebrauchen wie beim Abschluß der Wette. Faust erinnert sich also genau seiner Wette; er spielt an auf dieselbe und auf den Einsatz. Welches ist aber dieser Einsatz? Es ist in den Augen des Faust nur der Tod, nicht die ewige Verdammnis; denn an letztere glaubt Faust nicht. Mephistopheles ist ihm auch nicht der jüdisch-christliche Teufel, sondern nur der Dämon der Vernichtung. Die Eigenart des Stoffes der Faustsage hat freilich dazu geführt, daß überall um Faust Zauberkreise geschlungen werden und übernatürliche Mächte ihre Kräfte

Digitized by Google

betätigen. Auch die Umwandlung des Meeresbodens in gutes Land geschieht unter der Beihilfe der Geister. Baucis belehrt uns darüber:

„Tags umsonst die Knechte lärmten,
Hack' und Schaufel, Schlag um Schlag;
Wo die Flämmchen nächtig schwärmten,
Stand ein Damm den andern Tag."

Dennoch ist Faust selbst ein viel zu klarer Geist; er glaubt nicht an die mittelalterliche Hölle und ihre Schrecken. In dem großen Monolog am Anfang der Tragödie, als er die Schale mit dem Gifte füllt, spricht er es aus, daß wohl der Tod zugleich die ewige Vernichtung bedeutet:

„Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In der sich Phantasie zu eigner Qual verdammt;
Nach jenem Durchgang hinzustreben,
Um dessen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu diesem Schritt sich heiter zu entschließen
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahin zu fließen."

Auch als Faust sich dem Teufel verschreibt, legt er dem Leben in einer andern Welt wenig Bedeutung bei:

„Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt in Trümmern,
Die andre mag danach erstehn.
Aus dieser Erde quellen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden;
Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
Dann mag, was will und kann, geschehn.
Davon will ich nichts weiter hören,
Ob man auch künftig haßt und liebt,
Und ob es auch in jenen Sphären
Ein Oben oder Unten gibt."*)

Man beachte auch die Worte der Wette:

„Kannst du mich mit Genuß betrügen:
Das sei für mich der letzte Tag!"

Ferner:

„Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn,
Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!"

*) Man darf natürlich auch nicht zu weit gehen und etwa in den voraufgehenden Worten des Mephistopheles „Wenn wir uns drüben wieder finden" eine weitere von Faust dem Teufel gestellte Bedingung sehen, wie es nach Düntzer der Faust-Kommentator Carriere getan hat.

Digitized by Google

Übrigens hat Mephistopheles im Prolog im Himmel ähnlich geurteilt, indem er sagt, daß er sich nicht mit den Toten abgebe, sondern an die Lebendigen halte. Als freilich beim Tode des Faust der Chor der Lemuren dieselben Worte ausspricht wie Faust beim Abschluß der Wette: „Der Zeiger fällt." — „Es ist vorbei", da gefällt dies Mephistopheles nicht:

„Vorbei! ein dummes Wort.
Warum vorbei?
Vorbei und reines Nichts, vollkommnes Einerlei!"

Welches ist überhaupt die Ansicht des Teufels über seine Wette? Daß er behauptet, die Wette gewonnen zu haben, und alle Veranstaltungen trifft, um die Seele des Faust in Empfang zu nehmen, würde bei dem Vater der Lüge noch nicht zu der Annahme berechtigen, daß er auch selbst an sein Recht glaubt. Doch ist es unzweifelhaft, daß Goethe will, der Teufel sei von seinem guten Recht überzeugt. Dies scheint mir auch der Hauptgrund zu sein, warum Goethe Faust genau die Worte der Wette vor seinem Tode wiederholen läßt. Mephistopheles hat den Faust durch so viele Genüsse geschleppt, darum ist es ihm unzweifelhaft, daß die Seele des Faust verdorben sein muß. Auch weiß Mephistopheles wohl, daß Faust durch sein Verbrechen an Gretchen schuldig geworden ist. Durch seine Übergeschäftigkeit bewirkt er noch am Schluß, daß das Gewissen des Faust durch seine Mitschuld am Tode von Philemon und Baucis belastet wird. Mephistopheles glaubt also unzweifelhaft, ein gutes Recht auf die Seele des Faust zu haben. Hieraus folgt aber nicht, daß er wirklich im Recht ist. Faust ist eine so edle Natur, daß Mephistopheles seine Seele im Grunde gar nicht versteht. Faust spricht dies im vierten Akt des zweiten Teils selbst dem Teufel gegenüber aus:

„Was weißt du, was der Mensch begehrt?
Dein widrig Wesen, bitter, scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?"

Man denke auch an die Worte, die Gott im Himmel zu Mephistopheles spricht:

„Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab
Und führ ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab."

Faust weiß es selbst, daß ihm der Teufel im Grunde nichts bieten kann. Bei der Verschreibung ruft er aus:

Digitized by Google

„Was willst du armer Teufel geben?
Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,
Von deinesgleichen je gefaßt?"

In der Tat ist es nicht des Teufels Verdienst, wenn Faust sich zuletzt doch glücklich fühlt und die bekannten Worte ausspricht. Nicht dem Teufel verdankt er die innere Befriedigung, sondern seiner eigenen Natur. Übrigens ist der Charakter des Mephistopheles voller Widersprüche. Er ist bald der dumme Volksteufel, bald ein Dämon der Vernichtung, ein anderer auf dem Blocksberg, ein anderer als Dozent, wenn er den Schüler, den Baccalaureus über idealistische Philosophie belehrt, ein anderer als Phorkyas. Es ist hier nicht der Ort, auf die Proteusnatur des Mephistopheles näher einzugehen und sie zu erklären. Es sei nur noch erwähnt, daß die oben ausgesprochene Behauptung, Mephistopheles habe kein Verdienst an der inneren Vervollkommnung des Faust, hier einer Einschränkung bedarf; als Phorkyas z. B. hat Mephistopheles seinen ursprünglichen Charakter ganz abgelegt; hier wirkt er bewußt an der geistigen Weiterbildung des Faust mit. Als Belegstelle seien die Worte angeführt, die Phorkyas nach dem Tode des Euphorion spricht:

„Halte fest, was dir von allem übrig blieb!
Das Kleid, laß es nicht los! Da zupfen schon
Dämonen an den Zipfeln, möchten gern
Zur Unterwelt es reißen. Halte fest!
Die Göttin ist's nicht mehr, die du verlorst,
Doch göttlich ist's. Bediene dich der hohen
Unschätzbarn Gunst und hebe dich empor!
Es trägt dich über alles Gemeine rasch
Am Äther hin, so lange du dauern kannst."

Der Vollständigkeit halber sei noch kurz darauf eingegangen, daß man, um darzutun, wie unberechtigt und unhaltbar die Ansprüche des Teufels auf die Seele des Faust sind, sich auch darauf berufen hat, daß Faust gar nicht das Recht habe, seine Seele als Einsatz der Wette preiszugeben; eine solche Wette sei immer ungültig, weil sie frivol und unmoralisch sei. Dieser Einwand hat wenig Berechtigung. Wenn Goethe überhaupt die Faustsage zu einem Drama verwenden wollte, so mußte er auch dem Faust das Recht zugestehen, seine Seele, wenn auch unter Bedingungen, dem Teufel zu verschreiben. Das Recht hierzu folgt aus der freien Bestimmung des Menschen über seine Seele. Richard M. Meyer sagt im dritten Bande seiner Goethe-

Digitized by Google

Biographie: „Sagt man, Faust habe über seine Seele gar nicht verfügen können, der Teufel habe kein Recht, aus einem „unmoralischen Geschäft" den Gewinn einzuklagen, so stößt man alle Vorbedingungen des Werkes um, das auf der freien Herrschaft des Menschen über seinen Willen, über sein Selbst aufgebaut ist." Er fährt dann freilich fort: „So wird man wohl nicht leugnen können, daß der Dichter, der sich selbst allzu vieles Motivieren in seinen Dramen schuld gibt, auch hier durch zu sorgfältige Verknüpfung sich schadet und den Teufel wider Willen ins Recht gesetzt hat."

Es sei noch hingewiesen auf die zweite Wette, die im Faustdrama vorkommt, die Wette zwischen dem Teufel und Gott. Diese Wette gibt Mephistopheles das Recht, mit Faust einen Bund zu schließen, beschränkt aber zugleich den Teufel in seinem Vertrag mit Faust. Nicht ohne weiteres soll dieser durch die Verschreibung dem Teufel verfallen sein, sondern nur dann, wenn es den Künsten des Teufels gelingt, daß Faust sich selbst untreu wird. Auch die Wette mit Gott hat Mephistopheles verloren. Zwar gesteht er es nicht ein; ihm fehlt ja völlig das Verständnis für die edle Natur des Faust. Dennoch hat Gott der Herr recht behalten: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Es sei zum Schluß noch einmal zurückgekommen auf die in der Einleitung geäußerte Behauptung, daß Goethe notwendig mit der Aufnahme des Faust in den Himmel sein Drama abschließen mußte, weil Faust Repräsentant der Menschheit ist. Selbstverständlich bestand für Goethe kein solcher Zwang. Nach dem „Urfaust" von 1775 (bekanntlich von Erich Schmidt aufgefunden) sollte Faust dem Teufel verfallen sein. Er ist verdammt und ohne Hoffnung verloren, weil er durch Gretchens Verführung schwere Schuld auf sich geladen hat. So schließt auch heute der erste Teil des Faust mit den Worten des Teufels: „Her zu mir!" Klagend hallt Gretchens Ruf nach: „Heinrich! Heinrich!"

Digitized by Google

Ein Beitrag zur Frage vom Werte der Persönlichkeit im Mittelalter.

Von Max Kemmerich.

Während die Romantiker die Frage nach dem selbständigen Werte der Persönlichkeit dahin beantworteten, daß er im Mittelalter größer gewesen sei als in der „modernen" Zeit, ja, daß sie im freien Walten des Einzelindividuums geradezu ein Kriterium unseres Mittelalters erblickten, hat bekanntlich Jacob Burckhardt und ihm folgend z. B. die Lamprechtsche Schule im Gegenteil den gebundenen Menschen vor der Renaissance der freien Persönlichkeit seit jener gewaltigen Umwälzung der Weltanschauung gegenübergestellt. Daß beide konträren Urteile in dieser Allgemeinheit nicht richtig sind, daß aber in beiden ein wahrer Kern steckt, ist längst nicht mehr zweifelhaft. Es handelt sich nur darum, die Fehlergrenzen beider Thesen abzustecken. Theodor Lindner hat im 9. Abschnitt der 2. Auflage seiner „Geschichtsphilosophie" die angebliche Gebundenheit im wesentlichen als die Unterordnung unter die kirchlichen Lehren und die Kirche selbst zu definieren versucht, und zweifellos gelang es ihm hiermit, den Kernpunkt der Frage zu treffen. Aber erschöpft hat er sie keineswegs, so wenig, wie ich mir einbilde, im nachstehenden mehr als einen Beitrag zu diesem interessanten Problem beizusteuern.

Von der nahezu unumschränkten Gewalt des altrömischen oder altgermanischen pater familias, der seinen Sprößling verkaufen oder umbringen durfte, ist heute ein bescheidenes elterliches Züchtigungsrecht geblieben, vom Recht des mittelalterlichen Gutsherrn über seine Bauern ist heute jeder Rest verschwunden, desgleichen von Standesprärogativen aller Art. Die Entwickelung hatte ausnahmslos die Tendenz, einzelne bevorrechtigte Personen — deren es aber eine große Zahl gab — ihrer Rechte zu gunsten der großen Masse zu entkleiden. In welchem Grade das gelang, beweist unser allgemeines gleiches und geheimes Wahlrecht, das jedem ehemaligen Zuchthäusler, der die Jahre seines Ehrenrechtsverlustes überstanden hat, jedem Landstreicher und Analphabeten denselben Einfluß auf die Leitung unserer Geschicke einräumt, wie dem Minister, Gelehrten und Großindustriellen. In der Rechtspflege sehen wir dasselbe: die gleiche Strafe für denjenigen, der

Digitized by Google

ein Delikt begeht, um gratis Wohnung und Kost zu erhalten, wie für den, dessen Existenz ein Tag Gefängnis vernichtet — und daß gar niemand heute vor dem Gefängnis sicher ist, wird wohl kaum bestritten werden. Es liegt mir hier ganz fern, ein Werturteil zu fällen, ich will nur konstatieren und daran die Bemerkung knüpfen, daß das politische und soziale Ideal der Gleichheit aller im demokratischen 19. Jahrhundert in wünschenswertester Weise verwirklicht wurde.

Wenn wir nun von der Individualität fordern, daß sie sich als „Ich" fühlt und damit in bewußten Gegensatz zur Umgebung tritt, daß sie im Gegensatz zum Herdenmenschen und zur Tradition sich ihrer besonderen, eigentümlichen Anlagen und Ansichten bewußt wird und auf ihre Verwirklichung, auf ein Hinaustreten aus der Schablone bedacht ist, dann leuchtet es ein, daß für den einzelnen die Chancen zur Erreichung dieses Zieles desto mehr schwinden, je gleichmäßiger die Gesellschaft wird. Berücksichtigen wir nun noch die große Gleichartigkeit der modernen Schulbildung, dann nimmt es niemand wunder, wenn der Konventionalismus der Gegenwart den ultraindividualistischen Zuständen etwa der Renaissance gegenübergestellt wird. Somit scheint diese Gedankenreihe auf eine Rechtfertigung der Romantiker hinauszulaufen? Teilweise gewiß! Die Sachlage scheint die zu sein: einer stark individualisierten Oberschicht im Mittelalter entsprach die breite gleichmäßige Masse des Volkes, Individuen-Exemplare, während heute diese Schablonenmenschen wohl auch in den unteren Volksschichten differenzierteren gewichen sind, dafür aber die relativ ungebundene Oberschicht der aristokratischen Zeiten so ziemlich fehlt.

Das Gesagte gilt allerdings vorwiegend von den Handlungen, während die Denk- und Glaubensfreiheit heute unbedingt größer ist als vor Jahrhunderten, sehr zum Ärger gewisser Dunkelmännerkreise, die im Bewußtsein der Unzulänglichkeit und Antiquiertheit ihrer Glaubenssätze jeden Hauch freieren Denkens fürchten und hassen. Allerdings kann schon ein kleiner Lichtstrahl der Aufklärung der ganzen Dunkelkammer gefährlich werden. Und doch ist der Fortschritt der Gegenwart dem Mittelalter gegenüber längst nicht so groß, als man glauben sollte. Zunächst ist die Kirche noch immer für große Bevölkerungsschichten von ungeminderter Autorität, so daß ein bedeutender Bruchteil der modernen Menschen von ihrer garantierten Glaubensfreiheit keinen Gebrauch macht. Dann aber ist es mit der Glaubensfreiheit

Digitized by Google

auch längst nicht so ideal bestellt, als man annehmen möchte. Wer sich nicht zu einer der wenigen staatlich anerkannten Konfessionen bekennt, erscheint in hohem Grade verdächtig und hat in Deutschland, besonders aber in Preußen, wenig Aussicht auf Staatsanstellung. Auch hier machen wir also die Beobachtung, daß es sich nicht um einen qualitativen, sondern nur um einen quantitativen Unterschied zwischen der Freiheit bzw. Gebundenheit des mittelalterlichen und der des modernen Menschen handeln kann.

Eine weitere Ergänzung dieser im wesentlichen ja bekannten, wenn auch nicht immer beachteten Tatsachen sei nun von einem anderen Gebiete her versucht.

Je höher der Wert der Persönlichkeit, desto höher muß auch folgerichtigerweise der Wert seines Bildes oder Namens, kurz aller seiner Teile eingeschätzt werden. Wenn wir deshalb hier versuchen, auf dem engen Felde des Porträts ein gesichertes Resultat zu gewinnen, so werden wir zu Schlußfolgerungen allgemeinerer Art einen Beitrag geliefert haben.

Wie ich an anderer Stelle*) nachwies, hat das Mittelalter, und zwar schon in karolingischer Zeit, ausreichende Porträts dann liefern können, wenn es es auch wirklich wollte. Zwar blieb immer, wenigstens in den ersten Jahrhunderten bis etwa zum Ende der Stauferzeit, ein nicht unbeträchtlicher Teil der körperlichen Erscheinung einer individualisierenden Behandlung aus verschiedenen Gründen entzogen, dafür fanden aber die wichtigsten und charakteristischsten Merkmale einer Person liebevolle Würdigung. Mag das Gedächtnis auch nicht jede Falte registriert haben, mögen die Technik und das Interesse des Künstlers auch nicht jedes Detail der Ohren, Lippen usw. festgehalten haben, ja mögen sogar oft genug Auge, Haarfarbe, Körperbildung usw. schematisch behandelt worden sein — das im einzelnen nachzuweisen war Aufgabe einer anderen Studie**) — so viel steht fest: die am meisten in die Augen springenden Kriterien, als da sind Bart oder Bartlosigkeit, große Nase oder Stumpfnase usw., konnte man festhalten, wenn man es nur wollte. Und doch finden wir manchmal Bilder, die mit ein und derselben Person identifiziert werden, ohne daß sie untereinander irgend welche Ähnlichkeit aufweisen. So wird unter Umständen ein zeitgenössischer Kaiser an einem Orte ganz

*) „Die Anfänge der deutschen Porträtmalerei, die Porträts Kaiser Karls des Kahlen", Zeitschrift für Bildende Kunst. 1906. p. 147 ff.

**) „Die frühmittelalterliche Porträtmalerei in Deutschland". München 1907. Verlag von Georg D. W. Callwey.

Digitized by Google

anders dargestellt, als an einem anderen, so daß wir auch bei einem durch Namen scheinbar beglaubigten mittelalterlichen Porträt niemals wissen, ob die Persönlichkeit wirklich so ausgesehen hat, wenn wir nicht durch Vergleich mit anderen Darstellungen derselben Person die nötigen Anhaltspunkte finden.

Also, so befremdend es klingen mag — den Beweis im Detail zu erbringen, halte ich hier für überflüssig, nachdem dies an anderer Stelle geschah — man kann eine Person relativ ähnlich porträtieren und tut es nicht unter allen Umständen!

Die Erklärung ist sehr einfach: Wo man etwa den Kaiser kennt, da malt man ihn so gewissenhaft wie möglich, zweifellos nach der Natur, womit aber nicht gesagt sein soll, daß er dem Künstler direkt Sitzungen gewährte, wenn dies auch nach dem wundervollen Porträt Heinrichs II. in Cim. 60 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek zu schließen, wahrscheinlicher ist, als das Gegenteil. Daß der Mönch seinen Abt, den er täglich sah, mit möglichster Gewissenhaftigkeit abkonterfeite, ist ja selbstverständlich, und daß hier ein Irrtum etwa über die Barttracht ganz ausgeschlossen war, bedarf keines Beweises. Wo nun der Herrscher nicht selbst hinkam, suchte man mündliche Erkundigungen über sein Aussehen einzuholen. Die Folge ist, daß sich auf Bildern, die in entlegeneren Orten entstanden, weniger individuelle Merkmale finden. Ist endlich weder der Kaiser von Angesicht zu Angesicht bekannt, waren auch zuverlässige Anhaltspunkte über sein Äußeres nicht erhältlich, da bildete man ihn nach der Phantasie. Haarsträubend! werden wir denken. Und zweifellos bekundet diese Tatsache, die keineswegs vereinzelt auftritt, einen geringen Respekt vor dem „Recht am eigenen Bilde", wie man sich heute so schön auszudrücken pflegt.

Wie macht es nun aber ein moderner Künstler, der eine historische Person darzustellen hat? Wenn es sich um einen König David, einen Apostel Paulus handelt, dann wird niemand verlangen, daß die bildliche Darstellung der wirklichen historischen Erscheinung entspricht.

Man würde sich vielleicht über Judentypen sogar ärgern und ist geneigt, den israelitischen, kraß realistischen Typus, den die Salzburger Schule des 12. Jahrhunderts Christus verlieh, geradezu als Blasphemie, oder doch wenigstens als Geschmacklosigkeit zu deuten. Im allgemeinen weiß man, daß es sich bei der Ikonographie biblischer Personen nur um Idealbildnisse handeln kann, und begnügt sich vollauf mit dieser Tatsache, wofern

Digitized by Google

man überhaupt darüber nachdenkt. Wie aber, wenn es gilt, einen alten deutschen Herrscher, etwa Karl den Großen, im Bilde zu feiern? Der von Dürer geschaffene Idealtypus hat sich bei uns so eingebürgert, daß man die wirklichen Züge des großen Mannes gar nicht gelten lassen würde; hier hat das Idealbildnis das historische völlig verdrängt. Wenn aber gar einer weniger bekannten Persönlichkeit, etwa Heinrich II. oder Otto III. ein Denkmal errichtet werden sollte, dann würde sich niemand daran stoßen, wenn der Künstler seiner Phantasie vollkommen die Zügel schießen ließe, und wenn womöglich in derselben Stadt der Herrscher einmal groß und bärtig, dann klein und bartlos verewigt würde, wiewohl authentische Porträts von beiden existieren. Hier haben wir also genau dieselbe Gleichgültigkeit der Person gegenüber, die wir am „naiven" Mittelalter rügten. Allerdings besteht ein Unterschied. Wer heute Friedrich den Großen oder Bismarck aus seiner Phantasie schaffen wollte, würde als ein Narr betrachtet werden, weil jedermann die Physiognomie dieser Heroen kennt, während wir, wie gesagt, es ganz natürlich finden, wenn etwa Heinrich der Heilige einer freien Künstlerschöpfung entspringt. Wir kennen eben im breiten Publikum letzteren nicht. Also: Wir verlangen nur dann historische Treue in der Darstellung von Persönlichkeiten vom Künstler, wenn wir die Physiognomien der Männer kennen! Da wir nun desto weniger vertraut sein werden, je länger der zu Feiernde tot ist, so genügt, allgemein gesprochen, eine zeitliche Distanz, um dem Künstler freie Phantasiegebilde zu gestatten. Hingegen würden wir es nicht dulden, wenn uns jemand ein falsches Bild von einem berühmten, aber weit entfernten Zeitgenossen, etwa von Tolstoi, als authentisch aufdrängen würde. Denn infolge unserer gegenüber dem Mittelalter ungeheuer gesteigerten Verkehrsverhältnisse genügt die räumliche Distanz nicht, um unser Interesse am körperlichen Habitus einer Person schwinden zu lassen.

Mithin ist im vorliegenden Falle der Unterschied zwischen moderner und mittelalterlicher Bewertung einer Persönlichkeit lediglich der, daß heute die zeitliche Distanz, im Mittelalter aber schon die räumliche genügte, um an ein historisches Porträt keinerlei Ansprüche auf Authentizität zu stellen. Dieser Vorsprung der Gegenwart vor der Vergangenheit ist aber nicht in erster Linie in einer größeren Reife oder größerem historischen Sinne der Jetztzeit zu suchen, sondern vor allem in den technischen Errungenschaften des gesteigerten Verkehrs und der Reproduktions-

Digitized by Google

künste, die dank ihrer Billigkeit Porträts berühmter Männer der Gegenwart und Vergangenheit in großen Massen ins Volk bringen.

Das Fazit dieser Prüfung ist, daß die mittelalterliche Anschauung vom Wert einer Persönlichkeit von der heutigen nicht qualitativ, sondern nur dem Grade nach verschieden ist.

Anders gelagert ist folgender Fall: In einem Kodex der Bamberger Bibliothek befindet sich ein vortreffliches Porträt des Kaisers Otto III. mit der Bezeichnung „Heinrich". Dieses Bild hat bis auf den heutigen Tag die größte Verwirrung angerichtet, weil man, auf ihm fußend, alle ähnlichen, deren es eine stattliche Anzahl gibt, Heinrich II. zuschrieb und nun in größter Verlegenheit war, da anderseits eine ganze Reihe beglaubigter Porträts Heinrichs existieren, die mit diesem nicht die allergeringste Ähnlichkeit aufweisen, wohl aber unter sich übereinstimmen. Man stand vor einem Rätsel, bis ein Einfall, dem ich nachging, sich als richtig herausstellte und damit in höchst einfacher Weise die Sachlage klärte.*) Das Bild stellt Otto III. dar, da aber der junge Herrscher wohl während der Anfertigung des Kodex starb, so wurde das ganze Werk einfach seinem Nachfolger Heinrich II. gewidmet und das Porträt umbenannt. Dasselbe läßt sich für ein Gedicht in Bamberg nachweisen, daß ebenfalls von Otto III. auf Heinrich den Heiligen übertragen wurde. Hier stehen wir allerdings vor einer ganz merkwürdigen Erscheinung, die um so befremdlicher wirkt, als noch König Wenzel, also ein relativ moderner Herrscher, das Porträtsiegel Karls IV. benutzte und zu diesem Zweck einfach den Namen seines Vaters durch den eigenen ersetzte, und das in einer Zeit, wo die Porträtierungskunst sehr hoch stand und sehr eifrig gepflegt wurde. Haben wir doch gerade von Karl IV. eine große Zahl teils ganz vortrefflicher Porträts.

Wir können diese merkwürdige Erscheinung m. E. nur verstehen, wenn wir zugeben, daß die mittelalterliche Seele anders beschaffen war als die moderne, denn heute würde doch niemand ein derartiges Quiproquo aufführen. Mindestens läßt sich auf eine gering entwickelte Pietät schließen, die eine Parallele im Verhalten der alten Ägypter zu den Porträts ihrer Vorgänger findet. Daß die Bildniskunst des Nillandes außerordentlich hoch entwickelt war, ist hinlänglich bekannt, ebenso daß die Religion

*) Vgl. darüber meinen demnächst in der „Christlichen Kunst" erscheinenden Aufsatz über die Porträts Otto III.

Digitized by Google

jedermann dafür Sorge tragen ließ, möglichst viele Duplikate seiner Person zu besitzen, da nur das Überdauern dieses künstlerischen Äquivalentes ein jenseitiges Fortleben der Seele verbürgte. Größtmögliche Ähnlichkeit aber mußte gefordert werden, damit eine Verwechselung der Personen bzw. deren Abbilder ausgeschlossen war. Und trotz dieser außerordentlichen Bewertung der Persönlichkeit die merkwürdige Erscheinung, daß der Pharao mit größter Unbefangenheit von den Porträts seiner Vorgänger die Namen entfernen und dafür seinen eigenen eingraben läßt!

Hier können wir die Motive leicht erraten: der Nervus rerum ist das eine, Eile oder fehlende Gelegenheit, sich selbst genügend Statuen errichten zu können, das andere. Nun können wir nach Breysigs Lehre vom „Stufenbau der Weltgeschichte", dieser geistreichen Übertragung des biogenetischen Grundgesetzes auf die historische Entwickelung, ohne weiteres folgern, daß dieselben Motive auch im Mittelalter bestimmend waren. Wenn wir also den Unterschied zwischen mittelalterlicher und moderner Anschauung präzisieren wollen, können wir etwa sagen:

Während der Respekt des modernen Menschen vor der Persönlichkeit und allem, was mit ihr in Verbindung steht, besonders vor ihrem Abbild, es nicht zuläßt, sie ihres Eigentumes zu berauben, überwiegen im naiveren Denken des Mittelalters praktische Rücksichten denen der Pietät.

Sollte sich hierfür gar keine Parallele aus der Neuzeit finden lassen? Vor etwa 50 Jahren sollte in einer großen deutschen Stadt — der Name tut nichts zur Sache — der damaligen Königin zu Ehren eine Straße benannt werden. Da sie unversehens starb, änderte man seine Absicht, ihren Namen zum Dank für viele Wohltaten zu verewigen und — gab der Straße den der Nachfolgerin. Gewiß, der Fall ist nicht so kraß, wie der der Umbenennung eines Porträts, aber das Motiv ist dasselbe; auch hier sind praktische Gesichtspunkte ausschlaggebender als solche der Pietät, also auch hier nur ein gradueller, kein qualitativer Unterschied zwischen mittelalterlich „gebundener" und modern „freier" Psyche.

Versuchen wir jetzt das Fazit unserer Betrachtungen zu ziehen!

Von der Gebundenheit der mittelalterlichen Persönlichkeit im Gegensatz zur Freiheit der modernen zu sprechen, ist nur mit großen Einschränkungen statthaft. Denn weder war der mittelalterliche Mensch so wenig frei, wie es scheinen könnte, wenn wir

Digitized by Google

ihn nur als typischen Vertreter eines Standes gelten lassen wollen, noch auch ist der der Gegenwart so frei, wie man aus diesem Gegensatz herauslesen zu können glaubt. Gewiß war die Gesellschaft früherer Jahrhunderte längst nicht so differenziert, wie die heutige, auch war ihre Abhängigkeit von der Tradition und vor allem von der Kirche und deren mit Feuer und Kerker aufrecht erhaltenen Autorität viel größer als gegenwärtig, aber die große Zahl kühner Denker, die es stets gab, lehrt, daß man niemals unbesehen die Autorität und Schablone hinnahm, sondern daß es auch damals selbständige Köpfe gab, die sogar ihr Leben für ihre abweichende Meinung wagten. Anderseits gibt es heute gerade genug Herdenmenschen, für die das „es steht geschrieben" genau so gilt, wie je zuvor, wenn auch ihre Zahl ganz bedeutend abgenommen hat. Ich will damit nur sagen, daß es sich hier um fließende Gegensätze handelt, die schwer in eine Formel zu fassen sind. Am ehesten geht dies vielleicht noch gegenüber dem Abbild einer Person, sozusagen ihrem Stellvertreter, dem Porträt. Während die räumliche Distanz zwischen uns und dem Dargestellten uns nicht mehr von der Verpflichtung historischer Treue entbindet, hat sich die zeitliche, sofern wir ihr diese befreiende Wirkung einräumen, beträchtlich verlängert; aus materiellen Gründen aber die Pietät zu verleugnen, ist dem Denken der Gegenwart nicht mehr erträglich.

Möge dieser kleine Beitrag zur Frage nach dem Werte der Persönlichkeit dazu dienen, absolute Urteile nur als Einteilungsmittel gelten zu lassen, sonst aber auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit hinweisen, auf die jeder Versuch, die ungeheure Kompliziertheit psychischer Vorgänge durch Formeln und Schlagworte zu lösen, stößt. So groß die Unterschiede in der seelischen Beschaffenheit der Menschen von einst und heute auch sind, so ist die Entwickelung doch eine kontinuierliche. Nicht um qualitative Unterschiede handelt es sich also, sondern allein um quantitative.

Digitized by Google

Hysterie.

Von Dr. E. Roth.

So prägnant die Bezeichnung Hysterie an sich ist, so wenig ist bis heutigen Tages eine Verständigung über das Wesen und die Verwendbarkeit über die engere oder weitere Fassung dieses Krankheitsbegriffes erzielt worden, wie Otto Binswanger, wohl der genaueste Kenner dieser Nervenkrankheit, in der Einleitung seines großen Lehrbuches besonders hervorhebt.

Dabei vermögen wir hysterische Vorgänge sehr weit in der Geschichte der Menschheit zurückzuverfolgen, und L. Bruns gibt uns beispielsweise die historischen Beweise dafür, daß die Hysterie in epidemieartiger Weise gelegentlich eine große Anzahl von Kindern auf einmal ergriff, wie die Tanzwut, die Kinderkreuzzüge und die Sage vom Rattenfänger von Hameln deutlich erweisen. Neben dieser sogenannten Kinderhysterie verdanken wir die nähere Kenntnis dieser Krankheitsform in dem Mittelalter hauptsächlich Charcot und Richter, deren Werke geradezu als epochemachend bezeichnet werden müssen. Wo konnte auch die Hysterie besser gedeihen, heißt es in der Übersetzung von Gilles de la Tourette durch Karl Grube, als in einem Boden, der unaufhörlich mit Unwissenheit und religiösem Fanatismus gedüngt wurde. Wohl die besten und schlagendsten Zeugnisse für hysterische Vorgänge sind uns in den Bildwerken und Kunstgegenständen des Mittelalters aufbewahrt, wenn es auch nur dem Wissenden gelingt, den Schleier zu lüften und die Darstellungen als das zu erkennen, was sie wirklich sind.

Sydenham, der Vater der klinischen Medizin, brachte wohl als erster zum Ausdruck, daß die Hysterie eine Erkrankung des Nervensystemes sei. Nach seinen Ausführungen ist die Hysterie ein Proteus, welcher eine Anzahl verschiedener Formen annimmt, ein Chamäleon, welches ohne Unterlaß seine Farbe wechselt. Heute wird man lieber Unzahl statt Anzahl sagen, denn die Hysterie vermag fast alle anderen Krankheiten vorzutäuschen.

Gleich von vornherein wollen wir dabei die irrige Meinung berichtigen, als ob die Hysterie eine dem weiblichen Geschlecht eigentümliche Krankheit sei, wie es sich der Laie in der Regel vorstellt. Ach nein! Es gibt recht viel männliche Hysteriker, und wiederum gebührt Sydenham das Verdienst, darauf aufmerksam

Digitized by Google

gemacht zu haben, daß fälschlich viele männliche Hysterische den Hypochondern zugerechnet würden, ein Satz, welchen der bekannte Hufeland dahin formulierte, daß die Hypochondrie bei den Männern dasselbe bedeute, wie bei den Frauen die Hysterie.

Ein abgeschlossenes klinisches Bild der Hysterie lieferte zuerst Briquet 1859, doch kam sein Werk nicht recht zur vollen Geltung. Erst einem Charcot war es vorbehalten, gemeinsam mit einer Reihe bedeutender Schüler der Anschauung zum Durchbruch zu helfen, daß die Hysterie vorwaltend eine psychische Krankheit sei. Sein Hörer P. Janet freilich erkannte bald, daß es noch eine Reihe hysterischer Krankheitssymptome gibt, für welche eine rein psychische Entstehung sich nicht nachweisen läßt. Ja, Binswanger fühlt sich versucht, zu sagen: So viele Individualitäten, so viele Variationen der hysterischen Zustandsbilder, und Möbius, dessen Schriften neuerdings genug Aufsehen erregt haben, daß er jedem Heroen, jedem Musiker, jedem Dichter usw. ein gerüttelt Maß Krankheit andichtet, versteigt sich zu dem Satze: Ein wenig hysterisch ist sozusagen jeder.

Otto Binswanger hebt als dasjenige Krankheitsmerkmal, welches die Hysterie vor allen anderen Nervenkrankheiten auszeichnet, hervor: Die gesteigerte Suggestibilität, welche Selbst- oder Eigen-, wie Fremdsuggestionen die Macht verleiht, hysterische Krankheitserscheinungen aufzuheben, aber auch neue hervorzurufen. Alle hysterischen Krankheitserscheinungen können durch psychische Vorgänge beeinflußt werden, aber bewiesen ist der Satz noch nicht, die Hysterie entstehe ohne jede Ausnahme aus psychischen Vorgängen.

Da die Hysterie unter den erblich bedingten Neurosen an erster Stelle steht, finden wir sie häufig mit anderen Nervenkrankheiten kombiniert, und das Bild: Hysterie mit Neurasthenie gepaart, gehört zu den häufigsten Vorkommnissen, so daß etwa die Hälfte der Krankenbeobachtungen gleichzeitig die Krankheitserscheinungen der Hysterie wie der Neurasthenie darbietet. Häufig vergesellschaftet sich auch die Hysterie mit der Epilepsie.

Als spezifisch hysterisch hebt unser berühmter Jenenser Kliniker die Tatsache hervor, daß, so geringwertig an Umfang und Inhalt die spontane geistige Tätigkeit geworden ist, desto hartnäckiger der aktuell vorhandene Bewußtseinsvorgang festgehalten und desto mehr auf körperliche Vorgänge projiziert wird.

Was nun die Ursachen der hysterischen Erkrankung anlangt, so spielt die neuropathologische erbliche Belastung die Hauptrolle.

Digitized by Google

Für die erworbenen neuropathologischen Zustände hält Binswanger die Ansicht aufrecht, daß sie um so leichter auftreten, je frühzeitiger in der extrauterinen Entwickelung eine schädigende Einwirkung auf die Gesamternährung und speziell das Nervensystem stattgefunden hat. Man hat also alle Ursache, allen kindlichen Affektstörungen die größte Aufmerksamkeit zu schenken, und eine auffällige Labilität der Gemütsstimmung ist immerhin als verdächtig zu bezeichnen. Trübe, unzufriedene, misanthropische Stimmungsanlagen wachsen sich häufig zu Hysterie aus, und mangelhafte ästhetische wie ethische Entwickelung pflegt das ihrige beizutragen, um hysterische Krankheitsformen zu zeitigen. Eine außerordentliche Phantasiewucherung suche man bei Kindern zu bekämpfen, obwohl es sich in der Regel bereits um eine ererbte Prädisposition handeln wird.

Sehr schwer sind die ursächlichen Beziehungen zwischen den chronischen konstitutionellen Stoffwechsel- und Bluterkrankungen und der Hysterie zu deuten, während wir in Geschlechtserkrankungen sicher den direkten und einzigen Anstoß zur Entfaltung der Hysterie kennen lernen, freilich durchweg auf angeborener neuropathologischer Veranlagung beruhend.

Eine geradezu führende Rolle bei der Entstehung der einzelnen hysterischen Krankheitsattacken und Krankheitsphasen spielen die pathologischen Affekte oder, richtiger ausgedrückt, die pathologische Affekterregbarkeit. Angst, Furcht, Schreck, Zorn usw. kommen als auslösende Momente in hohem Maße in Betracht, doch müssen vorbereitende Ursachen mitgewirkt haben.

Eine der wichtigsten ursächlichen Bedingungen der Hysterie ist das Trauma; bald stoßen wir auf allgemeine Körpererschütterungen wie Stöße, Fall, bald auf lokal verletzende Einwirkungen, wie Zahnziehen usw.

Wie wir bereits mitteilten, ist die männliche Hysterie gar nichts so Seltenes und scheint gegenüber der weiblichen mehr und mehr in den Vordergrund zu treten. Während Briquet noch 1859 die weibliche Hysterie etwa zwanzig mal häufiger als die männliche hinstellt, hat sich im Laufe der letzten Dezennien das Verhältnis in hohem Maße verschoben. Die heutigen Kulturbedingungen besitzen einen maßgebenden Einfluß auf die Entfaltung unserer Krankheit, was Binswanger dahin ausdrückt, daß alle die Gefahren, welche in der erhöhten Betriebsamkeit unseres technischen Zeitalters gelegen sind, sowie die Häufung großer Menschenmassen mit ungenügenden Existenzmitteln und verderb-

Digitized by Google

lichen Neigungen auch eine Häufung der Hysterie und zwar vornehmlich bei der männlichen Arbeiterklasse bewirkt haben.

In betreff der Nationalitäten läßt sich wenig sagen. Germanische Völker schneiden aber wohl besser ab als die romanischer und slawischer Abstammung, sicher wenigstens, was die schweren Fälle anlangt.

Dagegen zeigt sich bei der kindlichen Hysterie überall ein starkes Hervortreten des weiblichen Geschlechts, das freilich mehr und mehr schwindet, hauptsächlich wohl auch aus dem Grunde, weil man den hysterischen Knaben früher nicht die richtige Aufmerksamkeit schenkte. War doch bis 1883 etwa sogar die männliche Hysterie nahezu ein Kuriosum!

Im großen und ganzen kann man als Norm hinstellen, daß die Hysterie durchschnittlich früher beim weiblichen als beim männlichen Individuum einsetzt: Binswanger gibt beim Weibe die Jahre zwischen dem 11. und 25. an, während die entsprechenden beim Manne sich vom 26. bis 40. Lebensjahre hinaufschieben. In späteren Dezennien werden hysterische Erkrankungen seltener, und Fälle seniler Hysterie sind geradezu als pathologische Merkwürdigkeiten zu bezeichnen.

Als Hauptsatz springt aber aus diesen Erörterungen der heraus, daß man ursprünglich nur von weiblicher Hysterie redete, daß damals Briquet die Worte prägte: „Der Mann *kann* auch hysterisch werden," und heute die männliche Hysterie in den Krankenhäusern vielfach zweimal häufiger als die weibliche ist.

Wenn auch die Hysterie als ein chronisches Leiden aufgefaßt werden muß, so werden wir doch in der Mehrzahl der Fälle ein Auf- und Niedergehen der affektiven Erregbarkeit beobachten können, wie Binswanger schreibt; eine Änderung des Zustandes, welcher sich in regelmäßigen Zeitperioden vollzieht und im wesentlichen von psychischen und körperlichen Einflüssen bestimmt wird. Einen typisch periodischen Verlauf trifft man nur ausnahmsweise an.

Die Prognose einer vollständigen Heilung ist in der Mehrzahl der Fälle eine ungünstige. Hervorzuheben ist dabei, daß man vor allem nicht eine bestimmte Krankheit, sondern den kranken Menschen zu behandeln hat. Man halte namentlich daran fest: Der Kranke ist aus seiner Umgebung zu lösen; am zweckmäßigsten wird sich stets die Übersiedelung in eine geeignete Anstalt erweisen, in welcher der Arzt der unmittelbare Berater, der Freund der Kranken, ja ihr Herrscher wird. Aber notwendig ist es, alle An-

Digitized by Google

gehörigen zu Hause zu lassen, die bisherigen Pflegerinnen zu entlassen, etwaigen Gesellschafterinnen die Tore der Anstalt zu verschließen usw. Freilich auch die Fälle sind nicht selten, wo eine energiebegabte Begleiterin Wunder bei den Kranken hervorbringt, aber stets hat dann eine eingehende Prüfung dieser Personen stattzufinden: gar viele fühlen sich berufen, aber nur wenige sind auserwählt.

Oft genügt es auch, die Kranken zu zwingen, Eindrücken und Erlebnissen, welche erfahrungsgemäß ihr gemütliches Gleichgewicht zu erschüttern imstande sind, mutig entgegenzutreten oder, wenn dieser Versuch mißlingen sollte, der aufsteigenden Erregung Herr zu werden. Man glaubt nicht, was ein fester Wille in dieser Hinsicht zu leisten vermag. Bei hysterischen Schmerzen gilt es beispielsweise, ihn als solchen anzuerkennen, aber den Kranken allmählich zu erziehen, ihn bei Ausführung der ärztlichen Anordnungen ganz außer acht zu lassen.

Aber stets wende man sich an einen bewährten Arzt! Nur ein solcher vermag beispielsweise die Bekämpfung der hysterischen Schlaflosigkeit durchzuführen, nur er kann der hysterischen Verstopfung steuern und bei anderen hysterischen Erkrankungen rettend eingreifen. Man unterlasse jedenfalls alles eigenmächtige Quacksalbern, man hüte sich vor guten Freunden und getreuen Nachbarn, die genau denselben Fall bereits erlebt haben und großartig heilen sahen, — meist trägt man nur größeren oder seltener kleinen Schaden davon. Die Behandlung des Kranken gehört stets in die Hand eines Arztes!

Wenn nun auch hier von eigentlicher Behandlung der Hysterie nicht die Rede sein soll, welche ja stets mehr oder weniger individuell sein soll und sein wird, auch in weiteren Kreisen kaum das richtige Verständnis finden dürfte, so wollen wir doch noch einige Worte über die Ernährungstherapie sagen.

Hier kommen wir so recht in das Arbeitsgebiet von Binswanger, welcher die Ernährungskuren bei Nervenkrankheiten auch für das große Handbuch der Therapie innerer Krankheiten von Penzoldt und Stintzing verfaßt hat.

Der Kurplan läßt sich dabei in zwei Teile zerlegen, eine eigentliche Ernährungskur und eine Ruhekur. Um den Stoffwechsel zu fördern und die pathologischen Erregbarkeitszustände des Zentralnervensystems herabzumindern, zieht unser geschätzte Gelehrte auch die physikalischen Heilmittel der Massage, die passive Gymnastik, wie Hydro- und Elektrotherapie zu Hilfe. Auch bei

Digitized by Google

der Ruhekur werden allmählich sich steigernde aktive Muskelleistungen empfohlen und die vollständige Ruhe durch einfachere und späterhin mühsamere geistige Beschäftigungen ersetzt.

Bei der Klimatotherapie, bei Brunnenkuren usw. sind es wohl weniger klimatische Vorteile oder besondere Wasserwirkungen, welche einen geistigen Einfluß auf die Hysterischen ausüben, als die Loslösung der gewohnten Umgebung mit all ihren größeren und kleineren Schädlichkeiten, ihren körperlichen und geistigen Anstrengungen wirklicher oder eingebildeter Art.

Aber etwas Größeres als Heilen ist Vorbeugen. Und in der Prophylaxe von Krankheiten sind wir gegen frühere Zeiten jetzt auf bestem Wege. Man beginne also mehr und mehr mit der Überwachung und Leitung neuropathisch disponierter Kinder, man achte auf die psychische Eigenart der Sprößlinge nervöser Eltern und suche durch Erhöhung der Widerstandskraft gegen körperliche und seelische Schädlichkeiten der Entwickelung der Hysterie vorzubeugen. Auf diesem Gebiete läßt sich noch vieles tun und gar manches erreichen.

Wer sich aber näher mit unserem Gegenstand beschäftigen will, dem sei das vortreffliche Werk von Otto Binswanger (Wien 1904, Hölder, Mk. 18) empfohlen, dem wir hier folgten. Kurz behandelte die Hysterie im Kindesalter auch L. Bruns (Halle 1906, Marhold). Die älteren Bücher müssen als veraltet bezeichnet werden.

Zur Geschichte des Deutschtums der Vereinigten Staaten.

Von Hans Traugott Schorn.

Als das entartete römische Weltreich der vis improvisa leti, die nach den Worten des Horaz nicht allein Menschenleben, sondern auch Völker als Tribut fordert, erlegen war, waren es Germanen, die nunmehr weniger als Reich, als vielmehr als fremde Staaten stärkendes Wandervolk das Erbe Roms antraten und lebensfroh die entnervten Völker Europas von der Wolga bis zur gaditanischen Meerenge mit neuer Kraft durchdrangen und zur Fortexistenz befähigten. Wie damals das

Digitized by Google

„honey-combed Europe“, das gleich den Waben eines Bienenstockes mit deutschen Elementen durchsponnene Europa, Germanen die Mitgründer seiner heutigen Staaten nennen konnte, so haben sich die Deutschen auch in der Gegenwart in allen Weltteilen als weltveredelndes wanderfreudiges Kulturvolk einen berechtigten Ruf erworben, und in allen Zonen, sei es am Kap, in Südrußland, Australien, Südamerika oder Hinterasien deutschem Geiste und deutscher Gesittung Geltung zu schaffen gewußt. Nirgends aber hat sich im Auslande die deutsche Volksseele reiner und wirkungsvoller offenbart, als in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wohin seit mehr denn 200 Jahren die Hauptflut deutscher Auswanderung sich wandte.

Die ersten Auswanderungen nach Amerika, die durch Penn organisiert wurden, entsprangen hauptsächlich religiösen Motiven. Penn hatte insofern leichte Arbeit, als er in Deutschland zahlreiche, von den Regierungen teils widerstrebend geduldete, teils verbotene Sekten vorfand, deren Mitglieder keinen sehnlicheren Wunsch kannten, als eine Heimat zu besitzen, in der ihnen Glaubens- und Gewissensfreiheit garantiert war. Außerdem wurde die Auswanderungslust besonders in der Pfalz durch die Raubzüge der Franzosen, die luxuriöse, die Bürger an den Bettelstab bringende Hofführung sowie den herrschenden religiösen Zwiespalt gefördert. Die erste deutsche Stadt, Germantown, wurde unter Leitung des Juristen Franz Daniel Pastorius im Jahre 1683 gegründet. Ihr offizielles Siegel zeigt das Bild eines Weinstocks, einer Flachsblume und einer Weberspule und trägt als Inschrift die Worte: vinum, linum, textrinum, die auf die Mission der Deutschen als Förderer des heiteren Lebensgenusses, sowie der Feld- und Hausarbeit hinweisen. Die Deutsch-Pennsylvanier zeichneten sich durch ihre jede Tätigkeit beherrschende Sittenstrenge aus, die sogar bisweilen über ihr Ziel hinausschoß. So ging der Haß gegen die Vertreter der Jurisprudenz, die vielfach auch von Amerikanern statt lawyers liars genannt wurden, soweit, daß es fast ein Jahrhundert dauerte, bis es einige Deutsch-Pennsylvanier über das Gewissen brachten, sich mit der Ausübung der Rechtswissenschaft zu befassen. Im übrigen erfreuten sich die Deutschen infolge ihres Biedersinns, ihrer Strebsamkeit, ihrer Zuverlässigkeit und Treue bei den Amerikanern eines guten Rufes. Von Pennsylvanien drangen deutsche Einwanderer weiter, erzogen bei ihrem Vordringen die Indianerstämme der Shawanesen und Delawaren, denen sie auch

Digitized by Google

das Christentum brachten, zur Seßhaftigkeit und trugen auch weiter im Binnenlande am meisten zur Förderung der Kultur und Sitte bei. Während die Vertreter anderer Nationen hauptsächlich durch Abenteuer und Beutesucht in die Ferne zogen, galt bei den Deutschen stets als erster Grundsatz, sich an Orten, die ihren Anforderungen zu entsprechen schienen, eine dauernde Heimat zu gründen und hier deutschem Wesen und deutscher Sitte eine neue Pflanzstätte zu schaffen.

Fast gleichzeitig mit der Besiedelung Pennsylvaniens durch deutsche Bauern und Kleinbürger erfolgte die erste, allerdings noch schwache Berührung zwischen dem geistigen Leben Deutschlands und dem amerikanischen Puritanertum. In der Bibliothek zu Boston befinden sich Bruchstücke einer Korrespondenz, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zwischen August Hermann Francke, dem Hauptvertreter des deutschen Pietismus, und einem der ersten geistigen Führer Neuenglands, Cotton Mather, geführt worden ist. Der Amerikaner hat von dem großartigen philanthropischen Unternehmen des Deutschen vernommen. Sofort tritt er mit ihm in Beziehung, fleht den Segen des Himmels auf ihn herab, sendet ihm Geld und bestürmt ihn um nähere Angaben über sein Werk. Nach näheren brieflichen Mitteilungen läßt Mather eine eingehende Darstellung von Franckes Tätigkeit drucken, predigt über den gotterfüllten Mann und sendet weiterhin größere Summen nach Deutschland. Wenn die Nachwirkungen dieses Verkehrs nicht dauernd gewesen sind, so hat dies seinen Grund darin, daß die Freundschaft beider Männer nur eine vereinzelte Erscheinung war, die in der sozialen Umgebung Mathers nur geringen Anklang fand.

Während noch der geistige Einfluß Deutschlands auf Amerika gering ist, während in der Folge sogar die Sympathie der Amerikaner mit deutschem Wesen infolge des Verkaufs deutscher Soldaten an die Regierung Georgs III. abnimmt, haben dennoch gerade Deutsche im Kampfe um die Unabhängigkeit des jungen Freistaates sich die größten Dienste erworben. Die deutschen Exerziermeister Kalb und Steuben waren es, die die Revolutionsheere organisierten und ausbildeten; der Deutsche Herchheimer war es, der in der Schlacht bei Oriskany seine 700 pfälzischen Bauern zum Siege führte und wesentlich zur Kapitulation des britischen Generals Burgoyne bei Saragota beitrug. Der deutsche Prediger Mühlenberg gab gleich einem neuen Arminius unter den Deutsch-Amerikanern die Kriegslosung, derselbe, der auch nach

Digitized by Google

einer glühenden Predigt den Talar herunterriß und in der Uniform eines amerikanischen Offiziers der Gemeinde zurief: „Jetzt geht's in den Kampf für Freiheit und Vaterland, und wer ein Mann ist, der folge mir."

Das klassische Zeitalter der deutschen Literatur am Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts ließ die beiden germanischen Volksseelen wie zwei starke elektrische Ströme aufeinanderwirken. Vermittelt wurden diese Beziehungen durch junge Amerikaner wie Cogswell, den späteren Bibliothekar der „Astor Library", Hedge, den Verfasser der Schrift: Hours with German Classics, den berühmten Geschichtsschreiber Bancroft, die, angelockt von der Botschaft freier Menschlichkeit, die ihnen von Königsberg und Jena, Göttingen und Weimar herüberscholl, noch fast im Knabenalter nach Deutschland kamen, um hier im persönlichen Verkehr mit den großen Vertretern der modernen Weltanschauung sich Lebensfrische und ausharrenden Geistesmut für die Aufgaben ihres Mannesalters zu erwerben. Es ist wohl kaum bekannt, daß durch einen dieser jungen Männer, den genannten Cogswell, Beziehungen zwischen Goethe und der Harvard-Universität angeknüpft worden sind, Beziehungen, die den Dichter im Jahre 1819 veranlaßten, der Bibliothek dieser Anstalt einige 30 Bände seiner Schriften zu übersenden „in Anerkennung der Verdienste, welche sich die Universität seit einer langen Reihe von Jahren um die Pflege gründlicher Bildung in Neu-England erworben habe".

Zu der vermittelnden Tätigkeit junger Amerikaner trat in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts noch die unmittelbare Wirksamkeit deutscher Vertreter klassischer Bildung, die in Erbitterung über die Metternichsche Geistestyrannei der deutschen Heimat den Rücken wandten, um in Amerika den freiheitsfrohen Idealismus ihrer Natur wieder zu finden. Wenigstens zwei dieser Männer haben auf die intellektuelle Bildung Amerikas einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Der eine ist Karl Follen, der Verfasser des Liedes: „Schalle, du Freiheitsgesang", der Mitbegründer der deutschen Burschenschaft, der später Professor der Moraltheologie und deutschen Literatur an der Harvard-Universität wurde. Der andere ist Franz Sieber, der als fünfzehnjähriger Knabe bei Waterloo mitkämpfte, als Neunzehnjähriger in die Demagogenhetze verwickelt wurde, zwei Jahre später an dem griechischen Freiheitskampfe teilnahm und dann, vom Jahre 1827 an, in den Vereinigten Staaten eine geradezu glänzende Tätigkeit als Publizist und Staatsrechtslehrer entfaltet hat.

Digitized by Google

Alle bisherigen Einwirkungen deutscher Kultur auf Amerika können weder an Stärke noch an Umfang verglichen werden mit der Bewegung, die die Scharen politischer Flüchtlinge aus dem Revolutionsjahre 1848 im amerikanischen Volksleben hervorgerufen haben. Die bisherigen Einwanderer waren zum größten Teil Ackerbürger gewesen. Jetzt kamen Männer, die zu den Gebildetsten der Nation gehörten: Ärzte, Juristen, Publizisten, Gelehrte; Männer, die bereit waren, im Kampfe für eine Idee alles zu wagen, Apostel der freien Humanität Schillers und Goethes, entschlossen, ihre ganze Kraft dem Aufbau des jugendlichen Freistaates zu widmen. Karl Schurz, der Studien- und Schicksalsgenosse Kinkels, der mutige Führer der amerikanischen republikanischen Partei, als Gesandter am spanischen Hofe nicht minder bedeutend als auf dem Schlachtfelde, wo er sich namentlich bei Bull Run auszeichnete, bekannt auch als großer Nationalökonom, der meisterhaft die politischen Zustände der Südstaaten charakterisierte, sowie als Journalist, Senator, Minister des Innern und Volksredner, lebt noch heute als idealer Vertreter der Achtundvierziger.*) Aber Karl Schurz wäre nicht das geworden, was er ist, wenn er nicht einen mächtigen Rückhalt an hunderten gleichgesinnter deutscher Männer gehabt hätte, die gleich ihm den Samen deutscher Kultur in Amerika ausgestreut. Außerdem ist noch Franz Siegel zu erwähnen, der einstige Kommandant und Kriegsminister der badischen Insurrektion, der im Revolutionsjahre unter Mieroslawski diente und bei Waghäusel den rechten Flügel des Revolutionsheeres befehligte. Als Organisator der deutschen Freiwilligenlegion, als deren Oberst er bei Missouri unter General Lyons focht, sodann als Brigadekommandant in der Schlacht bei Pea Ridge in Arkansas sowie als Kommandant des 2. Armeekorps der Virginia-Armee hat auch er sich im Bürgerkriege für die Festigung und Entwickelung der Republik große Verdienste erworben. Und wie die deutsch-amerikanischen Führer, so kämpfte auch ihr Gefolge heldenmütig für die Sache der Union im Bürgerkriege. Über 180000 eingewanderte Deutsche waren auf dem Schlachtfelde zu finden. Kein anderes Be-

*) Ist nunmehr gestorben. Wie Bismarck ihn im Herbste 1867 in Berlin ehrenvoll empfing und Prinz Heinrich ihn auf seiner Amerikafahrt begrüßte, so sandte auch Kaiser Wilhelm II. ein warm gehaltenes Beileidstelegramm. Ein Bonner Studienfreund von Schurz, der nunmehr verstorbene frühere Notar Justizrat Karl Schwenzer in Cleve zeigte mir einmal Photographien von Schurz und Kinkel mit deren Unterschrift aus den Bonner Jahren.

Digitized by Google

völkerungselement, auch das eingeborene nicht, war verhältnismäßig so stark in der Unionsarmee vertreten wie das deutsche. Die Namen Vicksburg, Chattanooga, Atlanta, Chickamanga, Richmond, Appomattox, Gettysburg sind für immer als ehrendes Zeugnis deutscher Tapferkeit in die Kriegstafeln der amerikanischen Geschichte eingegraben.

Mit den Scharen der Achtundvierziger hielt auch das deutsche Lied in Amerika seinen Einzug, das im fernen Lande im Kampfe des Lebens die Erinnerung an die deutsche Heimat fortleben läßt, das so herrlich die Gewalt des deutschen Idealismus offenbart und als wichtigster Faktor deutschen Geistes und deutscher Gesittung von den Deutsch-Amerikanern gepflegt wird. Konrad Nies,*) einer der hervorragendsten deutschen Dichter Amerikas, gedenkt der Herkunft des deutschen Liedes „dieses seltenen Gastes" in den Versen:

„Von Osten kam über das Meer er weit
Aus dem Lande der Veilchen und Sagen,
Wo die Rebe sproßt und die Birke mait,
Wo die Drosseln und Finken schlagen.
Als sonniger Jugend wonniger Sohn
In die Ferne auf schäumenden Wogen
Ist mit Germaniens blauäugigem Sohn
Nach Columbias Gau'n er gezogen."

Den Achtundvierzigern folgt nun seit den fünfzigern und sechziger Jahren die letzte große Flutwelle deutscher Einwanderung, die wesentlich durch die wirtschaftliche Eröffnung des amerikanischen Westens hervorgerufen worden ist. Es ist nicht zu leugnen, daß das geistige Niveau der Hunderttausende, die an dieser Bewegung teilgenommen haben, unter dem der Generation von 1848 steht. Aber dennoch darf auch von den Millionen Deutscher, die in den letzten vierzig Jahren sich drüben eine Heimstätte gegründet haben, gesagt werden, daß sie redlich sich bemüht haben, zu dem weiteren Ausbau des amerikanischen Staates ihren Baustein zu liefern. Ihre Leistungen in Handel und Gewerbe waren geradezu hervorragend, im Bürgerkriege zählten sie zu den besten Soldaten und im politischen Leben genießen sie als Anhänger eines gesunden Konservatismus allgemeine Achtung. Aber auch auf sozialem Gebiete haben sie dem amerikanischen Leben einen Dienst erwiesen, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist. So eigen-

*) Lebt augenblicklich in seiner Geburtsstadt Alzey. Im Januar d. J. veranstaltete er u. a. einen Vortragsabend eigener Dichtungen in der Kölner Lesegesellschaft.

Digitized by Google

tümlich es klingen mag, die Deutschen haben das gesellschaftliche Leben Amerikas demokratisiert, indem sie den amerikanischen Kastengeist sprengten und den heiteren gesellschaftlichen Zug ihrer Natur auch dem kühleren und verschlossenen Angloamerikaner mitzuteilen wußten.

Es ist eine erfreuliche Tatsache, daß heute, wo die Deutschen in Wissenschaft und Kunst so Großes leisten, ihr sozial-ethischer Zusammenhang auch erhalten bleibt, wenn der einzelne in weiter Ferne seinen Aufenthalt genommen. Überall, wo Deutsche wohnen, sei es an den Ufern des Aluta in Siebenbürgen, sei es an der Wolga oder am fernen Ohio, fühlen sie sich eins in der Würdigung des kulturellen Fortschrittes Deutschlands. Die deutsche Volksseele läßt sich einem Meere vergleichen, dessen Wellenschlag zwischen den sperrenden Grenzpfählen hindurch weiterwandert, dessen magisches Leuchten sich nicht auf das Gehege eines begrenzten Bezirkes beschränkt, sondern zaubergleich die ganze See überflammt. Jeder Ruf, der schicksalsgewaltig der deutschen Völkergemeinschaft gilt, tönt, soweit das Erdrund reicht. Noch hört es der Deutsche überall, wenn Thors Hammer dröhnt, noch weiß er, daß Idhuns verjüngende Äpfel sein Volk besitzt und freut sich der ewigen Jugendfrische deutschen Geistes, noch kennt er Mimirs Zauberbrunnen, woraus sein Volk Weisheit trinkt, mag er sich am Rhein oder an der Donau, am Kap oder in den Vereinigten Staaten Amerikas sein Heim gegründet haben.

Deutsche Gartenkunst.

Von Camillo Karl Schneider (Wien).

Die Rolle, welche die Gartenkunst im öffentlichen Leben zu spielen beginnt, wird eine immer bedeutendere. Größere, der Allgemeinheit gewidmete Gartenanlagen sind nicht nur in den Großstädten zu einem unabweisbaren Bedürfnisse geworden. Die Stadtgartenverwaltungen werden immer selbständiger und haben namentlich auch bei der Schaffung von Zentralfriedhöfen wichtige Aufgaben zu erfüllen.

So kommt es, daß der Gartenkünstler immer mehr hervortritt neben dem früher alles beherrschenden Architekten. Das Interesse

Digitized by Google

der Allgemeinheit an dem Tun und Lassen der Stadtgärtner wird ein immer größeres. Die Zeit ist da, wo die künstlerische Kritik auch bei den Gartenanlagen Halt machen muß.

Ich will versuchen, die Lage der deutschen Gartenkunst kurz zu skizzieren und ihre Aufgaben anzudeuten. Historische Rückblicke glaube ich mir schenken zu können.*) Meine Zeilen seien allein der Gegenwart und einem Hinblick auf die Zukunft gewidmet. Sie sollen dazu beitragen, regere Teilnahme an der Gartengestaltung in allen Kreisen der Gebildeten zu wecken. Unsere Gartenanlagen bedürfen dieser Teilnahme gar sehr und leiden heutzutage nur zu oft darunter, daß sie entweder ganz übersehen oder, was noch schlimmer ist, falsch bewertet werden.

Ganz besonders gilt dies von den „öffentlichen" Gartenanlagen, von denen zuerst die Rede sein soll. Die privaten Anlagen, zumal die Hausgärten, aber auch kleinere Stadtplätze, die in engem Anschluß an die Architektur stehen, haben bereits in höherem Maße das Augenmerk kunstverständiger Kreise auf sich gelenkt — wie ich später noch zeigen werde. Anders steht es mit den sogenannten „landschaftlichen" Parkanlagen, die nicht mehr in den Rahmen der Architektur fallen und deren rechte Beurteilung unseren Kunstkritikern noch schwer fällt. Tritt doch in diesen Anlagen eine ganz eigenartige Kunst in Erscheinung, die wenig über zwei Jahrhunderte alt ist und in Deutschland erst seit 10 Jahren eine Rolle spielt. Sie steht noch im Anfang ihrer Entwickelung, und ihre künstlerische Wertschätzung ist noch eine überaus schwankende.**)

Die Eigenart der Gartenkunst liegt darin, daß sie überwiegend mit lebendem, dem Wechsel unterworfenem Stoff arbeitet. Allerdings baut sie, wenn ich so sagen darf, einen festen, dauernden Grundriß, allein da die entscheidende Wirkung der landschaftlichen Anlage in den Pflanzungen — insbesondere den Gehölzen — beruht, so ändert sich der Charakter des Werkes nicht nur im Laufe der Jahre, es wechselt das Bild auch je nach der Jahreszeit. Erst viele Jahrzehnte nach der Entstehung, wenn die Haupt-

*) Wer einen schnellen Überblick über die Entwickelung der deutschen Gartenkunst und ihre bedeutendsten lebenden Vertreter bekommen will, der lese meine Schrift „Deutsche Gartengestaltung und Kunst", Leipzig 1904, (Carl Scholtze), worin ich auch die sonstige Literatur von Bedeutung zitiere.

**) Ich habe diese Zeilen im Dezember 1905 geschrieben. Inzwischen ist nun im Oktober 1906 von mir eine Schrift „Landschaftliche Gartengestaltung" in demselben Verlage erschienen, worin die modernen Bestrebungen auf diesem Spezialgebiete eingehend behandelt werden.

Digitized by Google

masse der Gehölze ihr Wachstum abgeschlossen hat, treten im Antlitz der Anlage die dauernden Züge hervor, deren Zustandekommen der Schöpfer anstrebte. Die lebendigen Baustoffe der Gartenkunst sind jedoch in so hohem Maße Einflüssen — denen gegenüber der Künstler fast machtlos ist, die er so gut wie gar nicht voraussehen kann — unterworfen, daß dieser seine Ideen immer nur in beschränkter Weise zur Geltung bringen wird.

Diese Unbeständigkeit, diese gewisse Formlosigkeit des Materials müssen wir vor allen Dingen im Auge behalten, wollen wir der Gartenkunst und namentlich ihren landschaftlichen Schöpfungen gerecht werden. Es erscheint mir sehr ungerechtfertigt, die „Landschaftsgärtnerei" mit der Baukunst in Parallele zu stellen. Die landschaftliche Anlage — der Garten im natürlichen Stile, wie man unsinnigerweise so oft sagt — ist durchaus kein Bauwerk in dem Sinne, wie es ein „Garten" als erweiterte Wohnung darstellt, wie es die architektonischen Anlagen im Stile Le Nôtres oder der Renaissance waren. Sie stellt etwas ganz Abweichendes dar, das mit nichts direkt verglichen werden kann und dessen Gesetze aus den besten Schöpfungen dieser Art selbst abgeleitet werden müssen. Denn auch die Malerei ist im Grunde ganz verschieden von der Landschaftsgärtnerei. Und ich will diese grundsätzlichen Unterschiede anzudeuten versuchen, indem ich das Wesen landschaftlicher Gartengestaltung so, wie ich es sehe, kurz veranschauliche.

Die Geburt der Landschaftsgärtnerei und der Landschaftsmalerei fallen — naturgemäß, wie man wohl sagen kann — fast in dieselbe Zeit. Nachweislich ist die Entstehung jener durch diese angeregt worden. Und infolge der engen Beziehungen, die in dem ersten Jahrhundert ihres Bestehens beide verbanden, wird selbst heute noch die Landschaftsmalerei gern als Vorbild für unsere Kunst hingestellt. Allein beide haben nur das gemein, daß sie aus künstlerisch vertiefter Naturbeobachtung heraus geboren wurden. Die Landschaftsmalerei schafft viel höhere künstlerische Einheiten, als die Landschaftsgärtnerei, welche den Rang einer Zweckkunst einnimmt. Gewißlich muß der Gartenkünstler die Natur in ähnlicher Weise sehen lernen wie der Maler. Während dieser jedoch als reiner Künstler stets nur die von ihm erkannten Wesenszüge in bleibender Weise im Bilde in Erscheinung treten läßt, gibt der Gartenkünstler im Park malerische Motive. Er sucht, wie ich in meiner oben zitierten Schrift sage, das, was er als charakteristisch für eine bestimmte Landschaft empfindet, in

Digitized by Google

prägnantester Form zu verkörpern. Er bereitet in der Anlage die Erkennung der Wesenszüge vor, welche der Maler, seiner Persönlichkeit gemäß, möglichst direkt im Bilde wiederzugeben versucht. Eine gute Gartenanlage muß für einen Maler eine wahre Fundgrube sein. Insoweit ist es auch ganz richtig, zu sagen: wer nichts von (Landschafts-) Malerei versteht, kann einen Park kaum zutreffend beurteilen. Nur beachte man wohl, daß der Maler dort einsetzt, wo der Landschaftsgärtner aufhört.

Wodurch dieser vom Architekten abweicht, brauche ich jetzt nicht zu erörtern, da ich ja später auf die Beziehungen beider noch zu sprechen komme. Ich gelange nunmehr zur Beantwortung der Frage: inwiefern bewährt sich der Landschaftsgärtner als Künstler? Oder mit anderen Worten: mit welchem Rechte können wir überhaupt von Gartenkunst sprechen? Mit der Beantwortung dieser Fragen verschaffen wir uns zugleich die Grundlage, von der wir in der Beurteilung der Gartenkunstwerke ausgehen.

Die rechte Antwort oder, besser gesagt, eine klare Antwort überhaupt zu finden, ist darum so schwierig, weil die Auslegung des Begriffes Kunst eine so schwankende ist. Ich für meine Person möchte davon ausgehen, daß ich in dem Künstler den Schöpfer seelischer Werte sehe. Ein Kunstwerk weckt in mir ganz neues Erkennen oder hellt dunkles Ahnen auf zu klarem Schauen. Der Landschaftsmaler zeigt mir, wie er kraft seiner künstlerischen Intuition ein bestimmtes Stück Natur sieht. Es kann nun sein, daß ich das, was er ausdrückt, schon selbst erkannt habe, sofern ich hinreichend dazu veranlagt bin. Je höher er aber als Künstler steht, desto mehr kann er mir offenbaren.

Gilt dies nun aber auch vom Landschaftsgärtner? Man könnte es nach dem vorhin Gesagten vielleicht verneinen. Doch scheint mir das zu weitgehend, wenn ich auch betone, daß der Maler uns ungleich wertvollere künstlerische Gaben spenden kann. Wir dürfen indes den Vergleich von Landschaftsgärtner und Landschaftsmaler nicht zu weit treiben. Beide haben eben nur den gleichen Ausgangspunkt, aber ihre Ziele sind ganz abweichende. Und obendrein ist doch die Landschaftsgärtnerei ein viel weniger einheitliches Schaffensgebiet. Der Landschaftsgärtner gibt nicht ein Gemälde, er reiht — kann man sagen — unzählige aneinander, er bietet, wie ich oben bereits aussprach, lauter malerische Motive. Als ganzes genommen, ist sein Werk dem Gemälde unvergleichbar. Kann auch mit dem Bauwerk nicht direkt ver-

Digitized by Google

glichen und in gewisser Weise nur an der Natur selbst gemessen werden.

Dabei ist es indes, so natürlich es aussieht, nie Natur. Stets empfinden wir, daß der Mensch es für seine Zwecke zurechtgestutzt hat, daß bestimmtes menschliches Fühlen und Wollen daraus zu uns spricht. Damit allein freilich wird es noch nicht zur Kunst gestempelt, denn auch aus kulturell gepflegten Ländereien spricht menschliches Tun zu uns. In der Landwirtschaft, im Weinbau, in der Forstwirtschaft, im groß betriebenen Gartenbau überall tritt der Nutzzweck offen zutage. Im Landschaftsgarten ist aber dieser Nutzzweck fast ganz verhüllt, an seine Stelle ist ein idealer Zug getreten; die Freude an der Natur selbst — nicht nur an ihrer Nützlichkeit — durchleuchtet das Ganze. Der vom Künstler geschaffene Park lehrt uns, neben die Natur gestellt, diese tiefer erkennen, indem im Park die Wesenszüge der natürlichen Landschaft schärfer herausgearbeitet, zu klarer hervortretenden Formen verdichtet wurden. Freilich kann dabei der Landschaftsgärtner nur andeuten, was der Maler berufen ist, wirklich auszuführen.

Der Hinweis auf die Fäden, welche die Landschaftsgärtnerei mit der Landeskultur im allgemeinen (Ackerbau, Forstwirtschaft usw.) verbinden, scheint mir sehr wichtig. Ich habe immer das Gefühl, daß eine in hoher Kultur stehende Gegend im Grunde „künstlerischer veranlagt ist" — wenn ich diese drastische Wendung gebrauchen darf — als von Menschenhand unberührte Natur. Über diese Dinge verlohnt es sich wohl, ernstlich nachzudenken, für heute aber kann ich sie nur streifen und muß im übrigen beim Thema bleiben.

Nach all dem Gesagten können wir bei der Beurteilung der landschaftlichen Gartenanlage von dem Grundsatz ausgehen, daß eine solche in um so höherem Maße ein Kunstwerk genannt werden darf, als es dem Schöpfer gelungen ist, die Wesenszüge der ihr zugrunde gelegten Naturmotive in Erscheinung treten zu lassen. Denn um das zu können, muß er eben ein Künstler sein. Ein nach irgendwelchen, der sogenannten Ästhetik entlehnten Regeln aufgebautes ideales Landschaftsschema kann — so bestechend es vielleicht für den Moment wirkt — uns nie täuschen. Fehlt ihm doch der Kern Naturwahrheit, dessen Herzschlag wir auch in der künstlerisch subjektivsten Schöpfung spüren müssen. Nicht eine beliebige ideale Natur stellt der Gartenkünstler im Parke vor uns hin, sondern ganz bestimmte, aber in künstlerischer Weise idealisierte Naturmotive.

Digitized by Google

In ihrer ersten Periode — die hoffentlich mit dem 19. Jahrhundert ihren Abschluß gefunden hat — entfernte sich die Landschaftsgärtnerei immer mehr von der vertieften Naturerkenntnis, daraus sie geboren. Wenn auch ihre wirklich bedeutenden Vertreter nie verkannten, daß die Natur selbst ihre erste Lehrerin sein müsse, so brach sich doch eine abstraktere Auffassung Bahn. Unter dem Einflusse formaler, jeder lebendigen Kunstregung verderblicher ästhetischer Anschauungen wurden immer bestimmtere „gültige" Lehren ausgeklügelt, nach denen der Landschaftsgärtner verfahren müsse. Die Natur wurde nicht mehr von Fall zu Fall befragt ihr Rat, den sie in einem Fall gegeben, wurde als für alle Fälle vorbildlich hingestellt. Auf diese Weise sind wir dahin gekommen, daß beinahe eine landschaftliche Anlage der anderen gleicht, wie ein Ei dem andern. Mag auch der Schöpfer sein, wer er will.

Damit mußte die Kunst zu Grabe getragen werden. Und in weitaus den meisten heutigen Anlagen ist sie gänzlich erstorben.

In einigen wenigen allerdings beginnt ein neues künstlerisches Leben zu sprießen. In denkenden Köpfen hat sich die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß mit Verallgemeinerungen uns nicht geholfen ist. Jedes Kunstwerk ist eine ganz subjektive, aus bestimmten, nur für den einen Fall gültigen Verhältnissen herausgeborene Schöpfung, die sich nie genau wiederholt, da die Verhältnisse stets wechselnde sind. Vorbedingung für den Landschaftsgärtner ist es daher nicht, daß er sich gewisse „allgemein gültige" Regeln einpaukt, sondern daß er sich zu selbständigem Nachdenken über jede einzelne Aufgabe, die es zu lösen gilt, erzieht.

Ich kann hier freilich nur in ganz großen Zügen andeuten, worauf es ankommt, worin das künstlerische einer landschaftlichen Anlage liegen soll. In gewissen Künstlerkreisen, wo die Gartengestaltung immer noch der Architektur untergeordnet, wo für alle Anlagen eine architektonische, regelmäßige Gestaltung gefordert wird, scheint man das Wesen der Landschaftsgärtnerei noch arg zu verkennen. Vielleicht beurteilt man ihre Leistungsfähigkeit, allein nach dem, was man fast allerorten sehen kann, und hält sie für spielerische Naturnachahmung oder planlose Kombinierung „natürlicher Effekte". Diese Auffassung ist aber eine ebenso falsche, wie oberflächliche. Und eben weil ich weiß, daß sie in weiten Kreisen Gebildeter herrscht, habe ich oben versucht, darzulegen, in welchem Verhältnis die landschaftliche Anlage zur Natur steht. Sie ist nicht Wiedergabe dieser, sondern veranschaulicht das subjektive Sehen dessen, der sie schuf, wenn auch

Digitized by Google

in den einzelnen Szenerien der Landschaftsgärtner seine Persönlichkeit nur eben andeuten und nicht, wie ein Maler, zum scharfen Ausdruck bringen kann. Was für Szenerien er wählt, wie er sie verbindet und in welcher Weise er das ganze zu einem Zentrum (meist architektonischer Art) in Beziehung setzt, das hängt von den jeweiligen Bedingungen, unter denen er arbeiten kann, ab. Bei der Auswahl des Pflanzenmaterials spielen Klima und Boden die größte Rolle, und die Ausgestaltung des Terrains richtet sich vor allem nach den zur Verfügung stehenden Mitteln. Der Landschaftsgärtner unterliegt, wie ja auch der Baumeister oder der im Kunsthandwerk Tätige immer in hohem Maße bestimmenden Einflüssen, die das Ausarbeiten seiner Idee erschweren. Als wirklicher Künstler wird er aber von vornherein seine Aufgabe so anfassen, daß er die Wünsche, denen er Rechnung tragen muß, gleichsam unbewußt mit verarbeitet. Er geht vom Zweck, von den Bedingungen aus und sucht diese künstlerisch einzukleiden. Ein großer Park, eine umfangreiche öffentliche Anlage ist ein gar komplizierter Organismus. Ehe wir sie recht beurteilen können, müssen wir imstande sein, dem Schöpfer nachzugehen und zu fühlen, was er gewollt hat. Beim Hausbau liegt alles viel klarer zutage, und wir haben eine viel deutlichere Empfindung dafür, wie es sein muß, um künstlerischen Anforderungen zu entsprechen. Anders in der noch wenig verstandenen landschaftlichen Anlage. Dieser steht unsere Kunstkritik noch recht ratlos gegenüber. Sie scheidet sie noch nicht genügend von der architektonischen Gartenanlage, der ich zu guter Letzt noch einige Worte widmen will.

Vom Garten im wahren Wortsinne haben wir nun glücklich erkannt, daß er in innigster Beziehung zum Hause steht und die erweiterte Wohnung darstellt. Er wird vom architektonischen Zentrum beherrscht, wogegen der weite landschaftliche Park als selbständiges Wesen dem Hause sich gegenüberstellt. Das soll nicht heißen, daß wir große architektonische Parks nicht schaffen können, hat doch Le Nôtre in Versailles bewiesen, welche ungeheure Flächen wir mit der architektonischen Gartenkunst beherrschen können. Doch wird die architektonische Gestaltung heutzutage aus dem sehr einfachen Grunde nicht so leicht für umfangreiche Anlagen gewählt werden, weil sie die kostspieligere ist. Will man in so großen Zügen ein einheitliches lebendiges Ganze schaffen, so muß man viel gewaltsamer eingreifen, braucht Terrassierungen, Hilfsbauten, gemauerte Bassins und wer weiß was alles — zumal die Hauptelemente alter Gartenarchitektonik, die lebenden Hecken-

Digitized by Google

mauern, uns heute eine Vergewaltigung des Pflanzenstoffes dünken.

Bleiben wir also beim kleinen Garten, insbesondere dem Hausgarten, der uns unentbehrliches Zubehör jedes wirklichen Menschenheims dünkt. Hier hat der Fachmann in den letzten Jahrzehnten unglaublich gesündigt. Und täglich noch versucht er, den Garten, dessen Wesen ihm fremd ist, aus „landschaftlichen" Brocken aufzubauen, damit beweisend, daß ihm auch Fähigkeit zum Verstehen der „Landschaftsgärtnerei" abgeht.

Da nun die Tatsache, daß Garten und Haus eins sind, so handgreiflich nahe liegt, haben die Künstler unter den Architekten bereits begonnen, sich des Gartens anzunehmen. Dieses Eingreifen ist ein so natürliches, logisches, daß man kaum versteht, weshalb so viele Gartenfachleute dagegen opponieren. Wenn der Garten ein Glied der Architektur ist, nun, so untersteht er dem, der von Architektur etwas weiß, nicht dem, der gar keinen Begriff davon hat. Folglich müssen unsere Fachleute, wenn sie Gärten anlegen wollen, sich erst mit der Architektur vertraut machen. Daß sie deshalb keine Baumeister zu werden brauchen, ist wohl selbstverständlich. Umgekehrt muß freilich auch der Architekt die Landschaftsgärtnerei studieren, will er über landschaftliche Anlagen mitreden und überhaupt Fragen der Gartengestaltung verständnisvoll behandeln. Der gute Wille genügt auf beiden Seiten nicht.

Es erscheint mir deshalb erforderlich, daß auf den technischen Hochschulen, wo Architekten herangebildet werden, auch über Gartenkunst im weitesten Sinne gelesen wird. Ferner, daß die Hörer unserer einzigen höheren Gärtnerlehranstalt in Dahlem bei Berlin, welche sich der Gartenkunst speziell widmen wollen, die nötigen Kurse für Architektur an einer technischen Hochschule durchmachen. Nur auf diese Weise wird allmählich in weiten Kreisen dieser Fachleute ein inniges gegenseitiges Verstehen herausgebildet, das Bedingung ist für ein förderliches Hand in Handarbeiten. Und ich freue mich, daß vereinzelt schon der Versuch gemacht wurde, diese Verknüpfung des Unterrichtes herbeizuführen. Sache der künstlerisch empfindenden Fachkreise und aller derer, die sich für Architektur und Gartenkunst begeistern, ist es, zu einer solchen Vereinigung beider beizutragen.

Und ich wiederhole immer wieder, Sache der allgemeinen Kunstkritik ist es, nicht mehr achtlos an den Werken der Gartenkunst vorbeizugehen, sondern dieselben mit liebevollem Verständnis auch zu prüfen. Dazu möchte ich anregen.

Digitized by Google

Der Wanderer.

Von Heinrich Engelmann.

Graue Wolken trauernd stehen bleiben,
Winde schleichen suchend durch die Heide,
Nebelgeister aus den kühlen Gräsern treiben
Scharfe Dünste. — Ohne Freude

Zieht der Abend schattenspendend schnell vorüber;
Dort der Baum verlängert wehmutsvoll
Seine Äste, die sich tiefer senken über
Einen Wanderer, den er beschützen soll.

Die Bäche.

Saht ihr jemals auf den Wiesen
Bäche ineinander fließen,
Wenn sie sich nach langem Winden
Herz an Herz ergießend finden?!

Wie sie gleich vertraut, gesellig,
Mutiger und doppelwellig,
Inniger in ihrem Wollen,
Freudiger hinunterrollen!

Wie sie sich in stetem Geben
Mächtiger doch nur beleben! —
Unaufhörlich wie im Spiele
Nähern sie sich ihrem Ziele.

Buchbesprechung.

Brockhaus' kleines Konversationslexikon, 5. vollständig neu bearbeitete Auflage, 2 Bände, Leipzig F. A. Brockhaus. 1906.

Der „Kleine Brockhaus" hat in seiner Neubearbeitung eine wohl nicht zu überbietende Vollständigkeit erreicht und ist damit zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für jeden, der im öffentlichen Leben steht, geworden. Kürze und Vollkommenheit sind hier in vorbildlicher Weise vereinigt. Die Ausstattung mit ihren zahlreichen Abbildungen, Karten usw. entspricht dem Weltruf des Verlages. Dr. W. H.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alfred Kresse, Schöneberg-Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Lützowstraße 9.
Druck von A. W. Hayn's Erben, Potsdam.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118709804

Digitized by Google